Die

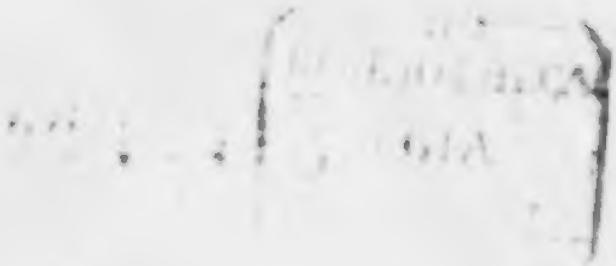
akademiſchen Freunde

eine

Geſchichte in Briefen.

Diſcipimur ſpecie recti.

Königsberg und Leipzig,
bey Gottlieb Lebrecht Hartung.
1783.



An

K. M. S. St * *.

Sie empfangen allhier einen kleinen Roman, der noch aus meinen frühern Jahren herstammt, und ich überlasse es Ihrer Entscheidung, ob ich durch Bekantmachung desselben eine Todsünde gegen das Publikum begieng, oder ob ich so kühn seyn darf einigen Beyfall zu hoffen. Ihr Verstand ist mir für die Gültigkeit Ihrer Entscheidung Bürge, und Ihr Beyfall wird mir um so viel angenehmer seyn, weil ich den einer edlen Seele über alles schätze.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die akademiſchen Freunde!

Erſter Brief.

Königsberg, den 29ſten Julius 1768.

Kämpfer, an v. Dornbach.

Bruder! ich bin ein Narr, ein ausgemachter Narr! — Ich wolte, daß ich Dich hier hätte; und habe ſchon hundertmal Hundstage und Ferien zum Teufel gewünſcht. — Da denken ſie uns ein Geſchenk zu machen, geben uns Feiertage wie den Schulknaben, als ob ſie glaubten, daß uns Wiſſenſchaft und Arbeit eine Laſt wäre! — Und die Hitze thut doch zur ganzen Sache nichts, denn wer nicht ſchon verrückt iſt, den machen auch die Hundstage nicht toll. — Was ich alles vorbringe, um Dich und mich zu betrügen! Ich will's Dir ſchreiben, und kann's wahrhaftig nicht. — Morgen alſo Bruder! Morgen! —

Ich hat's Dir Gestern versprochen, es muß also heraus. — Du kennst Henriette Siegmar, — daß mir der Schweis dicker auf der Stirne steht? — Ich hatte das Mädgen sonst nur so obenhin gesehen, aber Ehegestern war ich mit Ihr in Arnau, *) und da wurde ich verliebt, und ein Narr! — kein großer Unterschied. — Und werd's auch bleiben nun und in Ewigkeit, Amen. — Ich wolt, Du hätst mich zu Paoli gehen lassen, das aller klügste für mich; — denn nun — ach Gott! — Gleich nach den Hundstagen fange ich meine Juristerey an; und meine Dichter werf ich zum Fenster hinaus, damit sie mich nicht wieder abhalten; — selbst Horaz und Milton! —

Das war Vorgestern ein herrlicher Tag! — Ich gieng des Morgens zum Thore heraus, und sah alles so rund um mich herum. — Aber ich mag das Malen nicht leiden! Man klekt doch immer die liebe Natur, nur so schwarz bin wie eine Silhouette, und kanns doch keiner sagen wie's in seinem Kopf geschrieben steht. — Auf einmal schrie Ebert hinter mir her. Mich ärgerte der Kerl! Denn um hören und reden war's mir nun nicht zu thun; — ich that, als ob ich's nicht hörte, und gieng schnell, aber mit einmal

*) Ein Dorf ohnweit Königsberg.

einmal packt er mich beim Kragen: wache auf! Der du schläfst, und schüttelte mich. Ich sah mich um, und nun — ich stand da wie — ja das sag mir einmal einer! Ich habe beym Stadtrath Kranz die Niobe gesehen, verzeih mir's Gott! Ich glaub' so ein Gesicht machte ich. — Bruder! Ich will weinen, und bin lustig; will schreiben und nicht schreiben: sag mir, wie kömmt das? — Doch hab ich mir eins auf der Laute vorgespielt, die halt ich nun in Ehren. Die Flöte hat gute Rah. — Aber ich will Dir alles erzählen. Kurz, es war der Advokat Siegmar, seine Frau, sein Sohn, Ebert, Lieschen, Henriette und Reinhold. Die hätt' ich zuerst nennen sollen. — Mir wurds, als ob mich einer verbrühte, und hernach kalt Wasser über den Leib gösse. Ich machte Hunderttausend Bücklinge, aber mit meiner Sprache gieng's, als ob die Wörter im Mund eingekerkert wären, und sich da nur einzeln herausarbeiteten. — Henriette reichte mir ihren Arm. — Ich stolperte: das Mädgen sah mich an und lachte — das that mir in der Seele weh, Ihr lächerlich zu seyn! Und konnte mich nicht bergen. Ich muß eine steife Karrikatur gewesen seyn, wie ich mir wieder zurecht helfen wolte. — Zum Glück

fiel das Gespräch auf die Musik. Der junge Siegmar machte mir viel Lobsprüche, und sagte: daß er längst meine Bekanntschaft gewünscht hätte. Der Advokat that auch seinen Senf dazu; und ich antwortete beinahe eben so schicklich als Babets Landmädgen. — Freundlich, sagte mir Henriette, ganz freundlich, daß Sie mich neulich gehört habe, als ich im Hause gegen über bey Werner auf der Laute gespielt. Nun bekam ich wieder Muth. — Ich würde mir mehr Mühe gegeben haben, sagte ich, wenn ich von meiner Zuhörerin gewußt hätte. — Sie haben es nicht Ursache gehabt, erwiederte das Mädgen, sie spielten aus der Seele. — Ach! wie mir zu Muth wurde! Himmel und Erde vergiengen! — Ich hört und sah nichts. — Daß ich Ihr zärtlich die Hand drückte, das weiß ich. — Hast Du nicht deine Flöte bei Dir? Fragte Ebert, Du pflegst ja wohl. — Ich will sehen, stotterte ich, und grif in die Uhrtasche. — Du bist wahrhaftig von Simeu! sagte er lachend: wilst Du etwa schon zu Paoli abreisen? Das lohnt nicht, es geht ihm nun schlecht, mir war's nicht lieb, daß er nun eben davon sprach. — Ich nahm meine Flöte in Eil hervor, und präludirte. — Wart, sagte Ebert, ich werde

Die

Dir ſekundiren: unſerm „Glücke kömmt nichts gleich“. — Fang an! — Henriette ſang dazu. — Ich machte einen Bock über den andern. Zum Glück half mir noch die Mutter zurecht, indem ſie ſo ein mezza voce mit drein quinkelirte. Doch das Temperans that gute Dienſte. — Ich kam wieder ſo ziemlich in Ordnung. — Henriette (ich hab's Dir vergeſſen zu ſagen, daß ſie herrlich ſang) beſchwerte ſich, daß ſie die Laute angefangen hätte, aber jetzo nicht fortſetzen könnte. Ich bot mich ihr zum Lehrmeiſter an. — Der ſtorchbeinigte Alte machte viel Exceptiones. — Die Mutter gleichfals, — aber endlich nach vielem repliciren, und dupliciren ward dahin geſchlichtet: daß Jetchen täglich von mir eine Stunde erhalten, und ich dafür bei ihnen eſſen ſolte. Das Leztere verbat ich dienſtfreundlichſt, aber es wurde einmal als Conditio ſine qua non betrachtet, und ich mußt' es annehmen. — Und künftige Woche — höre! Künftige Woche — dann fang ich an — und Juchhe! — entweder glücklich, oder — ins Tollhaus! — Gehab' Dich wohl! —

Zweyter Brief.

Lingaven, den 2ten August 1768.

von Dornbach an Kämpfer.

Ich hab' Dir immer gesagt, daß Du ein lieber guter Junge bist, Dich aber auch immer für zu viel Feuer und zu heftiger Leidenschaft gewarnt; lieber Bruder! Bedenk einmal selbst, Du bist ein Kerl von 21 Jahren; daß Dir nun in diesem Alter ein Mädgen gefällt, daß mancher Wunsch in Deinem Herzen aufsteigt, ist eine Sache, die ich Dir gar nicht verargen kann, aber gleich jeder Sinn und jeden Gedanken auf sie zu richten, sie zum einzigen Endzweck aller seiner Handlungen zu machen, das wäre unverzeihlich, und darüber gienge alles zu Grunde. Was willst Du mit dem Mädgen anfangen? Sie lieben! — Das ist leicht gesagt, aber prüfe Dein Herz, ob Du's in Unschuld thun kannst; Dein Temperament wird an Dir zum Verräther werden, und Dich schlecht handeln zu sehen lieber Bruder, das thäte mir gar zu wehe. Folge meinem Rathe, bekämpfe Dich selbst! Der erste Keim wird leicht abgebrochen, aber wenn das Gewächs einmal groß geworden ist, so bedarf es mehrere Mühe.

Und

Und Heirathen, das iſt nur ein Hirngeſpinſt; überdem iſt Jetchen ein verbuhltes Ding, iſt Deiner unwürdig. Du wirſt vielleicht glauben, daß die Freundſchaft, die ich für Dich hege, mich zum Verläumder mache; aber erkundige Dich bey andern Leuten. Fange keine neue Abentheuer an, unſer Preußen wird ſchon ohnehin das Land der Romane. Es tragen ſich Geſchichtgen zu, ſo gut wie ſie nur ein engliſcher Romanſchreiber erfinden kann; hier haſt Du ein Beyſpiel. Ich habe Dir oft von meinem Onkel und ſeiner Tochter erzählt; es iſt ein vorzügliches Mädgen. Ein gewiſſer Hauptmann von Rudowsky, der ſeit langen Jahren in dem Hauſe bekannt iſt, und den wir alle für einen guten grund ehrlichen Mann hielten, zeigt ſich nun in einer ganz andern Geſtalt. Vor ohngefähr drey Wochen ſtarb ſeine Frau plötzlich, und der Mann that auſſerordentlich betrübt; allein zwo Tage nachher, kömmt der Stadtchirurgus, der zugleich Magiſtratsperſon iſt, zu meinem Onkel, um ſich bey ihm Raths zu erholen; er ſagte uns: am Körper der Frau Hauptmannin wären alle Kennzeichen, daß Sie Gift bekommen habe, und er ſey nun ungewiß, ob er's nicht den Gerichten anzeigen ſolle. Mein Onkel, der

immer große Dinge auf den Hauptmann hielt, machte ihm viele Gegenvorstellungen; daß der Hauptmann durchgängig in dem Rufe eines rechtschaffenen Mannes stehe, daß man auf niemanden Argwohn werfen könne, und der Hauptmann selbst auf Genugthuung dringen werde, wenn man ihn durch solchen Argwohn beleidigte, und da der Chirurgus auch eingestand, daß die Merkmale nicht ganz untrüglich wären, so wurde beschlossen, über diese Sache ein unverletzliches Stillschweigen zu beobachten. Das Begräbnis war feyerlich, und wir wurden alle eingeladen. Der Mann that nun so kläglich, daß wir insgesammt die Bosheit der Menschen verfluchten, die so ein abscheuliches Gerüchte ausgebracht hatten. Mein Onkel, der ihn zerstreuen wolte, nahm ihn mit sich aufs Land, und kaum vergiengen ein paar Tage, so hatte der Mann alle sein Leid vergessen, und am dritten that er Louisen einen förmlichen Heirathsantrag. Das Mädgen erschrak, und wir übrigen auch nicht wenig. Seine Bedienten erzehlten allerley Anekdoten, so, daß unser Argwohn ausserordentlich zunahm. Gestern fuhr er wieder in die Stadt, und mein Onkel begleitete ihn. Er kam heute Morgens zurück: Karl sagte er zu mir, als

wir

wir allein waren, die Sache ist beynahe gewiß. Der Jäger des Hauptmanns, auf welchen er sehr viel hält, hat es schon vor einigen Wochen in der Stadt gesagt: daß meine Tochter noch einmal die Frau seines Herrn werden würde; wir wollen indessen die Sache verschweigen, er wird wofern er schuldig ist, den Strafgerichten des Himmels nicht entgehen.

Verschweige diese Sache lieber **Kämpfer**! Und gedenke dabey: wie weit uns eine unbesonnene Leidenschaft führen kann. — Der Hauptmann hat sich viele Jahre hindurch in gutem Ruf erhalten, und mag auch vielleicht ein ehrlicher Mann gewesen seyn. Vergiß nicht; daß wir's in unsern Jünglingsjahren erlernen müßen, uns selbst zu beherschen, und daß ich es mit Dir wahrhaftig gut und freundschaftlich meine.

Dritter Brief.

Königsberg den 8ten August 1768.

Kämpfer, an von Dornbach.

Verbuhlt? Verbuhlt? — Bist mein Freund, und sagst mir das? Verbuhlt! — Wenn Du mir hier wärst, ich hätte Freundschaft und alles vergessen. Verbuhle so viel wie du willst — wer einmal kein Schurke ist, wird keiner werden; — und so ein lasterhafter Kerl wie Du kann ich nicht seyn. — Dein Hauptmann hat Galgen und Rad verdient! — Meld es dem Criminalkollegio, und wenn du's nicht willst, werd' ich's thun. — Bitte den Onkel, daß er den Kerl nicht mehr ins Haus läßt, und wenn er sich unterstehet, zu kommen, so werf ihn zur Thür hinaus, und schlagt ihm, wenn er von Liebe spricht, die Zähne in den Hals! — Solch ein Scheusal! —

Aber daß Du eine Folge daraus ziehen, und mir lehrreiche Warnung geben willst, ist eine unnötige Sache; denn das sag' ich Dir ein für allemal: vom Mädgen laß ich nicht ab! Ein Scheiterhaufen — Sie jenseits, ich diesseits, ich gienge durch, und zu ihr hin! — Weist Du das? —

So

So weit hatt' ich gestern geschrieben, weiter konnt' ich nicht, ich hatte einen fürchterlichen Schreck. Indem ich eben schreibe, kömmt Siegmars Stubenmädgen mit Bitte, den Anfang des Unterrichts noch vierzehn Tage zu verschieben; das war mir ein Donnerschlag! — Und da hab ich nun keine Ruhe. Ich warf und wälzte mich im Bette, sprang auf und lief wie unsinnig in der Stube, — und Gott sey Dank! Nun bricht der Tag an. — Da schreib ich nun in der Dämmerung, und die Augen stehen mir voll Thränen. — Bruder! Bruder! Ich bin ein unglückseliger elender Mensch! —

Was sind alle menschliche Erwartungen? — Und was wird aus den Meinigen werden? — Glück und Unglück, alles träum ich mir durcheinander. — Ich bin Ihr Haus vorbey gegangen. — Zweimal schon, und immer sind die Gardienen vors Fenster gezogen. — Ihr Herz ist ruhig, sie denkt nicht einmal an mich, und sie schläft so fest. — Würd's wohl vergessen, wenn ihr so wie mir zu Muth wär'. — Mein ganzer Ton ist verstimmt! — Ich lief auf dem Sackheim *) herum; — ich sah ein abgebrann-

tes

*) Eine Vorstadt von Königsberg.

tes Haus, die Wände verbrannt, und schwarz; ich dachte so ist's auch in Deinem Kopf, und gieng hinein! — Wo sind nun Deine Bewohner? Vielleicht nakt und hülflos — ohne Dach. — Ein Schicksal, das Ihnen nimmer träumte. — Elend! Elend! Du singst dem Menschen sein Wiegenlied; und der Laut des Schmerzens ist das erste, womit ein neugebornes Kind die Welt begrüßt. — Da stand ich nun an die Mauer gelehnt, und dachte an alle das Unglück was uns in dieser Welt betrift. — Ich stampfte auf die Erde, — und da sahe ich, daß ein Todtenbein aus dem Schutte, neben meinem Fuße hervor ragte.

Wohl Dir! Du schlummerst jezo, und hast aller Deiner Leiden vergessen. Warst vielleicht ein guter Sohn, — wolltest hier Deinen Vater aus den Flammen retten; — oder ein lieber Jüngling, der um sein Mädgen dem Feuer zu entreissen, sich selbst hinein stürzte. — Ich scharrte den Schutt drüber, weinte und gieng davon. — Ich liebe die Welt, und möchte doch gerne sterben; denn nie, — nie lieber Bruder werd ich glücklich seyn! —

Da sind ein paar Stunden vorüber gegangen, und ich setze mich wieder ans Papier. — Ich hab's

Dir

Dir vergessen zu schreiben, daß der rußische Fürst Wäragin seit 4 Tagen hier im Hause logirt. Sein Hofmeister heißt Demeter, und hat das mittelste Stockwerk gemiethet. Der Fürst will mir nicht gefallen, hat ein finstres menschenfeindliches Ansehen; Demeter aber scheint ein guter Mann. Er hat in Göttingen studiert, und ist schon über die ersten Jünglingsjahre. Wir sind nur ein paar Mal zusammen gewesen, und doch merkt er's mir ab, daß mir etwas fehle. Er wolte mich ausholen, aber ich wurd's gewahr. — Warum wir Menschen doch so gerne einander ausspioniren? Als ob wir nicht genug mit uns selbst zu thun, und an uns selbst zu betrachten hätten. — Ich will nicht gerne, daß man einige Veränderung an mir bemerke; nur Sie allein — Sie soll's gewahr werden, daß ich ohne Ihr Mitleid ein elendes erbärmliches Geschöpf bin.

Vierter Brief.

Königsberg den 11ten August 1768.

Von und an Ebendenſelben.

Wir Menſchen verbittern uns ſelbſt das Leben, und erfinden allerley Dinge uns Unmuth und Langeweile zu machen. — Ich habe mir Kramers akademiſche Reden gekauft, und blätterte darinn: — was für Umſchweife und Wortklaubereyen um uns zu ſagen, was Recht oder Unrecht iſt. — Und wozu dieſe Wortklaubereyen? Iſt nicht in unſerm Buſen ein eigner Richter, der jeden der Menſchenverſtand im Kopf hat, auf die gehörige Bahn weiſt? und wer ein Lykurg ſeyn will, den wird kein Tribonian zum ehrlichen Kerl machen. — Da iſt ein ſchöner Titel! von Knechten und Freygebornen. — Eine ewige Grundſäule für die Menſchheit, daß es Ungeheuer gab, die ihrem Nächſten durch allerley Umſchweife das Recht abdisputirten, welches ihm ſein Schöpfer gegeben hatte, und ihn noch unter die Klaſſe der Thiere zu erniedrigen ſuchten. — Was meinſt Du, wenn ich Mediciner würde? — In zwei Jahren hätte ich hier abſolvirt, ſodann promovirte ich, ginge noch auf ein Jahr nach Berlin, und könnte ſie alſo

über

über 3 Jahr heirathen, da ich hingegen als Juriſt, vielleicht noch einige Jahre als Referendarius bleiben muß.

Der junge Siegmar hat mich geſtern beſucht, und morgen gehe ich zu ihm. Ich war ſchon heute zweymal unterwegens, aber es fiel mir immer ein, daß ich mich verrathen würde, und ich kehrte um. — In Polen ſoll jetzo ein großer Tumult ſeyn. Es ſollen verſchiedene Conföderationen zu Vertheidigung ihrer alten Rechte entſtehen. — Das muß doch eine herrliche Sache ſein, für Freyheit, Vaterland, und das was man lieb't, ſein Leben aufzuopfern. — Gern thät ich's auch. — Man ſpricht ſtark, Döblin *), werde auf den Winter herkommen, das wär' mir ſehr lieb, — ich würde ſie doch auch gewiß in der Comödie ſehen. — Mache daß Du bald wieder in die Stadt kömmſt; mir iſt's ohne Dich als ob ich keinen Kopf hätte. — Hat den Hauptmann noch nicht der Teufel geholt? —

Fünfter

*) Principal einer Schauſpieler Truppe.

Fünfter Brief.

Lingoven den 15ten Auguſt 1768.

von Dornbach an Kämpfer.

Mir iſt es von Herzen lieb, daß noch zwiſchen Deiner Bekanntſchaft mit Henrietten ein kleiner Aufſchub kommt; vielleicht wird Dein Blut, in dieſer Zeit ein wenig abgekühlt. Was Du mir von Demeter ſchreibſt, iſt gleichfalls gut, Du haſt an ihm doch einen vernünftigen Menſchen im Hauſe mit dem Du umgehen kannſt. Glaube nur, daß wir unſern Nächſten nicht immer aus Neugierde, ſondern oft aus wahrer Theilnehmung auszuhorchen ſuchen; und wer weiß ob es dieſer Mann nicht recht ehrlich meint.

Dein Ausſpruch in Anſehung des Hauptmanns, ſezte mich Anfangs in Schrecken. Ich weiß was Du in der erſten Hitze, zu thun im Stande biſt, doch fiel es mir wieder ein: daß der Gedanke an Dein Mädgen, Dir nicht hiezu die Zeit laſſen würde. Der Mann ſpielt jezo den betrübten Wittwer, und weint, entweder Krokodilsthränen, oder Thränen der Reue; wenn das Lezte geſchieht, ſo vergebe ihm Gott. Er kommt jezo nur ſelten zu meinen Onkel,

und

und dieſes ſcheint mir noch ein ſtärkerer Beweis ſeiner Reue. Louischen kommt gar nicht in die Stube wenn er da iſt; vielleicht, daß er dieſes merkt, und wegen unſres froſtigen Betragens wegbleibt. Was Du von der Juriſterey ſchreibſt, iſt zum Theil wahr, doch iſt es einmal nicht anders; und man muß auch dabey überlegen, daß ſich ofe Leute dieſem Stande widmen, die nicht die gehörige Stärke der Ueberlegungs- und Unterſcheidungskraft haben, und folglich auf das ſorgfältigſte geleitet werden müßen; daß Du aber noch auf den Einfall kömmſt, Dich auf die Arzneygelahrheit zu legen, ſtammt wohl daher, daß Du ſodann Dein Mädgen ſo viel eher zu erhalten glaubſt. Aber auch in dieſer Fakultät geht man nur ſehr mühſam Berg an, und ein Arzt ſteht wohl immer in der größten Gefahr ſein Gewiſſen zu beleidigen.

Mein Onkel will mich zwar bis nach den Michaelis Ferien hier behalten; allein um Dir einen Dienſt zu leiſten, will ich auf alle Weiſe eilen, bald wieder bey Dir zu ſeyn.

Sechſter Brief.

Königsberg den 23ſten Auguſt 1768.

Kämpfer an von Dornbach.

Merk Dir den Tag! -- den 23ſten Auguſt. — Ich hab' ſie geſehn, ich hab' ſie geſprochen, — und — ſpring hier auf meiner Stube herum, wie ein Kind mit ſeinem Weinachtsgeſchenk. — Das iſt doch auch mit der Liebe eine herrliche Sache! — Ich will Dir ein Mädgen vorſchlagen, — Lieschen Reinhold. Sie iſt eine Freundin meines Mädgens und muß alſo gut ſeyn. — Das würde mir eine rechte Seelenfreude ſeyn, wenn wir beyde mit einander von unſrer Liebe ſchwatzen, unſre Freuden erzählen, und auch unſre Leiden klagen könnten. — Ich habe hier ein Band an der Laute, das ſeines gleichen nicht hat, — und um des Bandes willen, ſpiel ich Tag und Nacht. Als ich geſtern von Siegmar weggieng, fand ich ein zuſammengewickeltes Papierchen auf der Treppe liegen, und da war es drin; Vermutlich hatte ſie es hingelegt; denn wie ſolte es anders dahin gekommen ſeyn? — Und auf den Montag gehen nun unſre Lekzionen an. Ich war vor Freude auſſer mir! — und da ich eben bey Tiko-

lini

lini vorüber gieng, da sprach ich an, um ihre Gesundheit zu trinken. Der Baron Scheffer und Ebert der eben sein Geld verspielt hatte, setzte sich mit mir ans Fenster. Ebert sprach noch von unserm neulichen Spaziergange, wir beyde rühmten das Mädgen, und Scheffer stimmte ein. Er schien mir auch angeschossen, denn er konnte mit ihrem Lobe nicht zu Ende kommen. Siehst Du! lieber Bruder! daß die Leute nicht so von ihr sprechen wie Du glaubst? alles liebet, alles ehrt sie! — O Himmel! lass' mich das Mädgen besitzen. — Als ich eben nach Hause gehen wolte, begegnete mir Selinski: Du siehst ja sagt er, so vergnügt aus, hast Du gewonnen? — Armselige Leute! die sich nur über Gewinnst erfreuen. — Ja antwortete ich ihm, die ganze Hand voll, indem ich die Hand wies. Zeige doch! rief er, ist's viel? Ich aber gieng meiner Strasse. Er gieng mir einige Schritte nach; da ich ihm aber gar nicht stehen blieb, so rief er zornig: daß er wohl nie einen grössern Narren gesehen hätte. Nolite admirari, sagte Vako, gab ich ihm hierauf zur Antwort; und das war ein weiser Mann. Ich zähle alle Stunden bis zu Deiner Zurückkunft, und dann werde ich Dir so viel sagen, daß Du gewiß meine Wahl billigen wirst.

Siebenter Brief.

Königsberg den 26ſten Augu. 1768.

Von und an Ebendenſelben.

In meinem Kopfe ſieht es bunter aus, als wie in einem Narrätenkaſten; — ich glaub alles Mark dreht ſich in die Runde! — Eben kam ich nach Hauſe, — und 3 Stunden die einem im Himmel nicht kürzer werden können, war ich bey ihr -- Sie hat treſliches Gehör! und wird's in kurzem weit bringen. Es iſt gelogen daß die Liebe Dichter macht! — ich glaubte eben, ſo recht meine Empfindung auszugieſſen, und habe da einen halben Bogen Papier verſchmiert, — ſo ein dummes Zeug, wie ich wohl in meinem Leben noch nicht hingeklekt habe. —

Was iſt Glück? — Was iſt Freude? — Iſt mir doch zu Muth wie einem armen Sünder. — Ich kann nicht ſchreiben, ich muß ausgehen! —

Mit dem Menſchen iſt's wie mit einem Mühlrad, läuft das Waſſer zu ſtark herüber, ſo kann nicht gemahlen werden: iſt zu viel Empfindung in unſerm Herzen, ſo taugen wir nichts. — Ich verſtehe kein Buch. — Ich ſtelte meinen Horaz in die Taſche und lief nach dem philoſophiſchen Gange *). Mir

fiel

*) Ein Spaziergang in Königsberg

fiel die Vestung in die Augen: Wohnung des Elen-
des und des Jammers! — das ist eine erbärmliche
Welt! — ein Mensch ist Richter des andern; und
ein Missethäter verurtheilt oft den Bösewicht. —
Lieber Gott! du weist warum es so ist, ich begreif's
nicht. Ich stand so und gafte die Vestung an, da
kam einer heraus, — ein abgezehrtes Gerippe. Ein
paar Augen, deren Feuer das Elend noch nicht ver-
löscht hatte, überhaupt ein gutes Gesicht, nur Gram
hatte seine Stirne gerunzelt. Wie ich ihn so sah,
fiel mir ein, daß ich sein Gesicht nutzen und einen
reuigen Petrus darnach malen wolte! — Er kam
mir indeß näher. — Seyd ihr auf lange Zeit ver-
urtheilt? Fragte ich — auf Zeitlebens. — Und
warum? — Ich traf mein Weib im Ehebruch, und
erschlug sie. — Ich brauchte Minuten zur Erholung.
Und wie ihr sie nahmt, da glaubtet ihr doch wohl
glücklich zu seyn? — Ja Herr, antwortete er, das
glaubt ich; auch wars im ersten halben Jahre ein
Himmel auf Erden, ich wußte von keiner Noth. —
Er wischte sich die Thränen aus den Augen, — ich
schluchzte mit ihm; gab was ich geben konnte, und
lief davon. — Träum ich mir nun nicht auch ein
irdisch Paradies? — Mädgen! Mädgen! — wenn

ſie wäre wie Du ſchreibſt? — O, daß die Wand auf mich ſtürzte, und mich erſchlüge! — ich taug in der Welt zu nichts.

Die Welt iſt doch nicht ſo böſe wie man denkt. Ich habe geweint, — Freudenthränen hab' ich, geweint, daß ich einen guten ehrlichen Kerl gefunden. — Hängen lies ich mich für ihn, — hier auf der Stelle wenns ſein ſoll. — Demetrius kam zu mir auf die Stube. Ich ſtör Sie doch nicht? — Nein! rief ich, ſuchte meine Verwirrung zu verbergen, und rückte einen Stuhl neben dem meinigen. Er ſetzte ſich, und nahm vertraulich meine Hand: lieber Kämpfer, ſagte er, ich kenne Sie nur wenige Tage, aber doch bin ich überzeugt, daß Sie wegen ihres Herzens und Verſtandes meine Liebe verdienen, ich ſehe, daß ſie immer ganz auſſer ſich ſind, und weiß wie es auf Akademien zugeht, entdecken Sie mir ihre Umſtände. Ich bin nicht unbemittelt, und alſo im Stande Ihnen zu helfen. Ich fiel ihm um den Hals, und konnte nicht reden: — Nein! rief ich endlich, das bedarf ich nicht, nur eines, eines in der Welt, — oder todt! —

Ich habe ihm nun weiter nichts verſchwiegen; und er ſpricht, als ob ich Dich reden höre. — Muß

alſo

alſo auch gewiß ein ganzer Mann ſeyn! — Er wünſcht mit Dir bekannt zu werden. Schreib' alſo welchen Tag Du kommen wirſt, damit ich's ihm ſagen kann. Nur eins gefällt mir nicht an ihm: er iſt zu ſehr gegen die Polen aufgebracht: und mir gefallen die Leute. — Der jüngſte Schulz iſt ſehr krank: Gott gebe, daß er ſterbe! — er hat ein gutes ſanftes Herz, und würde alſo auch mehr Leid als Freude in der Welt finden. Leb' wohl!

Achter Brief.

Lingoven den 30ſten Auguſt 1768.

Von Dornbach an Kämpfer.

Ich freue mich, daß Du an Demeter einen Mann gefunden, deſſen Rath und Freundſchaft Dir nutzen kann. Verlaſſe Dich gänzlich auf ihn; er verdient es gewiß. Ich ſtand deinetwegen viel Angſt aus, denn Du wirſt aus der Einlage erſehen, daß ich ſchwerlich vor dem neuen Jahre zurückkommen werde. Im Grunde macht mir dieſes nicht wenig Verdruß; da ich aber dem alten Obriſten von Dornbach vielen

Dank schuldig bin, so muß ich mich in den Mann schicken. So viel aber ist gewiß: daß ich mich nie zu dem Soldatenstande entschliessen werde. Ich sahe zum voraus ein, daß meiner viel Widerwärtigkeiten warten, aber ich habe alles reiflich überlegt, und bin dazu gefaßt. Ich kann heute nicht mehr schreiben, weil wir uns zur morgenden Abreise nach dem Oberlande fertig machen, wo wir vor der Ankunft meines Onkels noch einige alte Freunde besuchen wollen. Schreibe mir fleißig, adreßire aber Deine Briefe an den Pfarrer Rothmann nach Seedorf, sie könnten sonst dem alten Obersten in die Hände gerathen, und ich kenne Deine Schreibart. Unternimm nichts, wenn ich Dich bitten darf, ohne Demeter um Rath zu fragen, und sey versichert; daß, so viel man nur einem Freunde abwesend dienen kann, ich auch zu Deinem Nutzen thun werde.

Einlage.

Breslau den 10ten August 1763.

Der Oberst von Dornbach an seinen Neffen.

Endlich habe ich Urlaub erhalten! und auf den 20sten September komme ich in Seedorf an; und richte Dich ein, daß ich Dich schon in Seedorf finde. Zum voraus sage ich Dir, Du mußt mit nach Schlesien, das Studieren sind Narrenpossen! Dein Vater und Großvater waren Soldaten, und Du solst auch ein braver Kerl werden. Wenn's Dir nicht unter der Infanterie anstehet, so will ich Dich bey einem Cavallerieregiment anbringen, und wenn Du ein tüchtiger Officier im Dienste des Königs wirst, so solst Du nach meinem Tode auch alle das Meinige erhalten. Bis auf den December bleibe ich in Preussen. Mündlich ein mehreres.

Neunter Brief.

S — den 15ten September 1768.

Hauptmann von Rudorwski, an den Obersten von Dornbach.

Ich habe es mit der größten Freude vernommen, wie Ew. Hochwohlgebohren in erwünschtem Wohlseyn, auf Dero Gütern angelangt, und ich würde es als eine vorzügliche Ehre betrachten, wenn ich die Erlaubnis erhielte, daselbst meine Aufwartung machen zu dürfen. Ich wünsche dieses jetzo um so viel sehnlicher, weil ich noch den Verlust einer zärtlichen Ehegattin bedaure, und es empfände, das niemand als die Fräulein Tochter des Herrn Hauptmann von Dornbach diesen Verlust zu ersetzen im Stande ist. Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich hiezu Ew. Hochwohlgeb. Einwilligung erhielte, und wie bedauernswerth, wenn ich der Anverwandte eines Mannes würde, der sich in unsrer Armee bey jedermann die vollkommenste Hochachtung erworben, und das Schrecken aller unsrer Feinde war. Mit dem größten Entzücken denke ich an eine Zeit, die ich unter Dero ruhmvollen Kommando zubrachte, und wo ich, durch ein so herrliches Muster gereizt die Gelegenheit erhielt,

erhielt, meine Liebe und meinen Eifer für unsern großen Monarchen an den Tag zu legen; und ich würde es als ein vorzügliches Glück betrachten, wenn sich hiedurch noch in einem geneigten Andenken erhalten könnte, derjenige, so mit der tiefsten Ehrfurcht beharret. Ew. ꝛc.

Zehnter Brief.

Seedorf den 18ten September 1768.

Der Oberste von Dornbach an den Hauptmann von Rudowski.

So lange ich lebe, werde ich Ew. Hochwohlgeb. nicht vergessen, denn immer gereicht es mir zur Ehre und Vergnügen einen so würdigen Offizier kommandirt zu haben. Noch gestern erzählte ich einem guten Freunde, wie Sie ihren Posten auf dem Kirchhofe maintenirten, und wie dadurch mein ganzes Batalion konservirt wurde. Ich muß noch lachen wenn ich daran denke, wie Sie die Kroaten zusammen bürsteten, ich würde unrecht gegen meine Niece handeln, wenn ich nicht alles was in meinen Kräften

steht,

nicht, zu ihrer Heirat mit einem so würdigen Manne beytrüge. Es wird mir also sehr angenehm seyn, wenn ich Sie allhier sprechen könnte, da ich zumal übermorgen meinen Bruder und seine Tochter erwarte, und wir sodann alles in gehörige Richtigkeit bringen können. Ihr Herr General dem ich mich zu empfehlen bitte, wird Ihnen gewiß den Urlaub zu mir nicht abschlagen. Ich erwarte Sie also, und bin übrigens mit aller Consideration.

Eilfter Brief.

Seedorf den 12ten September 1768.

Von Dornbach an Kämpfer.

Eh gestern langten wir allhier an. Als meine Cousine aus dem Wagen stieg, bewillkommte sie der alte Oberst äußerst freundlich, es ist mir lieb Mädgen! rief er, daß Du einen Soldaten heiraten willst, und einen braven Mann dazu, ich kenn' ihn: daß er Pulver riechen kann. — Meinen Onkel fuhr er an, weil er auch noch unter kein Regiment gegeben hatte; und auf meine Complimente antwortete er nichts, als daß

er

er seine Schultern mit den Meinigen verglich: Teufel! schrie er, Du hast gegen 8 Zoll. — Wie alt bist Du? 24 Jahre, gab ich zur Antwort. — Schade sagte er: denn wächst Du auch nicht mehr. Kommt in die Stube. — Dieses Bewillkommungs-Compliment, lies mich nicht viel Freude ahnden; ich blieb also demüthig an der Thüre stehen. Der Alte wurde es gewahr. Wie er da stehe! wie eine Pest vor den Arrestanten; — komm und setz Dich! — wie heist Du? war hierauf seine Frage. — Karl! — keinen Namen mehr? — Nein! das ist dumm! daß sie Dir keinen Familien Namen gegeben haben; ich heiße Emerenzius Siegfried. Das sind ein paar Namen, die immer in unsrer Familie gewöhnlich gewesen. — Hierauf beschrieb er uns die Montur aller in Schlesien stehenden Regimenter, und sagte mir; daß ich darunter wählen könnte. Er begehrte meinen Entschluß zu wissen. Ich entschuldigte mich: daß ich keine Lust zum Soldatenstande hätte? Nun hieß er mich etlichemal einen feigen Schurken; meinen verstorbenen Vater einen Hahnrey; drohte mit Enterbung, und so gieng der Tag zum Ende. Gestern des Morgens um 6, da ich noch im Bett lag, kam er völlig angekleidet auf meine Stube und fieng, ob

ich

ich auch reiten könnte? ich bejahete dieses; mußte mich geschwind ankleiden, und mit ihm auf die Hetze. Wir ritten einen kleinen Schritt. Der Alte lachte immer heimlich, und ehe ich mir's versah, schoß er unter mein Pferd. Das war noch nicht schußfrey, nahm einen Seitensprung, und so, Feld ein; ich hatte Mühe mich im Sattel zu erhalten; endlich brachte ich es doch wieder zurecht. Er stämmte die Hände in die Seite und lachte was er konnte. Ihn auf gutem Wege zu erhalten, lachte ich mit, und dafür erhielt ich auch ein Compliment in seinem Stile, nämlich: daß es ihm lieb sey zu sehen, wie ich mich noch nicht ganz zur alten Hure gestudiert hätte. Die Hunde fanden nur einen Hasen, und darum beschwur er's mir bey allen Teufeln, daß es in Sachsen und Böhmen vielmehr Wildbret gäbe. Wir ritten nach Hause zurück, und ich kam aus aller Fassung, als uns Hauptmann von **Rudowski** entgegen kam. Der alte Oberste begegnete ihm nach seiner Art ganz freundschaftlich, und er erzälte ihm vieles von dem Militär in Schlesien: von den Russen und seinen Blessuren; von den Reichswerbungen und der Jagd. Der Hauptmann spielte einen andächtigen Zuhörer. Endlich gingen wir zu Tische. Der Oberste sprach immer

von

von Hochzeit, bis mein Onkel der Hauptmann das Wort nahm: Du irrst Dich, sagte er, lieber Bruder! Hier ist noch gar keine Heirat im Vorschlag! Nun was Teufel! Hier mit dem Herrn Hauptmann und Louisen. — Daraus würde dann wohl vor der Hand nichts werden. — Und warum? — ich habe meine Gründe. — Was Gründe! der Hauptmann ist ein braver Mann; und ich selbst weiß, daß er sich auf dem Vorposten gehalten hat, wie ein David. Er versicherte hierauf mit vielen Flüchen, daß Sie gewiß die Seinige werden solte. Louischen zitterte am ganzen Leibe. Ihr Vater merkte dieses, und stand vom Tische auf.

Der Hauptmann ist noch hier, und wird wie ich glaube, auch noch Morgen bleiben. Louischen verlangt ihn nicht zu sehen, und giebt sich deshalb für krank aus. Der alte Bramarbas flucht darüber, daß Himmel und Erde untergehen mögten, und hat schon oft gewünscht, daß er seinen Feldprediger bey der Hand hätte, um sie gleich auf der Stelle trauen zu lassen. Ich will einen Versuch wagen, und sobald wie der Hauptmann weg ist, sag ich ihm die Ursache unseres Abscheues, vielleicht thut das gute Wirkung. Er spricht beynahe jeden Augenblick mit mir vom

Solda-

Soldaten, und ſucht mir zu dieſem Stande Luſt zu machen, die ich aber niemals bekommen werde. Nächſtens ein mehreres.

Zwölfter Brief.

Königsberg den 27ſten September 1768.

Kämpfer an von Dornbach.

Der alte Ritter gefällt mir! aber wie Henker hat ſich der Hauptmann ſchon bey ihm ſo eingeniſtelt? und woher wuſte er's, daß er Deine Couſine haben wolte? die beyden glaube ich, haben lange eine Meuterey gehabt; aber ich ſage Dir's Bruder! laß Erbſchaft und alles zum Teufel fahren! und krieg den Kerl bey die Ohren. Das wär ein Verbrechen, ſo einem Böſewicht das Mädgen in die Hände zu ſpielen. Ich ſag Dir's, gibs nicht zu. — Wenn ich ihn nur unter die Klauen kriegen könnte; o! wie wolt ich mit ihm abfahren! — Mag er auch ein Achilles ſeyn wie er will! wer ein gutes Gewiſſen hat dem fehlts auch nicht an Muth; aber bey ſo einem, da ſizt wahrhaftig Gewiſſen und Herz nicht mehr am rechten Fleck. —

Mit Jetchen bin ich auf gutem Wege. — Das Mädgen wird nach und nach kirre, und ich bilde mir ein, daß ich ihr vielleicht nicht ſo ganz gleichgültig bin. Ich kanns zwar nicht mit Wahrheit ſagen; aber doch iſt es immer eine ſüße Phantaſie, über die ich ſchon manches mal von Grund der Seele jubilirt habe. Ich hatte kürzlich eine rechte Aergerniß, die mir aber nachher verſüßt wurde. — Indem ich bey Jetchen ſitze, kömmt ihr Stubenmädgen, (eine ächte Kolumbine) in das Zimmer, und ſieht das Band an meiner Laute: ey, ſagt ſie, das iſt eben ſo ein Band als ich neulich verloren habe? — Und wo hat ſie's denn verloren? — Ich weiß ſelbſt nicht, ich bin nicht aus dem Hauſe geweſen, und doch war es aus der Taſche fort wie in die Erde geſunken. — Da haſt ſie's wieder ſagte ich! — band's ab, und warf 's hin. Was fehlt Ihnen Herr Kämpfer fragte Jetchen, ſie ſind ja ſo mürriſch? — O! ich glaubte, daß dieſes Band von Ihnen herſtammte, und da hab' ich's geehrt wie einen Schatz, und mich ſo oft damit gefreut. — Das iſt noch zu erſetzen, ſagte das liebe Mädgen, indem ſie mir ein anderes Band holte. Da wurd' es mir in meiner ganzen Seele aufgehell't, und — Du weiſt, daß ich ſonſt in ſolchen Fällen ein

feiger Kerl bin, — aber diesmal wurde alles in mir rege, ich drückte sie an mich und küßte sie. — Ich hab's Demeter erzählt, und der warnte mich. Ich weiß zum voraus, Du wirst's auch thun, aber ich kenne mich selbst, und wenns mit mir nicht richtig ist, so geh' ich aus dem Wege. — In Polen geh'ts immer bunter. — Oft bin ich da! bringe einen Trupp in gehörige Ordnung; — halte ihnen Reden wie ein römischer Feldherr, und sterbe mit ihnen für Freyheit und Vaterland. — Schon manches mal machte ich mich reisefertig; — aber das schwör ich Dir! wenn ich hier nicht gefesselt wäre, so würd' ich schon da seyn. — Wenn Du Lust hast, und Dein Onkel drauf besteht, so werd immerhin Soldat; der Krieg öfnet die Thore zur Ehrenbahn und zum Grabe: und das sind doch die beyden herrlichsten Dinge auf der Welt.

Dreyzehnter Brief.

Seedorf den 2ten October 1768.

Von Dornbach an Kämpfer.

Auch mir fiel es auf; wie der Hauptmann an meinen Onkel gerathen, nun aber iſt alles erklärt. Sie kennen ſich noch aus dem vorigen Kriege, und weil mein Onkel um einen Poſttag früher aus Schleſien abgegangen, ſo hatte er einen Brief des Hauptmanns den er ſchon zu Seedorf antraf, vor unſrer Ankunft beantwortet. Du lieber Bruder, thuſt mir herzlich leid, es wird mit Dir immer ärger, ich glaubte es wäre eine aufbrauſende Leidenſchaft, und würde ſich legen, darum that ich Dir auch wenig ernſthafte Vorſtellungen, jetzo aber bemerke ich in Deinen Briefen, oft eine düſtre Mattigkeit. Die feurigſten Köpfe haben den mehreſten Hang zur Schwermuth. Schmeichle Dir nicht damit, dem Mädgen nicht gleichgültig zu ſeyn; ich würde Deine Wahl billigen wenn Deine Schöne unerbittlich wäre. Glaube nicht: daß ich einem Frauenzimmer alle Leidenſchaft verarge, ſie bleiben auch nur ſchwache Menſchen; aber es wird ihnen von Jugend an gelehrt, ſich zu verſtellen: und ein Mädgen daß ſich blos giebt iſt

ein unſeliges Geſchöpf, und läuft gewiß dem erſten beſten Verführer in die Hände; oder ſie iſt eine Buhlerin, die auf Eroberungen ausgeht. Bedenke einmal ſelbſt, was Jetchen für Gründe hat, Dich zu ſchätzen? weil Du ihr einigen Unterricht giebſt? — dafür wirſt Du durch ihren Vater der Dir den Tiſch dafür giebt belohnt. Weil Du ein ehrlicher guter Kerl biſt! — woher weiß ſie dies mit Gewißheit? da ſie Dich nur ſeit einigen wenigen Tagen kennt; und laß es Dir aufrichtig ſagen: daß man Deines Ungeſtüms wegen, beym erſten Anblicke immer unrecht zu Deinem Nachtheile urtheilt; und allzuviel Feuer gefällt keinem ſittſamen Frauenzimmer. Bloß Dein Aeußerliches? — dieſes iſt bey ſeinen Seelen keine Grundurſache der Liebe, und wenn Du ſie gleich heirathen willſt, ſo iſt dieſes nur ein Verſprechen in Anſehung der Zukunft, und kann alſo gegenwärtig noch nicht in Erwägung gezogen werden. Du biſt über dies ein junger Menſch der kaum in die Welt tritt, und noch nicht einmal weiß was er werden, und wovon er ſein Brod eſſen ſoll, und die etliche tauſend Gulden die Du im Vermögen haſt, ſind nicht hinreichend auf Deine ganze Lebenszeit. Laß Dir alſo das Ding auflöſen. Das Mädgen liebt

den

den Putz, und der Vater will dazu nichts herlangen; der Herr Bruder will auch manches mitmachen, und weiß nicht wovon, drum haben sie Dir eine Schlinge gestellt; und Du fielst unvorsichtig hinein. Ich will Deine Freundschaft verscherzt haben, wenn ich die Unwahrheit spreche. Mache einen Versuch: gib ihr keine Geschenke, und stelle ihr zu Ehren keine Lustbarkeiten an, sie mag es Dir zu verstehen geben wie sie will, ist ihre Liebe uneigennützig, so wirst Du dadurch nichts verlieren. Du wirst Dich wundern, daß ich schon von ihrer Liebe gegen Dich rede, ohngeachtet Du nichts davon schreibst. Zum Theil bist Du nicht mehr ganz offenherzig, aber ich merk' es Dir ab; und weil ich übrigens Dich und das Mädgen kenne, so kann ich es mir auch leicht vorstellen, wie schnell die Sache bey euch zunimmt, und daß in solchen Fällen Dein Blut nur wenige Augenblicke Zeit braucht, um vom Gefrierpunkt bis zum höchsten Grade der Hitze zu steigen.

Was meine eigene Umstände anbelangt, so werden sie immer verwirrter. Mein Onkel der Oberste besteht darauf, daß Louischen den Hauptmann heiraten soll; und der Mann selbst ist schlecht genug, das Mädgen um ihr Jawort zu quälen, ohngeachtet

er ihren äuſſersten Widerwillen ſieht. Mir ſelbſt wird von nichts als dem Soldaten vorgeredet. Mein Onkel hat mir zum Zeichen ſeiner Gewogenheit den Karabiner eines donischen Kosacken geſchenkt, und ärgert ſich ſehr, daß ich gar nicht trinken kann; er ſagt oft; ich ſey auf der Akademie ein Herrnhuter geworden. Er habe, wie er in meinen Jahren am Rheinſtrom geweſen, das Ding ganz anders verſtanden, und um mir eine rechte Luſt zum Soldatenſtande zu machen, ſo erzält er mir alle ſeine zärtlichen Abentheuer von den Hauptwachen. Mein Onkel der Hauptmann beredet mich ſelbſt zu Kriegsdienſten, allein ich glaube, in einem Alter von 24 Jahren iſt der Anfang zu ſpät. Ueber dies weiſt Du meine Abneigung dagegen, auch iſt mein Körper nicht ſo geſund wie er ausſieht, und ich liebe die Ruhe nebſt meinen Büchern.

Nun begreife ich es, warum mein Onkel der Hauptmann mir verboten, nichts von dem Tode der Frau von **Rudowski** zu ſagen: er hat die Sache ſelbſt auf einen ſehr guten Weg eingelenkt. Der Hauptmann war hier, und hatte ſeinen Jäger mit, der von allem weiß, mein Onkel unterhielt ſich oftmals mit demſelben von der Jagd. Ein Böſewicht wird leicht ein Verräther! durch ein Geſchenk gereizt ver-

verſprach der Kerl dem Oberſten, ſelbſt einige Nachricht vom Tode der Hauptmannin zu erteilen, und that es heute, da ihn ſein Herr mit einem Briefe herſchickte. Der Alte fuhr entſezlich auf, Kinder, ſagte er, (indem er in die Stube trat, und ſich die Stirne wiſchte), die Leute reden ja: Rudowski habe ſeine erſte Frau vergeben? — darum will ihn auch Louiſe nicht haben erwiederte mein Onkel! — ich glaube nicht, daß es wahr iſt! der Mann iſt zu brav um ſo einen hundsfötiſchen Streich zu begehen. — Ich will ihn verhören. — Da Junge! ſchreib an ihn, — in meinem Namen, — daß er herkommen ſoll! — flugs ſchrieb ich den Brief; und mit nächſter Poſt erhältſt Du nun vom übrigen die Nachricht.

Vierzehnter Brief.

Königsberg den 8ten October 1768.

Kämpfer an von Dornbach.

Daß unſre Leidenſchaften nach beſtimmten und gewiſſen Regeln gehen, dies habe ich erſt aus Deinem lezten Brief erfahren. Leidenſchaften ſind, wie ich denke unwillkührlich. — Freylich nach einem Grundriſſe in unſerm Herzen geformt, aber doch auch ſo abweichend und ſo mannichfaltig abgeändert als unſre Geſichtszüge; und wer Empfindung modeln kann, glaubt nur zu empfinden. Es iſt mit den Herzen der Liebenden, wie mit vier paar gleichgeſtimmten Geigen: ſtreiche die eine, und die andre giebt den Ton mit an. — Gebiet ihr einmal zu ſchweigen?

Was die Verſtellungskraft des Frauenzimmers anbetrift, ſo iſt es ſchändlich daß man ſie dieſelbe lehrt! ich dächte daß man ihnen nicht ſo viel Fallſtricke ſtellen mögte, wenn man nicht glaubte, daß alle Tugend nur erborgter Schein iſt; und daß man nur immer ein unſchuldig ſcheinendes, nie aber ein unſchuldiges Mädgen zu verführen glaubt; und der Mann den ein Frauenzimmer blos um ſeinetwillen liebt, und ſich, dieſes zu zeigen, und zu ſagen gar

nicht

nicht schämt, der müßte doch gewiß eine doppelte Stärke der Zuneigung empfinden, wenn er erwägt, wie sie alle Vorurteile und alle falsche Grundsätze um seinetwillen vergesse. — Da hingegen jetzo viele Leute ihre Weiber nur so wie eine angefeilschte Waare erhalten, der es gleichgültig ist, ob sie an diesen oder jenen verkauft wird. Was den Argwohn anbelangt, den Du mir beyzubringen suchst, so will ich Deinem Rathe folgen, aber nicht aus Mißtrauen, als ob mir Jetchen zu solchen niederträchtigen Handlungen fähig schiene, sondern weil ich es Dir hiedurch geradezu beweisen will: daß Du sie unrecht beurteilst. —

Herzlich lieb ist es mir, daß der alte Oberste hinter Rudowski Streiche gekommen, er wird gewiß mit ihm auf den rechten Fuß umgehen, und ich erwarte also Deinen Brief mit so viel größerer Sehnsucht.

Funfzehnter Brief.

Seedorf den 5ten October 1768.

Von Dornbach an Kämpfer.

Ich eile Dir lieber Kämpfer, einen Auftritt zu schildern, der mir in gewisser Art schauerlich bey dem allen doch höchst angenehm war. Als ich gestern zum Frühstück kam, fragte mich der Oberste ob ich auch auf der Akademie Händel gehabt, und ich verneinte dieses; warst Du denn auch niemals Sekundant? Nein, lieber Onkel! das ist schlimm, sagte er, und schüttelte den Kopf, aber Du solst mir schon eingehezt werden. Er rief seinen Kammerdiener, befahl ihm seine Pistole zu bringen, und sagte lächlend, indem er sie lud: es wäre sonderbar genug, wenn mir eine dieser Kugeln selbst durch den Kopf gienge. Ich bat ihm um den Aufschluß dieses Räthsels. Einfältige Frage! erwiederte er; wenn ich Rudowski sage: Herr! Ihr habt euer Weib vergeben, so muß er, wofern er nicht ganz ein Schurke ist, auf dem Flecke Satisfaction fodern; und wenn er von ohngefähr keine geladene Pistole bey sich hätte, so bekömmt er eine von diesen. Du kannst Dir denken, wie Louisen bey diesem Gespräch zu Muthe war: sie

wurde

wurde todtenbleich, und konnte anfänglich kein Wort hervorbringen. Ich fühlte, daß der alte Recht hatte. Dieser merkte unsre Bestürzung, fuhr aber ganz gelassen fort. Rudowski ist überdies der beleidigte Theil, und hat also den ersten Schuß; und das sag ich euch; unterstehet euch nicht an ihm einen Schurkenstreich zu spielen, und ihn festzuhalten, wenn er mir auf den Kopf knallt, das bind ich euch auf eure Seele! — Du Karl, bist mein Haupterbe wenn Du Soldat wirst; und euch Uebrige habe ich auch nicht vergessen. Nunmehro bat Louise mit Thränen, die Sache nicht so weit kommen zu lassen, ich aber that den Vorschlag: daß mir die ganze Sache überlassen werden solte. Hem! sagte der alte Oberste, das möchte ich sehen, was der junge Professor dabey thun würde: wenn er Dich nun fodert? So stell ich mich nicht; den als ein Civilist, bin ich dazu nicht verpflichtet, mich von dem ersten besten Böswichte ermorden zu lassen, weil ich ihm seinen rechten Namen beylegte. Eine Menge von Flüchen und Schimpfwörter hinderten mich weiter zu reden. Wütend grif er nach der Pistole, sezte sie mir auf die Brust, indem er ausrief: schwöre mir, Soldat, und ein braver Kerl zu werden, oder ich jage Dir die Kugel

durch

durch den Leib! Du weist, daß ich mich nicht gerne zwingen lasse, und auch eben vor einen wütenden Menschen nicht fürchte: Sie scherzen, sagte ich gelassen; er aber beschwur das Gegentheil bey allen Teufeln, und foderte meine Erklärung. Wenn sie, sagte ich, unter einem braven Mann denjenigen verstehen, der seine Pflichten erfüllt, so werde ich aus allen Kräften streben, diesen Namen zu verdienen, aber tollkühn zu seyn, hiezu lasse ich mich eben so wenig, als zum Soldatenstande zwingen, und wenn sie dieses mich todt zu schiessen berechtigt; so können sie's thun. — Louise war ihm indes mit einem Schrey in die Arme gefallen, wurde aber zurück gestossen. Er sah mir starr ins Gesicht, ich blieb geruhig; er legte also ohne ein Wort zu sagen, die Pistole auf den Tisch, gieng einigemal stillschweigend herum, indem er meinem Onkel dem Hauptmann zubrummte: daß ich doch noch etwas Herz hätte. Ich wolte das Zimmer verlassen, aber er hielt mich auf, indem er seine alte Frage erneuerte; ich aber sagte ihm gerad heraus: daß ich jetzo weniger als jemals Dienste zu nehmen entschlossen wäre. Und warum? fiel er hastig ein: weil ich mich zu nichts zwingen lasse, gab ich zur Antwort: Bravo! schrie

er,

er, indem er mich herzlich an ſich drückte, ein Mann muß auch ſeinen Willen haben, aber wenn ich Dich bitte, mir in meinem Alter die gröſte Freude, die angenehmſte Hofnung nicht zu verderben? Nun Junge! wilſt Du das. Der Hauptmann und Louiſe, alles ſtürmte auf mich los. — Nenn's nun Schwäche oder wie Du's wilſt. — Ich war in der That verwirrt, theils aber auch, weil ich einſah, daß ich hier nicht loskommen konnte, ſo ergab ich mich Der Alte war vor Freuden auſſer ſich wie ein Kind. In dem Augenblick trat Rudowski in die Stube. Rudowski! Rudowski! ſchrie der Oberſter, Karl wird Soldat! dieſer näherte ſich mir alſo mit einer zierlichen Gratulation, die ich unbeantwortet lies; indem hatte ſich der Alte zuſammen geraft, nahm eine ſo feyerliche Miene an, als ob er eine Wachtparade kommandirte. In der That Herr Hauptmann (ſagte er etwas wohlbedächtig), ſie haben mich jetzo überraſcht; es wird alſo das Beſte ſeyn, ihnen gerad heraus zu ſagen, was ich will: man ſagt, ſie haben ihre vorige Frau vergeben. Rudowski ward bleich, denn ſo eine Anrede hatte er ſich wahrhaftig nicht vermuthet; er wolte antworten und ſtotterte: Ey, ſagte der Oberſte, wenn ein Soldat im Ver-

hör

hör stammelt, denn ist es schon nicht recht richtig. Rudowski Bestürzung war unbeschreiblich. Sind sie unschuldig fuhr er fort, so zeigen sie Ihre Sache ihrem General an, daß sie untersucht, und der Urheber des Gerüchts bestraft werde. Nun wollen sie? Ja und Nein kam nun beynahe mit einmal aus Rudowski Munde. Nun entschlossen! den Augenblick an ihren General geschrieben: daß kann ich unmöglich, sagte der Hauptmann. Nun so wird auch Louise nicht ihre Frau, aber wenn ich sie beleidigt habe, hier sind ein paar geladene Pistolen, nehmen sie welche sie wollen, und kommen sie in den Garten mit, oder wollen sie lieber daß wir an die Gränze reiten? auch das kann geschehen; er riß das Fenster auf, und schrie seinem Reitknecht zu, daß er die Pferde satteln solte. Die Ehrfurcht, sagte Rudowski — verhindert mich — was Ehrfurcht! ich bin der Beleidiger! Sie der Beleidigte — dieses werde ich mich nimmermehr unterstehen, aber ich schwöre bey Gott — Nichts geschworen, — das leid ich nicht, aber wollen sie sich also nicht schiessen? — Nein. — Nun so mag ich mit ihnen nichts zu thun haben, meiden sie mein Haus, und das den Augenblick. — Ich bitte sie mein Herr Oberster — fort! fort! schrie der

Oberste,

Oberſte, und ſtampfte mit den Fuß, ſie ſind ein abſcheulicher Mann. Rudowski verließ das Zimmer, warf ſich auf das Pferd, und jagte fluchend davon. Wir alle waren mit dem Ausgange herzlich zufrieden, und die Freude der übrigen machte, daß ich ſelbſt an mich nicht viel gedacht habe, bis heute Morgen da der Oberſte in mich drang, das Regiment zu erwählen, an das ich mich begeben wollte; und da ich ihm meinen Hang zur Cavallerie bezeigte, ſo that er mir den Vorſchlag: das Felſendorfiſche Cüraſſierregiment zu erwählen, weil es in ſeiner Nachbarſchaft in Garniſon ſteht, und er verſicherte mir, daß er den General leicht dahin bewegen wollte, mich zum Cornet vorzuſchlagen. Dies verbat ich, indem ich ſagte: daß ich's für Unrecht hielte Leuten vorgezogen zu werden, die ſchon länger gedienet, und folglich mehr Verdienſte als ich hätten. Dieſes gefiel dem Alten, und er überhäufte mich dafür mit Lobſprüchen; da ich ihn nun eben bei guter Laune fand, ſo brachte ich meine Bitte an: daß wenn es mir nach Verlauf von 6 Jahren in Kriegsdienſten nicht gefallen ſollte, er mir bey meinem Abſchiede nicht hinderlich fallen möchte. Er verſicherte mir dieſes bey ſeiner Ehre und da ihm ſolches der unverletzlichſte Eid

iſt,

iſt, ſo bereue ich meinen gefaßten Entſchluß im geringſten nicht. Nie wär ich in Civildienſte getreten; denn mich zu einem großen Poſten hinauf zu ſchwingen, hab' ich weder Verdienſte noch Hofnung, und in einer niedern Bedienung unter einer Menge von Leuten zu ſtehen, die oft, nur das Glück erhob; mit in Intriguen verwickelt zu werden, vielleicht Urtheile mit gutheiſſen zu müſſen, die mein Herz nie billigen könnte: dieſes würde mich abgeſchreckt haben, wenn auch ſchon dergleichen Dinge in unſerm Vaterlande ſelten geſchehen, ſo ſind ſie doch nicht unerhört. Jetzo aber bringe ich noch einige Jahre in Thätigkeit zu, begebe mich ſodann aufs Land und mache es zu meinem einzigen Beſtreben, das Wohl derjenigen zu befördern, über die mich weiter nichts als ein glückliches Ohngefehr zum Herrn ſezte. Dies iſt mein Plan, und zur Verfertigung des Deinen wünſche ich Dir alle mögliche Gelaſſenheit und Mäßigung; denn oft können uns viele Jahre nicht wegen eines einzigen Augenblickes entſchädigen.

Sech-

Sechzehnter Brief.

Königsberg den 15ten October 1768.

Kämpfer an von Dornbach.

Sie allein iſt mein einziger Gedanke — Sie, die jetzo von aller Welt verlaſſen, nur mich hat. Freylich Bruder ein klein Gegengewicht — tauſend Unternehmungen ſind in meinem Kopf, und ſollt' ein thätiger Kerl nicht wenigſtens auf eine davon Rechnung machen können? — auf eine, wodurch er ſich in den Beſitz des Mädgens ſezt, das er liebt, und dem er dasjenige erſezt, was ihr ein ungerechtes Schickſal entzogen? — Es iſt mir unausſtehlich, wenn ich daran denke, wie Gutes und Böſes in dieſer Welt ſo hinfällt, und meiſtentheils immer den unrechten Mann trift. — welch Glück der Erde hätte ſie nicht verdient! aber nun — nun — arm und dürftig — von ihrem Vater verlaſſen, deſſen Schuldner ſich gleich ſeines Vermögens bemächtiget haben — und mit einer Stiefmutter gepaart, die in allem Betracht unleidlich iſt — Teufel — wenn mir's vorbehalten wäre, ihr alles zu erſetzen, was ihr das Glück entzogen, Bruder! wenn ich daran denke, wird mir ſchon zu Muth, als ob ich einen ehrlichen Streich

verübet hätte. Aber da hab ich wieder eine Seite vollgeschmiert, wie es mir in's Maul kam, und aus dem allen kannst Du nicht wissen wie es stehe. Höre also: Ihr Vater starb gestern nach einer viertägigen Krankheit. Ihre Stiefmutter that erbärmlich, raufte sich die Haare aus dem Kopf, und machte ein greßliches Zeitergeschrey. Jetchen aber saß stille ohne ein Wort zu sagen, und ich verlies sie beynahe keinen Augenblick. Der Arzt sagte gleich; daß der Kranke vom Schlage gerührt, und keine Hofnung zum Leben habe, und da nahmen mit jeder Stunde Jetchens Besorgnisse zu; ich war eben etwas weggegangen, als in dem Augenblicke, da ich ins Haus trat, der Vater verschied. Die Mutter lief mit zerstreuten Haaren im Zimmer herum, indem auch ein Geistlicher langsam auf und ab wandelte, und bey jeder Pause ihres Geschreis dasjenige aus dem griechischen und hebräischen übersezte, was Hiob und andere gute Männer bey ihren Leiden gesagt. Ich stand indes bey Jetchen, ihre Thränen flossen, und indem sie mir die Hände drückte, sagte sie seufzend: Nun sind sie mein Bester der einzige, um dessentwillen ich noch die Welt liebe. Ich fiel ihr um den Hals und kam nicht eher zu mir; bis mich das Geräusch des Pfäf-

leins

keine erweckte, der diese Gelegenheit wahrgenommen hatte, um zu zeigen, daß er noch einige Summarien der vor etlichen Jahren gehörten Moral nicht vergessen hätte. Du kannst leicht denken was ich ihm antwortete. Er packte seinen Mantel zusammen, sprach mir den Fluch so gut, als er ihn in der Eil vorbringen konnte, und gab der Wittwe eine derbe Vermahnung, ihre Tochter besser zu Zucht und Ehre zu halten. Ist das nicht ekelhaft, daß wir eine Menge von Leuten zwingen, anders zu handeln, als sie denken; und ist's nicht so mit unsern mehresten Priestern bestellt? Priester; was ich mir mit diesem Namen für einen Begrif verbinde? einen Mann der das Menschengeschlecht mit allen Schwächen kennt und liebt, weil er selbst alle diese Mängel in seiner eignen Natur gegründet fühlt, voll Nachsicht gegen seine Brüder ist, zum Wohl eines jeden thätig zu seyn strebt; und ein jedes Ding von seiner rechten Seite sieht; aber sind die mehresten so? Bruder glaub mir's, ich habe viele gefunden, die nicht Menschen seyn wollen, um Engel zu scheinen. Die Galle läuft mir noch über wenn ich an den Kerl denke — Unschuld und Laster in eine Rubrike zu setzen! — Ueberhaupt habe ich diese Tage über, die

Menſchen mehr als ſonſt zu haſſen angefangen. Ich habe freilich die Zeit über meine Augen wenig von Jetten gewandt, aber doch ſind mir die Geſchöpfe nicht unbemerkt geblieben mit ihren affectirten Kondolenzgeſichtern und leiſe geſtimmten Trauertönen. O glaub's mir! ich habs gemerkt, wie ſie höniſch verzerrend auf mich an Jetchens Seite blickten. Dennoch das Ungeſtüm der Gläubiger, und ihres ehrenfeſten Mandaters, eine Figur, wie Ovid den Hunger ſchildert; nur daß noch aus den hervorgequollenen ſchielenden Auge die Habſucht, nach jedem verborgenen Winkel zu ſpähen ſcheinet, und der ſich doch mit phariſäiſcher Gleisnerey wegen der traurigen Pflicht entſchuldigte, die ihm Geſetz und Gerechtigkeit auferlegt. Hätten nicht ſo vielerley Gewühle von Leidenſchaften mich hin und her geworfen, mit kaltem Blute hätte ich die Knicker ermorden können. Aber ich will an all' das Geſchmeiß nicht mehr denken, nur an ſie, an ſie, die nur um meinetwillen die Welt liebt; ich will ſie auch um ihrentwillen lieben, und auf das Ungeziefer nicht ſehen, das mir um die Füße kriecht. Sie nur allein ſoll meine ganze Seele einnehmen, — aber Dich, ſo kaltblütig Du auch biſt, will ich doch nicht ausſchlieſſen, nur komme mir nicht wie-

der mit Deinen Lehren in die Quere; ſchon wegen ihres Zutrauens bin ich ihr verpflichtet. Auf Deinen lezten Brief kann ich Dir nichts ſchreiben; ich habe ihn zwar geleſen, aber ich weiß wahrhaftig nicht mehr was drinne ſteht: ich glaube, daß alles gut war? ein andermal wollen wir davon reden.

Siebzehnter Brief.

Seeborf den 6ten December 1768.

Von Dornbach an Kämpfer.

Ich kann unſer Vaterland nicht verlaſſen, ohne von Dir ſchriftlich Abſchied zu nehmen, da ich's mündlich zu thun nicht mehr Gelegenheit erhalte. Ich wundre mich gar nicht, daß Du meine lezte Briefe unbeantwortet gelaſſen, Du warſt zu ſehr in der Gährung, und vergaſt, nur für einen einzigen Gegenſtand intereſſirt, alles übrige. Es werden (hoff' ich) bald geruhigere Zeiten für Dich eintreten, und dann vergiß Deinen Dornbach nicht. Wolte der Himmel, daß meine gute Wünſche für Dich erfüllet würden, und daß nur blos Reue die bitterſte Folge

Deiner Leidenschaft seyn möge. So sehr ich geneigt bin, Dir jetzo meine Meinung zu sagen, so fühle ich doch, daß es vergebens ist, und verspare also dieses auf einen günstigeren Zeitpunkt. Herzlich werde ich mich freuen, wenn sich die ganze Sache nach meinem Wunsche entwickelt, und erfülle mir wenigstens die Bitte, nichts zu unternehmen, ohne mir davon Nachricht zu ertheilen, und meine Antwort abzuwarten. Ich weiß daß Du mich liebst; und Du wirst also wohl auch die Bitte eines Freundes nicht abschlagen, den keine Entfernung hindern wird ganz der Deinige zu seyn.

Achtzehnter Brief.

Königsberg den 24sten December 1768.

Kämpfer an von Dornbach.

Ehrlicher lieber Kerl! der Du die Menschen nicht gleich für rasend hältst, wenn sie auch als Narren handeln, vergieb mir, daß ich nicht eher an Dich denken konnte! jetzo fang ich's wieder an zu fühlen: daß Liebe wie Champagner einen guten Rausch giebt; Freundschaft aber wie ächter Rheinwein jede Nerve stärkt.

ſtärkt. Glaube nicht nach dieſer Einleitung, daß ich etwa weniger als ſonſt liebte; noch iſts ein Tutti, nur das Allegro hat ſich in ein Andante verwandelt. Mir ſiehts in meinem Kopfe mit allen Planen und Hofnungen nicht ſo aus, wie ich will, lieber Bruder! denn ich fürchte, daß ſie nicht alles das iſt, wofür ich ſie hielt, noch iſts vielleicht Hochverrat — und wenn's das wäre — gern wolte ich dann dafür mit den ſchrecklichſten Strafen büſſen, und mich dem Teufel ergeben, wie Fauſt, um den Engel glücklich zu machen. Ich habe ihrem Willen gemäß die Sache ſo eingerichtet, daß ſie von ihrer Stifmutter weg und in Reinholds Hauſe iſt, wo ich ſo viel für ſie thue als möglich iſt. Freylich hat bey mir das Reich der Möglichkeit ſehr enge Grenzen; aber daß ich ſie ungeſtümer als Alexander zu erweitern ſuche, darf ich Dir wohl nicht ſagen. Ehe ichs mir aber verſehen habe, niſtelt ſich bey Reinholds ein milchbarigter Knabe ein, bekannt wie ein Thorner Pfefferkuchen, und ſtolz auf ſeinen Geldbeutel. Er liebelt mit dem Mädgen, kömmt mit Gedichten und allerley Geſchenken angeſtochen, und wird verlacht, ich lach mit über das Chriſtkindlein; — aber er verdoppelt ſeine Geſchenke, und man findet ihn weniger lächerlich, und — daß mich der Teufel darüber holen mögte! —

man giebt mir einen Verweis daß ich ihn lächerlich mache — aber da konnt ich's nicht länger aushalten, und vor einer Stunde hab ich's ihm gesagt, daß, wenn ich ihn noch einmal bey Jetten finden würde, er sich darauf verlassen sollte, nicht wieder so herauszukommen, wie er hereingekommen wäre. Ich halte Wort! — es kann kommen was da will — Ich schäme mich, mir so eine menschliche Gestalt an die Seite gesezt zu sehen; und wäre das Bürschgen nicht zu jämmerlich, so hätt' ich ihn schon eher herausgeführt. Er machte mir so ein Gesicht, als ob er mich bey der Mama verklagen wollte. Ob er wohl im Stande gewesen wäre, sich über mich zu beschweren? da muß ich doch hinlaufen und hören.

Da steh ich nun wie Miltons Satan, als er sich aus den Flammen erhub, und alle seine Fürsten und Trohnen verzettelt, wie die Wagen Pharaos im rothen Meer verderbt, zu seinen Füßen lagen. Alles, — alles ist hin, aber doch solt es mir leid thun, wenn er nur ein paar Ribben gebrochen hätte; denn ich fast ihn bey der Brust, und warf den armseligen Burschen die Treppe hinunter, um dessentwillen sie mich einen eifersüchtigen Narren schalt. — Nun rase ich in meiner Stube herum. — Leb wohl!

Neun-

Neunzehnter Brief.

Königsberg den 29ſten December 1768.

Kämpfer an von Dornbach.

Wenn ich mein Leben nicht beſſer an den Mann zu bringen wüſte, ſo ſchös ich mich den Augenblick vor den Kopf — Sie! — Sie! ſchickt ihrem Werſten ein zärtliches Briefgen, worinn ſie ihm räth dem tollen Kämpfer, aus dem Wege zu gehen, ſie woll ihn allmälig los zu werden ſuchen. Ja ſie ſoll ſeiner los werden, — ſie ſolls! — nach Polen, Bruder! — da gehts bunt her, und die Ruſſen ſind brav — da will ich hin, die ſinkende Freyheit eines Volks mit meinem lezten Blute unterſtützen, und ſo eine Welt verlaſſen, die nicht für mich iſt — Königsberg iſt mir zu enge. Da mir ihr Mädgen den Zettel in die Hände ſpielte, den ſie an Blumenſtiel geſchrieben, war ich wie vom Donner gerührt, mir fehlte Luft; ich lief durch einige Straſſen, und warf mich auf den Schlosplaz in den erſten Schlitten, den ich traf. Wohin fahren wir? — wo Du wilſt! und ſo giengs im Gallop zum Thor hinaus, ſchon hielt er eine ganze Zeit als ich abſtieg, und in ein Haus trat, worinn ich ſonſt nie geweſen war. — Denke Dir die Gruppe

die ich nun erblickte. Ein alter grauhariger Kerl mit einer wahren Banditen Physionomie ſtrich die Baßgeige, indes neben ihm ein kleiner bucklichter mit einer Brille auf der gigantiſchen Naſe, eine Geige ſtrich; ein Weſen, das einem alten Invaliden nicht unähnlich war, heulte auf einem Waldhorne, und Leute verſchiednes Standes; Söhne des Mars, Merkur und Apollo tanzten nach dieſer herrlichen Muſik mit Nimphen, die in einem aus dem Trödelkram erborgten Flitterſtaate, und mit Ziegelroth angeſtrichenen Backen ihre Liebhaber zu reizen ſuchten. Gern hätt ich ſie alle geprügelt, wären ihrer nicht ſo viel geweſen. Mit einmal da ich mich umſah, fand ich Waltern im Winkel: was machſt Du hier? — Man hat mich ſo hergeſchlept. Fahr mit mir zurück; er zauderte, daß verdroß mich: wilſt Du niederträchtig werden, ſagte ich, ſo hol Dich der Teufel! gieng zur Stube hinaus, und fuhr davon. Wie ich etliche Stunden nachher in meine Stube kam, weis ich nicht. Demeter, der meinen Lerm mit Blumenſtiel erfahren, kam geſtern zu mir, aber er mag einwenden was er will, ſo bleibe ich bey meinem Vorſatz, und den 6ten geh ich ab.

Zwanzig-

Zwanzigſter Brief.

Augerburg den 9ten Januar 1769.

Kämpfer, an von Dornbach.

Nun bekommſt Du den lezten Brief von mir aus unſerm Vaterlande, vielleicht auch den lezten auf ewig. Ich bin geſtern hier angekommen, um noch einige meiner Anverwandten zu beſuchen, und reiſe übermorgen wieder davon. Auch hier verfolgt mich der Unmuth, dem ich zu entfliehen glaubte, wenn ich nicht mehr eine Luft mit ihr einathmete, und die Himmelsfreuden meiner Einbildungskraft haben ſich zur Höllenpein realiſirt. Ich gedachte mich hier länger aufzuhalten, aber geſtern Abend ward mir der Ort verekelt. Ein Fenſter geht hier auf den Kirchhof, und es war für mich ſo treflich beruhigend, auf die im Mondſchein dämmernde Gräber hinzublicken, und an meine eigene Verweſung zu denken. Sonſt Bruder liebte ich mein Leben; aber nun ſehe ich, daß ich nicht mehr zum Menſchengeſchlecht gehöre. Thätigkeit iſt ſein rechtes Weſen, ich hielt ſie auch werth, und nun fängt die Ruhe an, mir nicht mehr läſtig zu ſcheinen. Ewig anhaltende Ruhe! — Auf dem Kirchhofe an der Mauer liegt ein großer Grabſtein

ſtein ohne Inſchrift; meine alte Mume fragte mich, ob ich wohl wiſſe, weſſen Grab hier ſey? Ich vermeinte es. So will ich's Dir erzählen. Vor ohngefähr 40 Jahren bey einem Gaſtmal beleidigte ein Offizier den andern auf eine ſchimpfliche Weiſe, der Beleidigte, der ſonſt ein guter braver Mann war, griff wütend nach ſeinem Degen; einige Gäſte waren bemüht zu ſteuren, man ſuchte ihn aufzuhalten, indem ſein Gegner das Zimmer verlies; allein er that einen Satz zum Fenſter hinaus, und ſtieß einem Offizier, der von der ganzen Sache nichts wuſte, und eben vor der Thür ſtand, den Degen durch den Leib, weil er ihn im dunklen für ſeinen Feind hielt, man eilte auf das Geſchrey hinzu, und da der Verwundete ſtarb, verurteilte man ihn enthauptet zu werden, er war arm, hatte eine Frau und unerzogene Kinder: die Mutter fiel in ein hitziges Fieber, welches die Kinder anſteckte, alle 3 ſtarben von Krankheit und Mangel aufgerieben, und ſind nebſt dem Enthaupteten in dieſes Grab gelegt. Hier! — hier im Kopfe brannte das lichterloh, elend wallfahrtete ich hin zum Grabe der Unglückſeligen! Nicht in gar zu großer Nachbarſchaft mit andern ehrlichen Chriſten und Phariſäern nur ſo fein abwärts hatte man ihnen

ihr

ihr Plätzchen angewiesen. Ich wollte, daß ich die Erde mit meinen Füßen zerstampfen könnte! so viel Elend — so viel Elend, und warum? Ich konnte mich lange vom Grabe nicht losreissen — es war meinem Herzen nahe — es beherbergte — Unglückliche! — Mein Vetter holte mich endlich ab. Ich sah Traurigkeit auf allen Gesichtern — man lud mich zum Abendessen. Ja, wärs Gift gewesen, denn hätt' ich mit gefressen; — allein mein Tod soll zum wenigsten denen Geschöpfen nützen, mit denen mich die Natur verbrüdert hat. — Nach Polen hin und da für Freyheit gestorben; dann auch so wie der ehrliche Mörder mit Weib und Kinder hingeworfen; und nach dem Tode noch beschimpft, oder wenns hoch kömmt vergessen und jedes Monumente! — für was für Leute! göttlicher Kato und Brutus! ihr würdet sie Schandsäulen nennen! leb wohl Bruder! auf ewig wohl!

Ein und zwanzigster Brief.

L — den 12ten Januar 1769.

von Dornbach an Kämpfer.

Den herzlichsten Dank sage ich Dir lieber Bruder für Deinen Brief! Du bist Deiner Genesung nah, und las Dich die Bitterkeit der Arzneymittel also nicht verdrüssen. Reiß Dich nur völlig vom Mädgen los, und sodann wird der ganze Verfall zu Deinem Vortheile gereichen. Du wirst Dich selbst mehr kennen lernen, und Deinen ersten Aufwallungen wird einiges Mistrauen und Mäßigung eine gehörige Grenze setzen. Kurz mein Lieber! Du wirst den Ausspruch unsers großen Landsmannes *) bewähret finden; daß die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis den Weg zur Vergötterung bahnt. Es würde gut seyn, wenn Du Dir die Sache zu erleichtern, Königsberg verliessest; denn ich weis es, daß der kleinste Gegenstand allda, wieder alles bey Dir erneuern würde. Unternimm eine Reise, und wenn Dir dies Project nicht misfällt, so besuche mich. Mit aller Wärme eines Freundes, der das Innerste Deines Herzens kennt, werde ich an Deiner Genesung arbeiten; und hoffe, nicht unglücklich zu seyn.

Zwey

*) Hamann in den Kreuzzügen eines Philologen.

Zwey und zwanzigster Brief.

den 18ten Junius 1769.

Kämpfer, an von Dornbach.

Aus einem kleinen unbedeutenden Dörfgen in Hochpolen, erhälst Du gegenwärtigen Brief. Ein Jude den ich vor der Plünderung geschützt, verspricht ihn auf das erste schlesische Postamt zu liefern, und der Kerl sieht mir ehrlich genug aus um Wort zu halten. Ich will Dir nicht all die Abentheuer erzählen, die mir aufstiessen, bevor ich zum Conföderations-Marschall P — gelangte. Dieser Mann der den edlen Namen eines Patrioten im Ernste verdient, empfing mich mit der Wärme, die ich vermuthet hatte, und ernannte mich zum Fähnrich bey seinen Dragonern: den besten Truppen, die er unter seiner Anführung hat. Ich bemerkte gleich in einigen Tagen, nicht Begierde zur Freiheit, (den dieses Wort war den mehresten nur nach dem Schalle bekannt), sondern eine unersätliche Begierde nach Plünderenen und Beute. Ueberhaupt lieber Bruder, ist die Freyheit in Polen nur eine Chimäre; nur die Vornehmsten der Nation können sich für frei oder vielmehr für Despoten halten, die nicht unter der Botmäßigkeit

weiser,

weiser, ihnen selbst unverbrüchlicher Gesetz stehen, sondern blos von Willkühr und Laune abhangen.

Der ärmere Adel wird von den Höhern gemisshandelt; und der gemeine Mann, dieser gröste Theil der Nation, auch ein Sohn von Mutter Natur so gut wie der, der auf dem Trohne sizt, wird allhier als Sclave betrachtet, kurz; Freiheit ist hier ein bloser Name, den einige zum Blendwerk gebrauchen, um auf eine verschmizte Weise durch dieses Gaukelspiel zu gewinnen: er gehört hier blos zu den schönen Benennungen, die hier im Lande so gewöhnlich sind; denn das mußt Du wissen: daß in Polen mehr Truchses als gut besezte Tafeln, und mehr Stallmeister als gute Züge von Pferden sind. Auch Palläste giebts hier in allen Städten; sie erhalten diesen Namen durch das Wappen ihres Besitzers, welches über der Thüre hängt, und in der hölzernen Hütte selbst wohnt ein Jude, der Meth und Brandwein verkauft, und der, wenn sein Herr in der Stadt ist, die Ehre hat seine Pferde zu beherbergen. Allenthalben ist Armseligkeit und Praleréi mit einander verbunden; Plato hat uns zwar nur eine Liebesintrüge der Poenia erzält, allein mir ist sehr glaublich, daß sie dieselbe mit dem Lastes wiederholt, und aus einer solchen

Um-

Umarmung den Genius Polens erzeugt habe; wenigſtens würde Ariſtophanes wenn er dieſes Volk gekannt hätte, auch dieſe Genealogie für gültig erklärt haben. Das ganze Land müßte in eine andere Geſtalt kommen, wenns glücklich ſeyn ſollte. Du wirſt Dich wundern, daß ich unter dem Geſindel aushalte, bey dem eben ſo wenig Muth als Kriegeszucht anzutreffen iſt; aber die Feigeſten ſind auch die Grauſamſten: man verübt Unmenſchlichkeiten, und ich bin zweymal in Gefahr geweſen mein Leben zu verliehren, da ich ſie daran verhindert habe; dennoch iſt es mir geglückt. Ich würde bey einer Räuberbande bleiben, wenn ich ihr Einhalt thun und das Elend meiner Nebengeſchöpfe verhindern könnte, und mein Hauptentzweck muß erreicht werden. Wir werden doch einmal gegen den Feind ziehen, vor dem wir bis jetzo noch immer geflohen ſind, und vielleicht wird da mein Wunſch nach Tod erfüllt.

Drey und zwanzigster Brief.

Lingaven, den 2ten Julius 1769.

Magister Drescherus an den Obersten von Dornbach.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochzugebietender Herr Oberster,

Gnädigster Gönner und Lehns-Patron.

Nachdem es dem Allerhöchsten gefallen, am 1ten huj. a. c. Abends zwischen 9 und 10 Uhr, Dero sowohl um das Militär als Kirchen und Schulen höchstverdienten Herrn Bruder, Herrn Hauptmann Carl Friedrich von Dornbach Hochwohlgebornen, aus dieser Zeitlichkeit in einem Alter von 50 Jahren 3 Monate 7 Tagen, zur ewigen Freude abzufordern; als habe solches so schuldig als pflichtmäßig notificiren, imgleichen meine herzliche Kondolazion zugleich abstatten wollen, und mich zu besonderer gracé Gewogenheit und Huld in Unterthänigkeit empfehlen wollen; indem mit tiefstem Respect und Submission verharre

Ew. Hochwohlgeboren Gnaden,

zu unterthänigem Gebeth verpflichtester
M. Benjamin Drescherus.
Verbi divini in eccleſia Lingav. Miniſter.

Vier

Vier und zwanzigſter Brief.

Breslau den 20ſten Jul. 1769.

Der Oberſt von Dornbach an ſeinen Neffen.

Da iſt wieder ein ehrlicher Mann weniger in der Welt, der ſich niemals vor den Tod gefürchtet hat. Er war ein Offizier wie man ihn nun fordern konnte, und mußte doch wie ein Lumpenhund auf dem Bette ſterben. Nun was Gott thut das iſt wohl gethan, ſagte mein Feldprediger, ich will alſo von ihm nicht reden, den mir ſtehen die Thränen in den Augen, und ich habe ſeit 8 Jahren nicht geweint, ſeit dem Tage da der ehrliche ſelige Kerl den fatalen Schuß bekam der ihn invalide machte. Gott hab ihn ſelig. Du kannſt alles aus dem Brief des Pfarrers leſen, den ich einlege. Was die Tochter des ſeligen Mannes betrift, ſo habe ich mich entſchloſſen, ſie zu mir kommen zu laſſen, weil ich gerne auf meine alten Tage die Meinigen um mich haben möchte, und werde dafür ſorgen, daß ich ihr allhier einen guten Mann verſchaffe. Wenn ich nicht voriges Jahr Urlaub gehabt hätte, ſo würd ich ſie ſelbſt abholen, nun aber kann ich ohne den Dienſt zu verſäumen, keinen

Urlaub fordern. Da aber an einem gefreyten Korporal nicht viel gelegen iſt, ſo hab ich mir von Deinem Chef Urlaub für Dich ausgebeten, und lege Dir 100 Dukaten bey, damit Du ſogleich mit Extrapoſt nach Preuſſen fahren, und Louiſen abholen kannſt. Den alten Reitknecht der die Campagne über bey meinem Bruder gedient hat, bringe mit, oder wenn er nicht aus Preuſſen gehen will, ſo ſoll ihm von meinen Gütern ſein Traktament doppelt gegeben werden; auch mußt Du mir den alten Perdrie mitbringen, den der Selige ſehr lieb hatte; er hat zwar ſchon alle Witterung verlohren; aber es war doch zu ſeiner Zeit eine ſehr gute Beſtie, Du mußt ihn aber in den Wagen nehmen, weil er zum Beyherlaufen ſchon zu alt iſt. Allen unſern Anverwandten verſichre unſre fortdaurende Eſtim.

Fünf und zwanzigſter Brief.

den 5ten Junius 1769.

Major von Rudowsky an den Magiſter Dreſcherus.

Ew. Hochwürden wird es hoffentlich nicht unbekannt ſein, daß ich einer der vertrauteſten Freunde des ſel. Herrn von Dornbach geweſen, und wenn es nach ſeinem Willen gegangen wäre, ſeine Fräulein Tochter zur Gemahlin bekommen hätte. Das Fräulein ſelbſt war dazu nicht abgeneigt, bis die Sache durch verſchiedene Aufhetzereien und üble Nachreden hintertrieben wurde. Dieſe Nachreden ſind hauptſächlich durch den jetzigen gefreiten Corporal von Dornbach erfunden worden, der ein Vergnügen daran findet, ſich über alle Leute aufzuhalten, und der mir dadurch feind geworden, weil ich ſeine Spöttereien über verſchiedene verdienſtvolle Männer, worunter Ew. Hochwürden mitgehören, unmöglich geruhig ertragen konnte. Da nun jetzo das Fräulein in mäßigen Vermögens-Umſtänden zurückbleibet, ich auch einen Pas avancirt bin, ſo dürften ſich vielleicht der Verheirathung mit ihr weniger Hinderniſſe entgegen ſetzen. Da aber die Frauenzimmer

zimmer doch gemeiniglich zu allen ihren Handlungen einen gewiſſen Vorwand vor den Augen der Welt haben mögen, ſo könnten mir Ew. Hochwürden hiebey einen Dienſt erzeigen, welchen ich durch die größte Erkenntlichkeit zu belohnen ſuchen würde. Ich erbiete mich alſo, Ihnen ſofort 50 Dukaten auszuzahlen, wofern ſie nur der ſämtlichen von Dornbachiſchen Familie benachrichtigen wollen, daß der Seelige auf ſeinem Todtenbette meine Verheirathung mit ſeiner Fräulein Tochter gewünſcht, und ſelbſt erklärt habe, daß er alle böſe Nachreden gegen mich für Verläumdung halte, auch erbiete ich mich, wenn ich das Ja-Wort des Fräuleins erhalte, noch eine ähnliche Summe an Ew. Hochwürden auszuzahlen. Feſt überzeugt, daß mir die Fürſprache eines ſo gelehrten und geſchickten Mannes vorzüglich zu Statten kommen werde, empfehle ich mich auf das beſte und bin mit der vollkommenſten Hochachtung.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Lingaven den 8ten Jun. 1769.

Magiſter Dreſcherus an den Major von Rudowsky.

Auf Ew. Hochwohlgeb. geneigtes Schreiben vom 5ten Paſſati kann ich nicht umhin in ſchuldigſter Ehrfurcht zu erwiedern, was maßen ich im Gebete des Herrn, Und führe uns nicht in Verſuchung, erkläre, daß uns nicht der Teufel, die Welt unſer Fleiſch und unſer Nächſte verſuchen möge. Da ich nun in dieſer Abſicht nach möglichſter Andacht gebetet, ſo hoffe ich, daß mir auch der Herr die Kraft verliehen habe, Dero großes Anerbieten abzulehnen, zwar würde ſolches bey meinem geringen Einkommen und meiner großen Familie eine ſehr willkommene Sache geweſen ſeyn; da ich aber meine Gemeine ſelbſt für Lügen und Trügen warne, ſo würde, wenn ſolches ſelbſt thäte, doppelter Strafe würdig ſeyn, ſowohl der That wegen, als wegen des böſen gegebenen Exempli. Damit Ew. Hochwohlgeb. Gnaden meine unterthänige Dienſtbefliſſenheit einſehen mögen, ſo werde ich mich ſelbſt zu dem gnädigen Fräulein hinbegeben, und dieſelbe durch alle erlaubte Perſuaſoria

zu Dero Vortheil zu diſponiren ſuchen, allwo von denenſelben auch zugleich zu avertiren die Ehre haben werde.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Lingaven den 8ten Auguſt 1769.

von Dornbach an ſeinen Oheim den Obriſten.

Geſtern bin ich glücklich allhier angelangt, und traf meine Couſine in alle der Betrübniß verſenkt, die nur eine gute Tochter über den Tod ihres Vaters fühlen kann; allein was mir außerordentlich auffiel, war dieſes, den Major **Rudowsky** in Geſellſchaft des Pfarrers bei ihr anzutreffen. Der Major wurde über meine Ankunft äußerſt beſtürzt, und weil ihm vielleicht meine Geſellſchaft aus hinreichenden Gründen nicht angenehm war, nahm er auch ſogleich ſeinen Abſchied Kaum war er fort, als mir Louischen die Urſache ſeines Beſuchs erklärte, er bewirbt ſich von neuem um ihre Hand, und überläſtigt ſie deshalb mit ſeinen Beſuchen. Der alte Magiſter, der bey dieſer Erzählung zugegen geblieben, nahm die Parthie des Majors, indem er mir zugleich verſicherte,

daß

daß seine Liebe so heftig sey, daß ihm kein Mittel zu schwer oder zu sündlich scheine, wodurch er zu dem Besitz seines geliebten Fräuleins gelangen könnte. Ja, erwiederte ich, davon ist die Geschichte mit seiner vorigen Frau eine Probe. Ich könnte wohl, fuhr der Magister fort, noch einen andern Beweis in tiefster Unterthänigkeit eröfnen; aber es hat damit so eine besondere Bewandniß. Ich drang in den plauderhaften Alten und er zeigte mir den Brief, welchen der Major an ihn geschrieben hat; ich habe ihm solchen abgeschwatzt, und lege ihn als einen neuen Beweis seiner Denkungsart bey. Der Magister war zu ehrlich, sein Anerbieten anzunehmen; konnte ihm aber auch nach der ihm eignen Treuherzigkeit seine Fürsprache nicht abschlagen. Ich befürchte, daß der Major wieder allerley neue Ränke anfangen werde, ich werde aber suchen solchen so viel als möglich auszuweichen. Meine Cousine nimmt Dero gnädiges Anerbieten mit unterthänigstem Danke an, welches auch die Beylage von ihr bezeugt; innerhalb 6 Wochen werden wir unsre Reise anzutreten im Stande sein, und ich hoffe sodann wieder das Glück zu haben, mündlich diejenige Dankbarkeit und Hochachtung zu bezeigen, mit der ich bin.

Acht und zwanzigſter Brief.

Breslau den 24ſten Auguſt 1769.

Der Oberſt von Dornbach an ſeinen Neffen.

Daß Du glücklich nach Preuſſen angekommen, und daß meine Nichte ſich zufrieden gegeben, iſt mir herzlich lieb. Daß aber der Major **Rudowsky** wieder dumme Streiche anfängt, ärgert mich heftig, doch kurz und gut, Louiechen muß ihm das Haus verbieten, kömmt er wieder, ſo muß man ihm Impertinenzien ſagen, und wenn er dennoch mit ſeinen Beſuchen fortfährt, ſo werft ihn zum Hauſe hinaus, und damit ſeyd ihr geſchiedene Leute, nur muſt Du an ihn ſelbſt keine Hand legen, und die Subordination auf keine Art gegen ihn aus den Augen ſetzen; ſondern alles muß auf Louiechens Befehl geſchehen. Wenn ihr die Reiſe antretet; ſo muſt Du für das Mädgen beſorgt ſeyn, damit ſie mir friſch und geſund herkomme. Bis dahin, leb wohl.

Neun und zwanzigſter Brief.

Conitz den 28ſten Sept. 1769.

Von Dornbach an ſeinen Oheim den Oberſten.

Ein Unfall der uns unverhoft auf der Reiſe begegnete, nöthigt mich zum wenigſten 14 Tage mich hier aufzuhalten, doch werde ich mich bemühen, wofern es mir nur mein Arzt erlaubt, meine Reiſe noch eher fortzuſetzen. Man hatte ſeit einigen Monaten von den Conföderirten nichts gehört, weil ſie ohnehin von den Preußiſchen Poſtirungen abgehalten wurden. Es hatten ſich zwar Räuber unter dieſen Namen herum getrieben; allein wir erfuhren, daß man jetzo ohne alle Gefahr ſelbſt die größten Heiden in dieſer Gegend durchreiſen könnte. Wir reiſten alſo vor 5 Tagen durch die tauchelſche Heide, der Sand war auſſerordentlich, und um es alſo unſeren Kutſchpferden zu erleichtern ſezte ich mich zu Pferde, und ritt mit meinem Bedienten, und dem alten Heinrich vor dem Wagen her. Wir kamen zu dem langen holen Wege, und ich jagte voraus, um alle von jener Seite kommende Wagen aufzuhalten, aber kaum war ich hundert Schritte fortgeritten, als

vier

vier Polen, die ich im Wege antraf einige Piſtolenſchüſſe nach mir thaten, wovon eine Kugel mir durch den linken Arm gieng. Mein Bedienter und Heinrich kamen mir gleich zu Hülfe. Wir hatten insgeſamt unſre Piſtolen geladen, und Heinrich ſchos einem unſrer Gegner die Kugel durch den Leib, daß er todt vom Pferde ſtürzte Dieſer Tod ihres Kameraden machte die Uebrige beſtürzt, ſie nahmen die Flucht, und wir wollten ihnen nachſetzen, als ich hinter uns einen Schuß, und Louiſen nebſt dem Kutſcher um Hülfe ſchreien hörte. Wir eilten zurück, und fanden drey andere Kerls um den Wagen beſchäftigt, der Kutſcher aber hatte mein geladenes Gewehr aus den Wagen genommen, und indem er ohne ſolches abzufeuern, bald auf den einen, bald auf den andern anſchlug; ſo hielt er ſie in einiger Entfernung. Da wir ihm aber zu Hülfe kamen ſo feuerte er auf den, der ihm am nächſten ſtand, verwundete ihn in das Bein, worauf er den nebſt ſeinen Gefährten davon jagte. Wir hielten es nun für das rathſamſte ſchleunigſt aus dem hohlen Wege zu reiten. Da wir den Todten vorbeyritten, unterſuchte ihn Heinrich etwas genauer, und fand daß er unter ſeinem langen pohlniſchen Rocke die Unterkleider eines

preußi-

preußiſchen Infanteriſten hatte. Vielleicht war es ein Deſerteur. Doch iſt mir auch ein Argwohn gegen Rudowski entſtanden, den ich aber unterdrücke, weil er auf zu ſchwachen Gründen beruht, Louiſe befindet ſich wohl. Da ich aber ſelbſt wegen ihrer Geſundheit in Sorgen ſtand, und ſie mich aufs dringenſte bat, nach meiner Wunde ſehen zu laſſen, begab ich mich hieher. Man hat mir geſtern die Kugel ausgeſchnitten, und weil der Knochen etwas geſplittert, ſo ſagt mein Arzt, daß mir eine gar zu zeitige Abreiſe gefährlich werden könnte. Ich habe meinen Unfall dem hier auf Poſtirung ſtehenden Huſaren Offizier angezeigt, man hält genaue Unterſuchungen, und hat ſolche Anſtalten getroffen, daß man dieſe Räuberbande wahrſcheinlicher Weiſe aufheben wird, auch hat man mir verſprochen, ſobald ich geneſen, mich durch ein Kommando bis auf die nächſte Poſtirung begleiten zu laſſen. Sie können alſo verſichert ſeyn, daß wir auf den übrigen Theil unſerer Reiſe vor ähnlichen Gefahren geſichert ſeyn werden. Meine Couſine küßt ihnen mit Ehrfurcht die Hand.

Dreyßigſter Brief.

Warſchau den 5ten December. 1769.

Kämpfer an den Cornet von Dornbach.

Schwerlich Bruder! würd ich Dir ſchreiben, wenn mich nicht der Capitain Hegmann, von der ſchrecklichſten Gefangenſchaft errettet hätte, denn ohne ſeinen Beyſtand würd ich vielleicht ſchon, in den ſibiriſchen Gebirgen nach Zobel umherſtreifen; oder wär auch vielleicht wo alles menſchliche Leiden ein Ende hat; wenigſtens lies mir dieſes eine tiefe noch ofne Kopfwunde erwarten. Viel habe ich Dir zu ſchreiben! und da mich einmal die Natur zum hiſtoriſchen Schriftſteller verpfuſcht hat; ſo mußt Du wie es kömmt verliebnehmen. Woher hat doch keiner von den unzähligen Philoſophen die ſich über den Urſprung des Uebels ſo ritterlich gebalgt, eine Frage entſchieden, die ihnen wie ich glaube insgeſamt ſo recht vor der Naſe lag! nämlich was für einen Einfluß, Uebel und Unglück auf den menſchlichen Geiſt habe? Hier haſt Du einen kleinen Beytrag aus der Quelle meiner eignen Selbſterkenntniß, der mich dringt das Urtheil zu fällen, daß kein Ding mehr, als Unglück zum Verderb des menſchlichen Herzens gereiche,

reiche. Du weiſt wie hoch meine Begriffe von Unſchuld und weiblicher Tugend geſpannt waren! Du kanntest den erſten Gegenſtand meiner Liebe! Ich wäre im Stande geweſen, ſo ganz unſchuldsvoll und geiſtig wie Petrarka gegen ihn zu empfinden, ohne dabey meinen körperlichen Theil eine ſolche Schadloshaltung, wie er, zu verſtatten *). Ich wurde auf das ſchändlichſte betrogen — ich hatte ſie als die vorzüglichſte ihres Geſchlechts betrachtet, und dieſes verachte ich nun eben ſo ſehr, als ich es vormals hochachtete. Ich hatte immer nicht gewuſt, ob ichs dem Reize der Neuheit — der Liebe zum Ausländiſchen oder dem Machtſpruche einiger als vielbedeutender Schönheitskenner privilegirter Stutzer zuſchreiben ſollte, daß eine jede Ausländerin, wenn ſie in unſer Vaterland kam, und nur auf mittelmäßige Reize Anſpruch machen konnte, gleich als Mode Schönheit beynah durchgängig angebetet wurde? Dieſes Vorurtheil ſcheint mir überall gemein, wenigſtens war es ſicher der Grund, daß ich in Polen, als einer der artigſten jungen Leute und angenehmſten Geſellſchafter betrachtet wurde!

ich

*) Petrarka hatte während der Zeit da er von der Liebe ſo platoniſch ſang, eine unehliche Tochter erzeugt.

ich traf viel schöne weibliche Köpfe, meistentheils brünett, und meine Verachtung des ganzen Geschlechts hatte, in mir den Grundsatz erzeugt, ihnen eben so wenig zu entsagen, als ein Herr, der ihm angenehmen Bedienung eines übrigens ihm verächtlichen Sclaven: ein verheyratetes Frauenzimmer machte den ersten Eindruck auf mich — ich kam — sah — und siegte wie Cäsar! hohnlächlend blickte ich jezt auf die Ehrfurcht herab, womit hier zu Lande das Frauenzimmer beynahe knechtisch verehrt wird: meine Unverschämtheit nahm mit der Verachtung desselben zu. Sehr oft wurde mir dafür die Benennung eines teutschen Huren-Sohns, zu Theil, welches aber in unserer lieben Muttersprache übersezt, so viel als kleiner Schalk heißt: denn hier wird der Name Kurwiozin so in Ehren gehalten, daß ihn oft eine Mutter mit vieler Zärtlichkeit ihrem eignen Kinde giebt. Auch so viel must Du wissen, daß in dieser Sprache noch manche Ausrufungen sind, welche die französischen Superlative, eines Yorike noch ziemlich übertreffen! und von Frauenzimmern selbst mit weniger Gewissenhaftigkeit als von seinen reisenden Nonnen gebraucht werden. Das war eine Ausschweifung! doch es ist mir einmal eine solche Menge verwirrter Ideen im

Kopf

Kopf und die Tragikomedie wozu ich alle mögliche Aussicht habe, trägt nicht wenig dazu bey. Ich will also wieder dasjenige, was ich geschreiben habe durchlesen, — und nun muß ich dir eben so aufrichtig gestehen, daß wenns mir gleich hin und wieder glückte, ich auch wieder noch öfter, selbst auf die bitterste Art abgewiesen wurde. Vormals hätte mich das zum Besinnen gebracht, jetzo aber dacht ich blos hier bist Du nicht der rechte Mann; und hielt entweder den Platz schon besezt, oder glaubt ihn einem andern überlassen zu müßen. Wir brachen endlich auf, um gegen ein rußisches Corps zu rücken, dem wir fünfmal überlegen waren. Dieses hatte sich ohnweit einem kleinen Städtchen postirt. Unser Marschall dessen Zutrauen ich gewonnen hatte, erlaubte mir 20 Dragoner zu wählen mit denen ich hernach ein paar Gefangne zu machen bemüht seyn sollte, von denen er die Stärke und Stellung des Feindes am besten zu erfahren hofte. Du kannst von meinem Zutrauen auf die Vaterlands-Liebe der Conföderirten daraus urtheilen, daß ich zu meinen Begleitern Kaiserl. und Preußl. Deserteurs vorzog, die unter uns Dienste genommen hatten. Ich ward durch einen Mann der die Gegend kannte in einen Wald hinter dem rußischen Lager ge-

bracht: hier lauerten wir auf; es war eine finstre regnigte Nacht, — wir hörten einige Wagen, eilten darauf los. Einige wenige Kosacken begleiteten dieselben — wir hieben etliche nieder — zwey wurden gefangen genommen, die übrigen flohen ins Lager. Meine Leute plünderten die Wagen; ich selbst mehr aus Instinkt als Raubbegier, ergriff ein Kästchen, daß ich aufschlug — die darinn befindliche Rubel theilt ich unter mein Commando, und einen Beutel mit einigen hundert Dukaten behielt ich für mich. Wir kamen durch einen andern Weg glücklich zurück — der Marschall war mit mir zufrieden und mein glücklicher Erfolg, nebst der mitgebrachten Beute, wirkten so sehr, daß der ganze große Hause den Angriff begehrte. Hier macht' ich wieder die Anmerkung daß Tapferkeit (was auch mancher Menschenfreund dagegen klügelt), keine angestammte hohe Eigenschaft menschlicher Seele, sondern aus der weit niedrigern Quelle des Stolzes, der Verzweiflung, des Eigennutzes, oder der Selbsterhaltung herflieſſe. Doch genug! wir eilten vorwärts; die Russen hatten vermuthlich geglaubt, daß sich ein großer Theil unsers Corps in ihrem Rücken gestellet, und sich noch in derselben Nacht zurückgezogen. Meine Amme erzählte

zählte mir, daßwenn ein Delinquent pardonirt würde, der Scharfrichter wenigſtens ſeine Wuth an einem Hahn auslaſſen müßte. Mag wohl in der menſchlichen Natur ſeinen guten Grund haben, wenigſtens lies hier das erhizte Raubgeſindel das keinen Feind vor ſich fand ſeine Wuth an dem unglücklichen Städtchen aus, das den Augenblick in Flammen ſtand und geplündert wurde, welches ich nicht wehren konnte — nun aber ſtürzte ich mich ins größte Gewühl, dort wenigſtens ſo vielem Uebel als möglich zu ſteuren. Ich erblickte ein Mädgen die ſich in den Armen eines Pollacken, wie eine Nymphe gegen einen lüſternen Satyr ſträubte. Mein Geſchrey, noch mehr mein aufgehobner Pallaſch, ſezte ſie in Freyheit — ich bot ihr meinen Arm an, ſie aus dem Getümmel zu bringen! und die Unglückliche überlies ſich meinem Schuze. Im Anfange war was ich that, Folge des Mitleids, allein jezt betrachtete ich meine Begleiterin! es war eines der reizendſten Geſchöpfe, die ich jemals geſehen, — ihrer Kleidung nach, nicht vom niedrigſten Stande. Welcher Menſch! kann ſagen daß er gut ſey, und immer gut handeln wolle? der tugendhafteſte Mann auf Erden bleibt bey aller ſeiner Tugend ein Narr! ſobald er ſich zu einer ſchlechten ſelbſt niederträchtigen

Handlung völlig unfähig hält. Doch wozu diese Entschuldigung? ich war elend genug, mir sobald wir an einen abgelegenen Ort angelangt waren, die frechsten Liebkosungen zu erlauben. Sie wies mich mit dem größten Unwillen ab! verstockterweise verkannt ich Tugend und Unschuld, und wagt' es, ihr Geld zu bieten. Zorn und Verachtung malten sich auf jedem ihrer Züge — sie wies auf das brennende Haus ihrer Eltern — hier, rief sie verlies ich alles, und nun Barbaren laßt mich auch noch mein Leben, nicht aber meine Ehre einbüssen! das würkte. Ich fühlte, daß ich mich in meinem zu schnellen Urtheile betrogen hatte, fühlte wie tief ich herabgesunken war. Ich bezeugte ihr meine Reue, und erbot mich zu allen möglichen Beweisen derselben. Sie wolte mir nicht trauen! erklärte sich aber endlich, daß sie ihren Eltern überliefert zu werden wünschte. Wir eilten zurück, und trafen bald ein paar ehrwürdige Alte, die ihre Tochter mit halber Verzweiflung, unter den flammenden Gebäuden suchten. Das gute Mädgen war großmüthig genug, mir die Scham zu ersparen. Sie sagte ihren Eltern, nachdem das erste Aufwallen und die ersten Umarmungen vorbey waren, daß sie mir die Befreyung aus dem Getümmel zu verdanken

danken hätte. Dieſes war nunmehr ſchon völlig vorüber — denn zu plündern gab' es nichts mehr, und zum löſchen hatte niemand Luſt. Ich wuſte nicht, wie ich den unverdienten Dank ihres Vaters ablehnen ſollte! der redliche Alte ſagte mit Thränen, daß er jetzo die Laſt ſeiner Armuth doppelt fühle: weil er mir durch nichts ſeinen Dank zeigen könnte. Plözlich fiel mir jetzo meine Beute ein! ich wandte mich zum Mädgen: halten Sie mich ſagte ich für keinen Böſewicht, und nehmen Sie dieſes Geld, es iſt eine rechtmäßige Beute — kein Guth den Unglücklichen entriſſen: Sie wolte nicht! ich warf den Beutel hin, und lief ſo ſchnell wie ein entdeckter Dieb davon. Mir ward nun wieder leicht ums Herz, ſo wie einem Pilgrim, der zur Büſſung einer Miſſethat, dem Himmel eine Wallfahrt in das heilige Land gelobt, und jezt nach erfülltem Gelübde zu den Seinigen heimkehrt. Ein fürchterliches Geſchrey weckte mich hier aus meiner Berauſchung! die Ruſſen hatten die Flammen der Stadt von ferne geſehen, und dabey Plünderung und Unordnung unter unſern Truppen vermutet! ihre Reuterey kehrte zurück und traf uns wie ſie es erwartet hatte. Das Gefecht fieng mit vieler Hize an! nach einiger Zeit wichen die Ruſſen

und wurden mit Ungeſtüm verfolgt, mit einmal aber theilten ſie ſich, und wir empfingen das ganze Kanonen- und Muſketenfeuer ihres Fußvolks, an welches ſie uns durch dieſe Flucht gelokt hatten. Jetzo war die Reihe an uns, zu entfliehen — ein Drittel der Unſrigen blieb wie ich nachhero erfuhr auf dem Platze! mich ſelbſt ſtürzte ein über die Stirn empfangener Säbelhieb vom Pferde — ich lag einige Stunden als todt; und fand mich da ich erwachte, unter einer Menge von Leichen. Schwer verwundet, in der Nachbarſchaft meiner Feinde, ohne Geld, ohne den geringſten Beyſtand! ſchrecklich war es, was ich alles in dieſem Augenblick litt'. Endlich kam ein Haufen Bauern, der hier die Todten einſcharren ſolte! dieſen begleiteten etliche Kosacken von denen ich als Gefangener fortgeſchlept wurde. Ein Ruſſe, dem man wie es oft bey dieſem Volke geſchieht, mit dem Prügel zum Wundarzt gemacht hatte; wickelte ſtatt des Verbands einen Lappen um meinen Kopf, und ſo wurde ich mit den übrigen Gefangnen weiter transportirt. Ich litt unſäglichen Schmerz! und war kaum im Stande mich fortzuſchleppen; als wir am zweyten Tage den Capitain Hegmann, zum weitern Fortbringen übergeben wurden. Dieſer edeldenkende

Mann

Mann begegnete uns mit der größten Gelindigkeit, und sorgte für uns, so gut als er konnte. Er war ein Preusse! hatte zur Zeit, da die Russen sein Vaterland besezt hatten, Dienst genommen, und fühlte also für mich als seinen Landsmann, insbesondere viel Mitleiden. Wir waren insgesammt bestimmt, nach Sibirien gebracht zu werden. Um mich hievon zu befreien, wandt' er sich an den General — y! dieser lies mich zu sich bringen, und seine Frage war, ob ich studirt hätt'? ich bejate dieses, er sagte darauf daß er vom Capitain Hegemann erfahren, wie ich meine Sache recht gut verstünde: und mich also an einen seiner Anverwandten als Hofmeister schicken wolte. Einen Staatsgefangnen zum Hofmeister auszuwählen, wär' mir zur andern Zeit, höchst possierlich gewesen, jezo aber nahm ich diese hohe Gnade mit tiefster Verbeugung an. Ich bin nun so lange hier, bis meine Wunde völlig geheilt ist, und werde sodann nach den Ort meiner Bestimmung abgehen. Und der Himmel gebe, daß es mir dort nicht gereuet, daß ich Hofmeister geworden, statt nach Sibirien zu gehen. Ich bin einmal ein Spiel des unglücklichen Schicksals! und lasse mich von ihm treiben wie ein masloses Schiff von den Wellen. Und

bin ich zum Verderben bestimmt, so werd ich's noch für Glück halten, nicht mehr lange nach diesem Ziele rennen zu dürfen.

Ein und dreyßigster Brief.

N — den 1ten Februar 1770.

Kämpfer an von Dornbach.

Oft lieber Bruder hast Du es mir verargt; wenn ich mir bey jeder meiner Unternehmungen den schlimsten Erfolg zum voraus einbildete: und dennoch keinen Entwurf unausgeführet ließ; aber sogleich wie ich etwas anfieng, mir auch den Plan machte, wie ich den Kampf mit allen Hindernissen, und allen daraus entspriessenden Uebeln bestehen wollte. Ich beteure Dir! daß so oft mich Leidenschaft und aufwallende Hitze hierüber hinwegführte, ich mich auch immer selbst in die schrecklichste Verfaßung setzte. Und nie sind mir jene ängstliche weit aussehende Vorkehrungen, mehr als jetzo zu statten gekommen — Ich muß lachen! so wenig ich dazu aufgelegt bin: denn hab ich Dir nicht einen Prolegom geschrieben? feierlich als

ob

ob es der Eingang zu meinen Lectionibus curſoriis wäre! dafür aber ſollſt Du auch hier das Thema, deſto kürzer erhalten. Ich bin in dem Hauſe eines Erznarren! der zu unerträglich iſt, um über ihn zu lachen, aber auch zu lächerlich um ſich über ihn zu ärgern. Gleich beym Eintritte ahndte mir nichts Gutes. Denn im Vorhauſe wurde ich zwey groſſer Stammbäume gewahr, wovon der eine darthat, daß mein künſtiger Patron mütterlicher Seite gerades weges vom Römer Longinus der die Kriegsknechte bey der Creuzigung Chriſti kommandirte; — Väterlicher aber, von Odinus dem Sohn Antenors aus Troja abſtammte; eine Deduction, hier noch um einige hundert Procente lächerlicher, als ſie es von Gevanſſons Edda iſt. Nachdem ich ein paar Stunden lang im Vorzimmer mit unzähligen Gemälden der Ahnen verziert, gewartet hatte, da giengen ein paar Flügelthüren auf, und ſiehe es kommt heraus — als Mittelpunkt zwiſchen einer hohen Friſur, und zween eben ſo hohen Abſätzen, ein kleines erzgerades Männchen, Freiherr von Odenſee genannt, deſſen hervorragende Naſe, nebſt dem fetten Unterkinn, und den beyden kurzen dicken Händchen, die einzigen Beweiſe waren, daß er weder eine Marionette, noch in goldenen Treſſen, völ-

lig eingenäht wäre. Die erſte Verſicherung war, daß wenn ich mich gut aufführen würde, und meine Sache verſtünde, ich auch auf ſeine gewiſſe Gnade rechnen könnte.

Und nun folgte die Frage was ich denn vorzüglich gelernt hätte. Ich war eben bey guter Laune. Und da mir der Mann, ſo ganz hochadlich ausſah, ſo war meine erſte Antwort, die Heraldik! ein ſchönes Studium erwiederte er voller Freuden. Doch aber auch etwas Algebra und Aſtronomie? ſo etwas, war meine Antwort. Sehr gut! ſagte er, denn davon ſoll man iezo ſtarck bey Hofe reden. Mein Junker wird innerhalb 8 Tagen nebſt meiner Gemalin eintreffen; und ſodann kann der Unterricht angehn. Hierauf ſchieden wir. Und nun ſind 6 Tage verfloſſen, ohne daß ich den Ehrenmann weiter geſehen habe. Sein Kammerdiener M. Le Gentil, den er ſich gerade aus Paris verſchrieben, hat mir ſchon zweymal ſeine Viſite gemacht, und ſo weit ſein Vertrauen geſchenkt, mir zu verſichern, Monſieur wäre le plus beau Enfant du Monde; aber bey Madame, zukte er die Schultern und verſichert, ſie hätte plus de bizarreries qu'un Mylord anglois. Weiter kenn' ich noch niemanden, der es mir hätte ſagen können

nen unter welch eine Menſchen Race ich geraten bin. Allein die ganze Lebensart meines Herrn Patrons zeigt ihn als ein würdiges Original für Hogart. Sie iſt, wie mir Gentil verſichert beynahe immer einerley. Ich bin ohne alle Beſchäftigung — mir ſelbſt eine vernünftige zu machen, keinesweges aufgelegt. Und auf dieſer Schuld magſt Du es ſchreiben wenn Dir meine Schilderung vom Leben und Wandel des Theuren Ehrenmannes lange Weile macht! hier iſt Sie! wann er um neun Uhr erwacht, conſulirt er ſeinen Kammerdiener, wegen der Kleidung! fertigt indeſſen vier Laquayen ab, ſich bey allen ſeinen Freunden und Anverwandten zu erkundigen, wie ſie die Nacht hingebracht hätten? ein fünfter Laquay, aber bleibt im Vorhauſe ſtehen, und klopft, ſobald ein fremder Bedienter mit einem Gegencompliment kommt, an die Thüre des Freiherrn. Der Cammerdiener reißt ſie auf — der Name des Herrn oder Dame, welche den Bedienten ſchickt, wird ſodan genannt, und dieſer ſtellt ſich der Thüre gegen über, um die ganze Ladung Gegencomplimente in Empfang zu nehmen. Wenn dieſes wichtige Geſchäft gegen Mittag geendigt iſt, beſteigt mein gnädiger Herr ſeine Kutſche, um während einer Stunde, ein paar Dutzend Beſuche abzuſtatten

ſtatten — ſpeiſt auſſerhalb dem Hauſe, oder hat Gäſte. Sobald ihm einer darunter nicht Luſt zu haben ſcheint ſeinen Magen zu überladen, ſpringt er oft ſelbſt vom Tiſche auf, um ſich neben ihm zu ſtellen, und ihn ſo gleichſam mit Gewalt dahin zu bringen. Doch genug! von dem armen Mann, der ſein ganzes Leben, unter Ceremonien und Complimenten dahin bringt. Wie ſehr bedaur' ich ihn, und wie viel Schmerz wird er nicht einſt bey ſeinem Tode fühlen, wenn er gedenkt, daß er bey den vielen dadurch erregten Condolenzen, Complimenten und Beſuchen keinen Antheil mehr nehmen kann. Du wunderſt Dich vielleicht, wie ich bey dem allen, ſo mit kaltem Blute lache, aber ich hab ſchon in der Kunſt die Narren zu ertragen, große Fortſchritte gethan; überdies bin ich an einem anſehnlichen Orte, wo es mir, wenn ich mich gleich jetzo, in einer ſchlechten Verfaßung befinde, doch nicht an Gelegenheit fehlen kann, mich in eine beſſere zu ſetzen. Wenigſtens ſteht hier rußiſche Beſatzung, bey der ich Dienſte nehmen, und wenn das Glück gut iſt, anjetzo nach Conſtantinopel marſchieren kann. Aufrichtig geſagt, bin ich mir ſelbſt immer ſehr gleichgültig geweſen! habe Unannehmlichkeiten und Beſchwerden zu tragen erlernt. Nehm' an

nichts,

nichts, rund um mich her Antheil! fürchte nicht tiefer zu ſinken, rechne nicht darauf mich empor zu ſchwingen: ſondern bin völlig in der Verfaßung, jedem Zufalle Troz zu bieten. Meine Freunde ſind das einzige, was mir noch in der Welt lieb iſt, und aus dieſem Grunde wünſch ich bald zu wiſſen, ob Du noch unter dem Monde einher wallſt? und Dein Brief dürfte aller Warſcheinlichkeit nach, mich, Deinen aufrichtigſt ergebenen Freund, noch hier antreffen.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Riga den 17ten Februar 1770.

Kämpfer an von Dornbach.

Ich bin ſo frey! und möchte das ſo gerne laut ſchreyen, daß es mir aus allen vier Himmelsgegenden wiederhalle — ich bin frey! — es iſt ein herrliches Gefühl ſich ſo weit mit einemmale von angedrohter Sklaverey, Narren und Bedrückungen befreit zu ſehen. Sich wieder mit einemmale zu fühlen, daß man von niemandes Laune, oder Dünkel abhängig, ſo ganz ſein eigen iſt. Hör' wie das alles

zu-

zugieng: die gnädige Frau kam mit ſamt ihrem Jungen! die erſte hielt mich für unwürdig ihr reizendes Antliz zu ſchauen — der andere aber ward mir von ſeinem Vater übergeben. Jetzo wär' es mir ſchon Freude wenigſtens angenehme Unterhaltung geweſen, einen guten ofnen Kopf zum vernünftigen Menſchen zu bilden. Ich wolte ſehen, was an den Jungen wäre! ſprach mit ihm von einem und dem andern — aber, ja und nein, war alles was ich heraus bekam. Sollte denn dachte ich aus dem Kieſel kein Funken zu zwingen ſeyn? mir fiel es bey, ihm einige Beyſpiele aus der Geſchichte aufzuſtellen: um zu verſuchen, ob ſich nicht einige lebhafte Theilnehmung, oder Wunſch und Begierde zur Nacheiferung bey ihm zeigen ſollte. Heinrich Dandalo war der erſte, welcher mir einfiel! Du weiſt daß ich bey Betrachtung ſolcher Männer nicht ſo bleiben kann, wie ein ſchwarzer Verſchnittener, der um eine ſeinem Herrn feilgebotne Schönheit zu unterſuchen, aufmerkſam aber kaltblütig jede ihrer Reize, enthüllt betrachtet; (das Gleichnis iſt von irgend wo geſtohlen, thut aber nichts zur Sache). Kurz ich erzählte wie er Abgeſandter zu Conſtantinopel geweſen: aus Liebe zum Vaterlande und richtigem Stolze, dem ungerechten griechiſchen

Kaiſer

Kaiſer wiederſprochen — von ihm ins Gefängnis geworfen, und ſeines Geſichts beynah völlig beraubt, nachher aber wieder losgekommen, und in ſeinem 80ſten Jahre Doge von Venedig geworden. Ich fuhr nun lebhaft fort, ſeine Klugheit, ſeine Eroberungen, und das von ihm bewirkte Glück ſeines Vaterlandes zu beſchreiben. Aber mein Zuhörer fragte bedeutend: von Venedig war der Mann? Ja — Oh ſagte er, dort giebts Muſcheln und Auſtern, die ſehr ſchön ſchmecken, wie der Papa erzählt. Ich kam auſſer Faſſung! mit einemmale aber fiel es mir ein, daß manche nicht ſo empfänglich für die Bewunderung, des kühnen thätigen unternehmenden Kopfes, aber oftmals auch um ſo fühlbarer, für die Verdienſte des ſtandhaften oder duldenden Mannes ſind. Ich lenkte alſo auf Odo von St. Amand; der hohe Würden beym Königl. Hofe zu Jeruſalem niederlegte, ein Tempelherr wurde — ſich durch Verdienſt zum Ordensmeiſter empor ſchwang, und nachdem er von Saladin gefangen, wie Regulus handelte: nämlich ſeinen Brüdern verbot, ihn gegen den Meſſen des Sultans auszuwechſeln, und lieber im härteſten Gefängniſſe ſtarb. Der Junge hörte aufmerkſam zu! ich hoffte gutes, und fragte ihn, was

er meinte? O! sagte er, entscheidend, daß war ein sehr dummer Kerl! so dumm, würd ich es nicht gemacht haben. Ich verlohr alle Geduld; was ich sagte weis ich nicht, aber der Junge lief eilends davon, mich bey seiner Mama zu verklagen; und nach einigen Augenblicken trat das wütende Weib mit einigen Bedienten ins Zimmer. Ihr erstes war mir zu versichern, daß ihr Vetter der Herr General, mir es wenigstens durch einige hundert Pedeggen lernen sollte, ihrem Sohn standesmäßig zu begegnen! dem Bedienten aber befahl sie mich zu binden, und in einem bedeckten rußischen Fuhrwerk, auf das nächste ihrer Güter zu bringen. Die Leute standen unentschlossen, und dieses brachte sie so in Eifer, daß sie jedem von ihnen eigenhändig Faustschläge auszutheilen anfieng. Ich eilte indeß', während des Gebalges aus dem Zimmer und eben so schnell aus dem Hause davon. Und nun wohin? war meine Frage nachdem ich einige Straßen verwildert durchirrt'. Eine halbe Verzweiflung gab mir den Muth ein; mich gerade zum Gouverneur zu begeben. Ich wurde vorgelassen, meldete mich selbst als einen Staatsgefangenen und erzählte kurz meine ganze Begebenheit. Der edelmüthige Mann lächelte! sie

haben

haben, sagte er, eine Thorheit begangen, und verdienen nicht dafür, als Verbrecher gestraft zu werden. Sie sind völlig ihr eigener Herr! und meine Kanzley wird ihnen, wohin Sie wollen, einen Paß geben. Kein herrlicherer Anblick auf Gottes Erdboden, als einen großen edlen Mann vor sich zu sehen! ich hatte es hier gar nicht vermutet — konnte meinen Dank nur stammlen — so ward ich überrascht, — und verlies ihn. Mir fiel darauf ein, daß ich in Kriegsdienste hätte treten wollen! schon wolt ich zurück gehen: allein ich besann mich wieder, daß er mir einen Paß angeboten, ohne daß ich ihn darum gebeten, und daher gieng es mir immer so im Kopfe herum, als ob er mir gesaget hätte, nun hab ich mit Dir weiter nichts zu schaffen, pack dich fort. Ich gieng in die Kanzley — man frug mich wohin ich den Paß haben wollte? Allein daran hatt ich in der That noch nicht gedacht! ich nannte Riga; empfing meinen Paß, und gieng davon. Es schien mir in der That daß ich den besten Entschluß gefaßt hatte; ich konnte von da aus, leicht nach Petersburg kommen — ich konnte von da aus eine Seereise antreten. — Kurz es war hier ein weites Feld, zu allerley Lebens-Entwürfen. Aber ietzo war' ich ohne alles Geld — ohne Bekann-

ten. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

ten. — Der Abend brach heran, ich wuste von keiner Herberge, und peinigte mich mit tausend Entwürfen, bey denen allen ich kein Ende sah'. Von ohngefehr begegnete ich einem Handwerksmann, den ich im Hause des Freyherrn gesehen; ich frug ihn, wie man am bequemsten und geschwindesten nach Riga käme? er sagte mir, daß morgen ein Kaufmann einige Schlitten dahin schickte. Er wies mich hin: ich that ihm meinen Antrag, und er erwiederte, daß ich mich mit den Fuhrleuten darüber vereinigen müste. Ich zwang mich so weit zu sagen, das ich kein Geld hätte — nun erwiederte er mir ganz kalt, daß er mir sodann nicht helfen könte. Ich verlies ihn eilend, und fand den Mann, der mich hingewiesen noch auf der Strasse. Es tobte in mir! ich muste mich auslassen, erzählte ihm was mir begegnet, bat ihn um eine Nachtherberge — allein trotzig gieng er jetzo davon. Menschen! abscheuliche Leut — womit verdient ich das an euch? dieser Gedanke war mir ins Hirn gebrennt; ich hätte in diesem Augenblick den Wunsch eines Caligula thun — ja selbst das ganze menschliche Geschlecht ohne Mitleid ermorden können. Meine Gedanken vergiengen mir! ich lief wie ein Unsinniger durch die Strassen. Mit einem

einemmal' hörte ich das Fluchen und Schimpfen, eines Menſchen den ich übergerannt; mir wars eben ſo recht, an jemanden meine Wuth auslaſſen zu können! ich packte ihn an der Bruſt — ein anderer fiel mir in den Arm, und rieth mir mich zu mäßigen. Der erſte fuhr zu ſchimpfen fort! und ich bemerkte, zwey mir bekannte Stimmen. Wer ſeyd ihr? rief ich: urtheile von meinem Erſtaunen, als Fürſt Wartagin und Demeter die Antwort war: und ich', rief ich aus, bin Kämpfer. Nachdem wir uns zuſammengerafft, nahm mich Demeter mit ſich; er war in einem Gaſthofe eingekehrt, und wolte am folgenden Morgen die Reiſe zum Vater ſeines Elevens fortſtehen; der ſich von da zur Armee begeben ſolte. Ich erzehlte ihnen, meine Abentheuer. Demeter billigte meinen Entſchluß nach Riga zu gehen, und verſicherte es ſey ein Ort, wo es mir bey meinen Kenntniſſen wenigſtens an Unterhalt nicht fehlen könnte, rieth mir aber noch mehr mich in mein Vaterland zurück zu begeben. Denn Ruſland hielt er nicht für denjenigen Staat, worinnen ich mein Glück machen könnte. Aber ſo wie ich jetzo bin, kann ich wahrhaftig nicht zurück! zum Mährchen will ich nicht werden — und mit den ſpöttelnden und wizeln-

den Rittern, geb' es auch mehr Aergernis, als es Vergnügen wär, ihnen nachher das Maul geſtopft zu haben. Jetzo bin ich eben zu Riga angelangt. Daß mir Demeter, eine Summe Geld, mehr als ich wolt' aufdrang — und daß wir als Brüder von einander ſchieden, würdeſt Du auch wohl ohne meine Erzählung errathen haben. Ich bin nun wieder iſolirt, wie Vogel Phönix, und warte geruhig ob dem Glücke gefallen wird, mir einen Treffer, oder eine Handvoll Nieten auszutheilen.

Drey und dreyßigſter Brief.

J — den 20ſten September 1778.

Demeter an Kämpfer.

Nie mein Theuerſter! hätte ich Dich vergeſſen, und unſre neulich ſo unverhoffte Zuſammenkunft, hat meine Freundſchaft für Dich aufs neue erregt, und es mir alſo zur Pflicht gemacht, allen möglichen Antheil an Deinem Geſchicke zu nehmen. Vermutlich biſt Du glücklich in Riga angelangt, und damit Du an dieſem Orte wenigſtens nicht ohne alle Be-

kannt-

kanntschaft seyn möchtest, so hab' ich dem Kaufmann Stern! einem guten rechtschafnen Manne, den Auftrag gethan, Dir gegenwärtigen Brief einzuhändigen. Du kannst Dich in allen möglichen Dingen geradesweges an ihn wenden; und da er mein Freund ist, seinen gewissen Beystand erwarten. Was mich selbst anbetrift, so ist es mein aufrichtigster Wunsch, Dir auf alle Weise nüzlich zu seyn. Ich bin zwar an mich selbst ziemlich unbedeutend, allein ich habe ein Paar der angesehensten Jünglinge erzogen, und mir hiedurch einen ziemlichen Anhang verschaft, worauf es in diesen Ländern ohngemein viel ankömmt. Solltest Du also darauf bestehen, hier Dein Glück zu versuchen, so bitt ich Dich, bald Deine Entschliessung zu fassen. Ein Mann der sich gewöhnt unstet zu seyn, und ohne Zweck zu handeln, wird nicht ohne Grund gering geschäzt. Ich weis, daß Du! dieses nie verdienen wirst: aber weil ich Dich liebe, so wünschte ich, daß auch nimmer der geringste nachteilige Anschein bey Dir statt fände. Und deshalb verzeihe mir eine Zudringlichkeit, zu der ich mich aus blosser Freundschaft berechtiget halte.

Vier und dreyßigster Brief.

Riga den 23ſten Merz 1770.

Kämpfer an Demeter.

Riga! iſt ein Ort, der mir recht gut gefällt; daß man hier ſo mancherley Sprachen, blos durch Uebung erlernen kann, iſt mir ungemein lieb; und wenn ich nur ein Jahr hier bleibe, ſo muß ich ruſſiſch, lettiſch und ehſtniſch wie ein Eingeborner reden. Der Kaufmann Stern iſt ein recht guter Mann! aber hat nicht den geringſten Geſchmak in Anſehung der Malerey, und daran fehlt es auch hier, in der ganzen Stadt. Ich hatte vor langer Weile etwas hingepinſelt. Stern, hielt es für ein ſchönes Gemälde; und da wir nun genauer mit einander bekannt geworden ſind, ſo verſichert er mir gar, daß wenn ich nur alle Monat ein Gemälde verfertigen wolte; ich davon, hier recht bequem leben könnte; und er hat auch ſchon das erſte für einen Preis verkauft, den ich nie erwartet hätte. Du ſiehſt alſo, daß ich nichts bedarf, und ich kann unmöglich dieſen Ort eher verlaſſen, bis ich jene drey Sprachen erlernt habe, von denen ich bey meinem Studio, der Geſchichte und Erdbeſchreibung großen Nutzen hoffe. Mir iſt ungemein

mein viel daran gelegen, die beſten Schriftſteller Deiner Nation zu kennen! ſchick' mir doch ſobald als möglich eine Nachricht welche Du für die beſten hälſt. Für Deine Anerbietungen dank ich Dir herzlich. Allein was die Leute von mir reden und denken, iſt mir gleichviel. Von tauſenden verdient höchſtens Einer, daß man ihn ſeiner Aufmerkſamkeit würdig't, und wenn ich überdies, mit ihm in keiner Verbindung ſtehe, ſo iſt er ja auch über mich kein Urtheil zu fällen berechtigt. Was meine wahren Freunde anbetrift, ſo werd ich bey denen nichts verlieren. Kurz! erſt lern ich meine 3 Sprachen, und wärend der Zeit werd ich wohl auf einen Entſchluß verfallen; den Du ſogleich erfahren ſollſt.

Fünf und dreyßigſter Brief.

J — den 12ten April 1770.

Demeter an Kämpfer.

Daß Du Dich zu Riga ſo nüzlich beſchäftigſt, und wenigſtens Deine Kräfte nicht ſchlummern läßt! iſt mir ſehr angenehm; da überdies wenn Du in Rußland

land einmal Dein Glück ſuchen willſt, die Kenntniß der Ruſſiſchen Sprache Dir ungemeinen Vortheil verſchaffen kann. Was die großen Schriftſteller meines Volkes anbetrift, ſo muſt Du wiſſen, daß der gute Geſchmack, nur erſt unter Peter den Großen, hervorzudämmern anfieng: und ich werde Dich von Zeit zu Zeit mit einigen der beſten Schriftſteller verſorgen. Vor der Hand empfängſt Du! Lomanoſſows rußiſche Sprachlehre — von ebendemſelben etwas, über die älteſte Geſchichte — die Gedichte des Summarokow, und eine rußiſche Ueberſetzung der Cyropedie. Ich vermutete gleich daß Stern bald Dein guter Freund werden dürfte. Es iſt ein redlicher ehrner Mann, und ich wünſchte, daß Du einen Vortheil benutzteſt, den er Dir zu verſchaffen im Stande iſt. Ich hab deshalb ſchon an ihn geſchrieben; und er wird gewiß ſein beſtes thun, um Dir ſo vielen und guten Umgang als möglich zu verſchaffen. Du wirſt Dich vielleicht wundern, woher ich dieſes wünſchte! und ich muß Dir alſo erzehlen, daß ich ſelbſt in meinen jüngern Jahren; auſſerordentlich viel Lebhaftigkeit beſas. Ich beſuchte eine deutſche Akademie wo man einen gewiſſen rohen militäriſchen Anſtrich für eine eigenthümliche Zierde des Studenten

hielt;

hielt: ich liebte Verſtand und Rechtſchaffenheit über alles, lies mich aber auch hinreiſſen, jedem, dem ich dieſes nicht zutraute, meinen Spott und Verachtung geradezu fühlen zu laſſen. Endlich führte mich das Glück an einen Ort, wo es mir vielen Umgang, beſonders mit guten geſitteten Frauenzimmern verſchafte. In kurzer Zeit, hat ich meine akademiſche Fidelität gänzlich abgelegt: und lernte was ein Menſch von Deinem Verſtande Herzen und Temperament nur blos durch Erweiterung ſeiner Menſchenkenntnis erlernen kann: den Dummkopf! und den Narren erdulden — den Schurken aber bey allem Unwillen und Verachtung den man gegen ihn fühlt, geruhig laufen zu laſſen. Ich hab jetzo die Hofnung eine anſehnliche Civilſtelle zu erhalten, wofern ſich aber die Sache noch wie es Anſchein hat verzögern ſollte, ſo würd' ich Dich vielleicht nach einigen Monaten perſönlich umarmen.

Sechs und dreyßigster Brief.

— Im den 24ten May 1770.

Von Dornbach an Kämpfer!

Dein Brief aus Rußland, lies mich Demetwegen viel befürchten; aber meine Freude ſtieg um ſo viel höher, als ich darauf Deinen Brief aus Riga erhielt. Es war in der That ein außerordentlicher Glücksfall daß dir Demeter ſo eben zur rechter Zeit, wie ein Deus ex machina aufſtieß. Ich habe mir hier eine Aſſignation von einem Kaufmann aus Breslau geben laſſen. Die wie er mir verſicherte ein jedes Comtoir zu Riga annehmen wird. Mein Onkel giebt mir ſo viel daß mir dieſe Summe in der That ganz entbehrlich iſt und ich fodere es von Dir als Beweis der Freundſchaft, verdirb mir alſo nicht durch Zurückſchickung derſelben, die Freude, Dir einen kleinen Dienſt geleiſtet zu haben. Ich habe meinem Onkel den Brief vorgeleſen, den Du mir aus Polen ſchriebſt; er iſt ganz zu Deinem Vortheil eingenommen; er läßt Dir rathen, bey den preußiſchen Huſaren, oder Artillerie Dienſte zu nehmen; und er verſpricht vor Dein Avancement, alle mögliche Sorge zu tragen. Mir ſcheint der Vorſchlag nicht ganz

übel,

übel, und ich erwarte also Deine Meynung. Ich bin mit meiner Lage völlig zufrieden. Mein General, ein ehrlicher alter Mann, der sich ehmals im Kriege hervorgethan, ist ein vertrauter Freund meines Onkels. Ich bringe täglich einige Stunden in seinem Hause zu: und würde noch mehr darinn zubringen, wenn mir sein Sohn, der auch Offizier ist, weniger, und seine Tochter mehr gleichgültig wäre. Dieses ist ein Mädgen von 16 Jahren, von der reizendsten Gestalt, ungemein lebhaft; und viel natürlicher Witz mit einer gewissen unschuldigen Naivität verbunden, machen daß man an ihr den Abgang der feinen Erziehung nicht vermißt, woran es ihr die Mutter fehlen ließ. Sie scheint in meinem Umgange Vergnügen zu finden, und hat auf mich so vielen Eindruck gemacht, daß ich fest entschlossen bin, mich nach 4 oder 5 Jahren, da ich den Dienst zu verlassen denke, mit ihr zu vermälen. Um so viel mehr da ich überzeugt bin, daß diese Heirath meinem Onkel unsägliche Freude machen würde. Dieser redliche Alte liebt mich wie seinen Sohn! er kömmt allen meinen Wünschen zuvor, und dieses immer mit einer so rauhen herzigen Art, daß ich immer doppelt davon überrascht werde; und gefühllos seyn müßte, wenn

ich

ich ihn nicht auf das innigſte lieben ſollte. Er hat jetzo auch meine Couſine bey ſich, die ihren Vater, meinen edelmüthigen Erzieher, verlohren hat. Ich war nach Preuſſen gereiſt, um Sie abzuholen! bey dieſer Gelegenheit kam ich nach Königsberg, und muß Dir eine Nachricht mittheilen, welche Dich ganz von Jetchens Niedrigkeit überzeigen wird — Sie iſt die deklarirte Maitreſſe des Grafen von J — und macht auf ſeine Empfehlung, als eine Mode Schönheit bey allen öffentlichen Luſtbarkeiten ſehr vieles Aufſehen. Noch muß ich Dir von meinen jetzigen Freunden Nachricht geben: es ſind zwey meiner Kammeraden die mir aber nicht Deinen Verluſt erſetzen. Und ich glaube auch, daß niemals eine Freundſchaft, ſo viel Stärke erreichen kann als die, welche in den erſten Jünglingsjahren geknüpft wird. Einer meiner jetzigen Freunde! iſt der Lieutnant von Elbenſtein; ein Mann von einigen 30 Jahren. Der General giebt ihm das Lob, daß er in der vorigen Campagne einer der bravſten Offiziere geweſen. Er wurde zwar in der Erziehung vernachläßigt! da er, aber viel geſunden Verſtand beſitzt, ſo hat er ſich durch Lectüre und Umgang ſehr vortheilhaft gebildet. Und da er bey jeder Gelegenheit auſſerordentlich viel

Freund-

Freundſchaft gegen mich zeigt, ſo ziehe ich ihm jetzo ſchon den Lieutnant von Sandold vor, beſonders da dieſer leztere, ſeit einiger Zeit ziemlich kalt gegen mich wird. Er iſt ein geſchickter liebenswürdiger junger Mann! aber ſchwermütig und mistrauiſch, wozu er vermuthlich durch das traurige Schickſal welches ihn, und die Seinigen betraf, geſtimmt wurde. Sein Vater war ein angeſehener Offizier, den der Haß und die Chikanen, ſeines Chefs Abſchied zu nehmen veranlaſte. Er verlor nachher ſein Vermögen! durch allerley Unglücksfälle: ſtarb — ſeine Gattin, folgte ihn! und Sandold wurde nachher nebſt zwey Schweſtern von einem reichen und wunderlichen Anverwandten erzogen. Er meidet mich, ſeitdem ich mit Elbenſtein umgehe, der ihn, wie er mir ſelbſt erzehlt hat, einſt in einem Rauſche beleidigte. Beyde wollten ſich ſchieſſen! aber Elbenſtein — erkannte ſein Unrecht, und ſie verſöhnten ſich auf Zureden einiger Freunde. Sandold hat, ſeit dieſer Zeit, ſeinen Haß beybehalten, wodurch er, da es ſchon einige Jahr her iſt, ſehr viel bey mir verliert. Ich ſehe jezt erſt wie weitläuftig ich geworden bin! allein ich habe auch ſchon ſo lange das Vergnügen an Dich zu ſchreiben entbehrt, der

unter-

unterbrochene Briefwechsel mit Dir würde von mir schon als ein Glück betrachtet werden; weil es doch zum Theil, ob gleich nur eine sehr schwache Entschädigung, für die persönliche Trennung von Dir ist.

Sieben und dreyßigster Brief.

B. den 12ten Jun. 1770.

Der General v. Dornbach an seinen Neffen.

Da hab' ich ihm auf einmal eine angenehme und verdrüßliche Nachricht zu schreiben. Eben den Tag vorher, ehe ich das Generals-Patent erhielt, bekam ich ein Reißen in den Füßen, und mein Regimentsfeldscheer sagt, es wäre das Podagra. Er meynt wohl es habe nichts zu bedeuten, aber ich wollte doch, daß es beym Teufel wäre! und wenn schon ausgehalten seyn müßte, so wollte ich lieber einen derben Schuß, oder so etwas bekommen haben — das wird doch einmal heil, und dann ists gut. So ein dummes Podagra reterirt nur en echec *), und ehe man sichs

*) Ein Rückzug, den man gleich wieder in einen Angriff verwandeln kann.

ſichs verſieht, iſt es einem wieder auf'm Halſe. Das wäre mir nun ein abſcheulicher Streich! wenn ich noch auf mein Alter Invalid werden und mir ſo die Freude verdorben würde, bis an mein ſeliges Ende, dem Könige zu dienen: denn ich kann mein Brod nicht umſonſt freſſen, wie mein alter Hühnerhund, der jetzo die Witterung völlig verloren hat: Ob ich wohl überzeugt bin, daß es mir unſer guter König ſo gern geben würde, wie ich ihm. Apropos! ich muß ihm noch etwas von ſeinen Gütern ſchreiben: bild er ſich nicht etwa ein, daß ich ſie nach ſeines Vaters Tode deswegen gekauft habe, um ſie zu behalten! ich wollte ſie nur ſchuldenfrey machen. Denn ſieht er! Lehngüter bekömmt er einmal genug: aber wenn ich gleich viel von Conſervazion der Familie halte, ſo hat es mich doch immer ſehr geärgert, daß bey den Lehngütern die armen Töchter ſo leer ausgehen, als ob ſie, verzeih mir's Gott! Hurenkinder wären. Damit das nun in meiner Familie nicht geſchehen ſollte, ſo hab' ich für Allodial-Vermögen geſorgt: ſein Gut trägt jetzo baare 2800 Thaler, was er da nun will verbeſſert oder gebaut haben, dafür muß er nun ſelbſt ſorgen und darf das nur, wie ers gemacht haben will, an den Hofrath S— ſchreiben, dem

ich

ich auf meinen Gütern auch alles auftrage. Wenn er will, kann er ſich auch die ganze Revenüe jährlich ſchicken laſſen: und ich werde ſehen ob er gut wirthſchaften kann. Verſchwenden muß er mir nicht! aber auch um aller Welt willen nicht geizen, wie ein Lumpenhund. Wann er nun darüber recht luſtig iſt, und mir nicht viel danken und Complimenten ſchneiden will, ſo kann er herkommen, und den Herrn Lieutenant von Elbenſtein mitbringen, den ich recht gerne ſehe. Aber das ſag' ich ihm, traurig komm' er mir nicht, denn ich bin ſo verdrüslich genug und Louischen meint es wohl recht gut, aber ſie iſt ſo niedergeſchlagen, und das kann ich nun einmal nicht leiden. Leb' er wohl.

Acht und dreyßigſter Brief.

— Im den 8ten Julius 1770.

Cornet von Dornbach an Fräulein von Dornbach.

Ob ich gleich theuerſte Couſine Gelegenheit habe, Sie oft zu ſprechen! ſo giebt es doch eine gewiſſe Sache die ich lieber ſchriftlich abmachen will. Sie

wiſſen

wiſſen daß Lieutnant von Elbenſtein mein Freund iſt, und können verſichert ſeyn, daß ſich meine Freundſchaft nicht blos auf flüchtige Zuneigung, ſondern auf die Ueberzeugung von ſeinem Werthe gründet. Er fühlte — da er Sie zum erſtenmal erblickte, eine gewiſſe Anhänglichkeit zu Ihnen: und dieſe bewog ihn, eine nähere Bekanntſchaft, mit Ihnen, zu wünſchen. Ich verſchafte ihm ſolche! und jetzo iſt eine weit lebhaftere Empfindung in ſeinem Herzen entſtanden. Ich bin feſt überzeugt, daß derjenige dem Sie einſt Ihr Herz und Ihre Hand geben, einer der glücklichſten Ehemänner ſeyn wird, und ich wage es hier auf Verlangen meines Freundes, ihm dieſes Glück von Ihnen zu erbitten. Ich führe nicht die Vorzüge ſeiner Geſtalt an die bey manchem Frauenzimmer ſchon hinreichender Grund ſeyn würde: ſondern einen edlern Bewegungsgrund, die Vortreflichkeit ſeines Herzens, wovon ich in allem Betracht Bürge ſeyn will. Er hat zwar kein Vermögen! allein, wie ſehr wird ein Mann, von ſeiner Denkungsart das Glück, derjenigen Gattin zu befördern ſuchen, welcher er das ſeinige ſo völlig verdankt. Er iſt aus einer alten Familie! hat keinen mehr zum Rittmeiſter vor ſich: und die Lobſprüche welche ihm ſein Chef beylegt, werden

unſern würdigen Onkel der ihm ohne dem beſonders geneigt iſt, vermutlich dahin bewegen, ſeine Anträge mehr zu befördern, als zu misbilligen. Ich aber habe es für Pflicht gehalten, Ihnen davon, zuvor einige Nachricht zu geben, und mich zu erbieten, dieſe ganze Sache, wieder zu hintertreiben, wofern ſie Ihnen im geringſten misfällig iſt. Aber theuerſte Couſine! da ich das Gegentheil wünſchte; ſo müſte es mich gewiß aufs empfindlichſte ſchmerzen, bey ſolchen Geſinnungen, dem Glücke eines Freundes, entgegen zu arbeiten. Solte alſo jene Freundſchaft, die wir von unſrer frühſten Jugend an für einander fühlten, meine Bitte einen günſtigen Ausſchlag geben, ja ſolten Sie ſelbſt überzeugt ſeyn, daß mein Freund dieſes Glückes nicht unwerth iſt, ſo würde dieſes mir gewiß den höchſten Grad der Freude verurſachen.

Neun und dreyßigster Brief.

B — den 26ſten Jul. 1770.

Fräulein von Dornbach an den Cornet von Dornbach.

Ich habe Sie lange auf meine Antwort warten laſſen! nicht aus affectirter Sprödigkeit, ſondern weil ich mich nicht gerne, bey einem ſo wichtigen Schritte, auch nur im geringſten übereilen wollte. Und nun empfangen Sie mein Geſtändnis, mit aller freundſchaftlichen Offenherzigkeit. Ich ſchätze die Verdienſte des Herrn von Eisenſtein, ich habe ihn jederzeit, als einen meiner vorzüglichſten männlichen Bekannten hochgeſchätzt. Auch glaub' ich, daß er das Glück ſeiner künftigen Ehegattin ausmachen wird; allein übrigens, iſt er meinem Herzen nicht näher, als jeder andere Mann, von gleichem Verdienſt: und mein Herz iſt gegen ihn ſo wie gegen jeden andern, von derjenigen Leidenſchaft völlig frey, die man zum Glück der Ehe, für unentbehrlich hält. Urtheilen Sie nun beſter Vetter — der Sie mit ſo viel Wärme für das Glück eines Freundes ſorgen, was eine Freundin die Sie noch überdies, durch Anverwandſchaft zur nähern Theilnehmung berech-

tigt, bey einer ſolchen Lage zu thun hat? unſer guter Onkel iſt wieder völlig hergeſtellt, und hat ſich vorgenommen, den Herrn General von Felſendorf in kommender Woche zu beſuchen. Vielleicht komme ich mit! oder wenn Sie gelegentlich herkommen, ſo fürchte ich wenigſtens nicht, daß Sie wegen meiner Erklärung nur im geringſten an meiner aufrichtigen Geſinnung und Freundſchaft zweifeln ſollten.

Vierzigſter Brief.

— Im, den 1ten Auguſt 177o.

Cornet von Dornbach an Fräulein von Dornbach.

Sie verdienen theuerſte Couſine meinen vollkommenſten Dank für das gütige freundſchaftliche Zutrauen, womit Sie mir eine ſo wichtige Entſcheidung überlaſſen. Sie fällt zum Vorteile meines Freundes aus, und ich hoffe, daß Sie ſelbſt meine Gründe hiebey nicht misbilligen werden. Jener ſanfte Ernſt, der Ihnen ſo eigen iſt, und eine gewiſſe Schüchternheit ſichern Ihr Herz für ein ſo ſtürmendes Gefühl der Liebe, als Ihnen aus einigen Schriftſtellern bekannt

kannt iſt. Aber keinesweges wird daſſelbe dem ſanften Eindruck dieſer Leidenſchaft verſchloſſen bleiben, wenn Sie Ihre Hand einem Mann geben, der Ihnen nicht misfällt, und den Sie Ihrer Hochachtung würdig finden, wenn Sie beſonders die Zärtlichkeit deſſelben, und ſein Beſtreben, Ihnen auf alle Weiſe gefällig zu ſeyn, unaufhörlich bemerken werden. Hievon feſt überzeugt, hab' ich meinem Freunde den Rath ertheilt, ſich durch unſern General an unſern Onkel zu wenden, ſobald er ſeinem Verſprechen gemäs hier eintrift. Ich hoffe ſeine Einwilligung! und das Bewuſtſeyn, hiedurch nicht blos das Glück meines Freundes, ſondern auch ſelbſt mit das Ihrige befördert zu haben, werde ich als mein eignes gröſtes Glück betrachten.

Ein und vierzigſter Brief.

— Im den 4ten Auguſt 1770.

Der General von Dornbach an Fräulein von Dornbach.

Da ſind ſie alle über mich hergefallen wie die Pürſchhunde über den Hauer! der alte Felſendorf und ſeine

Weibsleute, Elbenstein und unser Karl. Aber was meinst Du wohl? was die alle von mir wollten? nun will ich Dich nicht lange rathen lassen: Elbenstein — wünscht sich, Dich zur Frau, und dazu sollte ich ihm meine Einwilligung geben. Da hab' ich ihnen denn gerade heraus gesagt, daß ich Dir darum nichts vorschreiben will, daß ich aber auch wenn Du damit zufrieden bist, nichts darwieder einzuwenden habe. Denn siehe einmal! Elbenstein, ist von einer guten Familie, der seine zwey und dreyßig Ahnen aufzählen kann, ohne allen Tadel. Er hat die vorige Campagne durch, wie ein braver Mann gedient, und ist warhaftig der schönste Offizier im Regiment. Er hat zwar kein Vermögen, aber das schad't nichts: Dein seliger Vater hat Dich in guten Umständen gelassen, und ich will auch noch so viel dazu legen als ich kann. Auch ist es mit Dir Zeit zum Heyraten! denn ich bin ein alter Mann, und heute oder morgen, kommt das infame Podagra wieder, und wenn mich das kaput macht, so bist Du hier im fremden Lande so ganz allein, und ich habe nicht einmal die Freude gehabt, Dich an einen braven Mann verheyratet zu sehen. Du bist ein kluges Mädgen! überlege das so alles, und da eben die

Post

Poſt abgeht, ſo hab' ich es Dir zum voraus ſchreiben wollen: denn übermorgen, werde ich Dir den Lieutnant von Elbenſtein und unſern Karl mitbringen. Wenn Du ihn aber nicht haben willſt, ſo muſt Du mir nur ſo einen Wink geben, und ich werd ihn Dir ſchon vom Halſe ſchaffen, weil ich Dich nicht zwingen will, ſondern Dir mit wahrer väterlicher Liebe zugethan bin.

Zwey und vierzigſter Brief.

Riga den 28ſten Jul. 770.

Kämpfer an Demeter.

Altvater Homer! ſagte, von allem was auf Erden kreucht und athmet, ſey der Menſch das elendſte Geſchöpf: und meine Erfahrung beſtätigt unaufhörlich die Richtigkeit dieſes Ausſpruchs. Hat ein Thier ſeinen Fraß und ſeine Bequemlichkeit, ſo iſt es glücklich, mit ſeiner Lage zufrieden. Und wir! wie ſehr noch in dieſer Verfaſſung von Glück und Zufriedenheit entfernt. So geht es mir! ich weiß nicht was Ruhe iſt. Immer nag' ich mich ſelbſt und jeden Augenblick fällt es mir ein, du biſt beſtimmt für dein

eigen Glück, für das Glück deiner Nebenmenschen zu sorgen — und findest du dich denn zu nichts wichtigern im Stande, als durch bunte Gestalten, die Augen einiger Unverständigen zu belustigen? Oft erinnere ich mich an einige Züge meiner Jugend, und dann erwacht immer in mir das überzeugende Bewußtseyn, zu etwas mehr als einem schlechten Maler bestimmt zu seyn. Hier hast Du ein paar Anekdoten aus meiner Jugendgeschichte, urtheile selbst. Mein Vater war ein Mann von dem vortrefflichsten Herzen, dem aber auch bey vielem Verstande manche sonderbare Launen und Grundsätze eigen waren. Er hatte mich zu den Wissenschaften bestimmt: und wollte nun, daß ich vom Morgen an, bis in die Nacht einzig und allein, ohne alle Erholung, mich damit beschäftigen sollte. Mein Lehrer, ein Mann, der viel Wissenschaften aber wenig Erziehungskenntnisse besaß, stimmte diesen Grundsätzen bey, und weil er bemerkte, daß mich bey meiner außerordentlichen Lebhaftigkeit, gleich ein jeder Gegenstand völlig zu sich hinriß: so suchte er mich oft mit vieler Strenge vor der kleinsten Zerstreuung zu sichern, verließ mich zwar oft auf viele Stunden, auch wohl auf ganze Tage, gab mir aber während der Zeit außerordentlich viel

aus-

auswendig zu lernen, durch diese Uebung erlangte mein Gedächtniß besondere Stärke, die ich meinem Lehrer verbarg. Wenn ich nun oft in einer Stunde gelernt hatte, was ich in einem Tage lernen sollte, nahm ich meine Zuflucht zu seinem ansehnlichen Büchervorrath. Werke über die Geschichte reizten mich vorzüglich! in kurzem konnte ich sie, besonders Rollins alte und römische Geschichte, beynahe auswendig hersagen: und las, nun auch aus Begierde zur Abwechslung, alles was mir in die Hände fiel, Gundlings Diskurs, über Ludowicis Pandekten, und das dem Helvetius zugeschriebene Naturſyſtem, und allerley mehr. Die Geschichte Roms, und der griechischen Republiken, hatten mich zum großen Freund der Freiheit gemacht; ich wünschte oft, daß ich keinen Porsenna oder Cesar wüste, und aus Mangel der Gelegenheit kein Mucius Scaevola, oder Brutus werden könnte. Ich gieng unaufhörlich damit um, die Welt, oder wenigstens mein Vaterland, in eine Republik zu verwandeln; schon machte ich Entwürfe, wie ich Heere anführen wollte, und zeichnete beständig in meine Schreibtafel, die Plane, zu meinen künftigen Schlachten. Während dieser Beschäftigung fiel es mir eines Tages bey, daß ich auch

wohl, in dieser Unternehmung unglücklich seyn — gefangen genommen, und denn aufs schrecklichste hingerichtet, wenigstens gerädert werden könnte: sogleich schrieb ich eine Rede nieder, die ich sodann auf dem Richtplatze halten wolte. Ich war fertig, hatte mein Papier in der Hand, und hielt sie mit lauter Stimme zur Probe Mein Lehrer kam, ohne daß ich ihn hörte: mein lautes Reden machte ihn aufmerksam · er horchte, und trat darauf mit Erstaunen in die Stube. Er sah das Papier und wollte es mir aus der Hand nehmen, eh' er aber solches thun konnte, zerriß ich es und warf es zum Fenster hinaus; wofür ich denn einige Schläge empfieng, welche ich eben mit der Unempfindlichkeit ertrug, die ich mir auf dem Richtplatze dereinst zu zeigen, vorgenommen hatte. Ein andermal bestrafte er mich, als ich dem Anschein nach, schuldig, in der That aber unschuldig war. Welch eine Kränkung, für einen so grossen Freund der Freiheit: und ich beschloß mich diesem Zustande zu entreissen. Ich hatte kurz vorher das Natursistem, nicht blos gelesen, sondern beynahe verschlungen, und vor ein paar Tagen, hatte ich während dem Mittagseissen von Schwedenborgs Geistererscheinungen, als ausgemachte Wahrheit erzählen

gehört.

gehört. Einbildungskraft, und alles war in mir in einem gewiſſen Tumult. Ich ſaß allein auf meiner Stube, und glaubte jemand zu hören, der mir ins Ohr ſagte: daß wenn ich um Mitternacht, auf einen gewiſſen Platz im oberſten Stockwerk kommen würde, er ſich mir zeigen, und mich in einen erwünſchten Zuſtand verſetzen wollte. Ich rief gleich mit lauter Stimme, ich würde kommen. Nun fielen mir aber auch alle Geſchichtgen ein, die ich von Hexenmeiſtern D. Fauſt und dem Teufel gehöret hatte: endlich dacht ich, iſt es der Teufel, ſo läſt du dich mit ihm in nichts ein, und er kann dir denn nichts ſchaden! Wenn er aber, oder ein anderer Geiſt, dir erſcheint, ſo wirſt du überzeugt, daß die Religion deinem Wunſche gemäs Wahrheit, hingegen der Verfaſſer des Naturſiſtems ein Lügner iſt. Ich gieng zur beſtimmten Zeit, an den beſtimmten Ort! wartete eine halbe Stunde, und kehrte voll Unwillen weil ich nichts geſehen hatte, in mein Bette zurück. Was hältſt Du von dem Knaben, der im 12ten Jahre, aus Begierde nach Ruhm und Wahrheit ſo handelte? Schaffe mir Gelegenheit, oder gieb mir wenigſtens guten Rath, und ich will dir zeigen, daß meine Kräfte nicht unbenutzt vermodern ſollen. Laß mich

aber

aber nicht lange warten, denn ich bin im höchsten Grad unmutig. Du weist wie ich mich zuweilen ärgerte, daß manche gräßliche Gegenstände aus Ovids Verwandlungen, und der Märtirer Geschichte bearbeiteten, aber jetzo entschuldige ich die armen Leute. Sie waren gewis in einer mir ähnlichen Lage; denn ich habe jetzt an ein paar Gemälden alle meine Kräfte verschwendet, die mich lehren, daß ich kein unglücklicher Nachahmer, eines Salvador seyn könnte. Da schick ich dir das eine, wie Achill den Hektor im Angesicht der Jammernden umherschleift, zur Probe. Antworte bald und lebe wohl.

Drey und vierzigster Brief.

Z — den 2ten August 1770.

Demeter an Kämpfer.

Ich habe Dich! jederzeit geschätzt: weil Du immer ein gutes Herz und gute Anlage zeigtest. Auch bin ich überzeugt, daß Du jetzo tausend wichtige Dinge zu unternehmen im Stande wärest; ob du aber zur

Aus-

Ausführung eines einzigen ausdaurende Standhaftigkeit und Geduld beüben würdest, daran zweifle ich. Ehe ein Mann wie Du, sich in seinem gehörigen Lichte zeigt, muß zuvor die überflüssige Hitze verrauchen: und die Zeit befördert dieses am besten. Ich wünschte also wohl, daß du noch ein paar Jahre lang, in einer Dir einständigen, nützlichen und genugunterhaltenden Beschäftigung zubringen möchtest. Es ist viel Verdienst, ein grosser Mann zu seyn: Doch weis ich nicht, ob das Verdienst grosse Männer gebildet zu haben, dem ersten um vieles nachsteht? Bey deinem Herzen, deinen Grundsätzen und deinen Kenntnissen, bist Du unter gewissen Einschränkungen, das letztere zu thun im Stande. Und so wäre mein Rath solches doch nicht unversucht zu lassen; und wenn Du wärend einigen Jahren die Erziehung eines oder mehrerer angesehenen Jünglinge übernimmst, so wirst Du wärend dieser Zeit nicht nur eine sehr nützliche und weit aussehende Beschäftigung haben, sondern auch selbst unterdessen, jene Festigkeit erlangen, die bey dem ganzen Menschengeschlechte, nur die Frucht eines reifern Alters ist, und deren Mangel grösstentheils veranlaßt, daß so manches frühzeitige grosse Genie verkannt wurde. Verarg' es mir nicht,

daß

daß ich so offenherzig rede! ich müßte Dein Freund nicht seyn, oder mich für mich selbst schämen, wenn ich Dir meine Denkungsart verheimlichen sollte. Willst Du meinen Rath folgen, so kann Dir Stern ohne viel Mühe eine Hofmeisterstelle in einem der angesehensten Häuser schaffen. Besonders glaube ich, daß Du in dem Hause des Freiherrn von Löwenhorst, der durchgängig als ein rechtschafner edeldenkender Mann bekannt ist, sehr gut aufgehoben wärest. Ich hab' ihn vormals zu Petersburg kennen gelernt, und dich ihm als meinen Freund, empfohlen. Du wirst sehr leicht seine Bekanntschaft erhalten, und sodann am besten beurtheilen können, ob der Aufenthalt bey ihm nach Deinem Geschmack ist. Ich erwarte hierüber Deine Entschliessung.

Vier und vierzigster Brief.

Z — den 2ten August 1770.

Demeter an Freyherrn von Löwenhorst.

Verzeihen Sie mir verehrungswürdiger Freund! daß ich Ihrem Auftrage zu Königsberg nicht nachkam.

kam. Es war mir unmöglich einen ſolchen Lehrer für Ihre Herrn Söhne aufzutreiben, als ich Ihnen zu empfehlen wünſchte. Jetzo aber befindet ſich ein Mann, in Ihrer Nachbarſchaft, der alle dazu erforderlichen Eigenſchaften beſitzt. Es iſt dieſes Herr Kämpfer zu Riga! wo man ihn nur als einen geſchickten Maler kennt: der es aber auch in den Wiſſenſchaften und der Muſik auſſerordentlich weit gebracht hat. Er hat ein gutes Herz, und die beſte Denkungsart; aber ein unglückliches zu heftiges Temperament führt ihn oft irre. Er iſt auſſerordentlich heftig! von der lebhafteſten Einbildungskraft; in ſeiner Jugend beynahe von aller Welt abgeſondert, erzogen, und in ſeinen erſten Jünglingsjahren in einer Menge wiederwärtiger Begebenheiten verwickelt worden, die er beynahe durchgängig durch eine unbeſonnene Hitze und Schwärmerey! aber auch jederzeit in der beſten edelſten Abſicht veranlaſt hat. Glauben Sie dieſe Fehler ertragen, und ſich ſelbſt darinn ſchicken zu können? ſo werden Sie gewiß übrigens an ihm einen Mann von den vorzüglichſten Eigenſchaften beſitzen. Ja! wenn er Sie erſt für ſeinen Freund hält, ſo wird derjenige Enthuſiasmus, womit er gleich an ſeine Freunde geheftet iſt, ihn zu dem fleißigſten treueſten

Lehrer,

Lehrer, Ihrer Kinder machen: da er überdem in allen Dingen, die er für seine Pflicht hält mit der gründlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke geht, weil er mancherley gewisse Freyheiten, etwas weit treibt, so wünschte ich, daß Sie es ihm nicht merken liessen, daß Sie durch meine Empfehlung ihm die Hofmeisterstelle anzutragen, veranlaßt worden. Es würde ihm gewiß sehr einnehmen, wann Sie zuvor, mit ihm bekannt zu werden suchten, wozu Herr Stern alle mögliche Gelegenheit schaffen kann. Sie werden hiedurch selbst am besten beurtheilen können, ob mein Vorschlag anzunehmen sey. Ich würde diesen, da ich gewiß die Sonderbarkeit desselben selbst einsehe, niemanden anders, als einem Manne thun, von dem ich überzeugt bin, daß er sich über so viele Vorurteile hinweg zu setzen, und für das Wohl seiner Kinder sehr viel zu thun im Stande ist; und selbst die Offenheit, womit ich bey dieser Sache zu Werke gehe, ist eine Folge des Zutrauens und der vollkommensten Hochachtung, welche ich gegen Sie hege.

Fünf und vierzigster Brief.

Riga den 20ſten Auguſt 1770.

Stern an Demeter.

Ehegeſtern beſuchte mich der Freyherr von Löwenhorſt. Er hatte mir den Tag vorher davon Nachricht gegeben, und ſo hatte ich zufolge Ihres Auftrages, Kämpfern nebſt einigen andern Freunden, auf den Nachmittag zu mir gebeten; um dieſer Zuſammenkunft den Schein eines Ungefehr zu geben. Da der Freyherr, nur blos mit einem Bedienten in die Stadt kam, gleich bey ſeiner Ankunft alle Störung verbat, und ſich zur Geſellſchaft ſezte, ſo gab Kämpfer der eben in ein lebhaftes Geſpräch verwickelt war, nicht einmal auf ihn acht. Der Baron miſchte ſich in das Geſpräch, und unterhielt ſich einige Stunden mit Kämpfer. Er ſagte hierauf, wir müſſen genauer mit einander bekannt werden! bat ihn alſo, daß er ihn auf ſeinem Gute beſuchen möchte: und bot ihm ſeine Equipage an. Nun erkundigte ſich Kämpfer erſt nach dem Namen des Freyherrn, und willigte endlich ein, ihn künftigen Montag zu beſuchen. Beyde ſcheinen mit einander zufrieden. Der Baron, ſagte mir im Weggehen, daß ihm Kämpfer ein ſehr ge-

ſchickter angenehmer Mann ſcheine: und Kämpfer rühmte wieder, daß ein Mann von ſeinem Stande, ſo ganz allem Ceremoniel entſage. Ich eile alſo Ihnen wenigſtens von dieſem guten Anfange Nachricht zu geben, und ich glaube, daß beyde mit einander vollkommen gut zurecht kommen werden, da ich zumal finde, daß Kämpfer lange nicht ein ſo ungeſtümer hitziger Mann iſt, als Sie mir Ihn in Ihrem erſten Briefe beſchrieben. Er iſt hier in allen Geſellſchaften ſehr willkommen! und die Bekanntſchaft, welche Sie mir mit Ihm verſchaft, werde ich Ihnen jederzeit als einen wahren Freundſchaftsdienſt verdanken.

Sechs und vierzigſter Brief.

F — den 8ten September 1770.

Freyherr von Löwenhorſt an Demeter.

Ihr Freund Kämpfer iſt jetzo in meinem Hauſe, von mir und den meinigen geliebt! und iſt, weil er mir ſonſt das Gegentheil ſicher zeigen würde mit ſeinem Zuſtande völlig zufrieden. Ihre Vorſicht mir

ſeinen

ſeinen Charakter zu ſchildern, war in der That ſehr gut: ſeine Auſſenſeite nimmt keinesweges zu ſeinem Vortheil ein! aber mit jedem Tage, bemerk' ich neue gute Eigenſchaften, und bewundere immer mehr die ſonderbare Miſchung dieſes Mannes, der mit wenig er Verſtand der unleidlichſte Geck! mit weniger Güte des Herzens, der furchtbarſte unternehmendſte Böſewicht wäre, jetzo aber in jeder Rückſicht, Duldung und Achtung verdient. Die Art und Weiſe wie wir uns genau kennen lernten, war in der That ſonderbar genug! Sie wiſſen, ich hatt' ihn eingeladen: er kam in einem einfachen Ueberrock — warf ſich nach einer flüchtigen Bewillkommung nachläßig in einem Lehnſtuhl; ich ſuchte das Geſpräch auf verſchiedne Gegenſtände zu lenken: er antwortete wenig oder nichts, und ſein mürriſches Anſehen nebſt der fürchterlichen Narbe, ſeiner vor kurzen nur geheilten Wunde erregten bey ihm einen ſo widrigen Anſtand, daß mir meine Frau ins Ohr liſpelte, mich um des Himmels willen, mit dieſem Menſchen nicht einzulaſſen. Indes, kamen meine beyden Söhne ins Zimmer! er beſprach ſich mit ihnen mit vieler Freundlichkeit. Plözlich kömmt ein klägliches Geſchrey vom Hofe! ich lief ans Fenſter, Kämpfer nach der Thüre,

meine Söhne folgten ihm nach — er reichte jedem einen Arm, und war mit ihnen, eh' ich mich umsah davon. Ich hatte eine Scheune erbauen lassen, man hatt' eben den Giebel aufgebracht, dieser war umgeschlagen; hatte einen der Zimmerleute zerquetscht, dem andern das Bein zerschmettert. Kämpfer lies mir den Augenblick davon Nachricht geben! und zugleich sagen, daß dem ersten dieser Unglücklichen, ein Priester, dem andern ein Arzt nöthig wäre; und bis zur Ankunft des leztern, lies er zur Vorbeugung übler Folgen das nothwendige zu einigen Umschlägen fordern. Ich schickte sogleich, allein es wurde Nacht ehe der Arzt kommen konnte. Indes ward Kämpfer verschiedne mal zum Abendessen gerufen; allein weder er noch meine Söhne kamen. Ich ward in der That etwas unwillig! endlich kamen sie: meine Söhne mit rothgeweinten Augen, allein Kämpfer mit einer recht freudigen Miene. Wie stehts rief ich ihnen zu? gut! sagte Kämpfer, der unglückliche Sterbende zittert nicht mehr knechtisch vor seinen Tod, und am Beine des andern findet sich keine Geschwulst. Und wie ist's mit euch? sagte meine Frau zu den beyden Knaben! o Mama! sagte der älteste, indem er ihren Arm umfaste: ich hab' es mir vorgenommen,

jedem

jedem Menſchen gutes zu thun — jedem Unglücklichen beyzuſtehn, damit ich mich einſt für keinen Sterbenden fürchten darf, und ſelbſt ruhig ſterben kann. Das will ich auch thun fügte der jüngſte hinzu. Ich ward überraſcht, und ſegnete im ſtillen den Mann: der bey ſeinem erſten Eintritt in mein Haus, meine Kinder zu einem ſolchen Vorſatz bewegt hatte. Der Geiſtliche und der Arzt kamen, ehe wir uns zu Tiſche geſetzt hatten; Sie zeigten eben keine große Luſt ſich ſogleich zu den Kranken zu begeben, aber Kämpfer trieb Sie mit einem Ungeſtüm! und wie viel gewann nun mehr der edle Mann bey der contraſtirenden Kaltblütigkeit dieſer beyden Herren. Man konnte es den ganzen Abend über an ſeiner Miene leſen, daß er den Tag gut zugebracht hatte! meine Söhne waren wie an ihm gefeſſelt, und baten es ſich aus mit ihm in einem Zimmer zu ſchlafen. Am Morgen kamen Sie ohne Kämpfern herunter! dieſer hatte die Nacht über wenig geſchlafen — noch am Abende etwas geſchrieben, und ganz früh des Morgens das Zimmer verlaſſen. Nach einer Stunde fand er ſich ein; er iſt todt! der unglückliche Mann, und ihm iſt wohl, aber er hat eine Frau und 4 Kinder nachgelaſſen, die er von ſeiner Arbeit ernährte. Die ſollen fiel ich ihm ein

nicht unverſorgt bleiben! — das hoffe ich antwortete er mir. Ihre Kinder ſind zu gut, als daß ich dies nicht auch von ihrem Vater hätte erwarten ſollen. Nach einiger Zeit lenkte ichs darauf, daß es nicht gut wäre, den Kindern in ihrer Gegenwart einen Lobſpruch zu ertheilen — allein er behauptete das Gegentheil. Kinder müſten ſo früh als möglich den Unterſcheid des Guten und Böſen kennen lernen, — alles das Angenehme und den Vorzug fühlen, der aus guten Handlungen folgt. Dagegen müſte man jeden falſchen Stolz mit der Wurzel ausjäten, und ihnen blos ein gewiſſes edles Bewuſtſein, ihrer ſelbſt übrig laſſen; welches nebſt einer aufrichtigen Verehrung der Tugend und des Guten das beſte Preſervationsmittel gegen niedere und laſterhafte Handlungen wäre. So eben lies mich meine Frau aus dem Zimmer rufen, um mir ein Blatt zu weiſen, welches Kämpfer den vorigen Abend geſchrieben; nachhero aber als unnütz zuſammengedrückt, und in einen Winkel geworfen hatte; ſie erzählte mir, daß ihn am Morgen der Sohn des Sterbenden gerufen, der lieber ſeinen Zuſpruch als den des Geiſtlichen gewünſcht hätte. Das Blatt leg' ich bey — Wir waren nunmehr beyde ganz zu Kämpfers Vortheil

einge-

eingenommen. Ich bat ihn gleich in meinem Hauſe zu bleiben, und er ſagte mir dieſes auch gleich ohne alle Umſtände zu. Seit dieſer Zeit ſind drey Wochen verfloſſen, täglich gewinnt er in unſerer Achtung — und täglich wird uns das ſonderbare in ſeinem Charakter weniger auffallend. Meine Kinder lieben ihn auſſerordentlich! und haben in dieſer kurzen Zeit mehr Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gethan als ich jemals erwarten konnte. Was mir aber über alles gefällt iſt die Mühe die er immer anwendet, jeden Keim einer guten Eigenſchaft zu entfalten, ein Umſtand den die mehreſten unſrer Erzieher kaum der Aufmerkſamkeit würdig halten. Wie ſehr mein Beſter, bin ich Ihnen mit allen den meinigen für den unendlichen Dienſt verbunden, den Sie uns in dem Augenblicke leiſteten, da Sie mich bewogen unſerm guten Kämpfer, mein Haus anzubieten.

Dieſe mir erwieſene Freundſchaft werde ich Ihnen ewig verdanken.

Einlage.

Betrachtung, über die Furcht vor dem Tode.

Tota Philosophorum vita mortis commentatio est.
Cicero.

Tod! vor den ein jeder erbebt, Dein schauerlicher Name macht die jugendliche Wange bleich, und verbittert dem Zecher, die Freude seines Trinkgelages, und alle lebende Geschöpfe erzittern vor Dich. Die blühende Schöne wirft die Lieblingsblume ihres Geliebten, eine sanfte Rose, die eben den vollen Busen schmücken sollte, zitternd zur Erde nieder, indem sie die dumpfe Sterbeglocke erschallen hört; sie hebt zwar ihre Blume wieder auf, aber auf ein paar herabgefallne Blätter rollt eine Thräne herab, indem sie daran gedenkt, daß so allmälig eine Schönheit der Erde nach der andern, zur kalten Brust des Todes hinsinkt. Ein Metaphysiker, eben beschäftigt ein neues Lehrgebäude aufzuthürmen, verläßt stutzig seinen Pult: man trug eine Leiche vor seinem Hauser vorüber, die Grabgesänge störten ihn, und er vermag es nicht, sich wieder in die vorige Verfassung hinein zu denken. Der Einsidler am Ende seines

Todes

Todtenkopfes gewöhnt, weint, da er in ſeinem Garten, die Blätter ſeiner Bäume und ſeiner Laube herabfallen ſieht; er weint Thränen über die Vergänglichkeit, die zum Theil der Gedanke an ſeine eigene Hinfälligkeit, dem Auge entlokt. Wie iſt dieſe Furcht ſo allgemein? Iſt denn jenſeit des Grabes, nicht noch eine Hofnung für uns? Eine herrliche freudige Hofnung! und ſollte es unter dem ganzen menſchlichen Geſchlecht nur ſo wenige geben, die mit einem heitern Geſicht nach der Zukunft hinlächeln können? Und könnte vielleicht das Bewuſtſeyn unſrer Verderbtheit, die Urſache unſrer Furcht ſeyn? Iſt der Tod nicht ein Schnitter der die Aehren abmäht, zur Scheure hinbringt, und ſo das Saatkorn für die Ewigkeit aufbewahrt? Aber nicht allein die Aehre, welche überreif, zur Erde hinſinkt, nicht allein dieſe trifft ſeine Sichel, oft raubt er den erſten Keim, und entwurzelt den jungen Stamm, ehe er noch Früchte trug. Er raſſt, den Säugling, von der Mutterbruſt hinweg; die Braut vom Schoosſe des Geliebten; der junge Ehemann erſtarrt in den Armen ſeiner Gattin, und er hört nicht, auf die Klagen der hülfloſen Waiſen. Ueberdies kömmt er nicht immer in einer Geſtalt; den ſtößt er mit einem male darnie-

der, und an einem andern Orte, macht er sein Opfer blutig ehe er es verschlingt. Kalt und starr liegt die Leiche vor unsern Augen, und wir, die wir Thätigkeit für unser Glück halten, scheinen durch diesen Anblick den Gedanken in uns zu erzeugen: daß allhier die ganze Thätigkeit des Verstorbenen auf einmal dahin ist. Wir gedenken noch der Entwürfe, die er vor kurzem machte, alles dessen, was er noch in diesem Leben ausführen wollte, und sodann fällt uns bey: daß der Tod vielleicht in kurzer Frist, allen unsern Vorhaben und Unternehmungen, das Ziel setzen werde; und wir betrachten, wie er alle Werkzeuge unsrer Thätigkeit eben so schnell lähmen, und das was wir Jahre lang entworfen, in einem Tage vernichten wird. Ich habe noch einen weit wichtigern Grund zu glauben, daß diese Furcht in der menschlichen Natur gegründet, ja, unwiderstehlich eingewurzelt sey. Der Tod ist eine Strafe der Sünden, und der ihn zur Strafe einsetzte, wolte auch gewis haben, daß er auf diese Weise dem Menschen empfindlich werde, und zwar seinem Verdienste nach, mehr oder weniger schmerzlich. So stirbt der Tugendhafte der rechtschaffene Mann gelassen und ruhig, ob er gleich nicht von allen Schmerzen frey ist; da hingegen

gegen der Ruchloſe ſeine Seele unter Höllenmartern aushaucht. Und ſolten dergleichen Bemerkungen uns nicht eine Begierde einflöſſen, uns ſelbſt einen Schirm vor dieſe Furcht, ein Vertrauen auf Gott und ein ruhiges Gewiſſen zu erhalten? Es wäre zu wünſchen, daß man die Jugend zu den Sterbebetten führte: ſie würden den Anblick des Todes gewohnt werden, ihn ſich niemals ſchrecklicher vorſtellen, als er iſt; und der Wunſch, „mein Ende ſey wie das Ende dieſes „Gerechten“, würde eine Triebfeder mancher guten Handlungen ſeyn.

Noch war es mir oft auffallend, daß meiſtentheils die Jugend, den Tod nicht ſo ſehr, wie das Alter fürchtet. Oft war ich bey kranken Jünglingen, welche ſich dem Tode nahe befanden. Es war ihnen ſchmerzlich, dieſe Welt zu verlaſſen, doch ſchienen ſie geruhig, und mit Freudigkeit in jene Zukunft hinüber zu blicken, und ich halte folgendes für die Urſache: ſie ſind noch nicht als Väter und Gatten an dieſe Welt gefeſſelt, ſie haben wärend ihres kurzen Lebenslaufes, ihr Gewiſſen weniger beſchwert; vielleicht liſpelt ihnen auch eine geheime Hoffnung zu, daß die Stärke ihrer Jugend, ſie noch von dem Grabe zurück halten werde. Vielen ſchildert auch die hitzige

Ein-

Einbildungskraft, die Freude der Zukunft, auf eine lebhafte herrliche Art; da hingegen die Empfindung des Alten, schon zu gröſſerer Kälte herab gestimmt ist. Schrecklich ist es anzusehen, wie sich mancher auf seinem Krankenlager krümmt, oft nur um Stunden, ja auch wohl um eine einzige Minute fleht. Menschen in deren Kraft es steht, sich diese Qual zu erleichtern: gedenket oft derjenigen Stunde, worinn euch nur ein ruhig Gewissen, eine heitere Rücksicht in die Vergangenheit, Trost und Beruhigung gewähren können. Und gleitet euer Fuß auf der schlüpfrigen Bahn dieses Lebens, dann sey der Gedanke an den Tod, gleich einem Stabe woran ihr euch aufrecht erhaltet, und euch vor dem gänzlichen Falle schützt. Wenn einst der Augenblick erscheint, worinn er euch aus allen Beschwerlichkeiten dieses Lebens heim holet, dann werdet ihr, mit ihm bekannt, ruhig und heiter, den dunklen Pfad hinwandeln, und selbst noch für eure Freunde und Nachkommen, ein tröstliches Muster seyn.

Sieben

Sieben und vierzigſter Brief.

F — den 17ten September 1770.

Kämpfer an Demeter.

Ich bin vier Wochen hier geweſen! und kann Dir jetzo nach reiflicher Ueberlegung ſagen, daß ich mich lang' nicht in einer ſo guten Lage, als gegenwärtig befunden. Ich bin ſo ganz munter und thätig! der Freiherr von Löwenhorſt iſt ein Mann, ſo wie ich ihrer viel auf Erden wünſchte. Er hat einen groſſen Theil ſeiner Jahre in Kriegsdienſte zugebracht, und ſieht jetzo im Schooſſe der Semiaen, dem Herbſt ſeines Lebens ruhig entgegen. Ein Feind der Verſtellung und ein Mann ohne Falſch! der alle ſeine Offenherzigkeit mit einer ſo liebenswürdigen Art verbindet, daß er gleich hiedurch beim erſten Anblicke gewinnt. Das Glück und die Freude eines ſolchen Mannes zu befördern, iſt ein zu herrlicher Gedanke, als daß ich ihm nicht unaufhörlich nachjagen ſollte; da noch überdies, ſeine beiden Söhne die treflichſte Anlage verrathen. Ihr voriger Lehrer mag ein guter Mann geweſen ſeyn: aber er gieng blos nach dem einmal angenommenen Schulſyſtem, das für den groſſen Haufen, immer recht gut ſeyn mag. Aber

dem

dem auszeichnenden Kopf, gewis immer so hinderlich ist, als einem Laufer ein paar Stiefeln, in denen es sich übrigens recht gut gehen läßt. Ich hab' mir einen besondern Erziehungsplan gemacht, der mir zu gut von statten geht, als daß ich ihn bey meinen jetzigen Zöglingen verlassen sollte. Man hat die armen Jungen mit dem Auswendiglernen so gräslich geplagt: und so muß ich sie nur zuerst überzeugen, daß Lernen nicht beschwerliche, sondern angenehme Arbeit sey. Ich lasse sie sich eine Kräutersammlung veranstalten, spielend lehre ich ihnen dabey des Linneus Sistem der Bothanick, ich lasse sie bey jeder Pflanze, die Namen derselben in allen mir bekannten Sprachen niederschreiben, und suche ihnen dabey die verschiedne Schreibart und Aussprache derselben beyzubringen. Ich gebe ihnen Unterricht im zeichnen! und da müssen sie mir vor der Hand mit Bleistift und Kreide die Thiere aus Büffons Naturgeschichte kopiren. Mit den Namen derselben mach' ich's, wie mit den Namen der Pflanzen; ich erzähle ihnen nachher, die Naturgeschichte des Thiers Diese müssen sie am folgenden Tage, aus ihrem Gedächtnis niederschreiben, und ich freue mich oft über ihre leichte Art zu erzählen. Künftigen Sommer sollen

sie

ſie mit den Roeſel mit Farben copiren: denn von Inſecten-Kabinettern bin ich kein Freund, beſonders ſollte man es nie zur Unterhaltung für Jünglinge machen, eine Menge Thiere zu morden, von denen ihnen nie etwas nachtheiliges wiederfuhr: und es gelaſſen zu zuſehen, daß ſich ein von ihnen aufgeſpießter Käfer oft einige Wochen lang quält. Du wirſt vielleicht befürchten, daß ich ſie zu weichlich bilde! Aber davon bin ich gewis eben ſo ein groſſer Feind, als von übertriebner Härte. Ich ſelbſt lehre ſie mit Schießgewehr umgehen, und den Raubvögeln nachſtellen, die ſich hier dem Taubenſchlage nahen. Ich beſchäftige mich auch oftmals mit der Jagd; nicht blos deshalb, weil ich Vergnügen daran finde, ein Thier ermorden oder tödten zu ſehen: ſondern weil ich es für nützlich halte, Thiere zu tödten, welche die Hofnung des Landmanns verderben, oder blos nach dem Blut ihrer Nebenthiere trachten, und ſelbſt oft des Menſchen nicht ſchonen. Aus dieſem Grunde ſcheint mir die Löwenhaut des Herkules der prächtigſte Orden! und oft ſchon hab' ich gewünſcht, daß alle Orden ſo unverwerfliche Kennzeichen des Verdienſtes wären wie ſie, oder wie jene Wunden der Römer, die Pirrhus auf dem Schlachtfelde bewunderte.

derte. Meine Schüler ſollen einen Sinn, für jede groſſe Handlung bekommen. Ich erzähle ihnen täglich, die Handlungen groſſer Männer, alter und neuerer Zeit; und ſuche ihnen dabey den deutlichſten Begriff, von den Quellen ihrer Handlungen und von ihren Tugenden und Laſtern beyzubringen.

Ich glaube auf dieſe Weiſe, für Moral und Geſchichte zugleich wirkſam zu ſeyn. Bin ich mit den groſſen Männern fertig; ſo will ich ſie auf die Geſchichte der Staaten und auf die Urſache des Wachsthums und Verfalls eben ſo aufmerkſam machen, und denn mit ihnen die beſten Geſchichtſchreiber leſen. Da haſt Du nun ein ganzes Collegium paedagogicum! ich will nach und nach immer ſteigen, und Abänderungen treffen, wie ich's für nützlich halte. Und wenn ich nun ſo fähig wäre, ein par gute Menſchen zu bilden — ſie vielleicht auf jenen Pfad zu Glück und Ehre zu leiten — und denn dereinſt Antheil an jenem Seegen zu haben, den ihnen vielleicht eine Menge von Menſchen, die ſie glücklich machten, zuruft — welch ein Glück wäre das für mich!

Acht und vierzigster Brief.

— Im den 10ten October 1770

von Dornbach an Kämpfer.

So eben komm ich erst vom Taumel zu mir selbst; denn die Hochzeit meiner Cousine mit Elberstein, und ihre Heimführung wurde auf Befehl meines Onkels, mit allem möglichen Gepränge vollzogen. Ich war dabey Marschall; und meine Karoline Brautführerin; ich nenne hier dieses liebe Mädgen ohne alle Zurückhaltung die meinige: denn dieses soll sie gewiß werden, und sie ist bereits von meiner Liebe, so wie ich von der ihrigen, vollkommen überzeugt. Wenn aber unsere Verbindung geschehen wird, bleibt noch ungewiß, denn die Einwilligung meines Onkels würde jetzo noch schwerlich zu erhalten seyn: und wir müssen folglich noch eine Zeitlang warten, bis das Glück in dieser Sache etwas zu unserm Vortheil entscheidet. Die Heyrat meiner Cousine hat sie, und meinen Freund zugleich glücklich gemacht. Aber ein gewisser Umstand hindert mich doch hieran, so ganz völligen Antheil zu nehmen. Die Sache gieng ein wenig schnell! Sandold war zu der Zeit als Elberstein das Jawort meiner Cousine erhielt auf Urlaub:

und ich empfieng bald nachhero einen Brief, ohne Unterschrift, worinnen ich gewarnet wurde meine Cousine nicht unglücklich, und mich keiner Uebereilung schuldig zu machen: sondern mich vorher aufs genauste zu erkundigen, und dann zu überlegen, ob Elbenstein seines bevorstehenden Glücks würdig wäre. Ich konnte niemanden, als Sandold für den Verfasser dieses Briefes halten, und es that mir leid, daß er sich hier offenbar als einen Verläumder zeigte. Denn weshalb war eine solche Vermummung nöthig? und warum konnte er mir nicht geradezu, die Gründe anzeigen so er gegen ihn hatte? da er aber nichts als einen Argwohn rege zu machen suchte, so konnte ich dieses für weiter nichts, als eine niedrige Folge des Hasses und der Rachbegierde halten. Er kam erst gestern in die Garnison zurück! ich gieng sogleich zu ihm, zeigte den Brief, und erklärte gerader aus, daß ich ihn für den Verfasser hielte. Er wolte anfänglich läugnen, gestand aber endlich, daß er ihn geschrieben, sich aber aus dem Grunde nicht genannt hätte, weil er geglaubt, daß ich nicht auf ihn fallen, und folglich auch diesen Brief nicht für das Werk eines Feindes halten würde. Ich wurde hitzig! und frug ihn, welcher Vergehungen, sich denn Elbenstein

schuldig

ſchuldig gemacht? ich würde erwiederte er, dieſes ſogleich ſagen, wenn nicht ſchon die Vermählung vollzogen wäre: jetzo aber kann dieſe Entdeckung, zu nichts weiter helfen, ſondern würde nur viel Unruhe und mir ſelbſt eine Menge unnützer Verdrieslichkeiten erregen. Ich drang in ihn! er blieb bey ſeiner Erklärung: ſo daß ich darüber alle Faßung verlor — und eine Menge von Bitterkeiten ſagte, die er aber völlig unerwiedert lies. Meine Verlezenheit hiebey iſt auſſerordentlich, denn ich habe dieſe ganze Heyrat geſtiftet, und ich würde mir das kleinſte Unglück dabey; unaufhörlich zur Laſt legen. Ich kann Elbenſtein nicht anders als einen der vorzüglichen Männer betrachten: unmöglich aber wird es mir auch, Sandold für einen Böſewicht zu halten. Da ich aber den letzteren, als einen ſchwermüthigen etwas argwöhniſchen Mann kenne, der bey allen Dingen nichts als Unglück ahndet, ſo ſchaft mir dieſes noch einige Beruhigung. Da ich deinetwegen auch ſo lange nichts gehört, ſo fange ich auch wieder an, für Dich zu fürchten. Wie glücklich wäre ich jetzo, mein Herz gegen einen Dir ähnlichen Freund mündlich ausſchütten zu können: aber leider iſt mir dieſes vom Schickſale verſagt.

Neun und vierzigſter Brief.

F — den 23ſten September 1770.

Kämpfer an v. Dornbach.

Verzeih mir! daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben. Theils war Dein eignes langes Stillſchweigen, theils auch eine Menge neuer intereſſanter Beſchäftigungen Schuld daran. Ich bin in dem Hauſe des Freyherrn Löwenhorſt, eines herrlichen Mannes, den ich über alles lieb und werth halte. Ich beſchäftige mich hier mit der Erziehung ſeiner beyden Söhne die ungemein viel Kopf haben: und mir alſo durch ihren Unterricht ſelbſt unendliche Freude machen. Seine Tochter! ein Mädgen von funfzehn Jahren die bey jeder Gelegenheit die beſte Anlage des Verſtandes und des Herzens verräth, empfängt auch von mir neben bey einigen Unterricht, im Zeichnen und in der Muſik. Alles iſt hier bis auf den niedrigſten Dienſtboten zufrieden und glücklich; und ich ſelbſt finde mich heiter, wenn ich nur ein Paar ihrer frohen Geſichter anſehe. Kurz! ich bin nie in einer beſſern Lage geweſen: und thue in gewiſſer Art ſtolz darauf, hier von ſo vielen trefflichen Leuten, allgemein geſchäzt zu werden, und werde oft innigſt gerührt, wenn ich

ſehe,

ſehe, wie man beynahe einem jeden, meiner kleinen Wünſche zuvorkömmt. O Bruder! wie vollkommen müſte dieſe Welt ſeyn, wenn ein jeder nach dem Maas ſeines Standes, und ſeiner Kräfte dahin trachtete, ſo wie mein Löwenhorſt, durch ſein Beyſpiel und ſeinen Bemühungen, gute und glückliche Menſchen zu bilden. Dein letzter Brief hat mich überraſcht: auch Du kaltblütiger fühlſt endlich die Gewalt der Liebe? Gott laſſe Dich in ihr ſo viel Freude finden, als ich vormals in ihr zu erhalten wähnte. Und Deine Unruhen wegen des durch Sandold rege gemachten Argwohns, glaub' ich zum Theil ſtillen zu können: Du ſchriebſt mir einmal daß Elbenſtein keine Erziehung erhalten, ſondern ſich ſelbſt gebildet hätte: kann dieſer nicht alſo bevor er noch dieſe Bildung erhielt, manches Nachtheilige verübt haben? und wenn Sandold hievon nur etwas weiß, wird er nicht nach ſeinem Charakter, auch in der Folge alles mögliche von ihm befürchten? Ich glaube daß ſein ganzes Betragen redliche Abſichten zum Grunde hat. Wenn aber wirklich einige Flecken an Elbenſtein noch haften ſolten; ſo wird doch ein ſo vortrefliches Weib als Deine Couſine iſt, ſolche nach und nach auszutilgen im Stande ſeyn, zumal

wenn er ſie liebt, und ohne hievon überzeugt zu ſeyn, wirſt Du doch gewiß nicht die Heyrat befördert haben. Sey alſo gutes Muths! und der Himmel verhüte einige traurige Nachricht von Dir zu bekommen; denn ehe dieſe meine jetzige Zufriedenheit ſtören ſolte, wolte ich mich lieber ſelbſt, neuem Unglück ausgeſetzt fühlen.

Funfzigſter Brief.

— Im den 9ten December 1770.

Fräulein Caroline v. Felſendorf an den Cornet v. Dornbach.

Vom äuſſerſten Schmerz überwältigt, und ohne ihren Beyſtand ewig dem Elend und der Schande ausgeſetzt — Gott in welcher Lage fühl ich mich jetzo. O Dornbach! dieſes alles iſt die ſchreckliche Folge jener Augenblicke, worinn ich in einer heftigen Leidenſchaft vergas was nie ein Mädgen vergeſſen ſollte. Ich weiß nicht was ich ſage — mein Vater tobt fürchterlich! ich bin allen ſeinen Mishandlungen ausgeſetzt — habe ſie verdient — Meine Mutter hat mich hier eingeſchloſſen: und indes nach Ebenſtein geſchickt,

um

um meinen Vater zu beruhigen. Aber nur Sie, können das: ich hielt mich für krank, meine Mutter beſtand darauf den Regimentsfeldſcheer rufſen zu laſſen — ich war weit entfernt mein Unglück zu ahnden! ich erzählte meine Umſtände; beyde entſetzten ſich, und ich hörte was mir härter als mein Todesurtheil war. Ja Dornbach! ich bin auf ewig verloren — ich bin ohne Vermögen; meine Ehre das einzige was ich hatte iſt hin wenn Sie nicht die Verſprechungen erfüllen, welche Sie mir ſo feyerlich zuſagten, wenn nicht Liebe, wenn nur das kleinſte menſchliche Gefühl in ihrem Buſen iſt; ſo laden ſie nicht die Thränen einer Unglücklichen auf ſich, die Sie ewig liebt. Erretten Sie! Ihre unglückliche Caroline.

Ein und funfzigſter Brief.

— Im den 9ten December 1770.

v. Dornbach an Fräulein Caroline v. Felſendorf.

Ja liebes unglückliches Mädgen, nachdem was ich gethan habe, iſt es Pflicht Sie zu erretten. Schrecken

und Schmerz — über Ihre Nachricht haben mich betäubt. Ich eile aber in diesem Augenblick zu Ihrem Vater, mich ihm als den Schuldigen anzuzeigen ihm allen Ersatz und alle Entschädigung anzubieten, die in meinen Kräften steht. Verzeihen Sie mir alle über Sie gebrachte Leiden.

Zwey und funfzigster Brief.

B — den 11ten December 1779.

Der General von Dornbach an seinen Neffen.

Sage er mir doch einmal ob seine Professors, oder seine Bücher ihn das gelehrt haben, oder welcher Teufel sonst ihm dergleichen dumme Streiche eingiebt. Ja bey meiner armen Seele dank er Gott daß er Offizier ist, sonst präsentirte ich ihn en Canaille, denkt er denn, daß das so eine Kleinigkeit ist allen Respect gegen seinen Chef aus den Augen zu setzen, und ihm die Tochter zur Hure zu machen? freylich ist das wohl ein Punct, wobey es nicht auf Subordination ankömmt, aber wär' ich Vater, so jagt ich ihm die Kugel durch den Kopf, und gäb' das Mensch

ins

ins Zuchthaus, weiß er das junger Ritter? es wird ihm wohl an Entschuldigung nicht fehlen, daß weiß ich, aber so etwas bleibt doch bey mir inpardonable. Ich weiß wohl daß sich ein junger Mensch unmöglich halten kann, wenn es mir auch gleich der Feldprediger nicht zugeben will, aber man muß doch immer sehen, was man vor sich hat! auch ich hab als Capitain so etwas mit meiner Wirths Tochter vorgehabt, aber ich gab hernach dem Mensch 1000 Rthlr., so bekam sie einen recht guten Mann; den Jungen lies ich erziehn, und hab' an ihm eine rechte Freude gehabt: denn er hat seine 10 Zoll 3 Strich bekommen, und ist jetzo mein Feldwebel, den er selbst kennt, den ich auch in meinem Testament nicht vergessen werde. Was will er aber anfangen, mit seiner Fräulein oder was sie sonst ist? heyraten? — ja — Frau Cornettin, das wär' was rechts, oder nun schon den Dienst quittiren, und aufs Land ziehen? wofür hätt' er denn so lang des Königs Tractament genossen, da er ihm nicht eine einzige Campagne gethan hat? ja wenn das Kind noch gar ein Jung' wär' — ein schöner Fortpflanzer, der von Dornbachischen Familie so ein halber Bastart — darüber möcht ich rasend werden. Schaffe er nun Rath hochstudierter Herr!

hier den Augenblick antwort er mir durch meinen Reitknecht, und ſchaf er Rath oder ihn ſoll der Teufel holen — ich jag ihm die Fuchtel durch den Leib, und enterb ihn; ja er ſoll wahrhaftig nichts mehr von mir bekommen, als was Lehn iſt, das übrige vermach ich dem Invalidenhauſe, oder ſonſt wem.

Drey und funfzigſter Brief.

B — den 11ten December 1770.

Der General von Dornbach, an den General v. Felſendorf.

Der werteſte Herr Bruder können unmöglich glauben, wie ſehr ich mich über die ſchlechte Conduite des Fähnrich von Dornbach chagregire, weil ich ihn aber doch nicht unverhört verdammen kann, ſo hab' ich an ihn geſchrieben, und werde meine Meſürs, nach ſeiner Antwort nehmen. In der That werden mir der Herr Bruder nicht verdenken, daß ich den Cornett nicht für ganz allein ſchuldig halten kann. Der raſcheſte Hirſch wird abgewieſen, wenns nicht Brunſtzeit iſt, und ſo hätt' hier auch der Fall ſeyn können!

können! Keine Ueberrumplung kann hier angenommen werden; ein Mädgen das aber solch eine Attaque voraus sieht, und sich nicht gehörig in Acht nimmt, taugt eben so wenig, als ein Commendant, der die ihm anvertraute Festung nicht im gehörigen Defensionsstand unterhält. Der Herr Bruder werden dies selbst einzusehn belieben, was aber die Genugthuung anbetrifft, so erbitt' ich mir deutlichere Erklärung, solls mich angehen, so bin ich zu Diensten, und mein Neffe hat's auch am rechten Orte sitzen: so sehr, als ich mit aller Consideration bin, meines werthgeschätzten Herrn Bruders ꝛc.

Vier und funfzigster Brief.

— In den 1-ten December 1770.

von Dornbach, an den General von Dornbach.

Sie haben vollkommen recht gnädigster Onkle daß ich eine unverzeihliche Handlung begangen habe, die ich mir selbst am wenigsten verzeihen kann. Ich bin weit entfernt mich zu entschuldigen, glauben Sie mir

also

also nur Ihnen zu versichern, daß ich kein boshafter Verführer, und daß ich nicht nach angelegten Plan, sondern aus Schwäche und zu wenig Kenntnis meiner selbst, so tief herab gesunken bin. Nun allergnädigster Onkle, würd ich Ihrer unwürdig, und im höchsten Grade verächtlich seyn, wenn ich nicht alles was in meinen Kräften steht, dahin anwenden sollte, diese Sache wieder gut zu machen. Mein Herr General hat mir alle Güte erwiesen, und wie niederträchtig müst' ich seyn, wenn ich einem würdigen Greise, der im Dienst seines Monarchen, nichts als Ehre erwarb, eine Schande zufügen könnte! dieses zu verhüten, ist kein andrer Weg übrig, als meine Vermälung mit Fräulein von Felsendorf. Ich überlasse alles Ihrer Gnade, ob ich sodann im Dienst bleiben, oder meine Demission nehmen soll, und ihre Einwilligung ist das einzige, was ich mir erflehe. Glücklich werd' ich mich dabey schätzen, wenn ich nicht Ihre Gnade völlig eingebüßt habe, weil gewis nichts die vollkommenste Liebe und Hochachtung, welche ich gegen Sie beständig hegen werde, verändern soll.

Fünf und funfzigster Brief.

— Im den 12ten December 1770.

Der General Felsendorf, an den General von Dornbach.

Der Herr Bruder beweisen sich bey meinem jetzigen unglücklichen Vorfall, mit einer Härte, die ich von einem alten Freunde, mit dem ich so oft Ungemach und Ehre theilte, unmöglich erwarten konnte. Blos diese Freundschaft veranlaßte mich, den Cornet von Dornbach, beynah' als meinen Sohn zu lieben, und ich betrachtete ihn als meinen Hausgenossen, weil ich mir von dem Verwandten eines so würdigen Mannes, keine unedle Handlung vorstellen konnte. Aus eben dem Grunde wurde er von meiner ganzen Familie geachtet, und so' wurd' es ihm leicht, ein Mädchen zu verführen, die sich von ihm, als einem edeldenkenden Mann, der sich noch überdies ihren Vater verpflichtet hatte, nichts Arges versah. — Und nun fordere ich diejenige Genugthuung vom Verführer, welche der Herr Bruder selbst, nach der mir bekannten Denkungsart für Recht und billig halten werden, daß er nemlich meiner Tochter, durch eine Heyrat ihren guten Namen wiedergebe.

Sollten

Sollten aber der Herr Bruder, wie ich mir gar leicht einbilden kann, anders denken, so werde ich mich noch für glücklich schätzen, wenn ich von der Hand eines Mannes, den ich immer hochgeachtet habe, ein Leben einbüssen kann, welches mir jetzo zur Last ist, und mein Sohn mag die unglückliche Sache seiner Schwester, sodann mit dem Cornet von Dornbach ausmachen. Doch läst mich die Rechtschaffenheit meines werthgeschätzten Herrn Bruders, einen andern Ausgang hoffen, und dieses ist es auch eben, was ich am sehnlichsten wünsche. Ja ich beleidigter Vater, trag' kein Bedenken, hierum im Namen meiner unglücklichen Tochter zu bitten. Ich hoffe die Erfüllung, und bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechs und funfzigster Brief.

B — den 14ten December 1770.

Der General v. Dornbach an seinen Neffen.

Er soll sie haben, denn anders ist bey der Sache nichts zu thun; denn es wäre sicher der infamste Streich,

Streich, den alten Felsendorf zu kränken, der ein so braver Officier iſt, als einer in der Armee. Er aber muß Seine Demiſſion nehmen, denn Frau Cornettin kann ich unmöglich hören, und die Heyrat eines Cornets, gebe allen übrigen jungen Officiers, ein böſes Exempel. Er muß mir aber ſodann Sein Ehrenwort geben, daß Er, ſo bald es Krieg wird, ein Freicorps errichten will; wenn Er ſich dabey wie ich verhoffe, hervor thut, ſo werden ihn auch Se. Majeſtät nach dem Kriege, wieder in der Armee placiren, ja Er kann noch eo ipso Pas im Avancement profitiren. Sieht Er, daß mir ein Einfall, der alles gut macht, und darüber bab' ich mich herzlich gefreut. Empfehl Er mich Seinem Herrn General! Morgen bin ich gewis bey ihm, und werde alles in Ordnung bringen. Da muß ich nun ſchon einmal, denn wenn ichs ihm auch nicht ſagte, ſo weiß er doch ſchon, daß ich Ihn ſo lieb habe, als ob Er mein eigen Kind wäre. Sey alſo nur gutes Muts, und laß Dir den dummen Streich nicht zu Herzen gehen; ſie iſt doch einmal ein hübſches Mädgen, aus einer guten Familie, und daß es ſo mit ihr iſt, hat zu nichts zu bedeuten, wenn er ſie heyratet: Morgen alſo erwarte er mich.

Sieben und funfzigster Brief.

B — den 18ten Januar 1771.

General v. Dornbach an seinen Neffen.

Es thut mir zwar leid, daß Se. Majestät so wenig auf den Namen von Dornbach reflektirt, und Ihm so fort Seine gesuchte Dimission ertheilt haben; weil aber dadurch Seine Heyrat befördert, und alles wieder in gehörige Ordnung gebracht ist, so ist es mir lieb. Nur kann ich aber nicht leiden, daß man einen armen Sünder unter den Galgen pardonirt, und ihn hernach 36 mal Spitzruthen laufen läßt; denn wenn etwas geschenkt seyn soll, muß es ganz seyn oder gar nicht. So will ich auch nicht haben, daß man Seiner künftigen Frau, hier allerhand schiefe Mäuler, und Krahengesichter schneide, drum muß Er auch mit ihr, so bald er nur getraut, und die Sache bekannt ist, nach Preussen gehen. Nun weiß er aber, daß auf Seinem Gute, seit sechezehn Jahren kein Mensch gewohnt hat, und ausser den Familien-Portraits, keine ordentlichen Meubles da sind, drum ists am klügsten, daß Er selbst sogleich hingehe; Alles im Stande setzt, und sogleich wieder zurückkehrt. Auch muß Seine Frau in einer ordentlichen Equipage abreisen: und ich

habe

habe gerade auf meinem Gute, sechs kapitale Braunen stehen, die Er mitbringen muß. Er muß mit Extrapost abgehen, und kaum in sechs Wochen alles bestellt haben, und wieder zurück seyn. Noch weis niemand von Seiner Braut, etwas Arges, und da es nur erst auf Elbensteins Hochzeit mit ihr so weit gekommen, so wird auch bis zu Seiner Zurückkunft, niemand etwas merken: da die Sache überdem noch völlig still ist. Mach' Er also nur kein langes Federlesen, und bleib Er nicht etwa sitzen, wenn es die Braut haben wil; sondern reis' Er im Namen des Herrn. Empfehl Er mich allen unsern Alliirten, und sey Er von meiner Freundschaft versichert.

Acht und funfzigster Brief.

M — in Preussen, den 7ten Februar 1771.

von Dornbach an Fräulein von Felsendorf.

Ich habe meine Reise glücklich zurückgelegt, allein unaufhörlich macht mich der Gedanke bekümmert, Ihnen meine Theuerste! hiedurch so viele Unruhe verursacht zu haben. Glauben Sie es mir ohne Ver-

ſicherung, daß es mir äuſſerſt wehe thut, mich von Ihnen zu trennen. Und ich würde es gewiß unterlaſſen haben, wenn nicht mein Onkel, ausdrücklich auf dieſe Laune beſtanden wäre, und es Ihr Herr Vater für Pflicht gehalten hätte, dem Willen eines Mannes zu folgen, deſſen Güte wir ſo unendlich viel verdanken. Ich wende meinen Aufenthalt hier zu nichts weiter an, als unaufhörliche Anſtalten zu meiner Rückreiſe zu machen, und Sie können gewis darauf rechnen, daß ich noch eher als Sie es verhoffen, daß Glück genieſſen werde, Ihnen perſönlich die Aufrichtigkeit meiner Neigungen betheuern zu können. Ja meine Beſte! unaufhörlich werd' ich nur in Ihrem Beſitze glücklich ſeyn, und unaufhörlich für Ihr Glück und Zufriedenheit zu ſorgen, wird immer mein feurigſter Wunſch und mein eifrigſtes Beſtreben ſeyn.

Neun und funfzigster Brief.

M — in Preussen, den 22sten Februar 1771.

Hofrath Holz an den General von Dornbach.

Unendlich schmerzt es mich, Ew. Hochwohlgeboren eine traurige Nachricht berichten zu müssen, die aber vielleicht noch nicht von so bösen Folgen begleitet seyn kann, als jetzo zu befürchten sind, wenigstens werd' ich meiner seits nicht ermangeln, alle mögliche Hülfe anzuwenden, die nur in menschlichen Kräften steht. Herr von Dornbach wurde den Tag vor seiner Abreise unpäßlich, ich lies sogleich einen der berümtesten Aerzte holen; am folgenden Morgen zeigte sich gleich ein sehr starkes hitziges Fieber, welches jetzo alles mögliche für ihn befürchten läßt. Doch giebt der Doktor noch gute Hofnung, und selbst die starke Constitution des Herrn von Dornbach bestätigt solches. Ich werde Ew. Hochwohlgebornen mit jeder Post die Nachricht von dem Zustande des Kranken mittheilen, und ich würde mich sehr glücklich schätzen, hiedurch bald alle Besorgnisse heben zu können, weil ich gewis an allen Vorfällen von Ew. Hochwohlgeboren hohem Hause, pflichtschuldigst, allen Antheil nehme.

Sechszigster Brief.

B — den 19ten Merz 1771.

Der General von Dornbach an den Hofrath Holz!

Mir hat der liebe Gott bey allen meinem Glücke auch manches Unglück beschieden. Ich hatte fünf Brüder! zwey wurden todt geschossen; der eine wolte gar nicht Soldat werden, und der eine wurde invalide. Gerade da ich eine Companie erhalten sollte, kam ein Einschub: Meine Frau! die mir viel Vermögen zubrachte, das ich recht mit ihr zu genieſſen dachte, starb ein halb Jahr nach der Hochzeit. Das hat mir alles sehr wehe getan, aber ich habe es ausgehalten, doch wenn nun mein Karl, der letzte aus meiner Familie, auch sterben sollt', so erbarm sich Gott! das ertrag ich nicht. Ich bitte Sie, sparen Sie ja nichts; geben sie dem Doktor, so viel Geld als er will — und wenn einer nicht genug ist, lassen Sie holen, so viele wir zu bekommen sind. Vielleicht weis einer etwas zu verschreiben, was ihm noch hilft. Herr, ich weis nicht was ich sagen soll! Sie sind ein ehrlicher Mann, thun Sie, was Sie können. Ich wollte, daß der König mir alten armen Kerl,

nur

nur Befehl gebe, ſo eine Batterie zu ſtürmen, damit ich eher davon käme, als der gute liebe Junge, den ich ſo nicht lange überleben werde. Helfen Sie Herr, wenn zu helfen iſt.

Ein und ſechszigſter Brief.

M — in Preuſſen, den 3ten April 1771.

Hofrath Holz an den General von Dornbach.

Ob gleich wegen der Krankheit des Herrn von Dornbach, jetzo gar nichts mehr zu befürchten iſt, ſo ſetzt er mich doch aufs neue, in eine nicht geringe Beſorgnis, weil er unaufhörlich auf ſeine Abreiſe beſteht. Ew. Hochwohlgebornen werden aber ſelbſt einſehen, daß nach einer ſo harten ſechs Wochen langen Krankheit, vor der Hand noch, ohne der äußerſten Gefahr nichts geſchehen kann, ſondern alles, zum wenigſten noch einen Monat aufgeſchoben werden muß. Ich bitte Ew. Hochwohlgebornen, ihm ſelbſt hierüber Vorſtellungen zu thun.

Zwey und sechszigster Brief.

B — den 30sten April 1770.

General von Dornbach, an den Hofrath Holz.

Ich wollte, daß Sie auch mit Ihrem Rath beym Teufel wären. Sie haben mich auch beredt, Dornbachs Reise immer aufzuschieben, ich habe das gethan, und den dummsten Streich verübt, den ich verüben konnte. Er ist freylich selbst mit am ärgsten schuld, aber mir ist angst und bange dafür, daß er von neuem krank wird, wenn er den Tod seiner Braut erfährt. Es ist also das klügste, daß Sie seine Abreise immer verzögern, bis er ganz gesund ist. Nehmen Sie ihn mit sich nach Königsberg, und geben ihm da erst meinen Brief. Sorgen Sie nur, daß gleich ein vernünftiger Prediger, oder sonst jemand bey der Hand ist, der ihm Trost zuspricht. Der arme Junge, wird ganz ausser sich werden! lassen Sie ihn aber hernach gar nicht abreisen, sondern behalten Sie ihn zu Königsberg: denn wenn er herkäme, so würde ihm nur alles wieder neue Grillen machen. Sie aber müssen ihm so viel Divertissements, als mög-

möglich ſchaffen: damit er nur nicht etwa krank oder melancholiſch wird, und wenn es gut geht, ſo kann er denn auf den Sommer wieder zu mir kommen; Sie ſind ja ein vernünftiger Mann! machen Sie alles aufs Beſte, und ſeyn Sie von meiner Erkenntlichkeit verſichert.

Drey und ſechszigſter Brief.

B — den 30ſten April 1771.

General von Dornbach an ſeinen Neffen.

Es iſt mir herzlich lieb, daß er ſich jetzo von ſeiner Krankheit völlig erholt hat; und ich wünſche, daß er ſtark genug ſeyn möge, eine Nachricht zu ertragen die ich ihm nicht länger verhelen kann. Er weis! wie er ſeine Braut zurück lies, ſie wurde zehn Wochen früher, als wir es vermutet hatten, von einer Tochter entbunden. Ich kann mirs nicht einbilden! wenn gleich viele Wahrſcheinlichkeit da iſt, daß er ſo unbeſonnen und kindiſch gehandelt haben könnte, mir die rechte Zeit ſeines genauen Umganges mit ihr falſch anzugeben, und weil auch das Kind nach 6 Tagen ſtarb, ſo iſt es mir glaublicher daß eine frühzeitige

Niederkunft, ſo wohl hieran als auch am Tode der Mutter ſchuld geweſen. Es thut mir wehe Ihm dieſes benachrichtigen zu müſſen; allein lieber Karl! ertrag es als Mann. Sie war Deine Braut, die Tochter meines alten Freundes! Gott weis? ich fühle das alles, wenn ich das auch ſchon nicht ſo recht ſagen kann. Aber Du biſt noch ſchwach von der Krankheit; ſey alſo nur nicht zu traurig darüber. Denn wenn Du auch wieder krank werden, oder gar vor mir ſterben ſollteſt, wie meine vier Brüder, ſo wär alle meine Freud auf der Welt hin, und ich könnte das nicht mehr aushalten. Darum bitt ich Dich, gieb Dich ſo viel Du kannſt zufrieden; eine neue Reiſe wird Dich angreifen. Komm mir alſo ja nicht vor dem Ende des künftigen Sommers her. Willſt Du mir aber bald eine rechte Freude machen, ſo gieb mir die ungeheuchelte Nachricht, daß Du auch Dein Schickſal, als ein Mann erträgſt.

Vier und sechszigster Brief.

Königsberg den 26ſten May 1771.

Von Dornbach an ſeinen Oheim.

Ich liebte Karolinen! ſchon ſtellte ich mir im Geiſte alles das Glück vor, welches mir, in unſrer Vereinigung bevorſtand. Ich war von ihrer Zärtlichkeit überzeugt; und müſte alſo derſelben unwerth, im höchſten Grad unempfindlich ſeyn, wenn mich nicht ihr Ende völlig niederbeugen ſollte. Aber Theuerſter, beſter Onkel! glauben Sie es mir ich gab durch keine weitere Unbeſonnenheit die unglückliche Veranlaſſung hiezu, und gewis iſt eine frühzeitige Niederkunft der einzige Grund. Ich will alles thun meinen Schmerz zu mäßigen; und Ihre Liebe hiedurch zu verdienen, wird gewis der ſtärkſte Bewegungsgrund dazu ſeyn. Wie wehe thut es mir, Ihnen für alle Güte — für alles was Sie an mir gethan, nur Traurigkeit und Schmerz zu verurſachen. Möchte ich doch, nur auf irgend eine Weiſe Ihnen meinen Dank zu erwiedern, und Ihnen ſo viel Freude zu verurſachen, im Stande ſeyn. Ich will alles thun, und durch die Bekämpfung meines Schmerzes wenigſtens zu beweiſen ſuchen, daß ich Ihren gütigen Befehlen jederzeit zu gehorchen ſuche.

Fünf und sechszigster Brief.

S — den 11ten May 1771.

Kämpfer an Demeter.

Es ist mir lieb, daß Du endlich gestehen mußt, von Deinem Unglauben geheilt zu seyn; und ich hoffe Dir Beweise zu geben daß ich nicht so unbeständig bin, wie Du immer glaubtest, deshalb will ich meinem Plane getreu, und wenigstens noch drey Jahre hier bleiben. Ich wüste auch in der That nicht was mich bewegen könnte, meinen Vorsaz zu ändern. Meine Zöglinge machen mit jedem Tage neue Fortschritte, und der älteste ist besonders ein vortreflicher Kopf, der gleich so schnell, in jede meiner Ideen eingreift, wie ein Haspel in ein Kammrad. Fräulein Amalia ist ein vortrefliches Mädgen; keine von jenen Schönheiten, die wie ein Johanneswürmchen im Aufsteigen durch ihr Funkeln überraschen, sondern gewinnt immer mehr durch längere Bekanntschaft, und Löwenhorst selbst! o! solcher Männer giebt es nicht viel. Er ist wieder mein Lehrmeister, und hier hast Du eine Lektion zur Probe. Er ließ neulich einen seiner Unterthanen sehr hart bestrafen; ich wuste den Grund nicht, gerieth in Hitze, und

glaubte

glaubte die Rechte, beleidigter Menschheit vertheidigen zu müssen. Löwenhorst lies mich gelassen, aus pereotiren, und sagte mir hernach mit einer Freundlichkeit die mich meine Narrheit doppelt fühlen lies: dieser Mensch ist im zemlichen Wohlstande, und hat einen andern der ungleich ärmer ist bestohlen. Würd' ich aber die Liebe meiner Unterthanen verdienen, wenn ich Ihnen blos Wohlthaten erzeigte, und nicht auch gleich dafür sorgte, dass sie ein jeder ungestört, im Besitz derselben lassen müste? die äuserste Strenge aber kann nur die Habsucht eines Böewichts beschränken. Ich war überzeugt, dass er Recht hatte; und da es mir schon oftmals mit ihm, auf ähnliche Weise gieng; so bin ich hiedurch aufmerksam gemacht, eine jede Sache erst zu betrachten, ehe ich daran Antheil nehme. Und ich würde mir unnöthige Leiden erspart haben, wenn ich dieses früher gethan hätte. Uebrigens ist meine Beschäftigung immer dieselbe. Ich bin nur wenige Stunden mit mir selbst, grösstentheils immer mit meinen Zöglingen beschäftigt. Bin zufrieden und ruhig! meiner Zukunft wegen unbekümmert, denn wie gesagt! ein Jahre blieb ich noch hier, und wer weiß ob ich nicht schon in so viel Tagen zum dunklen Reiche der Schatten hinab muß.

Sechs

Sechs und sechszigster Brief.

Königsberg den 24ſten Jun. 1771.

Von Dornbach an Kämpfer.

In Königsberg, wo ich mich jetzo aufhalte, werd' ich unaufhörlich, an jene frohe Zeit erinnert, die wir mit einander durchlebten. Welche Freude aber auch oft, welche Beſchämung, liegt für mich in dieſer Erinnerung. Ich! der ich ſo kaltblütig raiſonnirte, dich ſo zurecht weiſen konnte, als Du Dich vormals hier einer heftigen Leidenſchaft überlieſſeſt; bin jetzo ſelbſt, durch eine eben ſo unbeſonnene Leidenſchaft, aller meiner frohen Ausſicht, alles meines Glücks auf ewig beraubt. Du weiſt, daß ich Carolinen liebte, und wiederum von ihr geliebt wurde. An Elbenſteins Hochzeitstage, da Muſik und feuriges Getränk, auch mit darunter, ſo manche üppige Combination ſeines gegenwärtigen Glücks, mit demjenigen, welches meiner, künftig noch in Carolinens Armen erwartete! dieſes hatte meine Sinne völlig berauſcht! ich forderte alles — und das Mädgen, in einem mir gleich ähnlichen Taumel, verſagte mir — nichts. Es bedurfte wenige Stunden, um mich ſelbſt fühlen zu laſſen, wie ſehr wir uns durch dieſe

Hände

Handlung erniedrigt. Allein dieſes war noch nicht die ſchlimſte Folge! Caroline empfand dieſe erſt nach ein paar Monate. Mein Onkel willigte jetzo in unſere Heyrat, und mein Abſchied ward auf's ſchleunigſte ausgewirkt. Du weiſt es, daß mein Onkel manche ſeiner Launen, oft ſelbſt die gutherzigſten, mit vieler Heftigkeit übertreibt. Eine darunter war, daß ich, weil niemand noch etwas von Carolinens Lage wuſte, ſchleunigſt nach Preuſſen abgehen, alles auf meinen Gütern, zu unſerm künftigen Aufenthalt' gehörig veranſtalten, ſodann zurückkehren, Carolinen heyraten, und gleich zur Vermeydung aller Spöttereyen nach Preuſſen abführen ſollte. Ich muſte gehorchen! und eben da ich meine Rückreiſe antreten wollte, ward ich von einem hitzigen Fieber befallen, das mich ein paar Monate lang aufhielt. Die Nachricht von meiner Lebensgefahr, und die Furcht einer unauslöſchlichen Beſchimpfung, im Fall ich ſterben ſollte, dieſes zerrüttete die Geſundheit des lieben Mädgens, und ſie ſtarb, nebſt dem unglücklichen Geſchöpf' welches ſie, durch dieſe Veranlaſſungen zu früh in die Welt verſetzte. Mein Onkel nöthigte mich nun meinen Aufenthalt zu Königsberg zu nehmen, und hoft' mich zu zerſtreuen. Der redliche Alte! ſchreibt

mir

mir die treuherzigsten Briefe, die mir durch die Seele gehen. Er will, daß ich zu seiner Freude wieder heiter und glücklich seyn soll, und dieses ist mir unmöglich. Ein innerer Wurm nagt in meinem Herzen. Nie werd' ich das Andenken, dieser einzigen Vergehung und aller ihrer schrecklichen Folgen vergessen. Tröstlich ist's mir zu erfahren, daß Du ruhig und zufrieden lebst. Sehnlichst wünsch' ich Dir die Fortdauer dieses Zustandes; laß solchen also nicht, durch eine traurige Nachricht von Dir stören.

Sieben und sechszigster Brief.

B — den 20sten August 1771.

Auditeur Reinhold an v. Dornbach.

Da nun wieder die Hofnung schwindet, Sie persönlich zu umarmen, so eil' ich Ihnen wenigstens, durch diesen Brief einen Beweis zu geben, daß Ihr schätzbares Andenken, sich bey uns, noch immer gleich lebhaft erhält. Doch hat dieser Brief, auch noch eine andere Veranlassung zum Grunde. Unser vortrefliche General hat wieder aufs neue seine Anfälle

von

von Podagra; und iſt ſo eigen, daß er's uns verboten hat, Ihnen nur die geringſte Nachricht davon mitzutheilen. Ich aber glaub' daß, ein ſolches Stillſchweigen vielleicht von ſehr nachtheiligen Folgen begleitet ſeyn könne. Ein Mann von ſo hohem Alter der in ſo vielen Feldzügen, und bey ſo vielen Wunden ſeine Geſundheit gröſtentheils zuſezte, der iſt ſchon bey der kleinſten Unpäßlichkeit in Gefahr. Und wie ſchwierig iſt's nicht, dem, der ſo ganz unvorbereitet iſt, eine traurige Nachricht mitzutheilen. Freylich werden Sie wohl ſchon, zuweilen an jene traurige Stunde gedacht haben, in welcher Ihr verehrungswürdiger Onkel, in einer beſſern Welt, den Lohn ſeiner Tugend und Rechtſchaffenheit empfängt. Allein werden Sie auch dadurch auf dieſe traurige Nachricht gefaßt ſeyn? glücklich würd' ich mich ſchätzen, wenn Sie's wären; oder wann ich wenigſtens hier den Willen des Verſtorbnen, Sie, ſo wenig als möglich zu überraſchen, auch nur einigermaſſen erreicht hätte.

Wir haben ihn alſo verloren, den beſten, redlichſten Mann! und der müſt' ein Unmenſch ſeyn, der ihn gekannt hätte, und jetzo nicht beweinen ſollte. Er ſtarb mit dem Muth und der ruhigen Entſchloſſenheit, die immer hervorſtehende Züge, ſeines edlen

Charak-

Charakters waren. Er ſelbſt bemerkte unſere Verlegenheit, ihm ſein nahes Ende anzuzeigen; und ſagte noch lächelnd: glaubt ihr denn, daß ich in meinem langen Dienſte, ſo wenig Subordination gelernt habe, um jetzt gegen die Ordre des Himmels zu murren! Er bereitete ſich darauf mit der gröſten Gelaſſenheit, nahm von allen ſeinen Officieren Abſchied, und beſchenkte ſie durchgängig. Eben dieſes that er mit ſeiner Compagnie, die er vor ſeinem Hauſe aufmarſchiren ließ. Jeder Soldat weinte um ihn, und ſegnete den Mann, der ſein ganzes Leben zum Wohlthun verwandte. Er hat noch verſchiedene Legate für ein paar arme Officierwittwen, einige unerzogene Kinder derſelben, und einige Invaliden gemacht. Sie aber ſind zu ſeinem Haupterben erklärt. Noch in ſeinen letzten Augenblicken, bat er den Himmel, Sie vollkommen glücklich zu machen. Und ich bin überzeugt, daß der Seegen eines ſo vortreflichen Mannes, nicht unerfüllt bleiben kann. Möchte doch alſo der Genuß alles möglichen Glücks, Ihnen zu einem kleinen Troſte, für den gegenwärtigen Verluſt gereichen; deſſen ganze Gröſſe ich mit aufrichtiger Theilnehmung fühle.

Acht und sechszigster Brief.

F — den 12ten November 1771.

Freiherr von Löwenhorst an Demeter.

Sie wissen, wie viel Ursache ich habe mit unserm guten Kämpfer zufrieden zu seyn; und deshalb wünscht' ich auch, ihn selbst so glücklich, so zufrieden als möglich zu wissen. Er aber hat seit einiger Zeit, alle Munterkeit verloren, und scheint von einem innern Kummer, den er zu verbergen sucht, heftig gefoltert. Vergeblich bemüh' ich mich, den Grund davon zu erfahren. Bey dem entferntesten Anlasse, ihn hierüber zu befragen, geräth er in augenscheinliche Verlegenheit; und seitdem ich vor einigen Tagen, mit inniger Wärme in ihn drang, vermeidet er die Gelegenheit, mich allein zu sprechen. Er wird Ihnen vielleicht sein Herz eher ausschütten. Er hat kürzlich Briefe aus Preussen empfangen, und mir gesagt, daß es seinem vertrautesten Freunde sehr unglücklich gehe: doch weiter in dieser Sache, nichts erklärt. Ich glaube also, daß die warme Theilnehmung, an dem Schicksal' seines Freundes, unsern guten Kämpfer, so niederschlägt. Ich bin ein Mann von Vermögen! Kämpfer aber bedarf nur wenig, und nimmt

aller meiner Bitten ohngeachtet, nichts als dies wenige von mir an. Sie werden ſeinen Freund näher kennen, und ſollt' ich nun vielleicht, das gegenwärtige Unglück deſſelben zu heben, oder wenigſtens zu lindern im Stande ſeyn, ſo geben Sie mir darüber einige Nachricht. Es würde mich freuen, wenn ich hiedurch Kämpfern meine Erkenntlichkeit, für ſeinen unermüdeten Fleiß, an den Tag legen, ihn ſelbſt auf eine angenehme Art überraſchen, und ihm ſeine vorige Heiterkeit wiedergeben könnte.

Neun und ſechszigſter Brief.

J — den 19ten November 1771.

Demeter an Kämpfer.

Es geht mir nahe lieber Kämpfer, ſeit einiger Zeit keinen Brief von Dir erhalten zu haben. Noch mehr aber ſchmerzt mich die Nachricht, daß Du ſeit einiger Zeit, Deine vorige Zufriedenheit und Ruhe eingebüßt haſt. Die Nachricht erhielt ich durch Löwenhorſt's Brief, den ich Dir hier überſende. Sollt' aber wirklich, allein das Schickſal Deines Freundes, die Urſach' Deines

Deiner Schwermut seyn? In diesem Fall' kann ich den Grund Deiner Zurückhaltung, gegen einen so vortreflichen Mann, als Löwenhorst ist, nicht begreifen. Ich zerbreche mir deshalb den Kopf, einen andern Grund ausfündig zu machen; und da ist's mir schon oft eingefallen, daß sich vielleicht wieder eine unglückliche Leidenschaft, bey Dir eingestellt hat. Und weil mir Stern schreibt, daß Du gar nicht aus dem Hause kömmst, und Dich allem Umgange völlig entziehst; so bin ich schon auf die Gedanken gerathen, daß vielleicht Fräulein von Löwenhorst die Veranlassung hiezu ist. Doch schwindet dieser Gedanke wieder, weil ich weiß, daß Du als Freund der bildenden Künste, auch ein grosser Verehrer der Schönheit bist, worauf dieses gute Mädchen wohl keinen Anspruch machen kann. Aber wozu diese Mutmassungen! ich rechne auf Deine Freundschaft, und Dein Vertrauen. Entdeck' mir also mein Lieber, wie Dir zu helfen ist? und hoffe alles mögliche, von meiner Freundschaft.

Siebenzigſter Brief.

F — den 6ten Februar 1772.

Kämpfer an Demeter.

Löwenhorſt's Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Welch ein herrlicher Mann! Wollt' Gott, daß ich ihm ſeinen Edelmuth lohnen könnte, und mir ſollte nichts zu hart ſeyn. Aber über Deinen Brief, aufrichtig geſagt, hab' ich gelächelt. Du! mit Deinem durchdringenden Verſtande, gehörſt auch zu denjenigen, die ihre Spanne Einſicht, zum Maaßſtabe des allgemeinen Ganzen machen wollen? Was iſt Schönheit? weiſt Du's, und vermagſt Du ein Bild aufzuzeigen, in dem Pariſer und Kaffer, Sineſer und Lapländer, ſo bald ſie's erblicken, die urſprüngliche ächte Schönheit erkennen? Wie uneins ſind nicht ſelbſt die berühmteſten Kenner? den Vatikaniſchen Apoll, und Niobe mit ihren Töchtern, betrachtete Stoſch, ſehr gleichgültig — Winkelmann erhob ſie über alles; und erniedrigte wieder jenen Borgheſiſchen Seneka, den alles vor ihm bewundert hatte. Kurz! meines Erachtens, ein jeder der Imagination hat, formt ſich ein gewiſſes Ideal von Schönheit; bringt dabey, wenn er eitel iſt, (wie's manche berühmte Mah-

Mahler thaten), ſeine eigne Züge mit in Rechnung. Und nennt ſodann, ſchön oder häßlich, was mit ſeinem Ideal, mehr oder weniger übereinkömmt. Deshalb kann niemand über Schönheit, ausgemacht richtig urtheilen. Auch ſagt irgend ein berühmter Schriftſteller; ächte Schönheit, hat einen gewiſſen eigenthümlichen hohen Reiz, der gemeinen Augen entgeht. Das war etwas bitter. Doch kann ich es nicht leiden; wenn ein Mann, der ſich meinen Freund nennt, etwas in ſeinem Briefe ausſtreicht. Ich denk' immer, entweder ziert und verſtellt ſich der Mann, oder er traut dir nicht recht; und darum laß ich immer alles ſo ſtehen, wie's einmal iſt. Doch fort von allen dieſen Umſchweifen und einmal zur Sache. Ich will Dir geſtehen, daß eine unglückliche Neigung für Amalien von Löwenhorſt, mich wieder aufs neue peinigt. In meinen Augen fehlt's ihr nicht an körperlichen Reizen! aber ihr Verſtand, und jener edle erhabne Geiſt — ein Erbtheil von ihrem Vater — dieſer macht ſie mir über Alles ſchätzbar. Die Art wie ſie mich behandelte, flößte mir Hochachtung ein. Dieſe und unſer beſtändiger Umgang erzeugten Freundſchaft, und dafür hielt ich's auch bis ich endlich meine Unruhe bemerkte, wenn

ich ſie nur ein paar Stunden nicht geſehen hatte. Ich beſchloß mich zu mäßigen! mich immer ſo viel als möglich von ihr zu entfernen. Nun aber bemerkt' ich an ihr, eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit. Sollte ſie fühlen, was Du empfind'ſt? Der Gedanke kam mir, bey allen meinen Entwürfen, in die Quer; — und endlich ward alles von einem Zufall verdorben. Wir pflegten täglich, eine Zeitlang mit einander zu leſen! legten dann mit darunter das Buch hin, und ſprachen über dasjenige, was wir eben geleſen hatten. So laſen wir einſt Rouſſeau, über die Ungleichheit der Menſchen. Wir ſprachen nun von alle dem, was daraus erwächſt — von allen den Bedrückungen — von Haß, Neid und Feindſeligkeit der Menſchen gegen einander — fielen endlich auf die Vorurtheile des Standes, und da erzählte Löwenhorſt ein Geſchichtgen, von einem ſeiner Anverwandten. Der hatte einen Sohn, einen lieben guten Jungen, und überließ die Erziehung deſſelben, ſeinem Paſtor, einem vortreflichen Manne. Ferdinand wuchs mit der Tochter des Paſtors zugleich auf; und täglich wuchs beider Neigung. Ferdinand ward auf die Akademie geſchickt! kam zurück, und jetzt — wollte ihn der Vater verheyrathen. Aber dieſer ſträubte ſich

aus

aus allen Kräften, denn er liebte Minchen, die seiner, durch ihre Schönheit, durch ihr Herz, und durch die von ihrem Vater erhaltne Erziehung, vollkommen würdig war. Der alte Freiherr polterte gewaltig dagegen. Der Sohn mußte sogleich auf Reisen. Er beschrieb Minchen allenthalben als die Verführerin desselben; Er fand täglich für sie und ihrem Vater neue Kränkungen; unterschob endlich gar Briefe, worinn ihn Ferdinand, um seine Einwilligung zu einer Heyrath ausserhalb Landes ersuchte. Das Mädchen welkte darüber hin, und — starb an einer Auszehrung. Ferdinand kam zurück! Sein Leiden war unaussprechlich. Sein Vater suchte vergeblich ihn zu trösten, und zwang ihn endlich, sich durch priesterliche Einsegnung, an ein spitznasigtes, erzgerades Fräulein fesseln zu lassen, die freylich von Stifts und Turniermässigem Adel war, aber den armen Jungen so hudelte, daß er sich endlich vor den Kopf schoß. Löwenhorst wurde beym Ende dieser Erzählung aus dem Zimmer gerufen. Ich und Amalie, waren allein! das Gefühl des fremden und eigenen Elend's, hatte alles bey mir in Tumult gebracht; meiner halb unbewust, gestand ich ihr nun, was ich immer zu verbergen gesucht hatte, und erfuhr

nun, daß ich ihr auch nicht gleichgültig, und daß ſie ſich in einer mir ähnlichen Lage befände. O Bruder, Bruder! welch ein unabſehbarer Abgrund — ich komme von Sinnen, wenn ich das alles betrachte, und kann nicht mehr denken — nicht mehr ſchreiben — lebe wohl.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Z — den 24ſten Januar 1772.

Demeter an Kämpfer.

So lang' Deine Thorheiten Dich nur allein unglücklich machten, verdienteſt Du Duldung und Nachſicht; allein wer dieſe jetzo noch hegen könnte, indem Du die Freundſchaft des edelſten Mannes, mit Undank lohnſt, ſeine Zufriedenheit und Ruhe, durch eine blinde Leidenſchaft untergräſt, der wäre Dein Mitſchuldiger. Ueberleg' einmal Selbſt, wer Du biſt? und was für groſſe Verdienſte Du um die ganze Welt beſitzeſt, um fordern zu können, daß ihre Verfaſſung nach einem Modell umgegoſſen werde, das Du nach Deiner Phantaſie geformt haſt? Bedenk'! zu welchen

ernie-

erniedrigenden Schritten Dich eine so unbesonnene Leidenschaft verleiten kann? und ob derjenige ein Mann ist, der wie eine Seifenblase, die Farbe jedes nahen Gegenstandes annimmt? von jedem Lüftchen davon geführt und gestört wird? Hast Du Muth und Entschlossenheit! ist Dir Tugend und Freundschaft heilig, so zeige daß Du sie besitzest; so überführe Dich und Amalien von der Nichtigkeit eurer Neigungen. Suche Dich von ihr so entfernt, als möglich zu halten. Verhindere durch anstrengende unablässige Arbeit jede Ausschweifung Deiner Phantasie. Hab' immer den grossen Lohn vor Augen, den Bekämpfung seiner selbst mit sich führt; jenes ruhige ächte Gefül seiner selbst, Reinigkeit des Gewissens, und der Beyfall jedes rechtschafnen Mannes. Und wenn Du diesen Rath befolgst, so wird gewiß, an der Nachricht davon, niemand einen freudigern Antheil nehmen, als ich.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

F — den 14ten Febr. 1772.

Kämpfer an Demeter.

Wohl dem Manne, der ſeine Leidenſchaft ſo von ſich werfen kann, wie ein Laſtträger ſeine Bürde. Ich will ihn gern bewundern, wenn er zugleich Menſch iſt! aber nachahmen das kann ich nun einmal nicht: wenn mich auch gleich alle Welt darüber höhnen ſollt'. Du kannſt mich für Deinen Freund halten, und dennoch entehrende Folgen meiner Leidenſchaft vermuten? und welche denn? etwa daß ich mir Löwenhorſts Einwilligung erbetteln ſoll? Ich fühl' wer ich bin, ohne Deine Erinnerung; zum wenigſten nicht derjenige, der menſchlicher Gnade und Barmherzigkeit ſein Glück zu danken haben möchte. Amalien und mich zu ermorden, um in einer Welt vereint zu werden, wo kein Vorurtheil mehr ein Hinderniß iſt, daran hab' ich ſchon oft gedacht. Aber auch das nicht. Ich will mich losreiſſen — aber wie? das weiß Gott. Morgen bin ich nicht mehr hier, und Du leb' wohl, vielleicht auf ewig.

Drey und siebenzigster Brief.

F — den 14ten Febr. 1772.

Kämpfer an Amalien v. Löwenhorst.

Zum ersten und leztenmale, wag' ich hier einen heimlichen Brief — und das vertrauliche Du. Vergieb! es ist der lezte Trost eines Unglücklichen, den sein hartes Schicksal von dem Einzigen trennt, welches noch sein Glück auf Erden ist. Allein nie komm' ich es besitzen: und so war es Pflicht dasjenige zu thun, was ich jetzo vom äussersten Schmerz durchdrungen zu thun im Stande bin. Ja Theureste! ich verlasse Dich. Und möchtest Du auch denjenigen vergessen, der diese Entfernung für sein einziges Rettungsmittel hält. Und nun noch eine Bitte. Laß mich nicht den Vorwurf mitnehmen, das Glück und die Ruhe Deines vortreflichen Vaters gestört zu haben. Ich weiß welcher Stärke, welcher Seelengröße Du fähig bist! ich beschwöre Dich also, Deinen Vater, selbst den Schein der Traurigkeit zu verbergen. Erfülle diese lezte Bitte, und vergiß Deinen unglücklichen Freund.

Vier und siebenzigster Brief.

F — den 14ten Febr. 1772.

Kämpfer an Freyherrn v. Löwenhorst.

Ich bin stolz darauf, Sie verehrungswürdigster Mann, meinen Freund zu nennen. Möchte doch auch jetzo der Schritt, den ich zu begehen gezwungen bin, nicht mit dem Verluste dieses Glücks verbunden seyn. Gott weiß! wie viel mir dieser Kampf gekostet hat; und wie ungern ich ein Haus verlasse, worinn ich meine glücklichsten Tage durchlebt habe. Es geht mir nah, mich von Ihren lieben Söhnen zu trennen, deren Bildung mir, so unsägliches Vergnügen machte. Aber viel wissen, sagten die alten Griechen, erweitert den gesunden Verstand nicht. Auch wird es Ihnen gewiß nicht schwer fallen, einen würdigern Erzieher zu bekommen als ich war. Wie viel möcht' ich Ihnen noch gerne schreiben! aber ich fühl' mich so zusammen gepreſt — meine Hand zittert, meine Augen sind voll Thränen. Empfangen Sie also nur noch meinen Dank, für alle mir ewig unvergeſliche Güte und Freundschaft. Der Segen Gottes — Glück und Zufriedenheit — der Lohn der Rechtschafnen komm' über Sie und die Ihrigen.

Fünf

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

— Im den 20ſten October 1772.

Frau v. Elbenſtein an v. Dornbach.

In der gröſten Verwirrung wag ich's Ihnen eine Sache zu entdecken, und mir Ihre Vermittelung zu erbitten. Mein Mann hat vor unſerer Vermählung eine Menge von Schulden gemacht. Ich erfuhr vieles und — bezahlte: aber dem ohngeachtet fand es mein Mann für gut, mir manches in dieſer Sache zu verheimlichen. Er ward darüber beym General verklagt. Er beantwortete die Verweiſe deſſelben mit Heftigkeit, und wurde arretirt. Dieſes brachte ihn noch mehr auf; und als er losgekommen war, that er die fürchterlichſten Drohungen ſich zu rächen: und dem Könige ſo manche Dinge anzuzeigen, die gegen ſeine Verordnungen im Regimente ſtatt fänden. Der Zorn meines Mannes iſt ſchwer zu beſänftigen! aber er ſchien meinen Bitten nachzugeben. Doch erfahre ich jetzo, daß ſein Bedienter den er vor einigen Tagen nach Breslau ſchickte, dort einen Brief an den König auf die Poſt gegeben hat. Ich zittre auf alle Weiſe für den Ausgang. Elbenſtein iſt einmal

mein

mein Mann! Sie wissen aber auch wie viel Güte und Freundschaft unser würdige General von je her gegen ihn bewiesen hat; und wie sehr muß mich also nicht der kleinste Undank schmerzen. Sie sind der Freund beyder! und noch vor wenig Tagen dachte der alte ehrliche Felsendorf mit Rührung, an den aufrichtigen Schmerz, welchen Sie durch Ihre Briefe, bey Carolinens Absterben, gezeigt hätten. Wär' also hier nicht Ihre Vermittlung so viel zu bewirken im Stande, daß mein Mann so viel er könnte nachgebe? Felsendorf also wieder versöhnt — Er aber auch so dann für diese Uebereilung, nur mäßig bestraft würde. Ich bin von Ihrer Freundschaft überzeugt, und rechne also darauf, daß Sie alles mögliche für mich thun werden.

Sechs und siebenzigster Brief.

— Im den 26sten October 1772.

Lieutnant von Sandold an von Dornbach.

Ohngeachtet unsers frostigen Abschiedes, bin ich immer Dein Freund in dem vorigen Grade geblieben.

ben. Denn ich kann einen rechtſchafnen Mann, eben ſo wenig jemals haſſen, als einem Niederträchtigen jemals vergeben. Die Umſtände haben ſich jetzo verändert! und ich kann Dir Beweiſe geben, daß ich jederzeit als Freund gegen Dich dachte. Vergis alſo allen unſern vorigen Zwiſt! vergis auch den Unglücklichen der ihn veranlaſte; und freue Dich, daß Deine vortrefliche Couſine jetzo von einem Manne befreit iſt, der Ihrer unwürdig war: und deſſen trauriges Ende, freylich unſer Mitleiden verdient. Doch wozu alle dieſe Umſchweife? Elbenſtein iſt nicht mehr! ſondern hat ſich ſelbſt durch einen Piſtolenſchuß ermordet. Hier haſt Du die ausführliche Nachricht von allem: und zugleich auch wie ich in die Sache gezogen ward. Vorgeſtern bot mir eine Soldatenfrau, einen Ring; von anſehnlichem Werthe zum Verkauf an; ich hatte dieſen oft bey Dir geſehen. Dieſes machte mir den Handel verdächtig. Ich behielt folglich den Ring, und verſprach ihr auf den Abend das Geld zu zahlen. Weil ich glaubte, daß Du ihn vielleicht der Fräulein von Felſendorf geſchenkt, ſo wies ich ihn im Hauſe unſers Generals, wo ihn aber niemand kannte. Ich gieng ſogleich damit zu Elbenſtein. Ich traf nur die Frau allein

im

im Zimmer! es that mir weh den Gram so merklich auf ihrem Gesichte zu lesen. Allein wärend den ersten Höflichkeitsbezeigungen, hörten wir plötzlich einen Knall. Die arme Frau, ward blas und bebte. Ich führte sie zum Sopha. — In meines Mannes Stube — war alles was sie zitternd sagen konnte. Ich lief hin, mit Hülfe des Bedienten erbrach ich die Thüre. Er lag todt auf der Erde. Ich schloß die Thüre zu, gebot den Bedienten, das genauste Stillschweigen, und holte eilends Frau von G — die nur ein paar Häuser davon wohnt — ein redliches Weib, und die vertrauteste Freundin Deiner Cousine ist. Wir wollten Deine Cousine almälig mit der Sache bekannt machen — diese erholte sich nach und nach, — sie versicherte, daß sie ihr Unglück schon vorhero geahndet hätte. Denn ihr Mann, habe das Zimmer würend verlassen, und da sie ihn zu beruhigen gesucht, unter schrecklichen Verwünschungen seiner selbst gesagt, daß er gegen unsern General, beym Könige denuncirt, und darauf sicher gerechnet hätte, daß Major Talbod und der Regimentsquartiermeister, sich mit ihm, zum Verderben unsers Generals verbinden würden; daß aber diese jetzt mit der Sache nichts zu thun haben wollten. Noch ein

andrer

andrer Grund hat sich gewiesen. Elbenstein hat eine Menge von Schulden nachgelassen! allein ich habe schon die Einrichtung getroffen, daß die Wittwe bey dieser Sache so wenig als möglich einbüsse. Indem aber der Auditeur Elbensteins Papiere durchsuchte, fanden sich einige Billets, von der verstorbnen Fräulein von Felsendorf. Ich lege Dir ein paar davon zum Beweise bey, daß ich Ursache hatte Dich zu warnen. Ich wuste ihren vertrauten Umgang mit einander, wuste aber auch daß Sie von Dir geliebt wurde. Sollt' ich Dir nun mit einemmale, Deinen Freund und Deine Geliebte, in der schändlichsten Gestalt zeigen? würdest Du Ihnen, nicht weit mehr als mir getraut haben? und würde mich nicht unser General, wenn die Sache nur im geringsten angekommen wäre, als den schändlichsten Verläumder gehast und verfolgt haben? und wenn er meinen Onkel, der damals noch lebte, nur einen nachtheiligen Bericht von mir ertheilt hätte, so würd' ich die ganze ansehnliche Erbschaft eingebüst haben. Jetzo aber ist dieses alles verändert; und Du empfängst jetzo Beweise, an deren Richtigkeit Du ohnmöglich zweifeln kannst. Heute wird Elbenstein begraben. Da der Schuß in einem nach hinten ge-

legnen Zimmer geschehen ist und glücklicherweise von niemand gehört worden, so kann auch niemand von seinem Tode etwas gewisses sagen, wenn er gleich durchgängig Bedenklichkeiten erregt; und die Sache von seiner Denunciation ist auch noch niemanden bewust. Deine Cousine der er mit vieler Härte begegnet hat, bedauert ihn, und verzeiht ihm großmüthig. Um ihren Schmerz nicht rege zu machen, hab' ich Sie verhindert an Dich zu schreiben. Und meine Schwester, welche Sie Ihrer Freundschaft nicht unwürdig hält, kömmt gar nicht von ihrer Seite. Kurz! ich werde alles mögliche thun, was zu ihrer Beruhigung dienen kann; und wie glücklich würd' ich mich schätzen, wann Du hieran Deinen alten Freund wieder erkenntest.

Einlage in dem vorigen Briefe.

— Im den 29sten November 1771.

An Lieutnant von Elbenstein.

Schon lange hast Du mich nicht besucht! und ich hätte nicht gedacht, daß Du um Deines jungen Weibchens willen, Dein Mädgen sodald vergessen solltest.

Gut

Gut iſt es daß ich einmal meinen Dornbach ſo weit bekommen habe, daß er Vater ſeyn muß; ich thue dafür auch recht zärtlich gegen ihn. Aber auch ſo ehrbar daß er mir ſchon einige mal ſein Vergehen an Deinem Hochzeittage abgebeten hat; und immer die Verſicherung beyfügt, ſolches in einigen Jahren durch eine Heyrat gut zu machen. Aber ſo lange können wir nicht warten! und es iſt Zeit daß ich meine Umſtände bekannt mache. Ich bin unentſchlüßig, wie ich das recht anfangen ſoll! ich bedarf alſo Deinen guten Rath, und Du wirſt deshalb um ſo viel ſehnlicher erwartet, von Deiner Caroline von Felſendorf.

An eben denſelben.

— Im den 15ten December 1771.

Freue Dich mit mir! der alte Dornbach hat ſeine Einwilligung zu meiner Heyrat gegeben. So eben hat mein Herr Bräutigam dieſe Nachricht gebracht. Du glaubſt nicht, was dies für ein treuherziger Narr iſt; ich ſchäm' mich beynah ihn zu hintergehn. Doch deſto beſſer! denn ſo wird er, auch leicht zu beſchwatzen

seyn, wenn meine Niederkunft, ein paar Monate zu früh erfolgt. Der alte Oberst kömmt morgen her, und mit dem kann ich nicht so gut fertig werden; komm' also noch heute Abend, um mich in allen gehörig zu unterrichten.

Sieben und siebenzigster Brief.

Königsberg den 13ten November 1772.

v. Dornbach an Lieutnant v. Sandold.

Ich bin wie aus einem schrecklichen Traum erwacht! und weiß nicht, welcher Empfindung ich mich überlassen soll. So schrecklich hintergangen! von denen, die ich so innig liebte. Zwar selbst gerettet, Louise hingegen durch ihre Heyrat unglücklich gemacht. Wenn ich das alles so überdenke, so schwinden mir zuletzt alle Gedanken. Wie beschämt bin ich in Dir, den ich so verkannte, den redlichen Freund wieder zu finden. Um Dir zu zeigen daß ich uneingeschränktes Zutrauen in Dich setze, so übertrag' ich Dir die Sorge für meine Cousine — das Theureste, was ich auf Erden besitze. Nimm zugleich meinen Dank,

Dank, für alles was Du schon gethan hast, und dieser vermehrt sich mit jedem Augenblicke, worinn ich überlege, in welcher traurigen Lage das gute Weib, von allen den Ihrigen entfernt und verlassen, ohne Deinen Beystand gewesen wäre. Elbensteins Schulden will ich gerne bezahlen! der Umstand mit dem Ringe aber ist mir ein Räthsel, weil ihn Caroline an Elbensteins unglücklichem Hochzeittage von mir erhielt. Ich empfehle Dir nochmals Louisen aufs beste; und wofern sie nach Preussen, auf ihre Güter zurückkehren will, so werd' ich sie mit Vergnügen abholen. Wie gerne wünscht' ich ihr die Leiden ersetzen zu können, die ich ihr durch ihre Verheyratung zufügte. Dieses aber ist mir leider unmöglich — Bey Dir aber will ich wenigstens durch unaufhörliche Liebe und Freundschaft, das Andenken der vorigen Beleidigung zu schwächen suchen: und es soll Dir unmöglich werden, einen aufrichtigern Freund als mich, zu finden.

Acht und siebenzigster Brief.

— Im den 6ten December 1772.

Frau v. Elbenstein an v. Dornbach.

Immer schwebt mir das unglückliche Ende meines Mannes vor Augen! und es würde mir Höllenpein seyn, wenn ich dazu auch nur die entfernteste Veranlassung gegeben hätte. Ich danke aber auch dem Himmel zugleich dafür, daß er mir die Standhaftigkeit verlieh so manche harte Begegnung still und geduldig zu ertragen, und ihm nichts durch ein ähnliches Betragen zu vergelten. Ich hab' ihm alles mit Freuden vergeben! allein der Gedanke, an sein Schicksal in einer andern Welt, ist dasjenige, was mich unaufhörlich martert. Ich suche mich auf alle mögliche Weise zu beruhigen; und Friederike! die Schwester des redlichen Sandold, ein Mädgen von dem besten Herzen, trägt hiezu nicht wenig bey. Ja, Sie treibt Ihre Freundschaft so weit, daß Sie den Entschluß gefaßt hat, mich nach Preussen zu begleiten. Und weil ich dort unter meinen Anverwandten und Freunden, meine Ruhe am ersten wieder zu finden gedenke, so werd' ich in kurzen meine Reise antreten. Es

wär'

wär' Uebermaas von Güte, wenn Sie liebſter Vetter noch ſelbſt dieſe Reiſe meinetwegen unternehmen wolten, die ich in Geſellſchaft meiner lieben Friderike, und unter dem Schuz des alten Heinrich's, der ſich nach dem Tode ſeines Wohlthäters unſers lieben Onkels wieder nach ſeinem Vaterlande ſehnt, gut und bequem zurücklegen kann. Sandold! dieſer wahrhafte Freund, hat ſchon alle mögliche Anſtalten dazu gemacht, und wird mir einen ſeiner eignen Leute mitgeben. In 8 Tagen gedenk' ich abzureiſen; und mich gleich nach meinem Gute zu begeben. Es wird mich aufheitern, wenn ich dort an die ruhigſten Tage meines Lebens zurück denke — und Ihnen dort, wo wir miteinander auferzogen wurden, wieder verſichern zu können, daß ich unverändert Ihre aufrichtigſte Freundin bin.

Neun und ſiebenzigſter Brief.

— Im den 12ten December 1772.

Lieutnant v. Sandold an v. Dornbach.

Uebermorgen verläßt uns Deine Couſine, um die Rückreiſe, in Ihr Vaterland anzutreten; und ich

habe mich bemüht, alles Ihrem Willen gemäs, dazu einzurichten. Elbensteins Schulden hab' ich laut beikommenden Aufsatze bezahlt. Ich hielt es dabey für Pflicht einigen Gaunern und Wucherern, nur einen Theil Ihrer Forderung zu geben. Elbensteins Denunciation hat, für unsern würdigen General, keine böse Folgen gehabt; und den Ring hat Elbenstein selbst dem Weibe zum Verkauf gegeben. Sein Bedienter, der immer sein Vertrauter war, versichert, daß er Dein Geschenk von Carolinen empfangen; und hat mir auch noch eine sehr auffallende Anekdote erzählt. Du weist es vielleicht daß man Kugeln, durch einen gewissen Zusatz ungemein schädlich machen kann, so daß eine davon empfangne Wunde fast unheilbar ist. Elbenstein goß solche Kugeln, da er sich mit mir schiessen wollte — sie blieben da wir uns vertrugen ungebraucht liegen, bis er jetzo mit der einen sich selbst tödtete. Ueberhaupt macht ein jeder Umstand, den ich noch erfahre, daß ich dem Himmel dafür danke, einen solchen Mann nicht mehr, unter der Zahl der Lebendigen zu wissen. Unmöglich kann ich's ihm verzeihen, daß er seine Bosheit so weit trieb, ein vortreffliches Weib unglücklich zu machen. Ein jeder Redlicher nimmt an Ihrem

rem Schicksal den wärmsten Antheil; und wann die Wünsche der besten Menschen erfüllt werden, so stehet Ihr gewiß in Ihrem Vaterlande mehr Glück bevor, als Ihr hier entgieng. Ich würde stolz darauf seyn, wenn ich Ihr wirklich einige Dienste geleistet hätte. Das wenige aber was ich jetzo gethan habe, verdient keinen Dank. Es war Pflicht! und wenn ich nicht so gehandelt hätte; so wär ich auch nicht werth Dein Freund zu seyn.

Achtzigster Brief.

J — den 7ten Februar 1773.

Demeter an Stern.

Da Sie auch um das Schicksal unsers guten Kämpfers, so sehr bekümmert sind, so freuet es mich, Ihnen auch wieder einige Nachricht von ihm geben zu können. Fürst Waragin, hat mir die Nachricht ertheilt, ihn als Fähndrich gesprochen zu haben. Es ist nothwendig, daß Freyherr von Löwenhorst, hievon nichts erfährt. Kämpfers Entweichung geht ihm sehr nahe; und er hat einigemal in mich ge-

drungen, ihm die Urſache davon zu entdecken. Er würde alſo auch vielleicht aus dieſem Grunde, an Kämpfer ſchreiben; und es könnte ſodann vielleicht zu einer Erklärung kommen, welche dem Freiherrn nicht anders, als höchſt unangenehm ſeyn könnte. Damit aber Kämpfer auf alle Weiſe unterſtützt werde, ſo habe ich ihm ſchon wichtige Empfehlungen ausgewirkt. Doch ſoll er hievon nichts erfahren; auch werde ich gar nicht an ihn ſchreiben. Denn ſo ſehr ich ihn liebe, ſo wünſch' ich doch, daß er einigermaßen, die Folgen ſeiner Unbeſonnenheiten fühle, und nicht anfange ſich darauf zu verlaſſen, oder gar zu fordern, daß ſeine Freunde, alles wieder gut machen, was ihm zu verderben beliebt hat. Sollt' er mehr Mäſſigung erlangen, ſo wird er gewiß ſein Glück machen: im entgegengeſetzten Fall aber, iſt alles mögliche für ihn zu fürchten.

Ein

Ein und achtzigſter Brief.

Lingaven den 15ten Februar 1773.

Fräulein von Sandold, an Lieutenant von Sandold.

Ihr Männer ſeyd in der That, die ſonderbarſten Geſchöpfe! Redet von dem Glück derjenigen, die auf Reiſen gehen und die halbe Welt durchſtreifen können, in einem ſo hohen Tone, daß ich armes Mädchen, die ich in meinem Leben, nicht über ſechs Meilen, und dieſe auch nicht anders, als im ſchönſten Wetter gereiſt bin, ſo recht lüſtern darnach wurde. Es geht alſo darauf los, und nun kömmt Regenwetter, ſchlechter Weg, und weiß der Himmel, was alles noch mehr. — Nur ſelten kann man recht ausſchlafen, und muß noch dazu in Wirthshäuſern übernachten, wo mir alle Augenblick die Räuber und Mörder einfallen, von denen ſo viel in den alten Romanen geſchrieben ſteht. In der That, lieber Bruder! würde mir die Reiſe recht ſauer geworden ſeyn, wenn ich ſie nicht in Geſellſchaft einer ſo lieben Freundinn gethan hätte. Daß übrigens meine theure Perſon, geſund und wohl behalten an Ort und Stelle gekommen, wirſt Du wohl ſchon aus dieſem Briefe merken;

ken; und von meiner lieben Elbenstein, kann ich Dir ein gleiches versichern. Dornbach, kam uns entgegen. Ich glaubte, daß er sich über die Ankunft seiner lieben Cousine freuen, und ihr recht viel tröstliches vorsagen würde. Aber da betrog ich mich recht. Im Anfange, konnt' er kein Wörtchen reden; und hernach fieng er an zu jammern; und das gute Weib, wurde dabey so gerührt, so! daß es mir recht an die Seele gieng. Du weist, daß ich gerne lache, wo es nur Ehren seyn kann: nun aber konnt' ich den ganzen Abend nicht mehr, ein einziges Wort hervorbringen, sie aufzumuntern. Nun hat sich das wieder gelegt. Meine liebe Freundinn, giebt sich allmälig zufrieden: und Dornbach, ist warhaftig ein recht vernünftiger Mann, der mir ganz gut gefällt. Wir sind größtentheils unter uns, und oft schon ziemlich vergnügt. Auch haben wir schon verschiednen Besuch gehabt. Hierunter auch einen benachbarten Landedelmann, der einen polnischen Namen hat mit x und y, so daß ich ihn gar nicht buchstabiren kann. Dieser ist noch unverheyrathet! und hat mir schon gesagt, daß ich ein recht hübsches Mädchen wäre; wofür er denn auch einen recht tiefen Knix von mir erhalten. Dornbach sagt, daß ich ein gar zu spöttisch Gesicht dabey gemacht

gemacht hätte. Was hat er mir aber auch zu erzählen, daß ich schön wäre? Das will ich nur von meinem künftigen Manne hören; und dazu verlang' ich keinen x und y. Der Brief ist auch schon lang genug! Du wirst daraus hinreichend ersehen, daß ich weder krank noch todt bin. Da ich keinem gesagt habe, daß ich an Dich schreibe, so kann Dich auch niemand grüssen lassen. Ich aber umarme Dich herzlich.

Zwey und achtzigster Brief.

M — den 10ten Julii 1773.

von Dornbach an den Lieutenant von Sandold.

Schon oftmals hab' ich meine Cousine besucht! und wenn ich mein Herz genau prüfe, nicht blos um ihrentwillen allein, so groß auch immer meine Hochachtung gegen sie ist. Ich gesteh' es Dir aufrichtig, daß Deine liebenswürdige Schwester, das Andenken jener Liebe völlig verscheucht hat, an die ich jetzo nicht anders, als mit Schaudern zurück denken kann. Diese harmlose Unschuld, diese ununterbrochne Heiterkeit,

terkeit, die doch immer in den Grenzen der weiblichen Sittsamkeit bleibt, versprechen gleich beym ersten Anblick, ihrem künftigen Gatten, die froheste Zukunft; und eine nähere Bekanntschaft mit ihrem edlen Herzen, leistet dafür, noch die sicherste Bürgschaft. Kurz lieber Sandold! ich bin überzeugt, daß Deine Schwester mich glücklich machen kann. Du kennst mich! glaubst Du also, daß unsre Verbindung nicht dem Glück oder der Ruhe Deiner Schwester nachtheilig seyn würde — und bist Du überzeugt, daß ihr Herz noch frey ist, so rechne ich darauf, daß Du alles mögliche, zur Erfüllung meiner Wünsche beytragen wirst. Meine Cousine hat mir versprochen, ihre Gesinnungen gegen mich zu untersuchen; und sie wünscht sehnlichst diese Verbindung; die ich sicher unaufhörlich, als das gröste Glück meines Lebens betrachten werde.

Drey und achtzigſter Brief.

Moskau den 5ten Auguſt 1773.

Lieutenant Kämpfer an von Dornbach.

Glück und Ruhe! die ich wieder einmal glaubte erhaſcht zu haben, ſind mir entflohn; und traurige Erinnerungen, ſind alles, was ich davon übrig habe. Du weißt, wie wohl mir in Löwenhorſt's Hauſe war! So einen Mann find' ich auf Erden nicht wieder; und ſo ein Mädchen, wie ſeine Tochter, auch wahrhaftig nicht mehr. Wir waren uns gut, und hielten es für Freundſchaft. Ich fühlte allmälig, daß es mehr war, ſuchte mich loszureiſſen; aber da gieng es mir, wie dem Fiſch am Angel — jeder Widerſtand, feſſelte mich ſtärker; und am Ende bemerkt' ich gar, daß es ihr nicht beſſer gieng. Demeter war der einzige, dem ich mich entdeckte, aber auch der, machte mir Vorwürfe. Ich ſelbſt fühlte, daß ich nur Unglück und Verwirrung anrichtete; machte mich alſo auf und davon. Ich ſuchte vorher, Amalien allein zu ſprechen. Das Mädchen hat eine groſſe edle Seele! ich bat — ich beſchwur ſie, eine erhabne That zu begehen — ihre Leidenſchaft zu verheelen, zu unter-

unterdrücken, und mich meinem Schicksale zu überlassen. Wir schieden mit Thränen — sie gewährte mir aber meine Bitte. Zwey Tage darauf, gieng ich fort! ich schrieb an Löwenhorst — an Amalien — Mein Herz war so voll, doch wollt' ich Muth fassen — aber was ich geschrieben habe, weiß Gott — Mein Wunsch war Tod. Ich nahm unter dem ersten Regimente, das mir aufstieß, als Gemeiner Dienste. Ich lag mit drey andern in einem Quartier. Es waren wilde rohe Leute, die gleich in den ersten acht Tagen, einen beträchtlichen Diebstal begiengen. Ich bemerkte es, und drohte sogleich sie anzugeben. Sie boten mir einen Theil an — ich blieb bey meiner Drohung. Der eine wurde darüber wüthend, und schwur mich eher umzubringen, als dieses zuzugeben. Er rante wirklich mit seinem Bajonett auf mich los — ich wich dem Stosse aus — warf ihn übern Haufen, und gieng gerade zum General, dem ich den Diebstal entdeckte. Meine Kameraden wurden verhört, und gestanden alles; der eine sogar, daß er mich hätte ermorden wollen. Ich wurde vorgefordert, und befragt, weswegen ich hierüber nichts gesagt hätte? weil ich glaubte (war meine Antwort) daß es richtiger gedacht wäre, eine

Welt,

Beleidigung, die mich nur allein betraf, zu verzeihen, als mich deshalb zu rächen. Dem General gefiel diese Antwort! ich wurde Sergant, und kam in seine Kanzeley. Nach einiger Zeit ward ich Fähndrich, und vor wenig Tagen bin ich Lieutnant geworden. Wir marschiren gegen Pugatschew, einen kühnen unternehmenden Rebellen! vielleicht wär' er unter einen andern Himmelsstrich zu einer andern Zeit, und bey anderer Erziehung ein Cäsar, oder Kromwel geworden; denn er verräth wirklich eine gewisse Größe. Aber seine Grausamkeiten machen ihn des Abscheu's würdig. Es freut mich mein Leben wenigstens in einem gerechten Kriege aufopfern zu können. Ich seufze schnlichst nach der Stunde, wo ich es mit Ehren endigen kann. Leb' also wohl! möchte Dir jedes wesentliche Glück zu Theil werden — In einer bessern Welt, sprechen wir uns wieder.

Vier und achtzigster Brief.

Kinaven den 19ten Jul. 1773.

Fräulein v. Sandold an Lieutnant v. Sandold.

Verzeihe mir lieber Binder! daß ich einen wichtigen Schritt gethan habe; ohne Dir auch nur eine

Eilbe davon zu melden. Du weiſt was Dornbach für ein lieber guter Mann iſt! Sein rechtſchaffnes Herz — ſein Weſen, — ſeine Bildung, alles hatte mich ſchon ſo zu ſeinem Vortheil eingenommen, daß ich mich unmöglich, lange zieren und ſträuben konnte, als er, und die gute Elbenſtein, wegen meines Jaworts in mich drangen. Ich habe wahrhaftig nicht daran gedacht, mich in Preuſſen, und ſobald zu verheyraten! wann ich daran denke, iſt mir ganz wunderlich zu Muth. Freylich werd' ich künftig hin, ſo manche Pflicht mehr zu erfüllen haben. Doch ich habe guten Willen, und dazu giebt ja der Himmel immer ſein Gedeihen. Aergre Dich nur nicht, daß Du 10 Jahr älter biſt, und ich doch früher als Du, ans Heyraten gedacht habe. Es iſt nun ſchon ſo! und weil Du viel auf Dein Ehrenwort hältſt, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich auch meinem Dornbach ſchon einmal mein Ehrenwort gegeben habe, da ich zumal ſehr furchtſam bin, und mich vor allen Satisfaction geben entſetzlich ſcheue, kann ich's nicht mehr brechen. Mache alſo nur kein ſauer Geſicht, ſondern ſuche Urlaub zu bekommen damit Du bey meinem Hochzeittage gegenwärtig ſeyn kannſt. Und wenn die Leute in Schleſien ſagen, daß ich nach Preuſſen gereiſt bin, um einen Mann zu bekommen,

ſo

ſo kannſt Du nur geradaus verſichern, daß es gelogen iſt. Aber in allem Ernſte, ſo unerwartet, dieſe Sache auch kam, ſo glaub' ich doch, daß ich nie glücklicher hätte werden können. Mein Herz und mein Verſtand, verſichern mir dieſes gleich laut, und daß Du Dich darüber auch recht herzlich freuen wirſt, davon bin ich zum voraus überzeugt.

Fünf und achtzigſter Brief.

— im den 2ten Auguſt 1772.

Lieutnant v. Sandold an v. Dornbach.

Als ich eben Deinen erſten Brief beantworten wolte, empfieng ich von meiner Schweſter die Nachricht, daß Du bereits ihr Jawort erhalten hätteſt. Wie freu' ich mich einen Freund und eine Schweſter, die ich zärtlich liebe, wechſelſeitig durcheinander glücklich zu ſehen. Möchte doch eure Zukunft, noch eure jetzigen Erwartungen übertreffen. Aber lieber Dornbach! darf ich Dir nun auch, von meiner Seite, eine Entdeckung machen? ich habe von je her Deine Couſine verehrt! ihre Hand iſt jetzo frey, und ich

wage es, ihr die meinige anzubieten. Du hatteſt meines Beyſtandes, bey meiner Schweſter nicht von nöthen; aber ich bedarf jezt des Deinigen. Auch hab' ich ſchon meine Schweſter erſucht, ihr Beſtes für mich zu thun. Mir liegt die Sache zu ſehr am Herzen, um nicht äuſſerſt dringend zu ſeyn; und ich ſtrebe jezo um ſo viel mehr ein Glück zu beſitzen, da ich ſie ſchon einmal als ewig für mich verloren betrachtete. Ich habe keine Hofnung Urlaub zu erhalten! wage es auch nicht ſo geradezu, mich ſchriftlich an Frau von Elbenſtein zu wenden. Du biſt alſo der einzige auf den ich hier mein Zutrauen ſezze; und ich flehe Dich um alles in der Welt, Dich meiner aufs thätigſte anzunehmen.

Sechs und achtzigſter Brief.

Petersburg den 10ten Januar 1774.

Major v. Kämpfer an v. Dornbach.

Derjenige Weg auf den ich meinen Untergang ſuchte, wird für mich eine Bahn zur Ehre und Glück. Wenn ich mein Leben ſeit einigen Jahren betrachte, ſo glaub'

ich

ich mich in jene Ritterzeiten verſezt, wo immer eine günſtige Fee unbetonnenen Abentheurern heraushalf. Aber eben der unerwartete Genuß meines jetzigen Glücks läßt mich nicht ohne Schaudern an alle diejenigen Handlungen zurück denken, wodurch ich mich ſelbſt dem größten Elende Preis gab. Und ſo hab' ich jezt almälig gelernt, was Du immer wünſchteſt! über mich ſelbſt zu wachen, und jede Handlung, eh' ich ſie verübe, genau zu erwegen. Meinen Brief aus Moskau, wirſt Du hoffentlich erhalten haben? ich ſagte Dir darinn, daß ich als Lieutenant bey dem Corps ſtünde, welches gegen Pugatſchew marſchirte. Du weiſt! daß ich meines Lebens überdrüßig war; und ich verſäumte alſo keine Gelegenheit es aufzuopfern. Von meiner frühſten Jugend an, ſtudierte ich die Geſchichte, hatte ſo manche Kriege in den ausführlichſten Beſchreibungen geleſen — hatte ſo manches Werkchen über Fortification und Tactic durchblättert — war hiedurch freylich kein Lucul geworden; aber hatte doch manche mir jezt ſehr nüzliche Kenntnis erlangt. Beydes machte daß ich mich bey verſchiedenen kleinen Vorfällen auszeichnete; ſo daß ich mir den Beyfall und das Zutrauen meiner commandirenden Offiziere erwarb. Es glückte mir ein

feindliches Commando aufzuheben! und ein günstiger Bericht, der davon bey Hofe gemacht wurde veranlaste meine Beförderung zum Hauptmann. Endlich! stieß ein Theil unsrer Truppen bey denen ich mich auch befand, auf die Hauptarmee der Rebellen. Es kam zu einer Schlacht. Ungeachtet ihr Verlust den unsrigen ausserordentlich übertraf, so nöthigte uns doch ihre große Ueberlegenheit, wieder über die Rustana zurück zu gehen. Wir besezten einen haltbaren Ort, der sich ohnweit diesem Flusse befand; um wenigstens dem feindlichen Fußvolk den Uebergang durch eine Furt, zu wehren, ward eine kleine Verschanzung angelegt, die ich mit einer Kanone und 80 Mann besezte. In der Nacht schwammen einige tausend Rebellen zu Pferde oberwerts durch den Fluß. Ein Theil davon griff mich an; einige hundert stiegen von den Pferden, und stürmten meine Verschanzung. Ich vermutete zwar jeden Augenblick Succurs, dieser wurde mir auch aus der Stadt geschickt; allein ein beträchtlicher Haufen, von denen herüber gekommnen Rebellen war ihm entgegen gerückt, und hielt ihn ab: so daß ich mich ganz allein, länger als zwey Stunden, nicht blos gegen die mich angreifenden Feinde, sondern auch gegen ihr Fußvolk vertheidigen

digen muste, welches wärend des Gefechts, durch den Fluß zu marschieren bemüht war. Als wir aber noch mehr Hülfe aus der Stadt bekamen, nahm endlich der Feind die Flucht. Wir zogen uns noch weiter zurück und vereinigten uns mit dem übrigen Theil unserer Armee. Mein Betragen fand durchgängigen Beyfall, und nachdem die Rebellen gänzlich vertilgt, und Pugatschev gefangen war, ward ich mit der Nachricht hievon, als Courier, nach Petersburg gesandt. Ich empfing zugleich die wichtigsten Empfehlungsschreiben, und wurde mit der nur in Rußland gewöhnlichen Großmuth belohnt; nehmlich zum Major ernannt, geadelt, und mit dem Militairorden, des H. Gregorius beschenkt. Rücke mir nicht lieber Bruder, meine gewöhnliche Unzufriedenheit vor, wenn ich Dir sage, daß mir noch eins, zu meiner Beruhigung fehlt: ein Glück das ich nur wünsche, nachdem ich aber niemals trachten kann; nehmlich die Hand meiner angebeteten Amalie. Es ist wahrhaftig nicht blos sinnliche ungestüme Leidenschaft, nein! feste Ueberzeugung Ihres Werths. Mein Freund Demeter, den ich hier als Hofrath wieder gefunden, hält es zwar jetzo nicht für unschicklich dem guten Löwenhorst, ein offenherziges Geständnis ab-

zulegen, und ſeinen Ausſpruch zu erwarten. Ich bin zwar von ſeinem vortreflichen Herzen, von ſeiner Zuneigung zu mir überzeugt; denke aber, was ich bey einer abſchlägigen Antwort fühlen würde! und muß Loxenborſt, dieſe nicht einem Menſchen ertheilen, den er blos als einen Abentheurer in ſein Haus aufnahm? und kann er demjenigen das Glück ſeiner Tochter anvertrauen, den er vielleicht als einen unbeſonnenen Schwärmer ſcheut. Wird er ſich allen Spöttereyen, ſeiner Familie ausſetzen wollen, die gewiß eine ſolche Verbindung Ihres alten Adels unwürdig erklären wird? noch viele andere Gründe kommen hier auch in Rechnung, ſo daß ich dieſen Schritt unmöglich wagen kann. Aber einen Entwurf kann ich unmöglich aufgeben! dieſer iſt es, Dich zu umarmen. Ich muß mich noch einige Zeit hier aufhalten: und ich bitt' Dich dahero bald möglichſt um eine Antwort. Denn wofern Du ſo, wie ich wünſche, noch am Leben und in unſerm Vaterlande biſt, ſo wird's mir nicht ſchwer fallen auf einige Monate Urlaub zu erhalten. Und möcht' ich Dich alsdenn ſo glücklich finden, als ich es Dir von ganzer Seele wünſche.

Sieben

Sieben und achtzigster Brief.

Petersburg den 30ſten Januar 1775.

Hofrath Demeter an Freiherrn von Löwenhorſt.

Daß unſer Freund Kämpfer, ſich einige mal, auſſerordentlich hervorgethan, und hiedurch bey unſrer Armee Major geworden — geadelt und mit dem Militairorden begnadigt iſt, dieſes werden ſie hoffentlich ſchon durch den allgemeinen Ruff wiſſen. Ich aber kann Ihnen auch jetzo die Urſache entdecken, welche ihn Ihr Haus zu verlaſſen bewegte. Ich wuſte ſie vorlängſt! hielt es aber für billig, ſie Ihnen ſowohl, als Kämpfers Auffenthalt zu verſchweigen; weil ich ſolches Ihrer Ruhe am zuträglichſten hielt. Jetzt aber, da ſich Kämpfer, durch ſeine Verdienſte einen ehrenvollen Stand erworben, da er ſich auch noch auſſerordentlich zu ſeinen Vortheil verändert, und zwey Dinge, woran es ihm vormals gebrach, Feſtigkeit und Gelaſſenheit erlangt hat, ſo glaub' ich erſt entdecken zu dürfen, daß er Ihre Fräulein Tochter liebte — überzeugt war, ihr nicht gleichgültig zu ſeyn? Und endlich, da er alles mögliche zur Unterdrückung ſeiner Leidenſchaft vergeblich verſucht hatte,

seine Flucht für das letzte Rettungsmittel hielt. Seine Leidenschaft, ist noch eben so stark; und ich habe schon mehr als einmal ihm den Rath ertheilt, sich Ihnen zu entdecken. Aber er will lieber alles mögliche leiden, als sich hiedurch bey Ihnen, in den Verdacht, der Undankbarkeit setzen. Er glaubt, daß vielleicht, durch die Zeit, sein Andenken bey Ihrer Fräulein Tochter verschwunden! befürchtet aber, wenn Sie ihm aus vielen nicht unwichtigen Gründen, seinen Wunsch nicht eingestehen könnten, aufs neue die Ruhe Ihrer Familie zu stören. Nun verehrungswürdigster Freund! sprechen Sie das Urtheil über einen Mann, der Ihr Freund, der auch der meinige ist. Ich sage nichts zu seinem Vortheil! Sie kennen ihn selbst. So viel aber, kann ich aufs heiligste betheuren, daß er gegenwärtig, viel ihm vormals nachtheiliges abgelegt hat; wenigstens hoffe ich, daß Sie mir diesen Brief verzeihen werden. Ich hielt es für das Beste, Ihnen von dieser Sache Nachricht zu geben; ohne daß Kämpfer, oder Ihre Fräulein Tochter etwas davon erführen; damit, wenn Sie dagegen sind, keine nachtheilige Folge daraus entstehen kann.

Acht und achtzigster Brief.

M — den 25sten Januar 1775.

von Dornbach an Major von Kämpfer.

Nichts fehlt, mein Glück vollkommen zu machen, als die Nachricht von dem Deinigen. Schon seit anderthalb Jahren, mit dem besten Weibe verbunden, und seit acht Monaten, der Vater eines Sohnes, mangelt mir jetzo selbst kein Glück auf Erden. Aber ehe ich hiezu gelangte, mußte ich noch unsägliche Leiden erdulden. Mein Onkel starb! Elbenstein, den ich vor den redlichsten Mann gehalten hatte, zeigte sich von der schändlichsten Seite. Er ermordete sich endlich selbst; und nun entdeckte es sich, daß er mit Carolinen von Felsendorf, mich gemeinschaftlich hintergangen hatte, und Vater desjenigen Kindes war, um dessentwillen ich im Begriff stand, sie zu heyrathen. Bey Elbensteins Tode, lernte ich erst Sandolds ganze Rechtschaffenheit kennen; wir erneuerten unsere vorige Freundschaft, und ich bin jetzt der glückliche Gatte seiner vortreflichen Schwester. Bald wird mich noch ein näheres Band mit ihm verknüpfen. Er liebt meine Cousine, die Wittwe Elbenstein, und hat schon ihr Jawort empfangen.

Jetzt

Jetzt hofft er in kurzem seinen Abschied zu erhalten, den man ihm bis jetzo erschwert hat, und kömmt sodann nach Preussen, wo er künftighin wohnen wird. Wenn ich jetzo alles das überdenke — fühl' ich eine Wollust in der Rückerinnerung meiner vergangenen Leiden: und ich fühle doppelt den Werth, meines gegenwärtigen Glücks. Die Vorsicht, hat Dir vielleicht ein ähnliches Loos bestimmt! und Du wurdest gewiß von keinem Ohngefehr, durch alle diese Labyrinte gegängelt. Laß also den Muth nicht sinken! und wenn es Dir auf irgend eine Weise möglich ist, so vermehre noch mein Glück, durch Deine Gegenwart. Wie froh werd' ich seyn, Dich wieder zu umarmen, wieder mit der innigsten Wärme sagen zu können, daß ich ganz unverändert der Deinige bin.

Neun und achtzigster Brief.

F — den 8 Februar 17—.

Freiherr von Löwenhorst an Hofrath Demeter.

Oft klügeln wir uns über gewisse Dinge hinweg, die offenbar vor unsern Augen liegen! und deshalb

bin

bin ich Ihnen für Ihren freundschaftlichen Brief, doppelt verbunden, weil ich ohne denselben nie auf die Muthmassung gerathen wäre, daß meine Tochter nur im geringsten, einige Leidenschaft für Kämpfer empfände. Wir alle waren, bey seiner Entweichung gerührt! nur sie zeigte eine ungewöhnliche Munterkeit; und iezo sehe ich erst ein daß es Ueberspannung war. Ihre beständige Niedergeschlagenheit, betrachtete ich, als eine von ihrer Mutter angeerbte Hypochondrie, und eine Begierde etwas von Kämpfern zu erfahren, als Folge der weiblichen Neugierde. Denn weil wir nicht wissen konnten, wie schleunig Kämpfer Hauptmann geworden war, glaubten wir, daß er nicht derjenige seyn könnte, von dem wir in den öffentlichen Blättern lasen. Ihr Brief setzte mich folglich in Erstaunen — Mein Entschluß fiel endlich da hinaus, daß ich alles mögliche für das Glück meiner Tochter thun müste; und ich gegen Kämpfern, wenn ihre Leidenschaft noch gleich stark und beständig, keine Einwendung hätte. Ich erzählte ihr sein Glück! bemerkte augenscheinlich ihre Freude und Verlegenheit; erklärte mich darauf, daß ich gleich an ihn schreiben, und um die Ursache seiner Entweichung, freundschaftlich befragen wollte. Heftig! bat sie mich dieses zu unterlassen, und warum? frug ich

mit einem ernſten Blick! Sie kam auſſer Faſſung, ihre Thränen rollten, und ſie drückte meine Hand an ihre Lippen. Ich überhob ſie eines weitern Geſtändniſſes. Kämpfer, ſagt' ich, liebt Dich wie zuvor, und ich bin's zufrieden. Das übrige dieſer Scene, würd' ich durch Worte nur eben ſo froſtig ausdrücken. Sie wiſſen meine Geſinnungen! und Gott behüte mich einiger Vorurtheile wegen, das Glück meiner Tochter zu vernachläſſigen. Den Tadel des Rechtſchaffnen, fürcht' ich hiebey nicht, den übrigen aber, kann ich's doch ohnehin nicht recht machen. Verehren Sie alſo unſerm Freunde alle Furcht. Ich müſte unempfindlich ſeyn, wenn ich den Mann nicht lieben ſollte, der im Stande iſt, ſein Glück meiner Ruhe aufzuopfern. Und weit entfernt Ihren Brief übel zu deuten, verdanke ich Ihnen vielmehr ihre Freundſchaft.

Neunzigſter Brief.

F — den 2ten Merz 1775.

Major von Kämpfer an von Dornbach.

Deine Wünſche ſind erfüllt! Ich bin glücklich, ſo glücklich, wie ich's nie zu werden träumte. Amalie

iſt

ist mein! Gestern hörte ich die Einwilligung dazu, aus ihrem eigenen — aus ihres Vaters Munde. Bin noch wie ein Berauschter! Kann alle die Seeligkeit nicht fassen! — Kann nicht aufhören, dem Himmel dafür zu danken; und ihn zu flehen, daß er mich auch desselben würdig mache. Alles entzückt mich! Ihre Liebe — die Freundschaft Ihres Vaters — die aufrichtige Theilnehmung meiner jungen Freunde, Ihrer Brüder. Ich sehe nicht einen einzigen, der nur die geringste Spur zeigte, mir dieses Glück zu mißgönnen. Alles will mir wohl und überhäuft mich mit Liebe; und Demeter! der Redliche — er ist's, dem ich alles dieses verdanke. Vier Tage, nachdem ich Deinen Brief empfangen, durch den Beystand des Fürsten — — meinen Urlaub ausgewirkt hatte, und des folgenden Tages abreisen wollte, brachte er mir die Nachricht, von der Fortdauer, von Amaliens Liebe, und Löwenhorsts Einwilligung, die er ohne mir ein Wort zu sagen, ausgewirkt hatte. Ich floh' hier her — erfuhr gestern mein ganzes Glück aus ihrem Munde. Heute erzählte mir Löwenhorst, daß er seine Söhne nach Königsberg auf die Akademie schicken wolle. Ich sagte ihm meine Absicht, Dich zu besuchen, und wir wurden eins, daß ich sie nach meiner Vermälung, nach Preussen

bringen wollte. Mich sogleich von Amalien zu trennen, fiel mir schwer — ihr gleichfalls — sie beschloß, mich zu begleiten. Unser lieber Vater genehmigte Alles! und in wenig Wochen bin ich also bey Dir; zusammt dem guten Engel, der mich jetzo durchs Leben geleitet. O Bruder! welche Freude wird es seyn, unser eignes, unser wechselseitiges Glück, so ganz vor unsern Augen zu haben. Wie wollen wir der Vorsicht gemeinschaftlich für den Genuß desselben danken! Danken für alle Krümmungen, wodurch sie uns zu diesem Ziele führte; und nie mehr, durch Murren im Leiden, uns gegen ein Wesen vergehen, daß mit unendlicher Weisheit, dem Menschen, die Bahn seines Schicksals zeichnet. Freylich scheint es mir in gewisser Art zu stolz, zu grosser Beschneidung unsers freien Willens, so ganz fest zu glauben, daß der Himmel viele Menschen, zu ganz besondern Schicksalen ausgehoben; aber doch ist der Gedanke zu tröstlich, um sich dessen völlig zu entschlagen. Die Zukunft mag hierüber in Ansehung meiner entscheiden, ich will indessen unaufhörlich über mich selbst wachen, daß mein Schicksal, sich nicht durch eigene Veranlassung wieder in einen Roman verwandle.

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN

Der

Geiſt Erichs von Sickingen.

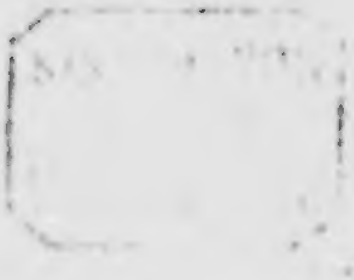
Sein Herumwanken und ſeine Erlöſung.

Eine

Geſchichte des zwölften Jahrhunderts.

Königsberg.

1795.



Im Geißelgewölbe des St. Egidius-Klosters, ruhte der Leichnam Ritter Erichs von Sickingen. Schon hatten Leonhard, der Abt und seine Klosterbrüder für das Heil der Seele ihre Gebete vollendet, die Dienerschaft der Burg und Ritter Waldemar ihr Erbe, hatten knieend am Hochaltar ihr Gebet mit dem der Priester vereinigt, waren sodann nach der Greifenburg zurückgekehrt, und hatten beym Leichenmahle noch oft des Verstorbenen in Ehren gedacht. Die alten Knappen erzählten, wie hier Erich focht und siegte, dort sonder Lohn des Unterdrückten sich annahm, ihn mit Leibes und Lebens eigener Gefahr vertheidigte, dort unaufgefordert einem Raubritter das Handwerk legte, oder ein gefangenes Fräulein der Haft befreyete, und Siegbertus, der Hauspfaffe, hatte noch hinzugefügt, wie er die Priesterschaft in Ehren gehalten, Klöster beschenkt, Kirchen geschmückt, ins heilige Land gewallt, und selbst eine Burg verkauft habe, um einen Zahn der heiligen Apollonia, und einen Fuß vom Roste, auf dem man St. Lorenz gebraten, käuflich an sich zu bringen, und einen schönen übergüldeten Humpen für ein halbes Hufeisen vom Rappen des heiligen George hingegeben habe.

Hoch prieſen drob alle den tapfern und frommen Ritter, leerten zu des Schmerzes Linderung mit darunter ſo manchen Becher, bis endlich die Mitternacht einbrach, und jeder, je nachdem es ihm der Hausß geſtattete, nach ſeinem Kämmerlein gieng oder tappte. — Auch Sigbertus der Hausvaſſ, leerte flugs noch einen Doppelkelch, und ſprach, es ſey Zeit das Mahl zu enden, weil es dem Prieſter, der morgen Meſſe halten ſolle, nicht zieme, nach Mitternacht noch Speiſe oder Trank zu genießen; geſegnete ſich mit den Anweſenden, empfahl jedem, dem der ſelige Herr lieb und werth ſey, der Geiſtlichkeit Allmoſen zu ſpenden und zu beten einen Roſenkranz oder mehr für ſeiner Seelen Erlöſung aus dem Fegfeuer.

Er ſelbſt gieng nun den langen Kreuzgang hinab, welcher nach ſeinem Gemache neben der Burgcapelle führte, und weils ihm ſauer ward, die Gedanken in ſeinem ſchweren Haupte verſchloſſen zu halten, ſchwazte er mit ſich ſelbſt:

„Ja wohl!“ rief er aus, „wohl iſts Schade, daß der gute Herr dahin iſt; eine rechtgläubige Seele das muß man ihm laſſen, wollte nur daß Ritter Waldemar dem Oheim ähnlich wäre; aber den wird Abt Leonhard ſchwerlich ſo weit bringen, daß er güldene Humpen, und ganze Veſten für ein Heiligthum hingäbe.“

Es rauſchte unter der Rüſtung, die im Kreuzgange hieng. — Erſchrocken fuhr Sigbertus zu-

sammen, gegen ihm über stand Erich — der leibhaftige Ritter Erich von Sickingen, mit zorniger Geberde, drohend mit dem Zeigefinger.

„Jesus Maria," schrie Sigbertus. Doch ermannte er sich wieder, und wollte nach seiner Kammer. Aber der Geist trat vor die Thüre; zurück wollte er durch den Gang, — aber auch da stellte sich ihm nun der Geist entgegen.

„Weiche! arme Seele!" rief der Mönch und hub an zu Latein die Worte des Exorzismus, wie sie ihm einst ein welscher Priester gelehrt hatte.

Aber der Geist wich nicht der Formel der Beschwörung.

„Ich will ein ganzes Duzend Seelmessen für euch lesen," rief der geängstigte Sigbertus; und noch schüttelte der Geist das Haupt.

„Ach! — ich will von dem letzten Gelde, was ihr mir für Heiligthümer gabt, der heiligen Jungfrau ein Gewand anfertigen lassen." — Noch nicht! —

„Jesus Maria! — ich wills — auch das schon wenn ihrs wollt — den Armen will ichs geben."

Der Geist nickte und verschwand.

Sigbertus floh in sein Gemach; nur erst mit Tagesanbruch stellte sich der Schlaf ein, oft unterbrochen durch Schreckbilder der empörten Einbildungskraft. Früher als gewöhnlich stand er auf

allen im Schlosse die nächtliche Erscheinung zu verkünden.

Da klopfte jemand leise an seine Thür, und Heinrich ein junger Knappe trat schüchtern herein.

„Ach ehrwürdiger Herr!“ rief er aus; „ein seltsam Abentheuer hat sich mit mir ereignet. Ihr werdets euch wohl noch aus dem Beichtstuhl entsinnen, daß ich und Agate“

„Gar fleischlich gesinnet sind“ sprach Sigbertus.

„Will sie aber auch,“ fiel Heinrich in die Rede, „so Ritter Waldemar nichts dagegen hat, in Kurzem ehelichen. Denn als ich um Mitternacht in ihre Kammer gehen wollte, da stellte sich mir Ritter Erich entgegen, so wie ich ihn sah, als er den Rothgauer fällte; so stand er da. Dreymal versuchte ichs Agatens Kammerthür zu erreichen — aber beständig stellte er sich mir entgegen. Da eilte ich zurück und gelobte im Herzen: durch priesterlichen Seegen mich mit der Dirne zu verbinden.“

Hoch aufhorchend stand Sigbertus. „Auch ich“ rief er aus, „habe den Geist gesehen, und nun fort Heinrich zu Junker Waldemar, daß wir ihm die Mähre verkünden!“

Waldemar von Sickingen war ein Vetter des Ritter Erich, der kinderlos gestorben, und ihn hiedurch zum Erbherrn seiner Vesten und Güter gemacht hatte. Jung, mit Hang zum Vergnü-

gen, und durch ihn im Genusse des Reichthums, war Erichs des edeln Oheims Tod, dem jungen Ritter mehr erfreulich denn betrübend gewesen. Auch er hatte die Nacht nicht geschlafen, aber nicht um der Geistererscheinung Willen; nein! weil sein Kopf, mit tausend Planen für die Zukunft beschäftigt, unzählige Entwürfe zu Genuß und Vergnügen gemacht hatte. — Auch ihn hatte die Unruhe vor Anbruch des Tages vom Lager getrieben. Er wollte die kommende Sonne im Schloßgarten begrüßen; er gieng in der Dämmerung durch den Gang. — Da knarrte eine unverschlossene Thür. Der Ritter, sey's Zufall oder Neugier, guckte hinein. — „Bist du da, mein Trauter?“ lispelte eine sanfte weibliche Stimme. — Es war Agatens, der schönsten Dirne der ganzen Burg.

Ob die Dirne, die ihn anfänglich für Heinrich nahm, ihn auch wirklich dafür hielt, oder ob Sinnlichkeit nicht der Ueberlegung Raum ließ, — das vermag ich nicht zu entscheiden. Aber da Sigbertus und Heinrich sich zu Waldemarn begeben wollten: da öfnete sich Agatens Kammer, der Ritter trat heraus, und mehr denn um Mitternacht vor dem Geiste, bebte Heinrich zurück.

Auch Waldemar erschrack bey der Zeugen Gegenwart; und daß der Vater Sigbertus es schwerlich glauben würde, daß er in Agatens Kammer blos deshalb gewesen sey, um mit ihr ein: rorate

cooli, oder ander feines Matutinum zu sprechen, dies konnte er sich wohl an den Fingern abzählen. Er machte sich daher schon darauf gefaßt, einen Bußsermon anzuhören, und hatte dabey eben nicht gern Heinrichen zum Zeugen, als der Mönch sich räuperte und sprach:

„Vielleicht hat euch, gestrenger Ritter! derselbe Grund nicht schlafen lassen, der uns beyde auch vom Lager getrieben.“ — Und nun hub er an seine Erzählung vom Geiste. Waldemar, der sich freute den Mönch so einlenken zu sehen, that, als ob er ihm mit großer Andacht zuhöre, und da Sigbertus geendigt hatte, erwiederte er:

„Ehrwürdiger Vater! wenn ihr oder Leonhard, der fromme Abt des St. Egidius-Klosters, den wankenden Geist durch ein Dutzend oder mehr Seelmessen in seine Ruhe zu bannen vermöget, so bitte ich solches je eher, je lieber zu versuchen; und will mich gern für solche Mühe gebührlich dankbar bezeugen.“

Sigbertus rühmete des Ritters Frömmigkeit, und eilte, damit er nicht etwa anderes Sinnes werden möchte, die Seelmessen in seinem Kloster zu bestellen.

Heinrich stand noch da, als Waldemar und Sigbert sich schon längst entfernt hatten. „Hätte ich,“ hub er endlich an, „keinen Geist gesehen? — wärs vielleicht Waldemar gewesen, der mit mir seinen Spott getrieben?“ Da hörte er Aga-

ten kommen, — er wollte sie nicht ansehen, sondern gieng hinaus aufs Freye. Da stieß er auf den Hauspfaffen, der eben seinen Mantel umgethan, den Stab zur Hand genommen, und nach dem Kloster hineilte. „Ich weiß," sprach er, „lieber Heinrich, was euch wurmt; so ihr aber einen Theil des Weges mit mir gehen wollet, verhoffe ich, alles zum Besten zu wenden."

Heinrich sprach kein Wort und gieng mit.

Da hub Sigbertus an: „Es lehren die heiligen Kirchenväter, man solle seinen eigenen Augen nicht trauen, denn so gut der Fürst der Finsterniß auf unsre Gedanken würken könne, vermöge er es auch wohl auf unsre Augen zu thun: und daß Waldemar wohl in der Kammer gewesen seyn könne, ohne daß auch nur das kleineste läslichste Sündelein vorgegangen sey — dies sey nicht blos möglich, sondern glaublich, erstlich weil der Ritter, wie aus den bestellten Seelmessen zu ersehen, gar fromm sey; zweytens, weil Agate, Heinrichs Verlobte, doch gewiß ihrem Verlobten treu geblieben; und drittens, weil der Geist, der es Heinrichen verwähret habe in Agatens Kammer zu treten, doch gewiß auch seinen Neffen Waldemar der ihm, wegen der Blutsfreundschaft, doch viel näher als Heinrich angehe, nicht in Sünde und Laster werde haben versinken lassen.

So und noch mehr schwazte Sigbertus, und

glaubte, weil Heinrich ſchwieg, einen groſſen Stein im Brette gewonnen zu haben.

Agate ſah den Tag über, daß Heinrich ſie vermied, ſelbſt des Thränleins nicht achtete, das zwiſchen den langen Augenwimpern herfür ſchoß, und als das noch ſo am Abende war, Waldemar aber der Dirne ſo freundliche Worte gab, ihr eine feine Halskette verehrte, — wars Wunder, daß ſie ihm für die kommende Nacht wieder die nämliche Gunſt zuſicherte?

Am Abende erinnerte ſich auch Sigbertus ſeines Gelübdes. Mit ſchweren Seufzern langte er aus der wohlverſchloſſenen Kiſte die zwölf Gülden herfür, welche ihm Erich der Ritter für ein Stücklein ſeiner alten Cavuze, die er für ein Ueberbleibſel von St. Franziskus Ordenskleide ausgegeben, mit Freuden aufgezählt hatte. Er ſah die blanken Geldſtücke, zählte ſie auf. „Euch,“ hub er an, „einem Armen hingeben? Mein Herr Geiſt, das iſt zu viel gefordert, und da ich nicht aus Ueberlegung, ſondern nur aus Uebereilung ſolches zu thun gelobte, ſo bin ich wegen ſolches nichtigen Grundes auch meines Gelübdes entbunden.“ — So ſprach er mit ſich ſelbſt und legte ſich getroſt aufs Lager. Nicht ſo Waldemar — Um Mitternacht verließ er ſein Gemach. — Da tönte es durch den langen Gang, als Fußtritte eines Gepanzerten. Mit mächtigen Schritten kam es näher. — Waldemar bebte zurück, denn es war

Erichs Geiſt. Fürchterlich rollte ſein Auge, und ſchoß zornige Blicke. Waldemar ahnete den Grund und eilte in ſein Gemach zurück. Fürchterlich tobte es durch die Kreuzgänge. Sigbertus verließ ſich auf die wohlverriegelte Thüre, doch hüllte er ſein Haupt in des Lagers Decken, und manch Stoßgebetlein preßte ihm die Angſt aus. Näher kam das Geraſſel — Sigbertus ſchrie auf — denn weggeriſſen wurden ihm die Decken, und Erich ſtand vor ihm.

Der Mönch wiederholte, mit Angſtſchweiß bedeckt, das vorige Gelübde. Erich ſchien es zufrieden, drohte mit geballter Fauſt, — und verſchwand.

Noch einmal den Beſuch des Geiſtes abzuwarten, das wollte Sigbertus nicht wagen. — Mit Thränen zählte er noch einmal ſeinen Schatz, und lief, damit es nicht Zeit zum Beſinnen gebe, vors Burgthor, feſt entſchloſſen, das Geld dem erſten zu geben, der ihm aufſtoßen, der es dem Anſcheine nach bedürfen würde.

Kaum war er vors Burgthor, als ein alter ſchwer verwundeter Kriegsknecht ihn um eine Gabe bat. Zitternd griff Sigbertus nach ſeinem Freunde dem Geldſack — ein Paar Stücke holte er herfür, vielleicht, dachte er, darf ich doch etwas behalten — iſt doch warlich genug, wenn ich den vierten Theil als Almoſen ſpende. Aber er gedachte an Erichs Geiſt; ſchwerlich wäre er wieder

von seinem Mammon geschieden, wenn nicht der alte Krieger selst zugegriffen, und ihm den Sack aus der Hand gerissen hätte.

„Pfaffe," sprach er, „das Geld ist mir nöthiger denn dir!"

Schreyen wollte Sigbertus, aber er gedachte, „hier ist vielleicht der Geist im Spiele." Traurig sah er dem Wegeilenden nach, und kehrte alsdenn nach der Burg zurück, um sich wenigstens durch einen guten Frühtrunk Kräuterweins zu trösten.

Waldemar war indeß nicht völlig abgeschreckt, und Agate, die nun ganz von Heinrich vermieden wurde, fand auch nun keine Ursache mehr um seinetwillen, wenigstens spröde zu scheinen. Der Ritter saß nach der Mahlzeit allein in seinem Gemach; er sah Agaten allein im Garten — sein Wink wurde verstanden, sie kam auf sein Gemach. Mit offenen Armen eilte ihr Waldemar entgegen, aber plötzlich fuhren beyde zurück. —

Waldemars Rüstung, die neben seinem Lager hieng, wurde wie von unsichtbarer Hand bis in die Mitte des Gemachs geschleudert.

„War das Zufall?" sprach Waldemar. Agate that einen Schrey, denn mit drohender Gebehrde stand Erich zwischen ihnen. —

Auf ähnliche Weise trieb's der Geist noch ferner. Agate suchte ihren Heinrich wieder. So sehr diesen Sigbertus ermahnet hatte nicht eigenem

Auge zu trauen, so wenig hatte doch die Ermahnung gefruchtet.

Heinrich forschte genau, versprach der aufrichtig Bekennenden viel, vielleicht alles zu vergeben; vergab ihr auch alles, da sie unter Thränen Waldemarn als Verführer anklagte, und — wie viel Weiber hätten hier nicht wie Agate gehandelt? — nicht dem Zufalle Schuld gab, sondern eine große Erzählung von Waldemars List und Trug, wie künstlich er Heinreichs Stimme nachgeäft, wie schändlich er sie berückt, dem Leichtgläubigen aufbürdete, daß sie bald in Heinrichs Auge, unschuldig wie ein neugebornes Kindelein; Waldemar aber schwärzer als der Teufel selbst erschien.

Viel Besuche der benachbarten Ritter, Jagd und manch frohes Gelage unterbielten Waldemarn; doch bald schien ihm noch etwas zu fehlen; er fand, daß es ein liebes, holdes Weib sey. Daß ihm, dem jungen reichen Ritter, keiner der nahe gesessenen Burgherrn seine Tochter oder Mündel verweigern würde, des hielt er sich überwiesen, und so beschloß er die Besuche seiner Nachbarn zu erwiedern, um Diejenige aufzusuchen, mit welcher er seine Zukunft froh hinzubringen verhoffen könnte.

Der Geist zeigte sich nicht, und Sigbertus rühmte nun der Seelmessen Wunderkraft, vergaß auch nicht die verheißene Gabe einzufordern.

Waldemar zahlte sie auch, ob er gleich glaubte, daß, weil er Agaten entsagt, und an ein christliches Ehebündniß gedenke, Erichs Geist ausgeblieben sey. Dies zu vollziehen war nun alle sein Tichten und Trachten, und da fand er denn auch gar bald was er suchte. Dies war Adelheid von Eppingen. Wer sie nur sah, mußte ihr unter allen Gespielen, so wie dem Röslein auf dem Blumenbeet, der Schönheit Preis so fort zuerkennen. Aber daß immer ein gewisser Trübsinn aus ihren Zügen kennbar, ihr grosses schwarzes Auge oft auf den Boden geheftet war, ein starker Seufzer den vollen Busen oft noch höher hob — das gewahrte auch jeder und die Deutung war verschieden.

Gebhard von Eppingen, so hieß es, sey arm; er habe, um den Kreuzzug gen Jerusalem zu thun, und viele Reisigen, gegen die Ungläubigen anführen zu können, einen Theil seiner Güter verkauft, den übrigen mit Schulden belastet. Uralten Geschlechts wolle er seine Tochter keinem andern geben, als dem, der wenigstens von Schwert- und Rocken-Seite vier Schilde aufweisen könne, aber bey der kargen Aussteuer, sey Adelheidens Schönheit, eine Blume ohne Geruch. So sprachen viele, und Waldemar glaubte der Sage. Voll Hoffnung bald Adelheidens Kummer zu tilgen, hielt er bey dem alten Gebhard um ihre Hand an, als beyde auf der Burg Ritter Bö-

munds Wallrabe, froh bey einander saßen. Bömund, Gebhards Waffenbruder, führte auf Waldemars Gesuch, ziemend das Wort, und Gebhard schlug so fort ein.

Seine Tochter auf ihr Glück vorzubereiten, wollte er nicht die Jagd abwarten, die Bömund folgenden Tages gab, und als des andern Morgens frühe Waldemar mit den übrigen Gästen und Jagern auszog, eilte Gebhard nach seiner Burg, wohin ihm auch Waldemar und Bömund Tags darauf zu folgen gelobten.

Manch lustige Weisen erklangen auf dem Hüfthorn, und der Rüden Gebell tönte bald aus dem Forste. Ein Rudel Eber gab stattliche Hoffnung, zur Jagdbeute, es wollte durchbrechen, — von allen Seiten stürzten sich die Jäger in den Forst, damit von jeder Seite Widerstand wäre.

Waldemars Rappe that einen Seitensprung. „Bist ja sonst nicht scheu“ sprach Waldemar, und blickte umher, und mit traurigem Blick stand Erichs Geist im nahen Gesträuch. Näher kam die Jagd, — der Geist verschwand.

„Was mag er gewollt haben?“ dachte Waldemar, und war nicht genugsam auf seiner Huth, als ein ungeheurer, verwundeter Eber auf ihn los stürzte. Ehe er ihm noch den Jagdspieß vorstrecken konnte, zerfleischte das erboßte Thier mit grimmigem Hauer, die Seite des Rappen, das Roß taumelte, — stürzte, und wären nicht andere Jä-

ger hinzugeeilt, vielleicht hätte Waldemar hier sein letztes Stündlein erlebt. Er bestieg ein ander Roß. „Traun!“ dachte er, „Erichs Geist ist doch eine gute Haut, daß er mich auch für diesem Unfall warnen wollte.

Vergessen ward indeß der Geist beym frohen Becherklange, und am folgenden Morgen giengs fröhlich nach Gebhards Burg.

Gebhard von Eppingen empfieng die Kommenden freundlich. „Meine Tochter,“ sprach er nach der ersten Begrüßung, „hat ihre Grillen; sie vermeynet Ritter Waldemarn nicht genugsam zu kennen.“

„Werden, so Gott will, schon mehr bekannt werden,“ sprach Waldemar.

„Habs ihr auch gesagt,“ entgegnete Gebhard, „und da hat sie sich denn auch endlich mir zu Willen gefügt.“

„Dachts gleich“ fiel Bömund ein, „sich ein wenig zu sperren ist ja der Weiber Weise.“

Es ward nach Adelheiden gesandt, indeß sich die Ritter fröhlich zum Willkommen setzten. Plötzlich hörte man die Dirnen ein groß Klagegeschrey erheben; — unmächtig hatte man Adelheid in einer Laube gefunden. Sie erholte sich, und erzählte nun, daß, wie sie in Gedanken vertieft dagesessen und unversehens wieder das Haupt aufgeschlagen, ein alter ehrwürdiger Ritter vor ihr gestanden, und da sie ihn als einen Gast begrüßen wollen, schnell wie ein Nebel zerstäubt sey.

Die

Die beyden Alten wunderten sich, aber Waldemar löste ihnen das Räthsel durch Erzählung vom Geiste Erichs, und wie er wahrscheinlich die Braut seines Neffen zu begrüßen hier angekommen sey. Das war denn auch den beyden alten Herren ganz klar und deutlich.

Adelheide gab, wiewohl unter Thränen, Waldemarn, der solches für jungfräuliche Schamhaftigkeit deutete, die Zusage, nach einer Woche die Seinige zu werden, und alles war fröhlich und guter Dinge.

Adelheide hatte sich schon entfernt, als fröhlich die Becher erklangen, und das Gespräch wieder auf Erich fiel.

„Weshalb er doch umher spuken mag?“ frug Bömund.

„Ich denke, er hat Schätze vergraben,“ entgegnete Gebhard.

„Wenn er mir nur einmal erscheinen wollte,“ fiel Antonius der Hauspfaffe hurtig ein, „wollte ihm schon ein Sprüchlein fürsagen, daß er mir die Schätze zum Besten unsers armen Klosters herfürlangen sollte.“

„Was ist das für ein Getöse?“ frug Waldemar.

„Ein fernes Wetter,“ sagte Gebhard, „das schon am Abend aufzog.“

Näher kam der Donner, minder laut wurden die Zecher. Bruder Antonius machte ein bedenklich Gesicht, als ob er den Zauberspruch in Vor-

rath halte. Da erkrachte die ganze Burg von einem gewaltigen Donnerschlage, glühende Blitze schossen aus den Wolken hernieder ein fürchterlicher Sturm schien die ganze Burg zu wiegen, und mit drohender Gebehrde stand Erichs Geist mitten unter ihnen.

Antonius erblich — er vermochte es nicht sein Sprüchlein zu beten. — Aber Gebhard muthig und kühn wie immer, redete ihn an:

„Was treibt dich umher, rede! wie sollen wir dich Wankenden erlösen!“

Der Geist seufzte, und schwieg.

„Sollen wir Messen für dich lesen, sollen wir Pilger nach Jerusalem oder St. Jakob senden?“

Der Geist schüttelte das Haupt.

„Was sollen wir dann zu deiner Ruhe thun? — gieb uns des ein Zeichen!“

Der Geist deutete aufs Haupt, dann aufs Herz.

Der Sturmwind legte sich, der Donner verhallte; minder röther wurden die Blitze. — Noch einmal blickte der Geist nach Gebhard, dann nach Waldemar mit bedenklicher Gebehrde und — verschwand.

„Was wollte er uns anzeigen?“ frug Gebhard.

Er deutete aufs Haupt und Herz,“ sprach Antonius, „das hat etwas zu bedeuten.“

„Aber welche Deutung mags haben?“ frug Bömund; „Waldemar, könntet ihr uns keinen Aufschluß geben?“

Waldemar schwur bey allen Heiligen, daß ers nicht zu deuten vermöge.

„Ich habs funden! ich habs funden!„ schrie Antonius. „Er deutete zuerst aufs Haupt, dann aufs Herz, nicht wahr? Das bedeutet, man solls zuvor mit dem Haupte in Ordnung bringen, ehe man sich ans Herz machet. Und das will ich euch deuten. Fräulein Adelheid, so eine gute Christin sie ist, hat noch nicht das Sakrament der Firmung empfangen, weil Ritter Gebhard mit dem Bischofe verzwistet, sich mit ihr nicht nach bischöflicher Residenz hat verfügen wollen. Wenn aber der Bischof selbst zur Ausspendung solches Sakraments das Land durchzogen, so hat das Fräulein krank darnieder gelegen, oder ist durch andere wichtige Vorfallenheiten daran gehindert worden. Da aber Verletzung kirchlicher Satzung den Zorn des Himmels nach sich zieht; so ist der Geist mit solchen großen Schrecknissen erschienen, andeutend, daß man zuerst ihre Stirne salben solle, ehe man ihr Herz verschenke.“

Die Ritter waren mit der Deutung zufrieden, und mußten sich, da sie keine bessere wußten, Antonius aber als ein hochgelahrter Mann galt, solche gefallen lassen. Es ward deshalb beschlossen, daß Fräulein Adelheid so bald als möglich die Firmung empfangen sollte, und da dieses nicht so fort geschehen konnte; so beschloß Waldemar gen Maynz aufs Turnier zu

ziehen, um sich, durch Erringung des Danks, der Gunst seines Fräuleins bestmöglichst zu empfehlen.

Groß war die Versammlung der Fürsten und Ritter zu Maynz, und wunderlich schien allen, daß Adalbert der fromme Bischof jetzt solche Lustbarkeit gäbe. Aber Fürsten und Ritter merkten wohl, wem es galt. Ulrich, Graf von Weimar, aus dem Geschlechte derer von Orlamünde, war ohne männliche Erben gestorben, und Kaiser Heinrich hatte sein Land sich von den ihm ergebenen Fürsten zusprechen lassen; aber daß kaiserliche Majestät ein erledigtes Reichslehen als Cammerguth einziehen wolle, das waren die Fürsten gar schlecht zufrieden. Siegfried der Pfalzgraf und Lothar der Suvplinburger, jetzt der Sachsen Herzog, kamen nebst mehreren Fürsten gen Maynz, wo Adalbert, der es für gar sündlich und ärgerlich hielt, daß Kaiser Heinrich den Bischof mit Ring und Stab investire, einen Verein zu treffen suchte, den mancher Biedermann Empörung, Adalbert aber, unter dem Schutze päbstlicher Heiligkeit, ein gottseeliges Band gegen ketzerische Anmassung nannte.

Damit nun nicht gleich der Zusammenkunft Absicht jedem in die Augen springen möchte, ward, unter mancherley Vorwand, auch manche Lustbarkeit veranstaltet. Schon nahete sich Waldemar dem Ufer des Maynstromes; kurz war der Ritt nach der Stadt, und schon war Heinrich der

Knappe vorausgeritten, dem Ritter Herberge zu bestellen, indeß Waldemar langsam nachzog, als plötzlich ein heftiger Wetterschlag eine nahe am Wege stehende Eiche zerschmetterte. Waldemar und die Seinen fuhren zurück. Hans, der älteste Knappe, kreuzte sich, „Ritter," sprach er, „ein gar böses Zeichen — kehrt zurück."

„Nicht Alter," entgegnete Waldemar, „ich glaube, wenn mir Gefahr bevorstünde, so wäre, wie letzthin auf der Jagd, auch schon Erichs Geist bey der Hand gewesen."

Ein zweyter Donnerschlag; sie blickten auf, und Erichs Geist stand vor ihren Rossen. — Er verschwand. — Waldemar und die Seinen blickten einander bedeutend an.

„Zu spät," sprach Waldemar, „die Herberge ist bestellt, wie könnte ich in Ehren heimkehren? Aber hüten will ich mich, so viel ich kann und vermag."

Er zog ein; alles war in Maynz für ihn durch Heinrichen bereitet worden. Er legte eine glänzende Rüstung an, meldete sich bey den Turniervögten, und harrete voll Sehnsucht des andern Morgens, um beym Ritterspiel unter den Tapfern und Starken zu glänzen. Den neuen Ankömmling zu ehren, ward ihm das erste Stechen überlassen. Stark war Waldemar, von geübter Faust zu Schimpf und Ernst. Wer mit ihm rannte, den stürzte er zu Boden. — Leer war der Schran-

ten, Waldemar hielt sich für den Sieger, als noch ein neuer Kämpfer erschien. Die Trommeten gaben das Zeichen zum Kampfe, Waldemar und sein Gegner trafen auf einander — und Waldemar stürzte aus dem Sattel. Höflich sprang sein Gegner vom Rosse, dem Gesunkenen aufzuhelfen. Zorn und Schaam machten ihm mehr Schmerz denn der Sturz vom Rosse. Trost aber wurde ihm, daß mehr wackere Ritter ein gleiches Schicksal hatten. Sein Gegner, der Ritter im blauen Harnisch, ward Sieger; er schlug, da ihm Fraulein Emma, die Nichte des Bischofs, den Dank überreichte, das Visir zurück; ein schöner Jüngling, dessen Kinn noch kaum das Milchhaar bedeckte, aber männlich und stark — wie eine Rügelands-Säule *) auf dem Marktplatze einer Reichsstadt, so herrlich und stark.

„Wilhelm von Braunau" — so nannte ihn der Herold, und Waldemar erinnerte sich nun, daß dieser junge Ritter ohnfern seiner Burg als Lehnsmann Gebhards wohne. Klein und unbedeutend war sein Erbe, er ward deshalb wenig geachtet, da er sich noch durch keine ritterliche That um seiner selbstwillen Achtung erworben. Jedes Auge blickte jetzt auf Wilhelm, selbst von den Fürsten lächelte mancher ihm huldreichst zu, oder gab ihm höfliche Worte.

*) auf dem Marktplatze vieler deutschen Reichsstädte, findet man noch die Rügelands- oder Rolands-Säule, als geharnischter Ritter riesenförmiger Größe.

Waldemar ſtand unmuthig in der Ferne, aber kaum hatte Wilhelm die höfliche Zudringlichkeit beantwortet, als er ſich Waldemarn nahete. „Erlaubt,“ ſprach er, „daß ich um eure Freundſchaft bitte, denn ich weiß, daß nicht mein Arm noch meine Geſchicklichkeit, nein, daß nur der Zufall mich zum Sieger über euch machte.“

Solch öffentliches Zeugniß beruhigte Waldemarn, dankbar drückte er Wilhelmen die Hand, und Arm in Arm giengen beyde in den Speiſeſaal. Herzog Lothar freute ſich der Kommenden. Mit freundlichen Worten überhäufte er Waldemarn, und lud ihn nebſt Wilhelmen nach geendeter Mahlzeit in ſeine Gemächer. Sie kamen — „Waldemar von Sickingen,“ ſprach der Herzog, „der Ruf nennt euch einen edlen Ritter, und deshalb fordere ich von euch eine groſe mannhafte That. Wilhelm von Braunau hat nichts, denn ſeine kleine Burg, ſeinen Arm und ſein Herz. Er war mein Edelknabe, ich liebe ihn wie meinen Sohn. Als Gebhards Lehnsmanns war er ſchon von der Wiege an der ſchönen Adelheid liebſter Spielgefährte. Er erwuchs — kam an meinen Hof, aber keine der Schönheiten vertilgte Adelheidens Erinnerung; er ward Ritter und Mann, beſuchte ſein väterliches Erbe, ſah Adelheiden — und warb um ihre Hand. — Geneigt ſchien die edle Jungfrau dem Gefpielen ihrer Jugend, aber unerbittlich blieb Gebhard. Nun ſagt der Ruf, Waldemar von

Sickingen ſey ein edler Mann: Ritter! voll Vertrauen auf dieſen Ruf, der nimmer ganz lügt, fordre ich euch auf zu edler groſſer That: macht Wilhelm und Adelheid glücklich — ſie liebt ihn. Ihr ſeyd werth ein ungetheilt Herz zu beſitzen. Wo ich vermag, will ich mich zu eurem Vortheil bewerben, und wär's die ſchöne Emma, Adalberts Nichte, um die Grafen und Herren vergeblich buhlen — ſie ſoll durch meine Bewerbung euer werden. — Ihr ſchweigt Ritter? — Adelheid liebt euch nicht! und wollt ihr durch väterlichen Zwang euer Gemahl in eure Burg heimführen, als wäre es eine dem Feinde abgefangene Magd? — Ich weiß, Wilhelm iſt arm, und Gebhard trachtet nach Reichthum; aber ich bin Sachſens Herzog, und ſo Gott will, ſoll der arme Wilhelm von Braunau, mit Land und Leuten in kurzem reichlich begabt werden.“

Betäubt ſtand Waldemar. „Herzog,“ heb er an, „ſoll ich Adelheiden von mir werfen, wie man einen Jagdfalken verſchenkt? ſoll ich von ihr abtreten, der ich Treue gelobte? ohne von ihr und ihrem Vater des Gelöbniſſes entbunden zu ſeyn? — Ich traue euerm fürſtlichen Wort; aber weshalb entdeckte mir Adelheid nicht ihre frühere Liebe, wenn ſie ihr theuer war? und“ — Er ſah wild umher, denn ungeſehen vom Herzoge und Wilhelm ſtand Erich im Gemach. Traurig war ſeine Gebehrde. — „Er warnte mich,“ dachte

Waldemar, „hieher zu ziehen, ich hätte denn freylich die Schmach auf dem Kampfplatze vermieden, und auch diese Zudringlichkeit. Er scheint zu trauern, vielleicht weil er glaubt, ich werde Adelheiden entsagen.“ — So durchkreutzten sich die Gedanken in seinem Gehirne, bis Erichs Geist verschwand.

Lothar und Wilhelm hielten den Vorgang für innern Kampf; aber als sie ihre Bitten erneuerten, da gab er ihnen trotzige Worte, schwur, er sey Adelheidens Verlobter, und nur der Tod solle sein Band zerreissen. Er gieng in seine Herberge, befahl den Knappen schleunig die Rosse zu satteln. Es war ein trüber Abend. Der Sturm trieb die Fahnen der Thürme wild herum, der Platzregen stürzte von den Dächern, der alte Hans versuchte ihn darauf aufmerksam zu machen — Waldemar befahl zu satteln. Stärker war der Sturm, die Dachsteine stürzten von allen Seiten; die Wolken wurden schwärzer, schwaches Wetterleuchten sah man im Mittage. — Er ritt aus dem Thor, die Seinen folgten. — „Zu ihr will ich hin,“ so dachte er, „was Firmung und Bischoff! In wenig Tagen mit ihr verbunden am Altar, mag er sich härmen dieser Wilhelm.“ — Er gedachte seiner Besiegung, spornte sein Roß — „Herr!“ rief keuchend der alte Hans, „wenn ihr so jagt, müssen wir zurück bleiben!“ — „So bleibt!“ rief Waldemar, „wenn ihr nicht folgen könnt.“ — Stär-

ker trieb er sein Roß, nur Heinrich vermochte ihm zu folgen.

Die gastfreyen Mauern eines benachbarten Klosters nahmen die Zurückgebliebenen auf — am folgenden Morgen zogen sie ihrem Ritter nach. Langsam gienge in dem durchnäßten Boden, doch erholten sie Heinrichen, ein Sturz mit dem Pferde hatte auch diesen, wie er ihnen erzählte, zum Einkehren und Uebernachten in einer Herberge gezwungen. Blaß war seine Wange, mit langsamen Schritten ritt er einher. Oft klagte er noch über die Schmerzen des gestrigen Falles, erzählte, wie Waldemar auf ihn nicht geachtet, ihn liegen lassen und weiter gesprengt.

„Was ihn doch so getrieben hat?“ frug Hans.

Die Knappen zerbrachen sich den Kopf mit allerley Muthmassungen. Plötzlich schauderten sie zurück. — Waldemar lag auf dem Wege; von hinterm war sein Leichnam mit einigen Dolchstichen durchbohrt. — Alle weinten um ihn. „Wo sollen wir,“ dachten sie, „den todten Leichnam hinbringen!“ Sie waren noch ohnfern Maynz, denn aufgehalten hatte sie das gräßliche Wetter, und sie beschlossen dahin die Rückkehr.

Um Gebhards Burg hatten auch Sturm und Platzregen gewüthet; die Ackersleute waren, da das Ungewitter aufgehört hatte, zur Burg geeilt, dem Grundherrn den erlittenen Schaden zu ver-

künden. Unmuthig bestieg Gebhard sein Roß, um sich selbst zu überzeugen. Er kam vors Burgthor — eine alte Linde, unter deren Schatten er noch oft als Knabe gespielt, lag entwurzelt, eine Laube neben der Vorburg, wo einst sein Vater und seiner Mutter seliger Gedächtniß ihn fröhlich empfangen hatten, als er mit seiner, im Herrn entschlafenen Adelheid, als junger Ehemann heimzog — auch diese Laube war zertrümmert. Die Kornhalme lagen zur Erde gebeugt; die Hoffnungen einer glücklichen Erndte waren verschwunden; der Fluß hatte den Damm durchrissen, Wiesen überschwemmt, einen Theil der Mühlen mit weggespühlt; — jetzt schlich er schlammigt und trübe einher, und wiegte auf seinen kurzen Wellen, die vom Ufer fortgerissenen Weidenstämme. Trüben Blicks sah Gebhard die Greuel der Verheerung, als ihm ein Reuter auf stattlichem Rosse begegnete, der, als er ihn sah, seitwärts einlenken wollte.

„Ob mich der zu vermeiden sucht?“ murmelte Gebhard, und suchte ihm vorzukommen. Bald erkannte er das Leibroß seines Lehnmanns Wilhelms von Braunau, und im Reuter Eberhard, den Knappen Wilhelms. Ein Gedanke stieg in ihm auf: Sollte Adelheid und Wilhelm einander Bothschaft zusenden? sollte Eberhard ein solcher Bothe seyn, und mich zu vermeiden suchen?“

Voll von diesem Gedanken beschloß er zu prüfen. „Eberhard!“ so redete er ihn an, „du ziehst

auf meine Burg? — Was bringst du Adelheiden für Bothschaft?“

Schrecken und Furcht mahlten sich auf Eberhards Wangen. — „Sie muß,“ fuhr Gebhard fort, „tröstlich seyn, da du Sturm und Wetter nicht geachtet. — Du erbleichst? hast nicht Ursache zur Furcht, denn Adelheid hat mir alles entdeckt. Meynst du, die gute Tochter könne sich lange vor dem Vater verbergen?“

„So gebe Gott,“ seufzete Eberhard, „daß alles zur guten Stunde geschehen sey.“

„Wollens hoffen,“ entgegnete Gebhard, „und nun deine Bothschaft!“

Eberhard zog unter seinem Wamms ein rosenfarbenes Tüchlein hervür, das schlug Gebhard von einander, und fand das Briefstein darinn gewickelt. Selbst in der Schreibekunst unerfahren, wandte er sich flugs zurück nach seiner Burg, wo Bruder Antonius nach des Schreibens Entsiegelung dem Ritter vorlas: „wie auf Wilhelms Fürbitte Herzog Lothar mit Waldemar gesprochen, wie letzterer herzogliches Ansinnen ungebehrdig von sich gewiesen.“

Darob klagte Wilhelm mit gerührtem Herzen, und endigte mit den Worten:

„Gott möge helfen! ich bin nah der Verzweiflung. Wenn ich einen Weg wüßte, dich zu erhalten, du Holde! nichts wollte ich scheuen; aber, versperrt ist mir leider! der Zugang zu jeder Hoff-

wang. Ich will indeß noch wagen und verſuchen wo ich weiß und kann. Liebe iſt ja ſtärker denn alles — wofür ich ſonſt zurückſchaudern würde, dazu ſoll ſie mich muthigen, nichts ſey mir zu kühn und gewagt. — Drum bleibe getreu, du Liebe! und verzage nicht!“

„Hütet euch,“ ſprach Antonius, nachdem ers geleſen hatte, „daß er euch nicht gar das Fräulein entführe.“

Gebhard lächelte, doch ließ er Adelheiden zu ſich entbieten, gab ihr harte Worte, und ſie mußte nun auf ſein Gebot ſelbſt an Eberhard erklären, daß ſie Waldemars Hausfrau werden, und mit Wilhelm künftig keine Gemeinſchaft haben wolle.

Gar traurig ward Eberhard, da er ſolches hörte, doch erzeugten Adelheids rothgeweinte Augen, ihre ſtockende Sprache, die tröſtliche Hoffnung, daß es wohl im Herzen anders gemeynt ſey, und ſein Herr nicht ganz verzagen dürfe, und mit ſolchen Gedanken eilte er nach Maynz zurück.

Ohnfern Gebhards Burg erhob ſich ein Gebirge, deſſen blaue Gipfel immer höher ſtiegen. Hin und wieder ragten jähe Felſen empor, auf einem der höchſten und ſteilſten lagen die Trümmer des Schreckenſteins. Wenn Mütter und Säugammen den Kindlein in der Dämmerung vom Schreckenſteine erzählten, dann ſchmiegten ſich die Kleinen ſtärker an ihre Bruſt, und wenn die

Mägde alsdenn vom Spinnrocken aufstehen, und die Lampe anzünden gehen sollten, dann wagte es nimmer eine allein in die dunkle Küche zu gehen: denn gräßlich lauteten die Erzählungen vom Schreckensteine und seinen ehemaligen Bewohnern. — „Graf Hugo," so lautete die Kunde, war ein Ritter edles Geschlechts, seine Burgen und Meyerhöfe lagen zwischen den Gebieten der Bischöffe von Speyer und Worms; er war reich, deshalb geehrt, nichts fehlte zu seinem Glücke, denn Irmengard, die Tochter des Ritters Kunz von Landau, seines Erbfeinds. Gesehen hatte er sie in St. Bonifaziens Kirche, hingestreckt vor dem Hochaltar, in glühender Andacht; Graf Hugo wards zu Muthe, als sähe er eine der Heiligen. — Noch kein Weib hatte er geliebt, wenn gleich Buhlerinnen genug ihm alles gestatteten, ohne ihn lange fesseln zu können, deshalb hieng er um so fester am Fräulein. Verjährte Feindschaft, so meynte der reiche Graf, die werde sich bald enden, denn Kunz, der arme Ritter werde sich ja wohl des reichen wohlangesehenen Eidams freuen. Aber wie täuschte ihn die Hoffnung! Kunz wies des Grafen Antrag mit harten Worten zurück. Vergeblich ermahnte ihn Abt Hieronymus, des Grafen sonderlicher Freund, die alte Feindschaft fahren zu lassen, weil sie dem Herrn mißfällig sey. — „Ich hasse den Grafen nicht," entgegnete Kunz, „weil unsere Väter und Ahnherren sich hasseten, nicht, weil

ſein Großvater meinem Vater einen Theil ſeiner Güter mit Gewalt entzog, und vermeſſen auf ſeine Stärke, kaiſerlicher Majeſtät Befehl zur Rückgabe verlachte; ſondern, weil der Graf in Ueppigkeiten ſchwelgt, mit ſeinen Schranzen und Schmeichlern vergeudet, was er ſeinen Mannen und Leibeigenen widerrechtlich entreißt; weil er noch keine mannhafte rittermäßige That verübet, nichts begangen hat, um deſſentwillen ſich der Edle freuen könnte, ihn Freund oder Sohn zu nennen — deshalb verachte ich ihn.“ — Solche Rede verdroß Hugo'n, er beſchloß Rache! — Irmengards durch Liſt oder Gewalt mächtig zu werden, darnach gieng nun alle ſein Trachten. Aber Frau Edita, ihre Mutter, hatte ſie in jeder Tugend erzogen, des Laſters Verachtung früh der jugendlichen Seele eingeimpft. Reich war Irmengard, denn ſie bedurfte wenig, mehr denn Perlen und Edelſteine dünkte ihr des Herzens Reinigkeit, der Tugend hohes Bewußtſeyn. Fröhlichen Gemüths war ſie immer, denn ſie that Gutes, wo ſie konnte und wußte. Die Armen und Dürftigen des ganzen Gaues ehrten ſie und ihre Mutter, und wer Hülfe und weiſen Rath bedurfte, der gieng zu Ritter Kunz von Lindau. So lebte das Kleeblatt guter und edler Menſchen, nicht bey Geigen und Harfen, ſondern ſtillem häuslichem Glück, und bedurfte, um frohes Muthes zu ſeyn, keiner Schalksnarren, zu der Grillen Verſcheuchung. Aber wie

trübe wards bald an ihrem Freudenhimmel — Hugo, der mächtige Hugo, brütete schreckliche Rache.

Aufgeboten wurden seine Dienstmannen. Im freyen Felde ihnen die Spitze zu bieten, das vermochte Kunz nicht: aber das kleine Häuflein seiner Getreuen liebte ihn, war bereit die letzten Blutstropfen für ihn hinzugeben, und so glaubte vielleicht seine Burg gegen die feindliche Uebermacht vertheidigen zu können. Kühn und vermessen war Hugo's Kriegsschaar, aber mancher mißlungene Angriff belehrte sie auch, da, wo Unterthanen für ihren Herrn wie Kinder für den Vater streiten: da werde selbst der Feinde Uebermacht nicht viel vermögen. Aufgeboten ward also jede Kunst des Kriegers; Blieden und Tummler warfen Felsstücke in die Burg, indeß die Stöße des Widders die Mauer schwankend machten. Viele von der Besatzung wurden erschlagen, andere lagen an ihren Wunden danieder, ein Theil der umgestürzten Mauer hatte den Burggraben gefüllt. Da gab Hugo um Mitternacht das Zeichen zum Sturm, und erstiegen ward die Burg. Groß ward das Gemetzel, niemand ward verschont, selbst den hülflosen Verwundeten stieß man noch nieder, denn die Hälfte der Mannen Hugo's hatte die Belagerung hingerafft, und dafür übten nun die Eroberer grausame Rache. Kunz und Irmengard mit wenig Getreuen flüchteten in den Wartthurm, entschlos-

chloſſen, eher umzukommen, als ſich dem hochbrüſtigen Sieger zu ergeben; aber bald wankte ihr Entſchluß, denn Edita war Hugo's Gefangene. Am folgenden Morgen rief Hugo zu den Belagerten: daß ſie ſich ergeben, oder eines ſchrecklichen Anblicks gewärtig ſeyn ſollten. Sie lachten ſeiner Drohung. Da ward Edita herbey geführt, und Hanno, ihr fünfjähriger Knabe. Beyde morden zu laſſen drohete Hugo, und Schandbuben, denen ihre Seele um Sold feil war, zeigten ſich bereit, ſie zu würgen.

Da bat Irmengard ſelbſt ihren Vater mit Thränen, daß er mit Hugo unterhandeln ſolle. Kunz forderte Stillſtand und ſicher Geleit — beydes ward ihm gewährt. Er öffnete den Wartthurm, wollte unterhandeln, aber Hugo lachte ſeiner Anerbietungen, verſprach indeß alles Vergangene zu vergeſſen, wenn ihm Irmengard die Hand geben wolle. Dieſe wähnte dem Antrage zu entkommen, indem ſie erklärte: ſich dem Herrn gelobt zu haben; Hugo wollte ſolch eine Entſchuldigung nicht Statt finden laſſen. — — Indeß ſchlich einer ſeiner Krieger nach dem andern in die Warte. Bald gewahrte Kunz, daß dort nicht mehr der Weg der Rückkehr und Vertheidigung offen ſey; und ſo nahm er Hugo's Zurede an, ihn mit allen den Seinen nach dem Schreckenſtein zu geleiten, und dort zu ſehen, was ferner zu thun ſey.

Alle Herrlichkeit und Pracht ward aufgeboten,

um Hugo's Macht und Reichthum den Neuangekommenen so recht anschaulich zu machen; aber Edita und Hanno gedachten der erlittenen Angst, Kunz und Irmengard der unritterlichen Begegnung, und achteten deshalb nicht der zahlreichen Dienerschaft, nicht der Trommeter und Heerpauker, der köstlichen Teppiche, der güldenen und silbernen Gefässe, noch weniger der freundlichen Worte, die ihnen Hugo gab. Drey Tage waren verstrichen, an jedem hatte Hugo neue Herrlichkeit gewiesen. — Am vierten erneuerte er seine Bewerbung. Irmengard und ihre Eltern lehnten den Antrag von sich: ihre Tochter, so sprachen die letztern, sey dem Kloster geweyht. Auch Irmengard wollte lieber den Schleyer annehmen, denn das Bett eines Mannes theilen, der jeder ritterlichen Tugend baar und ledig war.

Hugo hielt sich nicht lange. Der Bitte folgten Drohungen. Sie waren allein im Gemach. Da ermannte sich Kunz von Lindau, schob den Riegel vor des Gemaches Thür, sprang auf Hugo'n, ergriff ihn mit aller Kraft, drückte ihn an die Wand, und riß ihm den eigenen Dolch aus dem Gürtel. Hugo wollte um Hülfe rufen — ihn bey dem kleinsten Laute den Dolch ins Herz zu stossen — so drohete Kunz; Hugo ward bleich und schwieg. Einen fürchterlichen Eid erpreßte Kunz, daß er ihn mit den Seinen ziehen lassen und nimmer anfeinden solle. Hugo schwur; — frey wähnte

ſich Kunz und alle Gefahr getilgt; aber er kannte Hugo'n nicht. Der rief, ſobald er ſich frey fühlte, die Dienerſchaft herbey, befahl Kunzen zu feſſeln und ins Gefängniß zu werfen. Noch hielt dieſer Hugo's Dolch und wehrte ſich wie ein Verzweifelter; aber er ſank mit Wunden bedeckt, und ohne ſeiner Wunden zu achten, legten die Miethlinge ihm nun Feſſeln an, und ſchleppten ihn fort. Edita's Thränen, des kleinen Hanno's Klagegeſchrey, und Irmengards ſtummen Schmerz — aller dieſer Dinge achteten ſie ſo wenig als ihres Gewiſſens. Da ermannte ſich endlich Irmengard, umfaßte Hugo's Knie, und bat für ihren Vater. So ein ſchönes Weib bittend zu ſeinen Füſſen — das erweckte des Wollüſtlings Begier. Freyheiten wollte er ſich erlauben — mit Verachtung ſtieß ihn Irmengard zurück. Der Tugend Achtung ſchuldig zu ſeyn, das fühlte er nicht, ſchloß Irmengard in ſeine Arme; aber mit geballter Fauſt wies ſie ihn von ſich, indeß ihn Edita von der andern Seite hinweg riß. Ein neuer Ruf — und ſeine Diener führten auch Edita mit dem Knaben aus dem Gemache.

Allein war Hugo und Irmengard. — „Dein Vater," hob er an, „blutet im Gefängniß, und gewährſt du mir nicht was das Weib dem Manne gewährt, ſo bleibt er unverbunden, ohne Arzney und Labung, ſtirbt vielleicht in wenig Stunden."

Irmengard ſtand da wie eine Heilige, vom Für-

ſten der Finſterniß verſucht. — — „Er ſterbe!“ ſprach ſie, „wenn ihm nichts, als meiner Tugend Verluſt das Leben friſten kann.“ — „Und wenn er todt iſt,“ fuhr Hugo fort, „dann laſſe ich deine Mutter und deinen Bruder ins Gefängniß bringen, dort mögen ſie ohne Speiſe und Trank ſo lange bey dem modernden Leichnam bleiben, bis auch ihnen der Athem entgeht.“

„Gott und die Heiligen werden ſie ſchützen,“ entgegnete Irmengard.

Hugo ſah, hier war nichts durch Drohungen zu erzwingen; er erneuerte Liebkoſungen und Zudringlichkeit, wollte durch Gewalt erzwingen, was der Drohung und Liſt mißlungen war — „Ihr ſeyd ſtark, Fräulein,“ ſprach Hugo „aber ich werde meine Diener zu Hülfe rufen, und ihr mögt euch alsdenn die Schuld beymeſſen, daß ſie Zeugen ſeyn.“

„Ungeheuer!“ rief Irmengard. — Nach der Thüre gieng Hugo.

„Bey Gott und den Heiligen, bringt mich nicht zur Verzweiflung.“

Er lachte und rief die Diener.

„Mein Blut komme über euer Haupt! — Gott ſey der Seele gnädig!“ — Sie riß das Fenſter auf, und ſtürzte ſich herab. —

Die Burg lag hart an der ſteilen Felſenwand, unter derſelben ein tiefer Abgrund. Zerſchmettert ward ihr Haupt am Felſen, daß Blut und Hirn

umher ſpritzten. Da lag nun ihr Leichnam fürchterlich und entſtellt, durchs offene Fenſter wagte Hugo nach ihm zu blicken — und bebte zurück.

Sugerus der Biſchoff zu Worms und ſeine ganze Prieſterſchaft liebten den braven Kunz von Lindau. Ein Knappe, der heimlich aus der Burg entwichen, hatte dem Biſchoffe die Nachricht gebracht, daß Irmengard ſich dem Kloſter gelobt, daß Hugo ſolches Gelübdes nicht geachtet, ſondern ſie nebſt den Ihrigen nach dem Schreckenſtein geführt. Sie als Braut des Herrn von Hugo zu fordern, hiezu glaubte ſich der Biſchoff nun berechtigt, und Lambertus der Domprobſt, zog von zwey Prieſtern und Knechten begleitet zu Hugo'n, verſehen mit biſchöfflicher Gewalt, wenn Güte und Ermahnungen nichts fruchteten, die Waffen der Kirche zu gebrauchen. Er zog den ſchmalen Felſengang von der einen Seite hinauf, indeß auf der andern Seite der Burg das Erzählte vorgieng. Er frug nach Hugo, man wies ihn hin; unwiſſend des Vorgangs trat er ins Gemach, wenig Augenblicke nach der ſchrecklichen That. Noch ſtand Hugo, und ſo groß ſeines Herzens Härtigkeit war, leuchtete doch Furcht und Schrecken aus jedem ſeiner Züge. Lambertus meynte, ſeine Ankunft ſey deſſen Urſach, und hub an ſeinen Spruch, wie es ihm der Herr Biſchoff mitgegeben: daß er Irmengard, die Verlobte des Herrn, ſofort frey geben, und auch die, welche ſie, eine Tochter der

Kirche, vertheidigt, sofort der Haft entlassen solle. — „Kunz," erwiederte Hugo, „bleibt ewig im Gefängniß, denn meinen Todfeind frey zu lassen, das wäre Thorheit! Sein Weib und Knaben will ich euch aus besonderer Huld mitgeben."

„Und Irmengard?"

Hugo schwieg.

„Und Irmengard?" rief Lambertus mit stärkerer Stimme.

„Die mögt ihr euch holen!" rief Hugo, riß ihn ans offene Fenster, und wies ihm im Abgrunde den Leichnam.

„Jesus Maria!" rief Lambertus und bebte zurück. — Doch ermannte er sich bald und drang auf Kunzens Freyheit.

Hugo weigerte sich mit harten Worten; doch Edita und Hanno brachten die Diener aus dem Gefängniß. Die nahm Lambertus mit sich — auch den Leichnam des unglücklichen Fräuleins. Sugerus und die Seinigen giengen zu Rathe, wie man ihn beerdigen solle. Sie sey Märtyrin für Tugend und Unschuld, behauptete der Herr Bischoff. Feyerlich ward ihr Ueberrest beygesetzt im Junafrauenkloster, und ein frommer Mönch hat's aufgezeichnet, daß Kranke bey ihrem Grabe genasen, und Betende, welche sie um ihre Fürbitte bey Gott und den Heiligen anflehten, Erhörung fanden.

Edita tödtete der Gram, Hanno erwuchs am

Hofe des Biſchoffs, ward fromm und tapfer, und ſchon im zwanzigſten Jahre ein männlicher Kriegsheld.

Und Hugo? — — Der ſchwelgte auf ſeiner Burg. Bey dem Becherklang, dem Halſen gemeiner Weiber, der Schalksnarren Späſſe, vergaß er das ganze Ereigniß, betäubte ſein Gewiſſen durch gewaltige Humpen des älteſten Nierenſteiners, und dachte ſo einige Tage lang, alles ſey gut und vergeſſen. Endlich fiel ihm doch ein die Kirche zu beſuchen, und ſich im benachbarten St. Donatus-Kloſter zu erkundigen, weshalb ſein Hauspfaff, der vor einigen Tagen dahin zum Beſuch gegangen, nicht heimgekehrt ſey? Er trat in die Kirche — plötzlich verſtummte der Chorgeſang, der Prieſter hielt ein mit dem Hochamte. — Hugo und ſeine Geſellen blickten umher, und alles ſtarrte wieder nach ihnen. Hieronymus ſtieg auf die Kanzel, zog eine Pergamentrolle herfür und las:

„Im Namen des Herrn, Amen! Nach dem Amte der Schlüſſel, welches zu binden und löſen Macht gibt, erklären Wir Sugerus von Gottes und des römiſchen Stuhls Gnaden, Biſchof zu Worms, daß weil Graf Hugo von Eulenhorſt, eine dem Kloſter geweihte Jungfrau entführt, ſie zur Erhaltung ihrer Unſchuld zum Selbſtmorde gezwungen, ihren Vater und ihre Vertheidiger mit Unrecht gefangen hält, Wir ihn als einen ungehorſamen Sohn,

als ein ungesundes Glied der heiligen Kirche, absondern von der Gemeinschaft der Heiligen, und ihn belegen mit dem härtesten Bannfluche. Er sey verflucht und vermaledeyet mit Satan und seinen Engeln; kein Sakrament noch Ablaß tilge seine Sünden, ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Heiligen, mangele ihm Trost und Segen der heiligen Kirche, bis er durch Loslassung der Gefangenen, durch Reue und Buße und Genugthuung der heiligen Kirche erwiesen, die Lossprechung vom Banne verdient habe. Und wer mit ihm hegt Freundschaft und Gemeinschaft, wer ihn schützet und schirmet, wer ihm gehorchet und dienet, den treffe gleicher Fluch. Er sey verflucht und vermaledeyet, verstoßen von Gott und den Heiligen, seine guten Werke mögen sich für ihn wenden zum Fluch, sein Gebet sey als Lästerung unerhört, und Trost gebreche ihm selbst in der Sterbestunde. Amen! Amen!“

Versammlet hatten sich indeß die Klosterknechte, zu denen trat des Klosters Schirmvoigt, der hieß Hugo und die Seinen aus der Kirche gehen; aber der gab trotzige Rede; mit Gewalt wollte ihn der Schirmvoigt aus dem Tempel werfen. Da zog Hugo sein Schwert, das thaten auch einige seiner Diener; aber die mehresten wichen von ihm. Alles Volk in der Kirche schloß sich

an den Schirmvoigt: alles ſtürzte auf Hugo. Der wich nun ſo ſchnell als ers vermochte, eilte nach den Roſſen, und fort auf den Schreckenſtein.

Otto, der Kaiſer hielt damals ſeinen Hoftag zu Frankfurt, zu dem begab ſich Sugerus, und der fromme edle Kaiſer, voll Abſcheu gegen Hugo's That, ſtärkte den Bann durch Reichsacht. Viel ſeiner Burgen und Güter waren ein Lehn des Biſthums, die zog Sugerus ein, verlieh ſie dem jungen Hanno, und übergab ſie einem tapfern Ritter, ſie bis nach zurückgelegter Minderjährigkeit treulich zu verwalten. Wer gut und edel dachte, verließ Hugo'n; was Reichslehn war, nahm ihm der Kaiſer; aber große Schätze beſaß Hugo, und unüberwindlich war der Schreckenſtein. Mit keinem Geſchoß konnte man die hohe Felſenburg erreichen, und ein ſchmaler Gang in den Felſen gehauen, durch eiſerne Thore verſperrt, war, von Wenigen vertheidigt, einem großen Heere unüberwindlich. Auch war's damals im Reiche ſo gewandelt, daß die Herzoge Ludolf und Conrad mit kaiſerlicher Majeſtät in offener Fehde ſtanden. Beyde edle Herzoge verachteten das Laſter, aber doch nahm Hugo Anlaß den Unwiſſenden vorzuſpiegeln, daß er mit ihnen im Bunde ſtehe. Deshalb begab ſich mancher zu ihm, der ſich von Otto oder Heinrich dem Bayern verunrechtet oder vergewaltiget glaubte. Mit dieſen unternahm Hugo ſo manchen Streifzug, verheerte die Gegend rund umher, aber

wer edel dachte, wandte sich auch bald von ihm. Denn jede Grausamkeit und Wollust erlaubte sich Hugo; er mordete Priester und Greise, schändete Kirchen und Altäre. Ludolf und Conrad, die sich durch solch einen Anhänger geschändet glaubten, gaben ihm bald Beweise der Verachtung, das zeigten Schandgemählde in ihrem Gebiete, mit ihrer Genehmigung an Pranger und Galgen geheftet, worauf Hugo und seine Abscheulichkeiten offenbar zur Schau gestellt wurden. Wer noch ein Fünklein Ehre besaß, wich von ihm, nur Strassenräuber und verlaufene Gesellen hegten noch mit ihm Gemeinschaft. Ihn zu bändigen war aber nicht möglich, theils wegen des Reichs innerlicher Unruh, des Kaisers Römerzug, und des Krieges in Welschland. Drum trieb er sein Wesen ungescheut, bis sein Rächer erwuchs.

Dies war Hanno von Lindau. Erhalten hatte er den Ritterschlag, war in den Besitz seiner Güter getreten, und sein Vater war nun sein erster Gedanke. Alle Anfragen nach dem alten Ritter Kunz von Lindau hatte Hugo schnöde abgefertigt, den letzten Boten sogar vom Felsen herabstürzen lassen. Daß Kunz längst hingestorben, glaubte Jedermann, selbst Hanno: ihn zu rächen, dies war nun seine Absicht. Mit einem stattlichen Heere theils von eigenen Mannen, theils solchen, welche Haß gegen Hugo ihm zuführte, lagerte er sich vor den Schreckenstein; ihn durch Sturm zu bezwin-

gen war unmöglich; aber ohnfern dem Felſenwege errichtete Hanno eine Burg, ſo daß Niemand den Schreckenſtein verlaſſen konnte. Vergeblich waren Hugo's Ausfälle den Bau zu hindern, immer ward er mit Verluſt zurückgeſchlagen, und am Ende ſtand Hanno's Burg. — Denjenigen Ueberläufern, die ſich der gröbſten Verbrechen noch nicht ſchuldig gemacht, gelobte Hanno Verzeihung. Viele ſeiner Geſellen verließen Hugo'n, aber die verhärtetſten Böſewichter blieben ihm getreu. Jahre verſtrichen, an keine Uebergabe dachte Hugo. Freylich verminderte jeder Tag ſeinen Vorrath, aber immer wähnte er noch, ein glücklicher Zufall könnte ihn befreyen. Schon zeigte ſich Mangel und Noth — noch rechnete Hugo immer auf dieſen Zufall, indeß Hanno mit jedem Tage ſich ſeinem Ziele näher hoffte; da ſelbſt einer der älteſten Diener Hugo's, der ſchon ſeinem Vater gedient, ſich als Ueberläufer bey Hanno meldete. Ehrwürdig war die Miene des Greiſes. „Ich möchte euer Geſicht Lügen ſchelten,“ ſprach Hanno, wie konntet ihrs mit einem ſolchen Böſewicht halten?“

„Herr!“ entgegnete der alte Görg' und wiſchte ſich die Thränen von den Augen, „ich trug Hugo'n als Knabe auf meinen Armen, und ſollte ich ihn verlaſſen, der nur von Böſewichtern umgeben, die keinen Himmel mehr zu hoffen haben, und die ihn vielleicht deshalb ſelbſt, wenn einſt das letzte Stündlein naht, nicht daran zu erinnern wagen, daß Gott allbarmherzig ſey?“

„Und doch,“ frug Hanno, „verläſſeſt du ihn jetzt?“

„Erlaubt mir, ehe ich euch erwiedere, die Frage, ob ihr den frommen Einſiedler kennt, der hier im Gebirge ſchon ſeit vielen Jahren in der Felſengrotte hauſet? Laßt mich zu ihm geleiten — ich hoffe, es ſoll euch nicht reuen.“

„Wozu das?“ frug Hanno.

„Ich bringe den Einſiedler mit, und dann die Antwort.“

Hanno's Waffenknechte geleiteten Görg' zum Einſiedler, und kehrten mit ihm zurück.

Voll Neugier eilte ihnen Hanno entgegen — „Mein Sohn! mein Hanno!“ rief der alte Einſiedler und drückte ihn an die Bruſt.

Die Freude des Wiederfindens, das Staunen der Anweſenden, übergeht die Beſchreibung. — Der erſte Freudenrauſch gieng vorüber, und nun hub Görg' an. „Seht den Beweiß, ich blieb bey meinem Herrn, die Zahl ſeiner Sünden zu mindern; die Wunden des Ritters von Lindau heilte ich, indeß ich meinem Herrn erzählte, daß ſie ſich mit jedem Tage verſchlimmerten, und ihm endlich gar die Bothſchaft von ſeinem Tode brachte. Mich dem Zorn Hugo's ausſetzen, das konnte ich nicht, und hätte ich ſein Zutrauen verloren, ſo wäre mir ja auch die Hofnung ihn vielleicht noch zu beſſern geraubt worden. Deshalb mußte mir Ritter Kunz, ehe ich ihm die Freyheit gab,

eidlich gelobten ſich verborgen zu halten, bis ich ihn ſeines Eides entbinden würde. Treulich hat der Ritter ſeinen Eid erfüllt, und nun — um des Guten Willen, ſo ich eurem Vater erwieß — Ritter Hanno, erbarmt euch meines Herrn!“

Des edlen Knechts Treue rührte jeden; einen Herold ſandte Hanno, den Belagerten gütliche Bedingungen zu bieten; aber die achteten nicht des heiligen Heroldamtes, und ſchleuderten mit Steinen nach ihm. Nachts darauf wagte Hugo einen wüthenden Ausfall; er und die Seinen wollten ſich durchſchlagen, die Mehreſten fielen, die übrigen zwang Hanno zurück in die Burg.

Monden vergiengen — „Die Noth muß ſchrecklich ſeyn,“ ſagte Görg'; und dennoch dachte Niemand an Uebergabe. Verſchiedentlich nahten ſich Hanno und die Seinen dem Felſenwege, immer rollte man noch den Kommenden Steine und Felſenſtücke entgegen.

Schon nahte ſich wieder der Herbſt; trüb' waren die Nächte, aber plötzlich wards licht. Ein großes Ungewitter zog herauf gegen den Schreckenſtein; Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag — der Felſen erbebte. Feurige Drachen ſchoſſen aus den Wetterwolken auf den Felſen herab: Hanno und die Seinen kreuzten ſich und zitterten. Greiſe riefen: „So etwas haben wir nimmer geſehen!“ Verſunken im ſtummen Schmerz lag Görg' und betete.

Der Tag brach an. „Was muß das geweſen ſeyn?“ frug Hanno — „Ich ahne ſchreckliche Dinge, ſprach Görg'; laßt's euch entdecken. Einer der ärgſten Schandgeſellen und Hugo's Liebling iſt Felix, ein verlaufener Mönch aus Welſchland. Er kennt den Lauf der Geſtirne, und verſteht ſich auf geheime Künſte. Aus der Hand vermag er zu weiſſagen, und Krankheiten heilt er durch Segensſprüche. — Als der Mangel einzureißen anfieng, da ſaß er eines Abends mit meinem Herrn am Feuer. Außer ihm war ich nur im Gemache. Mein armer Herr gedachte an Uebergabe, die Felix widerrieth; ich nahm das Wort, erzählte wie klein nur der Vorrath ſey. „Wollt ihr mich hören?“ ſprach Felix, „ſo ſolls euch nimmer an Vorrath gebrechen. Ich vermag mehr als ihr denkt. Wenn ich meinen Spruch beginne, müſſen Geiſter erſcheinen, ſelbſt den Fürſten der Hölle, wenn ihrs heiſchet, den rufe ich euch.“ — „Wird der uns helfen?“ frug Hugo — „Freylich,“ entgegnete Felix, „wenn ſich einer von von uns ihm mit ſeinem Blute verſchreibt.“ — Mich ſchauderte bey ſolchen Worten, ich ließ es an Ermahnungen nicht fehlen, und ſchloß endlich, daß ſich Niemand dazu verſtehen würde. „Einer,“ ſprach Felix, „muß uns alle retten, wenn die Noth am höchſten iſt, dann loſen wir, und wen das Loos trift, der verſchreibt ſich dem Fürſten der Hölle“ — „Wenn wir,“ ſprach Hugo, „um unſere Seelen mit dem Teufel

ſpielen, dann Görg' haſt du den erſten Wurf.“ — „Den,“ fügte Felix lachend hinzu, „nimmt der Teufel gewiß am liebſten, denn wir ſind ja ohnehin ſeine guten Freunde.“ — Beyde lachten wild auf; Schrecken aber durchbebte jedes meiner Gebeine. Ich entſchloß mich zur Flucht. Gott weiß was in dieſer Nacht geſchehen iſt! — Wehe meinem armen Herrn! —

Eine neue Aufforderung beſchloß Hanno zu wagen, um zu ſehen, ob die Beſatzung durch die Schreckniſſe der Nacht vermeſſener oder kleinmüthiger geworden. Der Herold nahte ſich dem Felſen, den Trommetenſchall wiederhallte das Echo; aber Niemand erſchien auf den Zinnen des Schreckenſteins. Hanno gebot den Seinen ſich der eiſernen Pforte zu nahen. Sie ſprengten die erſte der Pforten, Niemand zeigte ſich, die zweyte, die dritte Pforte wurden geſprengt — ſie zogen ins Innere der Burg; — noch herrſchte Grabesſtille. Mit Vorſicht beſetzte Hanno jeden Eingang, und ſo in die Gemächer. — An der Thüre des erſten Gemachs lag ein Knabe. — „Die einzige redliche Seele,“ ſprach Görg', „die noch in der Burg haußt, ich wollte ihn mitnehmen, aber ſeine Flucht ward gehindert.“ Görg' ergriff ſeine Hand. „Noch iſt Wärme in ihm“ — Man eilte ihn zu laben; er erholte ſich. Er wollte ſprechen, aber er war zu ſchwach. Man brachte ihn aufs Lager, und eilte in die übrigen Gemächer.

Ein gräßlicher Schwefeldampf fuhr aus der Thüre des Speiſeſaals. Hanno, Görg und alle kehrten zurück. — Acht Menſchenhäupter ſtanden auf dem Tiſch, Hugo's Haupt in der Mitte. Blut trieſte von den Wänden, und die zerſtückten Leichname lagen umher geſtreut. Jeder ſegnete und kreuzte ſich, und jeder deutete aus Görgens Erzählung, wer hier im Spiel geweſen. Hans, der Knabe, erhohlte ſich allmählig. — „Der Hunger," ſprach er, „plagte uns mit jedem Tage ſtärker, die Meiſten ſtarben, nur Hugo, Felix, außerdem noch ſechs der ärgſten Geſellen und ich blieben am Leben. Zwey Tage lang hatten wir ſchon keinen Biſſen genoſſen; Claus that ſchon den Vorſchlag, obs nicht gut ſeyn würde mich zu ſchlachten. Da erneuerte Felix ſeinen Antrag, den Fürſten der Hölle zu rufen. „Und ich," — ſo forderten es die Uebrigen, — „ſollte mich ihm verſchreiben." Ich flehte, ich bat meiner zu ſchonen, — ſie achteten nicht darauf. — Was konnte ich thun? ich weinte und betete leiſe. Verſammlet blieben wir nun im Speiſeſaal bis zur Mitternachtsſtunde. Da began Felix ſeinen Zauber. Schon lange hatte er allerley Kräuter, Schädel der Erſchlagenen, und was mehr zu dem ſchwarzen Werk gehörte, aufgeſammlet. Einen Kreis ſchrieb er rund um den Tiſch, mit ſonderbaren Zeichen. Grauſen und Entſetzen überfiel mich, als er den Zauberſpruch zu murmeln anfieng. Ferner

ner Donner hallte und kam immer näher. Bey seinen Schlägen erkrachte die Burg, ein fürchterlicher Sturmwind schien sie vom Felsen hinabschleudern zu wollen. Noch ein Donnerschlag, wie ich ihn nimmer hörte, und ein schwarzer Mann mit gräßlicher Gebehrde, einer Krone auf dem Haupt, und prächtigem Gewande, stand vor dem Kreise, und frug mit schrecklicher Stimme: „Was willt du?“

Schrecken und Angst raubten mir meine Sinne — Aber da Felix sprach: Dieser Knabe will sich dir dafür auf ewig mit Leib und Seele ergeben, — da kam ich wieder zu mir: „Willt du das?“ frug der furchtbare Mann. — „Nein,“ rief ich, „nein! Jesus Maria, hilf mir!“ Ich sprang über den Kreis und eilte zur Thüre — dies hörte ich nur, daß Felix ängstlich schrie: „wehe uns, er hat im Laufen die Zeichen des Kreises verwischt — wir sind alle verloren!“ — Schreckliches Zetergeschrey, Getöse und Geheul schallte mir nach. Ich sank ohnmächtig nieder; was ferner geschehen ist, weiß ich nicht zu sagen.“

Görg' erzählte ihm nun, was geschehen sey. Nach St. Jakob zu wallen gelobte Hans, gieng von da nach Rom und ward ein frommer Mönch. Hanno blieb ein edler mannhafter Ritter, Görg' starb in den Armen des alten Lindau, dem sein Sohn die Augen zudrückte. Aber der Schreckenstein blieb unbewohnt, denn dort trieben ihr We-

ſen nun die Geiſter der Hölle. Oft zogen ſie heim mit feurigen Roſſen und Wagen, ſtreckten oft die gräßlichen Häupter mit glühenden Zungen über die Zinnen der Burg — Geheul und Gewimmer hörte man oft in der Geiſterſtunde, und wen nicht die äußerſte Noth zwang, der hütete ſich wohl bey Nachtzeit vorüber zu ziehen. Daher hatte Moos den unbetretenen Felſengang bezogen, aus den ſchwarzen Mauerſpalten war Geſträuch empor geſproſſen, und nur hin und wieder ſtanden noch einzelne Trümmer, und ganz nur noch ein einziger Thurm der verfallenen Burg.

Die Verborgenen im Lande zuſammen geſchworen heimlich und gerecht zu richten wie Gott, verſammleten ſich, nicht achtend der ſchrecklichen Sagen, um Mitternacht in dieſem Thurme; unter ihnen war auch Gebhard von Eppingen, der auch zwey Tage, nachdem Eberhard das bewußte Schreiben überbracht hatte, durch den Freyſrohn dahin beſchieden ward.

Da ſaßen die Vermummten in feyerlicher Stille, erwartend des heimlichen Dinges, welches da gehegt werden ſollte. Nach gewöhnlichem Eingange, begann der Kläger mit der Nachricht von Waldemars Ermordung. Wie ſchauderte Gebhard zurück — er wußte von nichts. Aber da der Freygraf alle aufforderte nachzuſpüren dem Meuchelmörder, zu tilgen die Blutſchuld vom Lande, den Mörder von der Erde, da erhub ſich Gebhard,

zeigte an den Brief und die bedenklichen Worte Wilhelms von Braunau. Allgemein ward der Verdacht, und geboten dem Freyfrohn ihn zu laden vors Freygehege, drey Tage vor dem nächsten Neumond, und drey Stunden vor Hahnengeschrey am Scheidewege. — Abgethan wurden nun die übrigen Händel, und die Richter des heimlichen Gerichts schieden von dannen.

Indeß erregte Waldemars Mord zu Maynz Abscheu und Entsetzen, und jeder wünschte beym Anblick des Leichnams den Thäter auszumitteln; daß er so plötzlich aus Maynz geschieden, erregte manche Bedenklichkeit. Endlich murmelte man leise, Herzog Lothar habe ihn dahin zu bewegen gesucht, seine Verlobte ihrem ersten Geliebten Wilhelm von Braunau abzutreten; bald frug die Verläumdung: Könnte dieser Wilhelm nicht des Mordes Ursache seyn? Neid und Bosheit sagten im kurzen, der Mörder ist Niemand denn Wilhelm, — Dummheit und Leichtgläubigkeit aber verbreitete solch Gerücht durch die ganze Gegend. — So stand es zu Maynz, als Ullrich von Sickingen, Waldemars einziger Bruder und jetziger Erbe, daselbst anlangte. Die Nachricht von der Ermordung hatte ihn herbey gerufen. Er übernahm das traurige Amt das Leichenbegängniß zu ordnen, und anwesende Ritter und Herren begleiteten aus Theilnahme den Leichnam zu Grabe. Selbst Lothar, der Herzog,

und Adalbert, der Erzbischof, stellten sich ein. Als man nun den Sarg aufheben wollte, da winkte Ullrich den Trägern zu harren, trat mitten in die Versammlung und sprach:

„Herren, Ritter und Freunde! Wenn ich gedenke des unglücklichen Todes, wenn ich denke, daß mein armer Bruder vielleicht hingefahren in einer Todsünde, sonder Buße und Reue, dann vermag ich nicht meinen Schmerz zu mäßigen, viel weniger meinen Zorn gegen den Mörder. Wehe! wehe! wehe! rufe ich über ihn und schreye zu Gott und Euch versammleten Herren und Ritter um Rache! Ist Jemand, der dem Mörder auf die Spur kömmt, — reichlich will ich ihm die Anzeige lohnen, und wer den Mörder überzeugt und zur Strafe zieht, theile mit mir das Erbe des Ermordeten.“

So sprach Ullrich, und als hätte eine unsichtbare Hand aller Anwesenden Augen auf einen Fleck hingerichtet, so starrten alle nach Wilhelm von Braunau. Der stand trotzig, kühnen Blicks. — Grimm färbte seine Wange mit stärkerm Roth, und wilder funkelte bald sein Auge, als Bruno von Esserdingen herfür trat. Der wilde Bruno, so hieß er in seiner Gaue, er hatte Hunnengröße und Kraft, war als ein heftiger furchtbarer Kämpfer, aber auch als ein edler mannhafter Ritter bekannt, und hatte gegen Wilhelm oft Liebe und Gunst bewiesen, der sprach: „Wilhelm von Brau-

nau, wäre ich an eurer Stelle, hinünken würde ich auf meine Knie, und nicht ablaſſen mit Bitte beym Herrn Erzbiſchof und Herrn Herzog bis ich durch Gottes Urtheil von des Mordes Verdacht gereiniget ſey; jeder Augenblick des Schweigens vermehrt dieſen Verdacht" — „Wer?" rief Wilhelm, — wild zuckte ſein Geſicht, die Lippen erbebten für Zorn — „wer will mich deſſen beſchuldigen? Ullrich von Sickingen, ſeyd ihr der Kläger, ſo redet! Meinen Handſchuh werfe ich hier vor Männiglich hin, und erkläre den Verdacht für niedrige ſchimpfliche Verläumdung! Wer des Verdachts mich ſchuldig hält, der hebe das Fehdezeichen auf zum Kampfe auf Leben und Leib."

„Mit nichten," entgegnete Ullrich, „kann ich gegen euch klagen, aber allgemein iſt der Verdacht; mehr denn hundert Zungen haben mich Euch als den Mörder genannt, da ich aber ohne auf irgend einen Grund dieſes Angebens zu treffen, euch nicht anzuklagen vermag, ſo wage ichs auch nicht den Kampf anzunehmen, denn nicht ich — der allgemeine Verdacht erklärt euch ſchuldig."

„Was ſoll ich dann zu meiner Reinigung thun?" rief Wilhelm.

„Zur Probe des glühenden Eiſens oder des ſiedenden Waſſers würde ich rathen!" rief der Herr Erzbiſchof.

„Nein," entgegnete Bruno, „ich habe zuerſt

gesprochen — ich will kämpfen, aber daß ich unter keinem Beding den von Ullrich ausgebotenen Lohn annehme, versteht sich von selbst."

„Recht," entgegnete Herzog Lothar, „und morgen sey euer Zweykampf."

Die Anwesenden waren alle wohl zufrieden, und gegen den Sarg wandte sich Wilhelm. „Waldemar von Sickingen," hub er an, „wo du auch seyst, im Himmel oder in der Hölle! — ich fodre dich auf, die guten oder bösen Geister dahin zu vermögen, daß, bin ich der Mörder, ein Zeichen an mir geschehe, und Gott, — wenn du je recht gerichtet hast, so richte morgen im Zweykampf!"

Im Leichengefolge gieng Wilhelm; als sich die Ritter paareten, reichte ihm Bruno die Rechte. — „Wir gehen," sprach er, „neben einander, wärt ihr mir gleichgültig, Ritter, ich hätte nicht darauf geachtet, daß man euren guten Namen schändlich zerfetzt — einer mußte laut sprechen: geradezu hätte das Ullrich nicht gethan — ich kenne ihn genau, denn es ist mein Nachbar. Mehr Mönch als Ritter, würde er lieber das heimliche Gericht mit allen seinen Schrecknissen gegen euch aufgefordert, denn euch im Zweykampf offene Stirn geboten haben."

Wilhelm drückte ihm die Hand. „Ihr habt gethan, wie es einem edlen mannhaften Ritter ziemet, und Gott entscheide nun im Kampfgericht!"

Am Abende des nämlichen Tages gieng Geb-

hard im Lustwalde neben seiner Burg, und Adelheid gieng schweigend an seiner Seite. Etwas Großes schien in Gebhard vorzugehen, er gedachte an Waldemars Tod, und seine Anklage gegen Wilhelm. An letztern dachte auch Adelheid. — Mögte doch der Vater sich erweichen lassen; so seufzte sie im Stillen, und ihr Auge ruhte auf dem Alten, ihn anzureden wagte sie nicht, und so giengen beyde immer weiter.

Da tönten Hufschläge von Ferne — Adelheid schaute auf — näher kam das Getöse, auch Gebhard blieb stehen und horchte. Einige Reuter nahten sich durch des Waldes Dickigt.

„Die kommen auf gar ungebahntem Wege," sprach Gebhard. Plötzlich umgaben sie ihn, einer ergriff Adelheid, und setzte sie vor sich aufs Roß. Gebhard zog seinen Dolch — er hatte weiter keine Waffen: ein Schwertstreich des einen streckte ihn zu Boden, einen lauten Schrey that Adelheid, und sank ohnmächtig in die Arme des Entführers.

Die Nacht brach ein: Gebhard und Adelheid kehrten nicht in die Burg zurück, es war sicher in der ganzen Gegend, seitdem Graf Hoyer von Buningen eine Räuberbande, die hier ihr Unwesen trieb, völlig aufgerieben. Immer harrten die Diener noch der Herrschaft. Endlich zündeten sie Fackeln an, durchsuchten den Forst, fanden Gebhards Leichnam, und trugen ihn jammernd nach Hause; von Adelheiden gab es keine Spur.

„Viel Ritter sind jetzt zu Maynz versammlet,“ so sprach Adolph der Leibknappe Gebhards, „ich will hinziehen, den Vorgang erzählen, sie zur Rache und Beystand auffordern.“ — „Das magst du thun,“ entgegnete ihm Hinkmar, ein zweyter Diener des Erschlagenen, „ich will indeß mein Heil auf andern Wegen versuchen.“ — Er war Freyfrohn, alle Schöppen des heimlichen Gerichts führen bey Anzeige des Mords zusammen. „Wer,“ sprachen sie einmüthiglich, „konnte Adelheiden entführt haben, wer anders denn Wilhelm von Braunau, und Adelheidens Entführer ist auch Gebhards Mörder.“

Indeß spornte Adolph sein Roß, er eilte die ganze Nacht hindurch so schnell er konnte, und kam des Morgens gen Maynz. Die Richter des Kampfgerichts saßen im Schranken, und Fürsten und Herren waren begierig nach des Kampfgerichts Ausgang. Noch traten Bruno und Wilhelm nicht in die Schranken, denn jetzt begehrte Ulrich den Kampf für sich — „Erlaubt mirs,“ so sprach er zu Lothar und dem Erzbischof, „daß ich mit Wilhelm kämpfe, der Himmel hat mich selbst aufgefordert. Gestern nach dem Abendgebe, da meine Diener mich verlassen hatten, erschien mir der Geist meines Oheims, Erich von Sickingen. —

Dreymal drohte er mir mit aufgehobenem Zeigefinger — und verschwand. — Was sollte dies

anders bedeuten, als den Zorn des Geistes, daß ich nicht für meinen Bruder rechte?“

Ungern trat Bruno zurück; aber die Richter entschieden, Ullrich gebühre das Recht zum Kampfe. — Die Trommeten gaben das Zeichen; der Zweykampf begann. — Wie ein hungriger Löwe losgelassen zum Thierkampf im Schranken wüthet, so jetzt Wilhelm. — Ullrich voll Hofnung auf übernatürlichen Beystand des Geistes, kämpfte mit ruhiger Entschlossenheit, doch Wilhelms gewaltigen Streichen vermochte er nicht zu widerstehen. Schon röthete Ullrichs Blut seinen Harnisch. Jetzt fiel ein gewaltiger Hieb, den Schild warf Ullrich entgegen, aber gespalten ward der Schild, und ohne daß sich Ullrich ermannen konnte, traf ein Hieb seine Rechte. Die Spitze des Schwertes setzte Wilhelm auf Ullrichs Brust — — „Ihr seyd unschuldig!“ rief Ullrich, „mich äfte ein Geist der Hölle, Verläumdung nannte euch meines Bruders Mörders, und ich baute die Klage auf Verläumdung.

Wilhelm stieß sein Schwert in die Scheide. — Freygesprochen durch Gottes Urtheil im Kampfgericht, erklärte ihn das Urtheil der Richter. Fröhlich jauchzte das Volk dem unschuldig erklärten Wilhelm entgegen. Freudig umhalsete ihn Bruno. — „Immer liebte ich Euch, Ritter, keinen Rostflecken dulde ich auf meinem Harnisch, — keinen unedlen Argwohn auf dem Manne, den ich liebe.

Drum wollte ich mit euch kämpfen — die Sache iſt anders gewandelt, und ich bins zufrieden.

Blutig und beſchämt ſchlich Ullrich nach ſeiner Herberge, ihm begegnete Adolph. Das Jauchzen des Volks, das Trommetengetön ſchallte ihm entgegen. Drum achtete er anfänglich nicht auf Ullrich; aber mit einemmale erkannte er ihn, ſprang vom Roſſe, und nun begann beyder Erzählung. Auf Ullrichs Rath eilte Adolph zu den Verſammelten am Schranken, und die Verkündigung ſeiner Trauerpoſten machte neue Empfindung rege.

„Adelheid, meine Adelheid entführt?“ ſo rief Wilhelm, „ich will ſie ſuchen, wo ſie auch der Räuber verbergen mag, und ihres Vaters Blut, das gelobe ich fürchterlich zu rächen!“

„Und ich will euch mit meinen Dienern begleiten,“ ſprach Bruno. „Aber hier giebts nicht viel Säumens, laßt ſattlen!“

„Recht,“ entgegnete Wilhelm, „habt herzlichen Dank für euren Beyſtand. Angeſichts ziehen wir davon.“

In der Greifenburg hatte Vater Sigbertus von allem Kunde erhalten, und war flugs zu ſeinem Abte Leonhard hingeeilt. Beyde hatten überlegt, wer wohl des Mords Urſache ſeyn könnte? und da wars den Mönchen mit einemmale durch den Kopf geſchoſſen, wie Heinrich zurück gefahren, als Waldemar aus Agatens Schlafkammer herfür-

getreten, wie stumm und verschlossen er einher gegangen, wie grimmige Blicke er dem Ritter gegeben. Solches erzählte er dem Abt. —„ Wohl,“ entgegnete dieser, „ein großer Grund zum Argwohn; wer weiß, ob nicht Satanas den Gedanken zur Rache in Heinrichs Seele angefacht, und da er der einzige unter allen Dienern war, der bey Waldemar blieb, so wollte ich beynahe das größte Stückfaß unsers ältesten Klosterweins darauf verwetten, daß Niemand als Heinrich der Mörder sey.“

„Freylich,“ wandte Sigbertus ein, daß sich Heinrich und Agate versöhnt, daß alles von Heinrich vergeben und vergessen sey, ia, daß Heinrich sogar auf sein Zureden die Geschwächte geeheligt — Aber der Abt blieb auf seinem Argwohn, und Sigbertus, gewöhnt an geistlichen Gehorsam, sah endlich selbst ein, daß der hochwürdige Herr Abt nicht anders als Recht haben könne. Er begab sich zurück in die Burg, und erfuhr gleich beym Eintritt, daß ihr neuer Besitzer, Ritter Ullrich, so eben angelangt sey. Ihn gebührend zu begrüßen, verfügte er sich zu ihm, und theilte ihm auch bald den Argwohn mit, den er und der Herr Abt gegen Heinrich hegten.

„Ihr habt Recht!“ entgegnete Ullrich, „bey allen Heiligen, ihr habt Recht! Nun weiß ich auch, warum Erich der Geist mich warnte; ich sollte nicht mit dem unschuldigen Wilhelm kämpfen.“

Vergeforkert ward Heinrich. Er ſollte bekennen, ſo ermahnte ihn Sigbertus. Seine Unſchuld betheuerte Heinrich; aber Ulrich gebot ihn zu feſſeln und ins Gefängniß zu werfen.

„Ihr habt nun die Nacht Zeit euch zu bedenken,“ ſprach Sigbertus, „denn wenn ihr nicht in der Güte euer Verbrechen eingeſtehen wollet, ſo wird man euch auf die Folterbank bringen, und wird euch dermaßen peinigen und quälen, bis euer harter Sinn gebrochen wird.“

Indeß man ſo auf der Greifenburg, Waldemars Mörder zu entdecken ſtrebte, ſuchten Wilhelm und Bruno den Entführer Adelheids. Sie hatten ihre Leute durch die ganze Gegend vertheilt, mit der Abrede, ſich des Abends zu Grunau, der Burg Wilhelms, zu verſammeln. Sie waren jetzt alle dort eingetroffen, fütterten ihre Roſſe und ſtärkten ſich durch Speiſe und Trank um weiter zu ziehen; denn Röthger, Wilhelms Knappe, hatte eine Spur ausfündig gemacht. Freylich hatte Graf Heyer die Räuberbande muthig angegriffen, zum Theil vernichtet; aber viele waren ſeinem Schwert entronnen, unter dieſen auch Dippolt, der Räuber Hauptmann. Der hatte wieder einige der Seinen um ſich her verſammelt, vor kurzem wieder Räubereyen verübt, und ein Köhler verſicherte, daß er ihn an dem nämlichen Abend, da Adelheid entführt war, mit einem unmächtigen Fräu-

lein vor sich auf dem Rosse vorüber sprengen ge-sehen. So erzählte noch Röthger. — Bruno stand mit glühender Wange, auch Wilhelmen blickte fröh-liche Hofnung aus den Augen — da erschallten drey Schläge an die Burgpforte — alle bebten zurück. Bruno konnte sich nicht halten, er rannte nach dem Burgthor, sah den ausgeschnittenen Spahn, neben bey die angenagelte Ladung. Wil-helm von Braunau wurde, angeschuldigt des Mor-des und Jungfernraubes, des folgenden Tages nach Mitternacht vors heimliche Gericht geladen.

„Sind die Rosse gefüttert?“ frug Wilhelm. — Dies bejahete Röthger. — „Nun! auf!“ rief Wilhelm, „eine Nacht und einen Tag haben wir ja noch Zeit. Zuerst muß ich meine Adelheid retten, dann denke ich an mich.“ — Sie bestie-gen ihre Rosse, und — so auf und davon.

Indes brach Angstschweis aus Sigbertus Stir-ne. — Erichs Geist, den er so lange nicht gese-hen hatte, war vor seinem Lager erschienen. Was mag er wollen? — immer tritt er so zor-nigen Blicks einher, wenn man ihn doch zur Sprache bringen könnte.“ — In solchen Gedanken entschlief er. Da weckte ihn plötzlich eine Bot-schaft von Ullrich. Auch dieser hatte Erichs Geist gesehen. Weshalb sollte er erschienen seyn? so berathschlagte nun der Mönch und der Ritter. Wäre es um Heinrichs Willen? meinte Ullrich. —

„Sollte nicht glauben“ entgegnete Sigbertus, „daß eines Ritters Geist sich um eines Knappen willen aus jener Ewigkeit zu uns herüber bemühen sollte.“

„Aber wenn Heinrich unschuldig wäre?“ „Ey! ey! unser Abt Leonhard ist ein gar frommer Mann, der sich keinen Argwohn gegen seinen Nebenmenschen erlauben würde, wenn ihn sein hoher erleuchteter Verstand nicht überzeugete: solcher Argwohn sey gerecht.“

„Sollen wir also Heinrich foltern?“

„Ich meine ja!“ rief Sigbertus, „denn ists dem Geiste zuwider, so wird er uns wohl seine Willensmeynung deutlicher zu erkennen geben. Oder hört, da fährt mir ein Einfall durch den Sinn; glaube ein Heiliger meines Ordens hat ihn mir eingeblasen. Da, wie man Sprüchwortsweise sagt, Mann und Weib ein Leib sind, so wird Agate wohl auch um den Mord wissen, und wer weiß, ob der Geist nicht darauf abgezielet. Nun ist Agate, Heinrichs Eheweib, gesegneten Leibes, und kann deshalb wohl nicht sie zu foltern anräthig seyn, wenigstens nicht eher, als bis mit dem Herrn Abte darüber gesprochen; aber da nun die Weiber bekanntlich schwache Gefäße sind, so meine ich: wenn man sie mit Drohworten hart angreifen, und ihr die Folterwerkzeuge vorweisen würde, dürfte sie vielleicht eher denn Heinrich zum Geständniß zu zwingen seyn.“

„Meinet ihr?“ frug Ullrich.

„Lasset mich nur machen!“ rief Sigbertus, „und ihr sollet sehen, wie weislich ich alles anordnen werde.“

Wilhelm, Bruno und die Ihrigen, zogen durch die benachbarten Waldungen; überall bekamen sie Nachricht von den Räubern. Schon brach der Morgen an, und noch hatten sie ihren Aufenthalt nicht entdeckt. Da stießen sie auf einen Trupp Bewafneter. Graf Hoyer mit den Seinen war dieses. Er hatte auch den Zug gegen die Räuber begonnen; schon hatte er einige derselben gefangen, die ihm die Schlupfwinkel und Höhlen ihrer Gesellen treulich angezeigt: aber nirgend waren sie anzutreffen; sie waren wie durch einen Zauber fortgerückt. — Wilhelm betrachtete die gefangenen Räuber. „Graf! sprach er,“ laßt uns dem die Freyheit schenken, der uns getreulich den Aufenthalt seiner Gesellen verräth. „Gerne,“ sprach Hoyer. Da rief schnell einer der Gefangenen: „ein Gedanke fällt mir ein, wer weiß, ob ihn Dippolt nicht ausgeführt. Da wir letzthin zerstreut waren, und uns wieder versammelten, that er uns den Vorschlag, daß wir den Schreckenstein beziehen sollten. Dort, sprach er, können wir ungehindert unser Wesen treiben, keiner wagt, sich dahin zu begeben, weil man dort nur böse Geister erwartet. Aber uns alle überfiel ein Grausen, denn wie der Böse noch immer auf dem Schre-

ckenſtein ſein Weſen treibe, das hatten wir alle gehört, und weigerten uns, uns dahin zu bege. ben. Aber wer weiß, ob nicht jetzt, von allen Seiten verfolgt, doch endlich Dippolt und unſere Gefährten den Entſchluß gefaßt, es lieber mit den Geiſtern, denn ihren mächtigen Verfolgern aufzu. nehmen.“

„Unmöglich!“ rief Hoyer.

„Ich wollte doch beynahe darauf wetten,“ ſprach ein anderer Räuber, „ins doch, als wäre Dippolt mit den Seinen in die Erde verſunken. In der Nähe müſſen ſie ſeyn, und wo könnten ſie ſich anders verborgen haben?“

„Laßt uns hineilen!“ rief Bruno, „ſchon oft wünſchte ich die alte Burg in der Nähe zu be. ſchauen!“

Manchen Einwand machte Hoyer; aber alle be. ſtanden darauf, und ſo giengs hin nach dem Schreckenſtein. Ein alter Bauer kam ihnen ent. gegen. — „Ey! lieben Herren, ſeyd nicht vermeſ. ſen;“ ſo ſprach der Greis, „heute gegen den Mor. gen hat ſich des Teufels Geſpenſt wieder gar frech bewieſen; drum entfernt euch von der Geiſterburg.“

Sie forſchten weiter bey dem Alten, und der erzählte ihnen nun: wie er ſelbſt Reuter und Roſſe den Berg hinaufziehen geſehen. — „Die Räuber ſind oben!“ ſprach Hoyer, „nun bin ich über. zeugt.“ — Bruno und Wilhelm wunderten ſich, daß Hoyer, der bisher dagegen geweſen, jetzt den

Zug

Zug nach dem Schreckenſtein ſo emſig betrieb, als ob ſein eigen Heil auf dem Spiel ſtehe. — Sie förderten ſich, ließen ihre Roſſe am Fuße des Berges, und ſo den Felſengang hinauf. —

„Sonderbar,“ ſprach Hoyer, „daß die Räuber nicht den Eingang vertheidigen.“ — Sie zogen zwiſchen dem verfallenen Gemäuer — das Wiehern der Roſſe ſchallte ihnen entgegen. — Dippolt und die Seinen brachen herfür. — Ein fürchterlicher Kampf begann, mitten unter dem Gefechte kam aus dem Wartthurm ein Fräulein. — „Adelheid! meine Adelheid!“ ſchrie Wilhelm. Er drang durch den Räuberhaufen zu ihr hin, in den Weg ſtellte ſich ihm Dippolt; — er ſtürzte ihn nieder. Die Räuber ſahen ihren Hauptmann fallen, wurden muthlos und baten um Gnade. Verwundet war Dippolt, aber noch am Leben; ſeine Wunde groß, aber nicht tödtlich. Er geſtand nun ein, daß der Zufall ihn zu Adelheidens Entführung veranlaßt: „warum,“ ſprach er, ſollten wir uns denn auch nicht eine ſo ſchöne Beute holen? aber ſie hat uns wenig gefrommt, immer wähnte ich ſie zu kirren, aber die Zeit war zu kurz“ — „und Gebhard?“ frug Wilhelm. „Widerſetzte ſich uns, darum mußte er fallen.“

„Gott ſey Dank!“ rief Bruno, „wegen des Jungfernraubes könnet ihr euch vor dem heimlichen Gericht vertheidigen auch dafern man euch Gebhards Tod Schuld giebt.“

„Ich wollte wünschen," sprach Hoyer, „daß auch aller Argwoyn wegen Waldemars von euch genommen würde."

„Hat nicht Gott gerichtet im Kampfgericht?" frug Bruno.

„Wir haben ja Beyspiele," entgegnete Hoyer, „daß das heimliche Gericht nicht auf Gottes Urtheil geachtet."

„Von wem ist denn die Rede?" frug Dippolt. „Ich bin einmal euer Gefangener, und nun gilts gleich." — Man gab ihm Nachricht von Waldemar und seiner Ermordung.

„Wenns nicht mehr ist," sprach Dippolt, „so will ich euch auch das Räthsel lösen. Aus einander gesprengt hatte Graf Hoyer meinen Haufen, mein verwundetes Roß war vor Müdigkeit unter mir gestürzt, ich selbst war verwundet entronnen; ohne Speise und Trank irrte ich umher; die Noth zwang mich von einem Mönch Allmosen zu erbetteln, ich riß ihm den Säckel fort, aus dem er mir wahrscheinlich eine Scheidemünze hervorsuchen wollte, und so verschaffte ich mir und meinen Gesellen wieder auf eine Zeitlang Speise und Waffen. Ein gutes Roß fehlte mir noch, da sah ich einst während eines Ungewitters und Platzregens einen Ritter ohne alle Begleitung, der Schaum stand auf seinem Rosse, und vergeblich strebte er mit Spornstreichen das ermüdete Thier anzutreiben. Ich schlich ihm nach — ein Dolchstoß in

den Rücken, — er sank — Da habt ihr nun die Nachricht von euerm Waldemar, sein Roß ist nun auch wieder in euern Händen."

Alle freueten sich, Wilhelms Unschuld so offenbar erwiesen zu sehen, und Bruno drück'te ihn für Freude so herzlich an sich, daß sein Brustharnisch eine große Beule bekam.

„Ob ich nun der Ladung des heimlichen Gerichts auch Gnüge leiste?" frug Wilhelm.

„Ich meine," sprach Hoyer. „Stellt euch auf der Wegscheide, wohin man euch beichied; das heimliche Gericht kann weiter nichts als euch lossprechen. Fräulein Adelheid ist eine Waise, vergönnt, daß ich sie zu meiner Mutter und meinem Weibe bringe. Sie ist Ritter Wilhelm eure Verlobte, und erlaubt mirs, der ich mit zu ihrer Befreyung beytrug, daß euer Hochzeitfest auf meiner Burg begangen werde. Herzog Lothar hat mirs zugesagt, übermorgen auf seinem Heimzuge, die Nachtherberge bey mir zu nehmen, und dies sey der Tag eurer Hochzeit." Das waren alle wohl zufrieden, und zogen fröhlich und guter Dinge hin zu dem Grafen.

In der Greifenburg wurde Heinrich vor den Ritter geführt. Sigbertus wiederholte den Sermon. Bey Gott und den Heiligen betheuerte Heinrich seine Unschuld. — Man brachte ihn zurück ins Gefängniß. Agate ward herbeygeholt:

sie sollte bekennen, heischte Sigbertus, in wie fern ihr Heinrichs Anschlag bekannt gewesen. „Ach!“ rief sie aus, „meiner Sünden Strafe!“ und mildiglich flossen ihre Thränen. „Ich schob alle Schuld meiner Sünde auf Ritter Waldemarn: daß mein Mann ihn seit der Zeit haßte, das ist gewiß: aber daß er ihn ermordet, daß er nur die Absicht gehabt, solches hat er auch nimmer mit einer Sylbe verrathen.“

„Seht! seht!“ rief Sigbertus, „wie wir immer mehr auf die Spur kommen. Ist doch traun! Abt Leonhard ein gar weiser Mann. Kommet mit mir Agate! kommet mit mir! — wollet ihr euch nicht auch bemühen, Herr Ritter!“

Er faßte Agate beym Arm, und so mit ihr und Ullrich über den Burgplatz hin, zur Folterkammer. — „Zeiget herfür,“ sprach er zu dem Marterknecht, „zeiget herfür alle Instrumente und Werkzeug — Sehet an, das sind die Daumschrauben, damit presset man die Daumen dergestalt zusammen, daß das Blut unter den Nägeln herfürspringet. — Ist ein gar großer Schmerz, aber nicht zu vergleichen der Handsaiten; die leget man ums Faustengelenk und drehet solche immer mehr und mehr zusammen. Dies schneidet dann ein, und trennet das Gelenk ganz von einander, daß man Zeter und Weh schreyet. Lasset euch Gutes rathen, Frau Agate. Sehet! hier steht der Marterknecht, schon bereit euch solche Pein zuzufügen.“

Auf ihre Knie fiel Agate. „Bey Gott und den Heiligen! ich weiß nichts, erbarmt euch meiner — meines noch ungebornen Kindleins!“

„Mich jammert das Weib,“ sprach leise Ulrich zu dem Mönch — „Lasset mich machen!“ rief Sigbertus. Sehet Frau Agate das härne Seil, solches wird um den bloßen Arm geleget, und das ziehet dann der eine hieher, der andre dorthin, und beyde sägen damit durch Haut und Fleisch bis auf den bloßen Knochen. Ist eine so übergroße Pein, daß ungläubige Heyden, selbstgeweihete Priester verleitet haben, ihren Herrn und Meister zu verläugnen.“

Ohnmächtig stürzte Agate nieder.

„Hülfe!“ rief Ulrich — „Mit nichten!“ sprach Sigbertus, „lasset sie liegen, und holet nun Heinrichen flugs herbey.“

Dies geschah — „Sehet,“ sprach Sigbertus, „euer Weib ist ohnmächtig worden unter der Folter, wollen sie nun ein wenig verschnaufen lassen, und indeß soll die Reihe an euch kommen.“

„Wie?“ rief Heinrich, „ein schwangres Weib habt ihr gemartert?“

„Und wird noch härter geschehen, wenn ihr nicht bekennet.“

„Was soll ich bekennen?“

„Daß ihr den Ritter Waldemar von Sickingen seliger Gedächtniß meuchlings ermordet.“

„Nun ja!“ rief Heinrich, „ich habs gethan!“

„Ritter Ullrich und ihr Anwesenden ihr habet solches Ja gehöret — Lieber Heinrich gönnet Gott die Ehre, und wiederholet euer Ja. Ihr habt ihn ermordet?“

„Ja! ja!“ knirschte Heinrich.

„Und Agate euer Ehewerb wußte um den Anschlag?“

„Nein! beym Teufel, nein!“

„Wenn ihrs nicht in der Güte bekennet, so wird man doch die Folter an euch versuchen müssen.“ — —

Ein plötzlicher Donnerschlag erfüllte die Anwesenden mit Schrecken. An die Reckbank hatte sich Sigbertus gelehnt; von unsichtbarer Hand wurde diese in die Höhe gehoben; — hin stürzte Sigbertus, und die Reckbank mit allem darauf liegenden Martergeräth ward über ihn hergeworfen. „Jesus Maria!“ schrie der Mönch, — Ullrich und die Anwesenden kreuzten sich — Agate erwachte. — Ein glühender Blitz zuckte durch die Marterkammer, und — bey dem Lichte, das er verbreitete, gieng Erichs Geist mit wüthender Gebehrde vorüber. —

„Ziehet mich herfür,“ quäkte Sigbertus.

„Seht!“ sprach Heinrich, „meine Unschuld mit Zeichen und Wunder erhärtet.“

„Mit nichten!“ rief der Mönch, da man ihn wieder auf seine Füße gebracht. Es ist der Geist der Finsterniß der euch beystehet; denn er achtet

nicht des Prieſterſtandes! ſehet da! wie ich blute; hat er mir doch ein Eiſenzeug geworfen auf die Platte, welche iſt geſalbet mit heiligem Chryſam, woraus klärlich zu erſehen, daß: weil er Prieſterſchaft und Heiligthum nicht achtet, es auch Niemand, dann der Fürſt der Finſterniß ſey.“

Ein neuer Donnerſchlag erſchütterte den Thurm — Sigbertus ward bleich. „Wills allenfalls auch zugeben, daß er aus dem Fegfeuer geweſen ſey.“ — — Ullrich und die Anweſenden lieſen aus der Marterkammer, der gefeſſelte Heinrich und der feiſte Sigbertus blieben zuletzt. Letzterer nahte ſich eben der eiſernen Thüre; ein heftiger Sturmwind warf ſie zu. Der Schlüſſel ſtack von Außen, Sigbert und Heinrich blieben folglich in der Marterkammer verſchloſſen.

„Ihr achtet nicht das Zeichen meiner Unſchuld, wollt daß ich als Mörder blute.“ —

„Laſſet euch nicht vom Satan blenden — leget keine Hand an mich — ich bin ein Geweihter des Herrn! will auch aus chriſtlicher Liebe bey unſerm geſtrengen Ritter ein Fürwort für euch einlegen.“

„Du Teufel!“ ſprach Heinrich, und warf einen verächtlichen Blick auf ihn. —

„In den vom Heinrich entlegenſten Winkel barg ſich Sigbertus. „Wenn er jetzt das Haarſeil dir um den Hals würfe, dir ſo eine Daumſchraube an die Naſe klemmte, oder ſo ein ſtum-

pfes Eisen in den Bauch bohrte" — so dachte Sigbertus, und griff sich in der Angst an Hals, Nase und Bauch. Wuthende Blicke schoß Heinrich auf ihn.

„Lieber Heinrich," hub Sigbertus an, „laßt uns die Sühne versuchen" — Ja wohl," sprach Heinrich, „mein Weib hat mirs gesagt, wie ihr auf allen Tritten und Schritten ihr nachschleicht, welche schändliche Anträge" —

„Ist Lug und Trug!" — Heinrich ergriff eine eiserne Stange, die neben ihm stand. — „Laßt euch doch in der Güte dienen," fuhr Sigbertus fort. „Da bekanntlich mit Ritter Waldemar so ein Argwohn Statt fand, habe ich nur ihre Keuschheit auf die Probe setzen wollen."

„Ich und mein Weib," rief Heinrich, „wollen es aller Welt sagen, wie ihr gethan, und wie ihr, um euern bösen Willen zu erreichen, uns aus dem Wege zu schaffen, oder mein Weib wenigstens dahin zu bereden gesucht, daß sie durch ihre Schande mein Leben erkaufe."

„Mit nichten! — setzt doch den eisernen Stab fort, wir wollen des Vergangenen vergessen, und ich schwöre euch bey priesterlicher Treue, noch heute soll man euch für unschuldig erklären."

„Ja, wenn man euch trauen könnte?"

„Nun! — wills euch noch heiliger zuschwören, — bey meinen heiligen Ordensgelübden, bey St. Apollonien unsers Klosters Patronin!"

„Nein,“ sprach Heinrich, „schwört bey Erichs Geiste.“

„Warum bey dem Un“ — — Ehe noch Sigbert die zweyte Sylbe des Wörtleins Unhold herfür stoßen konnte, stand der Geist vor ihm.

„Hier bey diesem Geiste meines lieben seligen Herrn; — ich fürchte ihn nicht. Seliger Geist, kann ich dich erlösen?“

Der Geist schüttelte das Haupt und winkte dem Mönch.

„Ich kann euch erlösen?“ sprach Sigberbus.

Der Geist schüttelte abermals das Haupt, und winkte.

„Ihr sollt schwören bey dem Geiste,“ sprach Heinrich, „mir die Freyheit zu verschaffen, meine Unschuld zu erklären, mich und mein Weib nimmer zu verfolgen noch anzufeinden; sonst treffe euch die Rache dieses ehrwürdigen Geistes.“

„Das schwör' ich,“ sprach Sigbertus bey Gott und den Heiligen, Amen!“ — Der Geist verschwand, und die Thür der Marterkammer sprang weit auf.

Sigbertus versuchte nun Ritter Ullrich dahin zu bewegen, Heinrichen sofort frey und ledig zu sprechen; aber gegen sein Vermuthen machte Ullrich Einwürfe. Heinrich hatte ja selbst in Gegenwart von sieben Zeugen sich des Mords schuldig erkannt, und die Erscheinung eines Geistes, den Sigbertus selbst vor kurzem noch für einen bösen

Geist erklärte, schien dem Ritter unzulänglich zur Entschuldigung Heinrichs. Sigbertus berief sich auf die Entscheidung des Abts Leonhard, aber diese konnte man heute nicht einholen, weil der Herr Abt, der von Dippolts Gefangennehmung gehört, zum Grafen Hoyer gezogen, um zu sehen, wie ein so grausamer Räuber von Angesicht gestaltet sey. Sigbertus war unmuthig, daß der Ritter nicht gleich seinen Willen vollzog. Seinen Verdruß zu schwächen, gebot Ullrich, aus dem ältesten Fasse einige Kannen herauf zu holen. Dies machte den Mönch wieder redselig. Er erzählte wie gewöhnlich eine feine Legende dem Ritter, diesmal traf's die heilige Prinzessin St. Ursula und ihre eilftausend Jungfrauen. „Denkt euch," sprach Sigbertus, „eilftausend Jungfrauen so auf einem Fleck — alle jung und fein — eine schöner dann die andere, glaube wenn kaiserliche Majestät ein Jungfern-Aufgebot durchs ganze heilige römische Reich ergehen ließ, würden dermalen schwerlich aufzutreiben seyn." —

Plötzlich erschallten drey Hammerschläge am Burgthor. Der Mönch schwieg für Schrecken. Man schickte eilends zu sehen was es sey; noch auf den nämlichen Abend ward Ritter Ullrich auf der Wegscheide ohnfern dem Schreckenstein vors heimliche Gericht geladen.

„Was kann ich verbrochen haben?" sprach Ullrich.

„Auf dem Zeddel steht nichts geschrieben,“ sprach Sigbertus. „Aber lasset euch weisen Rath gnügen; daß ihr etwas verbrochen habet, ist sicherlich und gewiß, denn es sitzen im heimlichen Gericht auch geweihete Priester, und es richtet über keinen Geweihten, woraus dann klärlich erhellet, daß es ein gar fein und löblich Wesen sey. Drum will ich euch ermahnen, daß ihr nur eure Sünde reumüthiglich beichtet, und das je eher je lieber: denn werdet ihr schuldig erfunden, so ist es auch um euch gethan: schneller als man eine Hand umwendet, schnüren euch die Freyfrohnen den Hals zu, und es wäre doch gar erbärmlich, wenn ihr so ohne alle Absolution hinscheiden solltet.“

Ullrich machte sich also förmlich zu seinem Tode gefaßt. — Der Mönch gab ihm noch das Geleit durchs Burgthor, schlug das Kreuzzeichen hinter ihm drein, und sprach zu den anwesenden Dienern: seyd fest im Glauben, ihr werdet dann sehen, daß unsern Ritter, dafern er unschuldig ist, die Kraft dieses heiligen Kreuzzeichens schützen und schirmen, und er frisch und gesund heimkehren werde.“

Schon harrete ein Freyfrohn am Seidewege im schwarzen Mantel vermummt. Auf sein Gebot stieg Ullrich vom Rosse. Der Freyfrohn band ihm ein Tuch um die Augen, den Knappen aber hieß er nach Tages Anbruch auf der nämlichen

Stelle wieder zu erscheinen; des Ritters dort zu harren eine Stunde lang, und wenn er nicht wiederkehre, sein nimmer gewärtig zu seyn.

Auf der nämlichen Stelle erschien auch bald Wilhelm von Braunau, und ihm wiederfuhr wie Ullrich. Er ward geführet durch mancherley Gänge, gethan ward die Binde von seinen Augen, und er stand in einem hohen gewölbten Gemache. Schwarz waren die Wände, und um einen Tisch mit schwarzem Teppich bespreitet, saß eine Menge schwarzer vermummter Männer. Mitten auf dem Tisch stand das Bild des Herrn am Kreuze; neben demselben lag ein Todtenkopf und ein Evangelienbuch, ein Strang und ein Schwert, und hinter den Richtern standen die Diener des heimlichen Gerichts, bereit auf ihren Wink an jedem Schuldigen zu üben was Recht sey.

„Wilhelm von Braunau," sprach einer der Anwesenden, ihr ward schrecklicher Verbrechen bezüchtigt, eure Unschuld mußte freylich euer Herz bezeugen, aber das vermochte euch nicht zu rechtfertigen vor der Welt, mehr wird es der Ausspruch des Gerichtes, das im Verborgenen gerecht richtet wie Gott. Deshalb wurdet ihr vorgeladen und die Freysprechung wegen aller angeschuldigten Verbrechen, wird euch für den Kummer, so die Ladung erzeugte, entschädigen."

Ein andrer fügte hinzu: „den Unschuldigen freyzusprechen ist uns lieber, dann zu verdammen

den Verbrecher: und daß der, so da ist reines Herzens, frey von Missethat und unschuldigem Blute, uns nicht scheue noch fürchte, vielmehr überzeugt sey in seinem Herzen, daß, weil da gekommen sey über uns die Zeit des Verderbens, nothwendig sey die Menschen zu bändigen durch Schrecken und Furcht; deshalb heilsam sey unser Zweck, nothwendig die Mittel: davon wünschen wir Jeden zu überzeugen, der edel und gut ist."

Da traten die Freyfrohnen herbey und vermummten auch Wilhelm von Braunau und hießen ihn bey Seite treten. Vorgeführt ward nun mancher andre Beklagte, freygesprochen oder gerichtet, nach Verdienst und Recht. Ein Ritter, der seine Leibeigenen nicht behandelt, als wären es Menschen, der sie durch harte Frohndienste gequält, ihr Felder dem gehegten Wilde zur Beute überlassen, einen Leibeigenen, weil er einen Hirsch gefällt, durchs Schwert hinrichten lassen; dem warf man das Leichentuch übers Haupt, er ward verurtheilt zum Strange — die Freyfrohnen führten ihn fort — und vollzogen das Urtheil.

Eppo von Rotenstein, ein junger Ritter trat nun herfür. „Ihr wißt," hub der Freygraf an, „weshalb ihr vor uns steht — dies ist wegen eurer Buhlschaft, und was für Strafe das Gesetz darauf verordnet, ist euch auch wohl bekannt." — Eppo schwieg einen Augenblick, doch faßte er sich wieder: „Ich wähnte," sprach er, „Niemand

wisse um den Handel, aber da er euch kund worden ist, so höret auch, ehe ihr richtet. Als einst viele Deutsche sich gelobt hatten zum heiligen Grabe, und hinziehen wollten ins heilige Land zum Kampfe, da gedachten sie des Volks, das einst den unschuldig würgte, für dessen Grab sie kämpfen wollten. Daß der kaiserliche Kammerknecht *) unter der Gesetze heiligem Schutz stehe, darauf achtete Niemand — gewürgt ward jeder Jude, selbst des Säuglings in der Wiege schonte man nicht. Mein Vater war mit unter denen, welche sich gen Jerusalem gelobt hatten; um den Zug mit seinen Knechten zu begehen, bedurfte er Geld. Vom Bischofe Geroldus suchte er solches auf seiner Güter Unterpfand; aber abkaufen wollte ihm die Güter der Herr Bischof, und zwar um ein Viertel des Werths. Das schlug mein Vater aus, und gieng zum Abt Lampertus: der wollte die Güter freylich in Pfand nehmen; ließ aber eine Verschreibung aufsetzen, welche die Auslösung dermaßen erschwerte, daß, hätte mein Vater seliger Gedächtniß sie eingegangen, er und die Seinigen drob ihre Haabe verloren hätten. In solchen Nöthen wandte sich mein Vater an Moses, den Vater Dina's — der schoß ihm das Geld für, auf ge-

*) Weil die Juden in den Reichsstädten unter kaiserl. Schutze standen, ihre Abgaben an den kaiserl. Fiskus entrichteten, wurden sie kaiserl. Kammerknechte genannt.

bührlichen Zins, vertraute seinem ritterlichen Worte ohne Unterpfand, und war billiger gegen ihn, denn der Bischof und der Abt. Als nun zu Strasburg das Morden der Juden anhub — da entwich Moses sammt den Seinen, und floh in meines Vaters Burg. „Ritter!“ sprach er beym Eintritt, „man würgt jeden meines Volks, als wä„ren wir der Verbrecher Aergste, ungestraft könnt „ihr mich und die Meinen tödten, und euer „Schuldbrief ist gelöst! Aber ich vertraue euerm „Edelsinn — deshalb fliehe ich gerade zu euch, „und bitte um euren Schutz.“ — Gewährt ward ihm dieser, wie jeder leicht erachten kann. Mein Vater war edel und gut, zu den guten Menschen gehörte auch Moses. Vergessen ward von beyden Jude und Christ, und beyde ehrten in einander den Menschen. Das erbte auf ihre Kinder, die Haß und Verachtung nicht trennte. Dina, eine der schönsten Dirnen ihres Volkes, war oft Gespielin meiner jüngern Jahre; ihr Vater wähnte nichts Arges, vertraute dem Ritter und vergaß darüber den Jüngling — und daß dieser schwach war, darüber verdient er den Tod nicht, aber daß ich den alten Greis, den Freund meines Vaters kränkte, das war unadelich — so sagte es mir schon oft dies Herz! — Straft mich dafür, aber schonet der Dirne und des noch ungebornen Kindes.“ — So Eppo.

Da hub der Richter wieder an.. „Und was

soll aus dem Kindlein werden?“ — „Zum Menschen,“ entgegnete Eppo, „hat es Gott bestimmt, daß es ein guter Mensch werde, dafür kann ich nach meinem Tode nicht sorgen“ — „Wenn ihr aber nun am Leben bliebet?“ — „Dann würde ich auch meines Kindes nimmer vergessen.“ — „So gehet hin!“ rief der Richter, „und erfüllet eure Pflicht: nehmt den Schrecken und die gehabte Todesfurcht zur Warnung für künftige Unbesonnenheit, setzt euern Umgang nicht fort, verheimlicht ihn vor dem weltlichen Arme *). Wenn ihr die gefallene Dirne mit ihrem Vater aussöhnt, euer Kind nicht dem Elende preis gebt; so entläßt die heilige Vehm euch der Strafe: denn sie will nur die Menschen lenken zum Guten; sie vergiebt gern dem Gefallenen, und ist nur schrecklich dem Frevler!“

Die Reihe kam am Ullrich. Als wärs ein Leichnam aus dem Grabe — so bleich trat er an die Schranken.

„Ullrich von Sickingen!“ frug der Richter, „weshalb steht ihr hier?“

„Ich weiß nicht“ — entgegnete Ullrich, — denn keines Verbrechens bin ich mir bewußt.“

„Keines? — so höret dann die Klage — euren

*) Der Schwabenspiegel, verdammte den Christen und die Jüdin, welche Liebeshändel mit einander gehabt, zum Feuer.

euren Bruder Waldemar habt ihr meuchlings ermordet!“

Ullrich bebte zurück, doch faßte er sich bald — „Heinrich sein Knappe hat es bekannt, diesen Mord vollführt zu haben.“

„Freywillig bekannt?“

„Freywillig wohl nicht ganz — er fürchtete die Folter.“

„Aber wer Heinrichs Anstifter sey, das ist euch wohl nicht bewußt? — der Kläger nennet euch.“

„Nein! bey allen Heiligen! ich bin unschuldig!“

„Darüber wird man euch auf der Folter vernehmen!“

„Mich! auf der Folter? — einen Ritter?“

„Der Ritter, der einen Meuchelmord verübt ist strafbarer als der gemeinste Knecht, und einen Bruder Mörder zum Geständniß zu zwingen, hiezu wird keine Folter scharf genug seyn. Wollt ihr in der Güte bekennen, so tödtet euch der Strang.“

„Bey allen Heiligen! ich bin unschuldig.“

„Fort mit ihm zur Folter — dehnt ihn aus, daß jedes seiner Glieder sich trenne, quält ihn alsdenn mit glühendem Pech und brennenden Fackeln!“ —

„Jesus Maria! so will ich lieber sterben.“

„Und euch des Brudermordes schuldig bekennen?“

„Ich will —“

„Haltet ein! — sagt keine Lüge: ihr seyd unschuldig.“

„Und doch wolltet ihr?“ —

„Euch gleiches mit gleichem vergelten. Ein schwangeres hülfloses Weib habt ihr geängstigt, durch Schrecken der Folter von einem Unschuldigen das Geständniß das Mordes erzwungen — meynt ihr, weil er euch unterworfen, sey auch sein Leben schlechter als euers? Ullrich von Sickingen, nehmt von Seiten des heimlichen Gerichts die Lehr und Warnung: verachtet keinen Menschen, auch nicht der Geringsten einen, Leben für Leben, Blut für Blut — dies fordert das heilige Gericht von jedem, der seine Macht mißbraucht, und wollt ihr noch obendrein einen freundschaftlichen Rath anhören: seyd Ritter und Mann, handelt wie es beyden ziemet, und nun — kehrt heim in Frieden!“

„Ullrich begab sich weg, der Freygraf erhob sich auf seinen Sessel: „Wilhelm von Braunau, was denkt ihr nun von der heiligen Vehm?“

„Schrecken hegte ich sonst vor euch, ihr Verborgenen! jetzt Ehrfurcht und Liebe.“

„Diese Empfindung,“ sprach der Freygraf, „wünschen wir in jedes Brust zu erzeugen, zumal in des, den wir zu des Bundes Theilgenoß wün-

ſchen. Wollt ihr dies werden, Ritter, ſo kommt nach neun Tagen auf den Scheideweg, von da man euch heute forderte“

Neun Tage verſtrichen. Wilhelm kam, ward eingeweiht in den furchtbaren Bund, züchtigte manchen Frevel, rettete manche Unſchuld, und Graf Hoyer — denn dieſes war der Freygraf — wurde ſein innigſter und herzlichſter Freund. Warum dieſer anfänglich dem Zuge nach dem Schreckenſtein ſo zuwider geweſen, und woher ſich die vielen Geiſtergeſchichten von daher ausgebreitet, wurde ihm nun bald klar: nachdem er erfuhr, daß ſich dort die Richter des heimlichen Gerichts verſammleten.

„Und Ullrich? — Daß Heinrich ſofort freygelaſſen wurde, iſt leichtlich zu erachten; aber Trübſinn und Mißmuth vermehrten ſich mit jedem Tage. Verſchiedentlich erſchien ihm Erichs Geiſt; aber ſein Anblick erregte bey ihm Grauſen und Entſetzen, denn er wähnte in ihm immer den Geiſt der Hölle zu erblicken. Ohne ſich zu bekümmern, was des Geiſtes Abſicht ſey, ſpendete er Allmoſen — nicht an die Dürftigen und Kranken — nein, an Prieſter und Pfaffen, um durch kräftiges Gebet den Geiſt zur Ruhe zu bannen, und das meiſte von ihm erſchlich denn Siabertus. Von ihm ward Ritter Ullrich geleitet, denn mit keinem der Nachbarn kam er zuſammen. Er lebte einſam und mürriſch; entzog ſich den Menſchen, und kein Be-

such, denn Abt Leonhards und seiner Klosterbrüder, war ihm willkommen in der Burg.

Lange war Erichs Geist nicht erschienen — allmählig schwand die Furcht, und weils dem Menschen doch immer so wohl thut, etwas zu haben, woran sein Herz hängt; so hörte auch Ullrich jezt auf, die seinen Goldgülden an Klöster und Pfaffen zu spenden. Er sammlete sie in seiner eisernen Kiste und war höchlich erfreut, wenn er einen oder mehr hinzu fügen konnte. Sigbertus unterließ es zwar nicht, viel von dem Segen zu schwatzen und dem vollkömmlichen Ablaß, welcher den Wohlthätern des Priesterstandes ohnfehlbar zu Theil würde. Anfänglich warf ihm Ullrich noch ein Paar kleine Gaben hin, achtete aber bald nicht mehr auf das Plaudern des Mönchs. Da stimmte Sigbertus einen andern Ton an: von Schrecklichkeit der Höllenqualen, von Heulen und Zähnklappen, und wie St. Patricius, als er verzückt gewesen, die Teufel gesehen habe, die armen Seelen rösten und sieden in kochendem Pech und Oele, auf dem Ambos zusammenschmieden, daß eine Riesenseele kleiner geworden wäre, dann eine Haselnuß, und dann wieder so von einander zerren und recken, daß eine ganz kleine Zwergleinsseele größer geworden sey, denn jene Büffelhaut, womit eine fromme Königin den Boden zu einer ganzen Stadt bespreytet, und ihn hiedurch den ungläubigen Mauren in Afrika abge-

gränzt habe. Davon plauderte Sigbertus, „und in solche höllische Qualen, folgte nun die Nutzanwendung, falle ein jeder, der in einer Todsünde beharre — von solchen Todsünden aber sey der Geitz eine der ärgsten.“

Ullrich ließ den Mönch schwatzen was er wollte, und berechnete indeß, ohne darauf zu achten, wie viel Goldgülden er wohl innerhalb acht Tagen, oder innerhalb Monatsfrist sammlen könnte. Sigbertus kannte nur zweyerley Wesen zu denen er seine Zuflucht nehmen konnte, die lieben Heiligen, die ein wenig fern waren, und Abt Leonhard, zu dem er sicher gelangen konnte; zu letzterm wandte er sich. Oft schüttelte der würdige Abt sein Haupt, als er vernahm, wie Ullrich in das schändliche Laster des Geitzes versunken — „Ach!“ fuhr Sigbertus fort, wenn wir des Geistes nicht bedurften, war er flugs bey der Hand, aber nun ist klärlich zu ersehen, daß er ein schwarzer Höllengeist sey. Jetzt da ihn unser Kloster wohl von Nöthen hätte, bleibt er weg; wenn er nur so zuweilen im Mitternachtstündlein bey Ullrich einsprechen wollte, traun! er würde sein Felsenherz erweichen.“

„Wer weiß,“ sprach der Abt, „ob wir nicht auch durch unser Gebet und Messen, den Geist von des Fegfeuers Qual erlöst, und er sich jetzt unter den Seligen befindet?“

„Leicht möglich,“ erwiederte Sigbertus, aber

wenns ein guter dankbarer Geist wäre; so könnte er doch, da es eine so feine Gelegenheit giebt, aus dem Himmel kommen und sich ein wenig dankbar bezeigen."

„Das wird er schwerlich, aber was meynt ihr Bruder, könnte nicht Jemand des Geistes Stelle vertreten?"

„Ey! ey! ein feiner Gedanke! — eines Heiligen würdig! — aber wer soll's thun?"

„Den gottlosen Knechten kann man sich freylich nicht anvertrauen — drum Bruder Sigbertus, was meynt ihr, wenn ihr selbst" —

„Daß mich St. Franziskus behüte! Ich selbst? — und wenn nun so der rechte Geist darüber käme, und nicht achtet der sieben heiligen Weihen, die ich unwürdiger Diener der Kirche empfangen habe — mir mitspielte wie dort in der Marterkammer" —

„Der Geist ist ja zu seiner Ruhe gegangen!"

„Wohl wahr, aber der Teufel ist ein Schalk!"

„Seyd unverzagt, es ist zur Ehre Gottes, und zum Besten des Klosters. Ihr wollt Ulrichen vom schändlichen Laster des Geitzes erretten, und zu solchem löblichen Werk nehmet meinen Segen! — er wird euch schützen."

Sigbertus voll Vertrauen auf den Segen des Abts, und an geistlichen Gehorsam gewöhnt, versprach den Geist Ritter Erichs gebührend vorzustellen, besorgte sich heimlich einen Schlüssel zum

Schlafgemach des Ritters, und harrte nur eines bequemen Augenblicks zur Ausführung.

Wilhelm und Adelheid lebten indessen im Genuß ehelicher Freuden. Wenn sie sahen, wie Ullrich, dessen Burg ohnfern der ihrigen lag, seine Tage traurig und einsam hinbrachte, so wünschten sie oft, daß er seinen Unmuth ablegen, und in den Armen einer guten Hausfrau, sich und die Welt genießen möge. Oft wurde deshalb Ullrich von Wilhelm eingeladen, ob er gleich solche Einladung nur selten annahm, und nie erwiederte. Doch blieb bey dem allen Wilhelm der einzige, zu dem Ullrich noch einige Liebe und Zutrauen hegte, weil jeder der andern nahegesessenen Ritter an Ullrichen beynahe gar nicht dachte.

Kriegerisch ward es indeß in diesen Gegenden. Lothar hatte die Kaiserkrone empfangen, und das gegen den Willen Friedrichs und Konrads, der letzten Sprößlinge des schwäbischen Hauses, und beyde Theile verriethen nicht undeutlich: nur Waffenglück könne ihren Zwist entscheiden. Mit Lotharn hielt es Hoyer, Bruno und Wilhelm, und letzterm hatte Ullrich zugesagt, daß er auch die Rechte kaiserlicher Majestät treulich behaupten werde. — Wie ihm dieses doch auch manches schöne Geld kosten dürfe, berechnete eben Ullrich, gedachte aber auch, daß, wenn er es mit Herzog Friedrich halten sollte, es ihm noch höher zu stehen kommen könne. In solchen Gedanken verliefs stoz ihn der

Schlaf, und schon nahte sich die Mitternachtstunde, als er in dem Gange nach seinem Gemache zu, ein schreckliches Getöse und Kettengerassel vernahm. Es nahte sich — die Thür des Gemachs ward wild aufgerissen und das Getöse erschallte jetzt selbst in Ulrichs Schlafgemache. In die Bettdecke hatte Ulrich sein Haupt verhüllt — „Jesus Maria!“ — schrie mit einemmale eine ihm wohlbekannte Stimme; noch hörte er manch ähnliche Ausrufungen. — — — Es ward stille. Ulrich ermannte sich, er richtete sich empor, sah Niemanden, und hörte nur ein klägliches Stöhnen. Er nahm die Nachtlampe, und näherte sich der Thüre. Aus dem Kreuzgange kam das Gestöhne.

„Wer ist da?“ rief Ulrich.

„Helft,“ antwortete Sigbertus, „oder ich stürze hinab.“

Der Ritter nahte sich.

„Lacht nicht,“ rief Sigbertus, „enthaltet euch des Gehöhnes über mein Unglück.“

„Allein vermag ichs nicht euch zu helfen,“ entgegnete Ulrich, „muß zuvor einige meiner Leute rufen.“

Die Dienerschaft war dem Mönche nicht sonderlich gewogen, freute sich seines Unfalls. Jeder lachte, mancher spottete laut. — — „Im Nachtstuhl sollt ihr mir euren Frevel büssen!“ rief der zornige Sigbertus, „und zaudert ihr noch lange, stürz ich gar hinab, und zerbreche eins mei-

ner geweihten Gliedmaßen, so ruhet auf euch der härteste Bann, und ihr fahret dereinst hin zur Hölle!“

In der That war auch der Sitz des Mönches eben nicht sonderlich bequem. Der Erbauer des Schlosses, von dem es endlich an das Geschlecht derer Sickingen gekommen, hatte drey halbe Eber in seinem Schilde geführt; diese hatte bey der Burg Erbauung ein geschickter Steinmetz aus Sandstein gemeißelt, und so waren sie hoch über der Thür des Speisesaales eingemauert worden. Da standen sie die borstigen Thiere mit ihren wilden Häuptern und großen Hauern, als wenn sie aus der Wand herfürlaufen wollten; auf dem einen dieser Thiere ritt Sigbertus, und hatte, um nicht hinab zu stürzen, jeden der beyden höher stehenden Eber mit einem Arme so fest umschlungen, als ers vermochte.

„Wie fein er zu Rosse sitzt!“ rief einer der Knechte. — „Wie zärtlich er die Eber halset! — als obs Dirnen wären,“ entgegnete der andere. — „Nun er macht seinem Rosse keine Schande“ fiel der dritte ein, „denn er ist ja angethan mit Helm und Harnisch.“ —

Ullrich hieß die Spötter schweigen, und den Mönch hinabhelfen. Da dieser nun wieder auf dem Boden stand, war die Frage allgemein, wie er hinauf gekommen? „Könnets ja leichtlich erachten,“ war die Antwort, „daß der Geist der

Hölle, welcher hier sein Unwesen treibet, mich dort hinauf gesetzt."

„Aber doch nicht mit Helm und Harnisch angethan?" frug Ullrich.

„Soll euch morgen alles klar werden," entgegnete Sigbertus, drängte sich durch den Haufen der Diener und eilte davon, so schnell ers vermochte.

Die Neugier veranlaßte den Ritter, ihn bald nach Tagesanbruch holen zu lassen. Auf die Nachricht, daß er nicht zu finden sey, glaubte schon Ullrich, der Geist habe ihn durch die Lüfte hinweggeführt. Aber nicht lange ließ ihn Sigbertus bey diesem Glauben; mit dem Herrn Abt und ein Paar Klosterbrüdern kehrte er zurück, und erzählte dem Ritter, wie unter der Dienerschaft große Unzucht eingerissen. So lange der Glaube gewesen, daß Erichs Geist umhergehe, sey auch jeder zur Nachtzeit fein sittiglich in seiner Kammer geblieben; aber jetzt sey es ganz anders beschaffen, und um den Unfug ein wenig zu stören, habe er in Gestalt des Geistes die nächtlichen Besuche einschränken wollen. Der Herr Abt und die Klosterbrüder betheuerten dies, und da es so heilige Männer waren, so unterwand sich auch Ullrich nicht, an ihrer Aussage zu zweifeln.

Indeß brach der Krieg zwischen Lothar und den schwäbischen Herzogen aus. Ullrich sollte nebst den Seinen gegen Friedrich von Hohenstaufen die

Heeresfolge leisten. Seine Dienstmannen übergab er der Anführung Wilhelms von Braunau, er selbst schützte schwere Krankheit vor und blieb zurück. Sehr weislich glaubte er gehandelt zu haben, seiner Schuldigkeit gegen den Kaiser war Genüge geleistet, und wenn Friedrich der Hohenstaufer siegen sollte, dann konnte er sich entschuldigen, daß er nimmer sein Schwert gegen ihn gezogen. Oft dankte er dem Herrn Abte, der ihm diesen weisen Rath gegeben, und während der Abwesenheit aller Ritter, die im Heereszuge begriffen waren, sah und sprach Ullrich Niemanden denn Leonhard und seine Mönche. Hochpriesen ihm diese ihre Glückseligkeit, wie man im Kloster lebe so brüderlich, in Stille und Eintracht durchs Leben walle, so ganz Gott und den Heiligen ergeben, und nichts denn gute Werke ausübend, beynahe auf Erden schon zum Engel werde; wie Niemand besser für seiner Seelen Heil sorge, als der mit seinen irrdischen Gütern, die doch nur Staub und Noth der Erde, irgend ein Kloster begabt, selbst das Ordenskleid angelegt, und so zum Heiligen geworden. Das schlug Wurzel, und schon mehr als einmal dachte Ullrich daran, seine Güter dem St. Egidiuskloster zu schenken, und dort als Mönch sein Leben zu beschließen. Freylich war dem Ritter, wenn er diesen Gedanken hegte, Erichs Geist erschienen, hatte durch Blick und Gebehrde, Zorn und Unmuth verrathen, aber in einem so seligen

Vorhaben von einem hölischen Geiste gestört zu werden, das sey nichts fremdes; so behauptete Sigbertus und freute sich schon oft nebst dem Herrn Abte des gelungenen Anschlags.

Mit jedem Tage ward Ulrich mehr in seinem Vorhaben bestärkt, hin und wieder stieg freylich so mancher Gedanke gegen den Entschluß auf; aber das sey Fleisch und Blut, der alte Adam und des Satans Anfechtung, so schrien die Mönche, wenn sie nur im geringsten auf die Spur kamen. Legenden von heiligen Prinzen und Prinzessinnen, wie diese allem entsagt, sich ins Kloster begeben, oder Einsiedler worden, und dafür des Himmels Glückseligkeit, schon hier auf Erden genossen — die wurden dem Ritter täglich aufgetischt, aber, schwankend wie immer ward es ihm schwer einen bestimmten Entschluß zu fassen. Doch wähnte Abt Leonhard, der ihn kannte, daß er ihn in kurzem hiezu bewegen würde. Er hatte ihn eines Abends kaum verlassen, als Reginger, Wilhelms Leibknappe, in die Burg sprengte. Im Namen seines Herrn erbat er sich ein Nachtlager für den verwundeten Ritter Otto von Helmeisen und die Seinen, welche bey ihrem Zuge nach der Burg Wilhelms, diesen Tag über nicht weiter gelangen könnten. Die Gesetze der Gastfreyheit nöthigten Ulrich, das Begehren sofort einzugehen, und indeß er ihren Empfang vorbereitete, erzählte ihm Reginger: Der Vater des Kaisers habe Otto'n

viel Huld und Liebe erwiesen, und deshalb sey er auch dem Kaiser mit größter Treue verpflichtet gewesen. Friedrich habe es für gut gehalten sich einen Nachbar, der seinen Feinden zugethan, bald möglichst vom Halse zu schaffen, habe ihn befehdet, seine Burg zerstört, und ihn nebst den Seinen gefangen fortgeführet. Jetzt, da man wieder Friedrichs Vesten angegriffen, habe man die Gefangenen durch ihre Eroberung befreyt, und Wilhelm dem alten Otto, dessen Wunden noch nicht völlig geheilt, seine Burg so lange zum Wohnsitz angeboten, bis seine zerstörte Veste wieder erbauet, oder er vom Kaiser mit einer andern Veste versehen sey. Sein Gemahl und zwey Töchter, fügte Reginger hinzu, kommen mit. — Letzteres war dem Ritter nicht willkommen, der schon halb als Mönch dachte.

Sie kamen indeß, wurden höflich aufgenommen, und der Ritter, der anfanglich gar blöde und von wenig Worten gewesen, wurde doch am Ende so guter Dinge, daß es ihm schwer wurde das Gespräch abzubrechen. Mehr als einmal wünschte er dem ältesten Fräulein gute Nacht, und begab sich endlich davon.

Sigbertus war früher geschieden, und hatte es wohl bemerkt, daß Fräulein Kunigunde dem Ritter nicht mißfallen. Diesen Eindruck zu tilgen, wenigstens zu schwächen, wünschte er nun sehnlich, und harrete deßhalb noch auf dem Kreuzgange.

„Noch so spät hier?“ frug Ulrich.

„Wollte nur fragen,“ entgegnete Sigbertus, „ob die Fremden nicht, ehe sie abreisen, zuvor einem heiligen Meßopfer beywohnen wollen?“

„Sie werden schwerlich morgen abreisen,“ fiel Ullrich ein.

Darüber äußerte dann Sigbertus seine große Verwunderung, und so entspann sich ein Gespräch, während dessen der Mönch den Ritter in sein Schlafgemach begleitete. Beyde schwiegen eine Zeitlang — „Lieber Sigbertus,“ hub endlich Ullrich an, „schwer sind eure Ordensgelübde.“ —

„Ja wohl! und den Weltkindern ists unbegreiflich, wie man ihnen Gnüge zu leisten vermag; aber dafür stehen wir denn auch mit den Heiligen im Bunde, und sind ihre liebsten Schooßkindlein.“

„Wills gerne glauben, aber gesteht mir doch aufrichtig, obs euch nie bey dem Anblick eines schönen Weibes reute, das Ordenskleid angelegt zu haben, ob nie in euch der Wunsch entstand, Vater und Gatte zu seyn — und wenn dieser Wunsch so in aller Stärke erwachte, habt ihr euch dann nicht unglücklich gefühlt?“

„Mit nichten! es hat zwar der Satan, weil er die Priester am meisten auf Erden hasset auch manchen heftig angefochten, aber wie, wenn einer Bauchgrimmen hat, und nachdem er einige Tröpflein Balsams mit gutem alten Wein genossen, alles Kneiden schnell vorüber gehet, so scheidet auch solche Anfechtung schnell von uns, so bald

man sich nur an irgend einen besondern Schutzheiligen wendet. In solchen Fällen leisten absonderlichen Beystand die heiligen Jungfrauen Barbara, Apollonia und Ursula, und die heiligen Ordensstifter Franziskus, Benediktus und Dominikus.“

So schwatzte der Mönch noch eine Zeitlang. Der Ritter beschloß sich an diese Schutzheiligen zu wenden: — „Thuts nur,“ sprach der Mönch, „ihr werdet Wunder spüren, habs aus Erfahrung, und kanns bey meinem heiligen Ordenskleide betheuern, daß noch nie ein böses Gelüste in meiner Seele aufgestiegen.“

Unter solchen Betheurungen verließ der Mönch den Ritter. Still wars in der ganzen Burg, Jedermann schlief. Mit hervorgerecktem Haupte blickte Sigbertus und horchte nach allen Seiten. Er gewahrete Niemanden, und schlüpfte behende in Gertrudens für ihn jederzeit offene Kammer.

Emsig betete indeß Ullrich, nur wollte es ihm oft nicht recht gelingen; statt zu St. Ursulen zu beten, rief er zu St. Kunigunden, und fügte dem Gebete gegen Anfechtung schon die Clausul bey: daß ihn die Heiligen davon erlösen, oder Fräulein Kunigunden zum Gemahl bescheren möchten. Schon viele Monden lang hatte er abgesondert von den Menschen gelebt, und jetzt mit einemmale so nahe bey einer holden Dirne, die so bescheiden und doch so gesprächig, so züchtigen und doch so freundlichen Blicks: — wars Wunder, daß mit einem-

male alle Neigung zum Mönchsleben verschwand? und Ullrich die ganze Nacht nicht schlafen konnte? — Früh stand er vom Lager auf; er wollte hinunter; eine weibliche Stimme rief ihn leise näher zu kommen — Er sah sich um, und bemerkte Niemanden. Endlich hörte er, daß die Stimme aus Gertrudens Kammer kam, er näherte sich. — „Oeffnet die Kammer," rief Gertrude, „ein loser Schalk hat die Riegel vorgeschoben" — „Kein Riegel, erwiederte Ullrich, ein groß Schloß hängt dafür."

Gertrude erkannte ihres Herrn Stimme, sie schwieg — Ihr Schweigen ward dem Ritter bedenklich. Er beschloß in den Garten zu gehen, und von da nach dem Fenster der Kammer hinaufzublicken. Noch schlief alles, und in der Dämmerung glaubten Gertrude und Sigbertus sich vielleicht unbemerkt trennen zu können. — Ein großer Apfelbaum an dessen Zweigen die Kutte des Mönchs und Gertrudens Gewand vertraulich neben einander hiengen, machte den Ritter staunend; bald aber erschien noch ein anderer Auftritt. An den Bettüchern suchte der nackende Sigbertus sich aus Gertrudens Kammerfenster hinabzulassen. Mit einemmale gewahrte er den Ritter — ließ vor Schrecken das Betttuch fahren, und plumpte unter schrecklichem Geschrey zu seinen Füssen hinab. Das Geschrey des Mönchs, der sich das eine Bein verrenkt, veranlaßte das Herbeyeilen einiger bereits

erwach-

erwachten Diener. Einer rief den andern, — verſammlet ſtand das ganze Hofgeſinde. Seine Lage unter Gertrudens Fenſter, das noch daran flatternde Bettuch, die an den Zweigen des Baums hängenden Kleidungsſtücke, verriethen den Vorfall. Alle Frechheit des Mönchs, war bey dieſem Unfall verloren gegangen — man trug ihn in ſeine Kammer. Ullrich ſah den Heuchler ſo ganz entlarvt; Gertrude vom Ritter gefragt, geſtand alles. — Ullrich bat die Reiſenden bey ihm zu raſten — noch des nämlichen Tages bewarb er ſich um Kunigundens Hand.

„Das Herz meiner Tochter,“ ſprach Otto, iſt frey, lernt euch näher kennen, und hofft ihr dereinſt glücklich mit einander zu leben, ſo habe ich nichts gegen eure Verbindung.“

Sigbertus ward nach ſeiner Geneſung ins Kloſter gerufen. Hart verwieß ihm der Abt, wie er dem Kloſter ſo herrliche Güter entzogen, und ſandte ihn in ein ferngelegenes Kloſter, mit Bedeuten, nie hieſigen Orts etwas von ſich hören zu laſſen. Dem Ritter erzählte Leonhard, wie Sigbertus wegen ſchändlicher Uebertretung ſeiner Kloſtergelübde ſchon gebüßet, und in einem engen Gemäuer ſeine Tage beſchloſſen habe. Gleichgültig hörte Ullrich die Erzählung. „Er hätte nicht ſo hart büßen ſollen, ſein Vergehen war menſchlich, wenn gleich ſeine Heucheley ſtrafbar blieb.“ Dies war alles, was er dem ſtaunenden Abt ſagte. Vergeblich

ſuchte dieſer das vorige Anſehen wieder zu behaupten; Ulrich war wenig einheimiſch.

Herzog Friedrich unterwarf ſich dem Kaiſer, Wilhelm kehrte zurück, und auf ſeiner Burg ward das Hochzeitfeſt Ulrichs mit Kunigunden vollzogen.

Ulrich, der ſich in Kunigundens Armen glücklich wähnte, hätte die böſe Meynung von Erichs Geiſt verloren, ihn vielleicht künftighin als ſeinen erſten Schutzheiligen verehrt, wenn ers nicht durch Heinrichs Schwatzhaftigkeit erfahren hätte, daß er, und nicht der Geiſt den heuchleriſchen Mönch entlarvt habe. Heinrich hatte die Tücke des Mönchs noch nicht vergeſſen, bemerkte ſeinen Umgang mit Gertruden, ſchlich ihm nach, da er in der Eil die Thure unverriegelt gelaſſen, warf die Kleider durchs offene Fenſter, und legte das Schloß vor die Thüre. Ulrich dankte Heinrichen herzlich für dieſen Dienſt, und Erichs Geiſt, der eine lange Zeit hindurch nicht erſchien, ward vergeſſen.

Näher rückte Ulrich wieder den Menſchen, Wilhelm ward ſein Freund, Adelheid und Kunigunde liebten einander als Schweſtern, aber eine Spur der alten Anhänglichkeit blieb noch in Ulrichs Seele zurück. Er hatte zwar die Mönche und ihr Weſen ſattſam kennen gelernt, aber doch blieb ſein Hausprieſter immer einer der erſten, der vertrauteſten Rathgeber. Er hatte auf Wilhems Rath den alten Donatus, einen frommen Mönch, bey ſich aufgenommen, und wenn dieſer es gleich treulich

mit ihm meynte, und aller Heucheley Feind war, so hafteten doch mancherley Mönchsbegriffe in seiner Seele, von denen Ullrich oft abhängig ward.— Heiter und guter Dinge saßen Ullrich und Wilhelm bey einander, als unerwartet Bruno vor ihnen trat. Er war, um den rechtmäßig erwählten Pabst zu unterstützen, mit Kaiser Lotharn gen Welschland gezogen, aber Anaklet, der Gegenpabst, unterstützt von den wilden Normännern, hatte kühnlich die Spitze geboten, und mancherley Unfall den Rückzug des Kaisers erzwungen, ohne die Sachen zuvor sattsam beendigt zu haben. Allgemein ward dieß bekannt, und so erschien auch Bruno keineswegs unerwartet, aber Mißmuth in seinen Zügen, Kummer und Gram, des sonst so harmlosen Ritters, die verriethen wohl, daß etwas sonderliches vorgegangen sey; auch war Bruno nicht der Mann, sich lange zu bergen:

„Bald nach meiner Ankunft in Welschland ward ich krank, fand gütliche Aufnahme in einem Kloster, genaß, und wollte dem Heereszuge nacheilen, als mich der Abt um einen Ritterdienst bat. In einer unersteiglichen Burg im alpischen Gebirge, da hause, sprach der Abt, ein frecher Ritter; von der heiligen Kirche verbannt, laure er den Reisenden auf; nichts sey ihm heilig; viel stattliche Ritter habe er gefangen, und wüthend sey er im Haß gegen die heilige Kirche. Da mich nun ein jeder, selbst kaiserliche Majestät als einen tresli-

chen Kämpen gerühmt, so setze der Abt in mich das Zutrauen, daß ich die Anführung einer Kriegsschaar übernehmen, und den frechen Räuber bändigen würde. Wie vermochte ich einen solchen Ritterdienst denen zu weigern, die mir auf dem Krankenlager so viel Liebe und Treue erwiesen! Der Abt versprach alles zum Zuge zu veranstalten, und daß in wenig Tagen der fromme Bischof Januarius, mit einem stattlichen Kriegshaufen anlangen, und ich alsdann mein Kriegsglück versuchen sollte. Indeß erlustigte ich mich mit der Jagd, und hatte eines Tages dem Wilde bis zwischen den Gebürgen nachgesetzt, als die Jäger mich zur Rückkehr ermahneten, mit Anzeige, daß die Burg des räuberischen verdanneten Astulpho hier nicht fern sey. Ein Gedanke stieg in mir auf, die Burg zu beschauen. Vielleicht, dachte ich, kannst du eine Seite zum Angriff erspähen, und wenns zum Kampfe kommt, mit weniger Gefahr und weniger Menschenblut, den Handel endigen. Ich vertraute dieß den Jägern, alle mahnten mich ab. Von des Raubgrafen Zauberey, Tücke und List machten sie viel Worte, aber ihr Staunen bey meinem Antrage, und die bedeutenden Blicke, welche sie sich zuwarfen, ließen mich ahnen, daß hier etwas Unklares im Werke sey. Ich bestand darauf, daß ich, um des vorhabenden Angriffs willen, die Burg auskundschaften müsse, und da ich hievon

nicht abgieng, blieben die übrigen Jäger zurück, und einer geleitete mich bis zum Fuße des Felsens.“

„Steil war dieser von allen Seiten und nur eine Brücke führte über den Abgrund bis zu einem andern Felsen, in dem ein Weg gehauen war.“ „Hier,“ „sprach mein Führer,“ „stellt der Graf „seine Wegelagerungen an, und schon mancher ta„pfere Ritter, der über das alpische Gebürge nach „Deutschland oder Welschland ziehen wollte, ist „dem Böswicht in die Hände gefallen.“

„Um von allen Seiten zu prüfen, ob nicht der Fels auf einem andern Wege ersteigbar sey, umritt ich ihn. Plötzlich hörte ich einen Trommetenstoß — ein geharnischter Ritter erschien auf der Brücke, und lud mich zum Zweykampf.“

„Mit einem Räuber fechte ich nicht!“ „so rief „ich ihm hinauf.“

„Unbesonnener!“ entgegnete mir der Ritter,“ „wär ich ein Räuber, so würde ich mit meinen „Gesellen über dich Einzelnen herfallen, und du „wärst in meiner Gewalt.“

„Daß dies Wahrheit sey, sah ich klärlich ein — Mein Wegweiser ermahnte mich zur Flucht, und eilte, da ich mich hiezu nicht verstehen woll'e, so schnell ers vermochte, davon. Ich aber forschte nach des Kampfes Bedingung. Dafern ich obsiegen würde, gelobte Astulph, (so hieß mein Gegner) mir nicht nur sicher Geleit, sondern auch dreyer von ihm gefangner Ritter Freyheit, im ent-

gegengesetzten Falle solle ich ihm gewähren einen Ritterdienst, und bis dazu die Zeit anbreche, in ziemlicher Gewahrsam in seiner Burg hausen. Da entgegnete ich ihm: „Dafern euch des Kampfes „gelüstet, so will ich mich dessen nicht entschlagen, „zumal da die Freyheit dreyer Ritter ein nahm„hafter Preis ist; doch wollet ihr mir sagen, wie „ihr selbst an der Gefangenschaft solcher wackern „Männer ein Gelüst habet, dafern ihr davon recht„lichen Grund angeben könnet, auch der geforderte „Ritterdienst mit Ehr und Gewissen bestehen mag, „so bedarf es keines Kampfes von meinetwegen, „um ihn sofort zu leisten; fordert ihr aber durch„aus den Streit, so will ich, wenn euer Grund „dazu gerecht ist, auch als Sieger weder die Frey„heit der Gefangenen heischen, noch mich des von „euch geforderten Dienstes entschlagen. Damit ihr „aber nicht glauben möget, daß solche Rede aus „eitel Feigheit entstehe, möget ihr nur eure Lanze „einlegen und entweder zu mir herunterkommen, „oder mich zu euch über die Brücke lassen.“ Letzteres gefiel dem Ritter gar wohl, und da rannten wir hart auf einander, daß die Speere auf unserer Brust zerbrachen, die Splitter weit umher stoben, wir beyde aber wanketen nicht. Astulph hieß seinem Knappen neue Speere herfürlangen und ich betrachtete indeß meinen Gegner. Schwarz war seine Rüstung, sonder Zier noch Kleinod. Auf dem schwarzen Schilde lagen zwey blutige

Schwerter mit der Ueberschrift: Zur Gerechtigkeit und Rache. Ich ahnete etwas Verborgenes; der Knappe brachte neue Speere, indessen sprach Astulpho: „Ich sehe, lieber Herr, wie „ein gar stattlicher Kämpe ihr seyd, und so euch „kein zweytes Rennen beliebet, und ihr, wie ich „vermeine, ein deutscher Ritter, auch kein Pfaffen„knecht seyd, so bin ich eures obigen Versprechens „zufrieden, und wollen uns beyden die Rippen „ganz lassen, um solche gegen unsere Feinde desto „bas zu gebrauchen.“ — Dagegen hatte ich nun nichts einzuwenden, sondern zog mit dem fremden Rittersmann, seiner freundlichen Bitte gemäß, und getrieben durch eigene Neugier, in die Burg.“

„Als wir daselbst anlangten, und in den groſsen Saal traten, freuete ich mich nicht wenig, noch 29 andere Ritter, gröſstentheils deutscher Zungen, bey einander anzutreffen. Allesammt mich gar freundlich empfangend, erzähleten sie mir, wie sie Graf Astulpho, der welsche Ritter, hier in ehrlicher Haft gehalten, und ihnen sobald unser dreyzig beysammen seyn würden, schreckliche Gräuel zu entdecken, und ihres Schwerts zur Bestrafung derselben zu gebrauchen, gelobet hatte. Deshalb drangen sie nun auch alle in Grafen Astulpho, der ihnen noch in dieser Nacht in allem Genüge zu leisten verhieſs.“

„Nachdem wir hierauf zur Abendtafel geladen, und insgesammt stattlich beköstiget waren, trat nach

aufgehobener Mahlzeit Graf Aſtulpho auf, und ſprach: „So es euch nun gefällt, lieben Herren „und Freunde, wollet ihr mir an den Ort folgen, „wo ihr mit eigenen Augen ſehend, meines „Schmerzes und meiner Wuth Größe ermeſſen „möget.“

„Da ſprangen wir alle rüſtig auf, und folgeten dem Grafen, dem zween ſeiner Knappen mit brennenden Kerzen vortraten. Die geleiteten uns durch den Kreuzgang der Burg in einen Thurm, und aus demſelben führte eine Steige hinab bis an ein eiſern Gitterthor. Solches thät der Graf auf, und als wir hindurch getreten waren, ſiehe da ſtanden wir insgeſammt in einer Todtengruft. In derſelben aber waren drey Todtentruhen aus ſchwarzem Marmelſtein, zween groß, die eine aber ganz klein, und an den Wänden hingen drey ſonderbare Gemäldniß, deren Sinn wir nicht deuten konnten. Da winkte der Graf den Dienern, daß ſie von den Todtentruhen die Deckel abthäten, und wir ſahen in der erſten eine ſtattliche Matrone; in der andern ein junges Fräulein, deren Bruſt von verſchiedenen Dolchſtichen durchbohrt, auch das Antlitz dermaßen verſtochen und zerriſſen war, daß man ihrer Geſtalt nicht deutlich wahrnehmen konnte. In der dritten aber lagen zwey junge zarte Knäblein, wovon jeglichem auch die Bruſt durchbohrt war: Alle, wie wir nachher erfuhren, durch die Kunſt eines egyptiſchen Arztes in Dienſten des Grafen,

dermaßen künſtlich erhalten, daß keine Verweſung daran zu ſpüren war. Ob ſolchen Anblick entſatzten wir uns alle faſt ſehr und ſtaunten einer den andern an, voll Erwartung der Sache Kunde zu hören.“ —

„Iſt eitel Lug und Trug!“ rief plötzlich eine wohlbekannte Stimme. Die Ritter ſahen ſich um, Abt Leonhard, den ſie während des eifrigen Geſprächs nicht bemerkt hatten, ſtand hinter ihrem Seſſel. — „Wiſſet, Ritter Ullrich!“ fuhr Leonhard fort, „daß ihr einem Verbanneten Herberge gebt, einem verſtockten Sünder, der ſich zu einer Buße anheiſchig gemacht, und eidbrüchig ſein Wort verletzt!“

„Pfaffe, du lügſt!“ ſchrie Bruno, „und hätteſt du eine Wehr' an der Seite, wollt ich dich im Kampfgericht zu Schanden machen, daß du dich ſelbſt als einen Lügner und Verläumder erkennen, und als ein Ehrloſer gezüchtigt werden ſollteſt.“

Ullrich ſchlug das Zeichen des Kreuzes; Wilhelm wußte nicht wie ers deuten ſollte. Doch ermannte ſich letzterer: „Schweigt“ ſprach er, „alleſamt, und laßt mich prüfen, wovon eigentlich die Rede ſey. Was iſt, Herr Abt, eure Beſchuldigung gegen Ritter Bruno?“

„Er hat ſich,“ rief Leonhard, „mit einem Räuber und Verbanneten zum Morde eines Prälaten verbunden — reumüthig ſeine Sünde erkannt, zur

Buſſe einen Zug ins heilige Land gelobt, ſtatt aber ſeinem Verſprechen gemäß nach Venedig zu gehen, hat er ſich nach Deutſchland begeben.“

„Alſo ſteht ihr auch mit dem ſaubern Januarius in Verbindung?“ rief Bruno — „Ich bitte euch Ritter, hütet euch für dieſem Abt, und damit ihr urtheilen möget, ob ich ſchuldig oder unſchuldig ſey, laßt mich meine Erzählung endigen.“

„Ihr ſollt ihn nicht hören,“ rief Leonhard, „traut meinem prieſterlichen Worte, — es iſt Lug und Trug alles was er ſpricht.“

„Wir müſſen auch ſeinem Ritterworte trauen,“ ſagte Wilhelm. —

„Ihr werdet des Bannes theilhaftig, wenn ihr Verbannte hegt und pfleget.“ —

„Herr Abt“ — ſprach Ullrich — „ich wußte ja nicht, daß er im Banne ſey.“ —

„So treibet ihn jetzt von euch,“ ſprach Leonhard.

„Ihr habt wahrſcheinlich eine böſe Sache, Herr Abt,“ fiel nun Wilhelm ein, ſonſt würdet ihr nicht fordern, daß wir ungehört verdammen ſollen. Ich werde daher dieſen Ritter ſelbſt vor kaiſerlicher Majeſtät vertreten, bis ich von ſeiner Schuld überwieſen bin.“

„Nun, ſo will ich mit euch nichts ferner gemein haben, und es mag über euch ergehen, was eures ärgerlichen Ungehorſams Folge iſt.“ — So ſprach Leonhard und gieng aus dem Gemach.

Ullrich wollte ihm nacheilen, aber Wilhelm hielt ihn zurück, und suchte ihn zu beruhigen.

„Hört mich zu Ende,“ sprach Bruno, „und dann richtet.“ Die Ritter nahmen ihre Sessel ein und Bruno fuhr also fort:

„Als wir noch in der Todtengruft standen und schwiegen, da erhub Graf Astulpho seine Stimme, daß es uns wie ein zweyschneidig Schwert durch den Busen drang, und sprach also: „Ihr wisset, „wie Bruder Peter der Einsiedler umher zog, der „armen Christen im Orient Drangsal, Marter „und Schmach, männiglich zu Herzen führte; „wie sie zu rächen, aller ihrer Noth zu entledigen, „eines jeglichen Brust entbrante; Fürsten, Ritter „und Herren ihr Leben hingaben, Schmach dessen „Loos war, der nicht zum Kampfe und Streit „zog, deshalb eilte auch mein Vater dahin, und „fand dort seinen Tod. Oft sah ich die Thränen „meiner Mutter, und beschloß lieber in meiner „Heimath Gutes zu wirken, wo ich vermöchte, „achtete deshalb das Zudringen der Kreutzprediger „nicht, die mir das Beyspiel meines Vaters vor „Augen hielten; doch schwankte ich am Ende, denn „mit jedem Tage ward man zudringlicher. Lange „hielt ein liebes Weib mich zurück, und eine Toch„ter, ihrer Mutter Ebenbild. Beyde gaben mir „den Himmel auf Erden, und jetzt eine Hölle! „Ihre Leichname sind hier. — Der Verführer „meiner Tochter ward ihrer Mutter und seiner

„Kinder Mörder!“ — Wild rollte sein Auge. Er schwieg einen Augenblick. — „Auch wir fühlten seine Wuth.“

„Ich riß ich mein Schwert aus der Scheide, das thaten auch meine Genossen. Rache! rief ich dem Gatten und Vater, dem Mörder Verderben und Tod, geschworen auf ritterlich Schwert! — So riefen auch die andern, daß laut die Gewölbe widerhallten.“

„Da ermannte sich Astulpho und sprach:“ „Dank, „lieben Ritter und Freunde, vernehmet nun ganz, „was Art es mir erging. — Auch ich ließ mich „endlich hinreißen, zog gen Jerusalem, kämpfte „wie es einem Rittersmann ziemte; Wunden und „Krankheit fesselten mich länger da, als ich ver„meynte; erstere waren im Kampfe mit den Sa„razenen veranlaßt. Treulich warteten mein die „Hospitaliter, und schon hoffte ich Genesung, da „brachte mir ein welscher Ritter ein Schreiben „meiner unglücklichen Beatrix: daß Camilla unsre „Tochter entführt, jede Nachsuchung fruchtlos sey. „Zwar hege sie einen Verdacht, schrecklich und groß, „sie könne ihn dem Briefe nicht anvertrauen: ich „sollte zur Heimath eilen. — Solches wollte ich „auch sofort thun; aber des folgenden Tages war „ich meiner nicht mehr mächtig. Meine Wunden „verschlimmerten sich, Tod prophezeyte mir ein je„der. Weh mir! ich genaß, trat die Reise an, „als ein Sturm uns von der rechten Bahn gen

„Egyptens Küsten trieb. Er legte sich, wir wollten „davon eilen — aber die Feinde hatten uns ent„deckt, wir kämpften männlich, unterlagen der „Uebermacht, konnten erst nach Jahren die Frey„heit erhalten, und als ich nun zurück kam; da „war meine Beatrix, der ich solches vorher kund „gethan, zwey Tage vor meiner Ankunft gestor„ben. Ein egyptischer Arzt, mit dem ich sonder„liche Freundschaft geschlossen, und der mich in „meine Heimath begleitet, sagte mir nach Er„blickung des Leichnams: Gift habe sie getödtet. „Ich wollte der Sache keinen Glauben beymessen, „aber Masiruz überzeugte mich völlig, als auch ein „alter treuer Diener diese Mernung äusserte.“

„Wer? aber und wo? war ihr Mörder? „Ueberall keine Spur. Die Wuth nagte an mei„nem Herzen, da ich auch von meiner Tochter „keine Kunde erhielt. Mein Hausvaff, ein alter „Schlaukopf täuschte mich oft durch falsche Hoff„nungen, mir bald jene bald diese Muthmassung „einflüsternd. Er war eines Tages an den bi„schöfflichen Hof meines alten guten Bekannten „des Bischoff Januarius gezogen, der mir auch „wo möglich Kunde zu geben versprochen hatte. „Einige Tage vergiengen — da brachte man mir „den Bruder, der als ein Wahnwitziger durch „Felder und Dörfer umhergeirrt. Ich hieß mei„nen Dienern des Alten treulich warten, die rie„fen mich aber bald, und als Bruder Chrysosto-

„nius mich erblickte, da heulte er laut und sprach:
„o! mordet mich nicht! schrecklich ist meine Pein,
„aber eine noch schrecklichere harret meiner, wenn
„die wenigen Stunden, die ich noch zu leben habe,
„dahin sind — ich bin eures Weibes Mörder —
„Januarius sandte mir das Gift. Zu Begehung
„eines neuen Bubenstücks hatte er mich berufen,
„da erschien mir eures Weibes Geist im Traume —
„nein! — es war kein Traum — es war Erschei-
„nung. — Du wirst, sprach sie, noch dreymal
„drey Tage leben, und dann erwartet dich — sie
„verschwand. Da fuhren Flammen aus der Erde,
„und gräßliche Teufel zu Tausenden — die reckten
„ihre Krallen nach mir aus, und schossen feurige
„Bolzen auf mich — ich floh vor ihnen, aber sie
„verfolgen mich — O! sie kommen wieder! —
„sehet — da und da! — Er brüllte und tobte,
„bis die Seele von ihm schied. Ich aber behielt
„seine Rede tief im Herzen, und beschloß Rechen-
„schaft zu fordern.“

„Heimlich rüstete ich mich zum Ueberfalle des
„Bischoffs, um, wenn ich ihn in mein Gewahr-
„sam gebracht, seiner Missethaten Geständniß zu
„erpressen. Als ich nun erfuhr, daß er auf einer
„nicht weit von mir entlegenen Burg weile, auf
„welcher er sich oft zu erlustigen pflegte, da zog
„ich gegen ihn aus, und ließ nicht ab von Stür-
„men, bis die Burg erstiegen war. Alle mein
„Dichten und Trachten gieng dahin, den Bischoff

„ſelbſt zu fangen, und ſchier wüthend ward ich „bey der Nachricht, daß er vorlängſt durch einen „heimlichen Gang entflohen ſey. Nur einen ver„wundeten Kämmerling bekam ich in meine Ge„walt, und als ich dieſen hart dräucte, auch der „Geiſt bereits von ihm ſcheiden wollte; ſo reuete „ihn ſeine Miſſethat, und er geſtand, wie er um „dieſen ganzen Handel wiſſe. Durch tauſendfache „Tücke und Liſt, habe der Biſchoff meine Camilla „zu bethören, ſie endlich zu ſeiner ſchnöden Ab„ſicht zu bewegen gewußt. Aber nicht abgehär„tet, ſey bald die Reue erwacht, ſie habe oft zu „entfliehen verſucht, habe dem Biſchoff ſeine ſchnöde „That oft hart zu Gemüthe geführt, daß er gar „zornig worden, und da er am Ende meine ſtete „Nachſuchungen erfahren, habe er ſie mit ihren „zween Kindlein in dieſer Burg in gar ſtrenger „Gewahrſam gehalten. Als ich aber nun gar die „Burg angegriffen, da habe er durch einige ſeiner „Vertrauten, damit bey Eroberung der Veſte nicht „ſeine Schande aller Welt kund werde, meine „Tochter ſamt ihren Knäblein ermorden; das Ge„ſicht durch Dolchſtiche unkenntlich machen, und „dann die Leichname in die Schloßgraben werfen „laſſen.“

„Höllenmarter wars, die ich fühlte, da der „Kämmerling ſtarb, und ſo hatte ich keinen Zeu„gen gegen den Böſewicht. Die Leichname aber „fand ich an der Stelle, die er mir gedeutet

„hatte. — Hier ruhen sie! diese Gemählde deuten „des Bischoffs Greuelthat! seit der Zeit besuchte „ich täglich diese Gruft, meiner Wuth Nahrung „zu geben. Denn bald ward ich ohnmächtig zur „Rache. Von dem Bischoff, der sein Bubenstück „läugnete, in Bann gethan; wegen meines An„griffs seiner Burg, als Räuber der Kirchengüter „verfolgt, von neidischen Nachbarn bekrieat, die „meine Verkleinerung mit Freuden wünschten, blieb „mir von meinem groken Gebiete nichts weiter, „dann diese unersteiglich geachtete Felsenburg, und „einige getreue Knechte, gleich mir mit Kirchen„bann behaftet. Deshalb mein Entschluß: die „Deutschen, welche etwan des Weges kämen, auf„zuhalten, weil ich deutsche Tapferkeit und Muth „im heiligen Lande erprobt habe — Ihr nun Rit„ter! sind wir hier, deutsche Ritter und Män„ner; auch ihr seyd Ehemänner, Väter, Brü„der! — was wollt ihr für Adolph den unglück„lichen Vater thun? — und was ist euer Urtheil „über Januarius den Bischof? — den Jungfern„räuber, den Verführer, den Mörder!“

„Wir alle gelobten in die Hände des erzürnten Vaters, schreckliche blutige Rache. Mannigfach waren unsre Anschläge, als wir in den Waffensaal zurückgekehrt. Der Becher gieng dabey fleißig umher, und so beschlossen wirs des andern Tages fürder zu überlegen, und giengen jeglicher in sein Schlafgemach. Aber unsre Ruhe währte nicht

lange,

lange, Waffengetöse erweckte mich, die Rüstung anzulegen, hinderte die Zeit. Den Helm auf dem Haupte ergriff ich bloß Schild und Schwert, und so ins Getümmel.“

„Astulph und einige Ritter kämpften mannlich, ich mit unter ihnen; aber groß war die Menge unsrer Feinde, sie wuchs mit jedem Augenblick. Ich fiel mit Wunden bedeckt, und erwachte im Gefängniß. Von Mönchen, die meiner Wunden warteten, erfuhr ich in der Folge, einige Diener Astulphs hatten durch den Bischof gewonnen, seinen Söldnern Astulphs Burg bey nächtlicher Weil geöfnet, und so waren wir alle in seine Hände gefallen.“

„Nach meiner Genesung ward mir von den Mönchen vorgespiegelt, als ob ich durch Ergreifung der Waffen gegen den würdigen Herrn Bischof, den größten Greuel verübt hätte. Ich frug nach Astulph meinen Gefährten, aber da gabs keine Antwort, man sprach zu mir bloß von Buße und Bekehrung, und versprach mir endlich Freyheit und Lossprechung vom Banne, dessen ich durch Umgang mit Verbanneten theilhaftig worden, dafern ich durch feyerlichen Eid, das Vergangene zu vergessen, und gen Palästina zu ziehen geloben wollte. Ich that was sie forderten, erhielt meine Rüstung und mein Roß wieder, und eilte aus dem Lande der Greuel so schnell ich vermochte.“

„Nun frage ich an, ob ein solcher erzwunge-

ner Eid mich zur Verſchweigung ſolcher groſſen Frevelthaten, und zur Erfüllung meines Verſprechens binde?“

„Freylich,“ erwiederte Ullrich, „dafern euch euer Seelenheil lieb iſt; denn wir haben Beyſpiele, daß heilige Märtyrer ſich lieber von wilden Thieren zerreiſſen, in ſiedendem Oele kochen, oder wohl gar mitten von einander ſegen laſſen, als daß ſie dem Chriſtenthume abgeſchworen, welches ſie doch, um der ſchrecklichen Marter zu entgehen, wohl hätten thun können, dafern ein erzwungener Eid null und nichtig iſt.“

„Sie thatens, um nicht den Schwachen zu bewegen, daß er ihrem Beyſpiel folge, und ſo wieder das Chriſtenthum von ſich werfe. Sie beförderten alſo Gutes. „Ich aber,“ rief Bruno, „befördre durch mein Schweigen nichts, denn eitel Böſes!“

„Laßt uns,“ fiel Wilhelm ein, „eine Unterſcheidung machen. Inſofern euch euer Eid Böſes zu verſchweigen und Frevel zu beſtrafen hindert, iſt er nichtig; gültig aber, inſofern er euch Verpflichtungen auferlegt, die mit Ehren und Treue beſtehen mögen. Deshalb macht der Pfaffen Frevel und Tücke männiglich offenbar, und thut alsdenn dem gelobten Kreuzzuge Genüge.“

„Ach wie ſoll er ſich aber von dem Banne löſen? und ſind wir deſſen nun nicht mit theilhaftig worden?“

„Würdet ihr euch scheuen Ullrich, mit einem Ritter umzugehen, der wegen eines ihm angedichteten Verbrechens, öffentlich auf die Turnierschranken gesetzt worden, wenn dessen Unschuld in der Folge eben so öffentlich erwiesen wäre?“

„Nein! — aber wie mag das hieher gezogen werden?“

„Astulph war unschuldig in den Bann gethan, und so wenig ihr durch Umgang mit dem unschuldig Geschändeten an seiner Schande Theil nehmen würdet, so wenig mag euch durch Umgang mit dem unschuldig Verbanneten der Kirche Fluch treffen.“

„Ach glaubt das nicht lieber Wilhelm: Abt Leonhard ist ein hochgelahrter Mann, der selbst zu Rom lange Zeit gewesen.“ —

„Daher,“ fiel Bruno heftig ein, „steht er auch mit den welschen Pfaffen im Bunde; und ist jetzt ihr Werkzeug!“

„Seyd ruhig,“ entgegnete Wilhelm, „der Herr Erzbischof zu Maynz soll den Handel entscheiden, und so es Gott gefällt, ziehen wir morgen zu ihm.“

So bliebs. Der Becher gieng umher, Bruno ward in etwas heiter: nicht so Ullrich, der nur spärlich trank, und immer des Herrn Abts und des Banns gedachte. Mancherley ward gesprochen, mit darunter auch von den Kreuzzügen. Wilhelm

und Bruno tadelten Deutschlands Ritterschaft, die aus ihrem Vaterland, wo es doch alle Hände voll Arbeit gäbe, wegziehe, um den Tod auf fremdem Gebiete zu suchen, und so manches Unheil dadurch errege. Ullrich war ihnen entgegen, sprach viel von dem heiligen Lande, und wie er schon selbst oftmals daran gedacht, zu so heiligem Zwecke die Waffen zu ergreifen."

Sie giengen auf ihr Lager. An Kunigundens Seite schlief Ullrich. Im Traum sahe er sich mit einem Kreutze bezeichnet, und ein Trupp weißgekleideter Jünglinge und Jungfrauen leitete ihn bey frohen Jubelgesängen in einer paradiesischen Gegend umher. Er erwachte. „Sollten mir die Heiligen nicht ein Zeichen gegeben haben?" so sprach Ullrich zu sich selbst. „Will mit dem Bruder Donatus darüber reden." — Plötzlich stand Erichs Geist vor seinem Lager. Starr blickte er nach Ullrich — „Kann ich dich" rief dieser, „kann ich dich, gequälter Geist, durch eine Kreuzfahrt erlösen?" — Zornig schüttelte der Geist das Haupt, drohte dreymal mit aufgehobenem Zeigefinger, und verschwand. —

Früh morgens ließen Bruno und Wilhelm ihre Rosse satteln, und zogen gen Maynz. Sie hatten schon einen Theil des Weges zurückgelegt, da gedachte Wilhelm, als er ohnfern seiner Burg vorüber zog, wie er noch so manches dort anzuordnen habe. Deshalb bat er seinen Freund allein

zu ziehen, und seiner in der Herberge zu harren, wo er wenig Stunden nach ihm einzutreffen gedenke. Bruno wars zufrieden. Sie schieden. — Wilhelm kam gen Maynz, und wen er dort nicht fand — das war Bruno. Er harrete einen Tag, am folgenden sandte er Boten, und die brachten nun die Trauerpost, Bruno und der Diener, der ihn geleitet, wären von Räubern erschlagen. Ihre Leichname hatte man von der Heerstraße in ein benachbartes Kloster gebracht, und die traurige Pflicht des Begräbnisses war das einzige, so Wilhelm noch seinem entseelten Freunde erzeigen konnte, und durch den Herrn Erzbischof vom Banne losgesprochen, ward dem Leichnam die Bestattung in geweihter Erde zu Theil. Deshalb ließ sich denn auch Ritter Ullrich gar willig finden, ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu thun, und den Todten zur Erde bestatten zu helfen. Er und Wilhelm kehrten schweigend ein. Nach einigen Seufzern brach Ullrich das Schweigen. „Was meynet ihr wohl," hub er an, „von Bruno's Tode? hat man doch in so langer Zeit nichts von Räubern vernommen."

„Desto wahrscheinlicher, daß ihm die Pfaffen dies ewige Schweigen auferlegt."

„Gott verhüte! daß ihr euch nicht vom heiligen Priesterstande solch Uebelthat zu denken erlaubet."

Wilhelm lächelte und schwieg.

„Könnten ihn nicht," fuhr Ullrich fort, „Gott und die Heiligen durch bösen schnellen Tod dafür gestraft haben, daß er eidbrüchig worden und den Kreuzzug unterlassen? Bruder Donatus ist wenigstens dieser Meynung."

„Donatus ist eine gar ehrliche Haut, schwatzt aber wie alle Klosterbruder, und deshalb bitte ich euch, lieber Ullrich, daß ihr auf seine Worte nicht soviel halten wollet."

„Er ist doch so fromm," entgegnete Ullrich, „und — muß es euch nur bekennen — wie er gar hart in mich dringet, daß ich selbst einen Zug gen Palästina unternehmen soll." — Seinen Traum und des Geistes Erscheinung, erzählte nun Ullrich, und daß verschiedentlich, wenn er ernstlich an den Kreuzzug gedacht, und selbst als er mit Donatus darüber berathschlagt, Erichs Geist wiederholentlich erschienen sey, und jederzeit Zorn und Unwillen verrathen habe.

Wilhelm bemühte sich nun aus des Geistes Erscheinung zu deuten, daß Ullrich den vorhabenden Zug unterlassen solle. Ullrich und Donatus aber waren der Meynung, daß der Geist, welcher wohl schwerlich zu den guten gehöre, bloß aus schwarzer Absicht ein so frommes Werk zu hintertreiben suche. Unentschlüssig blieb indeß Ullrich; als aber sein ältester Knabe plötzlich erkrankte und starb, da hielt er es für eine Strafe des Himmels, ließ sich sofort das Kreuzzeichen anheften, bestellte

Wilhelm zum Verweſer ſeiner Güter, und ſeines zweyten Sohnes Vormund, und zog von drey Knechten begleitet mit andern Kreuzfahrern gen Conſtantinopel, um von dort aus weiter zu den chriſtlichen Streitern zu eilen.

Bald nach ſeiner Abreiſe verſammleten ſich auf dem Schreckenſteine die Richter, beſtellt im Verborgenen zu richten gleich Gott. Bruno's Ermordung hatte Aufſehen erregt. Den Genoſſen des heimlichen Gerichts ward ſämmtlich aufgetragen, des Mordes Vollzieher auszukundſchaften, und daß man in dem Walde, wo er fiel, zwey Leute mit Armbrüſten geſehen, und daß dieſes wahrſcheinlich zwey Knechte Veits von Dornburg geweſen — ſoviel hatte man erkundet. Es war aber Veit von Dornburg Schirmvoigt des St. Egidiusklo-ſters; und daß Abt Leonhard mit im Spiele ſey, daran hatte bis jetzt wohl Niemand gezweifelt, der mit dem Weſen des ganzen Handels wohl bekannt war. Weil aber der heiligen Vehm nicht ziemt über Prieſter zu richten; ſo ward man des Handels einig alles genauer zu prüfen, und alles kaiſerlicher Majeſtät fürzutragen. Zur Klage erboth ſich in ſolchem Fall Wilhelm, und ſelbſt wenn er von der Muthmaßung Richtigkeit überzeugt ſey, zum Zweykampf im Gerichts-Schranken gegen Veit von Dornburg.

Adelheid und Kunigunde lebten indeß als Schwe-

ſtern. Schauerlich ward beyden oft zu Muthe, wenn Adelheidens Knabe der kleine Heinrich, von dem alten graubärtigen Ritter erzählte, der an ſein Lager träte, ihm freundlich zulächelnd die Wangen ſtreichele. Beyde dachten an Erichs Geiſt, aber was er von dem Knaben wolle? das vermochten ſie nicht zu deuten. Doch ſtimmten ſie der Auslegung des Bruder Donatus bey; der Geiſt ſey vielleicht dem Knaben desfalls ſo hold, weil er ihn vielleicht dereinſt erlöſen würde. Solcher Glaube wuchs, als Heinrich der Mutter erzählte: wie er einſt vom Laufen und Springen ermüdet ſich im Garten ohnfern des Teichs Ufer ſchlafen gelegt. Im unruhigen Schlaf habe er ſich näher an das Ufer gewälzt, und wäre vielleicht ſelbſt in das Waſſer gefallen, wenn ihn nicht der alte Ritter erweckt hätte. Beyde Frauen beteten bey dieſer und mehr Erzählungen der Art, für die Seele des umgehenden Ritters, von welchem übrigens niemand etwas ſah oder hörte.

Ein Bote von Ulrich brachte die Kunde, daß er glücklich zu Conſtantinopel angelangt ſey, und von da übers Meer gen Aſien ziehe. Dort war alles voll Getümmel; muthig drängten die Sarazenen von allen Seiten her, und der ſchwache Hauf der Chriſten vermochte nur durch auſſerordentlichen Muth, dem einbrechenden Feinde Widerſtand zu thun. Die vorderſten im Streit wa-

ren immer die Templer, zu diesen gesellte sich Ullrich; viel der ungläubigen Feinde der Christenheit in den Sand zu strecken, oder des Märtyrertodes theilhaftig zu werden: dies war seines Herzens inniger Wunsch. In einer Schlacht ohnfern Tripolis in Syrien gedachte er eins oder das andere zu erreichen; aber flüchtig ward der Christen Heer, und Ullrich sank mit Wunden bedeckt. Des Blutes Verlust hätte ihn getödtet, hätte ihn nicht ein frommer Einsiedler, der, als die Streitenden davon gezogen, zum Kampfplatze eilte, um vielleicht noch den Verwundeten Beystand zu leisten, in die Höle gebracht, welche er nebst einem Gefährten, im benachbarten Gebürge bewohnte. Hier erwachte Ullrich nach langer Ohnmacht; wo er sey, verrieth ihm des Einsiedlers Kleidung. Aber da er ohnfern von sich auch einen schwer verwundeten Muselmann erblickte, diesen gleich sorgfältig pflegen und verbinden sah — da wagte ers nicht seinem eignen Auge zu trauen. Er wollte fragen; aber der Einsiedler gebot ihm Schweigen, bis Rede und Anstrengung der empfangenen Wunden ferner nicht gefährlich sey.

Während dieses mit Ullrich vorgieng, forschte die heilige Vehm nach Bruno's Mörder. Sie kam der Sache immer näher auf den Grund. Zwar hatte Dornburg die Mörder, zwey seiner Leibeigenen, mit Freyheit und stattlichen Geschen-

ken begabt, und gen Welſchland geſandt; aber die Größe der Geſchenke, und die ferne Sendung machte um ſo mehr Aufſehen. Dornburg ſelbſt, wenn man Bruno's gedachte, ſuchte dem Geſpräche auszuweichen, und als ihm Wilhelm einſt erzählte, daß, wenn er ſich nicht ſehr irre, das heimliche Gericht die Mörder Bruno's auszumitteln ſtrebe, da erblaßte Veit. —

„Ihr werdet ſo bleich Ritter,“ frug Wilhelm, „ſollte euch Bruno's Mörder bekannt ſeyn?“

„Mit nichten!“ — rief Veit, — „wie könnt ihr nur auf ſolche Gedanken kommen?“

„Weil die allgemeine Sage iſt: zwey eurer Knechte, die ihr nach Welſchland geſandt, hätten den Meuchelmord verübt.“

„Gott behüte!“ — rief Veit und zitterte am ganzen Leibe.

„Auch ich halte euch des Mordes unfähig,“ ſprach Wilhelm.

„Seyd höchlich dafür bedankt — wills euch durch jeden Gegendienſt erwiedern, — auch der fromme Abt Leonhard“ —

„Will ganz euren Dank verdienen,“ unterbrach ihn Wilhelm; drum rathe ich euch morgen mit mir gen Cölln zu ziehen, der Kaiſer hält dort einen Hoftag, und ſo ihr meinem Rathe dort folgen wollt, will ich euch die Mittel verſchaffen, eure Unſchuld vor Männiglich darzuthun.“

„Wie und auf was Art?“ frug Veit.

Wilhelm ſtand ihm nicht Rede, Veit ahnete nichts Gutes, und lehnte den Zug ab, den aber Wilhelm am folgenden Tage antrat.

„Allmählig genaß Ullrich, Bruder Antonius wartete ſein treulich. „Heiliger Vater!“ rief einſt Ullrich.

„Nennet mich nicht ſo, entgegnete der Einſiedler, der Menſch vermag nichts denn gut und edel zu ſeyn — Heiligkeit ward nur beſſern Weſen zu Theil.“

„Ihr ſeyd ein Deutſcher? wie freuts mich,“ rief Ullrich, „in euch den Landsmann zu erkennen!“

Auch Antonius freute ſich des geneſenden Ritters. Er gedachte ſeines deutſchen Vaterlandes, der Zeiten ſeiner Jugend, und es ward ihm etwas leichter ums Herz. Manche Frage that er an Ullrich, wie's mit ſeinem Vaterlande beſchaffen ſey, und nach mancherley Gegenreden that auch endlich Ullrich die Frage: „wie kömmts, daß ihr euch auch des verwundeten Ungläubigen ſo eifrig annehmt?“

„Weil er ein Menſch iſt,“ entgegnete Antonius, „weil ich veſtiglich glaube, daß einſt am Tage des großen Weltgerichts der Richter nicht ſo wohl fragen wird: was haſt du geglaubet? als: was haſt du gethan?“

Ullrich seufzte. „Ach“ sprach er, „ihr seyd nicht auf dem rechten Wege!“

„Armer Ritter,“ entgegnete Antonius, „welcher Weg ist denn der rechte zum Himmel? — Meines Erachtens führen gar viele dahin. Laßts euch durch ein Gleichniß deuten. Wenn der Kaiser aus deutschen Landen, und der griechische Kaiser, der Sultan von Egypten, der König von Portugall und der Calife aus Babylon, allesammt gen Rom ziehen wollten, so würden sie alle sammt und sonders dahin anlangen können, und wenn nun der Calife dem König aus Portugall, oder der Sultan von Egypten den deutschen Kaiser überreden wollte: er sey nicht auf dem rechten Wege gen Rom gekommen, sondern hätte, um des rechten Weges zu ziehen, mit ihm eine Straße halten sollen: so würde doch wohl ein jeder über solche Zumuthung mit Grunde lachen. Und doch sind wir Menschen so thörigt zu glauben, nur unser Weg nach dem Himmel sey der rechte! und wollens dem Nächsten nicht gestatten, daß er auf einem andern, der ihm bequemer ist, dahin komme. Meynet ihr denn, unser Vater im Himmel werde sich ein Paar Duzend rechtgläubiger Christen zu Himmelsbürgern auserlesen, und indeß einige Hunderttausende, die er doch auch zu Glück und Heil erschaffen, dem Satan und seinen Engeln Preis geben?“

So etwas hatte Ullrich noch nicht gehört, und

weil er wohl vernommen, daß es im heiligen Lande auch manche Ketzer und Irrlehrer gäbe, so zweifelte er auch gar nicht, daß Bruder Antonius auch einer besondern Ketzerey ergeben. Dieser fuhr indeß fort.

„Betrachtet dies Felsgewölbe, mehr noch euren eigenen Leib. Wer diese machen konnte, ja! wer die ganze Welt machen konnte, und drüber auch den Himmel mit allen den vielen tausend Sternlein — o wer dieses alles so ordnen konnte, dem wäre es ja wohl auch ein gar kleines gewesen, des Menschen Geist dergestalt zu formen, daß nur eine Art zu denken und zu glauben ihm möglich gewesen wäre. Das aber hat er nicht gethan, wohl aber, wenns darauf ankömmt, was Gut und Böse, Recht oder Unrecht sey: o dann ist alle unsre Meynung gleich, Christ und Muselmann stimmen überein, und seht! daraus schließe ich nun so in meiner Einfalt, daß des Menschen Glauben dem lieben Gotte nicht so wichtig sey, denn der Menschen Thun, und wer recht und edel handele, der sey ihm auch lieb und angenehm.“

Solche Rede führte er oft mit Ullrich, und da kein Abt Leonhard, kein Sigbertus und Donatus dagegen sprach, ihm auch Bruder Antonius täglich viel Liebes und Gutes erwieß, da blieb auch des guten Einsiedlers Rede fest in seinem Herzen.

Minder kräftiglich würkten die Worte Abt Leonhards, auf seinen Schirmvoigt, Veit von Dornburg. Das heimliche Gericht hatte dieser immer gescheut, und daß Wilhelm ihn auszuforschen gesucht, jezt nach Cölln gezogen sey, um ihn vielleicht als den Mörder Bruno's anzuklagen, des hielt er sich beynahe überzeugt. Leonhard schwazte viel dagegen, aber als nun gar die Ladung kam, und Veit vor den Kaiser gen Cölln gefordert ward, ihm aller Muth entsank; da beschloß der Herr Abt selbst mit ihm zu ziehen, und bey kaiserlicher Majestät sein Fürsprecher zu seyn.

Hier stand, wies Veit gefürchtet hatte, Wilhelm als Kläger. Viel waren der Gründe zum Argwohn; aber daß sie alle, entweder nach weltlichem oder geistlichem Recht, unstatthaft zur Ueberzeugung, solches bewieß Leonhard, mit großer Kunst und Beredsamkeit.

„So mag!“ rief endlich Wilhelm, „Gottes Urtheil im Kampfgericht entscheiden!“

„Mit nichten,“ entgegnete der Herr Abt, „zur Probe des glühenden Eisens würde ich rathen.“

— Wilhelm und alle weltliche Fürsten stimmten fürs Kampfgericht, aber alle geistlichen Herrn waren der Meynung des Abts; und der Kaiser, welcher eben mit päbstlicher Heiligkeit in Unterhandlung stand, pflichtete letzterer bey.

Des folgenden Morgens strömte das Volk in

die Domkirche, wo Veit die Feuerprobe bestehen sollte. Kniend vor dem Hochaltar sah man den Beklagten, indeß die Priester rund um ihn Bußpsalmen anstimmten. Der Gesang schwieg, laut frug der kaiserliche Pfalzgraf den Beklagten: ob er noch seine Unschuld betheure, und zum Beweise die Probe des glühenden Eisens bestehen wolle? — Beydes bejahete Veit mit lauter Stimme. Die Gerichtsdiener brachten das Kohlenbecken und das Eisen herbey. Zum Beweise der Wahrheit seiner Aussage, ward der Leichnam des Herrn dem Beklagten gegeben, der ihn zitternd und bleich empfieng. Das Volk murmelte, aber der Priester ergriff jetzt das Eisen, betete laut zu dem Allmächtigen, die Unschuld zu offenbaren, und das Laster zu züchtigen, beschwur die bösen Geister, nicht durch Zauberey die Wirkung des Wunders zu stören, und übergab das Eisen den Gerichtsdienern, welche es in die Gluth warfen. Gehalten ward das Meßopfer — roth glühte bereits das Eisen — die Gerichtsfrohnen hoben es empor, — Weihrauch ward darauf geschüttet, Weihwasser darauf gesprengt. Das Glöckchen der Meßdiener ertönte, der Priester begann das Sanctus anzustimmen, indeß das Volk auf seine Knie fiel — Die Gerichtsfrohnen überreichten jetzt an Veit das glühende Eisen, der muthig darnach griff — es aber mit schrecklichem Geschrey wieder fallen ließ. — „Er ist schuldig!“ sprachen die Anwesenden alle —

Abt Leonhard ward bleich. Doch ermannte er sich. Er besah die Hand des Beklagten; offenbar war die Verletzung. Veit ward aus der Kirche geführt, den Scherzen übergeben, und starb unter dem Schwert des Henkers. Wilhelm drang darauf, ihn vorher noch zu vernehmen; aber die geistlichen Herrn, die vorher so geneigt geschienen, Veits Unschuld zu glauben, betrieben jetzt seine Hinrichtung mit solcher Eilfertigkeit, daß Wilhelm seines Wunsches nicht theilhaftig werden konnte.

Am Abend des nämlichen Tages haderte Leonhard mit dem Bruder Cyprianus. Bey den Gebeinen der heiligen drey Könige, die zu Cölln ruhen, bey den ebendaselbst befindlichen Gebeinen St. Ursulens und der eilftausend Jungfrauen, bey dem Nagel des Kreutzes, und dem Kruge bey der Hochzeit zu Cana, kurz bey jedem Heiligthum des Hochstifts schwur Cyprianus: es sey alles gehörig angeordnet gewesen, nur er könne nicht einsehen, wie man das falsche Eisen genommen, und so den Beklagten, statt ihn zu retten, aller Welt als schuldig offenbaret. — Noch zürnte der Abt, als der Diener einen Brief überbrachte. Ein Vermummter hatte ihn eingereicht. — Der Abt erkannte den gebarnischen Ritter im Siegel des heimlichen Gerichts. Schnell öfnete er den Brief; „Hütet euch, Abt Leonhard, durch Verfälschung der Gottesurtheile den Böswicht zu schirmen;

man

man wird eure Absicht nicht bloß, wie heute geschehen ist, vereiteln, sondern euch selbst dafür gebührlich strafen."

So lautete der ganze Brief. Cyprianus war gerechtfertigt — der Abt gieng schweigend auf und ab. „Verflucht!" hub er endlich an, „verflucht sey das heimliche Gericht! Gelingt es der Priesterschaft nicht, solches zu beherrschen, so wird noch daraus Verderben und Unheil entspringen."

In Palästina war Ullrich nun so weit hergestellt, daß er die Höle des Einsiedlers verlassen konnte. Er und Omar, so hieß der verwundete Sarazene, lebten als Freunde. Omar, der vorher die Christen tödtlich haßte, hatte in ihnen die Menschen durch Bruder Antonius zu lieben erlernt. Beyde beschlossen jetzt gemeinschaftlich davon zu ziehen, wenn sie auf Christen stoßen sollten, dann versprach Ullrich Omarn zu vertreten, der ihm, wenn sie auf Sarazenen treffen würden, gleichen Dienst gelobte. Ehe sie aber noch den frommen Einsiedler verließen, wünschten sie beyde zu erfahren, wie der biedere Alte in diese Lage, zu dieser Denkungsart gekommen. Oft hatten sie die Bitte erneuert, ihnen seine Geschichte zu erzählen, sie wiederholten solche, und Antonius gewährte ihnen diese Bitte.

„Zur Zeit," hub er an, „da Pabst und Kaiser mit einander im Kampfe lagen, der Sohn

gegen den Vater die Waffen ergriff, und Heinrich der alte Kaiser vor Kummer starb, da lebte ich in Deutschland. Es gab nichts dann Blutvergießen und Mord, zu segnen hatten die Priester verlernt — sie konnten nur fluchen. Mein Vater war ein biederer frommer Ritter, er und meine Mutter — Gott verleihe beyden eine fröhliche Urstädt — hatten mich frühzeitig Gott zu fürchten, den Nächsten zu lieben gelehrt. Wie, dachte ich, müssen die frommen Lehren, die uns der gab, der für uns starb, in dem Lande ausgeübt werden, wo jede Stelle an ihn und seine Lehre erinnert? Dort muß jede Tugend einheimisch, dort der Zusammenfluß der besten edelsten Menschen seyn, und deshalb mit dem Kreutze bezeichnet, eilte ich dahin, wo ich nur lauter gute und fromme Menschen, und bey diesen selbst frömmer und besser zu werden wähnte.

Ich kam gen Palästina und fand alles in Verwirrung; Neid und Herrschbegier trennte die christlichen Heerführer. Jeder strebte sich zu vergrößern, und so ward das allgemeine Beste für nichts geachtet. Männlich kämpfte ich indeß, wo sich für mich die Gelegenheit ereignete. Schnell verstrich die Zeit unter Krieg und Gefahren, aber auch mancherley Gedanken stiegen in mir auf, um so mehr, da ich mit den Sarazenen mehr bekannt ward, unter ihnen auch Buben die Menge, aber auch manchen stattlichen Biedermann kennen lernte.

Eines Tages überfielen wir eine sarazenische Burg, und gewannen sie durch Sturm. Gleich wilden Thieren hauseten die Kreuzfahrer, sie würgten unbarmherziglich. Mich empörte der Anblick, ich gedachte des Vaters im Himmel, der nur am Guten seine Freude findet. Nahm deshalb einige der rechtlichsten Männer, mit denen besetzte ich die Steige, so in der Burg obere Gemächer führte, gelobte, daß die daselbst befindliche Beute gemeinsam vertheilt werden solle; aber derjenige, so mir nacheilen, auch hier noch Mord verbreiten würde, der sollte auch meines Schwerts Schärfe fühlen.

Als ich drauf mit wenig Gewappneten die Gemächer durchzog, geboth ich denen, so ich darin vorfand, daß sie sich in ein groß Gemach verfügen! und ihres Lebens und Ehren sicher seyn sollten. Bey solcher meiner Rede warfen alle, die noch Waffen hatten, selbige stracks von sich, und thaten wie ich ihnen geboten hatte. Als ich darauf die Thüre eines Gemachs aufthat, da gewahrte ich eines Anblicks, der auch ein steinern Herz zu erweichen vermocht hätte. Schwer verwundet lag ein wohlbetagter sarazenischer Rittersmann, einige der Dienerschaft rangen die Hände mit wildem Geheul, und neben dem Alten lag auf den Knien ein Fräulein, schön wie ein Heiligenbild auf welschem Hochaltar. Versunken in stummen Schmerz hielt sie die Hand des Alten, auf dem ihr Auge wehmüthiglich ruhte. Keine Thräne floß von ihrer

Wange, des ohngeachtet aber konnte jeglicher ihres Schmerzes Fülle beym ersten Augenblick ermessen. Verderbt hallte das Geschrey der Dienerschaft als ich hineintrat. Der alte Rittersmann wollte sich erheben, er vermochts nicht und sank zurück. „Seyd ruhig," sprach ich, „mein Schwert wüthet nicht gegen den Wehrlosen."

Ich sah nun die Jungfrau und die Sprache verging mir, mein Schwert stieß ich in die Scheide; der Alte winkte und ich trat zu ihm, und schlug mein Visir auf. „Ihr seyd ein Rittersmann?" frug der Sarazene. Und das bejahete ich. — „Und welches Volks?" forschte er ferner. — Ein Deutscher, entgegnete ich. — „Nun wohlan!" sprach der Alte, „so vernehmet eines Sterbenden letzte Worte: Deutsche Treue und Biedersinn hielt ich immer in Ehren, und deshalb überantworte ich euch hier mein Kind. Bey dem Gott! der alles schuf, der Achtung für Tugend und Unschuld, Liebe zum Guten und Edlen in jedes Menschen Brust pflanzte, er glaube an Testament oder Coran, beschwör ich euch, sie zu schirmen, als ob sie eure Schwester wäre. Von eurer Hand fordre ich sie einst, wenn wir uns vor dem Gott wieder sprechen, der dem guten Manne Freund, des Bösen schrecklicher Rächer ist! Mein Bruder Safajedin Emir von Roes, wird euch ein stattliches Lösegeld entrichten, und wollet ihr einen Sterbenden trösten, so gewähret mir bis dahin für meine Toch-

ter euren Schutz!“ — Das gelobte ich dem Sterbenden bey meinem Rittereide, und als das erste Getümmel vorüber war, ließ ich bey ihm seine Dienerschaft, geboth nach bestem Vermögen sein zu pflegen; aber vergeblich, noch in eben der Nacht schied er dahin, und ich hielt der Verwaißten mein Gelöbniß.

Allein ich war noch in dem Feuer meiner Jugend, täglich sah ich Zulima, züchtiglich schlug die Jungfrau den Schleyer nieder, wenn ich in ihr Gemach trat. Wenn ich sie zu trösten versuchte, zerfloß sie in Zähren. Herzlicher ward meine Theilnahme an ihren Leiden, und bald ward ich durch sie in einen argen Handel verwickelt. Emicho der Burgunder, welcher unsere Schaar beym Sturme befehligt hatte, forderte, daß ich ihn auch zu der Gefangenen führen sollte; des trug ich auch, da er ein Rittersmann war, gar kein Bedenken. Bald aber reuete mirs, weil er sich gar frech und unbescheidentlich aufführte. Deshalb förderte ich auch unsern Abschied, und als wir das Gemach verlassen hatten, sprach Emicho: „So es euch nicht mißfället, Lieber! wollet ihr mir die Gefangene abtreten, und dafür mit einem andern Theile der Beute vorlieb nehmen.“ — Denn ich hatte auf die ganze Beute Verzicht gethan, und mir blos Zulima zu meinem Theil ausbedungen, womit auch alle höchlich zufrieden gewesen; und deshalb schlug ich auch dem wilden Emicho sein Begehren

rund ab. Der aber gab mir harte Worte, und weil er die Kriegsschaar angeführet, behauptete er: daß seine Forderung gegründet sey, daß ich, weil Zulima ein stattliches Lösegeld zu hoffen habe, mir solche angemaaßet, und mich so der Arglist und des Betrugs, gegen unsere Streitgefährten schuldig gemacht habe.

Ob solcher Rede ergrimmte ich nicht wenig, und weil wir noch in der eroberten Burg hausten, eilte ich flugs aus dem Gemache auf den Burgplatz, wo gewöhnlich der größte Theil der Besatzung beysammen war. Emicho folgte mir auf der Ferse nach, doch achtete ich sein nicht, berief die Kriegsleute zusammen, und sprach: „Lieben Brüder und Kampfgenossen!“ euch ist unverholen, daß ich weder Tod noch Verletzlichkeit scheute und daß ich beym Sturm auf diese Burg der Vorderste war, deshalb auch, weil ich sie zum ersten gewann, von der Beute ein merkliches hätte fordern können. Doch begnügte ich mich mit einer Gefangenen, und ward deshalb höchlich von euch gepriesen. Nun aber ist vor mir erschienen dieser Emicho, sprechend: „weil ich ein stattliches Lösegeld von ihr zu erwarten, habe ich mich der Arglist und des Betruges gegen euch schuldig gemacht. Drum trete ich auf vor euch, ihr lieben Kampfgesellen, daß ihr Richter seyn möget zwischen mir und ihm.“

Alle pflichteten mir einmüthiglich bey, dem

Emicho aber verwiesen sie sein Unrecht mit harten Worten, der darob höchlich ergrimmet, den Fehdehandschuh hinwarf, und durch Gottes Urtheil im Zweykampf seiner Angabe Wahrheit zu bestätigen sich erboth. Denn gedachter Emicho ein fehdelustiger Gesell, wohl einer Spannenlang höher denn ich, und ob seiner großen Stärke im ganzen Heere gepriesen, vermeinete in seinem Eiteldünkel mir leichtlich obzusiegen. Doch ward er des höchlich betrogen, weil ich tapfer auf ihn drein schlug, auch zwey merklich empfangene Wunden nicht achtete, weil ich gewahrete, daß auch sein Blut an mehr als einer Stelle durch den Panzer hervorquoll; und da er eine Blöße gab, versetzte ich ihm einen solchen Streich zwischen den Armenschienen, daß ihm das Schwert entfiel, und er sich überwunden erklären mußte. Als ich mich darauf bey großem Frohlocken unserer Krieger in mein Gemach zu Verbindung meiner Wunden verfügte, erscholl das Gerücht bey Zulima, daß ich um ihrer Beschirmung Willen einen harten Kampf begonnen, und gar gefährlich verwundet sey.

Solches gieng ihr gar sehr zu Herzen, und weil sie, wie es Sitte ist bey den vornehmen Weibern des Morgenlandes, in der Arzneykunde große Erfahrung hatte, vergaß sie aller jungfräulichen Schüchternheit, eilete in mein Gemach, verdankete mir, was ich um ihret Willen gethan, mit vielen Thränen, und bestand darauf, daß sie meine Wunden sehen und ihrer warten wolle.

In diese Bitten mußte ich mich endlich fügen, genaß auch in nicht gar langer Zeit, empfieng aber eine weit gefährlichere Wunde, maaßen ich und Zulima einander, ohne daß wir es selbst anfänglich gewahreten, bald innigst zugethan wurden. Wir schwiegen etliche Tage lang, doch ermannete ich mich, und verständigte das Fräulein meiner Gesinnung; mit ziemlicher Ansuchung, daß dafern sie mit mir ein ruhig und fröhlich Leben zu führen gedenke, sie mir ihre Hand nicht verweigern, und als mein ehelich Gemahl mit mir gen Deutschland ziehen wolle.

Ob meinem Antrage erröthete sie züchtiglich, gestand mir aber, da ich solchen wiederholte: wie sie mich für alle ihr erwiesene Hülfe und Treue, eines solchen Lohns gar würdig achte, worüber ich denn auch nicht wenig erfreuet war, und sofort einen welschen Priester, der, weil er eine Kreutzfahrt gelobet, sich bey unserm Zuge befand, in das Gemach berief, damit er mich samt dem Fräulein ehelich zusammen geben möchte; solcher aber schlug es mir, bevor Zulima getauft sey, mit kürzen Worten ab. Voll Schreckens blickte ich nach ihr. „Ritter!“ sprach das schöne Fräulein, „daß ich euch zugethan bin, wisset ihr; aber daß ich meiner Väter Glauben entsagen, und den euren annehmen soll, von dem ich nichts weiß, den ich auch folglich nicht für besser halten kann; dies wollet ihr von mir nicht fordern.“ Da solches

der Bruder Baſilius (ſo hieß gedachter welſcher Mönch) hörte, ſtellte er ſich vor ihr hin, und hub ſeinen Spruch an: „wie alle, ſo nicht glauben würden, ewiglich noch baß dann eine Pechfackel brennen würden,“ und darauf verfolgte er ſeinen Satz und erzählte von der Schlange im Paradieſe und der Arche Noe, und alle die feine Geſchichtlein, die von den Kloſterbrüdern gewöhnlich erzählt zu werden pflegen; desgleichen von den heiligen Apoſteln und Kirchenvätern, und Petro dem Einſiedler, wie dieſen allen offenbaret ſey, daß Mahomed ein Lügenprophet, und jeglicher, der an ihn glaube, verloren ſey.

Da er aber ausgeredet hatte, ſprach Zulima: „Lieber Herr, auch wir haben ein Buch, welches benamſet iſt Alkoran, und ſo ihr mich anhören wollet, will ich euch noch mehr ſchöner Geſchichtlein erzählen aus ſothanem Buch als ihr mir eben erzählt habt. Doch will ich nicht von euch fordern, daß ihr daran glauben ſollet, und hoffe deßhalb, daß ihr auch ſolches von mir, in Betreff eurer Geſchichte nicht fordern wollet.“ — Darob ward Bruder Baſilius faſt zornig, daß ihm die Wangen glüheten, und die rothe Naſe vor Aerger ſchier blau ward, gab ihr böſe Scheltworte, und machte es ſo arg, daß ich ihn von dannen trieb.

Nach etlichen Tagen aber verfügte ich mich zu dem Biſchofe von Tyrus, welcher mir gar zuge-

than, erzählte ihm vom Bruder Basilio und bath ihn, daß er mich mit Zulima zusammengeben möchte. Bey solcher meiner Rede zuckte der Herr Bischof mit den Schultern, und sagte: daß Bruder Basilius nach Meynung der Kirchenväter und christlicher Satzung Recht gesprochen, und ich eine Sarazenin nicht ehelichen könne. Ich aber entgegnete ihm: „Lieber! würdiger Herr! ihr wollet nicht übel deuten, wenn ich euch bekenne, daß ich mit diesem sarazenischen Fräulein ein ehrsam und tugendsam Leben zu führen und sie deßhalb zu ehelichen gedenke, und wie solches unerlaubt sey vermag ich nicht zu begreifen, da ich täglich gewahre, daß christliche Ritter, selbst Ordensleute mit sarazenischen Sklavinnen, ein schändlich und üppig Leben führen?“ —

„Mag seyn,“ sprach der Herr Bischof, „und so ihr auch das letztere thun, und nachher reumüthiglich beichten wollet, werde ich euch absolviren, wie es mein Amt und die Kirche heischet; daß ich euch aber mit einer Heidin ehelich zusammengebe, und den Segen der Kirche, so gleichsam hinaus auf die Straße werfen soll; solches wollet ihr von meinem heiligen Amte ferner nicht fordern.“

Wo ich nun bey geistlichen Herrn anfrug, bekam ich gleiche Antwort, und wenn ich ihnen bedeutete, daß ich ihren Grund mit meiner Vernunft nicht zu fassen vermöge, und sie eines bessern belehren wollte; dann wurden sie gar zornig, und

ſchalten auf die Vernunft, als obs eitel Plunder wäre, den man je eher je lieber von ſich zu werfen trachten ſolle. Weil ich nun aus dem allen klärlich erſah, daß Zulima nicht die Meine werden könne, laut kirchlichem Gebot, beſchloß ich ſie dem Geheiß ihres ſterbenden Vaters zu Folge, dem Emir von Roes zu überantworten; doch ſo, daß ich für ſie keinen Heller Löſegelds zu nehmen feſt entſchloſſen war, und nachdem ich auf mein ziemliches Anſuchen von dem Emir ein freyes Geleit empfangen, zog ich mit dem Fräulein gen Roes.

Der Emir both Gold, Kleinod und andere köſtliche Gaben, ſolche wies ich alle von mir, welches ihn, der ein wackerer Rittersmann, von einem Franken nicht wenig befremdete; wiewohl er mir deshalb ſehr zugethan ward, und höflichſt einige Tage bey ihm zu weilen erſuchete. In ſolcher Zeit wurden wir näher mit einander bekannt, und da ich ihm meine Begebenheit mit dem Fräulein verſtändigt, und ſie auch betheuert, wie ſie ſich nur mit gar ſchwerem Herzen von mir trenne und mir ewiglich zugethan bleiben werde, da that mir Safaiedin den Vorſchlag: daß ich Zulima ehelichen, und bey ihm in Roes wohnen möge. Solches war nach unſer beyder Sinn, außer daß ichs einem chriſtlichen Ritter unwürdig erachtete, gegen meine Landsleute und Glaubensgenoſſen zu kämpfen. Solches fand der Emir nicht unbillig,

und weil er mit dem Kalifen in Egypten nahe befreundet war, that er mir den Vorschlag, daß ich zu selbigem ziehen, und daselbst wohnen möchte. Daran fand ich groß Behagen, und nachdem er mir Zulima zum Weibe gegeben, zog ich gen Egypten.

Wir begannen die Fahrt zu Wasser, in der Absicht in Damiate zu landen, und waren vom Port nicht weit entfernt, als uns ein heftiger Sturm ergriff. Zween Tage und zween fürchterliche Nächte trieben wir auf dem Meere umher, in jeglichem Augenblick stand uns der Tod vor Augen; getrost harrete ich sein an Zulimas Seite. — Ach! er sollte mir nicht zu Theil werden. Plötzlich stieß unser Schiff gegen eine Felsenspitze, ein zweyter Stoß, — und jetzt stürzte die Fluth durch tausend Oeffnungen herein. Ich und Zulima hielten uns fest umschlungen, wenigstens sollte uns ein gemeinsames Grab empfangen. Eine schreckliche Woge hob uns bis an die Wolken, mit einemmale stürzten wir wieder in den Abgrund, bey diesem schrecklichen Sturze entglitt sie meinen Armen, meine Sinne vergiengen mir. — Lange muß ich dem Tode ähnlich gewesen seyn. — Ich erwachte in einer Fischerhütte ohnfern Joppen. Ich wünschte nur Tod, das unmitleidige Meer hatte mich an das Ufer geworfen, zu neuem Leben — zu neuer Qual. Zulima und alle meine Gefährten hatten in den Wellen ihr Grab gefunden.

Von meinen Leiden, meinem Gram mag ich nichts erwähnen. Niemand tröstete mich, man sagte mir: es sey Strafe des Himmels, für meine Vermählung mit einer Heidin — Das Leben ward mir lästig, ich suchte sein quitt zu gehen und eilte ins Schlachtgetümmel.

Tod ward mir nicht zu Theil. Mancher Glückliche im Genuß der Lebensfreude sank an meiner Seite, ich hörte die Klagen um ihn. „Warum,“ dacht ich, „sollt du morden, und Unglückliche machen? Ist der Sarazen nicht auch Vater, Gatte, Bruder und Sohn?“ Ich wich aus dem Heere, die Menschen und alles, was sie Freude und Glück nennen, war mir zuwider. Ein treuer Knappe ward mein Begleiter, mit ihm zog ich in diese Höle. Mancher Verwundete, mancher verirrte Wanderer, ward von mir freundlich aufgenommen, geheilt und gelabt. Ob er Christ, ob er Sarazen sey, darnach frug ich nicht. Wenn ich, — leider geschah das oft, — Waffengetöse und Kampf hörte, dann gieng ich nach der Gegend, von wo der scheusliche Klang zu mir herüber scholl; die Todten scharrte ich dann in die Erde, der Verwundeten nahm ich mich an; und so geriethet ihr beyde auch in meine Hände.“

Ullrich hatte gar aufmerksam die Rede des Einsiedlers angehört; aber bewegter war Omar. Oft stieg ihm die Thräne ins Auge, oft wollte er die Rede unterbrechen. Jetzt schwieg der Einsiedler.

„Euren Namen? Vater,“ frug Omar.

„Antonius,“ entgegnete der Einsiedler, „wie ihrs wisset!“

„Nicht diesen pfäffischen Namen, die euch angeborne ritterliche Benennung!“

„Wozu das?“

„Flehentlich bitte ich euch!“ rief Omar.

„Nun dann — Eberhard von Geroldstein“ —

„Mein Vater!“ schrie Omar — „mein lange alt todt beweinter Vater!“

„Eberhard von Geroldstein?“ sprach Ullrich und blickte staunend nach beyden.

Alle schwiegen — nur Thränen sprachen.

„Und Zulima,“ sprach endlich der Greis, „sie wäre nicht todt?“

„Nein,“ entgegnete Omar, „ein venedisches Schiff, bestimmt nach Damiate und auch vom Sturme gleich euch verschlagen, rettete sie aus den Wellen. Reichlich lohnte mein Oheim, Egyptens Sultan, dem Schiffsherrn der Nichte Rettung. Ich, geboren in seinem Pallast, hielt meinen Vater für todt, kein Bothe brachte Kunde von ihm, und wenn meine Mutter erzählte, wie tapfer, wie edel er war — o und dieses erzählte sie mir oft! — o dann brannte es mir im Herzen. Auch ich wollte meinem Vater gleich werden, an Tapferkeit und ritterlicher That; so zog ich hieher. Mein Name ist unter den Christen bekannt; vor mancher Grausamkeit, vor mancher Mißhandlung

schützte ich die Gefangenen; keinem Landmann ließ ich sein Zugvieh rauben; keine friedliche Hütte zerstören, kein Ackerfeld, keinen Fruchtbaum verheeren; nur wer das Schwert gegen mich erhob, nur der war mein Feind."

„Du bist mein! — du bist Zulimas Sohn!" sprach der Greis, und starrte, mit der Freudenthräne im Auge, dankend gen Himmel.

„Laßt auch mich," sprach Ulrich, „laßt auch mich eure Freude theilen; denn Anna von Geroldstein wars die mich gebar. Schon nachdem ihr den Kreuzzug angetreten, gab sie meinem Vater die Hand." —

Neue Umarmungen folgten. Auch Kunz der alte Knappe nahm an der Freude Theil. — Verändert ward der ganze Plan, und alle beschlossen gen Egypten zu ziehen.

Die Reise gieng glücklich; bis gen Damaskus geleiteten sie die Templer auf Ulrichs Bitte; der Befehlshaber der Söldner nannte sich dort Omar, ward als Neffe des egyptischen Sultans mit Ehrerbietung empfangen, und mit Freuden gen Cairo geleitet. Die Nachricht von seiner Ankunft gieng vor ihm her, sie trocknete Zulimas Thränen über ihren bereits todtgeglaubten Sohn. Sie konnte sich nicht halten, den Kommenden, so sehr sie sich auch förderten, entgegen zu eilen. Diese erblickten schon Cairo's Thürme, als ihnen ein Zug entgegen kam. Omar erkannte die Leibwächter des

Sultans; er ahnete seine Mutter und sprengte hinzu. Aus ihrem Tragsessel stieg Zulima — die Freude des Wiederfindens war innig und groß. Eberhard, der wieder statt der Mönchskutte die ritterliche Kleidung angelegt und Ullrich standen gerührt von Ferne.

„Wer sind diese?“ frug Zulima.

Näher führte Omar seinen Vater, der schwankend einer Ohnmacht nahe sich auf ihn stützte.

„Was ist das? was fehlt dem ehrwürdigen Alten?“ so frug besorgt das edle Weib. Sie rief ihre Dienerschaft herbey ihn zu laben — keine Worte hatte Eberhard.

„Edle liebe Frau!“ rief der alte Kunz mit freudiger Schwazhaftigkeit, „kennet ihr denn euern Eheherrn nicht mehr?“

Auf blickte Zulima und Eberhard. Einige zwanzig Jahre waren verflossen; beyde waren gealtert, aber nicht ihre Tugenden und ihr Herz — beyde waren einander noch lieb und werth. Der Wiedererfindung Freude; das Staunen, dann das Jauchzen und Getümmel der theilnehmenden Menge — wer vermags zu schildern! Ullrich und Omar standen bey einander — beyde weinten Freudenthränen.

Egyptens edler Sultan freuete sich der Wiedergefundenen. An Zulimas Seite beschloß Eberhard sein Leben zu enden. Ein anmuthiger Landsitz

am

am Ufer des Möris ward nun sein Aufenthalt; dort verlebten die Beyden noch glückliche Tage des Alters, und Omar, edel und gut, gewährte ihnen viel der reinsten Freuden. Ullrich war Zeuge des Edelsinns, der bey Sarazenen und Christen, wenn sie Gott und Menschen lieben, gleich stark und thätig ist. Seine knechtische Ergebenheit gegen Pfaffen schwand aus seinem Herzen, das sich dem Guten aufschloß; Bruderliebe, das erste heiligste Gesetz, und reger Eifer für Menschenglück erwachten in seinem Busen; nicht sein Schwert ferner mit dem Blute derer zu färben, die zu dem Gott des Friedens, nicht zu Latein sondern arabisch rufen, nicht den Muselmann zu hassen, weil er auf einem andern Pfade den Weg zum Himmel sucht: das beschloß Ullrich, bestieg ein Schiff, um über Welschland auf seinen Rittersitz, und in Kunigundens Arme zu kehren.

Während der Zeit, daß Ullrich von seinen Wunden genaß, nach Egypten zog, und dort weilte, übers Meer nach Welschland, von dort in seine Heimath zog, waren nicht Tage und Wochen — viel Monate waren verstrichen. Er hatte zwar von Alexandrien aus mit einem Schiffe von Pisa Briefe gen Deutschland gesandt; aber nicht diese, nur die Todespost war zu Kunigunden kommen. Letztere brachte Bernd von Eisenhard, der selbst in dem unglücklichen Gefechte, ehe die Chri-

ſten entflohen, den kämpfenden Ullrich neben ſich danieder ſinken geſehen. Aufrichtige Thränen weinte ihm Kunigunde, denn Ullrich war gut, wenn ihn gute Menſchen umgaben, und ſo als Gatte und Hausvater gewiß kein verächtlicher Mann. Abt Leonhard erfuhr des Schmerzes Grund, und kam ſie zu tröſten, ſprach viel von Ullrichs Märtyrertode, und wie er dort ſtehe angethan in goldener Rüſtung unter den himmliſchen Heerſchaaren.

Aufmerkſam horchte Heinrich auf die Rede des Abts und dachte ſich des Vaters ſeine güldene Rüſtung, und als der Abt nun fortfuhr: wie ihm dort ſo gar wohl ſey, daß ihm nach nichts auf Erden gelüſte, und er in die Harfen und Pſalter der Heiligen gar fein und lieblich ſinge ſeinen Jubelgeſang — da frug Heinrich in ſeiner Einfalt: „kann denn der Vater auch ſo gar fein und lieblich ſingen?“

Ein Paar Diener, die dem Herrn Abt gegenüber ſtanden, und wohl wußten, daß Ullrich auch nicht die kleinſte Weiſe aus der Gurgel herfürzubringen vermochte, verzogen das Maul — der Herr Abt ſolches gewahrend verlor den Faden des Sermons, räuſperte ſich, und — ſchwieg. Ihn wieder anzuknüpfen, hinderte die Ankunft Wilhelms von Braunau. Auch er hatte die Todespoſt erfahren, und eilte herbey. Er bat Kunigunden, um nicht durch jeden Gegenſtand an ihren Verluſt erinnert zu werden, ihn ſammt Heinrich auf

einige Tage lang nach seiner Burg zu begleiten, um dort an Adelheidens Theilnehmung einigen Troſt zu genießen. Kunigunde willigte ein, und begab ſich noch deſſelbigen Tages nach Wilhelms Burg. Abt Leonhard ſtellte mit großem Gepränge allerley Seelgeräthe *) an, um Ritter Ullrich aus dem Fegfeuer zu erlöſen, oder wie mancher Schalk ſagte: andere einfältige und fromme Ritter zur reichlichen Begabung ſeines Kloſters zu vermögen, und ſich ſelbſt im Rufe der Dankbarkeit zu erhalten.

Nach einigen Tagen ſprach Ritter Bernd ſelbſt in Wilhelms Burg ein, es war ein junger Mann — ſeine erſte Ausflucht zum Kampfe war der Kreuzzug geweſen. Viel erzählte er den Frauen vom heiligen Grabe, den Bergen Carmel und Tabor, den Cedern auf Libanon, den Roſen zu Jericho; dem Ritter aber: von der Sarazenen Art zu kämpfen, ihrer Schnelligkeit und Kühnheit: wie ſie auf ihren leichten Pferden daher geſchoſſen kommen und einen Pfeilregen ſpenden, und ehe man den Panzer umgeſchnallt, und die Lanze eingelegt hat, wieder davon ſind — desgleichen auch vom Muth und Entſchloſſenheit der Chriſten und mancher hohen edlen That, wuſte er ſoviel zu verkündigen, daß ihn jeder gern anhörte. Selbſt der kleine Heinrich verließ nie das Gemach, wenn Bernd zugegen war, außer wenn ihn dieſer ſelbſt auf den Burgplatz begleitete, um ihm dort einen

*) Exequien.

Spieß zu werfen, oder einen Bogen spannen zu lehren.

Kunigundens Thränen flossen seitner um Ullrich, und nach einigen Wochen ließ sich Bernd gegen Wilhelm verlauten, daß, wenn Kunigunde nach beendeter Trauerzeit ihm die Hand reichen wolle, er sich überaus glücklich schätzen würde. Den Ausgang der Zeit zu erwarten rieth ihm Wilhelm, und versprach ihm nicht entgegen zu seyn.

Bleich war am folgenden Morgen Kunigundens Wange, ihr Blick verrieth etwas Wichtiges — auf Wilhelms Anfrage erzählte sie ihm, wie ihr in verwichener Nacht Erichs Geist warnend erschienen, und sie irgend ein Unglück ahne.

Wilhelm gedachte an Bernds Absicht, doch schien ihm solche noch zu fern, um des Geistes Ruhe zu stören: auch glaubte er bald einen andern Anlaß entdeckt zu haben. Friedrich von Wemichingen machte Anspruch auf einige Güter Ullrichs. Die von Sickingen hatten solche vor Alters durch eine Fehde dem Geschlecht derer von Wemichingen entzogen, und was die Ahnherrn eingebüßt, das wollte der mannhafte Enkel durch sein Schwert wieder gewinnen. Schon hätte die Fehde ihren Anfang genommen, wäre Ullrich nicht gen Palästina gezogen; aber da bekanntlich des Kreuzfahrers Haabe unter dem Schutz der Kirche steht, so durfte bey Strafe des Bannes Wemi-

chingen nicht die Fehde beginnen. Jetzt war Ulrich todt, wenigstens hielt ihn jeder dafür. Zu Wilhelm dem Vormunde Heinrichs sandte jetzt Friedrich, und überließ es ihm Fehde, oder die Rückgabe der seinem Hause entzogenen Güter zu wählen. Wilhelm, wie leichtlich zu erachten, wählte das erstere, und die Fehde begann. Ritter Bernd, der aus seinem kleinen Gebiete nur wenig Knechte ins Feld führen konnte, bot seine Dienste an. Zu Vertheidigung der Greifenburg, die zunächst an Wemichingens Gebiet gelegen, bedurfte es eines sichern muthvollen Mannes, und auf Wilhelms Ansuchen übernahm Bernd das Geschäft. An der Spitze seiner eignen Dienstmannen, und mit denen derer Sickingen, zog Wilhelm dem Feinde ins freye Feld entgegen. Adelheid, Kunigunde und Heinrich blieben in Wilhelms Burg.

Spät war es des Abends, die beyden Frauen saßen bey der Spindel — schwach brannte die Lampe, Heinrich hatte sie neben sich gerückt, und war aus allen Kräften bemüht den Rost von einer alten Lanze zu putzen. Vom Geiste des Ahnherrn sprachen die Frauen, auf der Fehde Anfang deutete jetzt Kunigunde die gehabte Erscheinung. Ueber die Aeußerung ihrer Furcht lachte Heinrich. — „Es ist," hub er an, „ein lieber, alter, guter Geist; hat er mich nicht erweckt, da ich in den Abgrund stürzen wollte? und als ich einst auf den

hohen Wartthum geklettert war, dort von der Zinne herabblickte, der Kopf mir schwindelte, ich, um mich festzuhalten, nach den Epheuranken griff, die zwischen einer Mauerspalte herfürgeschossen waren, und die schwachen Ranken mir unter den Händen brachen: da hielt er mir plötzlich mit seiner eiskalten Hand die Augen zu, bis der Schwindel vergieng, und dann hättet ihr sehen sollen, wie freundlich er mir herabzusteigen winkte. O wenn er mit mir reden, mir sagen wollte, was ich thun soll, wie gern wollte ich ihm folgen!"

„Vielleicht!" sprach Adelheid, „ist der Knabe zur Erlösung des Geistes bestimmt?"

„Das gebe Gott," entgegnete Kunigunde.

Ein langes und breites sprachen beyde Frauen von dem Geiste, und kamen endlich darinn überein: daß man genau auf seine Erscheinung merken solle, um ihren Grund auszugrübeln, zumal da es doch bis jetzt sehr wahrscheinlich sey, daß er nie anders dann zur Verhütung eines Unglücks oder Schadens erschien. Die Frauen wollten sich jetzt nach ihren Schlafkammern verfügen. —

„Des Ahnherrn Geist!" schrie Heinrich.

Die Frauen blickten auf, Erich schien sie mit Theilnehmung und Mitleiden zu betrachten, dreymal deutete er mit der Hand nach der einen Seite zu und verschwand. —

Staunend blickten Adelheid und Kunigunde nach einander.

„Dort!“ rief Heinrich, „dort nach dem Walde hin deutete der Ahnherr.“

„Was hat er sagen wollen?“ frug Adelheid.

Plötzlich stieß der Wächter ins Horn. Bernd und ein Haufen Gewafneter begehrten schleunigen Einlaß.

„Zu den Waffen!“ rief Bernd, so bald er durchs Burgthor gekommen war.

Ritter Herrmann Hildenstädt, der als Burgvoigt zurück geblieben, eilte ihm entgegen. Ihm erzählte Bernd, wie er überall auf Kundschaft ausgesandt. Ein kühner getreuer Knecht habe sich im Dunkel der Nacht, da er Bewaffnete ziehen gesehen, zu ihnen gesellt und erfahren, daß sie, von Wemichingen angeführt, sich in dem Walde neben Brauaus Burg verbergen, diese in der Nacht überfallen, und so, wenn sie die Frauen, nebst dem jungen Heinrich gefangen, die Fehde wohl nach Wunsch beendigen würden. „Braunau,“ fügte er hinzu, „konnte dies nicht denken, er hatte deshalb seine eigne Burg nur schwach besetzt. Haben ihn meine Boten gefunden, so ist er gewiß im Rückzuge, aber um euch gehörig zu schützen, übergab ich die Greifenburg einem treuen Kampfgesellen; sie kann sich, bey ihrer großen Festigkeit, leichter eines Angriffs erwehren; und mit meinen besten Kämpfern bin ich hieher geeilt.“

Zur muthigsten Gegenwehr ward jede Anstalt getroffen; des Feindes zu harren bedurfte man

nicht lange. Von allen Seiten stürzte Wemichingen mit seinem Kriegshaufen herbey; die schwach besetzte Burg stürmend zu gewinnen, dünkte ihnen so leicht; aber unerwartet fanden sie die verzweifeltste Gegenwehr. Wie ein Löwe focht Bernd, die angelegten Sturmleitern riß er mit kühner Hand von der Mauer, und stürzte sie in den Burggraben. Balken, Steine, und siedendes Pech stürzte er von allen Seiten auf die Stürmenden; aber ihre Zahl war zu groß, von der einen Seite schlug man sie zurück, von der andern ersliegen sie die Mauer. Die traurige Nachricht erhielt Bernd. Er eilte ihnen entgegen — fiel mit Wunden bedeckt, für den Sieger hielt sich Wemichingen. Plötzlich ertönten Trommeten im Rücken seines Haufens — es war Wilhelm, den Bernds ausgesandte Boten getroffen, und der jetzt zum Entsatz der eignen Burg herbeyeilte. Die Wenigen von der Besatzung der Burg vertheidigten jetzt ihr Inneres, indeß Wilhelms Schwert von außen wüthete. Völlige Niederlage erlitt Wemichingen, und wer von den Seinigen nicht erlegt oder gefangen ward, der floh, so schnell ihn sein Roß zu tragen vermochte.

Wemichingen selbst irrte ohne alle Begleiter im Walde umher. Es war eine trübe regnigte Nacht, schwarze Wetterwolken zogen herauf, und verhinderten des Tages Anbruch. Hoch auf horchte Wemichingen — er glaubte Reuter zu hören, zog

sein Schwert, schlug sein Visir herab, und machte sich zur Vertheidigung gefaßt. Ein einzelner Ritter, mit aufgeschlagenem Helme, zog rubig ein. Ein heftiger Blitz zerriß das dunkle Gewölk, und erhellte die Gegend. — „Jesus Maria!“ schrie Wemichinzen, „ich will deinem verwaisten Sohne sein Erbe nicht rauben, verlaß mich, Geist des Erschlagenen!“ Er spornte sein Roß und entfloh.

Wilhelm betrauerte so manchen der Seinen, viele der Getreuesten waren in der Burg erschlagen. Noch athmete Bernd. Adelheid und Kunigunde selbst verbanden ihm seine Wunden, indeß Wilhelm für die Übrigen sorgte. Bernd erholte sich. „Gott wird den redlichen Freund dir erhalten,“ sprach Adelheid, als Wilhelm ins Gemach trat.

„O daß wir ihm seine Treue — unsre Vertheidigung lohnen könnten!“ rief Kunigunde.

„Das vermögt ihr, edle Frau,“ entgegnete Wilhelm. „Euer Eheherr ist einmal todt, was hilft eure Treue jetzt dem, der nicht mehr auf Erden ist! Gebt dem tapfern Bernd, wenn ihm Gott das Leben fristet, eure Hand; es wird ihm noch mehr als euer Wundbalsam frommen.“

Beschämt und erröthend sah Kunigunde zur Erde. Die matten Augen öfnete Bernd, sein Blick voll zärtlicher Liebe ruhte auf Kunigunden. Schwei-

gend reichte sie ihm die Hand, Bernd drückte sie an seine Lippen.

„So verlob' ich euch vor den Augen Gottes!“ rief Wilhelm, „sein Segen komme über euch!“

Der Nachtrapp von Wilhelms Haufen kehrte jetzt auch zurück, denn nur mit den besten Bewaffneten, und mit den schnellsten Reitern, war Wilhelm voraus geeilt. Dem kommenden Haufen näherte sich in der Morgendämmerung ein Ritter. Als er vernahm, daß sie Wilhems Mannen, frug er nach ihm und den Seinen, nach Kunigunden und Heinrich. Er vernahm, daß sie allesamt auf Wilhelms Burg, und eilte freudig dahin, die, so er liebte, zu umarmen: denn Niemand anders war dieser Ritter, als der zurückkehrende Ullrich. Jedermann hielt ihn für todt, deshalb hatte auch Wimmchingen nur seinen Geist zu erblicken gewähnt.

Viele von Wilhelms Knechten hießen ihn herzlich willkommen, und zogen mit ihm unter Jubelgeschrey in die Burg. — Bernds und Kunigundens Hände hatte Wilhelm in einander gelegt, da öfnete sich die Thür des Gemachs — Ullrich trat hinein. Einen lauten Schrey that Adelheid, Kunigunde sah sich um, und sank ohnmächtig nieder. Bernd machte eine Bewegung ihr zu helfen — das Blut quoll von neuem aus seinen Wun-

den. — Der erste Schrecken ging vorüber, es kam zur Erklärung; aber der arme Bernd fiel in ein wüthendes Fieber. Nach wenig Tagen bestattete man ihn zur Erde, Ullrich selbst gab ihm das Geleite.

Oft bat Kunigunde, daß Ullrich das Vergangene nicht unrecht deuten möge, und immer versicherte Ullrich es ihr nimmer zu verargen, daß sie Tugend und Tapferkeit zu belohnen gewünscht.

Wer Ullrich am ersten auf seiner Burg heimsuchte, war, wie leichtlich zu erachten — der alte Abt Leonhard. Seine Habsucht war nicht mit ihm zugleich gealtet, deshalb strich er auch die großen Gebete, die er und seine Klosterbrüder für Ritter Ullrich gethan, nicht wenig aus. Vielleicht habe ihnen der Ritter allein die glückliche Rückkehr zu danken, so und dergleichen mehr schwatzte der Abt, und blickte immer scharf nach Ullrich, ob er ihm nicht höchlich danken, und dem Kloster irgend ein Stück Landes, wenigstens ein Kleinod schenken würde. Aber keins von beyden. — Jetzt veränderte der Herr Abt den Sermon, anhebend: wie Dankbarkeit eine gar große Tugend sey. —

„Da habt ihr wohl recht," sprach Ullrich, „und habe ich solche Tugend selbst bey den Sarazenen gar häufig funden."

„Desto ärger!“ schrie der Abt — „da sie selbst unter Christgläubigen so selten wird.“

„So will ich euch wenigstens einen Beweiß geben.“ —

„Der Himmel wirds euch gar reichlich lohnen, und der heilige Aegidius als unsers Klosters Patron, mehr aber noch unsers heiligen Ordens Stifter, werden bey Gott und der Gottesgebährerin reichlich für euch bitten; — wird euch auch tausendfältige Früchte bringen.“

„Ist weiter nichts als Pflicht,“ sprach Ullrich, „um meinetwillen entstand ja die Fehde, und deshalb will ich auch jedem Verwundeten ein Geschenk machen, und den Wittwen und Waisen der Erschlagenen, ein Jahrgeld aussetzen.“

„Dachte ich doch!“ — brummte der Abt, und machte ein Gesicht wie St. Dunstan, als er den Teufel mit der Feuerzange bey der Nase kneipte. Doch ermannete er sich. „Es ist freylich auch nicht übel, sich der Verwundeten anzunehmen, denn daß es löblich sey, Oel und Wein in eine Wunde zu gießen, lehret das Beyspiel vom barmherzigen Samariter; auch Wittwen und Waisen zu bedenken, bringet Segen. Aber es sind und bleiben doch immer nur Layen! Drum lasset euch dienen mit dem Gleichniß: will Jemand bey einem Fürsten gemeldet seyn, und gibt dem Kämmerling ein Geschenk, so ists nicht zu verachten; aber wenn er solch Geschenk dem Kanzler oder Mar-

ſchall gibt, die näher am Fürſten ſtehen, ſo wirds ihm mehr frommen, und werden ihm leichtlicher Audienz verſchaffen — ſo iſts denn auch mit den Prieſtern beſtellt, die nahe ſtehen bey Gott, und der Heiligen wahre Schooßkindlein ſind.“

„Wenns alſo beſtellt iſt, dann muß man ſich gar wohl hüten der Cleriſey eine Gabe zu reichen: denn ſind ſie der Heiligen Schooßkindlein, ſo iſts ja Vermeſſenheit, den Heiligen in die Augen zu greifen.“ —

„Wie meynet ihr das? Herr Ritter! — ſo etwas riechet nach Ketzerey.“

„Gott behüte! ich verehre die Heiligen, und meyne, daß man ſie höchlich erzürnen würde, wenn man ſich in ihre Angelegenheiten miſchen, und es ihnen gleichſam nicht zutrauen ſollte, daß ſie ihre Lieblinge ſelbſt ohne unſer Zuthun verſorgen und pflegen werden.“

Mit ofnem Munde vor Schrecken, die Hände vor Entſetzen zuſammen geſchlagen, und mit ſtarrem Auge glotzte der Abt nach dem Ritter. Endlich hub er an: „Sind doch im Orient entſprungen die abſcheulichſten Ketzer, Phariſäer, Saduzäer und Muhamedaner, Eutichianer und Neſtorianer. Avtardocedä, Theopaſchitä und Monotheletä, die da mögen verflucht, verdammt und vermaledeyet ſeyn. — Bey deren Namen einen ſchon überfället das Grauſen. Wie man aber ſolche abſcheuliche, gotteslaſterliche Ketzerey nennen möge,

die ihr so eben an den Tag bringet, das weiß ich nicht! Ist sie doch so gar erschrecklich, daß ich ihre Bekenner möchte Satancaner oder Beelzebubianer nennen, maßen sie das ärgste ist, so jemals Satan und Beelzebub auf diese Erde ausgegeifert — ist es doch eine absonderliche Strafe Gottes, welche über euch verhänget worden, daß ihr, welcher als ein frommer Ritter gen Palästina gezogen, als der allerverdammlichste Ketzer zurückkehrt."

„Davon will ich euch des Gegentheils überzeugen, Herr Abt! Sehet hier diesen aufgestreiften Arm, auf dem ich mir, um nimmer des gelobten Landes zu vergessen, des heiligen Grabes Abbildung einätzen lassen *). Ferner mögt ihr hier dies Zeugniß von den Großmeistern der Templer und Hospitaliter lesen, daß ich mich tapfer und christlich begangen, auch kann ich euch gar feine Reliquien zeigen." —

„Thut nichts! — wer auch das ganze Gesetz erfüllet, und an einem Stücklein, besonders an der

*) Die Pilger lassen sich noch jetzt auf eine gewisse Art die Arme tettoviren, es werden ihnen nemlich mit einer scharfen Form, welche mit vielen kleinen Spitzen versehen, Abbildungen heiliger Gebäude oder Bilder in die Haut geschnitten, und in die frische Wunde schwarze oder rothe Farbe gerieben, wodurch sie unvergänglich bleibt.

Prieſterſchaft ſündigt — iſt ein Böſewicht und ein Ketzer!“

„Herr Abt! der Grimm führt euch zu weit, und wenn ihr unter meinem eigenen Dache ſchimpfen und toben wollt, weil ihr euch in etwas beleidigt dünket, ſo muß ich euch ſelbſt für einen Ketzer halten.“ —

„Das haben Satan und ſeine Engel aus euch geredet. — Mich einen Ketzer! — o ihr Heiligen! — rächt ſolche Schmach!“

„Ein frommer Einſiedler, den ſelbſt der Patriarch von Jeruſalem für einen lebenden Heiligen hielt, ſagte: der Heiland habe die zu ſegnen, die uns fluchen, denen wohl zu thun geboten, die uns beleidigen, und wer dieſes nicht erfülle, ſey kein Chriſt, ſondern ein Ketzer.“

„War ſelbſt ein Ketzer, euer Einſiedler, oder der Satan in Einſiedlersgeſtalt — und will an euch ferner keinen Theil haben, und den Staub ſchütteln von meinen Füßen, maßen ihr ärger ſeyd, denn ein Heyde! — aber es ſoll euch gereuen! der Zorn Gottes und der Kirche wird euch treffen!“ —

So gieng er davon, und wen ſolch Geſpräch ein groß Wunder nahm, das war Wilhelm. Ihm erzählte nun Ullrich, was er im heiligen Lande erfahren, wie er geſehen die Laſter der Chriſten, und daß auch unter Sarazenen die Tugend wohne, wie er die Menſchen und Chriſtenglauben näher

kennen gelernt, vorzüglich aber wie ihn Eberhard belehrt. Des freute sich Wilhelm; und daß ein solcher wackrer Ritter nun auch aus Heinrich, der jede treffliche Anlage besaß, einen wackern Jüngling bildete, läßt sich leichtlich erachten, Kunigunde gewann ihn wo möglich noch lieber; Wilhelm ward sein innigster Freund. An den entseelten Bernd ward oft mit Wärme und Freundschaft zurückgedacht, — daß ihm Kunigunde so reichlich lohnen wollte, ward ihr von Ullrich nicht verdacht, und von Abt Leonhard, der vielleicht gar Arges im Herzen trug, hatte Ullrich bald nichts Böses mehr zu befürchten, denn er starb in Kurzem, wie einige der Klosterherrn versicherten, aus Aerger über das mit Ullrich gehabte Disputat; doch fügten andere hinzu, daß ihm das nicht so viel geschadet habe, als das Entsetzen über Ullrichs Vermessenheit, der sich unterfangen, ihm, anstatt des alten Nierenheimers, womit er ihn sonst so reichlich zu bewirthen pflegte, gewöhnlichen Tischwein vorzusetzen. An seine Stelle kam Abt Anakletus, ein Schlaukopf, gefährlich, weil er nicht wie Leonhard wildtobend mit dem Fluche drein schlug; sondern immer auf Schleichwegen seinem Ziele sich zu nahen strebte.

Wilhelm und Ullrich waren jetzt häufig bey einander, auch Heinrich und Wilhelms ältester Sohn Bruno, waren herzliche Freunde. Gern tum-

tummelten sie Rosse mit einander, warfen den Wurfspieß nach dem Ziele, übten sich im Fechten und Ringen; aber wenn Heinrich sich hinwegschleichen, und mit der holden Ida, die so ganz ein Abdruck der schönen Adelheid war, ein Viertelstündlein hinbringen konnte, dann wards dem Jünglinge schon so herzlich und wohl, die Eltern freuten sich der Freundschaft und Liebe ihrer Kinder, und äußerten oft beym fröhlichen Becher, wie sie's gar nicht unlieb vermerken würden, wenn Ida einst bey reifern Jahren Heinrichen, zum Lohn ritterlicher Thaten, ihre Hand reichen würde.

Bey solchen Gesprächen fiel man dann auch oft auf den Geist, und alle kamen darinn überein, daß seine Erscheinung immer dahin abzwecke, vor einer Gefahr zu warnen, oder ein Uebel zu verhüten, nur weshalb er Ullrichen so ernstlich vor dem Kreuzzuge gewarnet, das konnte man nicht deuten.

Indeß ward Heinrich Edelknabe bey Pfalzgraf Ludwig. An Herzog Friedrichs Hof kam Bruno; beyde um Ritterschaft zu lernen, und hatten darinn auch keinen gemeinen Fortgang. Lieb wurden sie ihren Herrn, und es fügte sich wunderlich, daß beyde zu gleicher Zeit den Ritterschlag erhielten. Auf Abentheuer zu ziehen, und die Welt zu beschauen, beschloß Bruno. Kaiser Lothar ruhete indeß längst im Grabe, und Konrad beherrschte

die Deutschen. Päbstliche Heiligkeit wünschte ernstlich die Deutschen zu einem Kreuzzuge gen Jerusalem zu bewegen; vergeblich predigte deshalb Abt Bernhard dem Kaiser, vergeblich sträubte er sich, denn als Bernhard ihm nachzog, und mit Worten voll Salbung zu ihm sprach, da nahm der Kaiser öffentlich das Kreuzzeichen aus Bernhards Hand. Des Kaisers Beyspiel folgten Fürsten und Ritter, unter letztern auch Heinrich.

Als er kam sich mit seinem Vater zu gesegnen, da sprach er auch bey Ritter Wilhelm ein. Die schöne Jda ward gerührt, als sie das schwere Vorhaben des Ritters hörte. Eine köstliche Feldbinde gab sie ihm zum Abschiede, und daß sie bald Thaten von ihm hören solle, gelobte ihr Heinrich.

An der Spitze von Deutschlands auserlesensten Kämpfern zog Konrad gen Constantinopel, zu seinem Schwager, dem Kaiser der Griechen, von dem er sonderlichen Beystand hoffte. Aber kein Durst nach mannhafter ritterlicher That, nur Golddurst beseelte die Griechen. Mißhandelt ward der Deutscher Heer, Hunger rieb es auf, ehe es noch den Feind sah — schreckliche Seuchen wüthenden. Von der brennenden Hitze gefoltert durchzog es, von Wegweisern irre geleitet, unfruchtbare Wüsten. Nun erschien der Feind, würgte die Matten, und so fand der Kern von Deutschlands Ritterschaft unwürdiglich ein Grab.

Gen Antiochia zog der Kaiser mit den Seinen und vorwärts gen Jerusalem. Die Gefahren des Krieges hatte Heinrich überstanden, durch manche tapfere That sich Bewunderung und Achtung erworben. Jetzt stieß das Heer der deutschen Kreuzfahrer mit den Schaaren der Könige von Frankreich und England zusammen. Viele Ritter, die auf Abentheuer gezogen, kamen oft mit fremden Völkern nach dem Orient, Deutsche waren unter den Franzosen, und Engländer oft unter den Deutschen. So war auch jetzt unter dem Heer der Engländer ein deutscher Ritter, den man wegen seines Wappenschildes nur den Löwenritter nannte. Von seinen großen Thaten sprach Jedermann, und er war ein Schrecken der Sarazenen worden; — wo er focht, begleitete ihn der Sieg. Doch menschenfreundlich und gut, nahm er sich auch jedes Unglücklichen und Unterdrückten an. Ihn kennen zu lernen wünschte Heinrich, suchte ihn auf und sank, da er ihn erblickte, seinem Jugendfreunde Bruno in die Arme.

Zur Belagerung von Roes machte sich das Heer gefaßt; neben einander zu kämpfen, wo möglich beym Sturm die ersten zu seyn, beschlossen Heinrich und Bruno. Die Belagerung begann; was Kunst und Tapferkeit zu erdenken vermochten, ward in Ausübung gebracht. Mit Tummlern und Blieden warf man Feldstücke und Tonnen voll brennenden Theer in die Stadt. Pfeile, woran Röhr-

mit griechischem Feuer gefüllt, das kein Wasser auslöscht, wurden von allen Seiten in die Veste geschossen, unter großen Sturmschilden nahte man sich der Mauer, um sie durch Stöße des Widders, oder durch Untergraben zu stürzen, indeß andere Haufen heimliche Gänge in die Erde gruben, um dergestalt ins Innere der Veste zu gelangen. Umsonst! der Muth der Sarazenen vereitelte jeden Anariff; aufgehoben ward die Belagerung — Mißvergnügt kehrte Kaiser Konrad nach Deutschland heim, viel der Deutschen blieben zurück, unter letztern auch Heinrich und Bruno.

Alle Orte des heiligen Landes kennen zu lernen, beschlossen die beyden Ritter. Von den Templern geleitet, zogen sie umher nach jeder heiligen Stätte, und die Templer, welche sie und ihren Muth kannten, beherbergten sie freundlich in jeder ihrer Veste. Dafür dienten ihnen dann die Ritter bey manchem Streifzuge. Auf einem derselben gegen die Assassinen machten sie keine geringe Beute, aber plötzlich zeigte sich ein Haufen Feinde, sie ihnen wieder abzujagen. Wüthend war das Gefecht. Odo, der Templer Marschall, ward vom Pferde gerannt, die Assassinen bemächtigten sich seiner — das gewahrte Bruno. Den Gefangenen zu erlösen, stürzte er nach in das dickste Geschwader, indeß Heinrich durch Worte und That die schon wankenden Christen zum neuen Anariff reitzte. Dies gelang. Odo ward befreyt, nur ein junger feind-

licher Ritter hinderte noch der Seinen Flucht. Auf ihn stürzte Heinrich, ein Zweykampf begann. Plötzlich fiel eine Lanze nach Heinrichs Seite — „Vater!“ schrie der junge Ritter, „keine unedle That, laßt mich den Zweykampf ritterlich enden.“ — Die Lanze glitt von Heinrichs Rüstung, indeß traf Bruno's Schwert den, der sie führte. — „Schont des Greises!“ rief der feindliche Ritter, als Bruno's Schwert den vom Pferde gestürzten durch einen zweyten Streich tödten wollte. Gefangen ward der Greis. — „Laßt uns den Zweykampf enden!“ rief der junge Ritter, „eure Tapferkeit, Herr Ritter, erkenne ich an“ — „Und ich die eure“ entgegnete Heinrich. — „Laßt uns von beyden Theilen den Kampf enden, schon genug Bluts ist vergossen. Mein Vater ist euer Gefangener, und ich wünsche Stillstand, um seine Befreyung zu bewürken.“

Durch Trommetenstöße wurde den Kämpfenden Friede geboten. Beyde Heere zogen sich in etwas zurück; der junge Assassine, des Heeres Anführer, öffnete das Visir — sein Antlitz war das eines schönen Knaben, und von Odo erfuhren die staunenden Ritter, daß Idalma, die tapfere Tochter des Alten vom Berge *), ihr Gegner gewe-

*) So hieß vor Oberhaupt jenes Meuchelmörder Staats, der zur Zeit der Kreuzfahrten im Orient bestand, und von den Geschichtschreibern das Reich der Assassinen genannt wird.

sen. Sie forderte jetzt Befreyung ihres Vaters; Atu Taher aber hatte so viel Böses verübt, so manchen tapfern Feldherrn meuchlings morden lassen, daß Odo ihn nur bestrafen, nicht freygeben wollte.

„Ich werde die Befreyung meines Vaters nicht erbetteln," sagte Idalma. „Viel meiner Krieger sind todt, viele verwundet; aber auch viele der euern — wollt ihr ein namhaftes Lösegeld nicht annehmen, so beginnt der Kampf von neuem, und ewiges Gesetz werde es bey meinem Volke: jeden Templer zu morden. Noch ist der Sieg ungewiß — wählt! Ueberhaupt aber, glaube ich, kömmt es auf die Stimme des Ritters an, der meinen Vater zum Gefangenen machte: ob er den Templern ihren Feind zur Marter übergeben, oder gegen ein namhaftes Lösegeld der Tochter den Vater überlassen will."

„Billig ist ihre Forderung" — rief Heinrich — „und Bruno entscheide!"

Er und der tapfre Heinrich!" rief das ganze Heer.

Die Templer willigten in die Entscheidung der beyden Helden — so auch Idalma.

Jetzt erzählte Odo und die Seinen: auf den unersteiglichen Felsen des Libanon fange eine Reihe fester Burgen an, die sich bis tief in Persien hinein erstrecken, vom grausamen Volke der Assassinen bewohnt. Ihr König, sonst auch der Alte

vom Berge genannt, sey der einzige dessen Geboth sie hören, Gott und die Heiligen achte von ihnen Niemand. Gegen jeden, der ihm mißfalle, schicke der Alte einige Diener ihn zu morden; keine Wache keines Orts Heiligkeit vermöge sodann das Schlachtopfer zu schützen, würden gleich die Mörder entdeckt, aufs grausamste gemartert — das hindere nichts: immer zögen neue Mörder aus, bis es einem gelungen den ihm Bestimmten zu morden. Uebrigens lebe das Volk vom Raube, und vermiethe Alu-Taher jedem, der ihm Lohn biete, die Seinen zum Meuchelmorde.

„Was ihr gesagt habt, ist zum Theil wahr," entgegnete Idalma: „aber wenn unsere Burgen uns nicht sicherten, wäre unser Volk nicht längst Sklaven der Christen, Sarazenen oder Tattarn geworden? Fälltet ihr, um uns durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen, nicht die Oel- und Dattelbäume, die wir gepflanzt? — zündetet ihr nicht die Getraidefelder an, die wir beackert hatten? treibt ihr Christen und Sarazenen uns nicht die Heerden fort, die am Fuße unserer Felsen weideten? — Was sollten wir nun thun: eure Sklaven werden? Hungers sterben? oder uns durch Raub ernähren? Mich dünkts, jeder tapfere Mann, der Muth und ein Schwert hat, würde mit uns das letzte gethan haben. Hab ich unwahr geredet—? — Templer widersprich! — sprach ich die Wahrheit? — Ritter entscheidet!" —

Die Schultern zuckte Odo und schwieg.

„Wenn dem also ist,“ sprach Heinrich, „dann hätte ich selbst geraubt!“

„Von diesem Vorwurf müssen wir euch freysprechen!“ fügte Bruno hinzu. —

„Aber Meuchelmord,“ sprach Heinrich, „wie wollt ihr den rechtfertigen?“

„Was ist Meuchelmord? Ritter!“ frug Idalma. — „Ich tödte meinen Feind auf die schnellste und leichteste Weise, ängstige ihn nicht durch lange Todesfurcht, martere ihn nicht durch viele Wunden, lasse ihn nicht als Sklaven im Gefängnisse Mangel, Noth und Erniedrigung fühlen, mache ihn nicht zum Krüppel, raube nicht, wenn ich den Vater erschlug, zugleich den Wittwen und Waisen die Haabe, erweitere mein Gebiet nicht, indem ich mir das Eigenthum des Schwächern anmaaße — so etwas thut kein Assassine! Aber — verargt mir die Rede nicht — ihr mit dem Kreuze bezeichnet, wenns eure Meister, eure Fürsten gebieten, prüfet ihr, ob die Sache recht sey? — Ihr gehorcht gleich den Unterthanen meines Vaters, mordet nicht allein euren Feind wie wir, sondern verbreitet Elend, Jammer und Qual über jeden seines Geschlechts und Volks, über sein ganzes Land. — Wer ist nun gerechter, der Christ oder der Assassine? Ihr überfallet nicht ungewarnet, ihr kündigt Fehde an — des werdet ihr euch vielleicht rühmen; aber wenn ihr dem Fürsten

Fehde angekündigt habt, der euch nur allein beleidigte, warum mordet und plündert ihr sein Volk? Beleidigt uns ein Fürst, so schicken wir ihm einen Warnungsbrief, ermahnen ihn das Vergangene wieder gut zu machen; thut ers, so ist sein Leben sicher, im Unterlassungsfall wüthen nur gegen den Beleidiger allein die Dolche der Weissen *). " Idalma schwieg.

„Edel und großmüthig kann man euer Verfahren nicht nennen," sprach Heinrich, „wohl aber entschuldigen."

Der Meynung war auch Bruno.

„Wie aber könnt ihr euch wegen Vermiethung der Meuchelmörder rechtfertigen?"

„Sehr leicht." entgegnete Idalma. „Hört die letzte Veranlassung — und urtheilt. Der Chan von Candahar, eben so grausam als mächtig, liebte eine Sklavinn aus Schiras gebürtig. Sie erzählte ihm ihren Traum: wie sie sich mit Trauben aus ihrer Vaterstadt gelabt, und dem Chan selbst einen köstlichen Trank daraus verfertigt hätte. Ach! fügte sie seufzend hinzu, nimmer werde ich mehr die Traubenhügel von Schiras erblicken! und nimmer wird mein Traum zur Erfüllung übergehen — „Das soll er!" rief der Chan, versammlete seine Krieger, und zog gegen den Sul-

*) Die Leibwache unter den Assassinen war weiß gekleidet, und vorzüglich zu Meuchelmördern bestimmt; welche man daher auch die Weissen nannte.

tan von Schiras, der von seinen Unterthanen geliebt wurde, sein Land weise beherrschte, aber dem mächtigen Tattarn nicht widerstehen konnte, der schon in seinem Staat mit Feuer und Schwert wüthete. Zu meinem Vater sandte nun der Sultan Abgeordnete, eine Menge Goldes bot er ihm für seinen Beystand; unser ganzes Volk bedurfte des Geld, denn es ist arm; aber das Leben aller Streiter seines Volks für Geld einem Fremden verkaufen — hatte mein Vater dazu ein Recht? Er und die Weisesten der Assassinen sprachen: nein! Er theilte nun das Gold in drey Haufen; „einer," sprach er, „sey zum Getraidekauf für mein Volk bestimmt, der zweyte sey für die Wittwen und Waysen der Erschlagenen," den dritten wieß er sechs Männern von seiner Leibwache; „wollt ihr," sprach er, „auf mein Geheiß den Chan von Candahar zum Besten eures Volks morden? so gehört euch dieß Gold, wenn ihr fallet, euern Weibern und Kindern." — Die Männer nickten ein, empfiengen die geweihten Dolche aus meines Vaters Hand — der erste von ihnen, der sich ins Lager des Chans begab, stieß ihn auch nieder — in Stücke hieben ihn die Tattarn. Mit seiner Wittwe theilten die fünf andern den Preiß, wofür sie ihr Leben freywillig vermiethet hatten. Gerächtet war nun ein grausamer Böswicht, ersetzt ein guter, weiser Beherrscher. That mein Vater Unrecht? Vielleicht wären in einem Kriege

alle die Seinen gefallen, der Zweck unerreicht geblieben, und die Unsern hätten vielleicht noch zuvor viele tausend Tattarn erschlagen. Jetzt kostete es nur zwey Menschen das Leben — sagt Christen! welchen Krieg endigt ihr so wohlfeil?"

„Sind aber," frug Heinrich, „die, welche ihr mordet, nur immer Wüthriche, wie der Chan? — sind nicht auch Tugendhafte und Edle durch eure Dolche gefallen?"

„Sind," entgegnete Idalma, „wenn ihr Städte mit Sturm erobert, nicht auch Greise, Weiber und Säuglinge ermordet worden? und soll man euch deshalb als Mörder der Wehrlosen bestrafen? Sehet, dort oben über den Sternen wohnt einer, weiser als wir; von Ewigkeit her hat er die Tafel des Schicksals geschrieben. Ob der Greiß und Säugling durch der Christenschwert, der Gute und Edle durch den Dolch des Assassinen fallen sollte — auch das hat seine Hand unwandelbar aufgezeichnet — Gebt meinen Vater frey, schenkt uns Frieden, verwüstet nie unsere Felder, und kein Assassine soll fernerhin rauben."

„Wollt ihr," forschte Odo, „auch nie einen Templer ermorden?"

„Wenn ihr unsere Bedingungen eingeht," erwiederte Idalma, „dann sey ihr sicher."

„Dies gelobe auch ich!" rief Atu-Taher.

„Dann seyd ihr frey!" sprachen die Ritter.

„Und das Lösegeld?" frug der Schaik.

„Ich schenke es eurer schönen Tochter," entgegnete Bruno, „und fodre dafür nur, daß ihr nie die Euren zur Ermordung christlicher Fürsten und Feldherrn vermiethet."

„Das soll nimmer geschehen," entgegnete der Schaik, und ihr sollt Beweise erhalten, daß der Assassin: seine Verträge heilig hält." —

„Kommt Ritter! daß ich ein Paar Worte ins geheim mit euch rede," sprach Idalma — die Ritter giengen mit ihr. „Ihr sollt wissen," fuhr sie fort, „daß Abgeordnete unsers Volks sich im ganzen Orient überall befinden. — Von Jugend an werden Leute bey uns in allen Sprachen unterrichtet, sie sind in jeder Verkleidung unter den Christen und Sarazenen, wo man sie vielleicht am mindesten erwartet. Deshalb ist unser Volk mächtig, denn wir wissen, jeden Anschlag unsrer Feinde, ehe noch die Ausführung beginnt; wir sind auch dankbar, und wenn euch Noth und Gefährlichkeit betrift, so denkt an die, welche euch verpflichtet sind — an Atu-Taher und Idalma, schlagt mit eurer linken Hand dreymal in eure rechte, und sprecht laut die Worte: Haga Jeddin Schaik al Gebal. *)

„Und was wird die Folge davon seyn?" frug Heinrich.

---

*) Sprecht des Gesetzes — Alter vom Berge. Der Stifter der Assassinen gab sich den Namen Haga Jeddin, Sprecht des Gesetzes.

„Hülfe," entgegnete Idalma, „den Umständen angemessen."

„Und sollen wir euch nimmer wieder erblicken?" frug Bruno.

„Die Retter meines Vaters werden mir jederzeit zu Tigadu willkommen seyn. Wenn ihr an die Gränze unsers Gebiets kommt, so begehrt nur zu Idalma geführt zu werden, und Niemand wird euch erforderliche Achtung versagen, sobald ihr ihnen diesen Dolch und diesen Ring zeigt." — Sie gab den Dolch an Bruno, den Ring an Heinrich, und so schieden sie aus einander.

Noch nie hatte Bruno geliebt — „Welch ein Weib," sprach er zu Heinrich, „würde aus der guten Tochter werden! und welche Nachkommenschaft von Helden müßte von Idalma entspringen!"

„Ein edel, groß Weib," sprach Heinrich. „In ihrem schwarzen Auge rollt wilde unbändige Gluth; ein schöner Jüngling würde sie seyn — aber ich bin nicht der Freund des männlichen Weibes, sie wird an der Seite ihres Mannes zwar kämpfen, aber ihres Säuglings vergessen; sie wird eine treffliche Gefährtin auf dem Wege zur Ehre, aber nicht auf der Bahn zum häuslichen Glück; ein Weib, wie deine Schwester, die sanfte Ida, nur die werde mir zu Theil."

Schwermuthsvoll hörte Bruno kaum auf Heinrichs Rede, sie kamen zurück in die Vesten der

Jammer, und der immer ernste Bruno, ließ jetzt keine eine Sylbe von sich hören. Selbst das Lob seiner Thaten konnte seinen Blick nicht aufheitern: er [illegible] zu Schlachten und Kampf; aber nirgend [illegible] er Zerstreuung.

Robert, ein französischer Ritter, der selbst den Orden der Templer angenommen, ward sein vertrautester Freund; er hatte unglücklich geliebt, den Tag vorher, ehe der Priester ihn und Isabellen zusammengeben sollte, ward von den Mauern und Spähern die Burg überfallen, wo Isabellens Vater hauste, und Isabella gefangen davon geführt. Nach Grenada, erfuhr Robert, habe man sie hingebracht. Er sandte Boten dahin, ließ sein ganzes Vermögen zum Lösegeld anbieten; aber umsonst — schön war Isabella, und man hatte sie deshalb nebst fünf andern Christenmädchen dem Könige von Fez zum Geschenke gemacht. Mit vielem Gelde erkaufte sich Robert einen Paß, schiffte nach Afrika über, und kam nach Fez. Zwey Jahre waren indeß verflossen. Die sechs Gefangenen waren in den Harem des Königs gekommen; dies erfuhr er gleich bey seiner Ankunft. Er wandte sich an den schwarzen Vorsteher der Verschnittenen, mit der Frage: obs kein Mittel gäbe Isabellen loszukaufen? — „Keins," sprach der Schwarze, „wie kann der König sein Weib verkaufen, zumal da sie ihm einen Sohn geboren hat" — „Du lügst," — schrie Robert. — „War-

um sollte ich das," erwiederte der Schwarze, „beym Propheten seys geschworen, daß ich die Wahrheit rede!"

Roberts Gefühle zu schildern, wer vermag das! Den Weibern und den Ungläubigen schwur er tödtlichen Haß, und trat in den Orden der Templer. Den Tod suchte er in jedem Kampfe und hatte nur Ehre erworben. Jeder scheute seinen finstern Blick, kein Freund theilte mit ihm seinen Kummer, aber wo in den Schlachten der Tod wüthete, da stürzte er hin, neben ihm jederzeit Bruno. Sie lernten einer des andern Tapferkeit schätzen, und so gründete sich allmählig ihre Freundschaft. Seine unglückliche Geschichte erzählte Robert dem neuen Freunde, und dieser gestand ihm seine Liebe für Idalma. Daß jemals das Glück Bruno's Liebe begünstigen könne, dies schien unmöglich, deshalb hielten sich beyde gleich unglücklich, und einer ward des andern Tröster.

Das Gespräch von den Assassinen reizte die Neugier Heinrichs; von Idalmas Anerbieten Gebrauch zu machen, wünschte er oft, und hätte sich vielleicht schon nach Tigatu begeben, wenn ihm nicht die Neigung seines Freundes bekannt gewesen wäre, und er ihr neue Nahrung zu geben gescheut hätte. Bruno erinnerte ihn zwar oft, ob sie nicht den Zug dahin unternehmen wollten, aber jederzeit widerrieth es Heinrich, Robert unterstützte Heinrichs Gründe — und so unterblieb die Sache.

Ueberall verkündigte indeß der Ruf die großen Thaten Brunos und Heinrichs; denn unerhört war bis dahin der Assassinen Ueberwindung. Graf Roger von Tripolis lud sie deshalb feyerlich zum Turnier ein, welches er zur Ehre der Fürsten gab, die neuerdings, mit dem Kreutze bezeichnet, zu Palästina angekommen. Wie der Turnierschranken geöfnet, nachdem die Schilde zuvor von dem Wappenherolde gerüft, wie Wind und Sonne getheilt, durch Trommetenschall das Zeichen zum Kampfe gegeben wurde, die Kämpfer auf einander stießen, dieser nicht wankte, und jener daniedersank; das alles mag ein anderer erzählen. Genug Bruno ward Sieger, Heinrich gab Beweise des Muths und ritterlicher Uebung, und beyde wurden von Fürsten und Rittern mit vieler Ehre, — von den Damen gar lieblich behandelt. Unter den letztern strahlte Rikosina, die Tochter des Fürsten von Armenien, weit unter den übrigen herfür. Mühsam behauptete sich ihr Vater im kleinen Gebiete, das von der einen Seite durch die Sarazenen, von der andern durch die Tattarn täglich verkleinert wurde. Er suchte jezt den Beystand der Fürsten und Ritter des Abendlandes, weil ihn sein Lehnsherr, Constantinopels Kaiser, nicht zu schirmen vermochte. Gefährlich war seine Unterstützung, zu der Kreutzfahrer eigentlichem Zweck, des heiligen Landes Beschirmung, gehörte sie nicht, und

des,

deshalb suchte Fürst Johannes seinen Gründen und Bitten durch der Tochter Schönheit ein stärker Gewicht zu verschaffen. Schön war Nikosina: ihre weiße Schultern umflattert durch Locken von Rabenschwärze, das feurige schwarze Auge, die Fülle der Gesundheit und Jugend, ihr majestätischer Wuchs — alles fesselte, mehr aber noch ihre sanfte Stimme, und die bey den Griechen so üblichen glatten Worte. Jedem Ritter wußte sie zu sagen, was ihm wohlgefiel, sie pries den Ueberwinder, und erzählte dem Ueberwundenen, wie sie genau diesen oder jenen Umstand bemerkt, welcher zufällige Ursache gewesen, ihm den Sieg zu entwinden, den er schon in Händen gehabt. Den Hofleuten rühmte sie die Schönheiten in der Stickerey ihrer Gewänder, die rauhe männliche Stimme der Ritter, die auch des Minnesängers und Harfners Kunst nicht verschmähten, fand sie so lieblich, und ließ sich von ihnen die Weisen ihrer Gesänge lehren; in den düstern Mienen des Niedergeschlagenen, fand sie einen gewissen sanften Ernst, eine süße Schwermuth, die ihr Herz zur Theilnehmung hinzog, und so war keiner am ganzen Hofe, dem sie nicht süße sanfte Worte gegeben, keiner, der, wenn er von Nikosina sprach, nicht ihrer Schönheit oder ihrem Verstande gehuldigt hätte. Das Gerücht, welches ihrer Ankunft vorhergieng, daß sie das Lob der Tugend und der Unschuld nicht verdiene, dies Gerücht schwieg unter den Männern,

ward aber um so lauter unter den Weibern, weils Nikosina's Verehrer ihnen nicht durch Schwert und Kampf beweisen konnten, daß es Lug und Trug sey.

Viele Unternehmungen wollten jetzt die Kreutzfahrer beginnen, und dies verringerte die Hofnung von Armeniens Fürsten; doch einzelne Ritter versprachen ihm ihre Dienste, und daß sich ihre Zahl ungemein vermehren würde, wenn auch Bruno und Heinrich, diese allgemein geachteten Kämpfer, ihn begleiten würden, war leichtlich zu ermessen. Schon hatte Bruno auch gefunden, daß Nikosina in vielen Stücken Gleichheit mit Idalma habe, und selbst Heinrich hatte dieses bejahet, denn es war ihm nicht unlieb, daß sein Freund von einer unmöglichen Liebe ablenkte. Nach und nach ward weniger an Idalma gedacht, und bald rühmte Bruno Nikosina's Reitze. Der schönen Dame seinen Dienst nicht zu verweigern, schien ihm am Ende Ritterpflicht, und da ihn Nikosina noch freundlicher anlächelte, die Rede immer an ihn wandte, ihn vor allen andern Rittern zum Tanze aufzog — wie konnte er ihr seinen Arm auch zum Kampfe verweigern? Er gewährte ihr deshalb die Bitte, sie nach Armenien zu begleiten, und da Bruno dies eingestanden hatte, folgte auch Heinrich nach.

Die Reise gieng glücklich, und sie langten zu Erzerum an. Auch viele Ritter des Morgenlan-

des hatten ſich dort verſammlet; unter ihnen auch Alexius, ein Neffe des Kaiſers, von dem der Ruf ſprach, daß er um Nikoſina werben würde, mit deren Hand, nach des Vaters Tode, der Beſitz eines Fürſtenthums verknüpft war. Hiernach trachtete Bruno nicht, nur bloß nach Nikoſina's Liebe, und dem Beſitz der Geliebten. Daß ihm, dem Lateiner *), der Grieche ſchwerlich ſeine Tochter geben würde, dies war freylich zu befürchten; aber wenn hegte der Liebende Furcht an der Seite ſeiner Geliebten? und dies war Nikoſina bereits von Bruno geworden.

Die welſchen Ritter hatten damals gar ſüße Geſänge, von der unſchuldigen Liebe hohem Glück, wie der Geiſt nicht am Staube klebe, und die überflüßige Hülle des Körpers verachtend, nur die Seelen einander lieben. Gern hörten die Weiber ſolche Geſänge, und ſchwatzten um ſo mehr von geiſtiger Liebe, als ſie es fühlten, daß auch der Leib zur Liebe kein überflüßiges Stück ſey. So auch Nikoſina. Ein Kuß, wie ihn ein Freund dem andern gibt, warum ſollte ſie ihn Bruno'n verweigern; ſo hieß es anfänglich, und ſo ſtieg unter dem Namen der Freundſchaft, der geiſtigen Liebe, beyder Vertraulichkeit mit jedem Tage, bis ſie allmählig nicht mehr höher ſteigen — Bruno

*) So nannte man die Anhänger der römiſchen Kirche.

nichts weiter mehr fordern konnte. Indeß that Nikosina sein sittsam, und da Freundschaft immer der Liebe unterthänig ist, so muste auf Nikosina's Geheiß sich Bruno selbst vor Heinrich verbergen, der auch deshalb nichts von ihm zu erforschen suchte, sich aber wohl überzeugt hielt, daß Bruno in der Liebe nicht unglücklich wo. Denn auf der Burg zu Erzerum lagen die Gemächer beyder Ritter nahe bey einander, und daß Bruno zur Nachtzeit oft sein Zimmer verließ — dies konnte vor Heinrich kein Geheimniß bleiben. Er hatte einst um Mitternacht gehört, wie Bruno leise davon schlich, dachte, wie doch manche üble Folgen entspringen könnten. — Hell wards plötzlich im Gemach — was er Jahre lang nicht gesehen — Erichs Geist stand vor seinem Lager. Mit aufgehobenem Zeigefinger drohete der Geist, und deutete einigemal nach dem Garten zu.

„Soll ich meine Rüstung anlegen, ihm zu Hülfe eilen?“

Der Geist nickte und verschwand.

Gewaffnet mit gezogenem Schwert rannte Heinrich nach dem Garten. Waffengetöse klirrte ihm aus dem Gartensaal entgegen. Friede! gebot Heinrich mit donnernder Stimme.

„Hilf Bruder!“ rief Bruno, „ich unterliege den Meuchelmördern!“

Heinrichs Schwert wüthete unter den Griechen, daß Alexius mit den Seinen bald entfloh. — Ni-

Kosina hatte in einer Ecke dem Kampfe zugesehen. „Nehmt mich in Schutz,“ schrie sie ängstlich, und floh den Griechen nach.

„Nikosina!“ rief Bruno, sie hörte nicht.

„Was war das?“ frug Heinrich.

„Wahrscheinlich,“ sprach Bruno, „eine Folge von Alexius Eifersucht, der mich in ihren Armen morden wollte.“

„Aber warum entflieht sie mit ihm?“

„Alles ist mir heute unerklärlich. Ich komme her auf ihr Geheiß, will sie umarmen, sie stößt mich zurück. Mörder stürzen auf mich los“ —

Konrad, Heinrichs Knappe, eilte herbey. „Gott sey Dank!“ rief er, „daß ich euch lebend finde, man wollte euch in eurer Schlafkammer morden: warum soll ichs euch läugnen, eine von Nikosina's Dirnen hatte mich zu sich beschieden; da hörte ich im Dunkeln auf dem Gange euern Namen nennen. „Wir brechen die Thüre auf,“ sagte einer, „und ehe er noch weiß, was es zu bedeuten hat — ein Paar Dolchstöße, so ist alles abgethan. Schnell eilte ich in meine Kammer, weckte Bernd und Caspar, — wir eilten mit unsern Schilden und Schwertern nach der Kammer, wo ihr schlieft, eben ward die Thüre erbrochen. Wir schlugen auf die Mörder — die Feigen flohen. Euer Lager fanden wir leer, hörten Getümmel im Garten, und sind nun zu euerm Beystand hier.

Bald hatten diesen die Ritter von Röthen.

Fürſt Johannes, und ſeine ganze Leibwache eilten herbey.

„Was wollt ihr von uns?“ rief Bruno.

„Gebt euch gefangen!“ erwiederte Johannes.

Heinrich. Was haben wir verbrochen?

Joh. Vor Gericht ſollt ihrs hören.

Bruno. Fürſt, ihr ſeyd Vater, ſchonet euer Kind.

Joh. Willſt du Böſewicht auch noch der Tochter Ruf verkleinern — — — Wache bemächtigt euch ihrer!

Die Ritter nebſt den Ihren unterlagen der Menge, wurden gefeſſelt und ins Gefängniß geſchleppt. Kaum hatten ſie ſich erholt, als ſie über das Vergangene und ihr Schickſal nachzudenken anfiengen.

„Daß Nikoſina mich liebte, mir alles geſtattete, die Folgen unſrer Umarmungen fühlte, in dieſer Nacht mit mir entfliehen wollte — dies kann ich nicht läugnen. Daß ich dir Heinrich auf ihr Verlangen alles verſchwieg, war unrecht. Wahrſcheinlich hat man unſre Abſicht entdeckt, und wenn gleich Fürſt Johannes jetzt als ein Raſender zu Werke geht, ſo wird doch der Vater in kurzem die Oberhand gewinnen.“ So meynte Bruno.

Unter ſolchen Geſprächen verfloſſen einige Stunden, als der Canzler des Fürſten in das Gefängniß trat. Der alte Gauner, in deſſen Zügen Liſt und

Grausamkeit gepaart waren, hatte oft den Rittern schon ein heimliches Grausen veranlaßt, und die Erzählungen von seiner Bosheit und Ungerechtigkeit erregten noch ihren Abscheu. Jezt trat er mit anscheinender Freundlichkeit zu ihnen, bedauerte ihre Jugend, ihr schreckliches Schicksal. Eins kann euch," fügte er hinzu, „noch von Nutzen seyn, besänftigt durch ein freymüthiges Geständniß den Grimm des Fürsten: ich und der Erzbischof wollen sodann für euch bitten."

„Und was sollen wir eingestehen?" frug Heinrich.

Canzler. Ich habs gleich hier auf ein Pergament niedergeschrieben, ihr dürft die Fragen nur mit einem Ja beantworten, sie in Gegenwart der Zeugen mit eures Namens Unterschrift bekräftigen. —

Heinr. Laßt doch eure Fragen hören?

Canzlee. Es ist alles deutlich und unverfänglich — bloß zu bejahen. Höret an: Wußtet ihr den Umgang der Prinzessin mit dem Fürsten Alexius? Drohetet ihr der Prinzessin, solchen Umgang unserm gnädigsten Herrn zu entdecken, wenn sie nicht um Mitternacht in den Garten kommen wollte? Wolltet ihr sie nicht, als sie in den Garten kam, mit Gewalt entführen? —

Bruno. Kein Wort weiter! — oder diese Hand erwürgt dich Buben!

Canzler. Soll man euch auf der Folter

zu diesem Geständniß zwingen? Ritter Heinrich, ihr seyd weniger schuldig, rettet euch durch ein aufrichtiges Bekenntniß; man wird es sonst zu erpressen wissen.

Die Faust ballte Heinrich.

„Nun so möget ihr euch selbst die Schuld beylegen!“ rief der Canzler, und verließ das Gefängniß.

Zuerst fand Heinrich wieder Worte. Bruno konnte auf alle seine Fragen ihm doch keinen Aufschluß geben. — „Meine Unbesonnenheit, meine thörigte Leidenschaft! rief er endlich, hat dich Freund in mein Unglück verwickelt — Vergieb! — ist alles verloren, so können wir sterbend uns vielleicht noch rächen. Sieh den Dolch Idalma's unter meinem Gürtel verborgen; man hat ihn nicht bemerkt. Ich ahne schrecklichen Verrath — O Idalma! so hättest du nicht gehandelt!

Heinrich schwieg Gedankenvoll. — „Erinnerst du dich Bruno,“ sprach er endlich, „wie Idalma uns sagte: Abgeordnete ihres Volks wären überall im Oriente — ob nicht auch hier welche hausen sollten?“

Bruno. Was würde es helfen, wir können sie doch nicht im Gefängnisse auffinden.

Heinr. Aber vielleicht, wenn man uns zum Gerichte führt.

Bruno. Ich habe selbst den Spruch vergessen, den wir ihnen zurufen sollten.

Heinr. Ich werde mich vielleicht darauf besinnen.

Die Thür öfnete sich, der Kerkermeister trat mit Speise herein.

„Haga Jeddin Schaik al Gebal," so Bruno hieß der Spruch.

Aufmerksam und mit Staunen betrachtete ihn der Kerkermeister. Bald ermannte er sich. — „Ihr sprecht seltsame Worte aus; wißt ihr nicht auch geheimnißvolle Zeichen zu ihrer Begleitung? — Die Zauberer pflegen solche Zeichen zu gebrauchen."

Heinr. Und wenn ich Zeichen auf diese Worte wüste?

Kerkerm. So könnte es euch vielleicht von grosem Nutzen seyn.

Dreymal schlug Heinrich mit der Linken in die Rechte.

Kerkerm. Freunde der Assassinen! — eßt von dieser Speise nicht, sie ist auf Befehl der Prinzessin vergiftet.

Mit geballter Faust schlug Bruno an seine Stirne. Mit freudigem Staunen sah Heinrich nach dem Kerkermeister. „Kannst du," frug er, „uns retten? wir sind Freunde Atu-Tahers und Ibalmas."

Kerkerm. Auf Befehl unsers Schaiks habe ich mich hier eingeschlichen, und dies Amt erhalten — ich verliere es, werde getödtet, sobald ich

euch entfliehen lasse, und verletze den Befehl des Schaiks mich hier als Ausspäher aufzuhalten: Euer Tod aber ist beschlossen, behalte ich euch im Gefängniß.

Heinr. Vielleicht kann dieser Ring dich überzeugen, daß du die Befehle des Schaiks verletzen darfst.

Kerkerm. Ich kanns, und solltet ihr außer diesem Ringe auch noch einen Dolch besitzen, so steht mein Leben zu euerm Gebot.

Bruno. Hier auch den Dolch.

Kerkerm. Gebietet! — wollt ihr in folgender Nacht frey seyn?

Heinr. Wir wollens, und rette auch, wenn du kannst, unsre Leute.

Kerkerm. Alles soll geschehen, jetzt werde ich euch andre Speise bringen.

Die Nacht brach ein, der Kerkermeister und noch einige Unbekannte kamen ins Gefängniß; lößten die Fesseln der Ritter, führten sie hinauf. Sie giengen durch abgelegene Straßen, stiegen über Mauern, kamen endlich ins Freye, fanden ihre Diener, bestiegen mit ihnen die Rosse, und jagten in Begleitung der Befreyer hurtig davon. Die Reise gieng zum Theil durch Wüsten — wenig ward geruht. Am dritten Tage sahen sie eine Burg auf einem hohen Felsen gelegen. Zwey weißgekleidete Wächter standen auf dem Wartthurm.

„Seht," sprach der Kerkermeister, „die erste Burg meines Volks." — Er eilte ans Thor, ein ansehnlicher Krieger mit Gefolg näherte sich der Rittern. „Zeigt," sprach der Kerkermeister, „euren Ring und euren Dolch" — Sie thatens — Aufmerksam betrachtete sie der Greis, sah den Rittern scharf ins Auge. „Willkommen," sprach er, „ihr Retter Atu-Tahers, ich focht mit im Kampfe gegen die Templer, seyd herzlich gegrüßt." Er führte sie in die Burg, wo sie die freundschaftlichste Aufnahme fanden; er sandte Eilboten nach Tigadu, die Ankunft der willkommenen Gäste zu verkündigen, und sie wurden auf Geheiß des Schaiks durch ein stattliches Gefolge eingeholt.

In Erzerum herrschte indeß Furcht und Schrecken. Nikosina bebte, die Nachgesandten kamen zurück, man hatte die Flüchtlinge nicht eingeholt. Beschleunigt ward der Prinzessin Hochzeit mit Alexius, der sich auch für den Vater des Neugebornen hielt, der, wie Nikosina Bruno'n versichert hatte, ihm das Leben verdankte. Diese ihre Lage hatte die vorigen Auftritte veranlaßt; es war demüthigend für den griechischen Stolz, daß die Fürstentochter Weib des deutschen Ritters werden sollte — mehr noch war Johannes empört worden, als Nikosina ihn über diesen Punkt ausforschte; sichern mußte sie sich selbst, und gefaßt ward daher bald

ihr Entschluß. Alexius hatte mit Bruno gleiche Gunst genossen, ihm entdeckte sie ihren Zustand, und mit dem heiligsten Eide betheuerte Alexius alles wieder gut zu machen. Einer von Beyden mußte aus dem Wege, und mit Hülfe ihres Freundes des Canzlers, ward nun von Nikosina der ganze Anschlag geformt. Mit Bruno ward die Flucht verabredet, und dem Prinzen entdeckt, daß Bruno ihre Verbindung ausgespäht, und sie zu einer Zusammenkunft in den Gartensaal eingeladen. Auf ihren Rath folgte ihr der Prinz mit Gewaffneten um Mitternacht dahin: fiel Bruno, so konnte er nichts verrathen, und sollte dem Sterbenden irgend ein Ausdruck entwischen, so wollte sie ihn hören, um Ausflüchte erdenken zu können. Fiel Alexius, so war Bruno und die Flucht mit ihm vorig.

So weit dachte Nikosina, Alexius dachte weiter. Er scheute Heinrichs Muth, ahnete in ihm Bruno's Rächer, beschloß ihn deshalb durch Meuchelmörder aus dem Wege zu räumen, und gab, um Bruno's Flucht unmöglich zu machen, dem Fürsten Johannes von allem Nachricht. Dieser ließ deshalb den Garten durch seine Leibwache umgeben, und da Alexius, der mit Bruno schon fertig zu werden zugesagt hatte, samt den Seinigen floh, da eilte Johannes und die Wache herbey. Die Gefangennehmung der Ritter änderte Nikosina's Plan; konnte der Canzler das Geständniß er-

schleichen, so war sie auf jeder Seite gesichert wo nicht, so sollte Gift den Mund der Gefangenen auf ewig verschließen. Beydes mißlang, und wenn gleich Nikosina gegenwärtig sich gerettet, die Gefahr entfernt hatte; so störte der Gedanke, daß Bruno und Heinrich alles offenbaren, sie vor aller Welt zu Schanden machen könnten, oft ihren süßesten Schlummer.

Nach Tigadu waren nun Heinrich und Bruno gekommen, vom Schaik und der schönen Idalma freundlich bewillkommt. „Ich habe," sagte der erste, „gerade bis zu eurer Ankunft die Abfertigung der Gesandten aufgeschoben, die Malek Schach an mich sandte, weil ich euch meine Freunde dabey zu Zeugen wünschte." — Es ward zu dem Ende ein prächtiges Gezelt im Vorhofe aufgeschlagen, auf einem kostbaren Polster saß der Schaik, neben ihm die Ersten seines Volkes, auf einem besondern Polster zu seiner Rechten Idalma und die Ritter. Ihnen gegen über war das Thor mit einem hohen Thurm versehen, auf welchem oben ein Wächter umhergieng; zwey Reihen von der Leibwache standen an beyden Seiten des Zeltes. Die Gesandten traten hervor, und setzten sich auf die ihnen bestimmten Polster. — „Wiederholt euern Antrag!" sprach der Schaik.

Da erhub sich einer der Gesandten, und sprach: Malek Schach, der Ueberwinder von Persien, des-

ten Krieger häufig sind, wie der Sand der Wüste — er gebeut, und Völker sinken nieder; — dessen Thaten-Ruf in allen Ecken der Erde ertönt — er der Weise, Unüberwindliche, Gerechte, — dessen Sklaven wir sind, — fordert von Atu-Taher, dem Schaik auf dem Gebürge, daß er sich durch einen jährlichen Tribut seine Gnade und Schutz erkaufe, und droht im Unterlassungsfall mit der Schärfe seines Schwerts."

Der Schaik schwieg einen Augenblick. — Unwillen entbrannte auf den Gesichtern der Assassinen. Aber Atu-Taher winkte — sie schwiegen. Sein Auge sah nach dem Wächter auf dem Thurme — „stürz dich herab!" rief er ihm zu — der Wächter stürzte herab — zerschmettert lag er auf dem Boden, und gab den Geist auf. „Und du," rief er zu einem Jünglinge aus der Leibwache, „stoß dir den Dolch in die Brust!" — Schnell zog der Jüngling den Dolch aus dem Gürtel, stieß ihn sich ins Herz, stürzte nieder zu den Füßen der bebenden Gesandten — sein Blut sprützte über sie. — Die Ritter überfiel ein Grausen.

Vor die Gesandten hin trat Atu-Taher und sprach: „Ihr Sklaven Schach Maleks, des Uebermüthigen! sagt ihm, was ihr gesehen, sagt ihm, so spricht Atu-Taher der Schaik vom Gebirge, siebenzigtausend Menschen beherrsche ich, alle den beyden Todten gleich, und überlasse nun dem Schach zwey Monden Bedenkzeit, um mich und

die Rache meines Volks zu versöhnen, wo nicht, so versöhnt uns sein Blut! — Ziehet hin im Frieden.“

Die Gesandten schieden — zu den Rittern wandte sich der Schaik. „Haben die christlichen Fürsten viel Unterthanen, den Meintgen gleich?“

„Nein!“ sprach Heinrich, „wir lieben unsere Fürsten, wenn sie gut sind, gehen gerne für sie in Kampf und Tod, aber solcher Prüfung würden wir alle unterliegen.“

„Wodurch aber,“ frug Bruno, „erwarbt ihr euch diese Macht?“

„Ich ererbte sie,“ sprach der Schaik mit feyerlicher Gebehrde, „von meinen Vorfahren, und diesen verlieh sie Gott!“ —

Minder blutige Schauspiele waren zur Unterhaltung der Ritter bestimmt, und wechselten beynahe an jedem Tage. Wettlauf, Ringen und Faustkampf, Werfen mit der Scheibe und dem Wurfspieß, das Hinanklettern steiler Felsen, das Schwimmen über reißende Bergströme; das waren die Uebungen der streitbaren Assassinen, und oft erregte Unerschrockenheit und Behendigkeit der Ritter Staunen. Beym Male unterhielten sie frohe Lieder, begleitet von der Harfe und der Flöte, oder rasche Tänze nach dem Schall der Pauken und metallenen Becken. Jetzt begriff Heinrich, wie Idalma unter solchen Menschen, sey ihr Herz auch als das sanfteste aus des Schöpfers Hand ge-

gangen, so wild, so männlich werden mußte. Auffallend wards ihnen, daß sie und die edelsten Frauen sich nicht nach der Sitte des Morgenlandes verbargen, sondern oft im Kreise der Männer waren, und der Schaik ließ ohne Bedenken Idalma Stundenlang mit den Rittern allein. Oft dachte Bruno bey ihrem Anblik an Nikosina's Falschheit und Tücke, vergaß sie bald, und Idalma füllte wieder in kurzem sein ganzes Herz.

„Wenn ein Fremdling," frug er einst, „eine Jungfrau deines Volks zur Ehe haben wollte, würde man sie ihm geben?"

„Ohne Bedenken, wäre er unerschrocken und tapfer."

„Und wäre er gezwungen unter euerm Volk zu wohnen?"

„Wir zwingen Niemanden unter uns zu wohnen, ja, nehmen den, der unter uns zu wohnen wünscht, nur dann auf, wenn er unsere Gesetze anerkennt, und die Prüfung übersteht."

„Sie zöge folglich mit ihm?"

„Wenn sie, und ihr Geschlecht darein willigen, ohne Bedenken."

„Wolltest du mit mir ziehen, Idalma," sprach Bruno, und drückte ihre Hand an sein Herz.

„Nein," sprach Idalma, „ich ehre dich, aber ich liebe dich nicht."

Bruno. „Ich Unglücklicher! vielleicht hat schon ein anderer dein Herz gerührt?" —

Idal-

Idalma. „Du besitzst mein Zutrauen, und ich schätze dich wie meinen Freund, warum sollte ich dir also eine Lüge sagen?“

Bruno. „Du liebst also; Und wer ist der Glückliche?“

Idalma. Guter Bruno, laß dichs nicht zu Herzen gehen — ein edler Mann hat sich meine Gunst erworben, dein Freund — der muthige Heinrich. Ich kann nicht dafür, guter Bruno; auch wußte ich ja nicht, daß ich dir gefiel, und so wählte ich mir aus euch beyden, den, welcher gleich anfänglich den stärksten Eindruck auf mich machte.

Bruno. Gute, offene Seele! Weist du aber auch, ob du wieder geliebet wirst?

Idalma. Wenigstens ruht liebreich Heinrichs Blick auf mir — den Druck der Meinigen erwiedert seine Rechte. Schon oft wollte ich ihm antragen mit mir bey meinem Volke zu leben; ich bin geliebt und geehrt; wahrscheinlich trift meinen Gatten, wenn er ein tapferer edler Mann ist, die Wahl der Aeltesten, und bestimmt ihn nach meines Vaters Tode zum Schaik.

Heinrich trat eben ins Gemach.

„Glücklicher!“ rief Bruno. „Sprich, Heinrich, liebst du noch Ida? willst du nur mit ihr vereint als Gatte leben?“

Heinrich. So Gott und die Heiligen mich

glücklich heimbringen, wo nicht — nun so sterbe ich unbeweibt.

Idalma schwieg. Ihr Blick lag auf Bruno und Heinrich. Sie erröthete, gieng lebhaft auf und nieder. Weiblichkeit schien in ihr zu kämpfen. Endlich trat sie an Heinrich. „Was," sprach sie „sollen wir uns quälen? ein Augenblick entscheide. Wenn Idalma dir ihre Hand, die Schätze — ja vielleicht den Thron ihres Vaters zur Aussteuer böthe, was würdest du denn thun?"

Heinr. Gute Idalma! würde ich sagen, dein Herz ist empfänglich fürs Edle und Große — richte über mich. Ich liebe in meinem Vaterlande die Schwester meines Jugendfreundes Bruno, und werde wieder geliebt; unsere Väter segnen diese Liebe, ihr Segen würde sich in Fluch über den Meineidigen verwandlen. Und wenn ich auch um Idalmas Willen meineidig würde — wäre ich nicht ein Verworfener? und könntest du mich dann wohl lieben?

Idalma. Heinrich!

Heinr. Idalma! laß dich nicht durch Leidenschaft täuschen — du würdest — wäre der erste Rausch vorüber, selbst den Mann verachten, der um deinetwillen ein Eidbrüchiger würde.

Idalma schwieg, heftig war ihr innerer Kampf. Sie ermannte sich, drückte Heinrich fest in ihre Arme. „Nimm diesen Abschiedskuß — zieh fort! du siehst mich nimmer wieder; du hast recht; mein

Herz aber könnte doch meinen Kopf betrügen, und dann wäre ich unglücklicher als jetzt.

Bruno. Und ich Idalma?

Idalma. „Lieben kann ich nur einen in der Welt, und willst du, daß ein Herz, das dieser Einzige füllt, sich dir sogleich ergebe? Mein Bruno! nur schätzen, aber nicht lieben kann ich dich. Ich sollte dir das nicht so gerade aus sagen — das fühle ich; aber zu heucheln und sanfte Worte zu geben, das habe ich nimmer erlernt. Leb' wohl Freund!“ Sie umarmte auch Bruno, verbarg eine Thräne im Auge — und gieng davon.

Staunend betrachteten einander noch die Ritter, als sie Atu-Taher schon zu sich einladen ließ. „Verzeiht!“ sprach er, „dem Vater, daß er die Gesetze der Gastfreundschaft bricht. Ist euch der Aufenthalt in meinem Lande nothwendig, so muß ich euch eine andre Burg zu beziehen bitten; oder gefällt euch hier der Aufenthalt, so verzeiht mir, wenn ich während eures Hierseyns Tigadu verlasse.“

Die Ritter versicherten, sofort zur Abreise gefaßt zu seyn, doch erneuerten sie die Bitte, welche ihnen der Schaik vor ihrem Abzuge zu gewähren gelobt hätte, ihnen die Mittel anzuzeigen, durch welche er sich den unbedingten Gehorsam und Treue der Seinigen zu verschaffen gewußt habe. Auf Verlangen des Schaiks gelobten sie im Oriente

gegen Niemanden, etwas davon zu erwähnen. — „In eurem Vaterlande," sprach er, „dürft ihr aus der Sache kein Geheimniß machen; fordert von mir keine Erzählung der Mittel, ihr sollt sie selbst kennen lernen."

Bey der Abendmahlzeit erschien Idalma nicht. Der Becher gieng fleißig umher, mit köstlicherm Weine, als der Schaik ihnen jemals dargeboten. Allmählig stockte das Gespräch, ungewöhnliche Mattigkeit überfiel die Ritter — sie schlummerten ein. Pauken und Trommetengetöne erweckte sie. Sie sahen staunend umher; in köstlicher Kleidung lagen sie in einem prächtig geschmückten Saale, den Wolken von Wohlgeruche füllten. Der Schall der Trommeten verhallte, statt seiner näherte sich der Ton von Flören und Harfen; die Flügelthüren des Saals öfneten sich, unter fröhlichen Gesängen hüpften junge Mädchen hinein — ihr leichtes Gewand umgab sie nur, um nicht völlig entblößt zu seyn. Keine Worte fanden die staunenden Ritter. Die Gesänge der Mädchen hießen sie willkommen an dem Orte der Freude; sie zogen die Ritter am Ende mit in ihre Tänze, boten ihnen jede Erfrischung — alles, was der Orient nur köstliches an Speise und Trank enthält, im Uebermaße dar.

„Wo sind wir?" frugen die Ritter.

„Im ewigen Wohnsitz der Freude und des Glücks!" entgegneten die Mädchen, und näher

wurde ihnen nichts bestimmt. Jede der Dirnen schien nur für die Ritter zu fühlen; indeß die eine beym Tanze den Arm feurig um Brunos Nacken wand, sich fest an seine Brust schmiegte, suchte die andere durch schmachtende Freundlichkeit den sanftern Heinrich zu fesseln. Dies mißlang nicht ganz. An Zulima's Seite saß Heinrich. „Willst du," sagte das Mädchen, „denn nicht die umliegende Gegend betrachten?" — Sie verließen den Gartensaal, den ein Wald von Pomeranzen-Bäumen umgab. In langen Gängen wechselte die Olive mit der Palme und Ceder, der Feigenbaum mit dem Weinstock. Ueberall waren blühende Gesträuche, und der Boden schien nur ein Blumenbeet zu seyn. Marmorne Gestalten standen im Gebüsche, oder auf freyen Plätzen, in deren Mitte kleine Tempel emporragten, oder das Wasser sich bis in die Wolken erhub, und sich im Niederstürzen in kleine rauschende Bäche vertheilte. Die fröhlichen Gesänge hall'te noch das Echo nach — die Gedanken schwanden — Zulima's Küsse berauschten völlig den Jüngling — sie wurden erwiedert, er vergaß alles rund um sich her. — Mit Schritten, welche die Eile schwankend machte, flohen sie einer Grotte zu, die sich unter dichtem Gebüsche verbarg. — Einen Schrey that Zulima — Heinrichs Rausch verschwand, — denn — vor ihm stand Erichs Geist.

Heinrich ermannte sich; — ohnmächtig war Zulima; seine Bemühungen brachten sie ins Leben zurück; verschwunden war der Geist — aber sein Anblick hatte auch Heinrichen wieder zu sich selbst gebracht.

„Wer war," sprach Zulima, da sie zu sich kam, „dieser schreckliche Unbekannte?"

Heinr. Erfahren sollst du alles; aber befriedige auch meine Neugier: wer bist du und wo bin ich?

Zulima. Fragt nicht! Befriedigte ich eure Frage, so wäre Tod mein Schicksal.

Heinr. Wer könnte dich tödten?

Zulima. Du frägst? — der mächtige Schaik!

Heinr. Ich schwöre dirs bey der furchtbaren Gestalt, die du sahst, dem Schutzgeiste der Meinen, ich will dich nicht verrathen!

Bitten und Liebkosungen mischte Heinrich in seine Schwüre.

Zulima. So will ichs wagen. Wer meine Eltern waren, wie ich zum Schaik kam, das weiß ich nicht, einige meiner Gefährtinnen sagen, daß sie als Kinder herkamen, andere, daß sie von Müttern, gleich uns Sklavinnen des Schaiks, geboren worden. Man erzog uns im Pallaste des Schaiks, einige alte Frauen waren unsere Wärterinnen: sie lehrten uns die Tonkunst, Gesänge und Tänze. Stumme Wächter bewachten aber den Eingang unsrer Wohnung, und wir sahen nie eine andere

männliche Gestalt. Zuweilen besuchte uns der Schaik, wählte aus uns die Herangewachsenen, wie man sagt, zu seinen eigenen Weibern, zu Geschenken für seine Freunde, oder bestimmte uns zu Mädchen des Paradieses.

Heinr. Zu Mädchen des Paradieses?

Zulima. So nennt man uns hier. An nichts leiden wir Mangel, unsre Bestimmung ist nur ganz der Freude, nur ganz für die zu leben, welche der Schaik hersendet.

Heinr. Und wie kommen diese hieher?

Zulima. Sie werden durch die Stummen schlafend in den Gartensaal oder einen der Tempel gebracht, und denn wird uns ihre Ankunft verkündigt. Unsre Pflicht ists, alles aufzubieten, um den Neuangekommenen den höchstmöglichen Grad des Vergnügens zu gewähren, ihn nicht zu Sinnen kommen zu lassen, und wenn er frägt: wo er ist, ihm durch unsre Antwort, durch unser ganzes Benehmen den Glauben einzuflössen, daß ihn die Macht des Schaiks ins Paradies versetzt habe.

Heinr. Und wo liegt den dieser Ort?

Zulima. Warst du eine Zeitlang in Tigadu?

Heinr. Freylich, einige Wochen lang.

Zulima. Sahst du nicht einen Felsen, der noch über die Burg emporragt, eigentlich den Gipfel des Berges bildet, von allen Seiten steil behauen, und oben mit einer hohen Mauer umgeben ist?

Heinr. Wer sollte den nicht bemerken! Ich frug den Schaik, was dieses sey? und erhielt die Antwort: der Aufenthalt seiner Schätze, seiner Weiber, und wenn Tigadu selbst jemals eingenommen werden sollte, der letzte Zufluchtsort zur Vertheidigung.

Zulima. Du weißt nun, wo du bist. Wahrscheinlich hat dich der Schaik zu einem großen Geschäft ausersehen, denn diejenigen, denen er einen Auftrag solcher Art giebt, werden nur hergesandt, damit sie für den ewigen Genuß des Paradieses nicht Gefahr und Tod scheuen. — O Lieber! gehorche dem Befehl des Schaiks. — Verrath mich nicht! denn dein Tod wäre ja so gut wie der Meine unwiderruflich, sobald der Schaik erführe, daß du die Täuschung offenbaren könntest.

Sie eilten zurück — auch Bruno wurde vermißt, er kehrte an der Seite eines gefälligen Mädchens wieder. Ganz genoß er, was ihn der Schaik genieſſen lassen wollte; aber für Heinrich hatte dieses ganze wollüstige Blendwerk keinen Reiz mehr. Doch die Schmeicheleyen der Mädchen nöthigten ihn zum Genusse manches Bechers. Die Chöre schwiegen allmählig — ein unüberwindlicher Schlaf verschloß ihre Augen. Wie lange er währte, ist ungewiß; daß der Trank, der ihn veranlaßte, auf Geheiß des Schaiks in die Becher gemischt war, ist leicht zu erachten.

Die Ritter erwachten in einem Tragsessel. Hein-

rich blickte hinaus. Weißgekleidete Männer umgaben ihn. Heinrich rief — man hielt. Ehrerbietig nahte sich der Anführer der Begleiter, und überreichte den Rittern ein Pergament. Die Schrift war mit Purpur, und lautete: „Atu-Taher, der Schaik vom Gebürge, und seine Tochter Idalma ihren Freunden Heinrich und Bruno! Warum sollen wir die Schmerzen der Trennung fühlen, wenn sie zu vermeiden sind: eure Abreise war unwandelbar — der Gott unsrer Väter geleite euch! Bleibt unsre Freunde, verachtet die Geschenke nicht, so euch unsre Dankbarkeit beut; und daß ihr an Alexius und Nikosina gerochen seyd, wird euch bey der Rückkehr zu den Euren bewiesen werden. Gehabt euch wohl!“

„Pferde, Rüstungen, köstliche Gewänder, Spezereyen und was der Orient Köstliches enthält, wurde jetzt den Rittern als Geschenk des Schaiks überreicht. Sie legten die Rüstungen an, bestiegen ihre Rosse, ein Theil der Begleiter begab sich zurück, die übrigen mußten sie, auf Befehl des Schaiks, bis zur nächsten Burg der Templer geleiten. Dort trat noch einer der Assassinen heimlich zu Heinrich. „Wollt ihr,“ hub er an, „eine Bitte Idalma's erfüllen?“

„Mit Freuden, so viel in meiner Macht steht.“

„So tragt dies Kleinod an eurem Halse bis zum Tage eurer Vermählung, und sollte euch ein

so grosses Unglück treffen, daß ihr aller Weiberliebe entsagen wolltet; — dann nur öfnet es, und leſt die Schrift, die hinter dem Steine verborgen iſt — nur dann, oder nach dem Tage eurer Vermählung: ſo bittet Idalma."

„Mit Freuden erfülle ich ihr Gebot — ſag ihr, daß ich ſie ewig hochachten, Freundſchaft und Dankbarkeit für ſie fühlen werde."

So ſchied Heinrich von den Aſſaſſinen, und hieng noch zuvor dies Kleinod um ſeinen Hals. Die Templer empfiengen ihn und Bruno mit Freuden. Viel erzählten die Ritter von Tigadu, die letzten Begebenheiten ſchienen Bruno'n unerklärbar. Kälter urtheilte Heinrich, doch eingedenk ſeines Verſprechens, und in der Abſicht, Zulima nicht zu verrathen, äußerte er nur einiges als Muthmaßung, von dem was er als Gewißheit wußte.

Das Gewühl von Empfindungen ſchwand nach und nach in Bruno's Seele. Der heftige leidenſchaftliche Ritter, hatte zwar auch die Mädchen des Paradieſes ſehr reizend gefunden, und in ihren Armen Idalma vergeſſen, aber nun erwachte ihr Andenken um ſo heftiger; zuweilen auch Rückerinnerung an Nikoſina, zwey weibliche Geſchöpfe, in deren Armen er einen Himmel auf Erden zu finden gehoft hatte, und von der einen nicht geliebt, von der andern ſchändlich verrathen wurde. Er entzog ſich allen Menſchen, ſelbſt Heinrich wurde

von ihm vermieden, mit jedem Tage ward er mißmuthiger; nur der finstere unglückliche Robert stimmte mit ihm überein.

„Was soll ich unter Menschen?“ sprach Bruno oft zu Heinrich — „auf einige Augenblicke reißen sie mich fort, ich wähne unter ihnen Glück und Freude, erwache wie aus einem Traum, und fühle nach einigen Augenblicken des Genusses zwiefachen Schmerz der Entbehrung. Soll ich zurück in mein Vaterland? Ich würde die Meinen nicht glücklich machen, mein Trübsinn würde sie kränken. Ein Weib wie Idalma finde ich doch nimmer; — hier will ich bleiben, bey Robert meinem unglücklichen Freunde, selbst das Gewand der Templer anlegen und mit ihnen kämpfen, bis das Schwert der Faust entsinkt — und wenn du einst in unserm Vaterlande eine Wohnung der Templer vorüberziehst, und die Glocke zum Gebet für die Seelen der Brüder ruft; dann Heinrich! — bete mit den Brüdern meines Ordens, — du betest auch sicherlich bald für Bruno's Geist.“

So Bruno. Er blieb bey diesem Entschluß. — Heinrich war noch zugegen, wie er seine Gelübde in die Hände des Großmeisters ablegte, und beschloß nun allein in sein Vaterland zurück zu kehren. Bevor dies noch geschah, erfuhr er Nikosina's Schicksal, wollüstig und ausschweifend, wie sie war, forderte sie doch von ihren Liebhabern unverbrüchliche Treue, so auch von Alexius,

ihrem Gatten; aber der fand auch manche ihrer Hoffräulein schön, und bald entsprang, zwischen ihm und Irenen, der vertrauteste Umgang. Irene, die Tochter des Kanzlers, war bisher Nikosina's vertrauteste Freundin, diese erfuhr, — durch wen? das war nicht auszumitteln — Bruno und Heinrich glaubten, durch einen von Atu-Tahers Dienern — was zwischen Irene und Alexius vorgieng.

Ihr Vater, Fürst Johann, ganz von ihr abhängig, überfiel die Beyden zu Nachtzeit. Irene ward aus den Armen Alexius gerissen; Johann, grausam, wie es unter den Griechen Sitte war, ließ der Verführerin seines Eidams die Augen ausstechen. Der Kanzler beschloß Rache. Ein weitläuftiger Verwandter Johannes schmachtete im Gefängniß; der Kanzler, der fußfälligst dem Fürsten für seiner Tochter gelinde Strafe dankte, warb im Stillen für den Gefangenen einen Anhang, den vielleicht die Assassinen verstärkten. Prinz Emanuel ward aus dem Gefängniß befreyt, an der Spitze der Verschwornen ward Fürst Johann überfallen, und nebst Alexius und Nikosina gefangen. Johann wurde in ein Kloster gesteckt, vor den Augen alles Volks entdeckte Irene und der Kanzler die Sittenlosigkeit Nikosina's, alle ihre Grausamkeiten; offenbar wurde die Unschuld der Ritter erwiesen, und selbst Nikosina, von Schmerz durchdrungen, gestand beyder Unschuld ein. Zum

Scheiterhaufen wurde sie und Alexius vom Kanzler verdammt. Allein der Kanzler starb plötzlich, wie man glaubte, durch Gift, wodurch Emanuel der Fürst sich den Boshaften und Grausamen vom Halse zu schaffen suchte, dessen Macht ihn erhoben hatte, und den er deshalb scheuen mußte. Alexius und Nikosina blieben mit der Hinrichtung verschont, aber ewige Gefangenschaft ward ihr Schicksal.

Mit innigstem Schmerz schied Heinrich aus den Armen seines Freundes Bruno. Glücklich war seine Ueberfahrt und die Rückkehr in seine Heymath. Er kam zur Greifenburg, herzlich freute sich Ullrich und Kunigunde des Wiederkehrenden. Er frug nach Ida — Thränen waren die Antwort.

„Und Wilhelm von Braunau?“

Ullrich. Er ruht im Grabe — seiner Tochter Entführung —

Heinr. Ida entführt? — von wem? und wo ist der Bösewicht?

Ullrich. Ja wo er ist, das ist eben die Frage, er nannte sich Hanno von Weihersbrun, warb um Ida's Hand, ward abschlägig beschieden, und raubte sie, da sie einst ohnfern der Burg lustwandelte. Vergeblich zog Wilhelm ihm

nach, vergeblich durchſtreiften wir beyde den umliegenden Gau, ſandten Boten, ihnen nachzuſpüren; aber keine Kunde von Beyden — ſie ſchienen verſchwunden. Tief beugte dies den ehrlichen Wilhelm, noch tröſtete ihn ſeines Sohnes Rückkehr; der ſollte die Schweſter retten, oder rächen; aber ein rückkehrender Pilger brachte von ihm ein Schreiben, daß er Templer geworden. Dies ſchlug meinen Freund völlig nieder, und langwierige Krankheit, durch Gram erzeugt und ernährt, brachte ihn ſo in die Grube.

Heinr. Und wer war dieſer Weihersbrun? wo kam er her?

Ullrich. Dem Vernehmen nach ein ſchwäbiſcher Ritter. Abt Anakletus führte das Wort für ihn. Wer mags nachreden — Heinrich mein alter Knappe — du kennſt ihn ja, daß er ein Pfaffenfeind iſt — der brachte gar Kunde, daß er des Abts naher Verwandter, lange Jahre in Schwaben vom Stegereif gelebt, aber da die Kaufleute von Ulm und Augsburg der vielen Wegelagerungen müde geworden, und Jedermanns Waffen gegen ihn aufgeboten, da habe er ſelbſt ſein Raubneſt in Flammen geſteckt und ſey entflohen; — wahrſcheinlich zum Abt, der ihn durch Ida's Hand in den Beſitz eines ſtattlichen Vermögens zu ſetzen geſucht.

Heinrich der Knappe ward vorgefordert. Er bestätigte alles. Zu Adelheid, der jetzt kinderlosen Wittwe, begab sich Heinrich am folgenden Morgen, zog dort noch alle mögliche Kundschaft ein, und mit ihren und seines Vaters Waffenknechten, durchstreifte er nun das ganze Land, aber umsonst; auch nicht die geringste Spur. Daß Hanno von Weihersbrun ein gar arger Raubritter, und Abts Anakletus des hochwürdigen Herrn Schwestersohn sey, des ward er überwiesen; aber wo er, wo Ida hingerathen sey, des gab es keine Spur.

Traurig kehrte Heinrich zurück. Schwermuthsvoll saß er um Mitternacht auf seinem Gemache. Schlaf kam nicht in sein Auge, dies fiel von ohngefähr auf Idalma's Kleinod. — „Am Tage meiner Vermählung, oder wenn ich unglücklich in der Liebe sey, dann sollte ichs öffnen.“ Er schob den Stein weg und las die Schrift: „Seyd ihr glücklich in der Liebe, so vergeßt mein; seyd ihr unglücklich, so denkt, daß Idalma für euch lebt, euch vielleicht noch trösten kann.“ — Er las noch einmal. „Gute, treue Seele!“ rief er aus, „du sollst mich trösten, Ida ist für mich verloren — ich kehr zu dir zurück.“

Hoch auf loderte die Flamme der Lampe, daß Heinrich zurückfuhr, er blickte auf, und vor ihm

stand Erichs Geist. Er winkte, Heinrich verstand ihn nicht; er deutete endlich so bestimmt, daß ihm Heinrich folgen sollte. „Gehe ich mit?“ dachte der Ritter. Er stand einen Augenblick an, doch ermannte er sich, ergriff sein Schwert, und so dem Geiste nach. Der Schlüssel der Burgpforte lag auf Heinrichs Tisch; auf diesen wies noch zuvor der Geist. Heinrich nahm ihn mit. Zur Pforte führte ihn der Geist, Heinrich schloß sie auf und gieng hindurch, der Geist verdoppelte seine Schritte — Heinrich ihm nach zum Forste. Es war eine dunkele trübe Nacht, wild zerzauste der Sturm die Gipfel der alten Eichen, und die dicken Regentropfen stürzten auf Heinrich herab. Ein schwacher Blitz zerriß zuweilen die Wolken — dann sah Heinrich den Geist, der immer winkend Eile gebot. Aus dem Walde kamen jetzt beyde, und vor ihnen lag der Weg zum Schreckenstein. Auf ihn deutete der Geist, und verschwand.

„Hier,“ dachte Heinrich, „in dieser Burg, wo Teufel und Geister hausen? — hier soll ich hinziehen? ich einzelner Mann? — und wie bekämpfe ich Geister? — Doch ermannte er sich, eine Fackel schien sich ihm aus der Ferne zu nahen, und hinter einem abgestürzten Felsenstücke barg sich nun Heinrich. Die Fackel kam näher. Zwey Männer stiegen den Berg hinan. „Wahrlich,“ sprach der eine, „mich jammert das Fräulein.“

lein.“ — „Ja,“ sprach der andere, „ich würd's für eine Sünde halten sie dem Schandbuben in die Hände zu spielen, wenn uns nicht der Herr Abt so reichen Ablaß ertheilt hätte“ — „Hohl der Teufel seinen Ablaß — seine Goldgülden sind mir lieber“ — und so giengen beyde fort. Schon hatte Heinrich sein Schwert gezogen, doch faßte er sich, ließ die Männer vorübergehen und schlich ihnen nach. Sie stiegen hinab in ein verfallenes Gewölbe. Heinrich folgte von Ferne; ein langer Gang brachte sie endlich an eine kleine Pforte — sie schlossen sie auf — „Kommt ihr mich zu morden? rief eine weibliche Stimme — „Gott, Ida's Stimme!“ rief Heinrich, und stürzte durch die Pforte. Ihre Schwerter zogen die Männer, aber mit einem Streich stürzte Heinrich den einen zu Boden, schnell sprang der andre hinaus, warf die Thür zu — den Riegel hörte Heinrich vorschieben. Er rannte gegen die Thür sie zu sprengen; aber sie war von Eisen. Ida's Jammer war unaussprechlich: Heinrich ihr Retter, auf den sie immer noch gehofft, jetzt ihr Mitgefangener.“

Der, den Heinrichs Hieb zu Boden gestreckt, erholte sich; von ihm erfuhr Heinrich, daß er ein Diener des Abts, daß Ida und Weihersbrun bis jetzt im Kloster versteckt gewesen; das heimliche Gericht habe davon Kunde erhalten, durch dieses

aufgefordert, habe der Erzbiſchof von Maynz dem Abt geboten, Ida herauszugeben. Geläugnet habe der Abt ihre Anweſenheit, der erzürnte Erzbiſchof ſey deshalb ſelbſt nach dem Aegidius-Kloſter gekommen, dem Abt ſey dieſes verkundſchaftet worden, und deshalb habe er in dies verborgene Gefängniß das Fräulein vor wenig Tagen bringen laſſen. Der Erzbiſchof habe das Kloſter mit größter Genauigkeit durchſucht, ſey geſtern abgezogen, und nun habe der Abt ſie geſandt, das Fräulein wieder abzuholen.

Jetzt erzählte Ida, wie der Abt durch Verſprechen und Drohen, ſie dahin zu bewegen geſucht, den verworfenen Weihersbrun zu ehelichen, wie ſie aber lieber den Tod als das Bette des Verworfenen gewählt haben würde.

„O,“ ſprach der Verwundete, „ihr hättet es doch beſteigen müſſen, denn wir ſollten euch nun nach einer Burg führen, die einem Dienſtmanne des Abts, einem Manne gehört, der des hochwürdigen Herrn rechte Hand iſt. Er hatte ſchon längſt den Vorſchlag gethan, daß Weihersbrun, was ihr mit Gutem verweigertet, mit Gewalt nehmen ſollte, und ſo blieb euch ja nur die Wahl übrig zwiſchen unvertilgbarer Schande und ſeinem Ehebette.“

Heinrich knirschte vor Wuth; er wollte nochmals die Thür sprengen — umsonst! — Ida ward gerührt über den Anblick des Verwundeten. Der eignen Noth ungeachtet, nahm sie auf ihn Rücksicht, und verband seine Wunden, so gut es möglich war. Dankbarkeit fühlt oft der Grausame und Verstockte. — „Fräulein!“ rief er aus, „vielleicht, daß ichs euch vergelte?“

Die schrecklichsten Gefühle zerrissen indeß Ida's und Heinrichs Herz, mit jedem Augenblick stieg ihre Besorgniß.

In der Greifenburg hatte man indeß Heinrichen vermißt; wo er hingerathen, das wußte Niemand. Schon wars Mittag — er kehrte nicht wieder — in der größten Angst schwebte Ullrich. Seine Boten durchstreiften die Gegend, Niemand brachte Bothschaft — der Abend brach ein, und noch keine Nachricht von Heinrich. Jetzt legte Ullrich selbst seine Rüstung an, versammlete die zurückkehrenden Boten. „Ich will ausziehen!“ sprach er, „ihn finden oder — sterben!“ Er zog umher, frug — niemand wußte ihm Nachricht zu geben.

Heinrich und Ida harrten auf ihres Schicksals schrecklichen Ausgang. Sie hörten Tritte durch den öden unterirrdischen Gang hallen. Die Thüre gieng auf, zwey schwarze Vermummte traten hinein.

„O seyd ihr Diener der Vehm, so rettet die Unschuld!“

„Das wollen wir,“ sprach einer der Vermummten, „aber Ritter Heinrich, wie kommt ihr hieher? wir waren nur gesandt, um Ida aus diesem Kerker zu erlösen.“ — Die Vermummten, Ida und Heinrich wollten eben sich heraus begeben; eine Schaar Gewafneter stürzte herbey.

„Habt Achtung für die heilige Vehm!“ rief einer der Vermummten, und zog seinen Dolch. Ein lautes Hohngelächter war die Antwort. Niedergestoßen wurden beyde Vermummte. Vergeblich vertheidigte sich Heinrich, er ward übermannt, gebunden, und in der Mitte der Gewafneten fortgeführt.

Am Fuße des Schreckensteins waren sie jetzt angelangt, als sich ein neuer Hause Gewafneter zeigte. — „Gebt eure Beute ab! ihr Böswich-

ter!“ rief eine wohlbekannte Stimme, — es war Ullrich. Wüthend begann das Gefecht, aber nur wenig Begleiter hatte Ullrich, auch er unterlag, und ward gefangen. Die teufliſche Freude Weihersbruns, wer vermag die zu ſchildern! Er führte jetzt ſeine Gefangenen in die Burg Kuno's von Wolfſtein. Die drey Gefangenen wurden in ein abgelegenes Gemach geführt, indeß berathſchlagten Weihersbrun, Kuno und Anakletus — denn auch dieſer war angelangt, — was wohl am füglichſten zu thun wäre?

„Wir wollen uns zu ihnen verfügen,“ ſprach Kuno; fragt dann die Dirne, ob ſie euren Neffen ehelichen wolle? Sagt ſie nein, ſo trennt ein Hieb Ullrichs Haupt vom Rumpfe. Ihr Herr Abt, wiederholt die Frage, und ich füge hinzu, daß beym abermaligen Nein, Heinrichs Haupt fällt. Ich wette, die Dirne ſagt ja! und ihr Abt, vollzieht alſofort die Trauung.“

Abt. Was machen wir aber mit Heinrich?

Kuno. Wir ſchaffen ihn nachher aus dem Wege, damit er weder des Vaters Tod noch der Geliebten Verluſt zu rächen im Stande ſey.

Abt. Aber das heimliche Gericht?

Kuno. Die beyden Vermummten sind todt, sie können es ja nicht sagen, wer sie getödtet, und Ida befreyt habe.

Weibersbrun. Aber auf mich fällt doch aller Argwohn?

Kuno. Dafür laßt mich sorgen. Ida wird einige Monate lang versteckt; durch die heiligsten Eide erzwingen wir ihr Stillschweigen; ich reise alsdenn einen meiner Verwandten in Schwaben zu besuchen, und bringe Ida mit zurück, die ich unerwartet einem Räuberschwarm abjagte. Ihr Geliebter ist todt; Weibersbrun erneuert seine Bewerbungen, und sie reicht ihm ihre Hand.

Abt. Wird sie sich aber auch in allem so fügen?

Kuno. Durch die schrecklichsten Eide gebunden, muß sie uns in allem Gehorsam leisten.

Abt. Wird sie aber auch diese Eide ablegen?

Kuno. Jetzt gewiß, um Heinrichs Leben zu erhalten.

Weibersbr. Laß dich umarmen! Bruder

Kuno, du biſt ein herrlicher Kerl — jetzt zur Ausführung.

Abt. Es iſt doch aber immer ein Bedenken dabey. Das Sakrament der Ehe, iſt wie das Sakrament der Taufe, eines von den Sakramenten, ſo bey den nämlichen Perſonen nur einmal angewandt werden können, und wie ichs vernehme, ſoll ichs doch hier zweymal anwenden, — und das wäre Ketzerey.

Kuno. Dacht ichs doch, was es wäre! Ich ſoll euch zu Gefallen morden, und ihr wollt nicht mir zu Gefallen euer geiſtlich Faſtnachtſpiel treiben!

Abt. Ihr redet wie ein unverſtändiger Laye. —

Weibersb. Was wollen wir Worte machen, da wir der Ausführung nahe ſind? — Kommt! —

Sie giengen zu den Gefangenen. Der Abt hub an ſeinen Sermon — einigemal unterbrach ihn Heinrich.

„Wozu das Geplauder!“ rief Kuno, „ihr,

Fräulein, gebt meinem Freunde Hanno eure Hand, oder Ulrichs Kopf liegt zu euren Füßen.“

Heinr. Warum wollt ihr meinen Vater morden?

Kuno. Leiste Verzicht auf Ida — oder er ist des Todes!

Ida. Tödtet mich, ihr Unmenschen! denn es geschehe auch was da wolle, das Weib eines Bösewichts werde ich nimmer.

„Nimmer?“ schrie Kuno, riß Ulrich nieder auf den Boden und schwang sein Schwert.

Ein Donnerschlag erschütterte die ganze Burg; niedergeworfen ward Kuno. — Zurückbebte Weihersbrun — Anakletus segnete sich — denn Erichs Geist stand mit fürchterlicher Gebehrde in ihrer Mitte. Ununterbrochen rollten die Donner, rund umher krachten die Gipfel zersplitterter Bäume, Feuerflammen stiegen aus der Erde empor, schreckliches Jammergeschrey und Waffengetöse vermehrte das Entsetzen. Es drang immer näher — aufgerissen ward die Thür des Gemachs — Bewaffnete stürzten hinein — Niedergehauen ward Weihersbrun, Kuno und der Abt. Die Donner

ſchwiegen, der Geiſt war verſchwunden; aber das Wort Feuer! erhallte von allen Seiten — die Burg ſtand in Flammen, an allen Ecken durch die Wetterſchläge angezündet; die Gewafneten eilten hinaus nebſt Ida, Heinrich und Ullrich.

Auf dem Schloßhofe verſammleten ſich alle, die Diener, welche aus der Burg flohen, wurden getödtet, nur Weiber, Greiſe und Kinder verſchont.

„Ziehet hin,“ ſprach Graf Hoyer und ſchlug das Viſir auf, „zu verkünden, wie Gottes Rache den Frevler verfolge!“ — Er umarmte ſeinen geretteten Freund.

„Wie!“ rief Ullrich, „wurdet ihr, edler Graf, unſer Befreyer?“

„Dieſer,“ ſprach Hoyer, und wies auf einen verwundeten Mann, „hatte im Dorfe am Fuße des Schreckenſteins alles bekannt gemacht, durch ihn ward ich hieher gebracht.“

Es war derjenige, den Heinrich verwundet, und deſſen ſich die ſanfte Ida aus Mitleid angenommen hatte; ein gutmüthiger ſchwacher Mann, der, um durch Prieſter-Beyſtand in den Himmel

zu kommen, an Prieſterverbrechen Theil genommen hatte. Ihm war der Zufall günſtig geweſen, denn das erſte Haus, welches er betrat, war die Wohnung eines Freyfrohns. So bald dieſer die ſchändliche Ermordung ſeiner Brüder hörte, gab er den Verborgenen im Lande ihre geheimen Zeichen; alles ſtrömte zuſammen — an ihrer Spitze Hoyer, der Freygraf; und Anakletus, der Liſtige, der vielleicht nie Ida beſſer verbergen zu können gewähnt hatte, als in einem Gefängniß, welches dem ihm bekannten Verſammlungsort des heimlichen Gerichts ſo nahe lag, war dennoch verſpäht worden. Graf Hoyer hatte die Brüder des heimlichen Gerichts verſammlet, um die Thaten der Verbrecher aus Ida's Munde zu hören; durch die Ermordung der Freyfrohnen war ſie freylich wieder in die Hand der Böſewichter gekommen; aber da gerade die Richter des heimlichen Gerichts beym Grafen zugegen waren, ſo konnte er auch augenblicklich mit anſehnlicher Heeresmacht, zur Beſtrafung der Böſewichter, herbeyeilen. Das ſchreckliche Wetter hatte alles in Angſt und Schrecken geſetzt, und ſo drang er ohne Widerſtand in die Burg.

Wie die Befreyeten nach ihrer Heimkehr Gott von ganzem Herzen für ihre Erlöſung dankten,

und Heinrich in wenig Tagen Ida's Gatte wurde, wird jeder leichtlich errachten. Ida ward ein vortreffliches Weib, sie lohnte Heinrichs Liebe treulich, und das junge Paar verbreitete Freude unter allen den Seinen. Sie saßen eines Abends auf der Greifenburg, nebst Ullrich, Adelheid und Kunigunden; sie freuten sich ihres Glücks, gedachten der Vergangenheit, und dankten Gott mit Rührung; — auch des Geistes ward dabey gedacht. Wie gut er sey, erzählte Ullrich, wie er durch alle seine Erscheinungen Böses zu hindern, Gutes zu befördern gestrebt; das sey ihm klar und deutlich. „Auch mir ist dieses," sprach Heinrich; „vielleicht wäre ich meiner Ida nicht werth, vielleicht nimmer geworden was ich bin, hätte sich der Geist meiner nicht angenommen" — „Gesegnet sey der Geist!" — rief Ida. „Im Wohnsitz der Seligen lohne ihm Gott, was er an uns gethan." — „Amen," sprach der Geist und stand in ihrer Mitte.

Alle bebten zurück, denn Niemand hatte noch ein Wort von ihm gehört.

„Seyd ruhig, meine Lieben," sprach der Geist mit sanfter Stimme, „und laßt euch diesen letzten Besuch auch noch zum Guten dienen. Ihr habt gehört, wie ich lebte, Böses that ich nicht, und

manches Gute zu thun reizte mich mein Herz. Kein Hang zum Laster, keine ungestüme Leidenschaft wohnte in mir, und wenn sich die Gelegenheit mir darbot, handelte ich bieder und gut; aber dazu ward mir das Herz und die Fähigkeit zu allem, was bieder und gut ist, nicht bloß vom Schöpfer verliehen. Ich hatte Macht, Ansehn und Reichthum, dem Uebel sollte ich nachspüren, das Elend aufsuchen, beydes lindern und heben, dazu erhielt ich Kraft, aber die Vernunft lenkte mein Herz und meinen Willen nicht; Böswichter und Heuchler bemächtigten sich meiner, und in ihre Hände flossen Schätze, welche mir die Vorsehung zur Minderung des Elends guter und edler Menschen anvertraut hatte. Deshalb ward ich auch nicht werth in die Wohnung der Seligen einzugehen, denn oft hatte ich zweydeutig gehandelt, oft nicht genug gethan, immer nur dem Gefühl des Herzens Raum gegeben. Deshalb ward ich verdammt, so lange rastlos auf der Erde zu wandeln, der Sprache beraubt, nur durch zweydeutige Gebehrden das Böse verhindern, das Gute befördern zu können. Nur zu Verhütung

des Verbrechens ward mir die Anwendung übernatürlicher Kräfte zu Theil, und nicht eher sollte mir das Glück der Seligen werden, bis ich dennoch durch mein zweydeutiges Betragen einen meines Geschlechts vom Laster zurückgeschreckt, und aus seinem eignen Munde das Geständniß gehört hätte: daß er durch mich ein besserer Mensch geworden sey. Du, Heinrich, legtest dies Zeugniß ab, sey ferner auch edel und gut!"

„Seliger Geist!" rief Ullrich, „vergönne noch eine Frage: warum warntest du mich vor dem Kreuzzuge, durch den ich doch besser ward."

„Der Kreuzzug," entgegnete der Geist, „kann dem Gott des Friedens, der Menschenliebe gebeut, nicht wohlgefällig seyn; aber der Allwissende wußte, daß dort alles zu deinem Besten ausschlagen würde, und ließ dich meine Warnung verachten; ich sah nur die Gegenwart, der Allmächtige sieht in die Zukunft. Sein Segen sey über euch! nur dort oben erblicken wir uns wieder!"

„Wer,“ rief Ullrich, „wird uns ferner leiten?“

„Hört,“ sprach der Geist, „nur die Stimme des Gewissens und der Vernunft, denkt, bevor ihr handelt, und dann habt ihr, um hienieden und dereinst dort oben glücklich zu seyn, keine Geistererscheinung von Nöthen!“

Ueber mich ſelbſt

und

meine Unglücksgefährten

die Blinden

von

Ludwig von Baczko

Profeſſor der Geſchichte bei der Artillerie-Akademie zu K.nigsberg
und verſchiedner gelehrten Geſellſchaften Mitgliede.

Leipzig,
bei Paul Gotthelf Kummer.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Steigende Humanität, aber ach! vielleicht auch nur das Sehnen, mit etwas Neuem und Außerordentlichem zu glänzen und ſich auch wohl dabei einen neuen Erwerbszweig zu öffnen, haben in unſern Tagen die Erziehungsanſtalten für ſolche Unglückliche, denen die Hand des Schickſals einen oder mehrere Sinne nahm, und zugleich die Schriftſteller über dieſen Gegenſtand vermehrt. Es wäre ſchändlich und von einem Manne in meiner Lage, der das Schickſal ſeiner Unglücksgefährten mit doppelter Theilnahme fühlen muß, höchſt undankbar, wenn er nicht den redlichen Eifer, den Scharfſinn, Beobachtungsgeiſt, die nicht gemeine und doch immer nur ſchlecht belohnte Mühe der edlen, menſchenfreundlichen Männer erkennen ſollte, die hiebei ſo außerordentlich viel geleiſtet haben. Allein da derjenige Mann, der ſelbſt ſeine Mängel fühlt, und der die Hinderniſſe, die ihm das Schickſal entgegenſtellte, ſeit beinahe dreißig Jahren zu über-

winden trachtet, so manches hierüber aus eigner Erfahrung sagen kann, so hoffe ich hier nicht unzweckmäßig öffentlich aufzutreten. Oft habe ich mich selbst getäuscht, schon auf diesem oder jenem Wege etwas erreicht zu haben geglaubt, mir manche anscheinend kleine Fertigkeit erst durch langen und mühsamen Fleiß zugeeignet, und ich bin folglich überzeugt, daß so gut, wie der aufmerksame und nicht ungebildete Blinde sich selbst zu täuschen im Stande ist, dieses auch zuweilen bei dem redlichsten Erzieher des Blinden und Taubstummen der Fall seyn könne. Hiedurch dürfte denn wohl so manches, das man für richtig erlangten Begriff und wirkliche Kenntniß hält, zu einer mechanischen Abrichtung ausgeartet seyn, wodurch ausdauernder Fleiß bei Thieren, besonders Hunden und Pferden, so manches zu bewirken im Stande ist.

Mich schaudert bei dem Gedanken, daß der Mensch, und noch überdem der Unglückliche, zuweilen so gemißbraucht werden könne; und da ich seit dem Verluste meines Gesichts und bei meiner durch Erziehung und Temperament bewirkten Lebhaftigkeit und rastlosen Thätigkeit so viel als mir möglich war, zu leisten strebte, so ließ ich kein Mittel unversucht, wodurch ich mir bei meiner Blindheit einige Erleichterung schaffen konnte. Da überdem gelehrte und einsichtsvolle Männer, die mich nicht unter ihrer Aufmerksamkeit fanden, bei Anknüpfung der Bekannt-

ſchaft ſich häufig mit mir über mein Schickſal und die mir noch übrigen Hülfsmittel unterhielten, ſo wurde ich wenigſtens, um nichts Unzweckmäßiges zu ſagen oder wohl gar Blößen zu geben, häufig über dieſen Gegenſtand nachzudenken gezwungen, und es wurde zugleich ſo manche neue Idee in mir rege gemacht, die zu prüfen und auszuführen mein eigner Vortheil erforderte. Ich ſuchte aus ähnlichen Gründen die Bekanntſchaft jedes Blinden, ſuchte von merkwürdigen Blinden ſo viel Nachrichten als möglich zu ſammeln, durch Aufmerkſamkeit und Geduld mir die Fertigkeiten anderer zu eigen zu machen, ſtrebte darnach, die Sehenden in Bezug auf den Blinden zu beobachten; und da ich ſelbſt bis ins einundzwanzigſte Jahr mein Geſicht hatte, dies nur allmälig verlor, in meinen frühern Jahren eine wiſſenſchaftliche Bildung erhielt und ſchon in meiner Kindheit durch mancherlei Schickſale in entfernte Gegenden und viel unter Menſchen umhergetrieben wurde: ſo glaube ich durch Zuſammenſtellung vieljähriger Beobachtungen und die Reſultate derſelben ſowohl für die Eltern und Erzieher des Blinden, als auch für den empiriſchen Pſychologen hier ſo manches aufzuſtellen, wodurch die Maaßregeln der Eltern beſtimmt, die Mühe des Erziehers erleichtert werden dürfte. Da — man verzeihe mir dieſe kleine Eitelkeit — der verewigte

Kant mich schon in meinen jüngern Jahren, in Hinsicht auf Anthropologie, für seinen nicht unwürdigen Schüler erklärte, so dürfte vielleicht auch meine Neigung für diese Wissenschaft einigen Einfluß auf diese Schrift gehabt haben. Doch strebte ich sorgfältig, nicht sowohl Hypotheſen aufzustellen, als vielmehr Erfahrungen zu liefern. Die Probe, die ich vor einigen Jahren im deutschen Merkur abdrucken ließ, wurde vom Herausgeber mit einer so gütigen Anmerkung begleitet, aus dem Merkur im Bürgerblatte abgedruckt, und, so viel ich weiß, so günstig aufgenommen, daß ich die Herausgabe der ganzen Schrift um so füglicher wagen zu können glaube.

Meinem Herzen, das vielleicht oft zu warm, zu theilnehmend schlägt, konnte wohl niemand näher seyn, als der Blinde; und daher entsprang schon längst bei mir der Wunsch, daß, so wie man Institute für Taubstumme anlegt, auch Institute für Blinde angelegt werden möchten, und zu meiner nicht geringen Freude hat der edle Hauy zu Paris zum Theil diesen Wunsch erfüllt. Bei meinem Glauben, daß jedes Gute, sobald es einmal rege gemacht ist, sich weiter verbreite, hoffe ich auch, daß mehrere Institute dieser Art entstehen, gute und edle Menschen hiezu die Hand bieten werden. Bei der Einrichtung dieser Institute dürfte wohl der Blinde kein inkompetenter Rathgeber seyn. Deshalb eilte ich mit Herausgabe dieses Werks, welches sonst aus mancherlei Gründen noch lange in mei-

nem Pulte verschlossen, vielleicht unbeendet geblieben wäre. Daß ich darin so viel von mir selbst spreche, ist mir zum Theil selbst mißfällig; aber ich konnte aus keiner Quelle sicherer schöpfen; und daß es nicht bloßer Egoismus sey, wird hoffentlich die Offenheit beweisen, womit ich, um Gutes zu bewirken, auch eigne Mängel einzugestehen, kein Bedenken trug. Herzliche Freude würde es mir machen, wenn ich durch diese Schrift meinen Unglücksgefährten nützlich werden könnte. Der beste Wille lag wenigstens bei mir zum Grunde. Ich wollte anfänglich alle Blinden auffordern, mir Selbstbemerkungen mitzutheilen; allein da wäre mir viel Bekanntes mitgetheilt, hingegen manches, worüber ich Berichtigung und Zusätze wünsche, gar nicht berührt worden. Jetzt aber liegt mein Buch, mit ihm jede meiner Ideen vor den Augen des Publikums; und Mittheilungen von Zweifeln, Berichtigungen und eignen Bemerkungen können mir nicht anders als willkommen seyn. Sollte manches darunter mit meiner eignen Meinung im Widerspruche stehen, so werde ich, dessen Kopf und Herz der Belehrung wahrlich nicht verschlossen ist, und der ich durch dieses Werk nicht glänzen oder meine Meinungen jemanden aufbürden will, sondern Nutzen zu stiften strebe, jede fremde Ueberzeugung mit aller mir möglichen Geistesruhe prüfen, meine Bemerkungen im ruhigsten Tone hinzufügen, und, was mir irgend auf diese Weise

von nützlichen Materialien zu Theil wird, zu einem zweiten Theile, zu einem kleinen Nachtrage, oder bei einer zweiten Auflage dieſes Buchs, je nachdem ich viel oder wenig mitgetheilt erhalte, benutzen. Hier aber halte ich es noch für Pflicht, Herrn Licent-Buchhalter Liedtke zu Memel für die vielen mir mitgetheilten Beiträge öffentlich meinen Dank abzuſtatten. Bloß Menſchenliebe hat ihn angereizt, an der Erziehung eines Blinden Theil zu nehmen, und er hat um dieſen Zwecks willen vieles beobachtet und geſammelt. Möchten ihn doch bald günſtige äußere Verhältniſſe in die glückliche Lage ſetzen, ſeinem menſchenfreundlichen wohlthätigen Herzen ganz anügen zu können! Auch halte ich es für Pflicht Herrn Doktor Reimick zu Danzig für die vielen mir mitgetheilten Nachrichten hier öffentlich zu danken.

Erſter Abſchnitt.

Einleitung.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Verhältniſſe und das Benehmen der Blinden.

Kein Unglücklicher erhält, wenn er von ſeinem Schickſal niedergebeugt wird, ſo allgemeine Theilnahme, und, wenn er ſich dieſem Unglücke zu entwinden ſucht, ſo ausdauernde Gönner, ſo nachſichtsvolle Freunde; aber kein Unglücklicher, wenn ihm ſein Emporſtreben einigermaßen gelingt, auch zugleich verhältnißmäßig eine ſo große Menge von Gegnern, als ein Blinder. Die Wahrheit dieſes Satzes kann ich aus eigner Erfahrung und aus den Erfahrungen einiger Blinden, mit denen ich in freundſchaftlicher Verbindung ſtehe, beweiſen. Der letztere Theil dieſer Aeußerung, daß ein Blinder, der ſeinem Schickſal mit Erfolg entgegenſtrebt, eine Menge von Gegnern erhalte, ſcheint mit den frühern, ſo häufigen Aeußerungen des Wohlwollens und der Theilnahme im Widerſpruche zu ſtehen; und es ſey mir deshalb erlaubt, die anthropologiſchen Gründe hier auseinander zu ſetzen, weil mancher Blick ins menſchliche Herz, manche Klugheits- und Lebensregel für meine Unglücksgefährten darauf begründet werden kann.

Ein Tauber, Stummer, oder Gebrechlicher wird oft verlacht; denn jede Abweichung von der gewöhnlichen Form macht auf uns entweder einen unangenehmen oder komischen Eindruck, und es hängt ganz von dem Benehmen des Gebrechlichen ab, welche dieser beiden Empfindungen er erregen will. Trägt er seine Gebrechen zur Schau, so ist ersteres, ziert er sich, um sie zu verbergen, gewöhnlich letzteres der Fall, und wenige treffen hier nur die größtentheils löbliche Mittelstraße. Der Stumme erregt, wenn er, statt Worte, unartikulirte Töne ausstößt, anfänglich Mitleiden; aber dieser erste Eindruck geht, weil dem Stummen die Gelegenheit zur bestimmten Mittheilung fehlt, und deshalb die Theilnehmung für ihn, als ein blos rege gemachtes Gefühl, keinen bleibenden Eindruck macht, auch schnell verloren. Seine Töne, denen der Thiere höchst ähnlich, scheinen ihn bald bei andern Menschen herab zu würdigen, und der Glaube, daß er seine Leiden weniger fühle, schleicht sich hierdurch allmählig ins Herz seiner Nebenmenschen, die ihn wegen seiner Zeichensprache beinahe so wie ein gut abgerichtetes Thier betrachten, und auf die Mühe, welche die Erlernung derselben erforderte, weiter keine Rücksicht nehmen. Der Taube macht, wenn er am allgemeinen Gespräch Theil nehmen will, oder durch verkehrte Antworten, nicht selten ein allgemeines Gelächter rege. Man sieht während desselben Züge von Befremdung, Mißtrauen, Zorn, die an Verzerrung gränzen, und die Veranlassungen zum Lächerlichen werden hierdurch vermehrt. Wenn hingegen der Blinde einen Fehler begeht, z. B. etwas umwirft oder zerbricht, so ist für ihn immer eine gewisse Beschä-

mung, oder, wenn er ſich aus Unvorſichtigkeit ſtößt oder verletzt, ein kleiner Schmerz hiermit verbunden, und beides wird ſogleich, ſo wie der Ausdruck hiervon, in den Geſichtszügen des Blinden einem jeden anſchaulich. Um dieſes aber zu vermeiden, ſucht man dem Blinden allgemein behülflich zu ſeyn, und dies um ſo williger, weil man ihn in den mehreſten Fällen ſehr leicht, den Tauben und Stummen aber nicht ohne große Schwierigkeiten zurecht weiſen kann. Je hülfloſer ein Geſchöpf iſt, um deſto weniger wird es vom Stärkern beſchädigt. Mir iſt kein Beiſpiel bekannt, daß ein beißiger Hund ein kleines Kind beſchädigt habe. Dagegen erzählen Reiſebeſchreiber, daß, wenn der Elephant auf ſeinem Wege ſpielende Kinder antreffe, er ganz breit ſchreite, damit ſie ruhig liegen bleiben können, oder ſie mit Hülfe ſeines Rüſſels aus dem Wege ſetze; ein Trunkenbold, welcher jeden, der ihm im Wege ſteht, überläuft, acht gewöhnlich einem Kinde aus dem Wege. Dieſe ſchöne natürliche Anlage iſt beim gebildeten Mann vervollkommnet. Die Hülfloſigkeit des Blinden fällt jedem ins Auge, und wird ein neuer Bewegungsgrund, ſich ſeiner anzunehmen. Außer dem von Heilmann in den franzöſiſchen Novellen, ſechſten Bandes zweytes Stück, iſt mir auch kein Beiſpiel bekannt, daß ſelbſt der Pöbel den Blinden zum Gegenſtande des öffentlichen Gelächters gemacht habe. Jeder Anblick von Kraft und Stärke thut dem Menſchen wohl, beſonders von einem gleichgearteten Geſchöpfe. Der Anblick von der Stärke eines Thieres feſſelt weniger, als der von der Stärke eines Menſchen, und ſelbſt der gebildete Mann, der einen kleinen Knaben auf der Straße einen

gröſsern überwältigen sieht, blickt auf den kleinen Sieger mit Wohlgefallen. Die Ueberwindung von Hindernissen ist mit dem Begriffe von Aeuſserung der Kraft in unserer Idee unzertrennlich verbunden, und dieses erzeugt bei uns eine wohlgefällige Empfindung. Es ist uns angenehm, wenn wir lesen, wie Hannibal über die Alpen drang; Columbus Guanahani erblickte; Preuſsens Friedrich die Uebermacht besiegte; Xenophon und Moreau die Rückkehr ins Vaterland erkämpften; Luther ohne Rücksicht seine Ueberzeugungen geltend machte; Franklin dem Blitze seine Bahn bezeichnete. Erinnerung an solche Handlungen und Thaten ist ein herzerhebendes Gefühl, denn alles dieses zusammen genommen, schmeichelt uns selbst. Wir sehen im lebendigen Wesen ein Beispiel unserer eignen Lebenskraft und Thätigkeit; fühlen zugleich den Keim eigner Kraft, der in der menschlichen, folglich auch in unserer Seele zur Ueberwindung von Gefahr und Hindernissen schlummert, ohne uns dieses Gedankens einmal recht deutlich bewuſst zu seyn. Ewige Finsterniſs hat für den Menschen etwas so gräſsliches, daſs beinahe alle Nationen sie und ewige Flammen für die schrecklichsten Mittel zur Bestrafung der Verbrecher jenseit des Grabes erklärt haben; und der Mann, den ewige Finsterniſs umgiebt, scheint uns folglich im schrecklichsten Zustande zu seyn. Deshalb freut sich auch der edle und gute Mann der Thätigkeit und der Kraft des Blinden, der seinem Schicksale entgegen zu streben sucht; er freut sich, daſs so viele verborgene Kräfte auf den Nothfall vorräthig da liegen. Je gröſser, je edler er selbst ist, je mehr

ihm eigne Thätigkeit Freude macht, um so wohlwollender ist er nun auch gegen den Blinden. Jeder neue Beweis von Thätigkeit erzeugt wieder in ihm diese angenehme Empfindung, und daher werden edeldenkende Männer ausdauernde Freunde und Gönner eines thätigen Blinden. Der Mann, der frei von Stolz und Eigendünkel sich selbst durch Talent oder Verdienst emporarbeitete, die Schwierigkeit bei Ueberwindung so mancher Hindernisse fühlte, ist überzeugt, daß diese Hindernisse bei einem Blinden sich verdoppeln, und dieses hat Nachsicht gegen ihn zur Folge. Der Blinde kann den Menschen nur durch seine mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen, nicht aber nach seinen Mienen oder der oft zweideutigen Gebehrdensprache kennen lernen, womit er seine mündlichen Aeußerungen begleitet. Es thut dem Menschen wohl, jede seiner Aeußerungen sogleich für Wahrheit angenommen zu sehen. Es kitzelt dem eignen Stolze, daß manches zweideutige dabei unbemerkt blieb, und es schmeichelt auch wieder auf der andern Seite so sehr, Beweise des Wohlwollens und der Achtung zu erhalten, daß der Blinde, der ohnehin seines Nebenmenschen in einem höhern Grade bedarf, solche Aeußerungen sogleich, wie eine Münze, deren Gepräge bestimmt ist, annimmt, ohne argwöhnisch nach dem Gehalt zu forschen; und dieses hat dann wieder von denen, die er wegen ihrer edlen Gesinnungen oder auch nur aus den vorhin berührten Gründen für sich gewann, Aeußerungen des Wohlwollens, und dagegen wieder Aeußerungen des Danks von Seiten des Blinden zur Folge, die gerade aus dem angezeigten Grunde leb-

hafter und inniger sind, weil die Veranlassung dazu als unbezweifelt gültig angenommen wird. Denn der Blinde, wenn er nur Herzensgüte besitzt, fühlt sich dadurch wieder zu allgemeinem Wohlwollen verpflichtet, offen, weil ihm keine zweideutige Miene eines Dritten Behutsamkeit lehrt, und weil er, der weniger sinnliche Eindrücke erhält, mehr mit seinem Ich beschäftigt ist, theilt er jedem seine Empfindungen, die Aeußerungen seines Danks, seines Wohlwollens mit, und gewinnt durch diese Ungeschmücktheit seiner Aeußerungen die Nachsicht und das Wohlwollen edeldenkender Freunde.

So viel von der schönen Seite des Gemäldes und zum Schatten.

Jede Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung oder Form zieht auch unwillkührlich das Auge auf sich. Wenn ein Knopf am Rocke eines wohlgekleideten Mannes fehlt, so wird diese kleine Unordnung sicher allgemein bemerkt werden, und es war keine unrichtige Spekulation der Damen, die ihre Schönheit durchaus bemerkt haben wollten, in der Nachbarschaft eines feurigen Auges oder einer frischen Wange, worein das Lächeln ein Grübchen drückte, ein Pflästerchen zu legen, weil man gerade wegen dieses schwarzen Fleckchens häufiger dahin sah. Deshalb zieht auch gerade das verstümmelte Auge des Blinden unwillkührlich die Aufmerksamkeit an sich. Derjenige, der einem Bettler im Vorübergehen eine Scheidemünze schnell hinwirft, um auf einige Augenblicke sein Winseln verstummen zu machen, fühlt beim Anblick des überzogenen, eingedrückten oder hervorgetriebenen Auges des

Blinden, wovon er einmal seinen Blick unwillkührlich nicht abwenden kann, bei seinem schwachen Nervensystem, so lange bis ihm Gewohnheit den Anblick gleichgültig macht, einen äußerst verzeihlichen Schauder, der aber doch die Folge hat, daß er den Blinden gern von sich entfernt hält. Herr Hauy hat, um dies zu verhüten, die Augen der Blinden in seinem Institute durch grüne Binden bedeckt. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß ein jedes Band um die Augen zur Entzündung reize, und daß hingegen die Gewöhnung der Augen, besonders an die kalte Winterluft sie von der Entzündung nach und nach befreie. Ich gestehe auch, daß mir die Anlegung einer solchen grünen Binde jederzeit eine sehr schmerzliche Erinnerung sey, und ich scheu deshalb mich weniger unter Menschen wagen würde. Dem Blinden dürfte auch hierdurch ein außerordentlicher Nachtheil erwachsen. Jetzt wird meine Blindheit so häufig von meinen Bekannten vergessen, und von Menschen, die mich nicht genau kennen, wird mir noch oft ein solcher Ueberrest des Gesichts zugetraut, daß mir selbst zuweilen ein Gegenstand zum Besehen überreicht und häufig gefragt wird, ob ich nicht dieses oder jenes neue gesehen hätte? Dadurch komme ich in gewisser Art den Sehenden wieder gleich, und man behandelt mich unbefangener. Allein wäre die grüne Binde unaufhörlich für den Sehenden eine Erinnerung, so würde ein jeder, in gewisser Art vorbereitet, sich mit mir einlassen; ich hingegen unvorbereitet mit der einem Blinden gewöhnlichen Offenheit handeln, folglich beständig im Nachtheil stehen, und nie die Menschen, mit denen ich zu

thun habe, wenn sie sich vergessen, zu beobachten im Stande seyn. Jetzt freue ich mich noch hinzufügen zu können, daß diese meine Bemerkung bewährt gefunden ist, denn Herr Hauy hat mich bei seiner Durchreise durch Königsberg versichert, auch die grüne Binde bei den Binden in seinem Institute abgeschafft zu haben.

Ich kehre zu der Wirkung zurück, die der Anblick des Blinden bey den Sehenden hervorbringt. Oft wirken bei letztern Vorurtheile aus der Ammenstube, z. B. das saubre Sprichwort: „Hüte dich vor denen, die Gott gezeichnet hat," das weder Menschenliebe noch das Evangelium eingab; ferner der Gedanke, daß Gott einen solchen Unglücklichen besonders bestraft habe, und dieses letztere führt denn wieder unwillkührlich bei vielen auf den Gedanken, daß der Blinde besser thäte, sein Leben in Reue und ascetischen Uebungen hinzubringen, als sich wieder unter die Menschen zu drängen. Dieses erzeugt bey vielen, die dem ungeachtet recht gute und vortreffliche Menschen seyn können, eine gewisse Abneigung gegen den Blinden, die oft, wenn der Blinde sich in die Welt wagt und thätig wird, selbst bis zum Unwillen ausartet, weil es sehr gewöhnlich ist, diesen gegen denjenigen zu fühlen, der einer andern Meinung ist und anders handelt, als wir es in seiner Lage für zweckmäßig halten. Es muß deshalb eine Gesellschaft, deren Vergnügen ein gegenwärtiger Blinder, an den man noch nicht gewöhnt ist, nicht stören soll, einen hohen Grad von Humanität besitzen. Der Blinde, der diesen durchaus fordert, verlangt in der That zu viel; aber es ist ihm doch auch nicht zu verargen, wenn Beweise

des Gegentheils seine Empfindlichkeit aufreizen. Jede Aeßerung des Unwillens oder der Empfindlichkeit, die mit Hülflosigkeit verbunden ist, erzeugt Spott oder Lächerlichkeit. Beides will der Blinde vermeiden. Die Aufmerksamkeit, worin er nothwendig beim Mangel des Gesichts unaufhörlich seyn muß, erzeugt bei den mehresten Blinden, wegen der damit beständig verbundenen Anstrengung, Nervenschwäche, wenigstens erhöhte Reizbarkeit, und dieses giebt, wenn aufgereizter Unwille sie noch vermehrt, seinem Ausdrucke, dem einzigen, wodurch er zeigen kann, daß er nicht hülflos ist, eine solche Bitterkeit, daß seine Aeußerung gewöhnlich seinem Gegner entweder sehr wehe thut, oder ihn gar lächerlich macht. Zur Erläuterung hier ein paar Beispiele aus meiner eignen Geschichte. Es erregte anfänglich einigen Unwillen, als ich in meinen frühern Jahren an öffentlichen Vergnügungen Theil nahm. Bei einem Conzerte hörte ich, daß zwei Personen sich von mir unterhielten. Ey! sagte der eine, der blinde Mensch sollte doch lieber zu Hause bleiben. Ich stand von meinem Sitze auf, machte eine Verbeugung und sagte: Verzeihen Sie, meine Herren, die Bitte, da ich an den Ohren nicht blind bin, doch ein paar Schritte weiter zu gehen, wenn Sie etwas mir unangenehmes sagen wollen. Ein ander Mal da ich an einem Sonntage ins Schauspielhaus ging, standen verschiedene Personen, wie ich am Dialekte hörte, aus der niedern Volksklasse neben dem Eingange, die sich darüber wunderten, zum Theil Unwillen äußerten, daß ein solcher Mensch wie ich ins Schauspiel ginge. Die Leute, sagte ich, indem ich mich zu meinem Begleiter

wandte, müssen es gar nicht wissen, daß ich alle Sonntage sehen kann. Dies erregte Erstaunen. Sie fragten sich unter einander, ob dies wahr, ob dies möglich seyn könnte? betheuerten, daß ich es augenblicklich gesagt hätte, und die gebildetern Personen, welche am Eingange standen, lachten herzlich. Durch dergleichen Aeußerungen schaffte ich mir damals einige Schonung; aber nun gings mir wie dem Hündchen, das einst einen Quäcker anbellte. Ich will mich, sagte der fromme Mann, nicht über dich erzürnen, mich auch, wenn ich gleich einen Stab in der Hand habe, nicht an dir rächen, denn beides wäre unchristlich, sondern blos wegen deiner Ungezogenheit dich in böllen Ruf bringen. Er ging mit starken Schritten und schrie: lieben Leute! hütet euch, der Hund ist toll. Jeder lief und schrie mit, bis ein roher Kerl hinzukam und den angeblich tollen Hund erschlug. So wenig elegant dies Gleichniß ist, so passend bleibt es doch, und mancher wird bei ähnlichen Umständen auch ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Hat der Blinde noch überdem frohe Laune, vergißt er sein Schicksal zuweilen ganz und fühlt sich den übrigen Menschen gleich, so wird er freilich hin und wieder einen Freund mehr, aber auch sicher manchen Gegner erwerben. Er mag den Gesetzen der Moralität pünktlich getreu bleiben und mit Festigkeit handeln, es werden dennoch viele Menschen seinen Frohsinn nicht von Leichtsinn zu unterscheiden wissen.

Bei vielen kommt alsdenn noch wohl eine schwärzere Seite zum Vorschein. Entwindet sich der Blinde, wenn das Zusammentreffen günstiger Umstände seine Entwürfe begünstigt, seinem ungünstigen Schicksale; zeichnet er sich

vortheilhaft aus, dann wird bald der Neid gegen ihn rege. Mancher, der, um den nämlichen Zweck zu erreichen, eben so viel, vielleicht noch mehr that, glaubt sich zurückgesetzt, weil der Blinde mit einem Sinn weniger mehr erhielt oder leistete. Er fühlt dies als eine Art von eigner Zurücksetzung. Den eigentlichen Grund will oder mag er sich aus Selbstliebe nicht eingestehen, sondern er betrachtet den Lebenslauf des ihm gehässigen Mannes, wie mancher Rezensent ein Buch, dessen Verfasser sein Privatfeind ist, welches er deshalb schon mit der Ueberzeugung in die Hand nimmt, daß es durchaus nichts taugen könne. Daß es gar nicht schwer wird unter einem solchen Brennpunkte recht viel Gehässiges aufzufassen, giebt die leidige Erfahrung. Man darf sich zuvörderst nur ein vollkommnes Ideal bilden und anzeigen, wie viel an Erreichung desselben noch fehle. Man darf nur recht viel hineinlegen und deuten, und man findet und sieht bald, was vorher Niemand bemerkte. So brachte einst ein Buchhändler einem mir bekannten Gelehrten, einem vortrefflichen, aber hypochondrischen Manne, sein in Kupfer gestochenes Bildniß von der Messe mit. Der Gelehrte, der von sich keine hohe Meinung hatte, kam allmählich auf den Gedanken, man habe ihn in Kupfer gestochen, um ihn lächerlich zu machen. Er besah in dieser Voraussetzung das Bild von allen Seiten; endlich schienen ihm die Ohren etwas grösser als die seinigen zu seyn. Voll Unwillen sah er nun nach diesen Ohren; sie erschienen ihm bald entsetzlich groß, und er schrieb an den Buchhändler einen Brief voll Klagen und Bitterkeit, weil man ihn mit Eselsohren

in Kupfer gestochen habe. So geht es vielen, die durchaus etwas sehen und finden wollen.

Wenn Neid Quelle unserer Handlungen wird, so will sich Niemand selbst gerne diesen Grund eingestehen. Aber gerade beleidigte Selbstliebe, die den Neid erzeugte, machte immer die unversöhnlichsten Feinde, und der Blinde, der es sich oft nicht einbilden kann, einen Mann hierdurch beleidigt zu haben, dem er in jeder Hinsicht nachzustehen glaubt, ist grösstentheils unvorsichtig genug, diese ihm widrige Stimmung zu vermehren. Jedermann spricht gern von überwundenen Hindernissen, weil ihm eine solche Rückerinnerung Vergnügen macht. Der Blinde, dem die Ueberwindung großer Hindernisse oft unsäglich schwer wird, muß deshalb auch am häufigsten davon sprechen. Die Aeußerungen der Theilnahme und Freude, die Beweise des Wohlwollens, die er von denjenigen seiner Freunde erhielt, die so ausdauernd und wohlwollend seine Absichten beförderten, thaten ihm so gütlich, daß er, der die Menschen nicht sieht, überall ähnliche Gefühle zu erregen, ähnliches Vergnügen einzuernten hofft. Deshalb setzt er jeden Genuß, jede Freude, die ihm zu Theil wurde, einem jeden auseinander. Ward ihm Freude kärglich zu Theil, so wird sein Vortrag gerade um so lebhafter. Er kann das erhaltene Gute nicht vergessen; er will, alle Welt soll sich mit ihm freuen, und weil die Stimmung der meisten, der seinigen mehrentheils nicht gleich ist, so macht er hierdurch den Unwillen rege. Man übersieht seine Blindheit, hält ihn nach seinen Aeußerungen für einen höchst glücklichen Menschen, und wie viele unserer Nebenmenschen

haben eine ſolche Reinheit, eine ſolche Unſchuld des Herzens, um ſich am Glücks-Genuſſe anderer weiden zu können? Wenigſtens bemerkt ſchon Horaz B. 1. Br. 17. daß, wer ſchweigend genießt, weniger Neid und Gezänk zu befürchten habe. Der Blinde macht ſich daher durch ſeine eigne Unvorſichtigkeit Neider.

Mancher der letztern iſt gutmüthig genug, es nur ſo lange zu bleiben, als der erſte Eindruck währt. Aber manche Aeußerung des Unwillens oder Spottes entfährt ihm doch in dieſer Zeit, und weil die ſchönſte Lobrede ungeleſen bleibt, hingegen das elendeſte Pasquill häufig mitgetheilt und geleſen wird, läßt ſich wohl die Meinung des Helvetius, daß der Menſch, der allgemein gefallen will, verläumden muß, nicht ganz widerlegen. Solche Leute nun, die durch das Umhertragen von Anekdoten gefallen wollen, faſſen eine ſolche Aeußerung oder einen ſolchen Einfall, den ein übrigens achtungswerther Mann im erſten Unwillen oder Anfall übler Laune oder vielleicht deshalb, weil er einen witzigen Einfall nicht unterdrückte, ausſtieß, hurtig auf, und tragen ihn um ſo eifriger umher, weil ihnen der blinde Mann ſelbſt zuwider iſt, oder nicht wichtig genug ſcheint, um es ihm abgeben zu können. Derjenige aber, der den Einfall ausſtieß, hört ihn als witzig wiederholen. Eine kleine Eitelkeit hindert ihn, ſich dieſer Geiſtesgeburt zu entſchlagen. Der Einfall wird nun verſchönert, erweitert, und durch ähnliche Aeuſſerungen fortgeſetzt. Oft würde ein ſolcher Mann, der den erſten Schritt im Unwillen that, den zweiten unterlaſſen, wenn nicht von ſeinem erſten Schritte zu viel Lärm gemacht worden wäre. Er will keine Blöße geben; will

nicht inkonsequent scheinen, und schreitet deshalb in seiner Widerwärtigkeit fort. Der Blinde vermehrt diese Stimmung größtentheils wieder durch seine eigene Schuld. Bei seinem Vertrauen auf die Menschen wird durch jede Ueberzeugung, sich selbst getäuscht zu haben, seine eigne Eitelkeit gekränkt, und hierdurch seine Bitterkeit geschärft.

Oft kränkt der Blinde seine Nebenmenschen unwillkührlich, wenn er die Leichtigkeit erzählt, womit er Hindernisse überwand, weil die Sache einem andern nicht so leicht ist. Oft verstößt der Blinde gegen bürgerliche Verhältnisse. Denn wenn gleich der Einfall Justinians, daß der Blinde den Glanz der Majestät nicht sehen könne, lächerlich bleibt, so ist doch immer etwas wahres an der Sache. Der Blinde hört blos die Menschen. Die äussern Zeichen des Ranges, den Anstand, wodurch mancher Große die Menschen von sich entfernt, oder ihnen Ehrfurcht gebietet, bemerkt er nicht. Deshalb, wenn er gleich die Gränzen der Höflichkeit und Bescheidenheit nie vergißt, beobachtet er doch oft nicht gehörig seinen Abstand, sondern beleidigt oder entfernt wenigstens so manchen durch das Freimüthige seiner Aeußerungen und sein ungezwungnes Betragen. So antwortete jener blinde Chemiker, von dem uns d'Alembert erzählt, dem Polizeilieutenant Herault zu Paris, der ihn in ein finsteres Loch werfen zu lassen drohte, indem er die Drohung belächelte, daß er sich ja schon seit 25 Jahren in der Finsterniß befände. Wodurch aber der Blinde sich vorzüglich schadet, dies ist seine Verwöhnung durch Wohlwollen und Theilnahme. Man ist ihm ja beides nicht durchaus schuldig,

und doch, wenn er ſtatt ihrer nur Kälte findet, fühlt er ſich ſchon nicht ſelten gekränkt.

Ueberhaupt aber macht die beſtändige Anſpannung ſeiner Fähigkeiten, wie ich ſchon oben berührte, jeden Blinden äußerſt reizbar, wodurch auch vorzüglich jene Feinheit in den Abſtufungen des Ausdrucks beim Vortrage blinder Tonkünſtler entſteht. Deshalb bleibt nichts dem Blinden unbemerkt; alles faßt er ſchnell auf. Er kann nicht aus der Miene deſſen, der etwas ſagt, folgern, in wie fern ein Ausdruck unſchuldig und übereilt hingeworfen, oder ihn zu beleidigen beſtimmt ſey. Er iſt deshalb empfindlicher und beleidigt oft nun durch ſeine Gegenäußerungen Menſchen, die ihn nicht beleidigen wollten. Jedes erlittene Unrecht, jede Beleidigung iſt für ihn doppelt ſchmerzhaft, gerade, weil ſie mit den vielen Aeußerungen der Liebe und des Wohlwollens ſo lebhaft kontraſtirt; und wie, in einem Gemälde von übrigens hellen Farben, ein tiefer Schatten ohne allen Uebergang um deſto greller abſticht, ſo fühlt er doppelt eine Unannehmlichkeit, die einem andern minder ſchmerzlich ſeyn würde; und ſeine Aeußerungen ſtehen dann hiermit im Verhältniß.

Der Blinde, der geſunden Menſchenverſtand und Herzensgüte beſitzt, erinnert ſich unaufhörlich, wie viel er den Menſchen verdankt. Seine Dankbarkeit ſchlummert ſelbſt nicht bey den Todten im Grabe. Denn der Verſtorbene, den er nie ſah, iſt ihm nicht ſo ſehr entrückt, als dem Sehenden, der ihn auch aus dem Auge verlor. Er iſt daher warmer und dankbarer Freund; bleibt Vertheidiger, ſelbſt Lobredner, und wird dadurch manchem zuwider, der

von diesen Personen anders, als er, denkt. Er glaubt, was er empfing, den Menschen wieder geben zu müssen; nimmt, weil er auch selbst den Druck des Unglücks fühlte, am Schicksal anderer lebhaften Antheil; mischt sich hierdurch in so manches, wozu ihn gerade nicht die Nothwendigkeit zwingt; spricht, weil er die vor sich stehenden Menschen nicht sieht, so wie er denkt; vertheidigt seine Meinung mit Wärme. Diese Wärme reißt ihn wieder zu strengen Urtheilen hin, und da tritt denn mancher auf und fragt im Tone eines Pharisäers, der Verwunderung und Wehmuth zugleich ausdrückt: weshalb der blinde Mann an so vielen Dingen zugleich Antheil nehme? und mancher, der es blos mit denen hält, die ihre Pfeife ruhig im Lehnstuhle rauchen und an allem, was außer ihnen vorgeht, keinen Antheil nehmen, fügt bedenklich hinzu, daß es ein gar unruhiger Mann sey; zuletzt kommt wohl noch gar der Dritte hinzu und macht aus dem unruhigen einen gefährlichen Mann. Mit dem gefährlichen Mann, wenn gleich keiner recht bestimmt weiß, was er sich dahinter denken soll, will Niemand gern viel zu thun haben. Man geht ihm aus dem Wege und betet nun, weil man aus eigner Ueberzeugung nichts besseres weiß, ohne sich dabei etwas Arges zu denken, das fremde Urtheil weiter nach.

Viele Menschen, die aus Gemächlichkeit, oder auch mit andern Gegenständen beschäfftigt, nicht alles genau prüfen wollen oder können, glauben, wenn sie das Aeussere eines Gegenstandes oder ein einziges Exemplar aus einer ganzen Klasse kennen, mit der ganzen Sache genau bekannt zu seyn; und gerade der Hülfloseste, der am tiefsten herabgesunkene Blinde ist derjenige, der, um von

der Milde ſeiner Nebenmenſchen Vortheile zu ziehen, ſich am häufigſten und öffentlichſten in ſeiner ganzen Hülfloſigkeit darſtellt, und Tauſende von Menſchen, die von Homer und Oſſian, Milton, Saundersſon, Pfeffel, Düion, der Paradies und den vormals hier in Preußen berühmten Blinden, dem Magiſter Schönberger und Griſtinger, keine Sylbe gehört haben, ſind die blinden Bettler am Wege bekannt, die ohne den Beiſtand eines Kindes, das ſonſt noch niemanden beizuſtehen vermag, von der Stelle, auf der ſie hülflos lagen, nicht einmal wegkommen können. Die früheſten Eindrücke unſerer Jugend wurzeln feſt, und bei dem Worte Blind denkt ein ſolcher Menſch ſich häufig die erbärmlichſte Gattung von Menſchen. Von der Abſtufung kann er ſich nicht leicht einen Begriff machen; er glaubt alſo, der Blinde, der für mehr gelten wolle, ſey anmaßend und treibe Charlatanerie, und erlaubt ſich daher, wovon ich ſelbſt traurige Erfahrungen gemacht habe, Urtheile gegen Blinde, die dieſem zuweilen einen Schauder abjagen. So wurden mir von einem übrigens gelehrten Manne, der mir, ohne daß ich den eigentlichen Grund anzugeben weiß, abgeneigt war, meine Bemühungen, einige Kenntniſſe in der Naturgeſchichte zu erwerben, nachtheilig ausgedeutet. Um dieſe Zeit beſuchte mich ein nicht unverſtändiger Mann und verlangte, daß ich ihm meine Sammlungen vorzeigen ſollte. Ich that dies völlig unbefangen. Unvermerkt nahm er nun einige Conchylien, legte ſie unter andere Ordnungen und fragte mich nach den Namen, indem er mir den Platz anzeigte, auf dem die von ihm dahin gelegte Conchylie lag. Ich nahm ſie

in die Hand, ſagte ihm ihren rechten Namen und legte ſie auf ihren rechten Platz. Auf die nämliche Weiſe verfuhr er bei den Mineralien. Hier wurde ich aufmerkſam, prüfte die Mineralien, die nicht auf ihrer Stelle lagen, behutſam durchs Gefühl, den Geruch, und indem ich ihre Schwere in den Händen abwog, ſagte ich ihm, was es für ein Mineral ſey und daß es wahrſcheinlich durch ein Verſehen eine unrechte Stelle im Behältniß erhalten habe. Jetzt brach er in laute Lobſprüche aus. Ich wußte nicht, woher der Mann mit einmal dieſen Ton anſtimmte; gerieth aber in die äußerſte Verlegenheit, als er mir erklärte, daß er jetzt von den Blinden und im Betreff meiner eine beſſere Meinung bekomme, indem er bis jetzt geglaubt habe, daß ich die Menſchen zu hintergehen und mit Kenntniſſen, die mir gar nicht eigen wären, zu prahlen ſuche; jetzt aber ſey er vom Gegentheil überzeugt.

Noch unangenehmere Auftritte, die ich erlebte, mag ich nicht einmal erzählen. Die falſche Beurtheilung der Blinden, und daß man ihnen in der Regel ſo wenig zutraut, kommt vorzüglich daher, weil nur wenige Menſchen ſo wie Leſſing (Colectaneen Bd. 2. S. 449) urtheilen: „Wir kennen den Umfang der menſchlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht; wir wiſſen noch lange nicht, wozu ein Menſch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in ſeinem Organismus ſich äußern, ohne ſeiner Erhaltung und Geſundheit hinderlich zu ſeyn.“ — Und gerade ſolche Menſchen, die, am Geiſte verkrüppelt, außer Stande ſind, ſich ſelbſt etwas Aehnliches zu denken, die gerade nicht immer einen vernünftigen Mann bei der Hand ha-

den, der ſie belehrt, und denen es doch ein gewiſſes heimliches Selbſtgefühl ſagt, welche traurige Rolle ſie ſelbſt als Blinde ſpielen würden, — gerade dieſe Claſſe menſchlicher Weſen iſt es, die den Blinden, wenn ſie dazu die Kraft hat, mit grenzenloſer Inhumanität, empörender Härte, Zurückſetzung und Verachtung behandelt. Solchen Menſchen fehlt denn auch wohl beſſere Erkenntniß und ſittliches Gefühl, um den gedankenlos Niedergetretenen wieder aufzurichten. Vom Gegentheile habe ich ein paar ſchöne Beweiſe von guten und edlen Menſchen, wovon der eine gegen mich, der andere gegen einen meiner blinden Freunde zu falſchen Maaßregeln verleitet, alles mit einem Edelmuth zurücknahm und vergütete, der ihnen meine höchſte innigſte Verehrung erwarb. Aber dies iſt nur die Eigenſchaft nicht gemeiner Seelen und wahrhaft guter und verſtändiger Menſchen. Welcher Blinde ſollte nicht von ganzem Herzen, wenn ihm ein ſolcher Mann wirklich wehe that, alles vergeſſen? Aber ganz anders iſt es mit den Alltagsmenſchen beſtellt; denn wird mancher dieſer liebloſen Beurtheiler in der Folge eines Beſſern überzeugt, dann begafft er nicht ſelten den Blinden wie ein Wunderthier und macht ihn oft durch ein derbes Lob beinahe eben ſo unwillig, als vorher durch ſeinen ungerechten Tadel. — Aeußert dies der Blinde — und oft wird er dabei ſo gepreßt, daß er ſich deſſen nicht erwehren kann — ſo hat er einen Gegner mehr.

Es tritt zuweilen noch der ſonderbare Fall ein, daß Männer, die übrigens Verſtand und Kenntniſſe beſitzen, aber doch ſo wie andere Menſchenkinder nicht frey von

Vorurtheil und Leidenschaft sind, durchaus nicht nach ihrem Gefühle, sondern einzig nach Grundsätzen und der Ueberzeugung ihres Verstandes handeln wollen; wenn solche Männer nun, wie ich aus Erfahrung weiß, dem Blinden geradezu erklären, ihm weniger, als jedem seiner Nebenmenschen, schuldig zu seyn, weil er schon die Präsumtion gegen sich habe, bei dem Mangel des Gesichts dem menschlichen Geschlechte und dem Staate weniger als jeder Sehende nützlich zu seyn; wenn man ferner dem Blinden geradezu ins Gesicht sagt, ohne auf das, was er wirklich geleistet hat, die geringste Rücksicht zu nehmen, daß er wegen seiner Blindheit nichts leisten könne, so müßte der Blinde ein kalter unempfindlicher Mensch oder ein Halbgott seyn, wenn er sich durch solche und ähnliche Herabwürdigungen nicht empört fühlen sollte; und mir würde vor demjenigen meiner Unglücksgefährten schaudern, der Kälte oder Heuchelei genug besäße, seinen Unwillen in einem solchen Fall ungeäußert zu lassen.

Der Blinde aber fühlt sich zum Theil bei Beweisen der Geringschätzung und Verachtung desto schmerzlicher zu Boden gedrückt, weil ihm, wenn er sich frei von Vorurtheil betrachtet, die Ueberzeugung häufig zu Theil wird, daß er in manchen Dingen zurückkommen müsse. So kann ich z. B., der seit 29 Jahren keinen Buchstaben sah, keinen lateinischen Dichter mit eigenem Auge las, wenn man mir eine Frage in Betreff der Orthographie und Scansion vorlegt, — Dinge, die mir sonst Kleinigkeiten waren, — nicht augenblicklich beantworten, sondern muß mir zuvörderst die Regeln ins Gedächtniß zurückrufen; und da mancher Blinde

kein so getreues Gedächtniß hat und auch wieder in andern Fällen zurückgekommen seyn mag, so kann es sich leicht zutragen, daß ein Blinder zuweilen eine auffallende Blöße giebt. Der Mann, der dies bemerkt und darüber nicht nachdenken will oder mag, spricht dann nicht selten völlig über den Blinden ab und dankt dem lieben Gott, wie der Pharisäer im Evangelio, daß er nicht so wie dieser Sünder sey; wenn alsdann der Blinde, der nach ein Paar Sekunden Bedenkzeit die Blöße nach allen Regeln der Kunst verbessern kann, die Worte des Zöllners mit einer kleinen Variation: Gott sey dir armen Sünder gnädig! ausruft, oder wenigstens denkt, so wird es ihm jeder gute Mensch wohl schwerlich verargen.

Beiläufig muß ich noch einer kleinen Unannehmlichkeit erwähnen, um derentwillen ich zuweilen verkannt wurde. Herr Armen-Bezirksdirektor Klein zu Wien sagt: daß es dem von ihm erzogenen Blinden Jacob Braun sehr unangenehm sey, an seine Blindheit erinnert zu werden; allein es ist sehr gewöhnlich, daß jeder den Unglücklichen, dessen körperliche Gebrechen sogleich ins Auge fallen, tröſten und hiedurch seine Theilnehmung äußern will. Dies war schon nicht selten der Fall, da ich nur noch lahm und einäugig war. So saß ich einst in einem öffentlichen Garten, als ein kleines bucklichtes verzerrtes Männchen, das ich vorher zwar gesehen, aber nie gesprochen hatte, zu mir trat und mich nach einigen oberflächlichen Einleitungen zu trösten anfing. Ich suchte abzubrechen; das wollte er nicht. Ich schwieg, und dies mochte er nun für Aufmerksamkeit halten; da er aber, ob ich ihn gleich

einigemal meiner zu schonen und über diesen Gegenstand zu schweigen gebeten hatte, gar kein Ende finden konnte, stieg auch mein Unwille und ich fing zuletzt an, ihn auch wegen seines Buckels zu trösten. Das Männchen wurde wüthend. Sie sind unbescheiden, sagte ich, denn Sie haben mich zweier grosser körperlicher Fehler wegen beinahe eine Stunde lang getröstet, und ich habe geduldig zugehört; jetzt tröste ich Sie wegen eines so unbedeutenden Fehlers, als ein Buckel ist, kaum eine Minute lang, und Sie gerathen in Unwillen. Man lachte allgemein, legte mir aber doch diesen Zug als bösartig aus, da er doch einzig in aufgereizter übler Laune seinen Grund hatte. Den Trost guter, edler Seelen habe ich nie verkannt; aber er äussert sich gewöhnlich nur durch Handlungen und einzelne herzliche Worte der Theilnehmung. Es giebt Männer, die mich bei irgend einer traurigen Veranlassung oder bei einer mit ihnen zufällig gemachten Bekanntschaft durch eine anscheinend hingeworfene Aeußerung so innig verpflichtet haben, daß ich jetzt nach Verlauf vieler Jahre mich ihrer noch immer mit der nämlichen Liebe und Achtung erinnere; aber weit ist von diesen der fühllose Selbstsüchtige entfernt, der durch den Schein von Theilnehmung glänzen will. Er versteckt sich gewöhnlich hinter ein Chaos von Trostgründen und Gemeinsprüchen, die, statt den Blinden zu beruhigen, nur das Gefühl seines Unglücks unaufhörlich wecken; und wenn der Unglückliche, der dies Bewußtseyn so gerne vergessen möchte, sich diesen Aeußerungen zu entziehen, nicht gerne über sein Schicksal viel zu sprechen sucht und deshalb, wie ich's wohl vormals zu thun pflegte, das

Gespräch durch die Aeußerung abbricht, daß Gewohnheit das Unglück erträglich mache, und durch die Güte der Vorsehung im Menschen selbst so manche Kraft zur Ueberwindung seiner Leiden vorräthig liege: so wird ihm dies von manchen fälschlich als Stolz ausgelegt und vielleicht sein Unglück, ohne daß die Herren den guten Bonnet *) kannten, für eins derjenigen erklärt, welches durch sich selbst eines glücklichen Ersatzes fähig sey.

Alles dieses zusammengenommen, liefert die Gründe der ersten Behauptung, daß ein Blinder in dem Verhältniß, wie er sich emporarbeitet, das Unangenehme, Niederbeugende seines Schicksals zu überwinden sucht, die Zahl seiner Gegner und Feinde außerordentlich vermehre, vielleicht nothwendig vermehren müsse. Kommt er wieder auf einen gewissen Punkt der Ruhe, so daß sein weiteres Fortschreiten nun aufhört, so läßt freilich vieles nach und wird vergessen. Auch von meinen ehemaligen vielen Gegnern sind nur wenige noch übrig, und groß ist hingegen die Zahl derjenigen, die mir Beweise von Freundschaft und Wohlwollen geben, und dies dürfte denn auch wohl der Fall bei jedem Blinden seyn, dafern er selbst Resignation genug hat und in die Lage kommt, nichts weiter diesseit des Grabes

*) Bonnet Essai analytique sur l'Ame. Note d'Auteur §. 817. p. 287. On feroit un assez gros Livre des prodiges que la necessité a enfantés, et je desirerois que nous eussions un tel Livre, parce que rien ne seroit plus propre à nous faire juger des heureuses compensations, dont certaines adversités peuvent être susceptibles.

wünſchen und hoffen zu dürfen oder zu wollen. Wäre ich nicht Hausvater und läge mir nicht das Wohl meiner vielen Kinder am Herzen, wäre nicht meine Geſundheit ſo ſehr erſchüttert, ſo würde ich zum Theil jetzt in dieſer Lage ſeyn, mich von allem zurückziehen, und an wenig mehr, was um und neben mir vorgeht, Theil nehmen; ich würde ſelbſt jetzt gerne, wenn es meine Verhältniſſe nicht anders erforderten, mich nicht einmal mehr mit Schriftſtellerei beſchäftigen. Freilich ſind Ruhe und Frieden, die der Blinde auf dieſem Wege erlangt, nicht der Frieden des Paradieſes, den ſich niemand zu verlaſſen ſehnt, ſondern ſie gleichen der Ruhe des Kirchhofes, die der, den ſein Schickſal und ſeine Nebenmenſchen dort einmal hingebracht haben, auch nicht mehr verlaſſen kann. Doch iſt es ſchon Glück für den Blinden, auf dieſen Punkt zu kommen. Um indeß — da der Menſch in dieſer Welt nicht zum Glück und zur Freude, ſondern zur Erfüllung ſeiner Pflichten und Ausbildung ſeines Geiſtes für dieſe und jene Welt beſtimmt iſt — meine Unglücksgefährten nicht muthlos zu machen, ſondern vielmehr um ſie mit Muth und Kraft zur Erreichung ihres hohen Zwecks zu beleben, will ich vielmehr auseinander ſetzen, was der Blinde noch zu leiſten vermag. Deshalb liefere ich hier ohne Hinſicht auf Stand und Beſchäftigung ein Verzeichniß merkwürdiger Blinden. Daß ich manche darunter, z. B. einen Eli, Simſon, Tyreſias u. a. m. ausließ, bedarf wohl keiner Entſchuldigung; dieſe hoffe ich aber deshalb zu erhalten, daß ich manchen, von dem ich nicht mehrere Nachrichten auftreiben konnte, nur ſehr oberfläch-

lich anführe; manchen verdienſtvollen Blinden ausließ. Ich werde mich häufig auf die hier angezeigten Blinden berufen, wenn ich die Hülfsmittel aneinander ſetze, wodurch Blinde ſich Kenntniſſe erworben haben und den Mangel des Geſichts zu überwinden ſtrebten. Möchte doch das Beiſpiel ſo vieler Blinden, die ihrem Schickſal mit günſtigem Erfolg entgegen wirkten, das Vorurtheil der Sehenden, im Betreff der völligen Kraftloſigkeit der Blinden, und die darauf ſich gründende Geringſchätzung ſchwächen, und möchte doch wieder auf der andern Seite durch die hier aufgeſtellten Beiſpiele bei meinen Unglücksgefährten Hoffnung auf den Beiſtand der Vorſehung und zugleich die unwandelbare Ueberzeugung erwachen, daß Muth und Geduld ſelbſt die von der Natur entgegengeſetzten Hinderniſſe zu überwinden im Stande ſind!

Zweiter Abschnitt.

Nachrichten von einigen merkwürdigen Blinden.

Abulola Achmed Ebn Abdalla Ebn Solimann, oder, wie er nach Adelung in einem Manuscript seiner Gedichte in der Königlichen Bibliothek zu Paris genannt wurde, Abul Ola Mohamed ben Soliman al Tenuki, geboren zu Maarra in Syrien im Jahr 970, verlor sein Gesicht im dritten Jahre durch die Blattern und starb, von den Muhamedanern verketzert, im Jahr 1057. Golius und Fabricius haben Proben seiner Gedichte drucken lassen, von denen Reiske in einem Briefe an Lessing sagt, daß sie sehr zart und beschreibend sind. Sie enthalten nach dem Zeugniß des Golius viele Metaphern und Schilderungen sichtbarer Gegenstände, denen es weder an Wahrheit noch an Lebhaftigkeit fehlt. Sein Gedicht Siktazzendi, der Funke, hat einen sehr verschiedenen und mannichfaltigen Inhalt; doch scheint das Lob eines berühmten Arabers der Hauptzweck. Das zweyte, Lozum ma la jalzom, von der Eitelkeit der Welt und unsichtbaren Dingen, enthält mehr als zehntausend Verse, und beyde Gedichte befinden sich im Manuscript in der Bibliothek zu Leiden.

Appius Claudius, der späterhin den Beynamen Cäcus, der Blinde, erhielt, verwaltete zu Rom die angesehensten Aemter, die Censor- und Consulwürde. Er

wurde durch Heftigkeit und Ehrgeiz zuweilen irre geleitet, zeichnete ſich aber auch wieder als einſichtsvoller und beredter Mann aus; legte die erſte Waſſerleitung zu Rom und jene berühmte Landſtraße an, die von ihm den Namen der appiſchen erhielt und wovon noch wichtige Ueberreſte vorhanden ſind. Im hohen Alter erblindet, blieb ihm die Liebe und Achtung ſeiner Familie und ſeiner Landsleute. Doch hatte er ſich wegen ſeiner Blindheit von allen Staatsgeſchäfften zurückgezogen, als der Krieg der Römer mit dem Pyrrhus begann. Dieſer ſiegte mit Hülfe ſeiner Elephanten, hielt es aber doch am zweckmäßigſten, den Römern ſofort einen vortheilhaften Frieden anzubieten, und dieſe ſtanden im Begriff ihn anzunehmen, als der blinde Appius ſich in die Verſammlung des Senats tragen ließ. Er reizte den Stolz der Römer, ſchilderte ihnen die nachtheiligen Folgen, wenn ſie ſich jemals darauf einlaſſen könnten, als Beſiegte Frieden zu ſchließen, und bewirkte hierdurch die Fortſetzung des Krieges, der ſich für Rom höchſt vortheilhaft endigte.

D'Avis war ungeachtet ſeiner Blindheit Profeſſor der Grammatik und Logik beim Erziehungsinſtitut für Blinde zu Paris, und die Sammlung ſeiner Gedichte iſt in der bei dieſem Inſtitut befindlichen Buchdruckerei von Blinden ſelbſt gedruckt. Er hatte ſich mit einem in dieſem Inſtitut erzogenen blinden Frauenzimmer vermählt und ruht ſeit Kurzem im Grabe.

Bela (der Blinde) wurde ums Jahr 1131 König der Ungarn, ob ihn gleich ſein Vaterbruder die Augen hatte ausſtechen laſſen. Er regierte löblich. Seine Gemahlin Helena reizte die Ungarn, diejenigen, welche Be-

la's Blindheit verurſacht hatten, zu beſtrafen. Es entſtand darüber ein blutiger Krieg, worin Bela ſiegte; der ſich aber nun der Trunkenheit ergab und hierdurch ſeinen Tod beförderte.

Behrend (Michael) lebte nach dem Zeugniß des preußiſchen Naturforſchers Helwing im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ohnweit Angerburg im Dorfe Stulichen und war damals 30 Jahr alt, ſeit dem vierten Jahre blind, hatte ſich verheurathet und ernährte ſich durch Handarbeit. Im Winter war dies Dreſchen, Verfertigung von Leitern und ähnlichen Arbeiten; er band Beſen und während des Sommers beſchäfftigte er ſich vorzüglich mit Krebsfangen im Fluſſe Angerap, der von ſo beträchtlicher Tiefe iſt, daß ihm das Waſſer oft bis an den Hals ging. Er trug den Arbeitern Eſſen aufs Feld, ging ohne Führer in die Kirche, brachte, was er zu verkaufen hatte, nach Angerburg, wo er jedes Haus finden und die Leute an der Stimme erkennen konnte, und ging auch von da wieder zurück, ob er gleich über zwei Brükken gehen mußte.

Blacklock (Thomas), der Sohn eines armen Handwerks, geboren zu Annan in Schottland 1721, verlor in der Kindheit ſein Geſicht durch die Blattern. Aber lebhafte Einbildungskraft und ein außerordentliches Gedächtniß erſetzten den Mangel des Geſichts. Er verlor ſeinen vortrefflichen Vater ſchon im Jahr 1740; aber Doctor Stevenſon nahm ſich ſeiner an, ließ ihn nach Edinburg kommen, wo er zuerſt Schulunterricht genoß, nachher die Akademie bezog. Er zeichnete ſich im Fach der klaſſiſchen Litteratur aus, begab ſich aufs Land, lieferte

im Jahr 1745 die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte, wovon im Jahr 1754 eine zweite Auflage herauskam; und in einer Ausgabe dieſer Gedichte in Quart empfahl Spencer den unglücklichen Dichter der Aufmerkſamkeit des Publikums; und der Ertrag dieſer Gedichte verſetzte den Verfaſſer in eine bequeme Lage. Sein eigentliches Studium war die Gottesgelahrtheit. Er wurde im Jahr 1760 ordinirt, wurde 1766 Doctor der Theologie und ſtarb im Jahr 1791. Seine Werke ſind, außer den bereits angeführten Gedichten: 1) Paraclesis or Consolations deduced from natural and revealed Religion. 8. 1767. 2) Two Discourses on the Spirit and Evidences of Christianity; translated from the French. 8. 1768. 3) The Graham an heroic Ballad in 4 Cantos. 4. 1774. 4) Remarks on civil Liberty, in reply to Dr. Price on that subject 8. 1776.

Brandolin (Raphael), ein Neapolitaner, lebte am Ende des 15ten Jahrhunderts. Er war blind geboren, zeichnete ſich aber doch in der Geſchichte, Dichtkunſt und Beredſamkeit aus und erhielt vom Könige Carl, deſſen Beifall er ſich durch eine Lobrede erwarb, ein Jahrgeld von 100 Ducaten. Er ſchrieb auch orationes de laudibus Cosmi Medicei ad Leonem X; und orationes ad Concilium Lateranense. Ein anderer Brandolini mit dem Vornamen Aurelius, ein berühmter Improviſator aus Florenz, hatte nur eine Augenkrankheit und wird daher fälſchlich für blind ausgegeben.

Von Bünau (Fräulein), jüngſte Tochter des Oberlandeshauptmanns zu Nova, ward im dritten Jahr durch die Blattern völlig blind, ſo daß keine Erinnerung aus

der Anſchauung ihr übrig blieb. Mein verſtorbener Freund, der fromme und ſanfte Prediger Feſt zu Hayn, ſchrieb mir manches von dem ſanften edlen Herzen und den vielen Anlagen des Fräuleins von Bünau, unter andern, daß ſie auf den Gedanken gerathen ſey, ſich einzelne Buchſtaben auf kleinen viereckichten Stückchen Papier ſchreiben zu laſſen, ſie nachher in beſondere Fächer gelegt, und wenn ſie dann an jemanden ſchreiben wollte, ſo zog ſie dieſe Buchſtaben auf einen Faden. Wer nun die ihm überſandte Schnur leſen wollte durfte die Buchſtaben nur der Reihe nach herunter ziehen und neben einander legen. Sie hat in der Folge von dem Amtsſchreiber aus Steding ſchreiben gelernt.

Caſtelein, auch Caſtelain oder Caſtellanus, blind geboren zu Warwick in Flandern, war nach dem Zeugniſſe des Guicciardini ein vortrefflicher Zimmermann, verfertigte Orgeln, Lauten und andere muſikaliſche Inſtrumente, ſtimmte ſie gut und ſpielte ſie vortrefflich.

Chemiker (der Blinde). D'Alembert erwähnt dieſes Blindgebornen ohne Anzeige des Namens. Er war von Puiſeaux in Gatinois gebürtig, beurtheilte die Nähe des Feuers nach dem Grade der Hitze, und, wie voll die Gefäſſe wären, nach dem Geräuſch, welches ſie beym Ueberlaufen machten, die Annäherung der Körper aber nach dem Drucke der Luft auf das Geſicht. Er unterſchied dadurch ſogleich eine Straße, die von der einen Seite keinen Ausgang hatte, von einer gewöhnlichen Straße. Bloß durch das Gefühl beſtimmte er das Gewicht auf das genaueſte und durch Vergleichung mit ſeinen Fingern das Maaß oder den Inhalt eines Körpers. Im Betreff der Glätte

der Körper gab es für ihn unendliche Abſtufungen, ſo wie im Betreff des kleinſten Unterſchieds der Stimme. Er lehrte ſeinen Sohn mit Hülfe erhaben geſchnittener Buchſtaben leſen. Wenn man ihm die Noten vorſagte, konnte er ein muſikaliſches Stück ſpielen. Die Schönheit beurtheilte er durchs Gefühl ſehr richtig, nahm aber dabey zugleich auf die Sprache und das übrige Benehmen deſſen, den er beurtheilte, Rückſicht. Er konnte nach dem Ton ſehr genau zielen und treffen, und warf einſt einem, der ihm etwas Unangenehmes ſagte, den erſten Gegenſtand, der ihm in die Hand kam, gerade an die Stirn, daß dieſer zu Boden fiel. Er ſuchte von Dingen, die in der Anſchauung lagen, ſich einen Begriff zu machen, er ſagte: die Augen wären ein Werkzeug, worauf das Licht eine ſolche Wirkung, wie ein Stock auf ſeine Hand hervorbrächte; denn, ſagte er, wenn er die Hand vor das Auge eines Sehenden hielte, ſo ſähe dieſer ſeine Hand, nicht aber einen Gegenſtand, welcher hinter der Hand wäre, und ein ähnlicher Fall fände ſtatt, wenn er einen Gegenſtand mit ſeinem Stocke ſuche und einen andern davor ſtehenden Gegenſtand fände. Einen Spiegel erklärte er für eine Maſchine, die entfernte, aber ſchicklich neben einander geſtellte Gegenſtände als nahe bei einander vorſtellte.

Corſepius, geboren zu Paſſenheim in Oſtpreuſſen 1776, verlor durch die Blattern im ſechſten Jahr ſeines Lebens beide Augen. Sein Vater, ein Prediger, hatte den Anfang damit gemacht, ihn Leſen, Schreiben und Zeichnen zu lehren. Zu letzterm bewies der Knabe viel Luſt, und der Vater ſuchte ihn durch Vorzeichnungen zu bilden. Durch die Blindheit des

Sohnes äuſſerſt gebeugt, gab er allen Unterricht auf. Der kleine blinde Knabe bewies aber ſehr viel Aufmerkſamkeit, wenn ein Freund, der ſeinen Vater zuweilen beſuchte, auf dem Klavier ſpielte, und dieſer kam zufällig auf den Einfall, den Knaben einen leichten Choral zu lehren. Die Schnelligkeit, womit er ihn faſſte, erregte die Aufmerkſamkeit des Vaters, der ihn nun in der Muſik zu unterrichten anfing, worin der Knabe ſchnelle Fortſchritte machte; und durch das bloſe Vorſagen und Beſchreiben brachte ihm der Vater einen Begriff vom Notenſyſteme bei, ſo daſs, wenn der Sohn ein Stück ſpielen lernen ſollte, ihm nur die Namen der Noten und die Takte vorgeſagt werden durften. Da ſein jüngerer Bruder Unterricht erhielt, wohnte er ſolchem beſtändig bei, bekam dadurch Kenntniß der lateiniſchen Sprache und der übrigen Schulwiſſenſchaften. Sein jüngerer Bruder erhielt nun eine Schullehrerſtelle, womit zugleich der Dienſt des Organiſten verknüpft war. Weil er ſich nicht auf Muſik gelegt hatte, nahm er den ältern blinden Bruder zu ſich. Dieſer ſpielte nun für ihn die Orgel und brachte ihn durch ſeinen Unterricht ſo weit, daſs er es nach einigen Jahren ſelbſt thun konnte. Er bezog jetzt die Akademie zu Königsberg, wurde von einigen gutdenkenden Menſchen unterſtützt; legte ſich vorzüglich auf Klavier und Orgel. Ob er gleich alle blaſenden Inſtrumente ſpielte, konnte er doch darin nicht, ſeinem Wunſche gemäſs, etwas Ausgezeichnetes leiſten, weil es ihm ſein Vermögen nicht geſtattete, ſich gute Inſtrumente zu kaufen. Auch konnte er deshalb nicht ſo viel, als er wünſchte, im Gebiet der Wiſſenſchaften leiſten, weil er nicht im

Stande war, sich den Beistand fremder Augen zu erkaufen. Ueber seine Art zu schreiben und über seine geographischen Charten wird in der Folge einiges gesagt werden. Außerdem ist es bemerkenswerth, daß er allerlei Gegenstände, manche darunter mit Genauigkeit, aus Wachs bildet, auch aus Holz und Metall manche künstliche Dinge verfertiget. Er hat durch die Gnade des Königs die Zusicherung erhalten, nachdem er zuvor hierüber gehörig geprüft worden, eine Organistenstelle, mit der ein Schulunterricht verbunden wäre, zu erhalten. Er ist jetzt als Kantor beim Waisenhause zu Königsberg angestellt, wo er auch einige Knaben, die hierin schnelle und beträchtliche Fortschritte machen, in der Musik unterrichtet. Allein das Einkommen bei dieser Stelle ist sehr ärmlich. Möchte doch jeder Magistrat und jede Obrigkeit, die eine einträgliche Organisten-Stelle zu vergeben hat, auf diesen Mann, der es durch sein Schicksal und seine Kenntnisse verdient, vorzügliche Rücksicht nehmen!

Dandolo (Heinrich) war aus einem der edelsten venetianischen Geschlechter und wurde als Gesandter zu Constantinopel von dem griechischen Kaiser Manuel, durch ein ihm vor die Augen gehaltenes glühendes Kupferblech, seines Gesichts völlig beraubt; doch wurde er im Jahr 1193 im hohen Alter zum Doge von Venedig erwählt, und bewegte seine Landsleute zum Angriffe Constantinopels, um den von dort vertriebenen, nach Venedig geflüchteten Prinzen Alexius Comnenus wieder auf den väterlichen Thron zu setzen. Er übernahm selbst die Anführung des Heeres, und indeß im Jahr 1203 die Kreuzfahrer von der Landseite Constantinopel

ſtürmten, griff er mit den venetianiſchen Galeeren den Hafen an. An der Spitze des Admiralſchiffs war die Hauptfahne des heiligen Marcus aufgeſteckt, neben ihr ſtand geharniſcht der blinde Dandolo mit einigen der tapferſten Venetianer. Er ließ ſich zuerſt ans Land ſezzen, und da er die allgemeine Liebe der Seinigen beſaß, wollte ihn keiner verlaſſen, ſondern jeder eilte aufs Land. Schon waren von den 110 Thürmen, die den Hafen deckten, 25 erobert, als ein Ausfall der Griechen die Kreuzfahrer drängte. Dandolo, um ſeine Bundesgenoſſen nicht zu Grunde richten zu laſſen, gab ſeine Eroberung auf, eilte ihnen zu Hülfe und die Griechen wurden geſchlagen. Beim zweiten Sturm eroberten die Venetianer unter ſeiner Anführung den Hafen. Er ſchlug nach Conſtantinopels Eroberung die ihm angebotene Kaiſerkrone aus, lenkte durch ſeine Weisheit die Kreuzfahrer, verſchaffte den Venetianern im eroberten Lande groſſe Vortheile und ſtarb im Beſitz allgemeiner Achtung im Jahr 1205.

Von Degenfeld (Ferdinand Freiherr), ein Bruder der Maria Louiſe von Degenfeld, mit der ſich Churfürſt Carl Ludwig von der Pfalz im Jahr 1657 vermählte. Er that in ſeiner Jugend Kriegsdienſte gegen die Türken und verlor bei dem Angriff der Feſtung Aurana im vormaligen venetianiſchen Dalmatien durch einen unglücklichen Schuß beide Augen. Aber lebhafte Einbildungskraft und ein gebildeter Verſtand erſetzten ihm den Abgang des Geſichts. Er wurde churpfälziſcher Miniſter und zeichnete ſich durch ſeinen redlichen

Eifer, zum Beſten des Landes zu wirken, ſehr vortheilhaft aus.

Delille (Abbé) wurde erſt in ſpätern Jahren, einer Nachricht zufolge im 41ſten Jahre, erblindet. Er iſt jetzt einer der beliebteſten franzöſiſchen Dichter und zeichnet ſich als Declamateur im Witzigen und Launigen vorzüglich aus. Um nicht bei dem Dictiren ſeiner Verſe durch das zu langſame Niederſchreiben ſeine Begeiſterung zu verlieren, darf nur das erſte Wort eines jeden Verſes niedergeſchrieben werden, und ſein Gedächtniß iſt ſtark genug, um nachher jede Strophe zu ergänzen, welches er gewöhnlich alsdann erſt thut, wenn er ſich mit einem Verleger geeinigt hat. Er ſoll ſich durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben und Italien zu ſeinem künftigen Aufenthalte gewählt haben.

Didimus von Alexandrien, geboren im Jahr 310, ſtarb im Jahr 395. Er wurde in einem Alter von fünf Jahren blind, erwarb ſich aber ſo groſſe Kenntniſſe, daß er als Lehrer der Theologie den heiligen Hieronymus und mehrere berühmte Männer ſeiner Zeit zu Schülern hatte. Er war auch als Kirchenſchriftſteller berühmt, und von ſeinen Werken haben ſich nachſtehende bis auf uns erhalten: Eine lateiniſche Ueberſetzung ſeiner Abhandlung über den heiligen Geiſt, einige Bemerkungen über die kanoniſchen Briefe, und ein Buch gegen die Manichäer.

Dulon, geboren im Jahr 1770 zu Oranienburg, verlor die Augen im zweiten Monate ſeines Lebens; doch blieb ihm noch ein ſchwacher Schimmer. Er hört

zufällig, daß ein Marionettenspieler einen blinden Musikus, der die Flöte blies, bei sich hatte, und dieses machte in ihm den Gedanken rege, auch sich mit der Flöte zu beschäfftigen. Er erhielt zuerst von seinem Vater, nachher von einem geschickten Tonkünstler Unterricht, wurde Virtuose auf seinem Instrumente, ließ sich seit seinem zwölften Jahre mit allgemeinem Beifall hören, machte beträchtliche Reisen, um sich hören zu lassen, stand eine Zeitlang bei der Capelle des damaligen Großfürsten, nachherigen Kaisers Paul zu Petersburg, und behält mit großer Schnelligkeit nicht bloß alles, was ihm vorgespielt wird, sondern variirt auch sogleich jedes ihm gegebene Thema, und sein Gedächtniß ist von solcher Stärke, daß er mehr als 300 Flötenkonzerte auswendig weiß. Er hat durch Vorlesen mannichfache Kenntnisse erhalten, auch sich mit günstigem Erfolg mit der Dichtkunst beschäfftigt, und während seines Aufenthalts zu Petersburg lernte er durch Herrn Professor Wolke fühlbare Schriftzeichen kennen, durch deren Zusammensetzung er sich selbst manches aufzeichnen und auch anderm seine Gedanken schriftlich mittheilen kann.

Von Eyck, aus Utrecht gebürtig und seit seiner Jugend durch die Blattern der Augen beraubt, war ein vorzüglicher Musikus und Componist; auch soll er durch ein bloßes Berühren der Hände die wohlgebildetsten unter vielen Frauenzimmern zu unterscheiden im Stande gewesen seyn.

Ferdinand (Carl) starb 1496 als Mitglied des Benediktiner Ordens. Er verlor in seiner Jugend sein Gesicht, lehrte dennoch zu Paris die Humaniora, zeichnete sich als Prediger, Theolog und Dichter aus. Er

ſchrieb verſchiedene theologiſche Schriften und zwei Bücher de animi tranquillitate; vier Bücher Collationum siue confabulationum monasticarum; Elegias de contemtu mundi; Briefe und Reden.

Ferdinand (Johann), ein Blindgeborner, war nach dem Zeugniß des Camerarius ein guter Dichter, beſaß philoſophiſche Kenntniſſe und ſpielte vortrefflich auf verſchiedenen Inſtrumenten.

Fournier (Alexander), geboren zu Paris 1789, erblindete im ſiebenten Jahre und wurde im eilften dem Unterricht des Herrn Hauy anvertraut, den er auf ſeiner Reiſe nach Petersburg begleitete. Er ſchreibt und rechnet mit Fertigkeit, lieſt durchs Gefühl erhabene Schriftzüge, hat gute geographiſche und andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und ſein geübtes Gehör und Gefühl erſetzt ihm zum Theil den Verluſt des Geſichts.

Gaillot, ein vorzüglicher Muſikus, beſonders auf der Violine, aus dem Inſtitut des Herrn Hauy zu Paris. Er hat ſich mit einem blinden, in dieſem Inſtitute erzogenen Frauenzimmer, die ſich durch ihr Spiel auf dem Fortepiano auszeichnet, verheurathet. Sie ſind Eltern einer ſehenden Tochter, die ſchon frühzeitig viel Talent für Muſik verräth.

Geipels, ein Blinder in der Papiermühle zu Plauen, erfand die Waſſerpreſſe, wodurch zwey Menſchen mit Hülfe des Waſſers ſo viel in anderthalber Minute bewirken, als die Kraft von 6 bis 8 Menſchen in fünf Minuten zu wirken vermag. Das nach ſeiner Vorſchrift mit Hülfe der Waſſerpreſſe bereitete Papier wird feſter und nimmt den Leim beſſer an.

Von Holz, geboren zu Markienen in Ostpreußen 1764, wurde im dreizehnten Jahre durch die Blattern blind. Zum Militairstande bestimmt, hatte er eigentlich keine wissenschaftliche Erziehung erhalten. Zur Vertreibung der Langenweile las ihm der Lehrer seiner Brüder zuweilen etwas vor. Er wünschte nun einen beständigen Vorleser zu haben; er ließ deshalb einem Knaben, der sein Führer war, die Buchstaben zeigen, ließ ihn nun Sachen, die er selbst auswendig wußte, buchstabiren und lehrte ihn hierdurch allmählig lesen. Wielands Werke erweckten in ihm die Neigung zur Dichtkunst. Ein Gedicht an Friedrich Wilhelm den 2ten verschaffte ihm ein kleines Jahrgeld, und da er Ansprüche auf einige Familienstipendien hatte, bezog er die Akademie, anfänglich ohne bestimmten Plan. Er fand Geschmack an mathematischen Wissenschaften; die geometrischen Figuren bildete er sich mit Hülfe eines Wachsstocks und erlangte eine große Fertigkeit im Kopfrechnen, so daß er ohne alle Hülfsmittel eine Kubikwurzel von drei Zahlen im Kopfe ausziehen kann. Neigung für seine gegenwärtige Gattin erzeugte in ihm den Wunsch, den Unterhalt für sich und eine Familie als akademischer Lehrer zu erwerben. Dies vermehrte noch seine Neigung zu den Wissenschaften. Er legte sich auf die Rechtswissenschaft, ist jetzt Doktor der Rechte, zweiter Professor und Aufseher des Kypkeschen Instituts für Studirende zu Königsberg. Er hat einige juristische Dissertationen geschrieben.

Bonelli (Johann) oder Ganibasius, letzteres ein verstümmelter Beiname von seinem Geburtsorte Cambassi, ein Bildhauer zu Florenz, wurde im 20sten Jahre

seines Alters blind, formte aber demungeachtet in diesem Zustande aus Ton die Bildsäule Cosmus I. Großherzogs von Florenz, nachdem er dessen marmorne Bildsäule genau betastet hatte. Er verfertigte auch schon als Blinder eine Bildsäule Papst Urbans des 8ten und mehrerer ihm bekannter Personen, wobei er die Aehnlichkeit traf. Einige seiner Kunstwerke sollen sich in Frankreich erhalten haben.

Gough wurde in seiner frühen Jugend blind, erfand eine neue Art zu schreiben für Blinde und ist Verfasser einiger Abhandlungen chemischen und physikalischen Inhalts, wovon eine im Jahr 1803 in der gelehrten Gesellschaft zu Manchester vorgelesen wurde.

Grellmann, ein Blindgeborner im Torgauer Waisenhause, unterrichtet die Waisenkinder, verfertigt auch Vogelbauer und ähnliche Arbeiten.

Griesinger (Johann Burchard), geboren zu Worms 1638, verlor im dritten Jahre das Gesicht, entschloß sich erst im neunzehnten zu studiren, verstand acht Sprachen und erhielt zu Jena, wo er mit Beifall disputirte und predigte, die Magisterwürde. Er erwarb sich auch durch beides vielen Beifall zu Königsberg 1681; erhielt im Jahr 1693 die Predigerstelle im St. Georgenhospitale, und starb 1701. Er hat eine Predigt und einige Disputationen drucken lassen.

Hansen (Johann Jakob) verlor in seiner Jugend beide Augen durch die Blattern, kam 1759 auf die Akademie zu Königsberg, erhielt vier Jahre darauf die Erlaubniß zu predigen und wurde Katechet im Arbeitshause. Er besaß ein starkes Gedächtniß, konnte beinahe die gan-

ge Bibel auswendig, so daß er von jedem Spruche Kapitel und Vers anzugeben wußte, und erwarb sich durch populäre Predigten viele Anhänger. Er ging 1775 nach Amsterdam, erhielt dort ein kleines Predigtamt, starb aber nach wenig Monaten.

Hareng (Peter), aus der Nachbarschaft von Caen in der Normandie gebürtig, verlor im neunten Jahre das Gesicht; verfertigt alle Arten von Uhren; reinigte sie nicht nur und setzte sie wieder zusammen, sondern erkannte auch durchs Gefühl, was daran schadhaft war, und besserte dies aus.

Herrmann, aus Mühlhausen gebürtig, war daselbst Lehrer der Philosophie, ob er gleich zwischen dem neunten und dreizehnten Jahre das Gesicht verloren hatte. Es ist ein Mann von sehr gebildetem Geiste, und von ihm ist ein Aufsatz über das Lycäum der Blinden zu Paris abgedruckt, und aus dem Munde des Herrn Professor Hauy ist es mir bekannt, daß ihm dieser, als er nach Petersburg reiste, sein Institut für Blinde zu Paris anvertraut hat.

Hellenbrecht, Organist zu Berlin, verlor im vierten Jahr das eine, im ersten das andere Auge; bläst das Clarinet, vorzüglich aber die Flöte; spielt die Harmonika und hat eine Vorrichtung erfunden und selbst verfertigt, wodurch er vermittelst der Pedale, welche durch Saiten und Drathe die Instrumente in Bewegung setzen, die Janitscharen-Musik nachahmt.

Homer, von den Griechen, dem gebildetsten Volke der alten Welt, unendlich hochgeachtet und von jedem kultivirten Volke späterer Zeiten verehrt, lebte ohn-

gefähr 1000 Jahre vor Christi Geburt. Seine Lebensumstände sind so verschiedentlich angegeben und mit Fabeln durchwebt, daß Nachstehendes, das Wichtigste hierunter, nicht einmal gehörig verbürgt werden kann. Er war ein asiatischer Grieche, ein Kind der Liebe, an den Ufern des Flusses Meles geboren und deshalb von seiner Mutter Melesigenes genannt und nachher von dem Bürger Phemius, mit dem sie sich verheurathete, adoptirt. In spätern Zeiten stritten sieben griechische Städte um die Ehre seiner Geburtsstadt. Er soll zu Smirna eine Schule gehalten, mit dem griechischen Seefahrer Mentes verschiedene Reisen gemacht, von ihm in Ithaka zurückgelassen, dort seine Nachrichten von Ulysses gesammelt haben und von dort wieder abgeholt seyn. Zu Colophon soll er erblindet seyn, zu Cuma, wo er vergeblich die Einwohner um lebenswierigen Unterhalt angesucht, den Namen Homer, womit sie einen Blinden bezeichneten, erhalten haben. Er zog jetzt umher, um seinen Unterhalt durch Absingen oder Hersagen seiner Verse zu erwerben; und obgleich bei seinen Gedichten ein Nationalinteresse für alle Griechen zum Grunde lag, vermochte er doch nur seinen Unterhalt ärmlich zu erwerben, den ihm ein Schullehrer zu Phocea, Thestorides, unter der Bedingung zusagte, daß er ihm das Niederschreiben seiner Gesänge gestatten solle. Nothgedrungen ging Homer die Bedingung ein und darbte, indeß Thestorides nach Chios ging und dort mit Homers Gedichten ein großes Vermögen erwarb, aber, als dieser ihm nachkam, von dort entfloh. Hier legte Homer eine Schule der Dichtkunst an, er-

warb sich Vermögen, verheurathete sich, hatte zwei Töchter und starb 907 Jahre vor Christi Geburt. Seine Werke sind die Ilias und Odyssee, die anfänglich nur als Bruchstücke bekannt waren, bis der spartanische Gesetzgeber Lykurg sie von den Erben des Kreophilus, der sie von Homer selbst erhalten haben soll, aus Creta oder Jonien kaufte. Durch die Anordnung der Gesänge und Wegstreichung vieler fremden Einschiebsel machten sich Pisistratus und Aristarch um die Werke Homers verdient. Ob mehrere dem Homer zugeschriebene Werke ächt sind, bleibt zweifelhaft.

Hübner (Franz), ein blinder Insektolog zu Gent, ließ durch seinen Bedienten die Bienen nach seiner Vorschrift beobachten, erfand neue Bienenkörbe und gab 1793 Beobachtungen über die Bienen heraus.

Jakob (der Blinde) war geboren im Dorfe Retra in Hessen, Amts Boineburg, und lebte noch vor wenig Jahren als Arzt und Lehrer im Rechnen. Er war der Sohn eines Landmannes, erblindete im 2ten Jahre seines Alters durch bösartige Blattern, wurde zur Anhörung des Religionsunterrichts in die Dorfschule geschickt und nachher zum Gänsehüten bestimmt. Während dieses letztern Geschäfts kam er auf den Einfall, Erinnerungszeichen für das, was er in der Schule gehört hatte, zu erfinden, und fiel darauf, Stöcke durch eingeschnittene Kerbe zu bezeichnen. Diese Kerbe waren nicht Buchstaben oder einzelne Worte, sondern kurze gedrängte Auszüge, so daß er, wenn er mit den Fingern diese Kerben berührte, den Inhalt des Gelesenen hersagte, und es ist zu bedauren, daß kein Sehender

ſich von dieſer Methode einen vollſtändigen Begriff verſchafft hat; denn er ließ ſich ſo viel als möglich vorleſen, kerbte während des Zuhörens zuerſt auf der einen, dann auf der andern Seite des Stocks, bezeichnete die Stöcke mit Numern und auch die, welche Auszüge aus einem Buche enthielten, mit einem beſondern Zeichen, band ſie auch jederzeit in ein Bündel. Er beſaß eine beträchtliche Bibliothek von ſolchen Stäben, hatte, wenn von einem Buche, welches er geleſen hatte, die Rede war, ſeine dazu gehörigen Stäbe und ſagte nun, wenn er die Denkzeichen betaſtete, ſeine Auszüge her. Da gleich in ſeinem Knabenalter ſeine ſeltene Wißbegierde bekannt wurde, ließ ihn der Herr des Dorfs zugleich mit ſeinen Kindern das Rechnen, Erdbeſchreibung und Geſchichte lehren, und der Prediger lehrte ihn die lateiniſche Sprache. Er erwarb ſich nun mannichfaltige Kenntniſſe und zeichnete ſich beſonders in ſeinen reifern Jahren durch ſein ſtarkes Gedächtniß und durch ſeine vielen hiſtoriſchen und geographiſchen Kenntniſſe aus.

Johann, König von Böhmen, deſſen Gränzen er beträchtlich erweiterte und in ſeinem Zeitalter der mächtigſte Fürſt Deutſchlands war. Raſtlos mit kühnen Entwürfen, Reiſen und Kriegen beſchäfftigt, verlor er ein Auge, als er im Jahr 1328 mit dem deutſchen Orden gegen die Polen kämpfte; ſuchte Hülfe zu Montpellier, wo er aber durch die Ungeſchicktheit eines jüdiſchen Arztes völlig blind wurde. Demungeachtet beſchäfftigten ihn unaufhörliche Reiſen und Kriege. Er kommandirte ſelbſt, ſaß auf ſeinem Pferde mit einem Streitkolben bewaffnet, und die Zügel waren an die Pferde zweier neben

ihm reitenden Ritter gebunden, durch die er auch von allem, was vorging, Bericht erhielt. Da er den Franzosen gegen die Engländer zu Hülfe kam, verlor er am 26sten August 1346 mit den beiden neben ihm kämpfenden Rittern das Leben in der Schlacht bei Cressy.

Johann, von seinem Geburtsorte de Trocznova, von dem Kelche, den er als Symbol auf seinen Schilde führte, a Calice, und, nachdem er ein Auge verloren hatte, von den Böhmen Ziska, der Einäugigte, genannt, war aus einem edlen, aber armen Geschlechte, hatte keine körperliche Vorzüge und wurde als Page Carls IV. und von dessen Sohne Wenzel wegen anscheinender Einfalt nicht selten verhöhnt; trat in polnischen Sold, zeichnete sich verschiedentlich aus, bekannte sich für Hussens Lehre; erwarb sich 1418 das Zutrauen der Bürger Prags, da er sie, die Wenzel entwaffnen wollte, in völliger Rüstung aufs Schloß führte und sich nun Wenzels Befehle erbat, der, durch ihren Anblick in Schrecken gesetzt, sie friedlich nach Hause gehen hieß. Er wurde 1420 Feldherr der Hussiten, zeichnete sich durch Kriegslist, durch Einsicht und vorzügliche Eigenschaften des Feldherrn, einige neue militairische Einrichtungen, Muth und Kühnheit aus, gewann eilf Schlachten, verlor bei der Belagerung des Schlosses Raby durch einen Pfeilschuß auch das zweite Auge, behielt dennoch das Commando, begleitete das Heer in einem etwas erhöhten Wagen und theilte nach den Berichten der Sehenden seine Befehle aus; blieb den Feinden furchtbar und starb an der Pest 1428. Er wurde zu Königsgrätz, in der Folge zu Czaslau beerdigt und seine eiserne Keule über dem Grabe aufgehängt.

Er ſoll vor ſeinem Tode verordnet haben, daß ſeine abgezogene Haut über eine Trommel geſpannt werden ſollte, deren Rührung in den Schlachten die Feinde mit Schrekken, die Seinen mit Muth erfüllen würde.

Johannsſon (Peter), ein geborner Schwede, verlor das Geſicht im dritten Jahre durch die Blattern, verfertigte allerlei hölzerne Geräthſchaften, nämlich Wagen, Karren, Schlitten und Räder. Er band Fäſſer, härtete Eiſen, machte Meſſer, in deren Griffen ſich kleine Meſſer und Gabeln befänden, löthete Metalle, goß Knöpfe und Schnallen, wozu er ſich ſelbſt Formen aus ſeinem Sande machte. Er machte Blasbälge für ſich und andere Feuerarbeiter. Er nähte, fädelte ſich den Faden ein; gärbte Leder und machte Schuhe daraus; baute ſich ſelbſt ein Haus, machte die Verkleidung an den Fenſtern; er ging in den Wald, fällte Holz und brachte es nach Hauſe, ohne daß er dabei eines Führers bedurft hätte. Er machte ſich eine Violine, die er zu ſeiner Unterhaltung ſpielte. Die Münzen unterſchied er nicht am Gepräge, ſondern am Rande und an der Schwere. Er ſpielte alle unter den Landleuten ſeiner Gegend bekannten Chartenſpiele, nachdem er die Charten vorher durch Eindrücke mit ſeinen Nägeln gezeichnet hatte.

Kerſtina, aus Heſſen gebürtig, ſtarb zu Hanover 1785 als Oberhof-Roßarzt; war 1757 im Gefolge des Erbprinzen von Heſſen als Curſchmidt bei der preuſſiſchen Armee und bekam, da er mit einem Wagen umgeworfen wurde, einen heftigen Schlag an den Kopf, wodurch er anfänglich betäubt liegen blieb. Als er

wieder zu sich kam, war er blind und in einer Art von Wahnsinn. Dieser verlor sich; allein er wurde taub und stumm. Noch ohngefähr sechs Wochen bekam er die Sprache, nach einem halben Jahr das Gehör und nach ebenso viel Jahren das Gesicht wieder. Als er noch taub war, lag er eines Morgens mit seiner Frau nackend im Bette; die Frau berührte zufällig mit ihrem Munde seine Schulter; die Magd trat in das Schlafzimmer und die Frau blieb in der Lage liegen und redete mit der Magd. Kersting empfand bei dieser Unterredung einen besondern Schauer im Arm und hatte die sonderbarsten, ganz von einander verschiedenen Zuckungen, Empfindungen, Stöße und Erschütterungen, bald im Arm, bald im ganzen Körper, bald stärker, bald schwächer, je nachdem die Worte verschieden waren, die seine Frau gegen seine Schulter zu der Magd redete. Nun entblößte er seine Schulter, ließ die Frau darauf reden und hatte die nämlichen Empfindungen. Nun legte die Frau seine Hand an ihren Mund, sprach das ganze A B C, jeden Buchstaben erst nach der Reihe, hernach außer der Reihe auf seine Hand. Bei jedem Buchstaben spürte er eine andere Empfindung in seinem Körper, die er sich sorgfältig merkte, weil er fand, daß solche bei Wiederholung der Buchstaben immer die nämliche blieb, und hierdurch erlangte er nachher eine solche Fertigkeit, daß, obgleich er ganz taub war, seine Frau nur seine Hand auf ihren Mund legen und leise dagegen reden durfte, um sich mit ihm zu unterhalten. Wie seine Frau zum erstenmal das A B C auf seine Hand laut hersagte, war es ihm bei einer gewissen Bewegung ihres Mundes, als

wenn er erſticken ſollte. Sein Herz ward beklemmt; er zitterte, bebte an allen Gliedern und ſchrie vor Angſt laut: „Herr Gott, was fängſt du mit mir an?“ Sie ſprach eben das R aus gegen ſeine Hand, und ſo oft ſie hernach dieſen Buchſtaben gegen ſeine Hand ausſprach, hatte er dieſelbe Angſt, ſo daß ſie ſolchen, ſo viel möglich, vermeiden, oder ihn ſo leiſe als möglich ausſprechen mußte; auch nach erlangtem Gehör konnte er dieſen Buchſtaben nicht leiden. In ſeiner Jugend mußte er oft durch einen dunkeln Gang gehen und ſchloß alsdann aus Furcht feſt die Augen zu; doch ſtieß er ſich nie, weil er durch die Wirkung der Luft auf ſein Geſicht die Entfernung der Wand kennen lernte; und dies wurde ihm nachher in ſeiner Blindheit ſehr nützlich. Er ſchrieb während derſelben eine Abhandlung vom Beſchlagen der Pferde und ſchrieb ſelbſt vermittelſt einer Vorrichtung, die ihn hinderte eine Linie in die andere zu ſchreiben. Er übte ſich, die Buchſtaben in mit grober Schrift gedruckten Büchern durchs Gefühl kennen zu lernen, und brachte es darin ſo weit, daß er dergleichen Bücher durchs Betaſten las. Allein an dem Morgen, da er ſein Geſicht wieder bekam, bekam er ein heftiges Jucken in den Fingern, ſo daß er ſich einige Tage lang die Hände beſtändig reiben mußte, und während dieſer Zeit ſein feines Gefühl völlig verlor. Er hatte ſich des Abends noch blind zu Bette gelegt, bekam aber des Nachts ein heftiges Bluten aus dem Naſenloche, worauf er auch in der Folge allen Geruch verlor, und hatte am Morgen ſein Geſicht wieder. Während ſeiner Blindheit pflegte er Blumen, pfropfte und okulirt Bäume. Er ſoll dieſe Gewächſe aufs genauſte und ſogar

die Farben dieser Blumen gekannt haben. Es fragt sich aber: ob an diesem Thiere, so wie an seinen ahndungsvollen Träumen, nicht bei denen, die uns die Nachricht hievon aufbehalten haben, die Liebe zum Wunderbaren einigen Antheil gehabt habe?

Kirchgeßner (Mariana), die Tochter des speyerschen Zahlmeisters zu Bruchsal, wo sie 1773 geboren wurde. Sie hat einen fehlerhaften Bau der Knie und am rechten Fuß nur vier Zehen, wovon der große frei stehet, die andern drei zusammengewachsen sind; und schon in ihrem vierten Jahre wurden ihre Augen durch die Blattern völlig verdunkelt. Sie verrieth seit ihrer frühsten Kindheit Talent für die Tonkunst und spielte schon im sechsten Jahre das Clavier. Um diese Zeit verlor ihr Vater unverschuldet sein Vermögen und gerieth in eine sehr traurige Lage. Der Kammer-Präsident Reichsgraf von Berolding nahm sich jetzt der verlassenen Kirchgeßner an, ließ sie durch den badenschen Kapellmeister Schnittbauer unterrichten, der auch für sie eine besondere Harmonika baute, und sie ließ sich darauf seit dem zehnten Jahre hören; ging mit dem durch verschiedene Musikwerke bekannten Rath Voßler seit 1791 auf Reisen durch Deutschland und die Niederlande nach London, wo sie sich über drei Jahre lang aufhielt. Sie ließ durch den deutschen, aber seit 30 Jahren in England wohnenden Instrumentenmacher Streichle nach ihrer und Voßlers Angabe eine Harmonika mit einem Resonanzboden verfertigen, die sich von andern Instrumenten dieser Art vorzüglich auszeichnet, und der dort wohnende Arzt Findler, gleichfalls ein Deutscher, machte Versuche zur Wiederherstellung ihres

Gesichts, so daß sie einen Schimmer wieder erhielt. Sie reiste nach Koppenhagen, von da durch einen Theil Deutschlands und Preußens nach Petersburg, ging von da durch Polen und Schlesien nach Sachsen, wo sie sich in der Nachbarschaft von Leipzig mit dem Rath Poßler ein Landgut kaufte, und machte in der Folge noch eine Reise nach Paris. Sie ist eine Freundin der Lectüre, besonders der Dichtkunst, und läßt sich deshalb auch häufig vorlesen. Auch muß ihr alles, was sie auf ihrem Instrumente vorträgt, zuvörderst einigemal auf dem Klavier vorgespielt werden. Sie ist nach dem Urtheil von Sachkundigen die erste Künstlerin auf der Harmonika, trägt darauf selbst für das Fortepiano schwierige Kompositionen berühmter Tonkünstler, und zwar nicht allein das Adagio, sondern auch das Allegro, mit und ohne Begleitung anderer Instrumente meisterhaft vor, komponirt auch selbst für die Harmonika.

Leopold (Achilles Daniel), der Sohn eines Rechtsgelehrten, geboren zu Lübeck 1691, starb daselbst 1753. Er war blind geboren, besaß ein sehr starkes Gedächtniß, und ihm wurden durchs Vorlesen seine Kenntnisse beigebracht. Er verstand die lateinische, griechische, italienische und französische Sprache, spielte die Violine und Flöte, hatte viele Kenntnisse in der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Beredsamkeit, Dichtkunst, Geschichte und Erdbeschreibung. Er schrieb verschiedene kleine Schriften, unter andern commentatio de coecis ita natis.

Maaß, Kunstdreher zu Danzig, hatte schon in seiner Jugend ein schwaches Gesicht, welches unaufhörlich abnahm, so daß er jetzt nur noch bei schwachem

Lichte oder in der Dämmerung die Umrisse weißer Figuren bemerkt, doch setzt er sein Gewerbe fort und drechselt sehr gut, vorzüglich Metall, nach dem Gefühl.

Metcalf (Johann) lebt vielleicht noch jetzt in der Nachbarschft von Manchester, verlor das Gesicht so früh, daß er vom Licht und dessen Wirkungen keinen Begriff hatte. Er war in seinen frühern Jahren Fuhrmann und Wegweiser auf zum Theil ungebahnten und mit Schnee bedeckten Wegen und wurde nachher Aufseher über den Straßenbau. Bloß mit Hülfe eines langen Stocks kletterte er die steilsten Berge hinan, verschaffte sich einen richtigen Begriff von ihrem Abhange und den Vertiefungen der Thäler, gründete hierauf seine Plane und Berechnungen, die außer ihm niemanden verständlich waren. Die Ausführung aber bewies ihre Richtigkeit und es fehlte ihm daher auch nicht an Arbeit. Die meisten Straßen über den Peak in Derbyshire wurden nach seinem Plane angelegt und verbessert, besonders in der Nachbarschaft von Luxton; auch übernahm er die Ausführung einer Straße zwischen Wilmslow und Longsleton, um dadurch auf die große Londner Heerstraße zu führen und die Fahrt über das Gebirge unnöthig zu machen.

Milton (Johann), geboren zu London 1608, kam im 15ten Jahre auf die Akademie zu Cambridge, legte sich vorzüglich auf die Dichtkunst, Mathematik und Musik, wurde nach sieben Jahren Magister, that im 29sten Jahre eine Reise nach Frankreich und Italien und verlor zuerst das eine, hernach auch das andere Auge, wovon er die Schuld nächtlichem Studiren bei-

maß; seine Feinde hingegen erklärten solches für göttliche Strafe wegen des von ihm vertheidigten Königsmordes. Er war dreimal verheurathet, trennte sich von einer Frau und nahm sie auf ihre Bitte wieder; verlor 1666 seine Bibliothek und einen großen Theil seines Vermögens durch eine Feuersbrunst zu London und starb 1674. Er war anfänglich ein Puritaner, nachher ein Independent und eifriger Anhänger Cromwells; vertheidigte auch durch zwey Schriften die Hinrichtung Karls I; schrieb verschiedenes in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten, Staatsrecht und Geschichte in englischer und lateinischer Sprache, und machte sich als Dichter durch das verlorne Paradies, ein episches Gedicht, vorzüglich berühmt.

Moyes (Heinrich), Doktor und Lehrer der Chemie zu Pittenweem in Schottland, ist völlig blind, hielt vor zahlreichen Zuhörern Vorlesungen über die Physik, wiederholte nicht nur die Versuche, wodurch die Identität des Galvanismus und der Elektricität dargethan worden ist, sondern sie wurden durch ihn ausgedehnt und verändert. Er hat gefunden, daß das Hauptexperiment eben so gut glückt, wenn man es mit einer Lage Kupfer, Zink und nassem Thon anstellt, als mit Silber, Zink und Pappe. Er beobachtete einige merkwürdige Abweichungen, indem er, durch einen Schlag von dieser galvanischen Schichte, Gas im Wasser erzeugte; und er baut auf das Ganze eine sehr artige Theorie der Erdbeben und der Art, wie das Gleichgewicht zwischen der Erde und dem Dunstkreise aufrecht erhalten wird. Er wurde zu Manchester geboren, verlor sein Gesicht in der

frühsten Jugend durch die Blattern, so daß ihm sein Gedächtniß keine Vorstellung vom Licht, wohl aber noch ein Bild der Sonne aufbewahrt hatte. Sein Auge, unempfindlich gegen ein starkes Licht, war es nicht, wenn die durch ein Prisma gebrochenen Sonnenstrahlen darauf fielen. Rothes Licht machte ihm eine unangenehme Empfindung, die er mit derjenigen verglich, die man beim Anfassen einer Säge hat. Minder unangenehm wurde ihm die Empfindung, wie die Farbe an Stärke abnahm, und die angenehmen Empfindungen des grünen Lichts verglich er mit der Berührung einer glatten Fläche. Als Mitglied einer gelehrten Familie, erhielt er eine gute Erziehung und erwarb sich gründliche Kenntnisse in den Sprachen, der Musik, Mathematik und Chemie. In seiner Jugend waren kleine mechanische Arbeiten seine Lieblingsbeschäftigung, und ob er sich gleich häufig verletzte, erlangte er doch im Drechseln und Schnitzeln beträchtliche Fertigkeit und machte sich schon als Knabe kleine Windmühlen und einen Uhrstuhl. Ob er gleich bei beschränkten Vermögensumständen nur in seinem Genie Unterstützung fand, blieb ihm doch Heiterkeit und Frohsinn. Er war ein angenehmer Gesellschafter und wußte seine Begriffe von Gegenständen des Gesichts durch schickliche Vergleiche sehr gut auszudrücken.

Riendörfer (Johann Friedrich), der Sohn eines sächsischen Dorfpredigers, geboren 1757, verlor im dritten Jahre die Augen durch die Blattern, erlernte im sechzehnten Jahre die Uhrmacherkunst und ließ sich im Städchen Dame häuslich nieder. Er reparirte Taschen-Repetir- Stuben- und Kirchenuhren, machte diejenigen

Theile, welche daran beschädigt waren, neu mit der pünktlichsten Genauigkeit und schmiedete, ohne sich zu beschädigen. Er ging ohne Führer beträchtliche Strecken in Gegenden, wo er noch nie gewesen war, kannte jeden, dessen Stimme er gehört hatte, und nannte ihn sogleich bey seinem Namen.

Ossian, Sohn Fingals, Königs von Morven, einem Theile Schottlands, lebte wahrscheinlich im dritten Jahrhunderte, zur Zeit des Kaisers Severus. Seine Gedichte, die sich im Munde seiner Landsleute erhielten, sammelte Macpherson, der sie zuerst in einer englischen Uebersetzung 1758 herausgab. Ohngeachtet vieler Zweifel gegen ihre Aechtheit, sind überwiegende Gründe dafür. Die Gedichte liefern zum Theil die Lebensumstände des Dichters. Er war ein geachteter Feldherr und beliebter Dichter seines Volks, erreichte ein hohes Alter, wurde blind, brachte seine letzten Jahre verlassen hin, und Rückerinnerung und Dichtkunst gaben ihm einigen Trost. Seine Gedichte sind von Denis, Harald und mehreren ins Deutsche übersetzt.

Paradies (Fräulein Therese), aus Wien, erblindete seit ihrem zweyten Jahre. Die Begierde, sich zu unterrichten, machte, daß sie auf verschiedene neue Hülfsmittel fiel. Bergrath Kempelen, bekannt durch seinen Schachspieler, machte sie mit dem Setzen und Drucken bekannt, so daß sie vermittelst einer kleinen Druckerey mit ihren Freunden correspondirte. Sie legte sich vorzüglich auf die Tonkunst, that verschiedene Reisen und ließ sich als Tonkünstlerin mit vielem Beifall hören. Die Kaiserin Maria Thereſia hörte sie einst auf der Orgel

spielen und gab ihr ein Jahrgeld, welches ihr Joseph der 2te nahm und Leopold der 2te wiedergab. Sie hat sich auch durch verschiedene musikalische Kompositionen ausgezeichnet; und ihre Briefe zeugen eine eben so große Zartheit der Empfindungen, als gebildeten Verstand und richtige Begriffe und Grundsätze.

Passeratius (Johann Janus), geboren zu Troyes in Champagne 1534, war äußerst arm, floh wegen der Härte seines Lehrers aus der Schule, diente als Aufwärter, kehrte wieder in die Schule zurück, studirte mit solchem Fleiß, daß er oft nicht aß und ganze Nächte durchwachte; war Lehrer im Collegio du Plessis und des Kardinals le Moine. Nach dem Tode des Ramus 1572 erhielt er zu Paris die Stelle des königlichen Professors der Beredsamkeit und starb dort im Jahr 1602. Er hatte in seiner Jugend ein Auge durch das Ballspielen verloren, wurde im Alter völlig blind und schrieb in diesem Zustande das Lob der Blindheit (encomium coecitatis). Seine Gedichte in lateinischer Sprache wurden 1603, in französischer 1606 gedruckt. Er hat außerdem verschiedene lateinische Schriften geliefert, den Catull, Tibull und Properz commentirt, auch den Appollodor ins Französische übersetzt.

Pfeffel, geboren zu Colmar 1736, Hessendarmstädtischer Hofrath, verlor das Gesicht schon als durch die Wissenschaften gebildeter Jüngling; vermählte sich, wurde Vater einer zahlreichen Familie und Vorsteher der Kriegsschule zu Colmar, nach deren Aufhebung er im Privatstande lebte. Das Verzeichniß seiner Werke enthält Meusels gelehrtes Deutschland. Seine Gedichte,

die zugleich die vortrefflichsten Grundsätze verrathen, sind jedem Freunde des Guten und Schönen hinlänglich bekannt. Er hat sein Unglück überwinden gelernt und soll, wie persönliche Bekannte des vortrefflichen Mannes es versichern, wenn man ihn in Gesellschaft oder im gemeinen Leben handeln sieht, kaum als Blinder bemerkbar werden. Aus einem seiner Gedichte ergiebt sich, daß seine Mutter zu den vortrefflichsten Frauen gehörte, sein Bruder sich große Verdienste um ihn erwarb und die Heurath mit seiner sehr edeldenkenden Gattin beförderte. Da er aber seinen ältesten Sohn und mehrere Kinder verlor, so erzeugte dies in ihm den Gedanken, Erzieher fremder Kinder zu werden. Einer Zeitungsnachricht zufolge hat er vor Kurzem ein Jahrgeld von 1200 Franken erhalten.

Poingon, ein Blindgeborner und Zögling aus dem Institut des Herrn Hauy zu Paris, erhielt im Licee-Charlemagne im Jahr 1805 den Preis in der höhern Mathematik.

Pontanus, aus Brügge in Flandern gebürtig, lebte im sechzehnten Jahrhundert. Er wurde im dreizehnten Jahre seines Lebens blind, schrieb aber verschiedene Werke in lateinischer Sprache, theils philosophischen, theils philologischen Innhalts.

Pougens, ein wohlhabender blinder Gelehrter und Buchhändler zu Paris, ist Verfasser eines großen und vorzüglichen französischen Wörterbuchs. Er soll zufolge neuerer Nachrichten seine Buchhandlung verkauft haben, war verheurathet und ist Vater.

Ravelius (Joseph) starb 1791 in den Kohlenhöhlen bei Wednesbury in Staffordshire. Er war blind, arbeitete in den Wochentagen in den Kohlengruben und vertheilte den größten Theil seines Erwerbs am Sonntage unter seine Zuhörer, bei denen er den Gottesdienst auf methodistische Weise verwaltete. Er war daher in England unter dem Namen des Höhlenpredigers bekannt.

Rieger (Demoiselle), geboren zu Marienwerder, starb 17[illegible]8 einige und siebzig Jahr alt, bekam wegen unzweckmäßig vertriebener Ausschläge ohngefähr in achten Jahr ihres Alters den Staar, erlernte aber und verrichtete demohngeachtet viele weibliche Arbeiten.

Von Roden, Pfarrer zu Stedendorf im Hannöverschen, bekam den schwarzen Staar, aber seine vortreffliche Frau erleichterte sein Schicksal und er verrichtete noch 30 Jahre lang sein Amt ohne Anstoß für seine Gemeinde.

Rolli (Dominicus), geboren zu Rom 1685, starb daselbst 1751, den 13ten September. Er war seit seinem fünften Jahre erblindet; legte sich auf die Wissenschaften, hatte Anlagen zur Dichtkunst; erwarb sich in der Arzneiwissenschaft, vorzüglich aber in der höhern Mathematik wichtige Kenntnisse; erfand auch verschiedene Werkzeuge, wodurch er den Abgang des Gesichts ersetzte. Verschiedene seiner Gedichte und ein Trauerspiel Porsenna, sind zu Rom gedruckt.

De Salignac lebte ohngefähr in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Saintongne in Frankreich. Durch eine unzweckmäßige Behandlung der Augen wäh-

rend den Blattern wurde dies Frauenzimmer im zweiten Jahre blind, blieb aber dabei wohlgebildet und wurde sehr gewandt und unterhaltend. Sie bekam einen Begriff von den Buchstaben, indem man sie ihr aus Papp geschnitten vorlegte; lernte hierauf vermittelst eines Bleistifts und nach einem Lineal schreiben. Die Reihen waren in zweckmäßiger Entfernung und sie schrieb deutlich und richtig. Wenn man an sie schrieb, so mußte man die Buchstaben mit einer Nadel durchstechen und sie las alsdann nach dem Gefühl. Sie zeichnete sich die Charten mit feinen, kaum merklichen Nadelstichen und spielte alsdann sehr geschickt. Sie machte weibliche Arbeiten, nähte, fädelte sich die kleinste Nadel ein, verfertigte Beutel aus Seide von verschiedenen Farben; spielte die Guitarre nach dem Gehör, erfand sich eigene Tonzeichen, wodurch sie sich mit Nadelstichen eine Melodie merkte, welche Methode sie auch mit einigen Abänderungen noch beibehielt, nachdem sie durch Unterricht Begriffe vom Notensystem erhalten hatte. Sie tanzte sogar regelmäßig, so daß, wenn die, welche mit ihr tanzten, gute Tänzer waren und den Takt richtig hielten, ihre Blindheit während des Tanzes gar nicht merklich wurde.

Saunderson, geboren zu Thurlston in der Grafschaft York 1682, verlor im zweiten Jahre seines Lebens die Augen durch die Blattern und behielt von den Farben keine Erinnerung aus der Anschauung übrig; legte sich aber mit gutem Erfolg auf die alten Sprachen, brachte es besonders in der lateinischen zu großer Vollkommenheit und ließ sich auch die griechischen Schriftsteller in

der Aussprache vorlesen; erlangte auch große musikalische Kenntnisse, und die Flöte war sein Lieblingsinstrument. Er hatte den Unterricht in den alten Sprachen in einer Freischule erhalten; sein Vater, ein armer Zollbedienter, lehrte ihn die gewöhnlichen Rechnungsarten, worin er es bald zur größten Vollkommenheit brachte, und sogar neue Formeln erfand. Im achtzehnten Jahre lernte er von Richard West, einem reichen Mitgliede des Unterhauses, die Anfangsgründe der Buchstabenrechnung, besuchte die Lehranstalt zu Attercliff bei Scheffield, verließ solche bald, weil man sich dort vorzüglich auf spekulative Philosophie legte, die nicht nach seinem Geschmack war, und suchte seine Bildung vorzüglich durch eignen Fleiß zu vollenden. Durch eignes Nachdenken über die ihm vorgelesenen vorzüglichen mathematischen Werke machte er die schnellsten Fortschritte. Sein Gedächtniß war von außerordentlicher Stärke; doch kostete es ihm viel Mühe, ehe er von einer zusammengesetzten oder unregelmäßigen Figur einen bestimmten Begriff erhielt; hatte er ihn aber einmal gefaßt, so war er unauslöschlich. Er ging 1707 nach Cambridge ins Collegium Christi, durch Josua Dunn, ein Mitglied dieses Collegiums, hiezu aufgemuntert. Er wurde zwar anfänglich nicht sogleich in das Collegium aufgenommen; und mit seltenem Edelmuthe bewirkte ihm William Whiston die Freiheit, akademische Vorlesungen zu halten, obgleich Saunderson mit ihm die nämlichen Wissenschaften lehrte. Er las nun mit ausgezeichnetem Beifall vor zahlreichen Zuhörern über Newtons Werke, über dessen mathematische Grundsätze von der Naturlehre,

die allgemeine Arithmetik und selbst über dessen Optik. Letzteres aber wird Kenner der mathematischen Wissenschaften um so weniger befremden, da die ganze Lehre vom Licht auf geometrischen Grundsätzen beruht. Newton lernte ihn persönlich kennen, gab ihm manchen Beweis der Geneigtheit und manche Belehrung. Im Jahr 1711 wurde er, da Whiston seine Stelle verlor, dessen Nachfolger als Professor der Mathematik zu Cambridge, nachdem er durch ein königliches Mandat die Magisterwürde und die Anwartschaft auf diese Stelle erhalten hatte; und im Jahr 1728 ernannte ihn ein Mandat Georgs II., der ihn persönlich kennen lernte, zum Doktor der Rechte. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London, verheurathete sich im Jahr 1723 mit der Tochter des Rektors Diktus zu Borwoth, wurde Vater einer Tochter, hatte einen sehr starken und gesunden Körper; aber durch das beständige Sitzen entsprang eine Erstarrung seiner Füße, und dies hatte seinen Tod, wovon er die Ankündigung mit vieler Seelenruhe hörte, 1739, in seinem 56sten Jahre, zur Folge. Der Tod hinderte ihn an der Herausgabe seiner mathematischen Schriften, und deshalb wurden seine Anfangsgründe der Algeber erst 1740 auf Kosten der Universität zu Cambridge gedruckt, und ihnen ist seine Lebensbeschreibung beigefügt. Er beurtheilte die Richtigkeit eines mathematischen Instruments, sobald er nur dessen Eintheilung mit seinen Fingern berührt hatte; er erfand die Theilung des Würfels in sechs gleiche Pyramiden, die im Mittelpunkt zusammenstoßen und die Seiten des Würfels zur Grundfläche haben, und hat es auch erfunden, die Beweise der

Rechenkunst durch das Gefühl zu führen, wovon, so wie von den Eigenthümlichkeiten, wodurch er den Mangel des Gesichts ersetzte, an verschiedenen Orten dieses Werks das Nähere vorkommt.

Seeker lebte noch vor einiger Zeit als Hausknecht in einem Alter von einigen 80 Jahren, im Hafenkruge bey Braunsberg in Ostpreußen, nachdem er durch einen Schlag mit dem Dreschflegel, einige vierzig Jahre vorher, seine beide Augen verloren hatte. Er setzte auf der Fähre die Reisenden über, packte ihre Geräthschaften auf und ab, fütterte die Pferde, die er aus- und anspannte; kochte sein Essen, strickte Netze u. d. m. Durch Gehör und Geruch erkannte er die hereintretenden Fremden, und sein Gehör war so scharf, daß er, aus weiter Entfernung über das Wasser, die Rückkehr der Fischer hörte, ehe man sie noch sehen konnte.

Schönberger (Huldaricus), geboren zu Weida in der Oberpfalz 1601 den 1sten December, verlor im dritten Jahre das Gesicht durch die Blattern und wurde, weil man ihn nun zu nichts weiter fähig hielt, bis ins eilfte Jahr vernachlässigt, da man ihn endlich, bloß damit er seine Langeweile vertreiben sollte, in die Stadtschule schickte. Allein schnell faßte und behielt er alles, was in der Schule vorgetragen wurde, und bezog nun 1621 die Akademie zu Altorf; ging 1623 nach Leipzig und wurde dort 1625 Magister; ging nach Koppenhagen, von da nach Holstein, wo er sich als Hauslehrer beim Unterricht verschiedener Jünglinge Beifall erwarb; kam 1645 nach Königsberg und hielt häufige Vorlesungen. Außer seiner Muttersprache verstand er die fran-

zösische, lateinische, griechische, hebräische, syrische, chaldäische und arabische Sprache und gab darin Unterricht. Bei theologischen Disputationen führte er die Sprüche mit Anzeige des Kapitels und Verses in lateinischer und in der Grundsprache an, bestimmte in dem Hebräischen mit Genauigkeit die Accente und Punkte und zog daraus zuweilen Schlußfolgen. Mit den griechischen Profan-Scribenten war er äußerst genau bekannt. Er schrieb die orientalischen Sprachen, worin er Unterricht gab, nachdem er sich die Buchstaben aus Drath hatte machen lassen, sie betastet und häufig nachgezeichnet hatte. Er rechnete die schwersten Aufgaben bloß mit Hulfe einiger Kerbhölzer. Er hatte gute Kenntnisse in der Mathematik, Philosophie und Physik, spielte verschiedene Instrumente, vorzüglich die Orgel, und verfertigte musikalische Instrumente; besaß eine außerordentliche Feinheit des Gefühls und Gehörs; hielt zu Königsberg eine Disputation über die Farben; opponirte dem Professor Contius in einer Disputation über den Regenbogen und erklärte dabei die Entstehung der Farben; doch vermochte er nicht, sie durchs Gefühl zu erkennen. Er war ein sehr fertiger Kegelschieber; schoß nach der Scheibe und traf sehr gut, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen auf der Scheibe ihren Standort kenntlich gemacht hatte. Er starb zu Königsberg am 1sten May 1649, und in der Kneiphöfschen Kirche ist sein Epitaphium.

Stanley (John), geboren 1713, starb zu London 1786; war seit seiner frühsten Kindheit blind; legte sich auf Musik, wurde königlicher Kapellmeister und Organist bei der Society of the Temple und von St.

Andrews Holborn; zeichnete sich auch als geschickter Komponist aus.

Strong (Joseph), geboren zu Carliele, starb dort 1793. Er war in seiner frühsten Kindheit blind geworden, war anfänglich ein Weber, trieb nicht allein sein Gewerbe, sondern machte darin manche neue Erfindungen und Werkzeuge. Im 20sten Jahre verfertigte er jedes seiner Kleidungsstücke und machte sich das erste Paar Schuhe, als er nach London gehen wollte, um dort den blinden Organisten Stanley zu besuchen; denn er liebte die Musik leidenschaftlich; und um die Orgel in der Kathedralkirche zu untersuchen, öffnete er sich in der Nacht die Thüre der Kirche und die Orgel, nahm die Pfeifen heraus, und sein Getöse so wie die angegebenen Töne setzten, weil gerade der Organist gestorben war, einige abergläubige Menschen in Schrecken. Die Sache wurde untersucht, er bekam einen Verweis, aber auch die Erlaubniß, sich mit der Orgel, seinem Wunsche gemäß, bekannt zu machen, worauf er sogleich selbst eine Orgel für die Kirche auf der Insel Mann verfertigte, und er machte in der Folge noch eine Menge mechanischer Figuren und Maschinen.

Le Sueur (Franz), geboren zu Paris 1766, verlor, da er sechs Wochen alt war, nach wiederholten epileptischen Zufällen das Gesicht. Seine Eltern waren arm, hatten noch fünf Kinder, und Noth zwang ihn, Linesen vor den Kirchthüren zu suchen. Hier bemerkte ihn 1784 Herr Hauy, gab ihm Unterricht, und seine Prüfung in Gegenwart der Minister von Vergennes und Breteuil erhielt so großen Beifall, daß Hauy nun zu

Anlegung einer Lehranstalt für Blinde Unterstützung erhielt. Le Sueur wurde nachmals Haushofmeister in dem Institute für Blinde, empfing alle Gelder für dies Institut, zahlte sie aus, besorgte alle Erfordernisse von der höchstmöglichsten Güte und für die geringsten Preise, führte auch die Kasse und die Rechnungen darüber mit solcher Genauigkeit, daß er sie jeden Augenblick abzuschließen und Rechnung darüber abzulegen im Stande war.

Timmann, ein blinder Bürger zu Berlin in der Mittelstraße wohnhaft, lebte vom Ertrage einer Tabagie und hatte die eigene Kunstfertigkeit, große Gebäude, Paläste mit ihren Facaden und architektonischen Verzierungen, selbst innern Eintheilungen und Zimmern aus kleinen Stückchen Chartenpapier, die er viereckigt kniff, zusammen zu setzen, und er beschäftigt sich mit solchen Arbeiten bei Tage und bei Nacht.

Timoleon aus Korinth, ein Anhänger der Philosophie des Pythagoras, strebte begeistert von Freiheitsliebe, aber vergeblich, seinen Bruder Timophanes zur Entsagung der sich angemaßten uneingeschränkten Herrschaft zu bewegen; erschlug ihn, da seine Vorstellungen kein Gehör fanden; erhielt deshalb den Fluch seiner Mutter und verlebte, hiedurch schwermüthig, 20 Jahr in Einsamkeit, bis ihn die Korinther ihrer vom Tyrannen Dionysius bedrängten Pflanzstadt Syrakus zu Hülfe sandten. Durch sein großes Feldherrntalent besiegte er mit geringen Hülfsmitteln die Karthagineaser und Siziliens Tyrannen; zwang den Dionys zur Räumung von Syrakus, gab dieser Stadt Freiheit und Gesetze, brachte die vertriebenen Einwohner und den alten Wohlstand zurück.

Er verlor sein Gesicht völlig, kam aber dennoch immer in einem kleinen Wagen zu den Volksversammlungen, wo er jeden Beweis der allgemeinen Achtung erhielt. Nach seinem Tode erbauten ihm die dankbaren Syrakusaner ein prächtiges Grabmal, das den Namen Timoleonta erhielt und in dessen Nachbarschaft sich die Jugend der Stadt in den Waffen übte.

Viehweger, geboren zu Mohrungen im Dezember 1769, warf im siebenten Jahre beim Kinderspiele eine gläserne Kugel auf den Boden, um sie absichtlich zu zersprengen. Einige Glassplitter beschädigten das eine Auge und die dadurch veranlaßte heftige Entzündung raubte ihm auch das andere. Zum Unterrichte seines Bruders hatte sein Vater, der ein Musikus war, ein Klavier angeschafft. Er fing an, sich damit zu beschäftigen, und so wurde hiedurch sein musikalisches Talent rege gemacht und ausgebildet. Er spielt beinahe alle Instrumente, vorzüglich Klavier und Harfe, giebt Unterricht, stimmt Klaviere, lehrt andre die Noten kennen, komponirt und behält sehr schnell, was ihm vorgesungen oder vorgespielt wird. Er geht ohne Führer, fühlt durch den Druck der Luft und den verschiedenen Ton seiner Fußtritte die Nachbarschaft großer Gegenstände und findet leicht jeden ihm bekannten Gegenstand. Durch Vorlesen hat er sich manche wissenschaftliche Kenntnisse erworben, hat von Gegenständen, die in der Anschauung liegen, z. B. der Gestalt der Länder, richtige Vorstellungen. Einige Begriffe aus der Anschauung sind ihm noch übrig geblieben, und durch Vergleichung damit erwirbt er sich Begriffe von neuen

Gegenſtänden; und iſt verſchiedene kleine Arbeiten, wie z. B. zu nähen, eine Nadel einzufädeln u. d. m., zu verrichten im Stande.

von Waldkirch (Eſther Eliſabeth), die Tochter eines Kaufmanns aus Schafhauſen, der zu Genf am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte, verlor im zweiten Jahre das Geſicht durch anhaltende Augenkrankheiten. Ihr Vater ſtrebte ihren Geiſt zu bilden; ſie ſprach deutſch, franzöſiſch und lateiniſch mit gleicher Fertigkeit, hatte philoſophiſche Kenntniſſe, ſpielte die Orgel und Violine und konnte ſchreiben.

Weiſſenburg, ein Blinder zu Mannheim, erfand verſchiedene Hülfsmittel zur Erleichterung ſeines Schickſals und brachte es auch zu einiger Fertigkeit im Schachſpiele.

Went, Organiſt bey der franzöſiſchen Kloſter-Kirche zu Berlin, hat 1798 eine Janitſcharenmuſik, die er einzig zu exekutiren im Stande iſt, ein harmoniſches Geläute von groſſen und kleinen Glocken, und auch Noten für Blinde erfunden.

Dritter Abschnitt.

Einige Bemerkungen über das Sehen und den Ersatz desselben durch die übrigen Sinne.

Nach diesem Verzeichniß von Menschen, die Kraft genug in sich fühlten, den Mangel des Gesichts zu ersetzen, wird es vielleicht dem Blinden weniger schmerzhaft seyn, wenn ich hier einige Vorzüge des Sehens auseinander setze. Ich entlehne hiebei zuvörderst das Urtheil Kants (aus seiner Anthropologie S. 49 u. f. f.): „Durch das Gesicht wird uns das Weltgebäude in „einem so unermeßlichen Umfange bekannt, daß vor„nehmlich bei selbstleuchtenden Himmelskörpern, wenn „wir ihre Entfernung mit unsern Maaßstäben hier auf „Erden vergleichen, wir über der Zahlenreihe ermüden „und dabei fast mehr Ursache haben, über die zarte „Empfindsamkeit dieses Organs in Ansehung der „Wahrnehmung so geschwächter Eindrücke zu erstaunen, „als über die Größe des Gegenstandes (des Weltgebäu„des) vornehmlich wenn man die Welt im Kleinen, „so wie sie uns vermittelst der Mikroskopien vor Au„gen gestellt wird, z. B. bei den Infusionsthierchen, „dazu nimmt.“ Aus diesem Grunde, und weil der Sinn des Gesichts von dem der Betastung, als der

eingeschränkteſten Bedingung der Wahrnehmungen, am meiſten entfernt iſt, auch das Organ am wenigſten afficirt wird, erklärt Kant, ob er gleich das Gehör für eben ſo unentbehrlich hält, das Geſicht für den edelſten der Sinne. Man könnte zur Beſtätigung dieſes Lobſpruchs noch hinzufügen: daß bei dem Geruch ein Theil der Düfte, beim Geſchmack der Gegenſtand, den wir genießen, völlig conſumirt wird; das vielfältige Betaſten auf den betaſteten Gegenſtand ſelbſt nachtheilig wirke, und der Schall, in dem Augenblick, da wir ihn hören, auch vergangen iſt; hingegen das Geſicht der uneigennützigſte der Sinne, nichts von dem Gegenſtande, der ihm einen Genuß gewährt, conſumirt. Ferner warnt er uns unter allen Sinnen zuerſt vor der entfernten Gefahr und zeigt uns zugleich, wie und wohin wir ihr entgehen oder ausweichen ſollen; er gewährt uns die allgemeinſten Freuden und giebt dem Aermern ſo wie dem Reichern Stoff zum Lebensgenuſſe. Von der andern Seite aber iſt auch das Geſicht der Kuppler der Sinnlichkeit; unaufhörlich werden durch die Eindrücke des Geſichts unſere Begierden und Wünſche geweckt, mit jedem Augenblick ſehen wir, wie viel Genüſſe ein anderer mehr hat; und da der Eindruck, ſo lange der Gegenſtand uns vor Augen iſt, ſich unſerer Seele vergegenwärtigt, bei jeder Wiedererſcheinung des Gegenſtandes erneut: ſo iſt es wohl unleugbar, daß Sinnlichkeit, Habſucht, Neid vorzüglich durch das Geſicht geweckt werden. Bei dem allen aber ſcheint dennoch das Geſicht, von den übrigen Sinnen verlaſſen, uns keinen ganz vollſtändigen Begriff zu gewähren. Locke

(vom menſchlichen Verſtande 1. B. 5. C.) glaubt, daß ein Blindgeborner, der einen Würfel und eine Kugel durch das Gefühl zu unterſcheiden erlernt habe, ſie, wenn er ſein Geſicht wieder erhalten ſollte, blos durch die Anſchauung nicht zu unterſcheiden im Stande ſeyn würde, und Smith (in ſeinem Lehrbegriff der Optik, ausgearbeitet von Käſtner, S. 39—41) verſichert, daß die Erfahrung die Meinung des Locke beſtätigt habe, indem verſchiedene Perſonen, denen der Staar geſtochen wurde, die Gegenſtände, ſo ſehr ſie auch durch Figur und Größe unter ſich verſchieden waren, dennoch nicht blos durch das Geſicht zu unterſcheiden vermochten. Selbſt die Verſchiedenheit des Lichts, worin man einen Gegenſtand erblickt, verwirrt ſchon die Begriffe. Die Beweiſe davon liefert gleichfalls Smith, indem er uns die Geſchichte eines Staarblinden erzählt, den im dreizehnten Lebensjahre Cheſelden wieder zu ſeinem Geſichte half. Er konnte vorher bei ſtarkem Licht einige Farben, als ſchwarz, weiß und ſcharlachroth, unterſcheiden; aber nachdem ihm der Staar geſtochen war, reichten die ſchwachen Begriffe, die er vorher von dieſen Farben gehabt hatte, nicht hin, ſie ihm jetzt wieder kenntlich zumachen, und er hielt ſie daher nicht für dieſelben, die er vorher unter eben dieſem Namen gekannt hatte. Auch wußte er, da er zu ſehen anfing, ſo wenig von den Entfernungen zu urtheilen, daß er zuerſt glaubte, alle Sachen, die er ſähe, berührten ſeine Augen, ſo wie das, was er fühlte, ſeine Haut berühre. Er kannte von keiner Sache die Geſtalt; unterſchied keinen Gegenſtand, den er vorher durchs Gefühl kennen gelernt hatte, vom andern, ſo verſchieden dieſe Dinge auch im-

merhin seyn mochten, so daß er die Katze nicht eher vom Hunde unterscheiden lernte, als bis er die erste genau betastet hatte. Smith (S. 394. 395.) folgert nun, wenn oft verschiedene Begriffe mit einander erreget worden, so erwachten bei der Regemachung eines dieser Begriffe auch die übrigen, welche mit ihm oft vereinigt waren, so wie z. B. bei heißer Witterung der Anblick der Sonne zugleich den Gedanken an Hitze und Furcht vor Gewitter erzeugt, und alsdann der Anblick eines Mädchens mit dem Gedanken an Schatten und Erfrischung verknüpft ist; und nach seiner Versicherung zeigt sich dieser Zusammenhang von Ideen nirgends stärker als beim Gesicht und Gefühl. Sobald uns ein fester Körper ins Gesicht fällt, ist der erste Begriff, den er in uns erreget, weiter nichts, als eine mannichfaltige Verbindung von Licht und Schatten; aber hiedurch werden zugleich Begriffe des Gefühls erregt, nämlich von der Dichtheit, der erhabenen oder vertieften Flächen; oder der Begriff des Sehens erregt die Begriffe des Gefühls, die gewöhnlich das Sehen zu begleiten pflegen, und dies geschieht so plötzlich und unmerklich, daß wir uns kaum enthalten können zu glauben, wir sehen etwas, das wir doch wirklich aus Erinnerung voriger Empfindungen schließen.

Ich glaube auf dies Zeugniß sachkundiger und achtungswerther Schriftsteller die Schlußfolge gründen zu können, daß, so edel der Sinn des Gesichts auch immerhin sey, der Blinde dennoch nicht so unendlich viel verloren habe, nicht zu einem solchen Zustande von Kraftlosigkeit und Unwissenheit herabgesunken sey, als man es gewöhnlich glaubt. Daß ich hier nicht von

den wenigen edlen, guten und einsichtsvollen Menschen rede, die den Blinden gehörig beurtheilen und auch zu beurtheilen im Stande sind, versteht sich von selbst, sondern ich wünsche hier blos diejenigen, die den Blinden ungefähr so, wie der englische Pflanzer in Westindien den Neger, als eine niedrige Menschengattung betrachten, dem die Natur selbst den Stempel einer gewissen Schmach aufgedrückt habe, auf den Gedanken zu leiten, welche unsägliche Hülfsmittel die Natur selbst dem Blinden noch dargeboten habe. Ein Mann wie Lessing (Collectaneen 2ter Band S. 449) fällte, weil gerade die weisesten Menschen auch die bescheidensten sind, das sehr richtige Urtheil, daß wir den Umfang der menschlichen Kenntnisse noch lange nicht kennten und noch lange nicht wüßten, wozu ein Mensch durch Fleiß und Uebung gelangen könne. Und der geheime Rath Mayer (Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers ꝛc. 5ter Band S. 335) liefert die sehr merkwürdige Beobachtung: „daß, wenn ein oder mehrere Sinne fehlen, „die übrigen um desto genauer zu werden pflegen. So „lerne z. B. ein Blinder nach und nach besser hören „und fühlen — eine Anordnung in der Natur, welche „wir unserm gütigen Schöpfer nie genug verdanken „können. — Je genauer," fährt er fort, „man die „Aufmerksamkeit eines Sinnes auf einen Gegenstand „richtet, um desto weniger kann man auf die Empfin„dungen der übrigen Sinne zu gleicher Zeit aufmerksam „seyn; aber je öfter eine solche besondere Aufmerksam„keit eines einzigen Sinnes wiederholt oder je mehr er „geübt wird, um desto genauer erkennt man durch ihn,

„und um deſto richtiger ſind alle Begriffe, welche man „durch dieſe Erkenntniß erlangt.“

Vergleicht man hiermit die Meinung Leſſings am angezeigten Orte, daß ſich im Organismus einzelner Menſchen manche wichtige Ausnahmen äußern, und die des berühmten Naturforſchers Bonnet (Essai analytique sur les Facultés de l'Ame. Chap. XXV. p. 495), daß es ein großer Vortheil für einen Schriftſteller ſey, wenn ſein Gehirn die Eigenſchaft habe, eine lange Folge von Sätzen aufbewahren zu können, weil er alsdann bei der Zuſammenkettung der Ideen ungleich weiter ſehe und zugleich einen ungleich ſtärkern Eindruck davon bekomme, und daß dieſer Eindruck um ſo angenehmer ſey, weil alle Ideen alsdann unter ſich in Verbindung ſtänden; die Wirkung davon ſey um ſo harmoniſcher, weil die Behandlungsweiſe um ſo einfacher und unveränderter wäre; ſo dürfte man vielleicht in mancher Hinſicht dem Blinden ſelbſt einige Vorzüge zugeſtehen müſſen, wenigſtens führt Bonnet ſelbſt auf dieſen Gedanken durch die Erzählung, wie ihn der Zufall mit der angezeigten Eigenſchaft ſeines Gehirns bekannt gemacht habe, als durch den häufigen Gebrauch der Mikroſkope bei ſeinen entomologiſchen Beobachtungen ſein Auge ſo viel gelitten hatte, daß er dem Zuſtande der Blindheit nahe war, und er deshalb, wenn er ſeine Werke vollenden wollte, ſie im Gedächtniſſe aufbewahren und ausarbeiten mußte. Dies iſt wohl bei allen Blinden der Fall, die ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäfftigen und die im Betreff dieſer Geiſtesfähigkeit unaufhörlich gewinnen, ſo lange ſie bey völliger Geſundheit und nicht

sehr vorgerückten Jahren sich den Wissenschaften widmen. Denn die Seele des Blinden wird durch die mannichfaltigen Eindrücke des Sehens nicht zerstreut, und deshalb bei ihren Betrachtungen nicht unterbrochen. Ich glaube mir hieraus selbst erklären zu können, weshalb ich an jedem Gegenstand nur immer einzig hange, und es mir sehr schwer wird, meine Aufmerksamkeit gleich wieder auf etwas anderes zu lenken, so daß ich auch durch den angenehmsten Besuch unterbrochen, ob ich gleich dem Kommenden gern meine Freude bezeigen möchte, doch mich immer, um nicht zerstreut zu seyn, einige Augenblicke sammeln muß. Der blinde Straßenaufseher Metcalf äußerte gegen einen Sehenden, seine genaue Kenntniß des Terrains sey nichts Bewunderungswürdiges; denn die Leichtigkeit, womit der Sehende, so oft er wolle, jeden Gegenstand betrachten könne, mache, daß er sich die Vorstellungen davon nicht so tief einpräge, wie der Blinde, der sich diese Kenntnisse mit größerer Mühe erwerben müsse. Die Blinden scheinen mir hierdurch auf eine gewisse Art für die Mühseeligkeit, womit sie sich Begriffe erwerben müssen, durch die Dauerhaftigkeit entschädigt, womit jeder ihrer Begriffe sich beinahe unauslöschlich erhält. Indeß ist es nicht Spötterei, wenn ich den Wunsch äußere, daß die Anhänger der Schädellehre doch bei Betrachtung der Schädel der Blinden einige Aufmerksamkeit auf die Prüfung verwenden möchten, ob nicht bei den mehresten dieser Schädel die Organe für Einbildungskraft, Aufmerksamkeit und Gedächtniß vorzüglich ausgebildet sind. Die Aufmerksamkeit, womit diese Unglücklichen alles betrachten und erwägen

müſſen, macht zugleich, daß ſie von Gegenſtänden, die einzig in der Anſchauung liegen, nicht durchaus alle Vorſtellungen einbüßen. Wenn gleich dieſe Vorſtellung zuweilen von der Wahrheit abweicht; ſo iſt doch größtentheils die Vergleichung, welche die Einbildungskraft des Blinden auftreibt, ſo treffend, daß ſie ihn wenigſtens mit den Wirkungen und Eigenſchaften des Gegenſtandes, deſſen Anblick er entbehrt, völlig bekannt macht. So erwiederte ein Blindgeborner, den man über ſeinen Begriff von Scharlachroth fragte, daß dieſe Farbe für das Auge dasjenige ſeyn müſſe, was der Geruch ſtarker Gewürze für die Naſe, der Ton der Trompete fürs Ohr ſey. Doktor Moyes hatte für Schönheit die Vergleichung von ſanften Abhängen, ſchlängelnden Bächen und ebenen Flächen, da er hingegen die Häßlichkeit mit den Spitzen jäher Felſen, ſcharfen Zacken und unregelmäßigen Figuren verglich. Derjenige Blinde, dem noch Erinnerungen aus der Anſchauung übrig geblieben ſind, verliert ungleich weniger, weil er die neuen Begriffe den alten anzuknüpfen vermag. Sehr richtig iſt daher die Bemerkung des blinden Heilmann im zweiten Heft des ſechſten Bandes der franzöſiſchen Miszellen: daß derjenige, der vom unmittelbaren Genuß der äußern Gegenſtände entfernt ſey, um ſo mehr genöthigt werde, den Erſatz im Innern der Seele zu ſuchen, und daß die Seele des Blinden durch die den Verſtand und die Einbildungskraft entwikkelnden Arbeiten eine außerordentliche Ausdehnung und Empfänglichkeit erhalte: daß ihr eine außerordentliche Beharrlichkeit, tiefes und inneres Nachdenken eigen ſey; denn der Blinde ſucht in ſich ein inneres Licht zu entflam-

men, indem er von der Natur des äußern beraubt ward. Die ganze Schöne der Welt verhüllt sich ihm in Nacht und Finsterniß; er muß folglich eine innere Schönheit entwickeln, wenn er seinem sehenden Bruder nicht an Vollkommenheit nachstehen will. Mit Vergnügen unterschreibe ich dies Urtheil meines Unglücksgefährten, das für den Blinden so ungemein tröstlich ist, indem es ihn zugleich belehrt, daß ihm die Vorsehung wichtige Entschädigung darbot, daß sie neue Kräfte in ihm erweckt habe und es folglich auf ihn ankomme, sich über sein Schicksal empor zu heben. Der Sinn des Gefühls ist den Blinden noch zum großen Ersatz des verlornen Auges übrig. Mayer bemerkt sehr richtig (am angezeigten Orte S. 344), daß selbst die Empfindungen des Gesichts über Entfernung, Lage u. d. m. durch das Gefühl aller äußern Eigenschaften der uns umgebenden Körper berichtigt werden müssen, denn ihre äußere Gestalt, Weiche und Härte, Kälte und Wärme, verschiedene Grade der Politur, ihre Schwere und Größe können nur durch das Gefühl erkannt werden, und es ist gewiß, daß durch Uebung noch das Gefühl außerordentlich verfeinert werden kann. Freilich erklärt Kant (Anthropologie S. 48) diesen Sinn für den gröbsten, weil die Materie fest syn muß, von deren Oberfläche und Figur wir durch Berührung belehrt werden sollen; doch erkennt er ihn auch für den wichtigsten und an sich selbst belehrenden unter allen Sinnen, weil er der einzige Sinn der unmittelbaren Wahrnehmung ist; er glaubt, daß wir uns ohne diesen Sinn von keiner körperlichen Gestalt einen wahren Begriff machen würden.

und daß er in seinem ganzen Umfange, um die Oberfläche und Gestalt der Gegenstände durch Betastung zu erkennen, blos dem Menschen eigen sey, weil die Fühlhörner der Insekten nur dazu bestimmt wären, um die Gegenwart eines Gegenstandes, nicht aber seine Gestalt zu erkennen.

Die Vorsehung, die mit unendlicher Weisheit den Menschen für die unentbehrlichsten Sinne zwei Werkzeuge gab, um durch den Verlust des einen Auges oder des Gehörs auf einem Ohre nicht gleich den ganzen Sinn einzubüßen, traf daher auch die weise Einrichtung, daß der Sinn des Gefühls, der im strengsten Verstande seinen Sitz in den Fingerspitzen hat, dem Menschen nur durch den Verlust beider Hände — ein Fall, der zu den seltensten gehört — oder nur mit dem Leben verloren gehen kann. Auch Metzger (Lehre von der Natur des Menschen ꝛc. S. 182 — 184) hält, wenn gleich die Empfindlichkeit der Haut allen Thieren eigen ist, das Gefühl nur für einen eigenthümlichen Sinn des Menschen, der ihm durch seine organisch gebauten Hände eigen sey, und selbst die dem Menschen so ähnlich gebaute Hand des Affen hätte bey aller Weiche der Haut nicht die nämliche Empfindlichkeit der Fingerspitzen. Metzger, besonders aber Bonnet (Essai de Psychologie p. 47 — 50) liefert eine ausführliche Beschreibung über das Mechanische beim Sinn des Gefühls. Drei Häute durch ein Gewebe unzähliger Fibern von verschiedener Art zusammengesetzt, umgeben, eine über der andern liegend, den menschlichen Körper; es sind dies die Epidermis, die netzförmige und die eigenthüm-

lich sogenannte Haut. Die Nerven des Gefühls senken sich in die Maschen der netzförmigen Haut und sind dort von jener dichten Bedeckung befreit, die sie aus dem Gehirne mitbrachten; sie erheben sich in Form kleiner Wärzchen bis unter die Epidermis oder oberste Haut und das malpighische Netz, die, indem sie die Wärzchen bedecken, zugleich die Empfindlichkeit derselben mäßigen. Diese Wärzchen bilden, unter den Fingerspitzen, concentrische Zirkel. Der auf sie wirkende Eindruck theilt sich nun den mit ihnen in Verbindung stehenden Nerven des Gehirns mit, ein stärkerer, durch die Aufmerksamkeit der Seele veranlaßter Einfluß des Bluts erhöht ihre Empfindung, und das Fühlen wird noch genauer, da auf der entgegengesetzten Seite der Finger, die aus einer verdickten Oberhaut bestehenden Nägel dem Eindrucke der Körper widerstehen. Die Muthmaßungen Bonnets, wie das verschiedene Gefühl entstehe, bleiben bei allem Scharfsinn dieses berühmten Mannes nur Hypothesen; Erfahrung aber bestätigt seine Meinung, daß durch Gewohnheit und Uebung das Gefühl noch erhöht werde. Es gewährt dieses Gefühl dem Menschen sinnliche Lust, belehrt ihn von der Wärme, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit, von den mancherlei Verhältnissen der Größe, Bewegung, Ruhe, Schwere, Festigkeit, Flüssigkeit und der chemischen und mechanischen Schärfe der ihn berührenden Körper, und lehrt den Blinden so wie das Kind, dessen Auge dazu noch nicht geübt ist, die Entfernung der Körper beurtheilen. Aber ausser diesem Gefühl in unsern Fingerspitzen, das Sulzer und Engel eigentlich Tasten nennen, liefert die Berüh-

rung äuſerer Gegenſtände auf alle Theile unſers Körpers noch eine Menge von Wahrnehmungen, z. B. von der Temperatur der Luft, ihren Bewegungen und dem Widerſtande, den ſie unſerm Körper leiſtet; und um dem Menſchen dieſe Wahrnehmungen zu erleichtern, hat die gütige Hand des Schöpfers den gröſten Theil des menſchlichen Körpers von jener hornartigen oder haarichten Bedeckung befreit, welche die Thiere unempfindlicher gegen dieſe Wahrnehmungen macht. Jeder Menſch bemerkt daher durch ſein Gefühl die Stärke des Windes und wird durch erhöhte Reizbarkeit ungleich feinerer Perceptionen fähig. Bei dem Blinden iſt das der Fall. Die beſtändig erhöhte Aufmerkſamkeit ſeines Geiſtes, die ihm ſelbſt die Nothwendigkeit, ſich nicht zu verletzen, zur Pflicht macht, vermehrt den Umlauf ſeines Bluts, und die Schnelligkeit ſeiner Ideen. Es iſt bekannt, daß Tonkünſtler, die bey dem Spiel auf der Harmonika ihre Fingerſpitzen oft der hiebey nothwendigen Erſchütterung ausſetzten, hiedurch äußerſt reizbar, endlich nervenſchwach wurden.

Der Blinde, der ſein Gefühl unaufhörlich übt, erhöht hiedurch zugleich ſeine Reizbarkeit, ohne, wie dieſes wohl nach einer Reihe von Jahren bey den mehreſten Blinden der Fall ſeyn muß, zugleich nervenſchwach zu werden. Die Blinden fühlen es daher in der Regel an dem Einwirken der Luft auf ihren Körper, ob ſie ſich mitten auf der Straße befinden oder einer Mauer nähern, und ob irgend ein Gegenſtand in ihrer Nähe ſey; ſie bemerken daher die Bewegungen, die man in ihrer Nachbarſchaft vornimmt. Die Gewohnheit, mit Aufmerkſam

keit verbunden, erzeugt hiedurch beym Blinden so feine Nüancen des Gefühls, als der Sehende auf dem ersten Anblick kaum glaublich finden dürfte. Zur Erläuterung hier eine naturgeschichtliche Bemerkung, die jedem Blinden von selbst einleuchten wird.

Bekannt ist der grausame Versuch mit den Fledermäusen, die Spalanzani und mehrere von ihm aufgeforderte Naturforscher (Greens Journal der Physik Th. 1. S. 397 — 443) der Augen beraubt hatten, und bey denen man, da sie demungeachtet weder an die Wand noch an aufgehängte Stäbe stießen, einen besondern Sinn beweisen wollte. Die Gewohnheit der Fledermäuse, im Dunkeln zu fliegen, kann diese Fähigkeit nicht durch Uebung erzeugt haben; denn bekanntlich fliegt die Fledermaus nur in der Dämmerung, wo ihr das Auge noch immer Dienste leistet; nie aber in der völligen Dunkelheit, weil sie vielmehr, sobald diese einbricht, sich, um ihren Feinden, den Eulen, zu entgehen, schnell in ihre Schlupfwinkel verbirgt, sondern außer dem wichtigen Einfluß, den nach den Bemerkungen Jurins (Greens Annalen der Physik Th. 3. S. 461 — 464) das Gehör auf die Bewegungen der Fledermaus hat, scheint es noch besonders bemerkungswerth, daß im Verhältniß zu ihrem Körper die Fledermaus wohl unter allen Thieren den Einwirkungen der Luft die größte und empfindlichste Fläche darbietet; denn ihre Flügel haben wohl zehnmahl die Größe ihres Körpers, sind von allem Fette entblößt und mit einer Menge von Nerven durchwebt. Sie müssen diese Flügel, um den Körper in der Luft zu erhalten, mit großer Geschwindigkeit bewegen, und es wirkt also verhältnißmäßig die Luft, die Temperatur und

Ausdünstung der benachbarten Gegenstände auf sie beträchtlicher als auf jedes andere Thier, und sie haben wahrscheinlich durch diese Einwirkung der Luft jene Schnelligkeit der Wahrnehmungen aller Gegenstände, ohne solche durch das Gesicht zu bemerken, mit dem Blinden gemein. Schon der Sehende würde, wenn er sich selbst genau beobachten wollte, hierüber so manche Wahrnehmung machen, wie das Beyspiel des nachher blind gewordenen Kerstings beweist, der in der Jugend da er noch sein völliges Gesicht hatte, oft durch einen dunkeln Gang gehen mußte, wobei er noch aus Furcht die Augen schloß. Er fühlte, so oft er sich darin einem harten Gegenstande näherte, eine gewisse Wärme; dies bewegte ihn, Versuche anzustellen. Er schloß die Augen fest zu und brachte es in diesem Zustande so weit, daß er, indem er immer die Wärme beobachtete, sich nie an einen Gegenstand stieß, so daß er nachher auch als Blinder ohne Gefahr umhergehen konnte.

Gewohnheit, Uebung und Aufmerksamkeit haben bei mehreren Blinden ähnliche Fähigkeiten erweckt. Auch Wiehweger fühlt durch den Druck der Luft die Nachbarschaft jedes großen Gegenstandes, und das Nämliche ist zum Theil bei mir selbst der Fall. Saunderson fühlte hierdurch, wenn er in einem Garten ging, die Nachbarschaft der Bäume, er bemerkte jede Veränderung in der Atmosphäre, z. B. wenn eine Wolke die Sonne bedeckte. Aehnliche Empfindungen belehren auch mich, und zugleich mit dem Gefühl entsteht bei mir der Gedanke an die Ursache meiner Empfindung.

Wie schnell beim Gefühl sich Nebenbegriffe und Schlußfolgen entwickeln, davon liefert auch Camerarius ein Beispiel durch die Erzählung: daß ein blinder, aber wohlhabender Geistlicher von einem Armenhausvater als Schwiegersohn willig angenommen wurde; da dieser aber mehrere Töchter hatte, bat sich der blinde Freier die Erlaubniß aus, ihre Hände betasten und sich hiernach seine Braut auswählen zu dürfen. Dies wurde ihm gestattet, und er traf hiedurch gerade diejenige, die am wohlgebildetsten war, wahrscheinlich weil die kleine gutgebildete Hand, ihre Weiche und die Feinheit der Haut ihm sehr richtig eine Schlußfolge auf die Schönheit der übrigen Bildung gestattete. Hat der Blinde einmal gewisse Schlußfolgen aus seinem Gefühl gezogen, sie bewährt gefunden und durch Gewohnheit sich alltäglich gemacht, so handelt er, ohne mehr daran zu denken, durch ein gewisses dunkles Gefühl geleitet und kommt alsdann hiedurch dem Sehenden beinahe völlig gleich. So bin ich in meinem Hause überall ungezwungen zu gehen und, was ich bedarf, aufzufinden im Stande. Viehweger geht ungehindert in seiner Vaterstadt Mohrungen umher, holt aus seinem vor der Stadt liegenden Garten und der Scheune, was er bedarf. Harsdörfer erzählte: daß ein Blinder zu Nürnberg, der nicht einmal dort geboren war, den ankommenden Fremden die Gasthöfe anzeigte; und Andreas Panormitanus: daß ein Blinder zu Agrigent in Sizilien dem Könige häufig auf der Jagd den Weg zeigte und selbst den Aufenthalt des Wildes anzugeben wußte, wahrscheinlich, weil er in frühern Zeiten, da er noch sehen konnte, sich die Kenntniß hievon erworben und seinem

Gedächtniß lebhaft eingedrückt hatte. So bin ich meinem Begleiter jederzeit den kürzesten Weg, beinahe nach jedem Punkte in Königsberg, ja bei sehr vielen Häusern noch das Eigenthümliche ihrer Bauart, selbst die Farbe, welche sie vor ohngefähr 30 Jahren hatten, anzugeben im Stande. So lebhaft bleiben, wie ich glaube, weil keine neuen Eindrücke dazu kommen, die dem Blinden aus der Anschauung noch übrigen Begriffe und Erinnerungen erhalten, und dienen ihm zugleich zur Erläuterung und Erwerbung neuer Begriffe und Wahrnehmungen. Vorzüglich ist ihm auch sein Gehör hiezu behülflich; denn schon die angeführte größere Empfänglichkeit des Blinden gegen die Einwirkungen der Luft muß zugleich auf die Vervollkommnung seines Gehörs wirken, das bekanntlich blos durch die Eindrücke entsteht, welche die bewegte Luft auf die Werkzeuge des Gehörs macht. Wie eigenthümlich ein gewisser Ton nur gewisse Stellen, selbst des Körpers, der ihn hervorbringt, erschüttere, haben Chladnis Versuche bewiesen; und bei der Menge von Nerven, die den Gehörwerkzeugen eigen sind, und ihrer beim Blinden erhöhten Reizbarkeit, die aus den beim Gefühl angezeigten Gründen entspringt, läßt sich auch leicht erklären, wie das Gehör des Blinden durch beständige Uebung zur Vollkommenheit gelange. So wie das Gehör eines Musikliebhabers, der durch beständige Aufmerksamkeit kleine Abstufungen und Verschiedenheiten der Töne entdeckt, welche andern gewöhnlich unbemerkt bleiben. Beispiele von diesem verfeinerten Gehör des Blinden liefern Blacklock, der das Steigen der Töne auch in Absicht der geringsten Veränderung beim Gesange der Vögel, welche

andere Menschen beinahe gar nicht empfanden, bemerkte. Saunderson, der nach dem Schalle die Entfernung beurtheilte, entdeckte auch sogleich die Verschiedenheit vom Fünftheil eines Tones, und die blinde Salignac detirte, wenn sie eine Melodie singen hörte, sogleich jede Note. Deshalb sind vielleicht auch so viele Blinde wegen ihres verfeinerten Gehörs auf die Musik gefallen, haben sich darin nicht gemeine Fertigkeiten erworben und manche darunter selbst als berühmte Tonkünstler sich ausgezeichnet.

Die Fertigkeit des Blinden, gleich auf jeden Ton Rücksicht zu nehmen, wird durch Uebung und Gewohnheit außerordentlich erhöht; und Christoph Harknoch, der nicht zu den leichtgläubigen Menschen gehört, so wie Lindemann, ein Zeitgenosse Hulderich Schönbergers, erzählen: daß letzterer hier zu Königsberg öffentlich nach dem Ziele schoß. Ein Sehender klopfte nämlich auf die Scheibe, begab sich hierauf hinweg, und der blinde Schönberger, der indeß nach dem gehörten Klopfen sein Gewehr gerichtet hatte, traf nun durch den Schuß die ihm durchs Klopfen bemerkbar gemachte Scheibe auch nahm er, nachdem er zuvor ein Paar Würfe gehört hatte, am Kegelspiel zuweilen Antheil und übertraf durch die Geschicklichkeit im Werfen viele Sehende.

Es kommt bei der Vervollkommnung des Gehörs der Blinden noch hinzu, daß der Sehende gewöhnlich, wenn er den Ton hört, sogleich auch die Ursache entdeckt, die ihn veranlaßt; der Blinde aber wird durch jeden Ton so lange überrascht und erschreckt, bis er die Fertigkit erhält, in dem Augenblicke, da er einen Ton hört, sich auch die Ursache, die ihn veranlaßt, zu denken, weil Täuschung dabei

oft für ihn unangenehme Folgen hat, ihn oft ängſtigt, oder wohl gar dem Gelächter preis giebt: ſo muß er mit der größten Aufmerkſamkeit jeden Ton und die Veranlaſſung dazu, oder die Beziehung, die er auf ihn haben könnte, ſeinem Gedächtniſſe einprägen. Dies macht bald das Gehör zu einem ſehr wichtigen Hülfsmittel für den Blinden, und dies Nämliche gilt im Betreff des Geruchs. Beim Sehenden kommt es nur darauf an, den angenehmen Geruch zu genießen, den unangenehmen zu vermeiden; der Blinde aber muß, ſo wie beim Schall, ſich mit den Urſachen, die jeden Geruch veranlaſſen, bekannt machen, und beſtändige Beobachtung und Uebung erwirbt ihm hierin eine ganz eigne Fertigkeit. Ueberhaupt iſt der ganze menſchliche Körper und auch jeder Sinn einer Vervollkommnung fähig, die aus Mangel an Uebung unterbleibt. So erzählt uns z. B. Cäſar (de bello gallico l. 4. und 6.), daß Gallier und Deutſche von gleichem Urſprunge, im Betreff ihrer Körperkraft aber höchſt verſchieden wären, ſo daß die Deutſchen, weil ſie ihre Kräfte unaufhörlich übten, den Galliern höchſt überlegen und furchtbar wurden. Ein außerordentliches Beiſpiel, wie durch Nichtübung die menſchlichen Kräfte ſinken, ſehen wir an den Wilden in Chili, die bei Ankunft der Europäer eine außerordentliche Fertigkeit im Laufen und Springen hatten. Sie verloren dieſe, als die europäiſchen Pferde in Chili ſich vermehrten und die Wilden ſich nun ihrer beſtändig bedienten, ſo daß ſie nach der Verſicherung Freziers (Reiſe nach der Südſee Kap. X.) jetzt ohne völlige Ermüdung keine 2000 Schritte zu gehen im Stande ſind. Auf der andern Seite ſehen wir wieder, wie Leute, die ſich unter uns

mit gymnaſtiſchen Uebungen beſchäfftigen, eine ungeheure Körperſtärke erhalten; und das wilde Mädchen, das im Jahr 1731 bei Chalons gefunden wurde (Hist. d'une jeune fille sauvage à Paris 1755), hatte, weil Noth ihre Lehrmeiſterin geworden war, eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Klettern, Springen und Untertauchen, die nach dem Zeugniß der Reiſebeſchreiber auch beinahe allen Wilden eigen iſt. Dieſe Wilden ſind uns auch im Betreff ihrer Sinne weit überlegen, die wir, weil uns keine Noth dazu zwingt, zum Theil vernachläßigen. Die Schärfe ihres Geruchs iſt außerordentlich. Diereville (Reiſe nach Port Royal. Sammlung neuer Reiſen 3ter Bd. S. 241) war zugegen, als ein Wilder einen Bären, da der Wind aus der Gegend kam, in der Entfernung von beinahe einer Viertelmeile witterte. Ueberhaupt aber iſt der Geruch ein vom Menſchen ſehr vernachläßigter Sinn, eine Bemerkung, die der berühmte Linné bei der Gelegenheit macht, da er die Weisheit des Schöpfers preiſt, der bei den Thieren, damit ſie jedes ſchädliche Nahrungsmittel vor dem Genuß entdecken können, die Werkzeuge des Geruchs über den Mund geſetzt habe. Der Blinde, den nicht, wie beim Sehenden, ſogleich das Auge belehrt, vervollkommnet bald wieder durch Uebung ſeinen Geruch. Ohne zu fragen, erkenne ich dadurch jede mir vorgeſetzte Speiſe; eine Menge von Spezereien und Kräutern bin ich, ſobald ich nur an einen Ort komme, wo ſie aufbehalten werden, ſogleich durch den Geruch anzugeben im Stande; und jeder Blinde, der ſich einmal von den Urſachen, die jeden Geruch veranlaſſen, beſtimm-

te Begriffe verschafft hat, unterscheidet z. B. verschiedene Bäume durch den Geruch ihrer Blätter oder Rinde, und die mehresten Holzgattungen durch ihren spezifiken Geruch; und wenn ich gleich das Fühlen der Farben bezweifle, so glaube ich doch, daß manche Farbe durch ihren eigenthümlichen Geruch bestimmt und leicht zu erkennen sey, wovon sich jeder Sehende, wie z. B. beim Operment oder Rauschgelb sogleich überzeugen kann; und viele Gegenstände haben, wie z. B. das rohe Opium und der Safran, einen so eigenthümlichen Geruch, daß sie wohl mit keinem andern Gegenstande verwechselt werden können. Sobald auch in allen diesen Dingen eine beträchtliche Fertigkeit erlangt ist, ersetzen diese beiden Sinne, Gehör und Geruch, in vieler Hinsicht das Gesicht. Wer manche hiebey erlangte Fertigkeit des Blinden, wie dies wohl zuweilen der Fall ist, für Selbsttäuschung oder Charlatanerie hält, der prüfe, doch mit Schonung, damit die Prüfung nicht Kränkung werde, und er wird wahrscheinlich die Ueberzeugung erhalten, daß in der Organisation des Menschen außerordentliche Verschiedenheiten statt finden, und daß, bei dem Verluste eines Sinnes, ein anderer Sinn Ideen erregen könne, die eigentlich nur Vorwurf des verlornen Sinnes sind, oder daß ein Sinn den andern zuweilen reichlich ersetze, und daß Gewohnheit bei lebhaften Eindrücken der Phantasie dem Blinden eine gewisse Fertigkeit verschaffe, ohne daß dazu alsdann noch ein besonderes Nachdenken erforderlich ist.

Der unbefangene, vorurtheilsfreie Beobachter, der, das hier Zusammengestellte und die Stärke des Gedächt-

niſſen, die der Blinde durch die Uebung erlangt, indem er dem Gedächtniß unaufhörlich neue Begriffe aufzubewahren giebt, und ſelbſt die Uebung der Urtheilskraft durch das unaufhörliche Streben nach beſtimmten Begriffen und durch die Vergleichung und Anwendung derſelben in einige Erwägung zieht, wird vielleicht die Schlußfolge nicht übertrieben oder einſeitig finden: daß, wenn gleich der Verluſt des Geſichts ein außerordentliches Uebel bleibt und unſäglichen Nachtheil zur Folge hat, die Vorſehung dennoch jedem Blinden, der ſeine Kräfte üben will, außerordentliche Hülfsmittel gab, um den erlittenen Verluſt, wenn nicht ganz, ſo doch groſſentheils zu erſetzen. Der Blinde kann hieraus Troſt ſchöpfen und in dem Entſchluſſe, ſeine noch übrigen ſchlummernden Kräfte zu wecken, befeſtigt werden; und der Sehende würde hiezu viel beitragen, wenn er, ſtatt, wie es nicht ſelten der Fall iſt, ſelbſt den kultivirten Blinden durch Mißtrauen oder Geringſchätzung zurück zu ſtoßen, zuvor erſt genau erwägen wollte, in wiefern in Bezug auf den einzelnen Blinden, den er oft höchſt ſchmerzhaft kränkt, ſein Urtheil gerecht ſey.

Ich liefere jetzt zu dem, was ich in dieſem Abſchnitte aufgeſtellt habe und wozu die angeführten Lebensumſtände merkwürdiger Blinden als Beweis dienen, die Nutzanwendung, nämlich, wie der Blinde durch Erziehung und beſtändige Uebung ſich die Fertigkeit erwerben ſoll, die ihm den Verluſt des Geſichts erſetzen und ihn ſo glücklich machen kann, kein ganz entbehrliches oder unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu werden oder zu bleiben.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die Erziehungsanſtalt für Blinde zu Paris; verſchiedene Eintheilung der Blinden in Hinſicht auf Erziehung, und über den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Vortheile und Nachtheile der Blinden.

Unſtreitig würde jeder Blinde, der jetzt, wie ich dies auch aus Erfahrung weiß, oft mit außerordentlicher Mühe und Anſtrengung ſich einige Fertigkeit erwirbt, um hiedurch den Mangel des Geſichts zum Theil zu erſetzen, dies Ziel, beſonders wenn er in den frühern Jahren erblindete, durch eine zweckmäßige Erziehung ungleich ſchneller und vollkommener erreichen, und mancher Blinde, der jetzt ein Pflanzenleben führt, würde, zweckmäßig geleitet, und mit Muth und Hoffnung erfüllt, nicht ganz unthätig geblieben ſeyn und ſich wenigſtens mit irgend einer Handarbeit beſchäfftigt haben. Verſchiedene Menſchenfreunde machten über die Erziehung der Blinden ſchon einige Verſuche.

In Jöchers Gelehrten-Lexicon unter dem Artikel Johann Bernouilli iſt die Nachricht enthalten, daß dieſer berühmte Mathematiker ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte zu Genf den Verſuch machte, einen Blinden ſchreiben zu lehren. Der um die Erziehung der Taubſtummen ſo un-

endlich verdiente Abbe' de l'Epée machte auch einige Verſuche zur Erziehung von Blinden; vorzüglich aber widmete ſich dieſem Geſchäffte Herr Valentin Hauy, königlicher Dollmetſcher bey der Admiralität von Frankreich und dem Pariſer Stadtrathe, und Mitglied der Akademie der Inſchriften und Auslegung alter Denkmäler. Er bemerkte (Hiſtoriſche Nachricht von dem Unterrichte der Taubſtummen und Blinden ꝛc. S. 142 — 146) im Jahr 1784 auf einem Spaziergange eine Menge Volks, die durch ein, aber ſehr ſchlecht exekutirtes Conzert, das einige Blinde aufführten, unterhalten wurde, oder wie der Verfaſſer des Werkes über Paris, wie es war und wie es iſt, im 2ten Theil, im 40ſten Briefe ausführlicher beſchreibt: Hauy ſah, im September 1771, 10 blinde Bettler, die täglich an einem öffentlichen Orte, aber höchſt erbärmlich muſicirten, und, um dennoch Zuhörer anzulocken, ſich ſelbſt durch einen Aufzug ſchändeten, der ſie dem Geſpötte Preis gab. Der eine unter ihnen, als Midas mit langen Ohren und einem Pfauenſchweif auf dem Rücken, ſang. Die übrigen accompagnirten, äußerſt grotesk gekleidet, mit hohen ſpitzen Mützen auf dem Kopf und großen Brillen von Pappe ohne Gläſer auf der Naſe, und die Noten, welche vor ihnen lagen, ſollten noch das Lächerliche mehren. Bey dieſem Anblick erwachte der Unwille des edlen Hauy, der bei ſeiner Durchreiſe durch Königsberg erzählte: daß ein Caffetier, um ſich einigen Abſatz zu ſchaffen, dieſe Blinden zuſammen geſucht, die empörende Poſſe veranſtaltet und zu dieſem Conzerte durch eine beſondere Bekanntmachung eingeladen habe. Ja Hauy wies auch ſogar einen Kupferſtich

vor, unter dem noch Verse zur Verspottung dieser Blinden gesetzt waren. Allein er folgerte, indem er diesen Menschen voll Mitleid betrachtete, daß sie, die das ihnen gegebene Geld durchs Gefühl erkannten und gehörig beurtheilten, auch die Kenntniß der Buchstaben und durch diese manche wissenschaftliche Kenntniß erlangen würden, wenn man ihnen die erstern fühlbar machen könnte. Eilf Jahre lang brütete er über diesem Gedanken und brachte ihn endlich 1784 zur Ausführung. Nach einer andern Erzählung (Französische Miszellen S. 121 — 128) wurde er durch die Betrachtung des Instituts für Taubstumme ein ähnliches Institut für Blinde zu errichten bewegt, in diesem Gedanken von dem edlen Abbé de l'Epée befestigt und durch ihn auch bey der Ausführung unterstützt. Jetzt führte der Zufall manche Umstände hinzu, die den wohlwollenden menschenfreundlichen Mann näher bestimmten. Ein blinder Knabe besuchte zugleich mit seinem sehenden Bruder die Schule, bat letztern, damit er sich auch unterrichten könnte, ihm die Schulbücher vorzulesen, wozu aber der Sehende, den dies an seinen Spielen behinderte, sich nicht verstehen wollte. Um diese Zeit kam Fräulein Thereſe Paradies, die im zweiten Jahre blind geworden war, aus Wien nach Paris und ließ sich in den geistlichen Conzerten, die man damals in der Fastenzeit gab, mit ausgezeichnetem Beyfall hören. Herr Hauy bemerkte bei ihr verschiedene Geräthschaften für Blinde, als Landcharten und eine Taschendruckerei, vermittelst deren sie mit dem Vergrath von Kempelen und dem blinden Weissenburg zu Mannheim korrespondirte.

Ueberzeugt von der Ausführbarkeit seiner Ideen suchte Hauy einen Schüler. Der erste war der unter den merkwürdigen Blinden angeführte Franz le Sueur, dem sein Alter von achtzehn Jahren und seine Armuth, die ihn Almosen zu suchen zwang, selbst beim Unterrichte hinderlich wurden. Doch die erste Prüfung des le Sueur und eine Rede, die Hauy in der Akademie der Wissenschaften über die Methode beim Unterricht der Blinden vorlas, machten die Theilnahme des damaligen Polizeilieutenants und Präsidenten der Akademie, des Herrn le Noir, in so hohem Grade rege, daß die Minister Breteuil und Vergennes den le Sueur in ihrer Gegenwart prüfen ließen und ihn durch Geschenke aufmunterten. Es hate sich damals zu Paris aus edlen und wohlhabenden Menschen die Gesellschaft der Philanthropisten gebildet, deren Zweck geräuschlose Wohlthätigkeit war. Sie setzten für zwölf Blinde 144 Livres monatlich aus und hierdurch stieg die Zahl der Schüler Hauys auf 14. Man glaubte anfänglich, daß nur einige Blinde durch die Feinheit des Gefühls für den Unterricht empfänglich seyn würden; allein es blieben nur drei und zwar gerade diejenigen Schüler zurück, die noch einigen Schimmer hatten. Die Akademie der Wissenschaften stellte Herrn Hauy im Jahr 1785 ein höchst vortheilhaftes Zeugniß aus, und jetzt liefen von allen Seiten wohlthätige Beiträge ein. Die königliche Kapelle gab ein Conzert zum Besten der Blinden, die nun in der Straße Notre Dame des Victoires ein eigenes Gebäude mit der Aufschrift: Zum Besten der lei-

denden Menſchheit, erhielten; und die Anſtalt wurde auch von der Regierung lebhaft unterſtützt.

Campe, der bei ſeiner erſten Reiſe nach Paris Hauys Anſtalt mit Wohlgefallen betrachtete, erzählt uns, was in ihr geleiſtet und wie ſie zerſtört wurde. (Neue Sammlung merkwürdiger Reiſebeſchreibungen für die Jugend, von Campe, 5r Th. S. 228 — 240) Er traf bei ſeinem erſten Beſuche einen blinden Jüngling, der ſehende Kinder im Leſen unterrichtete. Er bediente ſich dabei ſelbſt eines Buchs, deſſen Buchſtaben, ſo wie unſere Viſitenkarten, äußerſt vertieft und auf der andern Seite erhaben gedruckt waren; zwei Blätter waren jederzeit auf den Seiten, wo ſich die Vertiefungen befanden, zuſammengeleimt und auf den andern Seiten waren folglich die erhabenen Buchſtaben fühlbar. Herr Hauy ließ auf dieſe Art verſchiedene Werke zum Beſten der Blinden drucken, die folglich durchs Gefühl leſen lernten. Sie wurden in der Muſik, indem man ihnen gedruckte Noten vorlegte, unterrichtet. Sie lernten dieſe Bücher und dieſe Noten ſetzen und drucken; ſie druckten auch gewöhnliche Bücher, beſonders aber ſolche Artikel, wovon die Schriften ſtehen blieben, wie Frachtbriefe, Päſſe u. d. m. Sie rechneten vermittelſt Tafeln, worin die Zahlen, die den Buchdrucker-Buchſtaben ähnlich waren, in gerade unter einander ſtehende Löcher geſteckt wurden. Sie bekamen Kenntniſſe der Geographie, vermittelſt Landcharten, auf denen Grenzen, Flüſſe, Gebirge und Städte durch erhabene Linien und Punkte kenntlich waren. Sie erhielten nach Verſchiedenheit des Geſchlechts Kenntniſſe in mancherlei Handarbeiten, wie

Stricken, Spinnen, Schnurmacherarbeit; ſie verfertigten Bänder und flochten Stroh und Rohr. Gewöhnlich wurden ihnen dieſe Arbeiten für die beſtimmten Preiſe am Schluſſe jeder Prüfung von den Zuſchauern abgekauft; und dieſes, ſo wie die Wohlthaten von Privatperſonen und die der Regierung unterhielten die Anſtalt. So entſprang 1791 das National-Inſtitut induſtriöſer Blinden; die mehreſten Jünglinge waren die Söhne von Handwerkern, nur wenige darunter von Künſtlern oder Gelehrten. Hauy nahm hierauf bey ſeinem Plane Rückſicht, und der Unterricht zerfiel hierdurch in 4 Zweige.

1) Handarbeit; nämlich Spinnen, Knütteln, Seildrehen, Bänder oder Franzen machen und Arbeit in Papp. Die Arbeit wurde durch eigene Aufſeher beſtimmt, die aber auch darauf vorzüglich Rückſicht nehmen mußten, daß die Arbeit der Blinden nicht zu ſchwer oder wohl gar drückend wurde.

2) Wiſſenſchaftliche Erziehung, nämlich Unterricht im Leſen, Schreiben, der Rechenkunſt, Geometrie, Geographie, Litteratur, Geſchichte, den auswärtigen Sprachen, in Künſten und Wiſſenſchaften.

3) Im Buchdrucken, und der Verfaſſer des Werks über Paris, wie es war und wie es iſt, ſah von ihnen einen Katechismus, eine Grammatik und viele Muſikalien halb erhaben, folglich durchs Gefühl für den Blinden leſbar gedruckt.

4) In der Vokal- Inſtrumental-Muſik und in der Kompoſition. Viele Mitglieder der vormaligen Akademie, nämlich Desmarets, Rochefoucauld, Condorcet u. a. m.

gaben Herrn Hauy die vortheilhafteſten Zeugniſſe, und drei der berühmteſten Buchdrucker zu Paris beſcheinigten die Fertigkeit der Blinden im Buchdrucken; Hauy aber ſchrieb über ſeine Unterrichtsmethode ein Werk unter dem Titel: Eſſai sur l'Education des Aveugles par Valentin Hauy, auteur de la maniere de les instruire. Die Anſtalt wurde unter allen Stürmen der Revolution ſelbſt von Robespierre unterſtützt. Hauy bewirkte ein Geſetz, daß, bei allen Stellen im Inſtitute für Blinde, bei gleichen Fähigkeiten der Blinde dem Sehenden vorgezogen werden ſollte, und gemäß dem Geſetz vom Julius 1796, ſollten mehrere Inſtitute in den angeſehenſten Städten Frankreichs zur Erziehung blinder Kinder errichtet werden.

Allein wer hat nicht ſeine Feinde und Gegner? Auch Hauy hatte die ſeinigen und wurde von ihnen der Charlatanerie beſchuldigt. Ueberdem ſcheint es im Geiſte unſers Zeitalters zu liegen, die Menſchen blos wohlfeiler und einträglicher für den Staat zu machen: und deshalb wurde im Oktober 1805 der durch Männer, die in dieſem Geiſte dachten, entworfene Plan genehmigt, die Blinden vortheilhafter in den Tuch- und Tabaksmanufakturen zu beſchäfftigen. Sie wurden darin zur maſchinenmäßigen Arbeit untergebracht; für ihre Geiſteskultur, die Milderung ihres unglücklichen Schickſals, wurde nichts weiter gethan, und der auf Koſten ihrer Wohlthäter für ſie zum Unterricht angeſchaffte Apparat wurde verkauft. Die franzöſiſchen Miszellen, dritter Band, S. 129 ff. geben uns über die Schickſale Hauys und ſeines Inſtituts nähern Aufſchluß.

Nach einem 12jährigen Studium gab der edle, menschenfreundliche Hauy seine Abhandlung über den Unterricht der Blinden heraus, und das Aufsehen, das sie erregte, und der allgemeine Beifall verschafften ihm auch die Unterstützung der Regierung, und die Anstalt für arme Blinde wurde gemäß ihrer Verfügung mit der Anstalt für Taubstumme unter einem gemeinschaftlichen Vorsteher, welches damals Sikard war, verbunden. Hauy rechnete auf Sikards Freundschaft, denn er hatte letzterm, der ohne alle Verbindung von Bomedeaux nach Paris kam, mit empor geholfen, ihn zur Schreckenszeit gegen die Wuth der Septembristrer beschirmt, und als deshalb Sikard die Ober-Direktion beider Institute suchte, war ihm Hauy dabei nicht im geringsten entgegen. Sikard blieb, bei allem Edelmuth und aller Herzensgüte, römischer Priester im strengsten Sinne des Worts, und obgleich Hauy seinen Glauben durch die Liebe thätig bewiesen hatte, so blieb doch dessen Anhänglichkeit für den Gottesdienst der Theo-Philanthropen dem erzkatholischen Sikard ein Greuel, der die Rückkehr der Priester, die man beinahe durchgängig haßte, als unvermeidlich betrachtete, und nur diese als Lehrer in sein Institut aufnehmen wollte, um durch sie seine Religionsmeinungen darin allgemein machen zu können. Unter dem Vorwande, keine Verehlichten im Institute dulden zu können, wurden Hauys Mitarbeiter daraus verdrängt, der endlich, da die Uneinigkeit immer höher stieg, völlig vom Institute zurück trat, und von der Regierung eine Pension von 2000 Livres erhielt. Die gute Sache gewann, weil Hauy, nicht auf die we-

nigen Mittel, die er im öffentlichen Institute hatte, beschränkt, jetzt unabhängig zum Besten der Blinden seine Beobachtungen und Erfahrungen in Ausübung brachte. Allein seine Neider und Gegner blieben, so wie Sikard, nicht ganz unthätig. Sie behaupteten: der Blinde sey allein nur bildungsfähig für die Tonkunst, wozu doch nur wenige ein Talent hätten, und sie könnten deshalb nur zu den einfachsten mechanischen Arbeiten gebraucht werden. Ihnen widersprach Hauys Erklärung: daß es nur wenige Künste und Wissenschaften gäbe, worin es der Blinde nicht weit bringen könnte, und er führte den redendsten Beweis durch dasjenige, was er in seinem Privatinstitute beym Unterricht der Blinden leistete. Jetzt errötheten seine Gegner nicht, die Schädlichkeit dieses Unterrichts für die Blinden selbst und für den Staat zu behaupten. Sie suchten deshalb den moralischen Charakter der Blinden verdächtig zu machen, die ihrer Meinung zufolge blos durch einfache und mechanische Beschäfftigungen dem Müssiggange entzogen, hierdurch ihren Lebensunterhalt zu erwerben und in den Stand gesetzt werden müßten, der bürgerlichen Gesellschaft nicht lästig zu fallen, und diese Behauptung wurde für die Blinden vom nachtheiligsten Einfluß.

Denn es bestand schon längst eine Anstalt für Blinde zu Paris (Reise nach Paris im August und September 1798 ꝛc. aus italienischer Handschrift S. 250), die man Aux avengles, oder auch, weil 300 Menschen darin aufgenommen wurden, les quinze vingt nannte. In diese Anstalt wurden nun Hauys Zöglinge aus dem Sikardschen Institut gebracht, um bei einer

dort angelegten Wollenmanufaktur und Tabaksfabrik zu arbeiten. Die Anstalt selbst hatte schon Ludwig IX. gestiftet, und sie hatte viel durch das, was Hauy für die Blinden leistete, gewonnen. Auch hier wurde auf die nämliche Weise gedruckt, gelernt und gearbeitet; aber weil die Regierung alle milden Stiftungen einzog, befanden sich hier im Jahr 1798 nur noch ohngefähr 50 Blinde, die aber ihren Unterhalt nur höchst kümmerlich erwarben. Ihre Zahl aber hatte sich wieder vermehrt, da man auch den aus Egypten zurückgekehrten französischen Soldaten ein Unterkommen darin anwies. Campe (im angezeigten Orte) erzählt, daß Hauy auf eigene Kosten eine Erziehungsanstalt für Blinde wieder angelegt habe, aber damals nur vier Zöglinge hatte, daß er den Wunsch hegte, daß ähnliche Institute auch in andern Staaten angelegt würden, wozu er, frei von Eigennutz, seinen Beistand zur Ausbildung der Lehrer anbot.

Meyer, in seinen Briefen über Paris, ertheilt die Nachricht: Hauys Anstalt sey mit der Aux aveugles verbunden worden, beide aber, von der Regierung wenig unterstützt, in einem schmachtenden Zustande gewesen, und wahrscheinlich hat erst wieder die Rückkehr so vieler in Egypten erblindeten Franzosen neue Theilnahme für diese Unglücklichen erweckt; denn die Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten, 53. Stück d. 9ten July 1804. S. 418 enthalten die Nachrichten, daß sich im Hospital aux quinze vingt wieder gegen 600 Blinde befinden und daß sie wieder auf mancherlei Weise beschäftigt oder zerstreut wurden; daß sie aber in Betreff der Arbeiten und Kenntnisse von Zöglingen des Lyce-

ums oder Instituts für Blinde des Herrn Hauy übertroffen würden. Der Verfasser der hier mitgetheilten Nachricht wohnte wieder einer Prüfung bei, und was er davon berichtet, beweist, daß Hauys Anstalt wieder in völligem Flor war. Auch die Nachricht in öffentlichen Blättern von einem Journal für Blinde, welches in dieser Anstalt erscheinen soll, ist davon ein neuer Beweis. Die französischen Miszellen, dritter und sechster Band, am angezeigten Ort, machen uns wieder mit dem Flor von Hauys Privatinstitut bekannt, welches Zöglinge aus den entferntesten Ländern, selbst aus Amerika erhielt, und der einsichtsvolle Blinde, Professor Heinmann, der nach einer zwanzigjährigen Blindheit noch ein Zögling dieses Instituts wurde, erlernte in sehr kurzer Zeit schreiben, lesen, rechnen und Topographie, versichert auch zugleich, daß seine zuvor erworbenen Kenntnisse durch Methode mehr Gründlichkeit und Festigkeit erhalten hätten. Die Erzählungen von den Prüfungen bleiben sich gleich, und das Lyceum für Blinde hat jetzt wieder so viel Aufmerksamkeit erhalten, daß Kaiser Alexander I. dem General Kitrof den Auftrag gemacht hat, die Organisation dieser Stiftung zu untersuchen und von den Unterrichtsmitteln Modelle in russischer Sprache verfertigen zu lassen, welches sehr gut ausgefallen ist. Auch dem östreichischen Kaiser wurde von dem Grafen Wallis bei seiner Rückkehr von Paris nach Wien ein sehr vortheilhafter Bericht abgestattet. Besonders sollen die Blinden in Betreff der Musik viel leisten. Eine Gesellschaft blinder Tonkünstler aus dem Hauyschen Institute giebt wöchentlich drei Konzerte in dem Kaffehause des Palais Royal; und

jeder der Tonkünſtler erhält für ein ſolches Conzert ſechs Franken. Ein gelehrter Freund, der während ſeines Aufenthalts zu Paris das Lyceum für Blinde verſchiedentlich beſucht hat, verſichert, daß ihm die ſämmtlichen Blinden ſehr heiter und zufrieden geſchienen hätten, nur hätte er die blinden Tonkünſtler im Palais Royal wegen ihrer abgezehrten, leichenähnlichen Geſtalt nie ohne Wehmuth betrachten können, und ich fürchte, daß, da die Einübung auf drei Concerte wöchentlich viel Anſtrengung erfordert, dies vielleicht auf ihre Geſundheit nachtheilige Wirkung gehabt haben könne. In dem Werke über Paris, wie es war und wie es iſt, 21ten Bandes 40ſter Brief, iſt die Nachricht enthalten: daß ohngefähr 20 blinde Zöglinge Hauys verheirathet, 12 darunter Hausväter und zugleich die Erzieher ihrer ſehenden Söhne wären. Von den hier erzogenen Blinden ſey le Sueur ein guter Geograph und Mathematiker, Huard ein gelehrter Mann und correkter Buchdrucker, Gaillot ein guter Violoniſt und Komponiſt, und das Inſtitut enthielt 10 bis 12 gebildete Menſchen und 30 bis 40 mechaniſche Köpfe. Hauy ſelbſt wünſchte die Anlegung mehrerer ähnlichen Inſtitute und glaubte, daß ein ſolches Inſtitut von 50 Blinden, wenn es gut geführt würde, die Koſten durch ſich ſelbſt aufbringen müßte. Es iſt jetzt ein ſolches Inſtitut zu Briſtol angelegt, wovon mir bis jetzt die nähern Nachrichten fehlen; allein die National-Zeitung Monat October, Seite 793, enthält die Anzeige: daß der Armen-Bezirks-Direktor Wilhelm Klein zu Wien einen glücklichen Verſuch gemacht habe, blinde Kinder zu den Geſchäfften des bürgerlichen Lebens zu bilden. Er nahm

einen 9jährigen Knaben, der im 3ten Jahre das Geſicht verloren hatte, und bisher unbeſchäfftigt geblieben war, zu ſich und brachte ihn in Jahresfriſt ſoweit, daß er eine leſerliche Hand ſchreiben, was für ihn mit erhabenen Buchſtaben geſchrieben war, und auch erhabene Noten für die Harfe und den Geſang leſen konnte. Er hatte Kenntniß von den Anfangsgründen der Erdbeſchreibung mit Hülfe von Landcharten erlangt, worauf die Umriſſe der Läader und die wichtigſten Städte erhaben gezeichnet waren, und rechnete vermittelſt einer Rechenſchnur die 4 erſten Rechnungsarten. Um wenigſtens künftighin einen Theil ſeines Unterhalts zu erwerben, hat er das Netzſtricken und das Klöppeln der Schnüre erlernt und macht mit Reinlichkeit und Pünktlichkeit Brieftaſchen, Nadelbüchſen, Schreibzeuge, Schachteln und Körbchen von Papier, Pappe und Leder, und überzieht ſie mit Papier von verſchiedenen Farben, welches er durch ein ganz einfaches Mittel zu unterſcheiden gelernt hat. Er verbindet hiemit ein anſtändiges Betragen, Zufriedenheit und Heiterkeit des Geiſtes. Durch eine vom Hofe ernannte Kommiſſion wurde er am 6ten Auguſt 1805 geprüft, und die bei ihm angewandte Lehrart ward als trefflich der Natur gemäß ausgedacht und allgemein anwendbar befunden. Durch die Güte des Herrn Klein habe ich jetzt ſelbſt das von ihm herausgegebne Oeſtreichiſche Magazin für Armenhülfe, Induſtrie-Anſtalten und Dienſtbotenweſen mitgetheilt erhalten, in deſſen erſtem Bande, drittes Heft Seite 1 — 26, der dem blinden Jakob Braun ertheilte Unterricht näher beſchrieben iſt.

Bey diesem Beweise, mit welcher Hoffnung des glücklichsten Erfolgs der Unterricht der Blinden unternommen werden kann, und da das Institut für Blinde zu Paris unter den angezeigten ungünstigen Umständen nicht blos wieder aufblühte, sondern immer zu größerer Vollkommenheit stieg, scheint dieses schon den Nutzen einer solchen Anstalt zu verbürgen, und der Wunsch, daß durch mehrere ähnliche Anstalten das traurige Schicksal der Blinden gemildert, und diese hiedurch zugleich zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet werden mögen, scheint gewiß nicht unbillig zu seyn. Freilich läßt sich noch dagegen so manches einwenden, allein ich hoffe diese Einwürfe an mehrerem Stellen dieses Werks zu entkräften, und wenn ich gleich zugebe, daß nicht jeder Blinde eines gleich hohen Grades von Kultur fähig sey, so wird doch jeder auch der unfähigste Blinde durch einen zweckmäßigen Unterricht wenigstens von einer oder der andern Seite manches gewinnen. Bey der Verschiedenheit, die im Charakter, in den Fähigkeiten und den äußern Verhältnissen liegt, würde es deshalb auch ungerecht seyn, wenn der Unterricht des Blinden nicht gleich gelingen sollte, die Schuld davon dem Lehrer oder der Methode aufzubürden, sondern man muß vorher alle dabei vorkommenden Umstände prüfen, und schon der Zeitpunkt, worin der Blinde sein Gesicht einbüßte, die Verhältnisse, unter denen er erzogen wurde, wirken so mächtig auf die Geistesbildung des Blinden, daß ich meine Unglücksgefährten, mit Rücksicht hierauf, selbst in verschiedene Klassen theile, nämlich:

a) in Blindgeborne und

b) Blindgewordene.

Den erstern sind die unter den Blindgewordenen gleich, die ihre Augen in einem so frühen Zeitraume einbüßten, daß ihnen keine Erinnerung aus der Anschauung übrig blieb. Die übrigen Blindgewordenen sind entweder

1. solche, die noch unvollkommene oder wenige Begriffe aus der Anschauung übrig haben, oder

2. solche, die ihr Gesicht so spät einbüßten, daß sie noch vollständige und zahlreiche Begriffe aus den Zeiten, worin sie sahen, übrig behielten; und alle Blindgewordne haben entweder

a) einen Schimmer, wodurch sie wenigstens das Licht oder die Umrisse der Figuren erkennen, oder

b) selbst das Sonnenlicht hat auf ihr Auge, so wie auf die meinigen, weiter keinen Einfluß, als daß, wenn sie demselben lange ausgesetzt sind, Schmerz und Röthe der Augen dadurch bewirkt werden.

So unbedeutend diese Verschiedenheiten dem ersten Anblicke nach sind, so wichtig werden sie für den Blinden selbst und dessen Kulturvermögen; und dieses findet auch in Betreff jener Eintheilung statt, die das Glück und die bürgerlichen Verhältnisse der Blinden zuwege gebracht haben; denn sie sind:

1. entweder Mitglieder gemeiner, armer und unwissender, oder

2. angesehener, reicher und gebildeter Familien, und können sich folglich alles, was ihnen Bequemlichkeit und Freude macht, im entgegengesetzten Falle nur

das unentbehrlichſte, höchſtens Genüſſe, die mit wenig Koſten verknüpft ſind, geſtatten; ſind auch wohl zum Theil ſo arm, daß ſie ihren Unterhalt dem Mitleiden ihrer Nebenmenſchen verdanken oder wenigſtens ſelbſt auf einigen Erwerb denken müſſen.

Auf dieſe verſchiedenen Geſichtspunkte muß nothwendig bei Betrachtung der Blinden und bei ihrer Erziehung Rückſicht genommen werden. Der Blindgeborne und der in der erſten Jugend Erblindete bildet ſich, wie jedes Kind, nach den Menſchen, die ihn in den erſten Jahren des Lebens umgeben; wird aber von ihnen noch eine ſtrengere Kopie als jeder Sehende, denn der letztere wird durch mehrere äußere Eindrücke beſtimmt; und Perſonen, die nur der Zufall auf wenig Augenblicke in das Haus der Eltern führt, haben auf ihn nicht ſelten einigen Einfluß. Mir iſt ein Beiſpiel bekannt, daß ein Kind, welches einen Schielenden ſah, ihm nachzuſchielen verſuchte. Beim Blinden iſt dies nicht der Fall; er kopiert nicht ſo ſchnell und wird nicht durch äußere Eindrücke, ſo wie der Sehende, zur Nachahmung verleitet; er muß alles ſo annehmen, wie es ihm Eltern und Erzieher ſagen. Ihre richtigen und falſchen Begriffe werden auf ihn übergetragen. So ſehr ihn manches dabei niederbeugen mag, ſo kann er doch durch eigne Kraft, ohne von einem andern aufgereizt zu werden, ſelbſt nicht prüfen, und wenn gleich der Keim zu den herrlichſten Anlagen in ſeinem Buſen ſchlummerte, ſo kann ihn doch, wenn ſich niemand ſeiner annimmt, nicht eigne Kraft allein aus ſeiner Lage reißen, nicht ſeinen eignen Gang führen; und deshalb glaube ich, daß aus dem Blinden unendlich mehr werden

könnte, wenn hin und wieder Institute zur Erziehung de Blinden angelegt würden, worin Männer, die Einsicht und Kenntnisse mit Geduld und Herzensgüte verbinden, für Entwickelung der Anlagen und Ausbildung der Blinden thätig würden. Die Vortheile solcher Institute sind wenigstens diese: Ein jeder Blinder ist nicht im Stande, sich einen Vorleser zu halten. Der blinde Cantor Corsepius, dieser Mann von sanftem Herzen von edlen Grundsätzen, mit rastloser Thätigkeit und den vortrefflichsten Anlagen, von dem ich, wenn ihm das Glück in Ansehung seiner Erziehung und Geistesbildung so günstig wie mir gewesen wäre, gewiß glaube, daß er in Betreff seiner Kenntnisse neben, vielleicht über mir stehen würde, ist noch in diesem Augenblicke nicht so glücklich, einen bestimmten Führer, vielweniger einen Vorleser bezahlen zu können, und muß deshalb seine Anlagen unbenutzt lassen, einen großen Theil seiner Zeit in Unthätigkeit hinbringen. Herr Paarmann, der seit den ersten Tagen seines Lebens erblindet ist, hat auf die nämliche Weise seine vorzüglichen Anlagen unbenutzt lassen müssen. Dies sind Erfahrungen aus meinem kleinen Zirkel hier zu Königsberg, und wie viele Blinde mögen sich in der nämlichen Lage befinden — ! In einem Institute für Blinde ist ein einziger Vorleser für die sämmtlichen Zöglinge hinreichend. Dieser Vorleser steht so wie die Lehrer unter der Aufsicht, wenigstens Leitung, menschenfreundlicher Männer, folglich können nicht so leicht durch unzweckmäßige Behandlung oder schiefen Unterricht die wenigen Lebensfreuden des Blinden noch mehr verkümmert werden. Ein jeder Blinder

ist die Marter der Langenweile durch eine Handarbeit zu verscheuchen, der Aermere hiedurch selbst etwas zu erwerben im Stande. Viele Blinde fallen nicht einmal darauf, und die, welche es thun, wählen nicht immer das Zweckmäßigste oder dasjenige, wozu sie die meisten Fähigkeiten haben, sondern nur, was sie zufällig kennen lernten. In einem Institute hingegen werden die Blinden mit einer Menge von Handarbeiten bekannt gemacht und haben hierunter die Auswahl. Viele Maschinen und Hülfsmittel, die der Sehende nicht, aber der Blinde leicht ausfindig machen kann, können diesem zur Erleichterung seiner Arbeit herbeigeschafft werden; es können ferner mit einem solchen Institute fabrikenähnliche Anstalten unternommen werden, wobei der Blinde nicht unter der Ruthe des Zuchtmeisters, sondern unter der Leitung des Menschenfreundes arbeiten darf. Man weiß, daß bei den mehresten Fabriken nur der Unternehmer gewinnt, der Arbeiter größtentheils darbt; und wenn daher bei einem Institute für Blinde der Unternehmer keinen weitern Gewinn, als eine frohe Erinnerung in der Sterbestunde und die Hoffnung einer bessern Welt zu erwerben sucht, so sind auch hier schon die Blinden ungleich besser als in jeder andern Fabrik angestellt. Man wende nicht ein, daß schon so viele Blinde, die ich selbst anführte, sich ohne ähnliche Institute durch eigne Kraft erhoben haben; aber wie vielen Tausenden gebrach vielleicht diese Kraft, und wer hat die Seufzer, die sie in ewiger Finsterniß von der peinlichsten Langenweile gefoltert, ausstießen, wer hat die Thränen dieser Unglücklichen gezählt, denen

von der bitterſten Armuth gedrückt ihr Daſeyn zur Laſt wurde, die bei gehöriger Anleitung ſich ein, ſey es auch kümmerliches Brodt erworben haben würden, jetzt zum Theil als Bettler Gegenſtände des Mitleidens, aber auch nicht ſelten des Abſcheues ſind, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheiliger als andere Bettler werden, weil der Blinde in der Regel noch einen zweiten Menſchen, nämlich ſeinen Führer, mit Unthätigkeit und Bettelei bekannt macht. Eine Sache, die den höchſten Nachtheil erreicht, wenn, wie gewöhnlich, Kinder zu den Führern ſolcher Blinden gebraucht werden. Dieſes kann nach dem Verhältniſſe aufhören, wie die Blinden arbeiten und hiedurch ihr Brodt verdienen lernen, und in einem Inſtitute für Blinde, welches doch nicht ohne Aufſicht der Obrigkeit, oder menſchenfreundlich und gut denkender Männer bleiben würde, könnte ſchon deshalb für eine zweckmäßige Erziehung der Blinden geſorgt werden. Wie unzweckmäßig dieſe aber oft ſelbſt für begüterte Blinde iſt, davon mag die Erzählung eines Blinden, der im erſten Jahre ſeines Lebens die Augen verlor, mir ſein Vertrauen ſchenkte, jetzt im Grabe ruht, und den ich aus mancherlei Gründen nicht nenne, zum Beiſpiele dienen. Ich will ihm hier den Namen Friedrich geben und ſeine Erzählung ſo treu, als ſie mir noch mein Gedächtniß liefert, nachſchreiben, indem ich blos ſeine Gedanken in meine Worte kleide und zuweilen erweitere.

„Im erſten Jahre meines Lebens verlor ich meine „Augen. Was Licht ſey? davon hatte ich keinen Be„griff. Mein Vater war ein gutmüthiger, aber ſchwa„cher Mann; er war fromm und gottesfürchtig, den

„Begriffen seiner Kirche ergeben, ohne den Geist des „Christenthums gefaßt zu haben. Er betrachtete mein „Schicksal als Strafe des Himmels, die uns beide trä„fe. Er wollte ihn durch Buße und Gebet versöhnen „und suchte mich auch auf diese, seinen Begriffen nach, „zweckmäßigste Bahn zu leiten. Seine Absicht war red„lich und gut, und da meine Mutter nicht mehr lebte, „ich aber weiblicher Leitung bedurfte, so wählte er hie„zu für mich ein ältliches religiöses Frauenzimmer. Die„se führte den Spruch: wen Gott lieb hat, den züch„tiget er, beständig im Munde. Konnte ich diesen Gott „wohl lieben, den man mir als den Urheber meiner „Leiden schilderte? und doch sollte ich ihm beständig „Lob- und Danklieder singen. Das kindliche Vertrau„en auf ein höchstes Wesen, das auch für mich Blinden „eine Summe von Glück schaffen, mich sicher selbst durch „diese meine Blindheit, auf die für mich vortheilhafte„ste Bahn leiten würde. Diese ersten Tröstungen der „Religion gingen verloren. Ich wurde gleichgültig bei „den häufigen Andachtsübungen; zuweilen lief kindische „Unbesonnenheit oder Muthwille mit darunter. Ich „fragte, wenn mir von den Gaben Gottes vorgeredet „wurde, was wir heute zu essen haben würden, oder „wenn der Husten meine alte Aufseherin bei dem Ge„sange aus dem Takt brachte, so hustete ich so lange „mit. Da hieß es: nun sehe man, warum mich Gott „gezüchtigt habe; er werde mich wegen meiner Bosheit „noch härter strafen. Daß mein Zustand weit nachthei„liger als die Lage anderer Menschen sey, davon hatte „ich einen Begriff, auch wußte ich, was Strafe sey.

„Ich wünschte diesen Uebeln zu entgehen. Aus Furcht „wurde ich nun aufmerksamer bei den Andachtsübungen. „Da hieß es: Friedrich bessert sich, er wird ein from„mes Kind werden. Ich bekam klein' Näschereien und „Spielwerke zur Belohnung, und um diese noch reichli„cher zu erhalten, sang und betete ich nun aus allen „Kräften. Da hieß es: Gott würde mich dafür belohnen. „Ich erwartete nun diesen Lohn, glaubte einen gerech„ten Anspruch darauf zu haben, und wurde unwillig, „daß er nicht erfolgte. Mein Unwille stieg, da jeder „kindliche Frohsinn, jede laute fröhliche Aeußerung bei „mir mißgedeutet, ich beständig mit der Aeußerung zur „Ruhe verwiesen und häufig mir wiederholt wurde: ein „blinder Mensch, wie ich es sey, müsse, von den Men„schen entfernt, nicht an die Freuden dieser Welt, son„dern nur an Gott und die Ewigkeit denken und sich „auf den Himmel vorbereiten. Bei Ewigkeit dachte ich „mir nichts, unter Gott ein strenges furchtbares Wesen, „und ein Himmel, wo ich ewig unter dessen Aufsicht „stehen, nichts anderes thun als singen und beten soll„te, hatte für mich keinen Reiz. So wurde meine „Kindheit freudenleer, mein Herz blieb unerwärmt."

„Jetzt begann das Knabenalter. Friedrich, sagte „mein Vater, muß doch etwas lernen. Es wurde mir „also ein Lehrer gegeben, der mich lateinisch und fran„zösisch lehrte. Er lehrte mich schulgerecht übersetzen, „grammatikalische Fehler vermeiden, strafte, wenn ich „hierbei sündigte, mit Härte. Sinn für klassische Litte„ratur erhielt ich hierbei nicht. Französisch lernte ich „plaudern; aber was hatte ich hierdurch gewonnen? Es

„blieb mir ja immer höchst gleichgültig, ob ich eine Sa-
„che, von der ich keinen Begriff hatte, in einer oder
„mehreren Sprachen nennen konnte. Mehr Unterhal-
„tung schaffte mir das Klavier. Doch dies wurde mir,
„da ich keine Begriffe vom Notensystem erhielt, bei wei-
„tem nicht, was es hätte werden können. Ich hatte ein
„feuriges, lebhaftes Temperament. Das Stille, Einfa-
„che meiner Lebensweise wurde mir unerträglich. Man
„las mir Zeitungen, Reisebeschreibungen und Romane
„vor. Manches verstand ich, vieles nicht. Doch hö-
„te ich überall, daß die Menschen wirkten und sich be-
„schäftigten. Doppelt ruhte deshalb auf mir das Ge-
„wicht meines Schicksals. Ich wollte mich beschäftigen.
„Das Haus meines Vaters und ein daran stoßendes
„Gebäude war voll hoher steiler Treppen. Man lobte
„mich, daß ich es erlernt hatte, nach einigen Zimmern
„ohne fremde Hülfe und eine Treppe hinab zu gehen.
„Ich wurde deshalb jetzt weniger beobachtet, und das
„Lob reizte mich so sehr, daß ich nun das ganze Haus durch-
„schlich, die steilsten Treppen auf- und hinabstieg und eine
„gewisse Zufriedenheit darin fand, diese Schwierigkeiten
„überwunden zu haben. Ich wünschte das ewige Einerlei
„zu verscheuchen. Um nur eine Veränderung zu genießen,
„schlich ich mich bei Stürmen auf den Boden und steckte
„den Kopf durch eine Lücke, um die Kälte zu fühlen, und
„stellte mich im Regen unter eine Traufe, weil es mir
„wohlthätig wurde, durchnäßt zu werden. Die Jüng-
„lingstriebe erwachten. Man beobachtete mich nicht,
„und wem hätte ich mich entdecken sollen? Ich betete
„um Hülfe; Leidenschaft und Angst erhitzten mein Blut.

„Wie glücklich fühlte ich mich, als ich wähnte, die „Vorsehung habe sich meiner erbarmt, mich eine neue „Entdeckung machen lassen! Erst, da mein Körper „völlig zerrüttet war, erhielt ich vom forschenden Arzt „die traurige Aufklärung. Welch schrecklicher Kampf „war es jetzt wieder bei aller Kenntniß der Folgen, „der Gewohnheit zu widerstehen? Jetzt liege ich auf dem „Krankenbette an Geist und Leib geschwächt, und habe „keine andere Abwechslung als meine Speisen und mei„ne Träume."

Diese Erzählung des Unglücklichen zerriß mir das Herz. Ach! was hätte er werden können! Der blinde sanfte Dülon, der auch in den ersten Jahren seines Lebens die Augen verlor, welchen Trost, welche Beschäfftigung schafft ihm seine Flöte! Er vermehrt hiedurch noch die Freuden des Nächsten und ist keinesweges hülflos. So viel vermag ein einziges geweckte urd gehörig geleitetes Talent auch für diese Klasse von Blinden. Noch spreche ich zuweilen einen jungen Mann, Herrn Corsepius, der hier noch seinen Geist und seine musikalischen Anlagen auszubilden strebt. Sein Vater, ein gebildeter Geistlicher, machte, daß ihm Religion zur Trösterin wurde; suchte beständig seine Begriffe aufzuklären; und ich freue mich oft der Bestimmtheit, womit sich dieser junge Mann über Gegenstände der Anschauung ausdrückt. Durch Nahrungssorgen gedrückt und bey weniger Aussicht, ihnen zu entgehen, fühlt er sich nicht glücklich; aber geruhig sieht er seiner Bestimmung durch die Hand der Vorsehung entgegen

und hofft, wenn ihn hier die Menschen zurückstoßen sollten, Trost und Glück jenseit des Grabes.

Später, im dreizehnten Lebensjahre, verlor der hiesige Doctor der Rechte, Freiherr von Golz, sein Gesicht. Sein Gedächtniß erlangte durch Uebung eine grosse Stärke. Er leistete das Erforderliche, um eine akademische Lehrerstelle zu erhalten, die er gegenwärtig auch bekleidet, selbst einem akademischen Institute, worin er die Aufsicht über die Studierenden hat, vorsteht. Er weiß durch Vergleichung mit dem, was er ehemals sah, z. B. von einer reizenden Aussicht, sich einen Begriff zu machen, und ist mit seinem Schicksale zufrieden, größtentheils ruhig und heiter.

Dies ist bei mir nicht der Fall, der ich im 21sten Jahre die Augen verlor, gerade als ich im Begriff stand ein Civilamt zu erhalten. Durch mein Schicksal in meinen frühsten Lebensjahren umher geschleudert, mit einer Menge von Begriffen durch das Auge bekannt gemacht, zum Theil unter Menschengewühl in rastloser Thätigkeit erzogen, mit Sinn, vielleicht Talent, für die bildenden Künste, völlig bekannt mit allem, was der Sehende zu genießen und zu leisten vermag, ist mir meine Blindheit höchst schmerzlich, wenn gleich meine lebhafte Phantasie mir jeden sichtbaren Gegenstand oft reizender, als er in der Natur ist, vorzaubert, mein Geist unaufhörlich über Hülfsmitteln, den Verlust zu ersetzen, brütet, und ich deshalb auch jeden Sehenden dreist auffordern kann, mich zu prüfen, ob ich nicht einen jeden Gegenstand, der durch das Auge erkannt wird, sobald ich mir seine Eigenschaften durch einen

Sehenden anzeigen lasse, durch meine übrigen Sinne genau zu untersuchen, oder mit andern Gegenständen zu vergleichen im Stande bin, nicht auch richtig zu beurtheilen vermöge. Die angegebenen und mehrere mir bekannte Blinde sind die Beweise von der Richtigkeit meiner Eintheilung. Da ich überdem mit manchem, der dem Erblinden nahe war, wie dem sanften, gutmüthigen Feil, mit manchem gebildeten Blinden, wie Fräulein Paradies zu Wien, und Herrn Dülon und Fournier, in Verbindung kam, es mir zum Gesetz machte, die Bekanntschaft jedes Blinden zu suchen, weil ich oft kleine Handgriffe und Erleichterungsmittel kennen lernte, worauf die Noth zuweilen selbst den ungebildeten Blinden führt; und weil es mir auf der andern Seite Freude macht, meine Unglücksgefährten aufrichten, ihr Schicksal erleichtern zu können, weil ich sie um der angezeigten Zwecke willen äußerst genau beobachtete, bei der Uebung, die meine übrigen Sinne erhielten, vieles, was Bezug auf die Blinden hat, besser als der Sehende zu prüfen und zu beurtheilen im Stande war: so will ich zuerst die Blinden so aufstellen, wie ich sie fand, mit allem, was ihnen vortheilhaft und nachtheilig ist, und auf diese Beobachtung nachher meine Erziehungsvorschläge gründen.

Der Charakter aller Blinden bildet sich gemäß den Behandlungen, die sie von den Menschen erdulden, und wird nur durch das Temperament verschieden modificirt. Alles, was ihnen durch die noch übrigen Sinne bekannt wird, wirkt auf ihren innern Sinn, nur in dem Maaße, wie jeder unter ihnen durch seine mo-

ralische oder ästhetische Bildung vorbereitet ist. Bleibt der Blinde, wie dies häufig der Fall ist, ohne alle frühere Bildung, so entwickelt sich an ihm blos das Physische, und sein Charakter wird durch die auf ihn wirkenden Umstände bestimmt, und wenn die Gegner der Blinden, um ihren Charakter in ein nachtheiliges Licht zu setzen, die feindselige Stimmung vieler Blinden in dem Hospital Quinze vingt als Beweis ihrer Behauptung anführen, so haben sie nicht erwogen, daß die Fehler dieser Naturmenschen, die keine Erziehung gemildert hat, von ihnen, die ihr Auge nicht warnte, öffentlich zur Schau getragen wurden. Ich habe bei meinem feurigen Temperament, und ob ich gleich durch die Menschen mißtrauisch gemacht wurde, mich noch nie mit einem Blinden entzweit, vielmehr glaube ich mir die Liebe und das Wohlwollen vieler meiner Unglücksgefährten erworben zu haben, und ich bin hiedurch überzeugt, daß die angezeigte feindselige Stimmung der Blinden im Hospital zu Paris nur im Mangel der Erziehung, der Unthätigkeit und dem Interesse dieser Blinden seinen Grund haben könne. Diese ihre Stimmung als einen Charakterzug der Blinden zu betrachten, wäre ungerecht, eher, glaube ich, verdient jene Classe der Blinden gegründetes Mißtrauen, bei denen man durch eine einseitige Bildung die moralische Kultur vernachlässigte, indeß zugleich die Geisteskräfte und Kunstfähigkeit in entwickelt wurden, weil sie nichts von Seiten des Charakters gewannen, und in allem, was die Politur der Menschen Schlechtes mit sich führt, um so geschickter wurden. Solche Blinde waren es, die Hau-

ve Mühe mit Undank belohnten und und unter welchen er, nach seinem eigenen Geständniß, die entschiedensten Atheisten fand, und da Herr Hauy auch alle Mühe darauf wendet, in seinem Institute auch den Charakter der Blinden zu bilden, so hoffe ich, daß er künftig weniger traurige Erfahrungen dieser Art machen werde. Von Herrn Professor Heilmann, diesem philosophischen Beobachter der Blinden, wird im 3ten Bande der französischen Miszellen erzählt: daß es, in Rücksicht des moralischen Charakters, unter den Blinden keine gleichgültige Menschen gäbe, und in der nämlichen Schrift wird behauptet, daß jeder, der mit den Blinden vielen Umgang habe, es auch finden werde, daß die wenigsten unter ihnen einen gefälligen, liebenswürdigen Charakter hatten, und daß sie entweder vortrefflich oder ganz schlecht von Charakter waren. Sehr verschieden ist hievon das Urtheil des Armen-Bezirksdirektors Klein im östreichischen Magazin für Armenhülfe, Industrieanstalten und Dienstbothenwesen 1. B. 3tes Heft S. 20 — 22, wo dieser menschenfreundliche Beobachter seines blinden Zöglings höchstens eine Standhaftigkeit, die in Eigensinn ausartet, zu den Fehlern des Blinden zählt. So weit die Erfahrungen meines 50jährigen Lebens reichen, finde ich, daß die Blinden gleich den übrigen Menschen von Vorurtheil und Leidenschaft abhängig sind, und daß unter den Menschen ein moralisch guter Mensch und ein Bösewicht aus Grundsätzen gleich selten sind. Diese Erfahrung habe ich auch bei den zahlreichen mir bekannten Blinden gemacht. Ich habe unter ihnen selbstsüchtige und leidenschaftliche Menschen, bei

den mehresten Blinden aber einen sanften, liebenswürdigen Charakter gefunden. Ueberhaupt aber bildet sich nach meinen Beobachtungen der Charakter eines jeden Blinden ganz nach der Art und Weise, wie dieser Unglückliche von den Sehenden behandelt wird. Der Blinde, der von Jugend an zurückgesetzt, durch religiöse Eindrücke mehr gebeugt als aufgerichtet von andern Menschen als ein Geschöpf niedrigerer Art nicht selten mit Härte behandelt, auch wohl wegen unrichtiger Vorstellungen und Ausdrücke verlacht wurde, denn so etwas geschieht auch auf unserm Erdenrunde; ein solcher Blinder wird schüchtern, einsylbig, argwöhnisch, zuletzt wohl gar Menschenfeind. Hat er ein sanftes weiches Herz, so zieht ihn dieses zur Schwermuth hin. Ist er feurig und lebhaft, dann kocht die innere Gluth in seinem Busen, die sich nur zuweilen durch Bitterkeit und Sarkasmen äußert. Wurde der Arme von Jugend auf niedergedrückt und abgestumpft, so erlosch nicht selten sein ganzes Selbstgefühl. Er ist ein blos passives Wesen. Sein ganzes Leben wird Vegetation, ein Zustand, der bei den blinden Bettlern aus niedrigem Stande größtentheils statt findet, die sonst, wenn sie das Geständniß ihrer Uebel mit dem Bewußtseyn ihrer traurigen Lage in jedem Augenblick dem Vorübergehenden wiederholten, nicht jene ruhige Gleichgültigkeit, die mehrentheils in ihren Gesichtszügen herrscht, sondern schon eine Hölle auf Erden fühlen müßten. Wird der Blinde gütig und menschenfreundlich behandelt, dann äußert sich wieder die auffallendste Verschiedenheit. Sein Verstand belehrt ihn, daß ihm seine Nebenmenschen manches Opfer bringen müssen.

Ist er von sanftem gefühlvollem Herzen, so weiß er nicht, wie er es genug erkennen soll, und ich erinnere mich gerührt der liebevollen Wärme, womit der sanfte Dülon von seiner Schwester Reinstein zu mir sprach. Ist der Blinde, und hier schildere ich ich zum Theil mich selbst, lebhaft und feurig, dann fühlt er sich auch durch alles, was er erhielt, näher an die Menschen gekettet. Er möchte sie alle liebevoll umfassen, es allen vergelten, möchte nicht allein jedem, der ihm wohl wollte, seine Dankbarkeit laut und öffentlich zeigen, sondern auch jedem Menschen, was er erhielt, wohlwollend wiedergeben. Er möchte gern wieder zum Besten seiner Nebenmenschen wirken. Jedes Hinderniß, das man ihm entgegenstellt, zerreißt sein Herz; und dies im schmerzlichsten Grade, wenn man ihn dabei seine Blindheit fühlen läßt. Jeder Zweck ist ihm wichtiger als ein Leben, das für ihn keinen Reiz hat. Daher die Kühnheit, die Beharrlichkeit, womit er ringt. Bei jedem erhöhten Selbstgefühl steigt, ohne daß er deshalb stolz seyn darf, sein Durst mehr zu leisten. Er will keine Null in der Reihe der Wesen seyn. Hassen kann er nicht, denn bei dem Gefühl seiner körperlichen Schwäche müßte er sich bei diesem ohnmächtigen Hasse doppelt klein fühlen. Auch ist er überzeugt, den Menschen im Ganzen Dank und Verpflichtung schuldig zu seyn; und daher folgt im ersten Unwillen über diejenigen, die ihn kränkten, erniedrigten, auch wohl beschimpften, eine Kälte, die zuweilen — warum sollte ich es leugnen? — an die tiefste Verachtung grenzt, die er, den alles, was ihn umgiebt, nicht zur Behutsamkeit anmahnt, oft nicht einmal ver-

bergen kann. Oft bildet sich noch ein dritter Charakter unter den Blinden aus. Dies sind solche, die allmälig am sinnlichen Genuß Freude, und ihre Bequemlichkeit immer zureichend fanden, und die sich, weil hierin ihre Wünsche immer gleich befriedigt wurden und sie in ihrer Lage nicht mehrere Bedürfnisse kennen lernten, auch nicht mehr wünschten, bei denen, da nichts ihre Leidenschaft reg' macht, allmälig ein gewisses Phlegma herrschend wurde, die keine weitere Kultur suchten, als sie zufällig erhielten, und die nun essen, trinken, schlafen, vielleicht auch wohl ein Weib nehmen und unbekümmert ein ruhiges Leben führen. Ich habe einen solchen Menschen, den Sohn eines nicht unbegüterten Landmanns, kennen gelernt, der mich ganz gutmüthig versicherte, da er sein schönes Essen und Trinken habe, nicht zu arbeiten und zu sorgen brauche, schlafen gehen und aufstehen könne, wenn er wolle, so sey ihm seine Blindheit völlig gleichgültig, und er könne sich den Zustand der Sehenden, wovon viele alles dies nicht hätten, als kein besonderes Glück denken. Ich war mit dieser Aeußerung herzlich zufrieden, und hätte mir ein Gewissen daraus gemacht, dem jungen Mann, der in den ersten Jahren seines Lebens blind geworden war, auch nur im Geringsten zu widersprechen.

Eben diese Seelenruhe fand ich bei einem blinden Greise; aber sie hatte einen ganz andern Grund, — Hoffnung des nahen Todes und der bessern Ewigkeit. Er hatte sein Leben als arbeitsamer Landmann hingebracht, konnte im hohen Alter die erforderlichen Bedürfnisse nicht hinlänglich befriedigen; und da ich ihn

fragte: ob er sich nicht unglücklich fühle? antwortete er mir mit einiger Begeisterung mit dem Verse aus einem lutherischen Kirchenliede:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Wohl ihm, der diesen Trost in seinem Herzen fühlte, er war nicht unglücklich!

Ein eigenthümlicher Charakterzug aller Blinden ist Festigkeit. Derjenige, dessen Charakter einmal eine gewisse Richtung genommen hat, verändert sich nicht; weder Jahre noch Schicksale vermögen dies zu bewirken, denn der Eindruck des Aeußern, der so viel auf die Menschen wirkt, kann ihn nicht verändern oder bestimmen. Er ist daher als Freund und Gatte sich immer gleich, wie in der ersten Zeit, da er dies Band knüpfte. Aber er kann auch deshalb einem einmal gemachten Plan, einem einmal aufgesteckten Ziele nicht entsagen. Er wird daher oft Jahre lang über einer Idee brüten. Keine Arbeit ist ihm dabei zu groß, und so war's auch vielleicht blos Eigenthümlichkeit eines Blinden, daß ich 18 Jahre lang die Materialien zu meiner preußischen Geschichte sammeln und ordnen konnte, ohne daß ich davon einen besondern Vortheil erwartete, oder mir diese Arbeit selbst, wobei ich sehr deutlich einsehe, wie unendlich viel ich den benutzten Quellen und guten Vorarbeitern verdanke, als etwas be-

sonders Wichtiges dachte, sondern es war mir dabei selbst Freude, Hindernisse zu überwinden. Vielleicht gewinnt die Festigkeit der Blinden noch durch ihre große Reizbarkeit. Sie werden dem musikalischen Instrumente gleich, das immer aus einem Tone gestimmt, immer nur aus einem Tone geblasen wurde, zuletzt nur diesen Einen Ton richtig hält; denn die beständige Anspannung, wozu die Aufmerksamkeit den Blinden zwingt, erhöht sein ganzes Gefühl; und vielleicht ist diese Reizbarkeit, welche durch die beständige Anspannung entsteht, eine Art von Nervenschwäche. Der Blinde ist daher mit Schnelligkeit jedem Eindrucke offen. Er wird von jeder Empfindung auf das schnellste afficiert; und da er sich in seiner Abgezogenheit doch immer mit seinen Lieblingsideen beschäftigt, so viel er kann damit in Beziehung bringt, so erhalten diese auch vielleicht hiedurch einen Theil ihrer Stärke, besonders da die Phantasie des Blinden eine außerordentliche Thätigkeit hat, weil der Blinde durch keine äußere Gegenstände von den Bildern der Phantasie abgelenkt wird. Der Blinde kann sich daher, so wie äußere Umstände ihn bestimmen, oft herrliche Luftschlösser, oft aber auch eine Hölle erbauen; und vermehrte Reizbarkeit und lebhafte Phantasie bewirken vielleicht, daß derjenige, der, wenn er sehend geblieben wäre, nur mittelmäßige Anlagen für Musik und Dichtkunst gehabt hätte, als Blinder ungleich mehr zu leisten vermag, besonders wenn ihm Tonkunst einzige Lieblingsbeschäftigung wird. Auf ähnliche Weise bildet sich beinahe der Styl des Blinden. Ihm fehlt vielleicht der gewöhnliche Konversationston; aber dagegen ist er auch nicht ganz an ge-

meine Ausdrücke gewöhnt, weil, wenn er sich größtentheils mit Lektüre vorzüglicher Schriftsteller beschäftigt, ihm, wo nicht völlig ihre Art sich auszudrücken, wenigstens ihr Periodenbau eigen wird. So wußte mein Freund Cruse jetzt Professor zu Mitau, mir zuweilen, welches mich selbst überraschte, zu sagen, wenn ich alte Klassiker, Engländer, Franzosen und Italiener gelesen hatte, weil ich die Konstruktion dieser fremden Sprachen, selbst ihre Idiotismen in meinen Ausdruck aufnahm. Ich folgre hieraus, daß, wenn der Blinde in jenen Jahren, worin noch die geläufige Zunge die Gedanken schnell in Worte kleidet, die das sorgsame Alter erst mühsam wählt, als akademischer Lehrer oder Kanzelredner angestellt würde, und sich nur die Meisterwerke in seinem Fache vorlesen ließe, er sich bald in Betreff seines Vortrags vor vielen andern auszeichnen müßte. Die Materialien aber zum Ausdruck kann ihm nur ein starkes Gedächtniß und Geistesgegenwart liefern. Es ist Vorurtheil, zu glauben, daß Blindheit vortheilhaft auf das Gedächtniß wirke. Das Meinige war in den frühern Jünglingsjahren, ehe mich noch Krankheit geschwächt hatte, um vieles stärker als nach dem Erblinden oder wie es gegenwärtig ist. Das Gedächtniß aber gewinnt durch Uibung, und da der Blinde nicht so leicht alle Hülfsmittel wie der Sehende benutzen kann, muß er seinem Gedächtniß mehr einzuprägen suchen. Der blinde Straßenaufseher Metkalf erklärte dies Letztere für den Grund seines starken lokal-Gedächtnisses. Der blinde Professor Heilmann glaubt, daß tiefes und inneres Nachdenken dem Blinden zur zweiten Natur werde, daß er, des äußern Lichts beraubt, ein inneres in sich zu

entstammen strebe, und daß er, vor dessen Auge sich die Schönheit der ganzen Natur in Nacht verhüllt, sich, um seinem sehenden Bruder nicht nachzustehen, eine innere Schönheit entwickeln müsse, und Heilmann glaubt, daß ihm dies erleichtert werde, weil ihn die äußern Gegenstände nicht so leicht zerstreuen. Meines Erachtens ist dieser Mangel der Zerstreuung und die nothwendige Anstrengung und Uebung dem Gedächtniß des Blinden vortheilhaft, und wenn dieses hierdurch stärker wird, so ist dies nicht direkt Vortheil der Blindheit, sondern nur der vermehrten Uebungen, wodurch auch der Sehende, wie ich dies bei meinen eignen Kindern bewährt gefunden habe, sein Gedächtniß stärken kann. Eher würde ich Geistesgegenwart für eine Folge der Blindheit erklären. Der Krieger, der — wenn es erlaubt ist, eine wichtige Sache mit einer geringen zu vergleichen — häufig in Gefahr war, bekommt hierdurch eine gewisse Fertigkeit, in jeder Gefahr den bestmöglichsten Entschluß mit Schnelligkeit zu fassen. Der Blinde ist freilich der ungleich geringeren, aber der gewiß häufigern Gefahr des Verletzens und Verstoßens ausgesetzt, und bekommt durch Uebung eine außerordentliche Fertigkeit, jeder dieser kleinen Gefahren zu entgehen; wenigstens bin ich ohne Bedenken auf steilen Treppen, zwischen mit Glas, Porcellan oder brennendem Licht besetzten Tischen oder auch beym Spaziergehen auf dem über einen Graben gelegten Brete, ohne fremden Rath oder Hülfe zu erwarten, sobald ich den Gegenstand nur bemerkte, sicher fortgegangen. Ja, wenn Freunde mich leiten, zurechtweisen, mich warnen wollen, so wird meine Aufmerksamkeit gehemmt, ich wer-

de zerſtreut und ſchwebe in ungleich größerer Gefahr, als wenn man mich ungehindert mir ganz allein überläßt. Oft habe ich ſchnell und richtig bei unerwarteten Zufällen gehandelt, und meine Freunde und Verwandte haben oft meinen ihnen ohne langes Bedenken ertheilten Rath zweckmäßig gefunden. Der Blinde, den ſein Auge nicht warnt, ſeine Lebhaftigkeit forttreibt, hat immer viel wieder gut zu machen, und nur eine gewiſſe Schnelligkeit des Geiſtes kann dies bewirken; und wird ihm endlich durch Uebung, ſeinen Fähigkeiten gemäß, in geringerm oder größerm Maaße zu Theil. Diejenigen Sinne, die ihm zur Erkennung äuſſerer Gegenſtände noch übrig ſind, werden durch die nämliche Uebung geſchärft, ſo wie das Auge des Malers bei Miſchung der Farben durch den unbedeutendſten Pinſelſtrich eine Verſchiedenheit bemerkt, die dem Auge desjenigen, der nicht Künſtler iſt, kaum bemerkbar wird; ſo geht es beim Blinden in Betreff des Gehörs. Die kleinſten Verſchiedenheiten fallen ihm auf, und daraus entſpringt beim blinden Tonkünſtler eine ſeltene Fähigkeit bei den Abſtufungen des muſikaliſchen Ausdrucks, bei den Uebergängen vom Piano zum Forte, und eine außerordentliche Richtigkeit des Takts. Auf ähnliche Weiſe iſt dem Blinden im gemeinen Leben die geringſte Verſchiedenheit im Tone auffallend. Daher kommt es, daß er ſeine Bekannten am Gange, am Aufmachen der Thüre, vielleicht nach zehn Jahren an ihrer unveränderten Stimme wieder erkennt, und doch wieder dieſe Stimme, wenn ſie nichts Ausgezeichnetes hat, bei einer kleinen Heiſerkeit ſeines Freundes verkennt. Der Blinde, deſſen Imagination beſtändig rege iſt, zieht aus jedem

Tone Schlukfolgen. Dieses leistet ihm vortreffliche Dienste, die Entfernung, selbst die Größe mancher Gegenstände, z. B. die Höhe der Menschen aus ihrer Sprache, sogleich kennen zu lernen. Nur muß er sich sehr hüten, daß er, was seine Imagination ihm darstellt, nicht gleich für wahr annehme. Der alte Lichtwehr sagte schon: „Es heißt beim Menschen wie beim Vieh, das kleinste macht den größten Lärmen.“ Kleine, zum Theil gebrechliche Menschen, gewöhnen sich, weil man sie sonst wenig bemerkte, durch ein scharfes Auftreten, durch ein weites Oeffnen der Thüren, ohne daß sie es selbst wissen, sich bemerkbar zu machen, und oft habe ich deshalb ein kleines hageres Männchen, ehe ich es genauer kennen lernte, für einen großen dicken, wenigstens schwerfälligen Mann gehalten.

Manchmal kann man bei der Beurtheilung eines Tons äußerst verstoßen. So besuchte mich einst ein junger Arzt, gerade als die stählernen Stöcke, die ich noch nicht kannte, Mode geworden waren, und schlug damit zufällig beim Hereintreten an die Stubenthüre. Ich begrüßte ihn sogleich mit den Worten: guten Morgen, Michel! Der Mann war äußerst betreten; sagte: ich müsse ihn wahrscheinlich verkennen, wovon er sich aber den Grund nicht anzugeben wisse. Ich erkannte ihn nun gleich an der Stimme und erklärte ihm den Grund meines Irrthums. Es kam zuweilen ein Jude, Namens Michel, zu mir, der, wenn er ein Pack Waaren unter dem Arme trug, gewöhnlich mit seiner eisernen Elle an die Stubenthüre schlug; und mit eben diesem Tone war auch jetzt

der Arzt zu mir ins Zimmer getreten. Er wies mir sein stählernes Stäbchen, und am Ende lachten wir beide. Wenn der Blinde bei seinen Erfahrungen dieser Art nicht vorschnell ist, sie vergleicht und richtige Resultate abstrahirt, so gereicht ihm sein Gehör in gewisser Art zum Führer; und bekannt ist es, daß Saunderson sich in seinem Gange zu richten wußte, sobald er mit dem Fuß auf die Erde gestampft und den Schall hievon gehört hatte. Herr Klein zu Wien erzählt etwas Aehnliches von seinem Zöglinge Braun, der durch einen Ton seiner Zunge die Anwesenheit einer oder mehrerer Personen, die sich ganz still halten, entdeckt. Ich habe mich hierauf nicht eingeübt; glaube aber wohl, daß ich mich in Gebäuden, besonders gewölbten Gängen und Zimmern von verschiedener Größe, darnach finden würde. Aehnlicher Verfeinerungen ist das Gefühl fähig, ob ich gleich das Erkennen der Farben durchs Gefühl bezweifle. Die Mittel zur Vervollkommnung des Gefühls werde ich weitläuftiger auseinander setzen; und ich denke mir unter Gefühl nicht allein das Betasten der Gegenstände, sondern auch richtige Begriffe, welche aus ihrer specifiken Schwere, ihrer Kälte und Wärme, auch ihrer größern oder geringern Härte, Näße oder Trockenheit, und folglich nicht blos aus der Form abstrahirt werden können, und so kann oft das leiseste Berühren ein Resultat geben. So z. B. weiß ich keinen Körper, den ich mit rohem Fleisch auch beim leisesten Berühren verwechseln könnte. Auch verstehe ich unter Gefühl unwillkührliche Wirkungen, die äußere Gegenstände auf mich hervorbringen. Saunderson wußte, wenn er in einem Gar-

ten ging, die Stelle anzugeben, wo ein Baum stand, weil er den Strich der Luft auf seiner Wange, wenn er dem Baume parallel war, weniger bemerkte; und in einem Garten nach alter französischer und holländischer Manier, wo neben geraden Gängen Bäume und Pyramiden in gerader Linie stehen, habe ich dies sehr bewährt gefunden. Allein in englischen Gartenanlagen, bei krummen Gängen und da, wo oft zwischen zwei Bäumen in einiger Entfernung ein dritter steht, so als ob die drei Bäume die Ecken eines spitzwinklichten Dreiecks wären, da bin ich, weil die Luft keinen regelmäßigen Zug hat, dies nicht zu unterscheiden im Stande.

Alle diese Dinge zusammen genommen, verschaffen dem Blinden bei immer reger Aufmerksamkeit und bei gehöriger Geisteskultur einen wenigstens erträglichen Zustand. Sie gewähren, — man verzeihe dem Blinden diesen kleinen Stolz, den er gern für ein Auge hingeben würde, — Vorzüge vor dem Sehenden, wenigstens einige Vortheile, die jeder Sehende nicht immer hat: Herzlichkeit und Offenheit im Betragen, dankbare Anhänglichkeit und lebhafte Theilnehmung, Festigkeit und ausdauernden Fleiß, immer rege Aufmerksamkeit, Lebhaftigkeit der Imagination, und hiedurch die Kraft zum unaufhörlichen Brüten über einer Lieblingsidee, Fertigkeit des Ausdrucks und selbst eine gewisse Schnelligkeit der Fassungskraft, ein gewisses Zartgefühl, Muth und Geduld. Weit bin ich entfernt, der Lobredner der Blinden, vielweniger noch mein eigner Lobredner zu seyn, oder behaupten zu wollen, daß dieses

einem jeden Blinden in gleichem Grade eigen sey, sondern ich behaupte blos, daß Blindheit diese Geistesstimmung begünstige. Aber wie unendlich viel büßt der Blinde dagegen ein! Jene Unglücklichen, die abgestumpft, mißtrauisch und muthlos gemacht werden, will ich gar nicht mehr berühren; aber jedem Blinden entgeht der frohe herzerhebende Anblick der schönen Natur und der Erzeugnisse der bildenden Künste. Er muß Stoff zur Freude hervorsuchen, der sich jedem andern Menschen durchs Auge von selbst darbietet. Daher kommt bey vielen Blinden eine gewisse Kälte und Trübseligkeit. Der Blinde kann nicht mit eignem Auge lesen, das Entbehrliche überschlagen, das Wichtige mit ein paar Worten aufzeichnen. Kein Dichter, den er beim Selbstlesen freudig deklamiren würde, begeistert sein Herz. Es ist gewöhnlich der kalte todte Buchstabe, der ihm vorgelesen wird, und der größte Theil des schönen Colorits der Einkleidung muß für ihn beim Lesen verloren gehen, wenn nicht sein starkes Gedächtniß ihm in den Stunden der Einsamkeit das Vorgelesene wieder in die Seele zaubert; und dann bleibt es doch immer nur wie ein Wiederhall, wie der Wind, der in den Harfensaiten Ossians flüstert, und hiedurch bei ihm die Erinnerung an die Thaten der Vergangenheit weckte. Er kann beim Schreiben nicht das unschickliche Wort durchstreichen und sogleich das Schicklichere an die Stelle setzen. Der Provinzialism, den er nicht niederschreiben würde, entläuft ihm beim Diktiren. Er kann nicht wie der Sehende die niedergeschriebene Periode schnell mit dem Auge durchlaufen und

die Worte zweckmäßiger fügen; er kann sich nicht die Verschiedenheit zwischen mündlichem und schriftlichem Ausdruck so leicht wie der Sehende durch Uebung eigen machen, und stößt daher als Schriftsteller sehr leicht an eine der beiden Klippen, Weitschweifigkeit oder gezwungne Kürze. Der Tonkünstler hat unendliche Mühe, sich mit fremden Meisterwerken bekannt zu machen. Er kann die Note selbst nicht lesen, und wenn derjenige, der sie ihm vorträgt, nicht selbst ein vorzüglicher Tonkünstler ist, so geht ihm hiebei noch ungleich mehr als dem Blinden verloren, dem ein Dichter schlecht vorgelesen wird. Der Blinde muß sich in allen seinen Geschäfften einem andern anvertrauen, oft preis geben, verstößt häufig, und wird durch seine Heftigkeit, einen Fehler der meisten Blinden, der daher entsteht, weil ihn keine äußere Rücksichten und Warnungen zur Mäßigung stimmen, oft irre geleitet. Seine Einbildungskraft zaubert ihm nicht immer angenehme Bilder vor, sondern nagt oft schrecklich an seinem Innern, und schildert ihm auch oft um so lebhafter, was er entbehrt. Er trägt, weil ihn kein äußerer Gegenstand zur Behutsamkeit reizt, sein Herz auf der Zunge, seine Fehler öffentlich zur Schau. Nur höchst selten hat er das Glück, gemeinnützig zu werden und die erforderlichen Bedürfnisse sich selbst verschaffen zu können. Wenn gleich in der Regel die Gattin durch die Herzlichkeit des Blinden näher an ihn gefesselt wird, so wird es ihm doch unendlich schwerer als jedem Sehenden, eine Gefährtin seines Lebens zu finden, und als Vater kann er bei dem be-

sten und redlichsten Willen nicht alles wie ein Sehender wirken. Das Aeußere seiner Kinder, und welcher wichtige Theil ihrer ganzen Kultur! geht ihm hiedurch verloren. Die Freude des Vaters beim Anblick der unschuldigen kleinen Geschöpfe muß er ganz entbehren; und warum sollte ich mich dieser menschlichen Gefühle schämen? der Wunsch, meine Frau zu sehen, war nie lebhaft in meiner Seele; aber es hat mir Mühe gekostet, den Wunsch, meine Kinder zu sehen, und das mit der Unmöglichkeit der Gewährung dieses Wunsches verknüpfte schmerzliche Gefühl aus meiner Seele los zu werden. Wie viel Traurigeres hat noch die Lage des Blinden, dem die nothwendigsten Bedürfnisse fehlen, dem keine Geisteskultur Trost bietet, und welche ungeheure Schwierigkeiten hat für ihn noch der unentbehrlichste Erwerb!

Am schrecklichsten ist die Lage der weiblichen Blinden. Nicht jede kann wie eine Paradies oder Kirchgeßner die Musik zur tröstenden Freundin wählen. Der Wunsch zu gefallen, der in jedem weiblichen Busen ruht, bleibt unerfüllt. Das Weib, gewöhnt, sich in der Natur einem stärkern Wesen anzuschmiegen, streckt, wäre es auch nur in unbemerkter Einsamkeit und bei verheimlichter Thräne, die Arme fruchtlos aus; die vorzüglichste Bestimmung des Weibes als Gattin und Mutter geht verloren. Das ohnehin Aermliche des weiblichen Erwerbs macht, daß die Blinde noch unendlich spärlicher für den Unterhalt etwas thun kann. Hay von der Häßlichkeit behauptet, daß der häßlichste Mann erträglicher als das häßlichste Weib sey. Bekannt ist

die Anekdote, daß einſt bei einem Gaſtmale in einer Taverne zu London ein Mann, der über ſeine eigne Häßlichkeit lachte, ſich eine Wette einzugehen erbot, der häßlichſte in ganz London zu ſeyn. Einer der Anweſenden nahm ihn beim Wort und forderte die Gäſte auf, Schiedsrichter zu ſeyn. Er brachte ein altes Weib von ausgezeichneter Häßlichkeit ins Zimmer und alle Anweſenden riefen, er habe die Wette gewonnen. Nicht doch! rief der Häßliche, urtheilt nicht zu früh. Er ſetzte dem alten Weibe ſeine Perücke, ſich ihren Kopfzeug auf, und alle geſtanden nun ein, daß er der Häßlichſte ſey. Wenn dies gegründet iſt, ſo muß das blinde Frauenzimmer, welches hört, daß Schönheit als vorzügliche Eigenſchaft ihres Geſchlechts geprieſen werde, daß man größtentheils die Frauenzimmer nur im Verhältniß zu ihrer Schönheit ſchätze, ſich bei der Erinnerung an ihren Verluſt doppelt elend fühlen. Die Männer, die, wenn ſie ſich ein Frauenzimmer denken, doch hiemit keinen mißfälligen Begriff verbinden werden, ziehen ſich, wenn nicht Verwandtſchaft oder ein anderer Grund der Theilnehmung eintritt, kalt und einſylbig zurück. Dies thun auch die übrigen Perſonen ihres Geſchlechts, von denen ſie, weil Putz, weibliche Geſchäfte und Pflichten ſie ungleich weniger als Sehende beſchäftigen können, weit mehr als der blinde Mann von den Perſonen ſeines Geſchlechts entfernt iſt, und ein blindes Frauenzimmer muß ausgezeichnete Talente oder Eigenſchaften des Geiſtes beſitzen, um noch weniger mißfällig und nicht unglücklicher als ein blinder Mann zu werden.

Die Erinnerung weckt jetzt manches traurige Bild in meiner Seele auf. Nur der Galeerensklave, der zeitlebens ans Ruder geschmiedet ist, der weiß es auch ganz, wie schwer die Arbeit seinen Unglücksgefährten wird. Die mehresten Menschen haben für Unglück keinen andern Maaßstab, als Rückerinnerung an eine eigne schmerzliche Begebenheit oder Empfindung. Sehr gewöhnlich ist es daher, daß der Glückliche und der Reiche, der den Schmerz weniger kennen lernt, deshalb keinen richtigen Begriff von Schmerz und Unglück hat, und wenig für den Leidenden thut. Auch kann man es, ohne ungerecht zu seyn, nicht von ihm fordern, daß derjenige, der Lebensgenuß und Zerstreuung die Fülle hat, seinen Blick von diesen angenehmern Gegenständen auf menschliches Elend ableiten soll. Thut er es, so ist er ein guter edler Mensch; unterläßt er es, ich kann ihn nicht verdammen, sondern bloß bemitleiden, daß er sich selbst um eine hohe Stufe des Menschenwerths bringt. Der Unglückliche will deshalb gern helfen, weil ihm sein eignes Schicksal einen Maaßstab zu den Leiden des Unglücklichen giebt; und er ist leider bei aller seiner Theilnehmung am gewöhnlichsten kraftlos. Möchte ich es doch hier nicht ganz seyn! Möchten die Vorschläge, die ich hier niederschreibe, doch dahin wirken, das Nachtheilige in der Lage meiner Unglücksgefährten zu mildern, ihre Anlagen und Fähigkeiten auszubilden! Könnte ich diesen meinen Zweck erreichen, dann hätte ich vielleicht, ungeachtet meiner Blindheit, die Summe des menschlichen Elends vermindert und nicht umsonst gelebt.

Fünfter Abschnitt.

Anleitung zur ersten Erziehung aller Blinden.

Es bleibt Hauptzweck bei der Erziehung aller Blinden, sie ihren Nebenmenschen so wenig lästig und dagegen sich und ihrem Nächsten so nützlich als möglich zu machen; jede ihrer Fähigkeiten und Anlagen zu kultiviren, fremden Beistand, wo es irgend angeht, entbehrlich zu machen; das Selbstgefühl ihrer traurigen Lage und die Folgen ihres Schicksals zu mildern; und um diesen Zweck zu erreichen, muß die Erziehung des Blinden so zeitig als möglich ihren Anfang nehmen.

Noth, die Lehrmeisterin aller Künste, drückt den Blinden mehr als jeden seiner Nebenmenschen. Er muß, und wäre er der unkultivirteste Mensch und zweckte alles rund umher dahin ab, ihn durch Frömmelei und Zurücksetzung abzustumpfen, dennoch auf Hülfsmittel denken, dem körperlichen Schmerze zu entgehen und seine Gegenwart erträglicher zu machen. Die beiden Uebel, die jeden Blinden unaufhörlich drücken, sind das Gefühl der Hülflosigkeit, indem er jeden Augenblick fremdes Beistandes bedarf, und Unthätigkeit, die ihm in seinem isolirten Zu-

stand doppelt drückend wird. Je mehr der Blinde sich zu fühlen, je mehr er einzusehen anfängt, daß mancher Keim in ihm schlummere, je mehr sich mancher dieser Keime zu entwickeln anfängt, um so mehr fühlt er seine Abhängigkeit, der er nun auch nach diesem Verhältniß zu entgehen sucht. Jeder Blinde ist daher auch in beständiger Aufmerksamkeit, die Gegenstände, die ihn umgeben, durch Gehör oder Gefühl zu erkennen. Gewöhnlich ist es, daß zuerst der Blinde, wie es der Sehende im Finstern zu thun pflegt, umhertappt und um sich greift. Das Bewußtseyn seines Zustandes, die Ueberzeugung, sich äußerst leicht verletzen zu können, die ihn unaufhörlich umschwebt, macht ihn noch ungleich behutsamer. Der lebhafte Blinde, besonders wenn er immer durch einen Sehenden geleitet wurde, hebt deshalb die Füße hoch, als ob er über Acker hinwegschreiten und hiedurch das Anstoßen verhindern wolle: hingegen derjenige, der sich selbst überlassen wurde und sich häufig verletzte, geht um vieles unsicherer. Seine Schritte sind daher kurz. Er hebt den Fuß nicht hoch, weil er leicht an etwas stoßen könnte. Er suchet vielmehr zu prüfen, ob ihm nicht ein Gegenstand unter den Füßen liege. Er setzt daher, damit er auch nichts verletze, zuerst die Spitze des Fußes auf, und wenn er sich überzeugt hat, sicher treten zu können, nur dann stellt er erst den ganzen Fuß hin. Auf eine ähnliche Weise verfährt er mit den Händen. Zuerst sichert er sein Gesicht, und nun fühlt er langsam weiter, was in seinem Umkreise befindlich sey. Um seinen Rückweg finden zu können, hält er gewöhnlich eine gerade Linie, und wenn man ihn hiebei sich nur selbst überläßt, was

gefährlich seyn kann, entfernt, so findet sich allmählig von selbst ein gewisser Takt; und seine Schritte, die Bewegungen seiner Arme und Hände nach gröſserer Entfernung oder mit gröſserer Schnelligkeit werden bald ein sehr zuverläſsiger Maaſsstab, und deshalb wünschte sich auch der blindgeborne Chemiker, dessen d'Alembert erwähnt, statt der Augen, deren Werther nicht kannte, wenn es möglich wäre, längere Arme zu haben. Ohne daran zu denken, verschafft die Gewohnheit eine mechanische Fertigkeit. So gehe ich in meinem Hause Gegenständen vorbei, woran sich der Sehende nicht selten stöſst; und selbst in fremden Häusern ist mir der Gedanke, zu wem ich komme, so lebhaft, daſs ich vor Kurzem, weil man dem Stricke, an dem man sich bei einer steilen Treppe hinaufhilft, eine andere Richtung gegeben hatte, meinen Begleiter, welches nicht der gewöhnliche war, sogleich fragte, ob er mich nicht in ein unrechtes Haus geführt habe? Jede auch die gefährlichste Treppe gehe ich am sichersten ohne Führer, weil ich mich alsdann nur einzig auf mich verlasse und jedes Hülfsmittel, das Noth und Erfahrung mich lehrte, ohne deutliches Bewuſstseyn anwende. Die erste Regel ist daher: man suche jedem blinden Kinde oder jedem, der eben erblindet ist, Schrecken und Verletzung zu ersparen, thue wenigstens, als ob man ihn nicht beobachte, lasse ihn zuweilen allein und setze ihn ohne Härte in die Nothwendigkeit, sich zuweilen selbst einen kleinen Dienst leisten zu müssen. Der erste gelungene Versuch thut so gütlich, daſs er gewiſs weiter fortschreiten wird. Nur

lobe man ihn nicht wegen des gelungenen Versuchs; denn für mich war dies eine Marter. Wie erbärmlich, dachte ich dann immer, ist der Blinde in der Meinung seiner Nebenmenschen, daß man Dinge an ihm preist, die man nicht einmal bei einem sehenden Thiere bewundert! Ob ähnliche Empfindungen in der Brust des Blindgebornen, oder bei dem, der in der ersten Kindheit blind wurde, entstehen, weiß ich nicht. Doch würde ich ihn, als sein Erzieher, immer schonend nur in Vergleichung mit andern Blinden loben, ihm z. B. sagen, daß dieser oder jener Blinde, der ihm in andern Fällen weit überlegen sey, es im gegenwärtigen Falle noch nicht so weit gebracht habe. Ist das Beobachtungsvermögen des Blinden einmal geweckt, so geht er rasch weiter. Die gerade Linie in seinem Gange, die ihn zuweilen immer auf einen Gegenstand führt, lehrt ihn bald auch seine Schritte zu einem Bogen gewöhnen, und allmälig lernt er diesen Bogen, je größer der Raum ist, in dem er sich befindet, erweitern. Der gebildete Blinde formet daher in seinem Gange, wenn er einen Gegenstand vermeidet, regelmäßige Segmente oder Halbzirkel, je nachdem der Gegenstand, den er vermeiden will, groß oder klein ist; und da in unsern Zimmern doch immer eine gewisse regelmäßige Ordnung herrscht, so bewirkt dieses, daß der Blinde, sobald er nur in einem fremden Hause bekannt ist, selten an ein Möbel stoßen wird; und vortrefflich wäre es daher, wenn man den Blindgebornen, indem man ihn gehen lehrt, nur immer daran gewöhnte, Winkel, gerade Linien oder Halbzirkel zu beschreiben. Nur muß man in Betreff der

Letztern vorsichtig seyn. Gewöhnt sich der Blinde, wenn er an einen Gegenstand kommt, solchen in einem grossen Halbzirkel zu umgehen, so stößt er hiedurch oft auf einen zweiten, entfernt sich auch, wenn das Zimmer groß ist, von den Wänden, und wird doch nur, wenn er diese genau kennt, mit dem Ganzen des Zimmers bekannt. Ist aber das Zimmer klein, so wird er, indem er durch große Halbzirkel bis in die Mitte oder wohl gar an die entgegengesetzte Wand des Zimmers kommt, den übrigen darin befindlichen Personen lästig, wenigstens auffallend. Mich hat die Erfahrung hierbei ein Verfahren gelehrt, das ich jetzt, ohne einmal daran zu denken, beobachte. Z. E. wenn ich unbemerkt mit der Hand eine Kommode oder einen Schrank berühre und sie umgehen will, so mache ich keine gerade Linie an der Seite des Schranks, weil ich sonst Gefahr laufe, indem ich mich wende, mir an der Ecke die Hüfte zu stoßen, sondern ich trete einen Schritt seitwärts, entferne ein wenig den Arm, der dem Gegenstande am nächsten ist, vom Körper und suche nun, je nachdem der Gegenstand groß ist oder sich weit in die Stube hinein erstreckt, welches Letztere z. B. bei einem Schreibtisch der Fall ist, eine Ellipse oder Parabel durch meinen Gang zu bilden, wobei ich erst, wenn meine Hand die Ecke des Gegenstandes berührt, einen kleinen Bogen beschreibe und nachher erst, wenn ich die zweite Ecke berührt habe, eine gerade Linie bilde. Durch Berühren verstehe ich hier kein Umhergreifen, weil dadurch Porcellan oder andere Gegenstände herabgeworfen werden können, sondern ein leises Anstoßen

der zwanglos herabhängenden Hand. Auf ähnliche Weise muß das blinde oder frühzeitig erblindete Kind an eine gewisse Regelmäßigkeit in Betreff seines Ganges gewöhnt werden. Ferner setze ich mich an einem fremden Orte niemals nieder, ohne zuvor geschwinde eine Linie über den Stuhl gezogen zu haben; und daher habe ich mich auch noch nie vorbei oder auf die eine Ecke des Stuhls gesetzt. Befinde ich mich ohne Führer an einem nicht hinlänglich bekannten Orte, so halte ich die eine Hand mit ausgebreiteten Fingern vor dem Gesichte, die andere in einiger Entfernung vor dem Unterleibe, und sichere mich hiedurch, indem ich in gerader Linie fortschreite, gegen Stoßen oder Verletzen. Da aber diese Stellung auffällt, so habe ich in einem fremden Hause, wenn ich die Treppe herauf oder herunter gehe, die Gewohnheit, den Hut in der linken Hand in einiger Entfernung vor dem Gesichte zu halten, mit der rechten den Stock etwas vor mir zu setzen, und ich habe, so lange ich blind bin, noch nie einen Fehltritt auf einer Treppe gethan. Schon das Bewußtseyn, sich allein auf sich verlassen zu müssen, erzeugt mehr Behutsamkeit; und selbst beim Gleiten auf einer Treppe darf der Blinde nur die flachen Hände nach beiden Seiten ausdehnen; und er wird alsdann gewöhnlich einen Gegenstand ergreifen oder sich mit den Händen selbst gegen die Seitenwände der Treppe anstemmen können. Diese Dinge scheinen und sind auch in der That Kleinigkeiten; aber das blinde Kind oder der eben Blindgewordene wird, sogleich darauf aufmerksam gemacht, davon einen wichtigen Vortheil haben.

Sobald nun das blinde Kind zum Theil ohne einen Führer gehen kann, so muß der, welcher es erzieht, damit anfangen, es nach dem Tone zu leiten, z. B. es nie an den Eßtisch führen, sondern das blinde Kind zu sich rufen oder es durch ein Klopfen auf die Stelle des Tisches, an welcher ihm sein Platz bestimmt ist, zu leiten suchen. Auf ähnliche Weise muß man ihm Beschäftigung mit andern Dingen schaffen, die ihm in die Sinne fallen. Ich würde dazu Blumen, die man in Töpfe setzt, Orangenbäume und Stubenvögel vorschlagen. Erstere muß das Kind begießen und pflegen, Letztere füttern. Es bekommt dadurch doch ein gewisses Wohlbehagen an der Natur. Der Geruch wird ihm Führer zu seinen Blumentöpfen; der Gesang des Vogels macht ihn auf die Stelle, wo der Käfig hängt, aufmerksam. Er hat schon eine Beschäftigung mehr, und das Entwickeln der Pflanzen vom Saatkorn und Keime bis zur Blüthe und Frucht, welches ihm durch sein Gefühl stufenweise bekannt wird, übt dieses Gefühl. Kant, in seinen Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen, hält es für den schrecklichsten Zustand, wenn der Mensch von allen übrigen Wesen getrennt würde, und jene ewige Finsterniß, die das Auge des Blinden deckt, erzeugt zum Theil diesen Zustand. Wir sehen, wie die Schrecken der Finsterniß auf den großen Haufen wirken, und daß bei vielen schon das Schauerliche sich vermindert, wenn sie nur ein hülfloses Kind zum Begleiter haben. So vermindert sich auch beim Blinden das Schreckliche seines Zustandes, wenn er rund um sich Leben spürt. Das Düften der Pflanze, das Hüpfen des

Vogels auf den Sprossen seines Käfigs verkündet ihm, daß er in der Welt noch von allem nicht abgesondert sey. Es ist ein Fehler, wenn man einem Kinde gestattet, nach jedem Gegenstande zu greifen, weil es sich an einem Messer oder Lichte sehr leicht verletzen kann. Höchst vortheilhaft aber ists, wenn der Erzieher dem Blinden jeden Gegenstand, den er ihm nennt, sogleich in die Hand giebt, ihn selbst zum Untersuchen auffordert, dabei die Namen der Dinge und auch, woraus sie bestehen, z. B. dieser Löffel ist von Silber, dieser ist von Zinn, zugleich angiebt, weil hierdurch eine Menge Begriffe ohne alle Schwierigkeiten mitgetheilt werden. Als in mir der Gedanke entsprang, mich meinem Schicksale so sehr als möglich zu entwinden, da bot ich alles auf, um mein Gefühl zu kultiviren. Ich griff nach jedem Gegenstande, und es gelang mir oft, Dinge durchs Gefühl zu erkennen, die man wohl sonst nur durch das Gesicht bestimmt erkennen kann. Mich führte dies aufs Naturaliensammeln, und ich würde, als Vorsteher einer Erziehungsanstalt für Blinde, ein Kabinet anlegen, worin ich alle Gegenstände, die im gemeinen Leben vorkommen, für sie in eine gewisse Ordnung gebracht hätte, die deshalb gar nicht dem naturhistorischen System angepaßt seyn darf, sondern blos auf richtige Begriffe leitet, z. B. eine Pflanze Flachs getrocknet und auf Papier geklebt, den Knoten, worin sich der Saame befindet; diesen Saamen außerhalb der Kapsel, eine Flachspflanze geröstet, aber noch nicht gebrochen, auf Papier geklebt, dieselbe gebrochen, etwas Schäben, Werg, der beim Schwingen verloren geht, gehechelten Flachs, verschiedene Gattungen von Werg,

grobes und feines Garn, Zwirn, Leinwandproben von der gröbsten bis zu der feinsten, Leinwandproben, worin sich gezwirntes Garn befindet, Zwillig mit glatten und erhabenen Streifen und Figuren, Zeug aus Leinen und Wolle, Leinen und Baumwolle gemischt, z. B. aus dem Thierreiche, das aus Holz geschnitzte Bild eines Elephanten, einen ganzen Elephantenzahn, ein Stückchen geglättetes Elfenbein, ein Stückchen Elfenbein so dünne geschnitten, als es der Miniaturmaler braucht. Wenn der Lehrer bei Vorzeigung eines solchen Kabinets sich nur dem Blinden zu accommodiren weiß, so soll ihm bald kein Begriff fürs gemeine Leben fehlen. Mit dem Vorzeigen eines solchen Kabinets müssen noch zwei Hauptzwecke verbunden werden, erstlich die Ausbildung des mündlichen Ausdrucks und zweitens der dem Blinden noch übrigen Sinne. Von den Substantiven erhält der Blinde bald einen Begriff, ungleich schwerer von den übrigen Theilen der Rede. Man prüfe genau und man wird finden, daß hier der Blindgeborne häufig, beinahe papageienartig spricht. Deshalb muß der Lehrer unaufhörlich katechisiren und die Begriffe ergänzen. Es muß dabei durchaus kein akademischer Vortrag statt finden. Der Lehrer muß mit der unermüdlichsten Geduld nicht eher einen Schritt vorwärts thun, als bis er überzeugt ist, daß der Blinde das Vorhergesagte einsieht und nicht blos nachbetet. Achtet das Unglück, sagt Sophokles, es ist den Göttern heilig! Kein Charlatan muß auf Kosten des Blinden Künste machen, oder den Blinden Künste machen lassen. Es kommt hier nicht auf ein unwürdiges Blänzen, sondern darauf an, den Geist ei-

nes Unglücklichen für diese und jene Welt zu vervollkommnen. Zu diesem erhabenen Zwecke müssen zuförderst Begriffe und Ausdrücke gebildet werden. Gedächtniß ist die Vorrathskammer der Begriffe. Man fange also an, die Gegenstände in mehreren Sprachen zu nennen, und führe hierdurch diejenigen Blinden, denen man eine wissenschaftliche Erziehung geben will, allmälig zur Kenntniß von Sprachen. Der blinde Magister Huldreich Schönberger bediente sich des geglühten Eisendraths, um Figuren, selbst Buchstaben der orientalischen Sprachen, die er zu Königsberg lehrte, darzustellen. Dies hat Hindernisse; ich bringe vorzüglich Wachs und Thon in Vorschlag, und zwar Wachsstöcke zur Beschreibung von Linien, gewöhnliches Wachs, das der Lehrer formen muß, zu den übrigen Gegenständen. So z. B. wenn der Lehrer das Wort rund ausspricht, so lege er seinen Schülern das Wachs vor und frage, was ist rund? Können sie nicht selbst durch Abbildung der Figuren antworten, so zeigt er ihnen mit Hülfe des Wachsstocks, was zirkelförmig rund, eyförmig rund, mit Hülfe des Wachsklumpens, was eine runde Fläche, eine Kugel, was kugelförmig, halbkugelförmig, walzen-kegel-, und spiralförmig rund sey; und nun müssen die Schüler auf seine Fragen durch Nachbildung solcher Figuren antworten. Man sollte nicht glauben, zu welcher Fertigkeit es hierin schnell gebracht werden kann. Ich, der ich seit 29 Jahren blind bin, kann jeden natürlichen Gegenstand so abbilden, daß der Sehende ihn zu erkennen vermag, und manche Gegenstände bin ich selbst so abzuformen im Stande, daß jeder Sehende, der nicht Künstler ist, es mir

ſchwerlich gleich auf der Stelle nachthun ſoll. Ich bin noch weiter gegangen. Ich war, als ich noch ein Auge hatte, nicht ohne Kenntniß der Diplomatik. Bekomme ich eine Urkunde, die mir der Sehende ſogleich vorleſen kann, ſo gewinne ich freilich unendlich an Zeit und Arbeit. Im entgegengeſetzten Fall lege ich die linke flache Hand auf den Tiſch, in der rechten habe ich ein ganz dünn gerolltes Wachsſtäbchen, womit ich die Züge der Urkunde, die mir ein anderer mit ſeinem Finger in die linke Hand zeichnet, auf dem Tiſche nachzuformen ſtrebe. Wenn ich ein paar Reihen auf dieſe Weiſe kopirt habe, ſo ſuche ich nun mit den Fingern das Alphabet auszumitteln, wornach ich die Urkunde abſchreiben und leſen laſſe. Ich halte dies für gar kein eigenthümliches Talent. Auch der blinde Doktor der Rechte, Baron von Holz, wies mir einſt eine Charte von Europa, die er zu ſeiner Unterhaltung aus Wachsſtreifen auf einem Brete gebildet hatte; und der blinde Corſepius bildete einſt eine Kirche, in deren Innerm er bekannt war, aus Wachs nach. Selbſt die Imagination iſt hiebei thätig. Wenn ich mir ein Werk über Phyſik vorleſen laſſe, ſo bilde ich die mir neuen, darin angegebenen Vorrichtungen aus Wachs nach und laſſe mir nachher durch den Sehenden beſtimmen, in wiefern ſie mit dem Kupfer übereinkommen, oder davon abweichen. Man ſuche den Blinden bis ins kleinſte Detail mit der äußern Form bekannt zu machen. Der Blinde entdeckt alsdann oft Kleinigkeiten, die dem Sehenden entgehen. So habe ich bei den mehreſten Conchylien durch die Geſtalt der Windungen nicht blos die genera, ſelbſt species anzugeben gelernt. Der Blinde wird ſchnell hierin

Fortschritte thun, wenn man ihm zwei ähnliche Gegenstände von gleicher Größe giebt und die Angabe der Abweichungen zur Pflicht macht. Nun gewöhne man den Blinden, die Dimension der Gegenstände zu bestimmen, und man wird finden, daß gleich dem Augenmaaß auch durch das Gefühl ein gewisses Messungsvermögen oder Gefühlmaaß statt finde, durch dessen Ausbildung die menschliche Vollkommenheit noch vermehrt werden könnte, und das dem Blinden außerordentlich nützlich werden kann. Ich weiß es, daß man gewöhnlich behauptet, das Auge könne ein Neunzehntel der Länge mit Schwierigkeit unterscheiden; das geübte Gefühl thut es schnell. Man schaffe zuerst dem Blinden einen sichern Maaßstab; man schneide Hölzer von der Länge eines Zolls von sehr hartem Holze, vermische sie mit andern, die nun eine, zwei oder drei Linien länger sind, und lasse sie nun durch den Blinden sortiren. Er wird am Ende die Fertigkeit erlangen, daß er unter 20 und mehreren Stäbchen dasjenige, welches gerade die Länge eines Zolls enthält, leicht herausfinden wird. Auf ähnliche Weise verfahre man nun mit Hölzern, die einen Kubik- oder Quadratzoll, etwas drüber oder drunter enthalten. Hat der Blinde von allem diesem einen richtigen Begriff, dann lasse man ihn die Größe der Gegenstände bestimmen; gewöhne ihn, mit Hülfe des Zirkels das Wahre und Falsche seiner Angaben sich selbst zu beweisen, und leite ihn nun stufenweise dahin, die Entfernung der Gegenstände zu bestimmen; dann wird er bald die Größe des Menschen nach der Höhe, aus welcher die Stimme tönt, seine Breite aus der Oeffnung,

welche mit der Thüre bei seinem Hereintreten ins Zimmer gemacht wird, und, sobald er hierin hinlänglich geübt ist, alle Gegenstände so genau, als ob er sie sähe, erkennen lernen.

Ist er nicht blindgeboren, kennt er noch einigermaßen die Gegenstände aus der Anschauung, so hilft ihm auch bald seine Phantasie. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, so schwebt vor meiner Seele ein Bild. Auf einem grauen Grunde erscheint ein schwarzer Schattenriß, ungefähr so wie im alten orbis pictus die menschliche Seele abgebildet ist. Die Begriffe von der Figur des Menschen geben ihm bald seinen Umriß; aus dem Rauschen des seidenen Unterfutters, dem Klappern seiner Knöpfe oder Uhrkette bekommt nun bald diese Figur eine mehr oder weniger elegante Bekleidung; aus seinem zierlichen oder raschen Gange, seinen Verbeugungen, die ich, wenn er mir nahe steht oder dabei spricht, sogleich wahrnehme, und aus seiner Behendigkeit bilde ich mir seinen äußern Anstand. Jetzt kommt es an die Physiognomie. Das Gesicht ist bisher noch immer schwarz; ohne daß ich bestimmt abstrahire, erscheint mir nun aus den Aeußerungen des Menschen, seinem leidenschaftlichen Ausdrucke, den Nachrichten, die ich von seiner Erziehung, seinem Schicksale erhalte, der leidenschaftliche Ausdruck seiner Physiognomie, das Feuer des Auges oder der matte niedergeschlagene Blick, der spöttische Zug um den Mund oder die herabhängende Lippe, die erhabene Stirn und die Adlernase, oder das Feiste, Ausdruckslose der schlaff herabhängenden Wangen und des gefalteten Unterkinnes. Zuweilen kann meine Phan-

taste mit den Zügen nicht recht aufs Reine kommen und dann ist's noch, als ob über einen Theil des Gesichts ein schwarzes Pflaster läge, welches erst die Zeit allmälig wegbebt. Es ist auffallend, und ich weiß keinen andern Grund, als den Enthusiasmus, der mich in den frühern Jahren meines Lebens für die bildenden Künste durchglühte, als Ursache davon anzugeben, daß ich wenigstens von drei Physiognomien, die meine Phantasie mir vorzeichnet, zwei auf das genaueste treffe. Ich kehre von dieser Ausschweifung zu den Uebungen des Gehörs und Gefühls zurück.

Viele Dinge haben einen so specifischen Geruch, daß dieser allein sie zu erkennen hinreicht. Bei solchen Gegenständen ist es zweckmäßig, den Blinden außer der Form auch noch mit dem Geruch der Gegenstände bekannt zu machen. Dies ist ihm besonders in Betreff seiner Speisen vortheilhaft, weil er alsdann an einer fremden Tafel keine Blöße geben, einen Fisch sogleich abgräten und nicht etwa einen Krebs zu zerschneiden versuchen wird. Frühzeitig muß man den Blinden mit dem Begriff der Schwere bekannt machen. Eine Waag. und ein Hebel werden ihm bald die ersten Grundbegriffe liefern. Nun gewöhne man ihn, Pfund, Viertelpfund und Loth, so wie vorher die Größen, zu unterscheiden und übe ihn nun, Gegenstände zu sortiren, in deren Schwere keine besonders große Differenz ist. Hierauf mache man ihn mit der verschiedenen Schwere der Körper bekannt. Man lasse z. B. Kugeln von gleicher Größe aus Gegenständen von ganz verschiedenem Gewichte formen, z. B. aus Blei, Holz, Wachs, Thon, Harz, und

versuche ihn auf die Bestimmung zu leiten, um wievielmal einer dieser Körper schwerer als der andere sey, und man wird diesen Zweck um so eher erreichen, wenn man von allen den Materien, aus denen diese Kugeln geformt sind, dem Blinden Stücke von gleichem Gewicht vorlegt und ihn hiedurch zugleich mit ihrer Verschiedenheit in der Ausdehnung bei gleichem Gewichte bekannt macht. Ein blechernes Gefäß von einem Kubikfuß, oder, wenn dies zu groß seyn würde, vom vierten Theile des Kubikfußes, auf eine Waageschale gesetzt und nach der Reihe mit verschiedenen Flüßigkeiten gefüllt, wird ihm die verschiedene Schwere derselben überzeugend darthun. Jetzt setze man Flaschen von gleicher Größe mit verschiedenen Flüßigkeiten gefüllt auf den Tisch und lehre ihn nun, nachdem man sie oft verwechselt, Flüßigkeiten nach dem Gewichte erkennen. In Betreff trockener Körper wähle man Stücke von der Größe eines Kubikzolles. Jetzt ist mir die Sache nicht mehr so wichtig, weil ich mir die Begriffe zu eigen gemacht, auch mein Studium der Kameralwissenschaft und Technologie, worin ich vormals etwas geleistet zu haben glaubte, als mir jetzt völlig unnütz aufgegeben habe. Aber vor einigen Jahren war ich noch im Stande nach der Zusammenfügung der Theile, oder der Gestalt auf dem Bruche, aus der Schwere und dem Geruch Mineralien mit ziemlicher Genauigkeit zu unterscheiden, besonders wenn ich sie mit einem andern Mineral von ungefähr gleichem Kubikinhalte vergleichen konnte. Hat der Blinde Begriffe von äußerer Form, Kubikinhalt und Schwere, dann führe man ihn allmälig zu den

andern Eigenschaften der Körper, z. E. dem Porösen. Hiedurch würde ich schon ein Stück Sassafras unter verschiedenen andern Hölzern hervorfinden. Das Faserichte oder Strahlichte mancher Gegenstände, wodurch z. E. der Asbest und Zeolith sogleich auffällt, selbst das mehrere oder wenigere Divergiren der Fasern, z. B. der sogenannten Jahre des Holzes, wird schon bei der bloßen Berührung Eichen- von Tannenholz unterscheiden lehren. Die geringere oder größere Wärme der Gegenstände wird ihm den Unterschied zwischen einer lackirten und einer marmornen Vase von beinahe ähnlicher Glätte zeigen. So wird der Blinde, auf jeden Gegenstand und alle dessen Eigenschaften aufmerksam gemacht, schon im gemeinen Leben auch nicht als Unwissender erscheinen; nur der Begriff der Farben scheint mir für den Blindgebornen unerreichbar. Bei der Erzählung, daß der Blinde durchs Gefühl Farben unterscheiden könne, scheint mir einige Charlatanerie oder Täuschung zum Grunde zu liegen, und ich habe, um mich von der Leichtgläubigkeit der Menschen zu überzeugen, selbst den Versuch gemacht, ohne bestimmt auszugeben, daß ichs könnte, ob es die Leute leicht von mir glauben würden, daß ich die Farbe ihres Rocks durchs Gefühl erkannt hätte. Ich erlaubte mir diesen Scherz nur bei Freunden und solchen Personen, die ich genau kannte, und fand, daß die Liebe zum Wunderbaren hier so wie bei allem Uebernatürlichen den Glauben erleichtert. Wenn ich z. B. einige Kartenkunststücke machte, so glaubte man es mir ohne Bedenken, daß ich die Farben der Karten durchs Gefühl erkenne, da ich doch blos die Charten auf der Rückseite mit einem Stück

Elfenbein geglättet und durch feine Nadelstiche kenntlich gemacht hatte. Ich habe mir außerordentliche Mühe gegeben, die Farben durchs Gefühl zu erkennen, mir mit einem Glase die oberste unempfindliche Haut auf den Fingern dünner zu schaben, dann wieder mit einem Elfenbein zu glätten versucht, aber alles war fruchtlos. Der einzige Fall, worin ich etwas zu leisten vermochte, war folgender: Ein Kaufmann erwies mir die Gefälligkeit, mir Proben von Tüchern von völlig gleicher Güte und verschiedenen Farben zu geben. Ich ließ mir Stücke von der Größe eines Quadratzolls schneiden und fand nun einigen Unterschied in der Härte, vorzüglich der Elasticität der wollenen Härchen, wenn ich gegen sie strich. Schwarz war jederzeit am sprödesten und härtesten, dann folgte dunkelblau, zuletzt dunkelbraun und dunkelgrün, welches beides ich aber nicht von einander unterscheiden konnte. Ich habe diese Versuche auf baumwollene und seidene Zeuge auszudehnen versucht; es hat mir aber späterhin nicht einmal mit Tuch völlig gelingen wollen, wahrscheinlich, weil die Tuchproben nicht mit der vormaligen Sorgfalt für mich ausgesucht waren. Meine Versuche beim Fühlen der Farben stimmen mit dem überein, was Johann Vermaasen, der im zweiten Jahr seines Lebens blind geworden war, dem großherzoglichen Anatomikus Finch sagte: daß er nämlich die Farben durch ihre größere oder geringere Rauhigkeit unterscheide. Auch scheint mir dadurch die Nachricht von dem blinden Grafen von Mannofeld, daß er schwarz und weiß unterscheiden konnte, erläutert zu werden; denn ich würde auch diese

beide Farben in Wolle, wenn man mir zwei Proben davon vorgelegt hätte, sogleich durch die größere Härte bei der schwarzen Tuchprobe erkannt haben; desto unerklärbarer aber scheint mir die Angabe, daß der blinde Graf Lynar die verschiedenen Farben der Pferde durchs Gefühl erkannt habe; denn die verschiedenen Färbestoffe und die ihnen beigemischten Salze hatten der Wolle in den Tuchproben einen verschiedenen Grad der Härte mitgetheilt, da hingegen bei den Pelzthieren die Farbe gar keinen Einfluß auf die Härte oder Weiche der Haare hat, und das Haar des Zobels und Marders eben so weich ist, als das Haar des Hermelins: ja da Letzteres selbst noch um ein Weniges härter ist, so scheint bei den Versuchen des Grafen Lynar entweder einige Selbsttäuschung statt gefunden zu haben, oder die Sache aus Liebe zum Wunderbaren verbreitet worden zu seyn; wenigstens war Letzteres der Fall mit dem blinden Schönberger, von dem viele vorgaben, daß er die Farben durchs Gefühl unterscheiden könnte, welches er selbst nicht zu können bezeugte. Saunderson, der durch sein Gefühl so unendlich viel leistete, sogleich die Annäherung eines Gegenstandes, jede Veränderung in der Atmosphäre, jede Verschiedenheit und Mangel bei geschliffenen Flächen entdeckte, und bei alten Münzen die ächten geprägten von den unächten gegossenen durchs Gefühl unterschied, hielt es für unmöglich, die Farben durchs Gefühl unterscheiden zu können. Da indeß Leßing (Collectaneen zur Litteratur ꝛc. 2ter Band S. 355) als gewiß angenommen hat, daß Vermaasen die Farben durchs Gefühl unterschied, und Robert Boyle

(Experiments and Cons. touching Colours) über die Versuche, die Farben durchs Gefühl zu erkennen, sattsam, so übertrifft ichs seiner organisirten Blinden, durch ihr Beispiel die Möglichkeit zu erweisen. Haüy zweifelt an dieser Möglichkeit und versichert, daß von den vielen Blinden, die er gekannt habe, kein einziger die Farben durchs Gefühl zu unterscheiden im Stande gewesen sey.

In Betreff des Gehörs gewinnt der Blinde bey angestrengter Aufmerksamkeit beträchtliche Vortheile; nur muß man diese Aufmerksamkeit bei ihm zu erregen suchen, und ich glaube, daß ein aufmerksamer Mathematiker, der zugleich Anthropolog wäre, aus dem Benehmen des geübten Blinden in Betreff der Gegenstände des Gehörs vielleicht Resultate für die akustische Geometrie ziehen könnte. Das blinde Kind wird sich schon gern damit beschäfftigen, auf Stückchen Metall zu schlagen und wird nun bald durch diesen verschiedenen Klang die Metalle unterscheiden lernen. Bey jedem Tone, den es hört, lehre man es zugleich den richtigen Ausdruck, z. B. rauschen, scharren, schrapen, kratzen, knistern, knarren u. s. f., und das Kind erhält zugleich Bestimmtheit des Ausdrucks. Man erkläre dem Kinde, auch dem ältern noch erziehungsbedürftigen Blinden die Ursache jedes Tons, wo möglich mache man ihn mit der Sache selbst, die ihn erregt, bekannt, erkläre ihm, woher das Rollen des Donners, das Rauschen des Wasserfalls entstehe. Bei dem Rass in der Wagen mache man ihn auf die Struktur des Wagens selbst u. s. beim Plätschern der Ruder auf diese Werkzeuge aufmerksam. Durch das Rollen einer Kugel mache man ihm begreiflich, wie der Schall in der Entfernung abnehme.

Er wird ſich, wenn man ihn hiedurch jedesmal auf den Ton aufmerkſam gemacht hat, jede Verſchiedenheit deſſelben und jede Veranlaſſung des Tons zu beurtheilen gewöhnen. Auch wird er, da man oft verſchiedene Töne zugleich hört, den wichtigſten und nächſten von dem minder wichtigen und entfernten unterſcheiden lernen. Mir iſt es, als ob ich den Gegenſtand, den ich höre, auch zugleich ſehe. Nur iſt bei mir auch dadurch der Begriff von Gefahr häufiger, als er bei dem unkultivirten Blinden ſeyn würde; und da ich auch die liebloſen Urtheile des großen Haufens kenne, die den Unfall des Sehenden weit eher als den des Blinden bedauern, weil es in Betreff des Letztern einer ihrer gewöhnlichen Ausdrücke iſt: warum blieb der blinde Mann nicht zu Hauſe, warum begab er ſich in dieſe Gefahr? ſo bin ich hiedurch äuſſerſt ſchüchtern gemacht. Ich gehe daher jedem Gegenſtande ungleich früher, als es erforderlich iſt, aus dem Wege, welches ich in meinen frühern Jahren nicht that, und bin jetzt durch dieſe Angſt, nachtheilig beurtheilt zu werden, ſo weit gekommen, daß jedes unerwartete Getöſe mich erſchreckt. Das Herunterfallen eines Buchs, wenn ich in meinem Arbeitszimmer ſitze, und doch überzeugt ſeyn kann, daß alles zur Verhütung eines Unfalls Dienliche auch für mich angewandt werde, ſetzt mich in ein Schrecken, deſſen Ueberflüſſigkeit ich völlig einſehe, welches ich aber doch nicht zu verhindern im Stande bin. An einem fremden Orte aber iſt dies nicht der Fall, weil ich meiner bei Geſpräch und Zerſtreuung ſelbſt mehr vergeſſe. Ich ſehe alſo offenbar ein, daß blos Abgezogenheit und manches liebloſe Urtheil dieſe

Stimmung meiner Seele veranlaßt haben. Menſchen! raubt doch dem Blinden nicht ſeine ſpärliche Freude; tretet ihn nicht völlig nieder; ſtoßt ihn doch nicht überall zurück! Die Gewohnheit, wenn ich verſchiedene Töne höre, meine Aufmerkſamkeit auf den wichtigſten und auffallendſten zu wenden, verdirbt mir das Vergnügen an der Muſik. Ein einziges Inſtrument, worauf ſich ein guter Tonkünſtler hören läßt, die Soloſtellen oder das gleiche Zuſammentönen der Inſtrumente und einfacher Geſang machen mir viel Freude. Aber z. B. bei der kunſtreichen Kompoſition eines Mozard, für deren kompetenten Richter ich mich keinesweges ausgeben will, iſt dies nicht der Fall, denn ſobald ich das Thema nicht aufzufinden vermag, ſo verliere ich viel. Wenn ich ein einziges Inſtrument ſo ausgezeichnet und mit ſo großer Kunſt ſpielen höre, ſo höre ich auch nur dies eine Inſtrument und verliere die Harmonie des Ganzen. Bei Blinden, die ſich vorzüglich mit Muſik beſchäfftigen, iſt dies nicht der Fall; aber ich glaube, daß er es bei andern Blinden ſey, die mich, ohne ſich darüber beſtimmt erklären zu können, verſichert haben, daß ihnen Muſik keine Freude mache. Wie nothwendig es aber für den Blinden ſey, ſich von jedem Tone einen beſtimmten Begriff zu machen, darüber hat mich gleich, da ich meine Augen verlor, die Erfahrung belehrt. Meine Phantaſie war geſchäfftig, deutete manche Töne falſch aus und ſetzte mich dadurch nicht ſelten in Angſt und Schrecken. So ging ich einſt über einen Koridor, der in einem ländlichen Wohnorte meiner Eltern die Zimmer trennte; ich trat auf Etwas, begann zu ſtraucheln, trat, um nicht zu fallen, etwas

ſtärker auf den Gegenſtand, der mir unter den Füßen lag, und in dem Augenblick begann ein Kind aus vollem Halſe zu ſchreien. Ich zitterte am ganzen Leibe und glaubte ein Kind, das im Gange geſeſſen habe, zum Krüppel getreten zu haben, und konnte mich lange nicht von dieſem Schrecken erholen, als Sehende hinzutraten und mir ſagten: ich ſey auf einen Strauchbeſen getreten, womit ein Kind zufällig geſpielt und darüber geſchrieen habe, daß ihm der Beſen nun entfallen ſey. Jetzt würde mich die Höhe, aus welcher das Geſchrei dieſes Kindes tönte, belehren, daß es nicht unter meinen Füßen ſey. Wie ſehr aber durch Uebung das Gehör des Blinden vervollkommnet werden könne, beweiſt unter andern Klein, der von dem blinden Braun erzählt: daß, wenn auch nur eine Stecknadel auf die Erde falle, er ſie gemäß dem gehörten Tone aufzuheben wiſſe, auch verſtehe er das Geſpräch derjenigen Perſonen, die durch eine verſchloſſene Thüre von ihm getrennt wären.

Sobald die übrigen Sinne des Blinden einigermaaſſen kultivirt ſind, und auch während daß der Lehrer zur Beförderung dieſer Kultur bei ihm beſchäfftigt iſt, ſcheint es mir, weil, zur Erreichung dieſer Abſicht, die Erregung der aufs höchſte angeſtrengten Aufmerkſamkeit nothwendig iſt, auch ſehr zweckmäßig zu ſeyn, dieſe Aufmerkſamkeit durch Beſchäfftigung mit Zahlen und durch Kopfrechnen zu befeſtigen und zu erwecken.

Mit Rechenpfennigen und Erbſen kann man am beſten anfangen. Zuerſt läßt man an den Fingern zählen; dann legt man die Rechenpfennige in verſchiedene Reihen, zuerſt einen, nachher zwei, und dann immer um einen mehr.

Weiß das Kind, sobald ich seine Finger über eine Reihe führe, mir anzugeben, wie viel darin liegen, so ist man im Betreff des Zählens sicher und macht nun mit dem Addiren den Anfang, indem man die in verschiednen Reihen unter einander gelegten Rechenpfennige zusammenzählen läßt, und auf ähnliche Weise macht man das Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren anschaulich, oder vielmehr fühlbar. Ueber schwierigere Rechnungsarten werde ich mich noch beim wissenschaftlichen Unterricht erklären.

Wenn man es nun so weit bis ins 8te oder 10te Jahr des Zöglings gebracht hat, wenn der Blinde, der hiezu Talent hat, in den Anfangsgründen der Musik unterrichtet ist, so kann man weiter fortschreiten. Um den Blinden mit dem Notensystem bekannt zu machen, ihn selbst nach Noten spielen zu lehren, empfehle ich folgendes Mittel. Man mache einen hölzernen Rahmen, beziehe diesen von jeder Seite mit Leinwand und stopfe solche als ein dünnes Kissen mit Haaren aus; nun nähe man über dies Kissen so viele Bindfaden, als immer zu 5 und 5 darauf Platz haben. Diese stellen die Linien vor; Klammern von Drath, so breit, das sie über diese 5 Linien reichen und durch eine gebogene Spitze an jeder Seite ins Kissen gedrückt werden, theilen die Takte ab. Nägel stellen die Noten vor und die Figur des Kopfs giebt zugleich das Tonmaaß an. Ein runder Kopf des Nagels bedeutet einen ganzen Ton, ein halb runder einen halben, ein dreieckichter Nagelkopf ein Viertel, ein viereckichter ein Achtel u. s. f. Der blinde Corsepius hat an der Seite eines Bretes Stifte eingeschlagen, an diese hat

er die Enden grober Zwirnsfäden befeſtigt, welche die Linien vorſtellen, auf denen er die Noten aus Wachs formt und hiedurch mit Schnelligkeit etwas abſetzen kann. Auch habe ich von einem blinden Muſiker gehört, daß er ſich Figuren aus Baumrinden ſchneidet, mit jeder Figur den Begriff von einer Note verbindet, dieſe Figuren auf einen Faden zieht und ſo die Notenfolge ſich und andern anſchaulich macht. Der blinde Vieweger, der in der Muſik unterrichtet, ſucht ſeinen Schülern das Notenſyſtem begreiflich zu machen, indem er ihnen ſeine fünf Finger als die fünf Linien, die Zwiſchenräume als die Spazien und nun die auf den Linien oder Spazien ſtehenden und die geſtrichenen Noten begreiflich zu machen ſucht.

Im Inſtitut des Herrn Hauy zu Paris waren fühlbare Noten dergeſtalt gedruckt, daß die Linien und die Noten ſo erhaben ausgedrückt waren, daß der Blinde ſie bequem fühlen konnte, wodurch der Blinde den Vortheil erhielt, daß er ſchwere Stellen ſo lange betaſtete, bis er ſie völlig gefaßt hatte. Reiſende haben mir auch verſichert, daß beinahe jeder Blinde in dieſem Inſtitut ein muſikaliſches Inſtrument nicht ganz ſchlecht, manche mehrere Inſtrumente vortrefflich ſpielten. Es waren in dieſem Inſtitute ohngefähr 40 ſolcher Muſiker; als daher Ludwig XVI. 1789 ſeine Reſidenz zu Paris nehmen mußte und ſeine unbezahlt gebliebene Kapelle ſich zerſtreute, der König aber bei ſeinem Gottesdienſt die gewöhnliche Inſtrumental-Muſik nicht zu entbehren wünſchte, wurden ihm die bei der Nationalgarde angeſtellten Hautboiſten zugeſandt, die nun während der Meſſe die Marſeiller Hymne und ähnliche Geſänge ſpielten. Der König wurde

hiedurch äußerſt gebeugt. Hauy, den dies rührte, brachte es nun durch Vermittelung der Madame Necker dahin, daß fürs Künftige die Aufführung der Muſik, bei dieſer Meſſe, seinen Blinden übertragen wurde. Er ließ die Partitur dieſer Meſſen in erhabenen Noten drucken, und ſie wurde, wie mir ein Augenzeuge, aus deſſen Munde ich dieſe Anekdote habe, verſicherte, ſehr gut exekutirt und erregte allgemeine Rührung.

Ich kehre von dieſer Anekdote wieder zu den Noten für Blinde zurück. Der Abdruck iſt koſtbar, weil vorläufig noch die Noten, die der Blinde ſetzen kann, einzig in Paris gegoſſen werden. Ich rathe daher zu folgendem ungleich einfachern Verfahren. In einem Rahmen, deſſen Innerſtes die Größe eines gewöhnlichen Notenblattes hat, werden ſtarke Eiſendräthe ſo häufig und in ſolchem Verhältniß befeſtigt, als die fünf Notenlinien auf dem Blatte Platz haben. Dieſes Blatt wird angefeuchtet auf einen Filz und alsdann die Dräthe darauf gelegt; hinter den Dräthen kommt ein Bret und dies wird durch eine gewöhnliche Preſſe angezogen, wodurch die Dräthe die fünf Linien eindrücken. Nun hat man einen ſtählernen Stempel mit einem Notenkopfe und einem Striche daran; man ſetzt dieſen auf das Papier, unter welchem wieder ein Filz gelegt wird, ſchlägt mit einem Hammer darauf und prägt hiedurch den Notenkopf erhaben auf der erforderlichen Stelle aus. Kleinere Striche und Punkte werden mit Hülfe eines ſtählernen Griffels nachgezogen. Zu den Vorſchlägen iſt ein beſonderer kleiner Stempel, und die Striche, wodurch die Takte abgetheilt ſind, werden mit einem Werkzeuge eingeſchlagen, das einem Meiſ-

fel gleicht, aber ſtatt der Schneide halbrund und ohngefähr von der Dicke des Eiſendraths iſt. Der geübte Blinde kann auf dieſe Weiſe ſelbſt Noten ſchreiben, der minder geübte ſich durch einen Sehenden ohne große Mühe fühlbare Noten aufſetzen laſſen.

Jeder, der dies lieſt, wird vielleicht auf den Gedanken fallen, den ich anfänglich oft ſelbſt hatte: es entſtehen nämlich, wenn man die vielen Bemühungen und die angeſtrengte Aufmerkſamkeit, die ich vom Blinden und deſſen Lehrer hier fordere, genau erwägt, von ſelbſt zwei Fragen: Wird der Blinde hiedurch nicht zu einer beſtändigen Arbeit und Anſtrengung gezwungen, die für ihn äuſſerſt läſtig und ermattend iſt? und ſteht der Gewinn, den er von dieſem allen hat, mit der darauf verwandten Mühe in Verhältniß? — Hume in der Abhandlung vom Trauerſpiele und auch ſchon der Abt du Bos in ſeinem Werke über Malerei und Poeſie äuſſern die Meinung: der Zuſtand der völligen Ruhe und Unthätigkeit ſey für den Menſchen eine der widrigſten Empfindungen, und ſelbſt manche dem Anſcheine nach unangenehme Empfindungen, wie Rührung, Theilnehmung und Mitleiden, ſelbſt Schrecken und einiger Abſcheu, hätten, weil ſie ihn aus dieſer Unthätigkeit riſſen, einen gewiſſen Reiz, und hiedurch entſtehe das Vergnügen am Trauerſpiele. Manches ſpricht für die Wahrheit dieſer Bemerkungen. Stiergefechte und Thierhetzen ſind in der That kein angenehmer Anblick, und doch laufen die Menſchen dahin; und Hinrichtungen ſind in gewiſſer Art auch bei uns ein Feſt für den Pöbel. Die Trunkenheit, die unſer Blut in ſchnellen Umlauf bringt, hat daher für ſo viele Menſchen

einen groſsen Reiz, und wir ſehen, daſs ſie nicht allein den Wohlgeſchmack zur Veranlaſſung hat, den die Menſchen am berauſchenden Getränke finden; denn das Opium, womit ſich der Einwohner des Orients berauſcht, iſt gar nicht wohlſchmeckend, und eben ſo wenig ſind es die giftigen, bis zum Wahnſinn berauſchenden Schwämme, die der Einwohner Kamtſchatkas vom Ruſſen einkauft; und da noch der Urin deſſen, der ſie genoſſen hat, eine berauſchende Eigenſchaft beſitzt, ſo ſetzt ſich der Aermere, der die Schwämme nicht bezahlen kann, über allen Ekel hinweg, um ſich nur durch dieſen Urin zu berauſchen. Wenn alſo Unthätigkeit eine der unangenehmſten Empfindungen iſt, und der Menſch ſelbſt ſo übelſchmeckende und ekelhafte Mittel wählt, um dieſer Unthätigkeit zu entgehen, ſo muſs dem Blinden die Beſchäfftigung, welche ihn dieſer Unthätigkeit entzieht, äuſserſt willkommen ſeyn; und wir finden in der Regel, daſs der Blinde, ſobald er zu einiger Thätigkeit gelangen kann, ſich minder unglücklich fühle, und beinahe in jedem Augenblicke des Lebens fühlt er ſich auch für dieſe angewandte Mühe belohnt. Er erſcheint nirgends als Fremdling oder Unwiſſender; kann an jedem Geſpräche Theil nehmen; Urſachen und Folgen prüfen, die Gründe ſeiner Meinung angeben, und ſelbſt ſeine Handlungen nach dieſen weislich erwogenen Gründen beſtimmen. Er kann ſelbſtſtändig handeln, hat ſchon die wichtigen Vortheile, ſeine Einnahme und Ausgabe abwägen, ſeine eigne Kaſſe führen zu können, weil es ihm leicht iſt, ſich richtige Begriffe über den Werth jeder Münzſorte zu erwerben und jede vaterländiſche

Münzsorte selbst bei der ersten Berührung zu erkennen. Deshalb fordere ich auch, daß man den Blinden, sobald er Begriffe von Zahlen und Werth hat, mit den Münzen seines Vaterlandes bekannt mache, diese mit ausländischen Münzen von gleicher Größe vermische, ihn letztere herausluchen lasse und es hiedurch so weit bringe, daß er jede vaterländische Münze, sobald er sie in die Hand bekommt, zu erkennen im Stande sey. Für mich hat dieses keine Schwierigkeit, und ich führe deshalb nicht blos meine eigene Kasse, sondern verwalte selbst ansehnliche Geldgeschäfte meiner Verwandten und Freunde. Ferner ist der Blinde, der sich unter Sehenden so zu benehmen weiß, daß er ihre Hülfe wenig oder gar nicht nöthig hat, ihnen bald um vieles näher gerückt. Sie vergessen seine Blindheit, und der widrige Eindruck, den der erste ungewohnte Anblick des Blinden auf jeden Sehenden macht, erlischt in Kurzem. Er ist selbst, in einem großen Zirkel eingeführt, bald nicht mehr Fremdling darin. Er hört zum Beispiel das seidene Kleid einer Dame rauschen, fragt seinen Nachbar, wer sie sey; eine zweite in einem flornen Kleide giebt diesen Ton nicht an; eine dritte hat etwas Schleifendes in ihrem Gange, indem sie größtentheils nur auf die Ferse den Fuße tritt; eine vierte geht etwas schwerfällig; eine fünfte hat etwas Eigenthümliches in ihrer Sprache; eine sechste ist mit Moschus parfümirt; eine siebente macht ein eigenes Geräusch beim Gehen mit einer stählernen Uhrkette. Hat er von jeder nur einmal den Namen gehört, so ist sie ihm durch die von ihr einmal bemerkte Eigenthümlichkeit nicht mehr fremd. Er

nennt jede, sobald sie das Gespräch an ihn richtet, mit dem Namen, und ich habe es hiedurch so weit gebracht, daß man mich schon zuweilen gar nicht für einen Blinden gehalten hat. Eben so leicht ists, sich auch an jedem fremden Tische ungezwungen zu benehmen. Der Blinde, der an bestimmte Dimensionen gewöhnt ist, berührt ungezwungen die Stelle, worauf ein Glas stehet, und weiß nun bald die Entfernung so genau, daß ich wenigstens sicher bin, nie etwas umzustoßen; und so schaffe ich mir auch eine genaue Kenntniß von allem Uebrigen, was mich umgiebt. Ich berühre leise den Stuhl meines Nachbars und beurtheile nun aus der Entfernung selbst an einer engbesetzten Tafel, wie viel Raum ich, ohne meinem Nachbar lästig zu werden, für mich benutzen kann. Alles, was ich auf dem Teller habe, zerschneide ich selbst, und bin hierin so eingeübt, daß ich, sobald ich nur den Gegenstand mit der Gabel, im äußersten Falle mit dem Finger berühre, ich ihn zu beurtheilen und zu zerschneiden im Stande bin, und mit manchen schwierigen Gegenständen, z. E. Krebsen, will ich eben so schnell und ungezwungen als ein Sehender fertig werden.

Es thut dem Blinden selbst gütlich, wenn man ihn nicht jeden Augenblick daran erinnert, daß er blind sey. Er vergißt sein eigenes Schicksal, wird heiter, und der Mensch, dem ein Klagen, Jammern und Wimmern des Unglücklichen lästig wird, und der dies gerade beim Blinden erwartet, wird durch das Gegentheil überrascht, und deshalb um so eher für ihn eingenommen. Es war selbst in Betreff meiner der Fall, daß ein sehr

achtungswürdiger Mann mich vermied. Er kam in ein Haus, wo ich mich gerade befand. Ach! sagte er zum Wirthe, der es ihm, ehe er ins Zimmer trat, sagte, daß ich in der Gesellschaft sey! „der arme blinde Mann! sein Anblick wird mich sehr traurig machen.“ Nach ein Paar Stunden kam er an mich heran, gestand mir, mit welchen Empfindungen er ins Zimmer getreten sey, und versicherte, daß er, statt in meiner Gesellschaft traurig geworden zu seyn, sich vielmehr freue mich kennen gelernt zu haben; ihn selbst habe bei einem schwachen Gesichte oft der Gedanke durchschaudert, im Alter erblinden zu können; jetzt sey ihm dieser Gedanke weniger schrecklich. Ich gestehe, daß mir diese Erklärung viel Freude machte, so wie ich überhaupt gestehe, daß es mir wohl thut, wenn die Menschen, die mich umgeben, meine Blindheit ganz zu vergessen scheinen. Schon oft hat man mich mit den Worten angeredet: „Haben Sie schon gesehen?“ oder mir einen Gegenstand mit der Anrede überreicht: „Sehen Sie nur,“ und ich habe daher selbst das Wort Sehen in meine Sprache aufgenommen, so daß ich statt erkennen, oder sprechen, oder einen Begriff erlangt zu haben, mich oft des Worts Sehen bediene; und es kann Seyn, daß selbst die kleine Eitelkeit auch im Herzen des Blinden schlummert, eine Unvollkommenheit weniger zu besitzen, und daß es ihm deshalb gütlich thut, sie selbst in seinen mündlichen Aeußerungen nicht berühren zu dürfen. Es scheint mir auch, daß aus diesem Grunde viele Blinde einen Ueberrest des Gesichts vorgeben, ohne ihn wirklich, wenigstens nicht in einem so hohen Grade, als sie es geglaubt haben wollen, zu besitzen. Doch gestehe ich auch,

daß man bei einer Sache, die man wünscht, sich selbst außerordentlich täuschen kann; denn auch ich wähnte einst nach einer Operation, einen Schimmer wieder erhalten zu haben. Ich folgere hieraus, daß man sich nie beim Blinden auf diesen Schimmer verlasse oder etwas darauf baue. Es ist ein höchst unsicherer Führer; auch ist eine große Verschiedenheit zwischen Schimmern und wirklichem Sehen, denn Ersteres, von der Imagination unterstützt, leitet wenigstens eben so oft irre, als es zum Ziele führt. Unter den ersten 14 Schülern des Herrn Hauy machten gerade die drei, welche noch einigen Schimmer hatten, die geringsten Fortschritte, und ich habe in der Regel bemerkt, daß Blinde, die noch einen Schimmer besitzen, mehr schiefe und einseitige Begriffe haben, zum Theil in ihrem äußern Benehmen hülfloser erscheinen, als solche Blinde, deren Auge gegen den Lichtstrahl völlig unempfindlich ist, weil Letztere schärfer zu prüfen und genauer aufzumerken verpflichtet sind. Der Blinde verliert noch an seiner Kultur, so lange er sein Gesicht wieder zu erhalten hofft: denn Hoffnung, die leidige Trösterin, kitzelt ihm zu, daß er noch nicht jenen hohen Grad der Anstrengung, jenes mühsame Aufmerken nöthig habe, wodurch der Blinde allein sein Leben erträglich macht. Deshalb flöße man keinem Blinden, gesetzt auch, daß Hoffnung dazu vorhanden wäre, das Vertrauen ein, sein Gesicht noch wieder erhalten zu können, seine eigene Thatkraft wird nur dadurch gelähmt. Entweicht ihm die Hoffnung, die ihm so gütlich thut, dann wird auch das Gewicht seiner Leiden unendlich erhöht. Erscheint ihm das Glück, so ist es Zeit genug, ihn mit dem, was

ihm bevorſteht, bekannt zu machen, und ſein Blut, damit es nicht während der Operation zu heftig walle, in ruhigern Zuſtand zu verſetzen. Ich war weit unruhiger, als ich noch Hoffnung hatte mein Geſicht wieder zu bekommen. Vom Gegentheil überzeugt, erzwang die Nothwendigkeit Ruhe. Doch kannte ich auch einen Blinden, den verſtorbenen Major von Schmäling, dem ein Kartätſchenſchuß den rechten Arm zerſchmettert und auch des Geſichts beraubt hatte, und der noch einige Jahre lang mit Wohlgefallen daran dachte, vielleicht ein Auge wieder erhalten zu können, dabei aber dennoch ſehr ruhig war.

Jeden Blinden preiſe man nicht zu ſehr, wenn er Schwierigkeiten leicht überwindet, weil er leicht bei dem Anſtaunen ſeiner Behendigkeit oder Kraft ſich für ein auſſerordentliches Weſen halten und ſelbſt auf ſeine Blindheit, ſo wie ein Saunderſon, ſtolz werden könnte, der, als dieſem die Hebamme die Nachricht brachte, daß ſeine Gattin ihm einen Sohn geboren habe, ſogleich fragte: „Hat er auch Augen?“ Recht ſchöne Augen! erwiederte die frohe Hebamme. „Dann,“ rief der unwillige Mathematiker aus, wird er auch ſo dumm bleiben, wie ihr ſeyd!“ — Freilich gehört viel dazu, eine ſolche Stimmung zu haben; aber ich ſelbſt kenne ſchon einen Blinden, der mich verſicherte, es ſey ihm nichts daran gelegen, ſein Geſicht wieder zu erhalten. Der Mann war weder ſtumpf noch einfältig, ſondern es ſchien wirklich etwas Aehnliches wie bei Saunderſon in ſeiner Seele zu liegen, und deshalb glaube ich Erzieher darauf aufmerkſam machen zu müſſen, weil jeder Stolz, jede Zurückſetzung des Nebenmenſchen Unwillen und Haß erregt.

Sechster Abschnitt.

Moralische und religiöse Kultur des Blinden.

Jedem Blinden ist moralische und religiöse Kultur gleich nothwendig. Deshalb erklärte sich auch Hauy, in dem Zeitpunkte, in welchem der Katholicismus in Frankreich aufhörte, für den Gottesdienst der Theophilanthropen. Denn der Gedanke, von einem höhern Wesen beschützt zu seyn, thut jedem Unglücklichen äußerst wohl; und da jeder Glückliche und Reiche, der vorher an die Gottheit nicht dachte, wenn ihn Unglück bedroht oder niederbeugt, zu ihr seine Zuflucht nimmt, so läßt sich auch wohl folgern, daß nach dem Verhältnisse, wie wir unglücklich und hülfsbedürftig werden, das Sehnen nach übernatürlichem Beistande steige, und wie groß muß dies folglich im Busen des Blinden seyn! Hält sich dieser ganz herabgesunken, verzweifelt er an seiner eignen Kraft, klagt er selbst den Himmel im Stillen einer Ungerechtigkeit an, dann ist es Zeit, sein Selbstgefühl zu wecken. Man zeige ihm, daß der Blinde oft von der Vorsehung zu großen Zwecken berufen ist; man mache ihn auf das Beispiel eines Johann von Böhmen aufmerksam, der als Blinder noch an der

Spitze seiner Heere kämpfte; des Ziska, der noch als Blinder die Feinde besiegte; des edlen Dandalo, der an der Spitze der Kreuzfahrer stand, die Constantinopel einnahmen, und sie, obgleich blind, zu diesem Sturm anführte; des blinden Timoleon, der Syrakusa's allgemeine Verehrung genoß; des blinden Appius, der Rom von einem schimpflichen Frieden mit Pyrrhus rettete; des oft angeführten Saunderson's, der, obgleich seit den frühsten Jahren seines Lebens blind, ein Meisterwerk schrieb; auf die vielen blinden Dichter und Tonkünstler: und wenn der Blinde nun fühlt, daß eine gütige Vorsicht auch ihn noch zu großen Zwecken leiten könne, so ist auch schon der erste Schritt gethan, ihn mit Liebe und Zutrauen gegen dieses weise und gütige Wesen zu erfüllen.

Ist der Blinde nicht in einem Zustande der Verzweiflung; fühlt er blos die Größe seines Unglücks und seiner Hülflosigkeit, o, dann wird er gern seine Arme mit kindlichem Vertrauen nach einem mächtigen Wesen ausstrecken, das über ihn wachen und ihn leiten kann; und bald wird ihm, der die Körperwelt nicht sieht, dies geistige Wesen näher scheinen, wenigstens seinem Herzen weniger fremd seyn, als vielen tausenden nur durch äußere Eindrücke bestimmten Sehenden, deren Herz nichts erkennt, was nicht auf ihre Sinnlichkeit wirkt. Der Blinde, der es fühlen muß, wie viel ihm hier auf Erden entgeht, muß auch, weil das Streben nach Glück jedem Menschen eigen ist, ein Glück, das einmal von ihm hier doch nie völlig zu erringen ist, jenseits des Grabes wünschen! — Bei einer solchen Stimmung, (und wie leicht ist's jedem Erzieher, diese in der Seele des Blinden rege zu machen!)

kann es gar nicht an Gelegenheit fehlen, auf einem solchen Fundamente weiter zu bauen. Schon vorhin habe ich auseinander gesetzt, aus welchen Gründen der Blinde reizbarer, weshalb er in seiner Freundschaft fester, inniger und unvergeßlicher in Betreff der Dankbarkeit und unveränderlicher in seinem Wohlwollen, als gewöhnlich der Sehende ist, der mit ihm auf gleicher Stufe der Kultur steht. Bald werden daher religiöse Gefühle sein ganzes Herz erwärmen; er wird nur mit Dankbarkeit und Liebe an den Weltregierer denken, der auch ihn nicht aus der Kette der Wesen ausschloß. Er, der schon einem jeden vertrauen muß, den er nicht einmal gehörig zu prüfen und zu beurtheilen im Stande ist, wie sehr wird er sich bald ganz dem Weisen und Gütigen unbedingt überlassen, für dessen herrliche Eigenschaften und Vollkommenheiten ihm die Erfahrung jedes Augenblicks eine neue Bürgschaft giebt. Bei der Innigkeit und den lebhaften Gefühlen des Blinden und der Wärme seines Herzens, werden ihn unzählige Gegenstände zur religiösen Stimmung begeistern. Der Anblick der Natur ist freilich für ihn verloren; aber auf den Schwingen der Phantasie verfolgt er die Ideen eines Bode, denkt sich mit ihm die unermeßliche Größe, den Zusammenhang und die Ordnung des Weltgebäudes, wovon bald das ganze Bild lebhaft vor seiner Seele steht, dafern ihm nur noch Ideen aus der Anschauung übrig geblieben sind, die ihm einen solchen Gegenstand zu verdeutlichen vermögen, und selbst wenn dieses nicht der Fall wäre, so fühlt er doch dabei den Begriff von unermeßlicher Größe und zugleich das Unbedeutende der Erde in diesem

Verhältniſſe, das Unbedeutende ſeines Ichs, zu der durch keine Zahl auszudrückenden Menge bereits hingewelkter, noch lebender und künftiger Weſen, und ſo fehlt es ihm nicht an Stoff zur religiöſen Begeiſterung. Man folgere hieraus, was der Erzieher noch wirken kann, wenn er Dichtkunſt und Muſik zur Hülfe nimmt, und Beides ſollte bei der Erziehung des einzelnen Blinden, mehr aber noch in einer Erziehungsanſtalt für Blinde, durchaus angewandt werden. Den Blinden, der ſich nun nicht mehr iſolirt fühlt, ſich in ſeiner dichten Finſterniß nicht ohne Beſchützer glaubt, der ruhig die Gegenwart, freudig die Zukunft überblickt, dieſen Blinden nun dahin zu ſpornen, daß er ſich die feſte Ueberzeugung erwerbe, dieſes Glückes nicht unwerth zu ſeyn — dies kann dem Lehrer nicht ſchwer fallen. Er zeigt ihm nun die Vortheile von der Erfüllung moraliſcher Pflichten, von dem Nutzen, den das Bewußtſeyn, edel und gut gehandelt zu haben, für jedes Menſchenherz hat; zeigt ihm die Vortheile, welche Reinigkeit des Gewiſſens und hohes Bewußtſeyn eignes Werths mit ſich führen, und es iſt beinahe unfehlbar, daß er jeden Blinden zum Enthuſiasmus für dieſe Gegenſtände begeiſtern muß. Denn ſchon drückt es manchen Blinden ſchwer nieder, daß er nicht, wie viele ſeiner Nebenmenſchen, ſich durch glänzende Handlungen allgemeine Aufmerkſamkeit erwerben kann, weil das Beſtreben, ſich auszuzeichnen, ſich Achtung und Bewunderung zu erwerben, jedem gebildeten Menſchen eigen iſt, der nicht blos für den augenblicklichen Genuß lebt. Vermag nun der Lehrer den Blinden dahin zu leiten, daß ihm, der ein-

mal nicht wie Cäsar oder Napoleon glänzen kann, dennoch der Weg wie ein Sokrates zu handeln unverschlossen sey; spricht er nicht allein von glänzenden, sondern auch von edlen und guten Menschen mit Liebe und Wärme, macht er die Blinden durch seine Erzählungen mit dem Schicksale, mit der Handlungsweise dieser Edlen, mit der Achtung bekannt, die ihnen noch im Grabe zu Theil wurde, so wird er sie auch allmälig dahin leiten, ihr Beispiel nachzuahmen. Sobald dieser Wunsch bei ihnen lebhaft geworden ist, so werden ihnen auch die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks angenehm seyn, und sie werden mit herzlicher Theilnehmung auf die Vorschriften der Moral hören, die ihnen nun der Lehrer, im Verhältnisse zu ihrer Fassungskraft, vortragen muß. Die Vorschriften der Moral und des Christenthums sind eins, und sehr leicht ist es daher, von dem erhabensten Tugendlehrer auf das Religionssystem, dem er seine Entstehung gab, überzugehen und den Blinden nun auch mit der christlichen Religion, ihren Grundsätzen und Vorschriften bekannt zu machen. Der Blinde, gewöhnt einen jeden zu lieben und zu ehren, der ihm hülfreich die Hand bot, wird gewiß auch bald nur mit Wärme an den Erhabensten der Sterblichen denken, der nur für das Glück der Menschheit wirkte und sich selbst für seinen Zweck in den Tod gab! —

Schon habe ich's berührt, daß es Pflicht sey, den Blinden, so bald als es möglich ist, auf die Erkennung eines höchsten Wesens zu führen, sein Vertrauen darauf zu stärken. Um ihm den wohlthätigen Gedanken von dessen Schutz und Gegenwart noch immer mehr herbeizu-

führen, sind Gottesverehrungen in jeder Hinsicht zweckmäßig. Zugegeben, daß das Gebet blos um des Menschen willen sey, wird man doch auch eingestehen müssen, daß sein wohlthätiger Einfluß für den Blinden doppelt groß sey, und ich würde daher den feierlichen Eindruck in einer Erziehungsanstalt für Blinde bestmöglichst zu erhöhen streben. Ein Choral, mit dem Glockenschlage durch eine Flötenuhr angestimmt, hat auf mich Blinden immer eine eigne Wirkung hervorgebracht. Ich höre keinen Menschen die Maschine in Bewegung setzen, und es ist daher für mich ein gewisses Heimliches und Erhabenes, welches, wie ich glaube, bei den mehresten Blinden statt findet, und ich würde mich daher in einem Institut für Blinde zur Leitung des Gesanges bei einer Gottesverehrung dieses Instruments bedienen. Ist der Blinde einmal daran gewöhnt, die Gottheit als einen Freund zu betrachten, an den er sich in allen seinen Nöthen und Anliegen wenden kann, so wird ihm bald sein Daseyn minder freudenleer erscheinen; denn er wird sich an ihn überall mit Herzlichkeit und Wärme wenden, und so, wie bei dem Umgange mit einem geliebten Freunde er nur der Einzige ist, mit dem wir uns beschäfftigen, an den wir unsere Anrede richten, so wird auch bald jeder unserer Gedanken, jedes Wort des Blinden, der in seiner finstern Einsamkeit keine Gegenwart eines sterblichen Freundes fühlt, sich aber den Allgegenwärtigen desto lebhafter denkt, blos an ihn gerichtet seyn. Man nenne dies immerhin Schwärmerei, sie ist sanft und unschuldig, beruhigend und tröstlich; und welcher Blinde sollte sie wohl, so lange man ihm

nichts Besseres bieten kann, von sich werfen? besonders da der Blinde, sobald er sich etwas empor hebt, von den Menschen in der Regel gedrückt wird, und er folglich eines Stabes bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. Pflicht des Erziehers bleibt es indeß, darüber zu wachen, daß diese Stimmung nicht zur wirklichen Schwärmerei ausarte. Als ich blind wurde, durch den Gebrauch von Arzneimitteln, mehr noch durch Gram geschwächt war, da schwebten oft sonderbare Bilder vor meiner Phantasie. Ich träumte wachend; ich kann mit dieser ganzen damaligen Stimmung noch keinen deutlichen Begriff verbinden. Es war mir wie dem, der in einem Redoutensaale das bunte Gewirre der Masken vor Augen gehabt hat, durch die Musik betäubt, durch geistige Getränke erhitzt ist, in sein einsames Zimmer zurückkehrt und nicht schlafen kann. Sonderbare und fremd gekleidete Gestalten schwebten vor meiner Phantasie, und Töne, wie entferntes Brausen der Stürme und Wasserfälle, der Hagelschauer oder Glockengeläute, schallten in meinen Ohren. Eine Menge von sonderbaren Gestalten schwebte vor meiner Phantasie. Im Ganzen war dabei kein Zusammenhang. Die Anwesenden glaubten, ich schliefe, aber ich träumte wachend, hörte zum Theil das Gespräch derer, die um mich waren, wenigstens den Ton ihrer Stimme und einzelnen Worte. Unter schrecklicher Beängstigung und Herzklopfen kehrte allmälig meine Besinnung zurück. War es eine Art von Ohnmacht, war es ein heftiger Krampf, der mich an die Grenze des Wahnsinnes führte; ich weiß jetzt nichts darüber zu entscheiden. — Aber wenn ich, wozu

ich damals einigemal in Versuchung gerieth, diese Phantasmen für etwas Wirkliches, für eine Art von Entzükkung genommen, sie in einigen Zusammenhang zu bringen, zu deuten, zu allegorisiren gesucht hätte, was wäre aus mir geworden! Bei Krankheit, unverdienter Kränkung und Gram, hat sich von diesem Arbeiten der Phantasie noch eine kleine Spur erhalten. Vor einiger Zeit noch, da mir eine Kränkung widerfuhr, von der, wenn ich sie veröffentlichen wollte, wahrscheinlich meine heftigsten Gegner sagen würden, daß mir zu viel geschehen sey, verlor ich allen Schlaf, den ich auch noch jetzt nicht wieder erhalten kann. Die Schlaflosigkeit und innerer Schmerz hatten mein Blut erhitzt, und wenn die Kräfte unterlagen und ich mich des Nachts in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen befand, da schien ein grelles rothgelbes Licht mein Lager zu umschweben; gräßliche verzerrte Gestalten blickten hindurch und schaudernd fuhr ich oft dabei vom Lager auf. Allmälig ließ die Heftigkeit der Gefühle, mit ihnen zugleich das Spiel der Phantasie wieder nach. Deshalb scheint es mir Pflicht, um das Unglück des Blinden so viel als möglich zu vermindern, seine Phantasie, so weit es möglich ist, zu zügeln, und ihn zur Erduldung von Mißhandlungen zu gewöhnen. Am tröstlichsten ist für ihn der Gedanke, daß im Grabe alles sein Ende erreiche, und eine weise Vorsehung die Schicksale der Menschen zu ihrem Besten lenke. Nur ist auch hiebei Behutsamkeit nothwendig, damit der Blinde sich nicht blos als Maschine in der Hand der Vorsehung betrachte und in nichts auf eigne Kraft und eigne Thätigkeit, sondern überall blos auf das Einwirken der

Vorsehung rechne. Wenn daher das Herz des Blinden für Religion erwärmt ist, so suche man seinen Glauben an übernatürlichen Beistand, besonders wenn dieser zu einer Art von Wunderglauben auszuarten droht, nicht ungehindert aufschießen zu lassen. Man bedeute den Blinden, daß die Gottheit um seinetwillen keine Ausnahme vom Gange der Natur machen werde, daß er in Hinsicht auf das Ganze viel zu unbedeutend sey, und daß nur ein heimlicher ungerechter Stolz dabei zum Grunde liege, wenn der Mensch von der Gottheit höhere Begünstigungen als seine Nebenmenschen hoffen wolle. Besonders dem Glauben an Geister und deren Einwirkung auf die Körperwelt suche man entgegen zu wirken; denn hat der Blinde einmal den Glauben gefaßt, daß ihm dergleichen Einwirkungen zu Theil werden, wie will man ihm, bei dem zur Ueberzeugung vom Gegentheil ein Sinn weniger aufgeboten werden kann, diese Ueberzeugung verschaffen?

Auch ist es sonderbar, wie leicht sich ein Wunderglaube ins Herz schleicht. Ich hatte einst die Idee, die Heilung des Blindgebornen zum Stoffe eines Oratoriums zu wählen. Ich hoffte, die Dichtung würde mir nicht mißrathen, weil ich aus dem Herzen sprechen, mein inniges Gefühl in den Vers übertragen könnte. Der Eingang, ein Choral, verkündigte den Ruhm des menschenfreundlichen Propheten, der durch seine Lehren nur Glück, durch jede seiner Handlungen nur Gutes verbreitete. Ein von Christo wiederhergestellter Besessener kommt hinzu. Er schildert seine ehemalige Quaal, das Glück einer völligen Genesung. Vier Stimmen erzählen nun ähnliche Thaten, und das Chor des Volks bricht voll

Rührung in das Lob des Menschenfreundes aus. Wer ist, fragt der Blindgeborne, der am Wege sitzt, wer ist dieser Retter? Auch er schildert seine Leiden. „Sey getrost!“ ruft das Volk ihm in einem Chorale zu, „vielleicht ist die Hülfe nicht fern.“ So weit hatte ich gearbeitet und meine Seele war voll von der ganzen Idee, da träumte mir: ein Unbekannter träte zu mir, berührte meine Augen und sagte: Siehe — ich erblickte jetzt neben mir eine weißgekleidete majestätische Gestalt, stand auf einem Hügel und sah über eine schöne ländliche Gegend, worin eine Menge Menschen in antiker Kleidung gelagert war. Ich erwachte mit klopfendem Herzen. Nach ein Paar Stunden schlief ich wieder ein und träumte, mit einigen kleinen Abänderungen, nochmals den nämlichen Traum. Am folgenden Morgen, ob ich gleich wußte, daß meine zerstörten Augen ohne ein offenbares Wunder nicht hergestellt werden können, war ich doch schon geneigt dies Wunder zu hoffen. Gewohnt, meine Blindheit als unheilbares Uebel zu betrachten, war jene Unruhe, die Hoffnung erzeugt, längst aus meiner Seele verschwunden, und nichts zu hoffen, sondern dem Uebel entgegen zu wirken, war bei mir fester Vorsatz, und doch vermochte ich jetzt kaum wieder der Schmeichlerin Hoffnung zu widerstehen. Ich wurde zerstreut, unruhig, kurz, ich fing wieder an, die Bitterkeit meines Schicksals zu schmecken, wogegen ich mich Jahre lang abgestumpft hatte. Die Zeit kühlte mich ab, ich zerriß das angefangene Oratorium, arbeitete nicht weiter daran und beschnitt hiedurch die Schwingen einer Phantasie, die bei dieser Gelegenheit nur zur Erneuerung der Leiden thätig war. —

Ueberhaupt stehe ich jetzt beim schwierigsten Punkte in Bezug auf moraliche Kultur des Blinden. O, ihr Sehenden, die ihr oft den Blinden für nichts weiter als einen halbverdorrten Zweig am großen Stamme der Menschheit betrachtet! ihr habt keinen Begriff, welche wohlthätige, größtentheils aber schreckliche Eigenthümlichkeit in seinem Innern ruhet! O, wäre diese Phantasie nur immer dem Engel gleich, der uns mit dem Schlüssel zum Paradiese auf eine bessere Welt hindeutet, wir wären nicht unglücklich! — Aber oft wird diese Phantasie einer Furie gleich. Sie zeigt uns Freuden, die verloren, unmöglich wieder zu erringen sind, und wir Blinde, die, umgeben von ewiger Finsterniß, nicht durch tausend äußere Einwirkungen von unsern Gedanken abgeleitet werden, denen das Auge nicht Stoff zu Zerstreuung und neuen Ideen darbietet, wir sitzen nun und quälen uns, drehen den Gedanken, der uns martert, von allen Seiten umher, sehen daher das Schmerzliche aufs vollkommenste ein und leeren hiedurch den Wermuthskelch, den der Sehende bei ähnlicher Veranlassung kaum mit den Lippen berührt, bis auf die Neige. — Das Temperament modifizirt diese Gefühle verschiedentlich. Der eine Blinde sitzt in solchen Fällen stumpfsinnig, betäubt und gedankenlos, ein anderer zerfließt in Thränen, beim dritten tobt die Wuth im Innern gerade um so schrecklicher, weil sie sich nicht äußert; mancher wird durch üble Launen und die Aeußerungen des Unwillens sich und seinem Nächsten lästig, und manche stehen im Begriffe an Gott und Menschen, Tugend und Rechtschaffenheit zu verzweifeln. Ich habe

meine Unglücksgefährten häufig in solchen Stimmungen beobachtet, und dergleichen schmerzliche Gefühle sind mir vielleicht in einem höhern Grade als vielen andern zu Theil geworden. Mangeln dem Blinden seine Bedürfnisse, so ist diese Phantasie geschäftig, ihm Hülfsmittel darzubieten; aber in jedem Augenblicke stößt er auch auf die Erfahrung, daß es einem Sehenden eine Kleinigkeit seyn würde, ein Geschäfft auszurichten, welches dem Blinden beinahe unerreichbar ist, wenigstens für ihn die größte Anstrengung erfordert, und noch schrecklicher sind seine Gefühle, wenn er sich überzeugt, daß diese Hindernisse nicht in seiner Blindheit, sondern einzig in der schiefen Meinung der Sehenden — in Betreff der Blindheit! ihren Grund haben. Es ist zugleich der offenbarste Beweis von der durch ihr Schicksal erhöhten Reizbarkeit der Blinden, daß sie bei solchen Veranlassungen nicht zum Selbstmorde schreiten. Beinahe alle Blinden, die ich kenne, hegen, wenn sie ihr Schicksal und die Menschen der Ungerechtigkeit anklagen, dennoch keinen Neid. Es ist sehr selten, daß der Blinde sich das Eigenthum eines andern wünscht, vielleicht blos deshalb, weil er's nicht sieht, und der Blinde wird vielleicht über den, der ihn kränkte, im ersten Augenblick mit Unwillen und Heftigkeit herfallen, aber, daß er ihn verfolgen, ihm hinterrücks schaden sollte, — davon wird man selten eine Spur finden, vielleicht, weil seine Lebhaftigkeit das Schändliche desjenigen, der ihn auf ähnliche Weise behandelte, ihm völlig anschaulich macht und hierdurch auf ähnliche Weise zu handeln hindert; vielmehr wird der Blinde, wenn er sich aufs

äußerste gekränkt fühlt, lieber auf gewaltsame Mittel zur Rache denken, so sonderbar dies auch scheinen mag, und seine Phantasie wird ihm sehr schnelle Hülfsmittel darbieten. Der verstorbene General Lossow, der sich zuweilen gegen seine Nebenmenschen viel erlaubte, ließ dem blinden Major Grabowski, dem ein unglücklicher Schuß beide Augen geraubt hatte, sagen: er solle sich nicht auf der Straße zeigen, weil sein Anblick schwangern Frauen nachtheilig werden könne. „Sagen Sie, rief Grabowski, dem General, daß derjenige, der einen Mann meiner Art, der im Dienste des Vaterlandes unglücklich wurde, so ohne alle Schonung behandeln kann, ein — sei." Sie können nicht schimpfen, sagte der Offizier, der ihm die Bothschaft gebracht hatte, denn Sie können ja niemanden Genugthuung geben. „Ich gebe sie, rief Grabowski, auf der Stelle. Wählt der General den Säbel, so mag er eine finstere Kammer bestimmen, wo keiner dem andern ausweichen kann, und wir folglich einander gleich sind. Dieses gilt auch, wenn er Pistolen wählt. Jeder stellt sich in eine andere Ecke, klingelt mit einer in der linken Hand habenden Glocke und drückt mit der rechten Hand die Pistole ab, sobald ein vor dem Zimmer stehender Sekundant Feuer ruft." Der blinde Mann war freilich ganz Soldat, aber dieser Einfall, sich Genugthuung zu verschaffen, charakterisirt die Schnelligkeit, womit der exaltirte Blinde handelte; und dies ganze Benehmen scheint mir um so mehr in der Natur des Blinden zu liegen, da Milton, dieser blinde Dichter, den Simson in seinem Trauerspiele, worin er uns diesen jüdischen Helden als Gefangenen der Philister schildert, einen Ne-

sen unter den Philistern, der ihn höhnt, zum Zweikampfe in einem dunkeln Orte, worin keiner dem andern ausweichen könne, herausfordern läßt.

Die Phantasie des Blinden wirkt bei manchen Leidenschaften mit einer der Moralität höchst nachtheiligen Heftigkeit, eine Bemerkung, die ich vorzüglich in Betracht des Geschlechtstriebes bei verschiedenen Blinden bemerkt habe; denn es ist sehr natürlich, daß, sobald der Blinde auf sinnlichen Genuß fällt, er gerade, weil er weniger Sinne zu dessen Befriedigung hat, mit diesen ihm noch übrigen Sinnen um so thätiger ist. Alle Blinden essen gewöhnlich viel, weil ihnen der Wohlgeschmack einigen Genuß gewährt; und mir sind Blinde bekannt, die sich gerne berauschen. Ich habe einen Blinden gekannt, der beinahe wie Gramfaibus des Leonhard Wächter mit ganzer Seele, ja sogar sich krank essen konnte. Ueberhaupt ist der Blinde gewöhnt, sich nicht selbst vorzulegen, und ich pflege deshalb alles, was mir vorgelegt wird, aufzuessen, ob ich gleich, wenn ich eine Sache, die mich interessirt, im Kopfe habe, gar nicht an das denke, was ich esse, so daß ich am Schlusse der Mahlzeit, wenn man mich fragen sollte, was ich gegessen habe, mich zuweilen erst darauf besinnen müßte. Noch ärger geht es mir, wenn ich in einer Gesellschaft bin, wo ich mich heiter fühle. Während des lebhaften Gespräches esse ich schnell, ohne daran zu denken; und in meinen jüngern Jahren fühlte ich davon keine Unbequemlichkeit; jetzt aber habe ich mir theils um meiner Gesundheit willen, theils um nicht aufzufallen, einige Aufmerksamkeit zur Pflicht gemacht. Auf ähnliche Weise

geht es mir beinahe im Betreff des Trinkens, wenn mein Nachbar mir immer das Glas vollschenkt; und ich würde daher jeden Blinden, besonders wenn er starke Getränke nicht zu vertragen im Stande ist, als Erzieher bei Zeiten darauf aufmerksam machen. Die schrecklichste aller Leidenschaften ist für den Blinden das Erwachen des Geschlechtstriebes. Von der einen Seite arbeitet seine Phantasie, von der andern wirken seine moralischen Grundsätze. Seine Phantasie wird durch nichts gestört; die entfernteste Veranlassung regt sie auf; Moralität bewegt ihn nun, beständig über sich zu wachen, und dieses giebt ihm eine ganz eigenthümliche Stimmung. Siegt die Moralität, so ist er doch immer in einem peinlichen Verhältniß; er muß sich unaufhörlich beobachten, kann sich nicht wie der Sehende zerstreuen, muß die entfernteste Veranlassung, weil seine Phantasie ungleich thätiger ist, vermeiden, und hiedurch entsteht eine gewisse Beängstlichkeit, Unzufriedenheit mit sich selbst und das Verzweifeln an eigner Kraft; siegt die Moralität nicht, dann reißen den Blinden seine Leidenschaften zügellos hin. Ich kannte einen Blinden, der in einem Alter von 14 Jahren sich so wenig zu verheimlichen wußte, daß, da ich ihn mit Theilnehmung auf die Blößen, die er hiedurch gab, aufmerksam machte, er mir ganz aufrichtig gestand, daß er mit der höchstmöglichsten Anstrengung über sich zu wachen glaube und sich bei dem besten Willen nicht zu mäßigen, nicht einmal zu verheimlichen im Stande sey. Doch gebe ich auch zu, daß bei diesem Jünglinge die nämlichen Uebel statt fanden, wodurch auch bei Sehenden

frühes Erwachen des Geschlechtstriebes herbeigeführt wird. Ich kannte vormals einen Blinden, der sich einen Harem unterhielt. Es scheint daher doppelte Pflicht des Erziehers, allem, was den Geschlechtstrieb rege machen kann, entgegen zu wirken, jede Veranlassung dazu, so viel als möglich, zu entfernen, und selbst durch Religion, durch Grundsätze der Moralität, durch Regemachung des Ehrgefühls, der Besorgniß lächerlich zu werden, und der Achtung, die man sich selbst schuldig ist, der Sinnlichkeit entgegen zu wirken.

Zwei Fehler der Blinden sind die beiden Extreme: Mißtrauen und Offenheit. Ersteres ist Folge der Unterdrückung, des Zurücksetzens, oder überhaupt der schlechten Behandlung, die der Blinde erdulden mußte, und es ist schwer, wenn ein Mißtrauen einmal in der Seele der Blinden gewurzelt hat, solches zu vertilgen. Allein der bei weitem größere Theil der Blinden sündigt durch Offenheit und Freimüthigkeit, die, wie ich schon vorhin angeführt habe, ihren Grund darin hat, daß der Blinde das nicht erblicke, was andere Menschen zurückschreckt, schüchtern oder behutsam macht. Dies letztere hat für den Blinden oft die nachtheiligsten Folgen, und eine Unvorsichtigkeit, die höchstens in seiner individuellen Lage als Blinder ihren Grund hat, wird nicht selten als Unbesonnenheit und Sittenlosigkeit ausgedeutet. So bin ich in einiger Verlegenheit, wenn mich jemand auf der Straße anredet und nahe an mich tritt. Da der Punkt, auf dem ich stehe, mir nicht so genau bekannt ist, so bin ich, um denjenigen, mit dem ich spreche, nicht an den Kopf zu stoßen, nur eine kleine unbedeutende Verbeu-

gung zu machen gezwungen; und ich weiß, daß man mir dieß schon als eine Unhöflichkeit angerechnet hat. Raubt man dem Blinden seine Offenheit, so wird er vielleicht zum Mißtrauen hingeleitet; und wenn ich zwischen beiden Uebeln die Wechselwahl haben soll, so will ich lieber, wie dieß wirklich bei mir der Fall ist, zuweilen durch Offenheit verstoßen, als durch beständiges Mißtrauen mich und meine Nebenmenschen quälen. Uebrigens aber erkläre ich den für den glücklichsten Blinden, der die Mittelstraße geschickt zu treffen vermag. Nur würde ich's dem Lehrer verdenken, der, um dem Blinden seine zu große Offenheit zu nehmen, ihn mit der Tücke, Hinterlist, Heuchelei und Schadenfreude der Menschen bekannt machen wollte. Der Blinde wird bald auch den guten Menschen verkennen; mit seinem Glauben an menschliche Tugend würde er zugleich seine Zufriedenheit verlieren, und ich gestehe, daß ich lieber hin und wieder zu kurz kommen, als beständig durch Furcht und Besorgniß, getäuscht und gemißbraucht zu werden, gepeinigt seyn will. Ueberhaupt aber glaube ich, daß, wenn ein Blinder so weit kommen sollte, seinen Glauben an die Menschheit, Tugend und Unsterblichkeit zu verlieren, er einer der schrecklichsten Menschen werden könnte, weil alsdann nur noch sehr wenig in der Welt übrig wäre, wodurch sein Herz sanft und mild gestimmt werden könnte; und da dem Blinden schon ohnedin sein Leben gleichgültig ist, so würde es ihm unter den angezeigten Voraussetzungen völlig lästig werden, folglich würden ihn selbst nicht einmal Besorgnisse für seine eigene Existenz von irgend einem Schritte zurückhalten

können; ja bei der Beharrlichkeit, womit der Blinde seine Pläne verfolgt, würde ihm vielleicht nichts zu theuer, nichts zu kostbar, und bei der Schnelligkeit und dem Jähzorne, die den mehresten Blinden eigen sind, jeder seiner Schritte um so gefährlicher werden. Die Schnelligkeit des Blinden hat, wie ich schon berührte, ihren Grund in der Nothwendigkeit, jeden Augenblick auf etwas Unvorhergesehenes gefaßt seyn zu müssen, und fällt alle Schonung seiner selbst weg, so glaube ich, daß der Blinde schon hiedurch ein nicht zu verachtender Gegner wird, besonders da er in seiner Abgezogenheit mit desto größerer Lebhaftigkeit und Anstrengung jedes Hülfsmittel und jeden Ausweg aufzuspähen strebt. Der Jähzorn des Blinden hat seinen Grund gleichfalls in der Lebhaftigkeit, womit er einen Gegenstand auf das innigste umfaßt. Da ihm dieser nur einzig gegenwärtig ist, der Sehende aber nicht immer das nämliche Interesse dafür fühlt, zum Theil schon deshalb, weil er, durch mehrere Gegenstände zerstreut, nicht wie der Blinde nur immer für eine einzige Idee lebt, so entsteht schon hiedurch sehr leicht beim Blinden, wenn die Sache nicht nach seinem Sinne geht, ein gewisser Unwille; und da ihn von dem einmal gefaßten Gedanken nichts zurückbringt, kein äußerer Gegenstand an Mäßigung erinnert, so geht dieser Unwille bald in Heftigkeit und Jähzorn über. Nur durch zweckmäßige Ausbildung seines Geistes erlernt der Blinde sich mäßigen; und der Erzieher erzeugt ihm eine große Wohlthat, der ihn beständig über sich wachen, die Ausbrüche seiner Leidenschaften mäßigen

und selbst Unrecht geduldig ertragen lehrt. Die schrecklichste Unvorsichtigkeit aber wäre es, wenn der Erzieher als Bewegungsgrund zu Letzterm dem Blinden seine Hülflosigkeit und seine Ohnmacht, sich beinahe nicht vertheidigen und rächen zu können, anschaulich machen wollte; denn die kraftvollsten Blinden würden gerade hiedurch zu dem Gedanken aufgereizt werden, sich diesem Gefühl zu entwinden; und jeder Versuch, demjenigen, der sie angreift, die Spitze zu bieten, würde für sie einen großen Reiz erhalten. Ich gestehe, daß es einen Zeitpunkt meines Lebens gab, wo ich gerade, weil man mich schrecklich drückte, dieser Stimmung nahe war und ich mich nicht ohne Mühe zu der Ueberzeugung umstimmen konnte, daß es des guten Menschen würdiger sey, lieber ein Unrecht zu erdulden, als durch unaufhörliche Erinnerung an das erlittene Unrecht sein Herz mit Groll und Widerwillen gegen die Menschen zu erfüllen. Rache habe ich mir, weil ich dazu wirklich einen gewissen Reiz in der Seele empfunden habe, jederzeit streng versagt; glaube aber, daß aus den angezeigten Gründen, weil der Blinde jedes ihm zugefügte Leiden als einen Zuwachs seines bereits so großen Druckes äußerst lebhaft fühlt, auch dieses schon einen gewissen Hang zur Rache entzünde, besonders, da bei jeder Beleidigung zugleich wenigstens die dunkle Idee rege wird, daß in ihr auch zugleich eine Verachtung des Blinden wegen seiner Hülflosigkeit enthalten sey. Da uns aber Rache strafbar macht, ohne uns zugleich glücklich zu machen, und der Blinde wenigstens in seiner Dunkelheit das Bewußtseyn eines unstrafbaren

Wandels zum Begleiter haben sollte, so muß der Erzieher selbst Bitterkeiten, kleine Ausfälle, Spöttereien des Blinden sogleich im wahren Lichte darstellen, um ihn hiedurch selbst von jeder Aeußerung des Unwillens zur Geduld zu gewöhnen, und überhaupt ein gewisses Selbstgefühl zu erzeugen streben, daß es edler und des guten Menschen würdiger sey, Kränkungen und Unrecht zu dulden, als zu vergelten oder zu erwiedern.

Ich habe in diesem Abschnitt so manches zusammengestellt, welches nicht im Knabenalter völlig zur Reife kommt, worauf aber der Erzieher des Blinden schon von Jugend an bei seinen Zöglingen Rücksicht nehmen und mit dessen zunehmenden Jahren immer lebhafter wirken muß. Vieles sind nur Fingerzeige, und ich setze voraus, daß der Erzieher des Blinden hinreichende pädagogische Kenntnisse und Scharfblick genug besitze, um alles, was in ähnlichen Fällen bei Sehenden anwendbar ist, zu kennen, und dieses wieder, so wie es für den Blinden erforderlich ist, zu verändern und anzuwenden.

Siebenter Abſchnitt.

Wiſſenſchaftliche Erziehung des Blinden.

Der Wunſch, mit ſeinem Zöglinge zu glänzen, iſt beinahe allen Lehrern gemein, um wie viel mehr iſt dies eine Klippe für den Lehrer des Blinden, deſſen Bemühungen man, wenn ſie nur einigermaßen gelingen, um ſo lebhafter anſtaunt. Ich fürchte daher ſehr, daß der Lehrer des Blinden häufig in die Verſuchung kommen möchte, den wirklichen Unterricht blos in eine Art von Abrichtung zu verwandeln. Nur ein Blinder, der vormals geſehen hat, kann es ganz fühlen, welche unendliche Vortheile damit verknüpft ſind, ſelbſt leſen und ſchreiben zu können. Es wäre ein großes Glück für den Blinden, wenn man dieſes auch für ihn möglich machen könnte; allein bey unſerer Art zu drucken und zu ſchreiben ſehe ich dieſe Möglichkeit nicht ein. Ich habe mich lange ſchon mit einem Gedanken umhergetragen, worin mir etwas Wahres zu liegen ſcheint, mit dem ich aber noch nicht aufs Reine gekommen bin. Es iſt folgender: die Sprache beſteht aus Tönen, und Töne ſind eigentlich nur dazu geeignet, um durch den Sinn des Gehörs auf meinen Geiſt zu wirken. Durch die Erfin-

dung der Buchstaben ist die Sache des Gehörs Sache des Gesichts geworden, und der Ton wird vermittelst der Tonzeichen durchs Auge auf meine Seele wirksam. Sollte es nun nicht möglich seyn, Tonzeichen zu erfinden, die auf Gefühl und Gesicht gleich wirksam und doch nicht schwieriger, kostbarer, mühsamer und mit einem grössern Zeitaufwande verknüpft wären, als es unsere Buchstabenschrift ist? Wer dieses Problem auflösen könnte, würde einer der grössten Wohlthäter der Blinden seyn. Bis jetzt ist jede Methode zu lesen für Blinde immer nur eine wenig bedeutende Sache. Herr Hauy zu Paris hat Bücher für Blinde drucken lassen, so daß nur eine Seite des Papiers bedruckt ist und die Buchstaben, auf der andern Seite hervorgetrieben, durchs Gefühl kenntlich sind; aber die Zahl der Blinden ist verhältnißmäßig so gering, daß um ihrentwillen wohl nicht viel solcher Bücher gedruckt werden können. Deshalb kann diese Methode nie viel leisten; sehr schätzbar aber ist der Gedanke des nämlichen Mannes, mit Hülfe stählerner Stempel und auch eines Instrumentes von Elfenbein Umrisse zu zeichnen, die nachher der Blinde durchs Gefühl erkennen kann. Den Blinden gewöhnliche Buchstaben der Buchdrucker zusammensetzen zu lehren, kann ihn, wenn er, wie zu Paris, als Setzer bei den Druckereien angestellt wird, sein Brodt schaffen. Es ist die Erlernung dieser Zusammensetzung beinahe nothwendig, um den Blinden lesen zu lehren, kann aber, um andern seine Gedanken mitzutheilen, wenig fruchten. Denn wer das ganze Geschäfft des Setzers und die zweckmäßige Einrichtung der Schriftkasten kennt, der wird es auch zugeben,

daß der Blinde zu ſehen im Stande ſey; aber auch hier kommt Zeitaufwand und Mühe nicht mit dem Nutzen in Verhältniß. Um dem Blinden einen Begriff vom Leſen zu machen, damit ſich ſelbſt der Blindgeborne vorſtellen könne, wie dies zugehe, dazu iſt dieſes hinreichend; auch dient folgende Methode zu dieſem Zwecke. Man nehme einen Zylinder, der 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer hat, lege auf dieſen Zylinder 24 Ringe, auf jedem Ringe ſind die Buchſtaben des Alphabets mit eiſernen Stempeln in Kartenpapier geprägt und zugleich ein Komma, Kolon, Punkt und leeres Spatium befindlich. Ein ſchmales Blech in Form eines Halbzirkels bedeckt die Hälfte der Ringe, die andere Hälfte kann der Blinde ungehindert berühren und umdrehen. In der Mitte des Halbzirkels von Blech iſt der Länge nach ein Einſchnitt, ſo breit als ein Buchſtabe; in dieſen legt der Blinde den Finger und dreht von der andern Seite die Ringe ſo lange, bis er dieſen Finger wegnehmen und das darunter ihm aufgegebene Wort zeigen kann. So würde bei dem Worte Gott der erſte Ring ſo lange gedreht werden, bis G, der zweite bis O, der dritte bis T, und der vierte gleichfalls bis T unter dem Finger gekommen wären, und nach der Wegnahme des Fingers wären nun die Buchſtaben unter dem Einſchnitt lesbar. Die blinde Salignac lernte leſen, indem ſie aus Papp geſchnittene Buchſtaben betaſtete, ſie nachher neben einander legte, ſo daß Worte und Sylben daraus entſtanden. Der oft angezeigte blinde Chemiker lehrte ſeinen Sohn durch geſchnitzte Charaktere leſen. Der Abbe de l'Eppée bediente ſich, um den Blinden leſen

zu lehren, eiſerner Buchſtaben. Der blinde Schönberger ließ die orientaliſchen Buchſtaben aus Eiſendraht formen und lehrte nachher ſeine Zuhörer dieſe Sprachen leſen. Hauy bedient ſich, um den Blinden die Ausſprache und zugleich die Kenntniß der Buchſtaben zu lehren, kleiner Täfelchen, auf denen aus Blei gegoſſene Figuren befeſtigt ſind. Die letzte Sylbe dieſer Figur enthält den Namen des Conſonanten, ſo wie, im Deutſchen, Rübe in der letzten Sylbe den Buchſtaben B, Wiege den Buchſtaben G benennt. Die Vocale aber müſſen durch die erſte Sylbe der abgebildeten Figur ausgedrückt werden. So enthält Ameiſe in der erſten Sylbe das A; Elephant in der erſten Sylbe das E; und indem der Lehrling die Figur und den Buchſtaben betaſtet, erlernt er durch die daneben gelegte Figur den Namen, zum Theil auch die Ausſprache des Buchſtabens, erlernt auch durch Zuſammenſtellung der Figuren das Buchſtabiren; und ich bin gegenwärtig ein ſolches Figuren-Alphabeth für die deutſche Sprache machen zu laſſen beſchäfftigt. Damit der Blinde ſich durchs Gefühl die Kenntniß der Buchſtaben erwerbe, legt ihm Hauy zuerſt große, dann immer kleinere Buchſtaben vor, bis das Gefühl hiedurch ſo verfeinert iſt, die auf die vorhin angezeigte Weiſe für die Blinden gedruckten Bücher, deren Buchſtaben nicht größer als die gewöhnlichen ſind, zu leſen, und der berühmte Pferdearzt Kerſting, der eine Zeitlang blind und taub war, aber eine ſo eigenthümliche Organiſation hatte, daß er durchs Gefühl hörte, was ſeine Frau ſprach, wenn ſie ſeine Hand leiſe an ihren Mund hielt, dieſer ſonderba-

re Mann, der Gehör und Gesicht wieder erhielt, bei der Wiedererlangung desselben aber auch zugleich sein feines Gefühl verlor, lernte während seiner Blindheit die Buchstaben der mit grober Schrift gedruckten Bücher durchs Gefühl erkennen. Der Blinde, der es so weit wie Letzterer gebracht hätte, nur dieser kann vom Lesen selbst einen vorzüglichen Gebrauch machen, welches sich jetzt auf die wenigen für Blinde gedruckten Bücher, auf die nach dem Beispiel der Salignac für Blinde geschriebenen Briefe, die nur auf einer Seite geschrieben und deren Buchstaben nachher mit einer Stecknadel durchstochen waren, oder auf diejenigen Briefe beschränkt, die Herr Haüy den Blinden mit auf der einen Seite erhabenen Buchstaben, die vermittelst eines Griffels eingedrückt werden, schreiben lehrt, oder auch auf solche Briefe, die mit einer klebrichten Materie, z B. Gummi, geschrieben und durch darüber gestreuten Feilstaub oder Sand fühlbar gemacht werden.

Jetzt aber kann alles dieses nur einzig dazu dienen, um den Blinden das Lesen in Hinsicht aufs Schreiben zu lehren; denn bei der größten Fertigkeit, die er sich in allen den angezeigten Handgriffen zu eigen gemacht hätte, bleibt ihm doch ein Vorleser unentbehrlich. In Betreff des Schreibens aber stößt der Blinde bald wieder auf unzählige Hindernisse und wird jederzeit ungleich besser dabei fahren, seine Gedanken einem andern in die Feder zu sagen, als sie selbst niederzuschreiben. Da es aber doch wohl Gelegenheiten geben könnte, worin der Blinde sich nicht gern einem Dritten im Betreff seiner Correspondenz überlassen würde, da es wohl

möglich ist, daß ein Geschäftsmann erblindet, der, wenn er schreiben könnte, sich nicht seines Amtes, wovon er vielleicht mit seiner Familie leben muß, begeben dürfte, es auch jedem gebildeten Blinden in vieler Hinsicht vortheilhaft ist, wenigstens seinen Namen zu schreiben und ihn vor Gericht rekognosciren zu können, so könnte man den wohlhabenden Blinden, dem Versuche dieser Art Freude machen, auf folgende Handgriffe leiten. Man nehme ein kleines plattes Stäbchen, das die Länge einer geschriebenen Zeile hat, und rolle das Blatt Papier darauf. Man bekommt hiedurch eine schmale geradlinichte Fläche, schreibt darauf eine Zeile, dreht, wenn diese beendigt ist, das Stäbchen um, und schreibt am Ende längs derselben die zweite. — Sobald eine andere Zeile erforderlich ist, wiederholt man dies und fährt damit so lange fort, als das Papier dazu hinreicht, worauf wenigstens die Zeilen geradlinicht und beinahe in gleicher Entfernung unter einander zu stehen kommen. Doch ist dies wohl nur für den Blindgewordenen brauchbar; denn der Blindgeborne dürfte schwerlich die Fähigkeit haben, die Buchstaben selbst richtig zu schreiben. Wie die blinde Salignac, die blos mit Hülfe eines Lineals und Bleistifts schrieb, dies Schreiben erlernte, finde ich nicht angezeigt. Die blinde Waldkirch aber lernte dadurch schreiben, daß sie hohl geschnittene Buchstaben so lange umzog, bis sie von ihrer Figur einen richtigen Begriff hatte und sie selbst entwerfen konnte; auch ließ sie sich, als sie schrieb, das Papier in einen Rahmen spannen. Der blinde Schönberger hatte sich von den aus Drath geformten Buchstaben

durchs Gefühl einen so richtigen Begriff verschafft, daß er nicht nur die Wirkung der Accente mündlich auseinander setzte, sondern auch diese orientalischen Sprachen sogar schrieb; und die von Hauy im Hospital quinze vingt unterrichteten Blinden sollen mit Fertigkeit schreiben, welches bey Hauys Prüfungen auch ein blinder Reisegefährte Fournier öffentlich zeigte. Ich, der ich vor dem Erblinden schon schreiben konnte, habe eine Vorrichtung mit Nutzen versucht, aber verworfen, weil ich das Diktiren für mich ungleich zweckmäßiger finde. Ich wählte ein dickes Brett von hartem Holze, etwas größer als ein Bogen Papier, ließ an der linken Seite einen keilförmigen Einschnitt machen und in diesem einen beweglichen Keil anbringen, den ich herauf und herunter schieben konnte. An der linken Seite des Bretts längs dem Einschnitte ließ ich Zähne einschneiden, deren jeder vier Linien von dem andern entfernt war, an dem Keile selbst aber eine Feder befestigen, wovon das andere Ende in die Zähne wie ein Sperrkegel einfiel, so daß jedesmal die Feder knackte, wenn ich den Keil um einen Zahn breit herunterschob. Oben an dem Keil war ein doppeltes Lineal, so daß zwischen diesen beiden Linealen nur zu einer Reihe Platz war. Das obere Lineal umwickelte ich mit Löschpapier und befestigte solches, damit es sich nicht verrücken konnte, vermittelst zweier Stifte oben auf dem Lineal. Im untersten Lineal war ein kleiner leicht beweglicher Keil von Metall angebracht, ungefähr von der Gestalt des Holzes, welches die Zimmerleute einen Schwalbenschwanz nennen. An diesem Keil war ein Zeiger, der bis auf den leeren Platz

zwiſchen den beiden Linealen reichte. Ueber dem Zeiger war ein kleines Loch, woran ein ſeidener Faden, an dieſem ein Ring befeſtigt war. Noch waren im unterſten Lineal zwei kleine Einſchnitte, der eine drei Linien weniger, als die Breite eines Octavblatts, der andere drei Linien weniger, als die Breite eines Quartblatts beträgt, von dem Ende der Lineale entfernt. Beim Schreiben verfuhr ich auf folgende Weiſe. Ich ſchob den Keil in die Höhe, ſo daß die Feder in den oberſten Zahn paßte. Jetzt ſchob ich das weiße Papier unter die beiden doppelten Lineale; war es ein Octavblatt, ſo ſteckte ich ein Stückchen Uhrfeder in den erſten, wenn es ein Quartblatt war, in den zweiten oder entfernteſten Einſchnitt des unterſten Lineals. Dieſes ſtieß mir, wenn ich ſchrieb, an den kleinen Finger und erinnerte mich dadurch, weil nur noch zu einer Sylbe Platz war, mich auf das Abbrechen des Worts gefaßt zu machen. Den Ring hatte ich während des Schreibens auf den kleinen Finger der rechten Hand geſteckt. Er zog vermittelſt des Fadens den Zeiger hinter die Feder, und wenn ich nun ſtille hielt oder unterbrochen wurde, ſo wies der Zeiger auf die Stelle, auf welcher ich wieder zu ſchreiben anfangen mußte. War die Reihe beendigt, ſo drückte ich mit der linken Hand auf den Keil, merkte darauf, daß er nicht mehr als einmal knackte; das mit Löſchblatt bewickelte Lineal bedeckte nun die geſchriebene Zeile, und gleich unter derſelben konnte ich die folgende ſchreiben, nachdem ich vorher den kleinen Keil mit dem Zeiger zurückgeſchoben hatte. Die Tinte mußte in einem flachen Gefäße ſeyn, worin ich, wenn eine Zeile beendigt war,

eintauchte. Eine Art zu schreiben, auf die ich zufällig gefallen bin, scheint mir selbst für den Blindgebornen möglich zu seyn. Ich las nämlich einst, daß der ostgothische König Theodorich, weil er seinen Namen nicht schreiben konnte, ihn dergestalt auf ein Goldblech schneiden ließ, daß die Züge Oeffnungen in das Blech machten. Dieses legte er nun auf das Blatt, welches er unterzeichnen wollte, und bewischte die Oeffnung mit Tinte, die nun durch die Oeffnungen des Blechs aufs Papier floß und den Namen leserlich darstellte. Wenn man nun aus starkem messingenen Blech kleine Quadrate schnitte, oben und unten der Länge nach ein Loch bohrte und in der Mitte des Quadrats einen Buchstaben einschnitte, so hätte man das Alphabet; aber man müßte dabei den Nachtheil verhüten, daß nicht, wie beim lateinischen O der von der Linie umschriebene Raum herausfiele, denn in diesem Fall würde statt des Buchstabens blos ein runder Flecken entstehen. Man müßte daher schon bei allen diesen Buchstaben eine schmale Linie undurchschnitten lassen, wodurch der von den Buchstaben umgebene Theil des Blechs mit dem Theile, der ihn umgiebt, in Verbindung bliebe. Man könnte einzelne Worte: wie der, die, das und so, dem, den, denn, in, im, daß, schon auf ein Quadrat schneiden. Ja es fragt sich, ob es nicht vielleicht Gewinn wäre, wenn man alle einzelne Sylben zusammenhängend auf Quadrate schnitte, und auf die Weise, wie die Schriftkasten der Setzer sind, müßte man einen Kasten für die Sylben, den andern für die Buchstaben haben. Die Quadrate müßten auf ihren vier Seiten äußerst geglättet seyn, damit jedes genau an das andere anpaßte. Der

Blinde fädelt ſie auf zwei Drathe auf, wovon der eine durch das Loch über, der andre unter dem Buchſtaben geht. Er hat zwei hölzerne Winkel, die da, wo ſie zuſammenkommen, ein Gelenk haben. An den Seiten der Winkel ſind kleine Löcher für die Drathe, auf denen die Zeilen ſtehen. Dieſe ſchiebt der Blinde nun in dieſe Löcher und biegt nun die beiden Schenkel um, ſo daß hiedurch der hölzerne Rahmen ſeine geſetzte Schrift umſchließt. An den Ecken, wo die Winkel zuſammen kommen, ſind Löcher. Durch dieſe geht ein eiſernes Stift, das auf jeder Seite einen Schraubenvater hat. Durch das Aufſetzen und Herumdrehen der darauf paſſenden Schraubenmütter wird der hölzerne Rahmen äußerſt feſt zuſammengezogen. Dieſes iſt deshalb nothwendig, damit die Buchſtaben äußerſt feſt aneinander ſchließen; und es müſſen deshalb auch kleine leere Quadrate von ſehr verſchiedener Größe als Spatia vorräthig ſeyn, um dadurch allen Reihen gleiche Länge zu geben und ein Wort von dem andern trennen zu können. Iſt auf dieſe Weiſe der Satz vollendet, ſo wird das weiße Papier, worauf die Schrift kommen ſoll, untergelegt. Man hat ein leeres hölzernes Quadrat von der Länge einer Reihe und nur um ein klein wenig breiter. Hierin iſt ein Bret beweglich, welches gerade die Länge und Breite der Reihe hat. An dieſem Bret iſt unten der Länge nach ein Schwamm befeſtigt. Dieſen weicht man in Tinte, ſchiebt nun von oben das größere Quadrat über die Reihe; nur dies äußere Quadrat faßt der Blinde an, damit er ſich nicht beſchmuze; zieht vermittelſt eines kleinen Griffs das Bret in die Höhe, führt nun das Quadrat auf die geſetzte Schrift und

drückt langsam den Schwamm auf jede Zeile. Damit er keine Zeile übergehe, so sind diese Zeilen durch Knöpfchen oder Einschnitte am hölzernen Rahmen kenntlich gemacht. Der Gebrauch muß lehren, wie oft der Schwamm wieder in die Tinte getaucht werden soll. Ist alles, was man gesetzt hat, damit bewischt, so trockne man mit einem andern Schwamm die überflüssige Tinte von oben hinweg. Mein verstorbener Freund Fest schrieb mir, daß ein blindes Fräulein von Pünau einzelne gedruckte Buchstaben sich in besondere Fächer gelegt habe; sie ziehe diese, wenn sie schreiben wolle, auf einen Faden, und der, welcher diese Schrift lesen wolle, dürfe nur die Buchstaben abziehen und neben einander legen; allein ich fürchte, daß bei einer solchen Art zu schreiben, wenn nicht die höchstmögliche Sorgfalt angewandt würde, hier leicht so viele Auslegungen als bei dem florentinischen Exemplar der Pandekten statt finden möchten. Wenigstens rathe ich alsdann hinter jedem Worte ein weißes Fleckchen Papier aufzufädeln. Ein anderer Versuch, durch das Einstecken kleiner Nadeln vermittelst ihrer Knöpfe Buchstaben und Worte zu bilden, hat mich auf den Gedanken gebracht, ein Blatt Papier über das Nadelkissen zu legen, dieses durchstochene Papier über ein ganzes zu halten und fein geschabten Röthel oder Kohlenstaub durch das durchstochene Papier zu streuen. Die Buchstaben werden alsdann auf dem ganzen Papier lesbar, sind aber leicht zu verwischen. Doch könnte dies zu einer geheimen Korrespondenz zwischen einem Blinden und Sehenden Veranlassung geben, wenn letzterer nämlich das durchstochene Papier, welches ihm der Erstere zugeschickt hätte, auf die angezeigte Weise sich

lesbar machte. Zur Correspondenz zwischen zwei Blinden schlage ich folgendes Mittel vor: man nehme ein Bret von beliebiger Größe, lasse darin Vertiefungen von der Breite eines kleinen Fingers und ungefähr einen halben Zoll tief machen und in diesen Vertiefungen ganz nahe bei einander kleine Löcher bohren. Nun müssen beide Blinden sich über ein Alphabet einigen. Ein Quadrat ist A, ein Rombus B, ein längliches Quadrat C u. s. f. Man schneide Stückchen Holz, die oben die angezeigten regelmäßigen Figuren enthalten, unten aber zugespitzt sind, um in die Löcher gesteckt werden zu können, und so oft ein Wort zu Ende ist, zeige man solches durch einen eisernen Stift an. Blinde, die an einem Orte wohnen, werden sich durch ein solches zugeschicktes Bret mit einander verständigen; auch könnte dies wie eine Art von Schreibtafel dienen, wodurch der Blinde sich manches, damit er es nicht vergäße, aufzeichnen könnte.

Ich gebe es gern zu, daß alles dieses nur ein Nothbehelf sey, und ich würde daher in keinem Erziehungsinstitut für Blinde auf diese Künste großen Werth setzen, sondern sie blos denjenigen lehren, der einiges Interesse dafür fühlte; doch würde ich es erst durch Versuche ausmitteln, ob es nicht rathsam sey, einen jeden nach Klems und Hauys Methode schreiben zu lehren. Klein schnitt die Buchstaben aus Pappe, ohngefähr drei Zoll lang, ließ sie aus Wachs nachbilden und zwar allmälig immer kleiner machen. Nun ließ er Buchstaben aus Chartenpapier auf Preßspäne leimen, und die außerordentliche Glätte dieses Grundes machte

ſie fühlbar. Indem aber nun der Blinde ſolche Leiſten zwiſchen eine hiezu eingerichtete Tafel ſchob, ſetzte er Sylben und Buchſtaben zuſammen. Zum Erlernen des Schreibens dient eine kupferne Tafel mit ſchmalem Rande und mit Wachs gefüllt. Hierin werden die Buchſtaben vertieft vorgeſchrieben, und es wird, um das Schiefſchreiben zu hindern, jede Reihe von der andern durch einen Eiſendrath getrennt. Iſt die Tafel vollgeſchrieben, ſo wird ſie auf Kohlen gelegt und das flüßig gewordene Wachs hiedurch wieder geglättet. Noch wohlfeiler könnte der Rand einer hölzernen Tafel voll Wachs gegoſſen und durch eine darüber geführte Rolle, wenn es erforderlich wäre, wieder geglättet werden. Beym Schreiben auf Papier wird auf ein weiches Leder das weiße Papier, auf dieſes ein ſchwarzes abfärbendes, und über das letztere ein dünnes Chartenpapier gelegt, worin der Länge nach Spazien für die Reihen geſchnitten ſind. Durch das Schreiben mit einem Stift drücken ſich vertiefte Buchſtaben, die zugleich durch die Schwärze des obern Papieres gefärbt werden, in das unterſte weiße Papier ein. Nach Hauys Methode werden zwei Breter, eins über das andere, vermittelſt zweier eiſernen Gelenke befeſtigt. Das oberſte iſt in Form eines Rahmens ausgeſchnitten, und Dräthe, quer durch dieſen Ramen gezogen, bezeichnen die Entfernung der Reihen. Ein weißes Papier wird unter einem geſchwärzten und über dies wieder ein weißes Papier in die Höhlung des Rahmens unter die Dräthe gelegt; das ſchwarze Papier aber iſt nur von einer Seite durch Seife, womit man Ruß vermiſcht hat, angeſchwärzt. Sind dieſe Papiere gehörig übereinander ge-

legt; so schließt man die beiden Preter vermittelst zweier Häkchen fest an einander und schreibt nun vermittelst eines gläsernen oder stählernen Stifts auf dem obersten weissen Papier. In diesem werden die Buchstaben eingedrückt, in dem untersten Papier, welches man noch vorher glättet, durch die Schwärze abgefärbt. Letzteres ist für den Sehenden, das oberste Papier mit den eingedrückten Buchstaben für den Blinden. Der gebildete Blinde, der dies obere Papier lesen kann, ist dadurch seine Hand vor Gericht zu rekognoscieren, und jeder Richter, dem es vorgelegt wird, sich selbst auf das genaueste zu überzeugen im Stande, ob die geschwärzten Buchstaben mit den erhabenen Buchstaben völlig übereinstimmen, und der Blinde darf nur beeidigen, daß er beide Exemplare zugleich und außer diesen keine andre über den nämlichen Inhalt geschrieben habe. Zu seinem Namen kann sich der Blinde zweier kleinen Bleche bedienen, die hinten ein Gelenk haben und vorne verschlossen sind. In jedem dieser beiden Bleche ist ein längliches Quadrat, so groß wie der Name, beide genau auf einander passend eingeschnitten. Der Blinde legt zwischen diese beiden Bleche ein geschwärztes Papier und verschließt sie; schreibt seinen Namen, indem er das Blech auf das weiße Papier legt, innerhalb des Quadrats mit einem scharfen Stift, wodurch der Name zugleich geschwärzt und erhaben wird. So lange diese Erhabenheit fühlbar bleibt, kann er sie selbst lesen, auch kann er mit Hülfe dieses Blechs seinen Namen in Gegenwart des Richters schreiben, und ein Schreibmeister kann so wie beim Sehenden, die Gleichheit der Züge prüfen. Die Vortheile dieses Schreibens hier weitläuftig auseinander

ander zu ſetzen, wäre überflüßig; ich ſage blos, daß mir mancher Gedanke und Entwurf verloren gegangen iſt, weil ich ihn nicht gleich anmerken konnte, und manche Sentenz, manche einzelne Stelle eines Dichters hat mich in den ſchrecklichſten Stunden meines Lebens aufgerichtet, und wie leicht wird es nun dem Blinden gemacht, ſich ſolche Stellen aufzuzeichnen. Oft beſteht jetzt der ganze Religionsunterricht des Blinden darin, daß ihm die Catechismus-Lehren ſo lange vorgeſagt werden, bis er ſie auswendig weiß. Wie verſchieden aber würde nicht hievon ſein Religionsunterricht ſeyn, wenn er ein kurzes Compendium, ohngefähr wie dasjenige, welches hier der Freund Kants, der Diakonus Waſianski, herausgegeben hat, mit erhabenen Buchſtaben gedruckt leſen und ſich dabei des mündlichen Commentars erinnern könnte. Ich wiederhole es indeß, daß nach meiner Meinung nicht durchaus jeder Blinde, ſondern nur der, welcher Luſt und Fähigkeit dazu hat, im Leſen und Schreiben unterrichtet werden müßte.

Ungleich größern Werth aber ſetze ich auf die Uebungen im Rechnen, weil durch ſie das Gedächtniß und die Aufmerkſamkeit unendlich gewinnen. Die Saunderſonſche Methode mit den Würfeln entlehne ich hier aus Clemms mathematiſchem Lehrbuche §. 367. Statt der neun Zahlzeichen wählte er neun Quadrate oder Vierecke, deren jedes in vier kleinere eingetheilt war, durch welche Eintheilung er neun Durchſchnitte des größern Quadrats bekam, in welche Durchſchnitte er die neun Einheiten der Zahlen alſo ſetzte, daß er in die Mitte des großen Quadrats eins, gerade oben 2, zur Linken der

2 weiter 3, herabwärts 4 u. ſ. w. ſetzte, bis alle 9 Zahlen in die Durchſchnitte des Quadrats kamen. Um nun damit rechnen zu können, ließ er ſich für die neun Einheiten neun ſolche Quadrate machen, davon jedes nur in der ihm angewieſenen Stelle die für dieſe Stelle gehörige Einheit enthielt; das zehnte Quadrat war eine Null, wo in der Mitte die Null befindlich ſeyn mußte. Weil er aber durchs Gefühl rechnete, ſo ließ er in die neun Durchſchnitte des Quadrats kleine Oeffnungen bohren, daß eine Stecknadel darinnen Platz hatte; die mittelſte Oeffnung für die Null, wenn keine Eins da war, ließ er etwas größer bohren und ſteckte jedesmal die größte Stecknadel darein. Wollte er nun eine Zahl durchs Gefühl leſen oder mit mehreren rechnen, ſo ſetzte er ſeine Quadrate und kam damit durch die Uebung ſo ſchnell zurecht, als man mit ſehenden Augen immer hätte zurecht kommen können. Zur nähern Erläuterung verweiſe ich noch auf die Figur 2, 3 und 4 im angezeigten Lehrbuche.

Ich gab dem nachſtehenden Verfahren, nicht weil ich glaubte, einen Mann wie Saunderſon durch meine Methode übertreffen zu können, ſondern vielleicht blos deshalb, weil ich mehr daran gewöhnt war, den Vorzug. Ich ließ mir eine Tafel machen und darauf in gerader Linie neben einander kleine Löcher bohren; eine kleine der Länge nach laufende Leiſte, ungefähr ein Paar Linien breit, trennte jede Reihe Löcher, die von oben nach unten liefen. Unten an der Tafel war ein länglicher Kaſten mit 10 Fächern; hier hatte ich Stäbchen mit zehn verſchiedenen Arten von Knöpfchen, die

oben aber alle platt waren. Auf jeder Fläche waren, damit der Sehende mich controlliren konnte, eine von den Zahlen Eins bis Neun oder eine Null geschrieben. Ich kannte nun an den Knöpfen die Stäbchen, steckte sie in die Oeffnungen, und nun war dies Exempel mir und jedem Sehenden anschaulich. Nun rechnete ich, steckte immer frische Stäbchen, und statt eine Zahl auszustreichen drehte ich sie seitwärts; denn, hätte ich sie völlig umgedreht, so würden 6, 9, 0, welche letztere ich sehr oval hatte schreiben lassen, in den Augen dessen, der mich rechnen sah, Verwirrungen gemacht haben. Vom Nutzen dieser Methode halte ich mich um so vollkommner überzeugt, weil ich selbst einen Sehenden auf diese Art rechnen lehrte. Ich bediente mich dieser Tafel noch zu einem andern Gebrauch. Die Löcher gingen ganz hindurch; nahm ich nun die Seite, auf welcher keine Leisten waren, so konnte ich mit meinen Stäbchen beinahe alle mathematische Figuren abstechen. Nahm ich nun eine Schnur mit Kreide bestrichen, umschlang damit meine Figuren und drückte alsdann die Schnur auf der Tafel ab, so war, nachdem ich die Stäbchen herausgeworfen hatte, die Figur auf der Tafel gezeichnet.

Bei krummlinichten Figuren bediente ich mich eines etwas dicken und locker gedrehten Stricks, den ich fest um die Stäbchen zog, und ich vermied es dadurch, daß die Figuren nicht eckicht wurden. Das Mehreste aber muß Uebung im Kopfrechnen thun. Ehe ich so glücklich war, in die Lage zu kommen, mich fremder Augen bedienen zu können, indeß sich doch mein Geist

nach Beschäfftigung sehnte, gewöhnte ich mich zu meiner Unterhaltung daran, große Exempel im Kopfe zu berechnen, und ich hatte es damals, welches nur aber jetzt nicht zu leisten möglich ist, so weit gebracht, eine Kubikwurzel von einigen Zahlen im Kopfe extrahiren zu können; und der blinde Professor Freiherr von Holtz hat es hierin noch weiter gebracht. Ein vorzüglicher Apparat zum Rechnen ist das bei den gemeinen Russen übliche Rechentäfelchen mit einigen Verbesserungen. In einem Rahmen ziehe man sieben Drathe, auf jeden eine beliebige Zahl Korallen, auf dem obersten die kleinsten und allmälig immer etwas größere. Jede Koralle auf dem obersten Drath bedeutet 1, auf dem zweiten 10, auf dem dritten 100, auf dem vierten 1000, auf dem fünften 10,000, auf dem sechsten 100,000, auf dem siebenten 1,000,000. Man wird vermittelst dieser Rechnungstafel die gewöhnlichen Rechnungsarten ohne Brüche sehr leicht rechnen können. Hauy läßt den Blinden gegossene Zahlen in ein Bret stecken, welches der Länge nach Einschnitte hat, und dies gewährt den großen Vortheil, das Exempel abdrucken zu können.

Bei fähigen Blinden versuche man, sobald man mit der Arithmetik aufs Reine ist, Unterricht in der Geometrie. Ich berufe mich auf dasjenige, was ich schon vom Zeichnen geometrischer Figuren durch Wachsstöcke gesagt habe; und daß man die geometrischen Körper und die geometrischen Lehrsätze, in Holz geschnitten, alle mechanischen Körper, die Säulenordnungen u. d. m. durchs Gefühl anschaulich machen kann, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Bei talentvollen Blinden kann man nun den Unterricht in der Physik hinzufügen, da das Beispiel des Dr. Moyes und des oft angeführten Blinden Chemikers zeigen, daß auch dem Blinden der Zugang zu dieser Wissenschaft nicht völlig verschlossen sey. Ich würde als Lehrer mit Experimenten anfangen, diese erklären und so weiter fortschreiten, z. B. ich würde etwas Lykopodium und kleine Papierschnitzel vor dem Blinden hinlegen und nun anfangen: es giebt gewisse Körper, die, gerieben, leichte Körper an sich ziehen; wie z. B. diese Stange Lack, welche jetzt der Blinde reiben und die angezeigten Gegenstände davon anziehen lassen müßte; manche dieser geriebenen Gegenstände geben, wenn sie andern genähert werden, einen Funken mit einem Geknister von sich. Nun ließe ich den Blinden ein großes Stück Bernstein reiben, führe mit einem gewöhnlichen Ausleder dagegen und machte ihm das Knistern des Funkens hörbar. Jetzt würde ich Versuche mit der Glasröhre anstellen, ihn mit positiver und negativer Elektricität, und so stufenweise mit der ganzen Wissenschaft bekannt machen. Doch gestehe ich, daß ich für Blinde noch einige Stücke mehr in meinen physikalischen Apparat aufnehmen würde, und zwar solche Vorrichtungen, wodurch manche Gegenstände mehr dem Gefühl verdeutlicht werden. Jetzt würde ich zur Geographie schreiten. Die Grenzen der Länder und alle Linien des Globus ließe ich mit Oelfirniß bestreichen und nachher Sand darüber streuen. Wenn dieser getrocknet ist, so wird dem Blinden hiedurch jede Linie auf dem Globus fühlbar. Da der Oelfirniß auf Landcharten Schmutz erregt, so habe ich mich lieber des Gummi be-

dient, oder auch die Grenzen durch Nadelstiche, die Flüsse durch feine Dreiecke aus Nadelstichen, die Städte durch kleine Zirkel von Nadelstichen fühlbar gemacht. So wie man den Schüler Charten zeichnen läßt, um zu wissen, ob er einen hinlänglichen Begriff davon habe, so würde ich meinen blinden Schüler durch schmale Wachsstreifen auf einem Brete, oder, nach Hauys Methode, durch Eindrücken mit einem elfenbeinernen Instrumente in etwas angefeuchtetes starkes Papier Charten zeichnen lassen. Der blinde Viehweger läßt sich den Umriß der Länder in die Hand zeichnen und erlangt hiedurch die Fertigkeit, ihn mit Kreide ziemlich deutlich zeichnen zu können; und Corsepius verfertigt sich genähte Charten, worin er die Grenzen und Flüsse durch Fäden und die Städte nach Verhältniß ihrer Größe oder Wichtigkeit durch größere oder kleinere Knoten bemerkt. Hauy läßt mit Eisendrath, der, so wie die Grenzen der Länder laufen, auf ein Bret befestigt wird, und mit dünnerm Eisendrath, der den Lauf der Flüsse bezeichnet, in angefeuchtetem Papier, welches eine weiche Unterlage hat, Landcharten abdrucken. Klein ließ gewöhnliche Landcharten ausschneiden, auf starken Papp kleben, und alsdann wieder in die übrige auf einen Royalbogen aufgezogene Charte einkleben, wodurch das Land erhöht und das Meer oder die Grenzen, welche es umgaben, niedriger wurden. Ein Globus für Blinde würde ganz feine Dienste leisten, wenn die Meridiane mit ganz feinen Stiften, die wichtigsten darunter, z. B. über Ferro, Paris, Greenwich und den Wohnort des Blinden mit etwas größern Stiftchen, die Polarkreise, die Zirkel des Krebses und Steinbocks

so wie der Aequator, durch Draht, die Gränzen der Länder durch Gummi und darauf gestreuten Sand kenntlich würden. Um sich nach der Himmelsgegend auf der Charte zu orientiren, hat Klein eine Magnetnadel darauf gelegt, auf der die Himmelsgegenden fühlbar bezeichnet waren.

Der Unterricht in der Geschichte hat für den Blinden vielen Reiz, und, wenn er ein starkes Gedächtniß hat, keine ausgezeichneten Schwierigkeiten. Die Geschichte wird dem Blinden auch im gemeinen Leben in Betreff der Unterhaltung und Vergleichung manchen Nutzen gewähren; und der Lehrer erhält dabei zugleich auch manche Gelegenheit sich mit ihm über die Moralität mancher Handlungen, so wie über die Ursachen und Folgen der Begebenheiten, zu unterhalten und hiedurch seine Beurtheilungskraft zu wecken und zu prüfen. Von Naturgeschichte muß er schon von Jugend an, weil man ihn mit so vielen Gegenständen als möglich bekannt gemacht hat, oberflächliche Kenntniß haben; und sobald er im Denken geübt ist, wird es nicht schwer fallen, ihn mit einem System, und wie er alles darunter zu ordnen habe, bekannt zu machen. Um den Blinden zum Nachdenken zu gewöhnen, würde ich Verstandesübungen in Vorschlag bringen. Ich würde nämlich Handlungen erzählen und den Blinden über den Werth jeder Handlung urtheilen lassen, seine Meinung bestreiten und ihn hiedurch bewegen, die Gründe dafür auseinander zu setzen. Ich würde ihm seine Begriffe über verschiedene Gegenstände abfragen, ihn zur Zergliederung und genauen Bestimmung seiner

Angaben gewöhnen; ich würde ihm verschiedene Fälle, worein er selbst kommen könnte, vorlegen und ihn auffordern, sich darüber zu erklären; ich würde ihm Synonymen vorsagen und mir ihre Bedeutung auseinander setzen lassen. Klassische Werke in der Muttersprache und die vorzüglichsten Arbeiten der Dichter würde ich in den Erholungsstunden vorlesen, manche Gedichte und vorzügliche Stellen der Prosaiker auswendig lernen und deklamiren lassen, hiedurch den Ausdruck und selbst das Sprachorgan auszubilden suchen und zugleich einer Gewohnheit der mehresten Blinden, die, weil sie die Menschen nicht sehen, größtentheils lauter, als es nöthig ist, sprechen, entgegen zu wirken suchen. Bei Blinden, die Talent für Wissenschaften besitzen, würde ich, wenn sie sich in ihrer Muttersprache richtig ausdrücken können, zur Erlernung einer todten Sprache schreiten und alles aufbieten, um sie mit der Grammatik einer solchen gelehrten Sprache pünktlich bekannt zu machen, die schon den großen Vortheil hat, keine Veränderung mehr zu erleiden. Mir ist in meinen jüngern Jahren die lateinische Grammatik eingebläut worden; allein ich bereue dies nicht, denn ich habe schon als Blinder Sprachen nach folgender Methode erlernt. Ich ließ mich zuerst die Buchstaben und ihre Aussprache lehren, nachher die Deklinationen und Verba vorlesen, und gab nun genau Acht, welche eigenthümliche Beugungen dabei vorkamen, lernte alsdann gewöhnlich nur eine Declination und ein Verbum und machte mich blos mit den Endungen der übrigen bekannt. Hierauf lernte ich täglich 100 bis 200 Vocabeln, ließ mir durch meinen

Lehrer etwas vorlesen und vorübersetzen und zwar so wörtlich als möglich, wodurch ich einigermaßen den Genius der Sprache kennen lernte. Sobald ich eine hinreichende Menge von Worten verstand, machte ich selbst den Versuch zu übersetzen, und, wenn ich dies ein Paar Monate lang getrieben hatte, zu sprechen. Die Grammatik ließ ich mir blos vorlesen und machte in meinem Gedächtniß drei Rubriken:

1) Die Sprache stimmt mit der Lateinischen überein,
2) ist ihr völlig entgegen oder widersprechend, und
3) hat ihre Eigenthümlichkeiten.

Unter diese drei Rubriken ordnete ich gewöhnlich das ganze Sprachgebäude und befand mich dabei sehr wohl. Doch habe ich die Erfahrung nicht gemacht, ob dies auch bei andern der Fall seyn dürfte. Hat der Blinde sich Begriffe, wissenschaftliche und Sprachkenntnisse erworben, so ist es auch Pflicht, ihn die Anwendung dieser Kenntnisse zu lehren. Man gewöhne ihn nun zum Erzählen, besonders übe man ihn, alles, was er über eine Sache weiß, sogleich sagen zu können. Der verstorbene Minister von Gaudi sagte mir einst: er habe nie in seinem Leben die Absicht gehabt Schriftsteller zu werden, sich aber schon im Militärstande daran gewöhnt, sich, wenn er ein Buch durchgelesen, den Inhalt davon aufzuzeichnen, und, wenn ihn eine Sache interessirt habe, alles, was ihm davon bekannt gewesen sey, niederzuschreiben, und hiedurch habe er sich eine Schnelligkeit und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke erworben, welcher er unendlich viel verdanke. Ich habe es mir zum Gesetze gemacht,

wenn ich in der Einsamkeit sitze, einen gewissen Gegenstand festzuhalten, und alles, was ich darüber weiß, zu durchdenken. Hiedurch gelingt es mir, vieles zu behalten, das mir sonst entfallen wäre. Auch diktire ich gewöhnlich mit großer Schnelligkeit. Doch ist auch dadurch, daß ich mich gewöhnt habe, beharrlich meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu richten, eine Art von Einseitigkeit entstanden. Mein Geist gleicht einem Instrumente, das in einem gewissen Tone gestimmt ist, und es kostet immer einige Zeit, es wieder in einen andern Ton umzustimmen. Wenn ich zum Beispiel mit Lebhaftigkeit an Ostindien dächte und einer mich unterbräche und mich etwas aus der preußischen Geschichte, das mir äußerst geläufig ist, fragte, so müßte ich mich doch immer erst wieder sammeln, um ihm bestimmt antworten zu können. Bin ich aber gerade an keine Idee gefesselt, so ist es mir sehr leicht, mich über jede Materie, die man mir vorlegt, auszulassen, und es fragt sich daher, ob diese Beharrlichkeit für einen Gegenstand nicht eher vortheilhaft als nachtheilig sey. Was ich bis jetzt von der wissenschaftlichen Kultur der Blinden sagte, scheint mir vorzüglich nur in einer Erziehungsanstalt für Blinde, bei einzelnen Blinden aber nur im Verhältniß zu ihren Vermögensumständen oder Talenten mehr oder weniger anwendbar.

Achter Abschnitt.

Erwerbsquellen der Blinden.

Die einträglichste Erwerbsquelle für Blinde bleibt die Tonkunst. Dülon, die Kirchgeßner und mehrere liefern davon die Beweise; aber nicht jeder Blinde kann sich zum Virtuosen bilden. Doch erzählt auch Meyer in seinen Briefen über Frankreich, daß täglich 6 Blinde zu Paris ein Koncert geben, welches mit Geschmack und Genauigkeit ausgeführt werde; und einzelne Blinde, die durch Musik ihren Unterhalt gewinnen, sind häufig.

Der zweite Erwerb ist Schriftstellerei. Was der ehrwürdige Pfeffel in unsern Tagen geleistet hat, ist bekannt. Doch ist dieser Erwerb zu ärmlich, um davon ganz seinen Unterhalt ziehen zu können. So habe ich für die 6 Bände meiner Geschichte Preußens, woran ich 18 Jahre lang arbeitete, 1200 Rthlr. bekommen; und da der Blinde immer einen Gehülfen bei seinen Arbeiten haben muß, so wird schon hiedurch der schriftstellerische Erwerb bei weitem nicht so einträglich, als für einen Sehenden; und ich rathe deshalb jedem Blinden aus der Fülle des Herzens, sich ihm nicht zu widmen. Der Sehende

kann sich keinen Begriff von der Mühseligkeit und Anstrengung machen, welche Arbeiten dieser Art dem Blinden kosten, von der schmerzlichen Empfindung, womit er, wie auf der Folter gespannt, unthätig da sitzt, wenn der sehende Gehülfe auch bei dem besten Willen eine Stelle, die dem Blinden unentbehrlich ist, in einem Werke vergeblich sucht. Niemand kann sich die ermattende Anstrengung denken, womit der Blinde das Vorlesen eines Werks anhört, worin ihm blos einige Stellen wichtig sind, um derentwillen er sich aber doch das Ganze vorlesen lassen muß; und bei dem niedrigsten Ersatz, den ich einem Sehenden für seine Mühe zu geben weiß, kostet mir das Durchlesen eines Buchs, sobald es wissenschaftlichen Innhalts ist, und ich mir daraus, was mir wichtig ist, notire, so viel als sein Ladenpreis, bei leichter Lektüre ungefähr die Hälfte. Daher kann ich meinen schriftstellerischen Gewinn, wenn ich mich täglich 8 bis 10 Stunden damit beschäfftige, nach Abzug aller Kosten nicht höher als auf 300 Rthlr. jährlich bringen. Ich setze dies absichtlich so ausführlich auseinander, um bei jedem Blinden dem etwanigen schriftstellerischen Kitzel entgegen zu wirken. In einem einzigen Jahre habe ich 800 Rthlr. erworben, und das für Romane. Allein ich hätte dies nicht noch zwei Jahre forttreiben können; denn ich hegte keine Vorliebe für diese Arbeit, sondern trieb sie, weil es meine Bedürfnisse erforderten. Ich mußte deshalb meine Phantasie unaufhörlich anstrengen; arbeitete mit einigem Widerwillen; wurde daher, indem ich oft Possen diktirte, zugleich schwermüthig und durch den Kampf widersprechender Gefühle, durch die Aufreizung meiner Phantasie

endlich nervenschwach; und ich rathe deßhalb jedem Blinden, sich nicht in dieses Feld zu wagen. Mehr Vergnügen wird ihm die Dichtkunst gewähren; aber wie selten ist ein Blinder, dem das Talent eines Homer, Ossian, Milton oder Pfeffel zu Theil wurde, und wie viele werden nicht, wenn sie öffentlich als Dichter auftreten, zum Gegenstande des Gespöttes werden! denn der Blinde, der empor zu streben, öffentlich aufzutreten wagt, ist in einer schrecklichen Lage. In der Entfernung erregt er Aufmerksamkeit. So stand und stehe ich noch zum Theil mit Männern in Verbindung, die weit über mein Lob erhaben sind. Auch die Menschen, die nicht Anspruch auf Wissenschaften machen, und besonders der gemeine Mann behandelt den Blinden größtentheils liebevoll; und schon an der Hand meines siebenjährigen Sohnes konnte ich, weil mir selbst derjenige, der eine Last trug, ohne Murren auswich, sicher durch die Straßen gehen. Aber bei vielen wird der Blinde nicht diese günstige Aufnahme finden. Viele werden ihm sein Emporstreben als Stolz ausdeuten, manche darüber spötteln, ja man wird den Blinden jederzeit nicht blos, wenn er eben so viel als ein Sehender, ja wenn er ungleich mehr leisten sollte, dennoch hinter den Sehenden oft selbst mit einer ins Weite gehenden Verachtung zurückstellen. Dieß ist die Erfahrung meines eigenen Lebens, und deßhalb, Ihr meine Unglücksgefährten, gab Euch die Vorsehung nur so viel Vermögen, daß Ihr keinen auszeichneten Erwerb zu suchen nöthig habt; unterlaßt es, wenn Euch die Vorsehung wirklich einiges Talent gab, unterlaßt es doch, dafern Euch Eure Ruhe, Euer Leben lieb ist,

eine Beſchäftigung zu wählen, die Euch wenig Freude, viel Angſt, Kummer und Sorge, ungeheure Anſtrengungen und Aufopferungen, und doch am Ende Eurer Laufbahn Euch die Ueberzeugung ſchaffen wird, daß Ihr, weil Ihr blind ſeyd, zurückgeſetzt werdet. Haltet mich nicht für einen ſtolzen, anſpruchsvollen Mann; ich bin in der That auf meinen wenigen Schriftſtellerruhm nicht eitel, und keiner meiner Rezenſenten hat noch eine meiner Schriften ſo ſtreng als ich ſelbſt beurtheilt. Wäre noch einiger Stolz in meiner Seele, ſo würde ich ihn mit den Worten ausdrücken können, die der ſterbende Creutz an einen ſeiner Freunde ſchrieb:

Die Nachwelt wird mich zwar nicht nennen,
und dies ertrüg ich ohne Schmerz;
doch ſollte ſie dies Herz recht kennen,
ſo ſchätzte ſie gewiß mein Herz! —

Genug von mir ſelbſt und der Schriftſtellerei. Schon habe ich berührt, daß ein gebildeter Blinder als Profeſſor und Kanzelredner Nutzen ſtiften könnte; auch glaube ich, daß ein Blinder zur Leitung des kirchlichen Geſanges als Cantor oder Organiſt angeſtellt werden könnte. Vor Alters waren hier zu Königsberg die blinden Magiſter Schönberger und Geiſinger als Kanzelredner angeſtellt. Auch war hier in meinen Schuljahren ein blinder Candidat Haunſen ein Lieblingsprediger des gemeinen Mannes, und der blinde Corſpius leitete den Geſang gelegentlich in verſchiedenen Kirchen Königsbergs und jetzt beſtimmt im Waiſenhauſe.

Eine Erwerbsquelle für den Blinden, die unter gewiſſen Umſtänden ſehr einträglich werden kann, iſt Er-

ziehung. Die Erziehungsanstalt, die der blinde Pfeffel zu Colmar errichtete, ist bekannt; und da ich mich im Jahr 1782 hier zu Königsberg wieder häuslich niederließ, gab mir der verstorbene Professor Kant den Rath, mich gleichfalls mit Erziehung zu beschäfftigen, und übergab mir auch den ersten Zögling. Ich hatte einige Jahre lang jederzeit sechs junge Leute im Hause, bei deren Aufsicht mich mein Gehülfe und noch ein besonderer Repetent unterstützten. Die Eltern waren mit mir zufrieden und von meinen Zöglingen erhielt ich manchen Beweis der Liebe. Ich lernte sie genau kennen, und daher gelang es mir, manchen von ihnen in eine Laufbahn zu setzen, die ihm seine Eltern nicht bestimmt hatten. Einem Theologen verschaffte ich die Genehmigung seines Vaters in Kriegsdienste zu treten, und er starb als ein vorzüglicher Officier; ein anderer Studirender wurde auf meine Veranlassung Kaufmann. Ich war damals unverheurathet und meine Gehülfen hatten gleich mir nicht Kenntniß des Hauswesens; dies war vielleicht der Grund, daß ich bei diesem Geschäffte so äußerst wenig gewann, daß ich es deshalb nach einigen Jahren aufgab. Meine eigene Jugendkraft schwand, und in spätern Zeiten hat mir zum Theil Muth und Geduld zur Erneurung dieses Geschäffts gefehlt. Zum Theil aber hat man auch geglaubt, daß, weil ich die Sache aus Mangel des Vermögens übernehmen wollte, ich mir den möglichst niedrigsten Preis gefallen lassen müßte. Ich habe deshalb solche Anträge sogleich zurückgewiesen, und wieder bei andern Zöglingen hat herzliche Theilnahme an allem, was sie betraf, mich so gedrungt, daß ich, um die Zahl meiner Leiden zu verrin-

gern, mich vom Erziehungsgeschäffte zurückzog. Jetzt sind mir ohne mein Zuthun wieder einige junge Leute übergeben worden, und ob ich nun wieder in die alte Laufbahn trete oder mich aufs neue von diesem Geschäffte zurückziehe, darüber wird der Erfolg mich bestimmen. Es fragt sich, ob der gebildete Blinde nicht vielleicht ein sehr guter Hauslehrer, besonders für kleine Kinder, seyn würde? Ich folgere dies wenigstens daraus, daß der blinde Schönberger einige Jahre lang Hauslehrer war, und daß meine jüngern Kinder sehr gerne um mich sind, mich jeden Augenblick, wenn sie mich unbeschäfftigt finden, zum Erzählen auffordern, und daß ich ihnen eine Menge Vocabeln, Zählen, Kopfrechnen und ähnliche Dinge spielend beibringe. Aber wenn die Kinder größer werden, so bemerken sie auch, daß der blinde Vater sie nicht sehen kann. Sie erlauben sich daher manches in seiner Gegenwart. Sobald dies dem Blinden, gesetzt auch nur, daß es unbedeutende Kindereien wären, bemerkbar wird, so kann er füglich nicht länger Privatlehrer seyn. Doch fragt es sich, ob er es nicht bleiben könnte, wenn ein Schender immer dabei zugegen wäre, und ob er in einem solchen Fall nicht auch selbst Schullehrer seyn könnte? Daß der Blinde selbst Musiklehrer seyn kann, davon giebt der blinde Wiehweger zu Mohrungen Beweise, der selbst einen meiner Gehülfen in der Musik unterrichtet hat. Durch die Richtigkeit seines Gehörs bemerkt er jeden falschen Ton, und die unrichtige Applikatur entdeckt er dadurch, daß er beim Anfange des Unterrichts zuweilen seine Finger auf die seiner Schüler legt. Der blinde Corsepius

zu Königsberg giebt gleichfalls Unterricht in der Musik, und meine Freundin, Fräulein Therese Paradies zu Wien, schrieb mir, daß sie sich auch damit beschäftige, einige junge Frauenzimmer in der Musik zu unterrichten. Als Sprachmeister ist es schwieriger; denn ich muß außerordentlich aufmerken, wenn ich mit meinem Sohne einen Klassiker übersetze, weil mir, wenn er schnell liest, die Interpunktation und hiedurch zuweilen der Sinn des Schriftstellers verloren geht. Doch habe ich auch, als ich noch häufig übersetzte, mit Hülfe zweier Sehenden, wovon der eine mir das Original vorlas, der andere die Uebersetzung sogleich niederschrieb, sehr schnell übersetzen gelernt und dabei in Vergleichung mit dem Kostenaufwande noch immer einigen Vortheil gefunden. Jetzt komme ich zu den körperlichen Arbeiten der Blinden.

Bei der Beschaffenheit unserer Zünfte dürfte schwerlich ein Blinder in eine Profession aufgenommen werden; auch glaube ich nicht, weil es meiner Meinung nach keine Kunst oder Profession giebt, die ein Blinder ohne alle Mithülfe eines Sehenden in allen Theilen verwalten könnte, und wenn er es auch wirklich zu thun im Stande wäre, so fürchte ich, daß die Sehenden ihn dabei nicht ungeneckt lassen würden. So glaube ich, daß ein Blinder alle Geschäfte in einem Gewürzladen zu verrichten im Stande wäre, weil jede Waare den bestimmten Platz hat und sich durchs Gefühl unterscheiden läßt. Die Waage dürfte nur oben an dem Ringe, worin der Waagbalken hängt, befestigt seyn; über dem äußersten Ende an jeder Seite des Waagbalkens hinge ein Faden-

an dieſem ein leichtes Hölzchen, woran zwei kleine Schellen befeſtigt wären. Sobald alſo die Zunge im Mittelpunkt ſtände, ſo würden die beiden äußerſten Enden des Waagbalkens an dieſe Schellen ſtoßen und die Richtigkeit des Gewichts bezeugen. Doch zweifle ich ſehr, daß die ſehenden Käufer dem Blinden dies Geſchäfft ungehindert verrichten laſſen würden. Zu Paris hat Hauy die Buchdruckerei zu einem Hauptgeſchäffte der Blinden gemacht; aber die theuren Preiſe der Buchdruckergeräthſchaften und die beſonders für Blinde eingerichtete Preſſe erfordern einen nicht unbeträchtlichen Vorſchuß. Der Schriftkaſten iſt für ſie ſo angeordnet, daß ihnen die Buchſtaben, die öfter gebraucht werden, näher als andere zur Hand liegen. Sie ſetzen in einem Rahmen (chassis), der einen doppelten Boden von Kupfer hat und mit verſchiedenen Reihen kleiner Löcher durchbohrt iſt, durch welche ſie vermittelſt einer Ahle die Typen durchſtecken, welche ausgehoben und geändert werden ſollen. Inwendig in dieſem Rahmen ſind zwei eiſerne Columnenſtege angebracht, die beweglich ſind, durch Schrauben aber da, wo es nöthig iſt, feſtgeſtellt werden können. Einer davon iſt an der Seite, der andere am Ende des zu druckenden Blattes angebracht, und beide dienen dazu, den Winkelhaken einzurichten. Dieſer Rahmen ſteht horizontal auf 4 Füßen, von denen zwei, die die obere Seite des Blattes tragen, um die Hälfte niedriger ſind, als die andern beiden, auf denen das Ende der Blattſeite zu liegen kommt, damit der Blinde, wenn er ohne fremde Beihülfe ſetzet, die Worte richtig abſetzen könne, und ſie nicht auf einen Haufen

zusammenfallen, wenn er mit dem Setzen des Ueberrestes der Seite beschäftigt ist.

Der Sinn, durch welchen sich die Tyren den Blinden darstellen, erfordert natürlicher Weise, daß das Setzen von der linken nach der rechten Hand zu gehen müsse, und um ihnen das Lesen zu erleichtern, ist es wenigstens im Anfange ihrer Lernzeit gut, Spazien zwischen die Worte und manchmal zwischen die Buchstaben selbst zu legen.

Es ist leicht einzusehen, daß, wenn der Druck erhaben ausfallen und auf der andern Seite zu lesen seyn soll, kein Widerdruck statt haben könne, weil er die erhabenen Buchstaben eindrücken und die Blinden folglich außer Stand setzen würde, ihre Schrift lesen zu können. Um nun eben die Ordnung wie die Sehenden beim Abdruck ihrer Bücher zu halten, muß der Blinde die auf einer Seite gedruckten Bogen zusammen kleben, wenn sie aus der Presse kommen, und das Einsetzen der Rahmen geschieht in ganz anderer Ordnung, wie es bei den Sehenden verrichtet wird. Sind die Bogen so zusammengeklebt, wie sie zusammen gehören, so werden sie gefalzet, geheftet, nicht geschlagen, mit einem Pappendeckel umgeben.

Die Druckerpresse für Blinde ist von dem Maschinenmeister Beaucher zu Paris erfunden und kann sehr leicht von einem Blinden in Bewegung gesetzt werden. Sie hat einen Zylinder, der durch einen Hebel bewegt wird und von einem Ende bis an das andere in zwei der Länge nach hinlaufenden eisernen erhabenen Leisten, zwischen welche die Form, wie bei den gewöhnlichen

Pressen eingesetzt wird, hinläuft. Eben dies ist auch die Verfahrungsart beim Abdruck der Noten, der geographischen Charten, der Anfangsgründe der Zeichenkunst und besonders solcher Figuren, deren Kenntniß durch das Gefühl erlangt werden kann.

Wenn die Blinden nicht mit dem Abdruck der hier angezeigten Bücher und Noten beschäfftigt sind, so drukken sie auch gewöhnliche Bücher für Sehende, nur muß alsdann das Manuskript dem Setzer vorgelesen werden, oder das Manuskript muß für sie auf die angezeigte Weise mit einer klebrichten Materie geschrieben und mit Eisenfeil bestreut, oder auch nur auf einer Seite des Bogens geschrieben und alsdann die Schrift mit einem Stift nachgezogen werden, wodurch sie auf der weißen Seite erhaben und fühlbar wird. Auf jeden Fall aber würde ich bei einer Druckerei, wo Blinde arbeiten, doch einen Sehenden als Correktor empfehlen, weil dieses Geschäfft auch für den geübtesten Blinden große Schwierigkeiten haben müßte. Wie weit indeß der Blinde bei Dingen dieser Art zu gehen im Stande ist, beweist auch Lorsepius, der auf den Gedanken kam, sich eine Taschendruckerei anzulegen, und, um Typen zu erhalten, sich selbst Matricen schnitt und die Lettern goß; beides freilich mangelhaft, aber doch hinreichend, um zu beweisen, daß er sie bei einiger Uebung leicht vervollkommnet haben würde.

Einzelne Blinde haben bei manchen Gewerben viel geleistet. Huldrich Schönberger machte musikalische Instrumente, und unter andern ein Positiv, dessen Pfeifen [illegible], weil er sich beim versuchten Giessen derselben blind

beschädigte, aus Holz machte. Corsepius verfertigte ein musikalisches Instrument mit gläsernen Glocken und vor Kurzem einen hölzernen Haspel, der an den Tisch geschroben werden konnte, und vermittelst eines Zeigers auf einer Scheibe die Zahl der gehaspelten Gebinde und durch eine Glocke des gehaspelten Stücks anzeigte. Wie viel der blinde Niendorfer als Uhrmacher leistete, ist bereits angezeigt; und Duvay erzählt, daß ein Blinder, der durch Verfertigung hölzerner Uhren allmälig die Uhrmacherkunst erlernt hatte, ihm beim Zusammensetzen einer kostbaren Pendeluhr Dinge gewiesen habe, die kaum das Auge des Sehenden bemerkte. Unter den merkwürdigen Blinden sind verschiedene angeführt, die es in Künsten und Handwerken weit brachten, und es kommt blos darauf an, daß der Blinde Geduld und Entschlossenheit genug habe, um so lange zu versuchen, bis er ein angemessenes Geschäfft findet und sich durch Uebung vervollkommnet. Das Geschäfft des Glasers ist so einfach, daß ich, weil die mehresten Glasscheiben eine regelmäßige Figur haben, solche mit Hülfe eines Winkels zuzuschneiden im Stande wäre. Dieser Winkel müßte so beschaffen seyn, daß in dem einen Schenkel ein Loch wäre, wodurch der andere geschoben würde, und hiemit würde es sehr leicht seyn, die Größe jeder Raute abzumessen. Bei figurirten Rauten müßte man die Glasscheibe an den leeren Raum, in welchen sie kommen soll, legen und mit einem Wachsstreif, den man auf das Glas aufkleben könnte, den Gang, den der Diamant nehmen müßte, vorzeichnen; nur das Zusammenstehendes Bleies würde ich nicht übernehmen.

Ich habe es verſucht Steine zu ſchleifen, und glaube, daß, wenn ich mehrere Mühe darauf verwenden wollte und beſſere Werkzeuge hätte, ich hierin etwas leiſten könnte. Viehweger kam auf den Einfall, Schneiderarbeit zu verſuchen, und man ſah es ihr wenigſtens nicht an, daß ſie Arbeit eines Blinden war. In Tuch- und Tabakfabriken hat man in Frankreich die Blinden als Arbeiter angeſtellt, und ich glaube, daß der Blinde jedes ſtarke Gewebe, worin nur nicht Reißung des Fadens zu befürchten iſt, wie z. B. Geldbeutel und überhaupt alle Schnurmacherarbeit, verfertigen könnte; und Netze bin ich ſelbſt zu ſtricken im Stande. Ich weiß, daß der blinde Sohn eines Schmiedes wenigſtens den Blasbalg ſeines Vaters zieht. Daß ein Blinder für den Weber Spulen machen, ſtricken, ſpinnen, Körbe flechten, Ziegel ſtreichen und ähnliche Arbeiten verrichten könnte, davon halte ich mich überzeugt. Man hat mich verſichert, daß es auf dem Lande in der Nachbarſchaft Königsbergs einen blinden Faßbinder gegeben habe; und in Kunſtkammern werden häufig ſehr zierliche, beſonders eingelegte Arbeiten, die durch Blinde verfertigt wurden, vorgewieſen. Bei vielen Fabrikenarbeiten, z. B. dem Poliren aller Metallwaaren, ſolche Geſchäffte, wo es auf das bloße Drehen eines Rades oder auf das Zureichen einer gewiſſen Quantität ankommt, bei den Beſchäftigungen mit einer Preſſe und ähnlichen mechaniſchen Arbeiten könnte der Blinde füglich gebraucht werden. Kleine Pappарbeiten zu machen und ſie mit in Kitt gelegten Muſcheln oder Korallen zu verzieren, bin ich ſelbſt im Stande. Mit Wartung einer Orangerie, mit Erzie-

hung von Blumen während des Winters und im Sommer, durch Beschäfftigung mit dem Seidenbaue, durch das Zubereiten und Reiben von Miniatur- und Pastellfarben, durch Schneiden und Brennen von Reißkohlen, durch Sortiren und Ziehen der Federposen, durch das Vorbereiten der Platten für Kupferstecher, in Lackierfabriken durch bloße Auftragung des Lacks und das nachherige Abreiben der lackirten Sachen, durch das Schneiden der Schumacherzwicke, das Auslesen der Saamenkörner aus der Baumwolle, kurz, durch tausend solcher kleinen Arbeiten würde auch dem hülflosesten Blinden unter sanfter Leitung eines Menschenfreundes noch immer eine kleine Erwerbsquelle eröffnet und auch bei dem Dürftigsten der beruhigende Gedanke erzeugt werden, doch nicht ganz von fremder Milde leben zu dürfen, und es wäre auch schon eine Wohlthat für den Blinden, wenn man ihm hiedurch auch nur blos Abwechslung bei der ihn in seiner Dunkelheit peinigenden Langenweile verschaffen könnte. Nur wünschte ich nicht, daß der Blinde unter der Hand eines Treibers in irgend einer Fabrik angestellt und in unsern Zeiten, worin man die Menschen immer wohlfeiler zu machen strebt, zum Lohn seiner Arbeit mit dem in Dännemark neu erfundenen, zum Theil aus Stroh bereiteten Brodte oder höchstens mit Rumfordscher Suppe beköstiget würde. Der Blinde, der ohnehin schon fühlen muß, daß er in Vergleichung mit dem Sehenden um sehr vieles zurücksteht und noch mehr zurückgestellt wird, würde bei einer solchen Behandlung zu dem tiefsten Gefühl des Elends herabsinken, dessen ein denkendes Wesen fähig

ist. Oft hat es mir wehe gethan, wenn ich bei ähnlichen Gelegenheiten zur Entschuldigung mancher Härte die Angabe hörte: der Mensch verstehe es nicht besser, fühle es nicht. Ich will beim Unglücklichen kein lebhafteres Gefühl seines Elendes erweckt haben; aber ich, der ich mich dem Unglücklichen zuweilen mit Freundlichkeit nahte und, weil ich herzlich mit ihm sprach, auch durch Herzlichkeit belohnt wurde, habe auch die Ueberzeugung erhalten, daß oft, was man für thierähnlichen Stumpfsinn erklärt, nur der höchste Grad unterdrückter Wuth über erlittene und nicht abzuändernde Mißhandlungen ist. Ich glaube, daß ein aufmerksamer Menschenbeobachter bei so manchem, den man unter dem Militär für unverbesserlich, blos durch den höchsten Grad der Härte zu bändigen erklärt, und daß der Kriminalrichter bei so manchem, den er als den hartnäckigsten Bösewicht, bei dem jedes menschliche Gefühl erstorben ist, ohne weiteres Mitleid verdammt, nach genauerer Prüfung ähnliche Entdeckungen machen würde; ja ich halte mich von der Güte der menschlichen Natur so vollkommen überzeugt, daß selbst diese letztere Menschen noch fürs Gute zu gewinnen wären. Den Beweis entlehne ich aus der Schrift des Matthias Carey: über das gelbe Fieber zu Philadelphia. Als diese schreckliche Krankheit dort herrschte und keine Krankenwärter zu haben waren, da erboten sich viele aus dem dortigen, durch seine vortreffliche Einrichtung bekannten Gefangenhause, und einige darunter, die man vorher für die größten Bösewichter gehalten hatte, das Geschäfft der Krankenwärter in dem öffentlichen Laza-

rath zu übernehmen. Da dies Geschäfft jeden Augenblick Ansteckung und Tod drohte, so wurde die Obrigkeit bei Ermangelung anderer tüchtigen Personen das Wartheten der Gefangenen anzunehmen gezwungen, und diese Menschen betrugen sich insgesammt so gut, daß der Staat ihr gutes Benehmen öffentlich bekannt machte, ihnen die Strafe erließ und sie, die sich hiedurch wieder die Achtung und Liebe ihrer Mitbürger erworben hatten, wieder als gute Menschen in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehrten. Wenn folglich durch zweckmäßige Behandlung der Verbrecher fürs Gute gewonnen werden kann, weshalb sollte denn nicht auch das Herz des durch Leiden abgestumpften Unglücklichen erwärmt und guter Gefühle und froher Genüsse theilhaftig werden? nur ist hiezu zweckmäßige und vorsichtige Behandlung erforderlich, und wer z. B. die in einem Hospitale befindlichen zahlreichen Blinden zweckmäßig behandeln wollte, müßte den Muth dieser Unglücklichen neu beleben, dafür sorgen, daß ihr Erwerb ihnen zu Theil würde, sie folglich auch den Lohn ihrer Arbeit genössen, und die Wahl der Beschäfftigung müßte ihnen überlassen werden. Denn sobald man nur den Blinden auf ein ihm mögliches Geschäfft aufmerksam macht, so wird er größtentheils schon gern ohne fremden Antrieb von selbst eine Beschäfftigung, die ihm nicht völlig zuwider ist, wählen; und da der Mensch jede nachtheilige Folge eines selbst gewählten Schrittes größtentheils weniger fühlt, als wenn man ihn zu einem nachtheiligen Schritte und Erduldung der damit verknüpften Folgen zwingt, so wird der Blinde auch

im erſtern Falle wahrſcheinlich weniger leiden. So war es mir in den Zeiten, worin ich niemanden zum Schreiben oder Vorleſen haben konnte, ſehr willkommen, Obſt, welches getrocknet werden ſollte, zu ſchälen, Erbſen auszuleſen, oder ähnliche kleine Geſchäffte zu verrichten; aber ich würde mich, wenn man mich, dazu gezwungen hätte, höchſt unglücklich gefühlt haben. Noch jetzt habe ich ein unwillkühreliches Streben, ſelbſt wenn ich ernſte Dinge vorhabe, meine Hände mit etwas zu beſchäfftigen.

In meinen frühern Jahren, welches jetzt ſeltener geſchieht, geſtikulirte ich während des Diktirens mit den Händen, drehte unwillkührlich an meinem Schnupftuche oder Rockknöpfen; und ein anderer mir bekannter Blinder ſchnitzelt häufig an einem Stückchen Holz, ohne ihm eine Form zu geben. Wenn bei Blinden, die ſich mit Sachen des Verſtandes beſchäfftigen können, dennoch dies Beſtreben zu kleinlichen körperlichen Beſchäfftigungen ſtatt findet, ſo wird gewiß der weniger kultivirte Blinde zu ſeiner Zerſtreuung um deſto ſehnlicher darnach greifen. Nur wünſche ich, daß man ſchon das blinde Kind mit ſolchen kleinen Beſchäfftigungen bekannt mache, um der Gefühlloſigkeit, und einer wirklichen Ungeſchicktheit, die, wenn Uebung aller Kräfte mangelt, nothwendig entſtehen muß, entgegen zu wirken. Das Beiſpiel des blinden Metcalf, eines Chauſſeeaufſehers in England, des blinden Bienenfreundes Hubert zu Genf, beweiſen offenbar, daß, wenn man einen Blinden nicht zurückdrängen, ſondern ihm nur freundlich die Hand bieten würde, ſich mancher vielleicht noch zu Geſchäfften bilden könnte, die man auf

den ersten Anblick vom Blinden nicht erwartet; und der Aufseher eines Instituts zur Erziehung von Blinden müßte gerade derjenige seyn, der das schlummernde Talent wecken, prüfen, beobachten und mit Vaterliebe den Blinden, bei dem er irgend einige Anlagen bemerkte, sie zur Erwerbung seines künftigen Unterhalts zu benutzen, bewegen müßte, ein Geschäfft, dessen Schwierigkeit ich nicht verkenne, wobei sich der redlichste Aufseher täuschen kann; denn ich habe mich auch zuweilen in Betreff meiner selbst getäuscht und zufällige Dinge für Anlagen, worauf ich weiter bauen könnte, genommen. Man müßte daher, sobald es ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und Herzensgüte wäre, ihm einen verunglückten Versuch nicht gleich zur Last legen, wogegen aber auch er die Unverdrossenheit und Geduld besitzen müßte, den Blinden, bei dem zwölf Versuche verunglückt wären, zum dreizehnten Versuch mit dem nämlichen Eifer aufzureizen, womit er ihm bei dem ersten Versuch seinen Beifall äußerte. Besonders wünschte ich, daß nicht etwa die Schädellehre des Doktor Gall, durch die, wenn einmal das Diebsorgan in seiner Vollkommenheit da ist, das Verbrechen selbst als Folge der körperlichen Konstitution mit der Nothwendigkeit entschuldigt werden kann, auf der andern Seite wieder größere Härte und zugleich den Ausspruch erzeugen möge, daß dem Unglücklichen, der nicht gleich den vorgesetzten Zweck erreicht, das erforderliche Organ fehle, sondern ich wünsche vielmehr, daß er unaufhörlich ermuntert und zu zweckmäßigen Beschäftigungen geleitet werde. Gewiß würden unter solchen Umständen noch viele Maschinen und

Werkzeuge erfunden werden, wodurch der Blinde ſeine Kenntniſſe erweitern, ſeine Arbeiten erleichtern könnte; und es machte mir bereits Freude, da ich im Journal für Fabriken 1797 März, S. 227 die Nachricht fand, daß Quatremere d'Jsjonval eine Maſchine zum Spinnen des Hanfs für Blinde erfunden habe; und Schubart in ſeinen engliſchen Blättern 8ten Bds. 1 und 2tes Heft 1798. Jntelligenzblatt S. 60 erzählt, daß Chriſtie, Muſikmeiſter zu Leverpool, an einem Theograph oder Inſtrument arbeite, wodurch dem Blinden die Erlernung der Muſik erleichtert und das Leſen der Muſikalien, ſo wie die Kompoſition in fühlbaren Tönen gelehrt werden ſoll. Vielleicht daß mehrere Menſchenfreunde, wenn Aufmunterung und günſtiger Erfolg ſie belohnt, auf mehrere ähnliche Hülfsmittel denken, — eine Wohlthat, die jeder Blinde, der ſelbſt auch daran keinen Theil nimmt oder Vortheil davon zieht, mit dankbarer Rührung erkennen muß.

Neunter Abschnitt.

Verhältniſſe der Blinden als Freunde, Gatten und Väter.

Eins der gröſsten Vergnügen, deſſen der Blinde nur zu genieſsen fähig iſt, bleibt belehrender und unterhaltender Umgang, der aber aus den gleich im Anfange dieſer Schrift angezeigten Gründen beinahe jedem Blinden gebricht, dafern er nicht Mitglied einer zahlreichen Familie iſt, in deren Zirkel er dieſen Umgang findet. Mangel deſſelben hat nicht allein Mangel des Vergnügens, ſondern auch wichtige Nachtheile zur Folge. Hätte ich ſelbſt z. B. Freunde, denen ich meine Ideen mittheilen, die meine Einfälle und Meinungen zuweilen beſtreiten, mir die ihrigen auseinander ſetzen möchten, ſo wäre vielleicht manches von mir geſchriebene Buch nicht geſchrieben, manches, was jetzt angefangen und nicht vollendet liegen blieb, ausgeführt worden; denn der Blinde hat nicht den Vortheil des Sehenden, daſs ihm ſeine Handſchrift oft in die Augen fällt, und daſs er bald hier, bald dort eine Stelle durchlieſt und verbeſſert, ſondern das Ganze, wenn es geſchrieben iſt, wird gewöhnlich bei Seite gelegt. So lange es neu iſt, betrachtet es der Blinde mit Vaterliebe und giebt es entweder gleich

zum Druck oder läßt es liegen. Im erstern Fall v:r-
stößt er nicht selten; im letztern ist ihm, wenn er seine
Handschrift ausbessern will, die Sache oft wieder fremd
geworden. Die Lebhaftigkeit, die ihn beim Nieder-
schreiben beseelt, ist erloschen. Er kann deshalb sein
Manuskript nur wenig verbessern, oder es hat für ihn
allen Reiz verloren und er verwirft es völlig. Ich muß
bekennen, daß mir manche meiner schriftstellerischen Ar-
beiten, als ich sie entwarf, sehr gut und zweckmäßig schienen,
und daß sie wieder nach einigen Monaten vielen besser als
mir gefielen, der ich sie nicht geschrieben zu haben wünschte.
Besäße der blinde Schriftsteller gelehrte Freunde, so
würde beides nicht der Fall seyn. Ueberhaupt muß beim
Mangel des Umganges sich im Charakter des Blinden eine
gewisse Einseitigkeit erzeugen, weil er die Gegenstände
nur immer gemäß seinen eignen Ideen, nie aber so, wie
sie ein Fremder ansieht, betrachtet. Dies geschieht in
höherm Grade, wenn ihm selbst aller gebildete Umgang
fehlt, und wenn er daher nur immer ganz auf seine eigen-
thümliche Weise lebt. Dieses gilt von den mehresten
Blinden, welche die Freuden des Umgangs, die ihnen
nützlich und angenehm seyn könnten, völlig entbehren;
und die Blinden erhalten deshalb auch wenig Gelegenheit,
Freundschaft anzuknüpfen. Wer mit ihnen in enge
freundschaftliche Verbindung tritt, muß ihnen doch im-
mer einige Aufopferungen bringen. Er muß sich in sie
zigen, sich an ihren Anblick gewöhnen lernen; und wer
opfert gern einige frohe Augenblicke auf, für die er erst
der Folge Ersatz hoffen darf? Jeder gebildete Blinde,
m es nicht an Herzensgüte gebricht, ehrt und liebt

deßhalb jeden Redlichen, der mit ihm in freundschaftlichem Verhältniſſe steht, in deſto höherm Grade; und es ist jetzt eins der schmerzlichſten Gefühle für mich, daß ich, da die Freunde meiner Jugend todt, oder mir vom Schickſale entrückt ſind, ſo einſam und abgeſondert bin. Selbſt zuweilen, wenn ich bei einem Spaziergange oder einer ähnlichen Veranlaſſung an einen öffentlichen Ort komme und lauter unbekannte Stimmen rund um mich höre, kann ich mich bei dem Gedanken, daß ich ſo einzeln daſtehe, einer wehmüthigen Stimmung nicht erwehren, und deßhalb komme ich, der ich um mich zu erholen ausging, gewöhnlich trübſinniger nach Hauſe. Ich fühle, daß ich zu wenig Intereſſe für die Menſchen habe, als daß ſie mich ſuchen ſollten, und bin bei dieſer Ueberzeugung zu furchtſam, um ſelbſt Freunde zu ſuchen. Für ſo manche meiner Nebenmenſchen fühle ich Liebe und Achtung, und es iſt nicht Stolz, ſondern Furcht läſtig zu werden, wenn ich nicht die erſten Schritte zur Annäherung thue. Ich glaube, daß mancher Blinde ſich in einer mir ähnlichen Lage befindet, und deßhalb hielt ich dies Hinzuſetzen nicht für überflüſſig. Der Blinde hat auch manche Fehler, wodurch er die Menſchen von ſich ſtößt. Er unterhält ſie, weil er nicht aus ihren Mienen Beifall oder Mißfallen abnehmen kann, oft mit Gegenſtänden, die für ſie kein Intereſſe haben. Er iſt ſelbſt, wenn ein anderer Gegenſtand ſeine ganze Seele füllt, zuweilen zerſtreut, und ſcheint hiedurch kalt, wenn der andre mit Wärme ſpricht, und äußert wieder auf der andern Seite ſeine Meinungen und Leidenſchaften mit Unvorſichtigkeit. Bei der dem Blinden eigenen Leb-

haftigkeit unterbricht er zuweilen die Erzählung des andern; nimmt, weil er die Gegenstände nicht sieht, oft zu wenig Rücksicht; verräth seine eigne Denkungsart ohne Schonung; und derjenige Blinde, de die Menschen selbst nicht von sich entfernen will, muß sich vor ähnlichen Dingen hüten. Freilich gewinnt der Blinde, sobald man ihn genau kennt; er ist herzlicher, theilnehmender, unveränderlicher Freund; aber die mehresten Menschen wollen augenblickliche Befriedigung und nicht erst der Stunde der Prüfung harren, worin die Freundschaft bewährt wird. Die Freunde des Blinden sind folglich spärlich; und wenn man nun erwägt, was ich noch hin und wieder von den Gefühlen des Blinden sagte, so wird man es ihm wohl nicht verargen, wenn er sich darnach sehnt, die Freuden des Gatten und Hausvaters zu suchen, um hiedurch dem isolirten Zustande zu entgehen, dessen Druck er, durch andere Gegenstände unaufgeheitert, sobald er die Jünglingsjahre zurückgelegt hat, doppelt fühlt. Es ist in der That ein Beweis, daß die menschliche Natur nicht so verdorben sey, als manche es behaupten, daß in der Regel die Ehe des Blinden nicht unglücklich ist. Vielleicht trägt der Blinde selbst hiezu etwas bei. Behandelt seine Frau ihn liebevoll, so ist sie für ihn die Einzige ihres Geschlechts; keine auffallende Schönheit lenkt sein Auge von ihr ab; und seine eigne Ueberzeugung muß ihm sagen, daß die Gattin eines Blinden doch viel aufzuopfern genöthigt sey; und er wird ihr bei einiger Herzensgüte Schadloshaltung dafür zu gewähren trachten. Das Band wird hiedurch inniger,

und die Frau des Blinden, die es selbst bemerkt, daß doch auch manche gute Menschen ihr Verdienst um den blinden Gatten erkennen, fühlt dadurch einen Sporn mehr, ihren Pflichten genug zu thun. Nur geht es manchem Blinden, wie das Mährchen aus Boccaz und Oberon erläutert, daß er durch weit gehende Eifersucht bei seinem Weibe die Neigung ihn zu täuschen erhöht, oder, wenn es gut und edel denkt, solches durch erniedrigenden Argwohn quält. Unglücklich ist er, der auf unzählige Weise getäuscht werden kann, wenn er sich diesen Gefühlen preisgiebt. Ein edles Vertrauen wird im Gegentheil seine Ehe glücklich machen, und jede Frau, die nicht schon vorher tief gesunken war, gewinnen. Gerade die Anerkennung ihrer Tugend und ihrer Treue, ein gewisser Stolz, der durch dieses Vertrauen der weiblichen Seele eingeflößt wird, bewacht unstreitig die Ehre und Ruhe des Mannes ungleich besser, als die angestrengte Aufmerksamkeit quaalvoller Eifersucht. In Betreff der Freundschaft und der Ehe muß es der Blinde nicht vergessen, daß er derjenige Theil ist, der Aufopferungen erhält, und daß er deshalb zu weit gehenden hohen Forderungen kein Recht habe. Wenn er nur aus diesem Gesichtspunkte ausgeht, so wird er sich durch manchen Beweis der Schonung und Aufmerksamkeit, der herzlichsten Anhänglichkeit und Theilnahme belohnt fühlen. Bei der Wahl der Ehegattin will der Blinde gewöhnlich gern lange prüfen. Allein da das weibliche Geschlecht dem männlichen so sehr an Feinheit überlegen ist, so lernt selbst der Sehende seine Gattin vor

der Ehe selten völlig kennen; wie kann dies folglich der Blinde zu erreichen hoffen? Daher scheint mir der Blinde den besten Weg einzuschlagen, wenn er genau prüft, welche Eigenschaften ihm bei seiner künftigen Gattin unentbehrlich, welche ihm nur wünschenswerth sind, und nun so viel als möglich nachforscht, in wiefern die erstern Eigenschaften dem Frauenzimmer, auf welches seine Wahl fällt, eigen sind. In Betreff der letztern muß er es dem günstigen Schicksale überlassen, wie viel davon mit den erstern vereinigt sey. Der Blinde muß voraussetzen, daß er nicht aus feuriger Liebe, sondern aus Konvenienz gewählt werde, und deshalb muß er sorgfältig darnach trachten, seine künftige Gattin nicht durch Verspiegelung guter Eigenschaften oder seines Einkommens zu täuschen. Der Rausch feuriger Liebe verschwindet oft schnell; aber das gute Weib, das sich in nichts in Betreff seiner Hoffnungen täuscht, vielleicht manches besser findet, als es erwartet hatte, wird bald für den Gatten, der es sanft und liebevoll behandelt, Theilnahme und herzliche Anhänglichkeit fühlen, die, je länger die Verbindung währt, herzlicher und fester wird. Sorgfältig aber muß der Blinde sein Einkommen berechnen, weil ihm bei der Anhänglichkeit, die er bald für seine Gattin fühlt, jeder Mangel doppelt drückend wird und er bei dem Gefühle dieses Drucks, so wie bei allen Leiden, weil ihn nichts zerstreut, auch um so inniger leidet. Vortrefflich ist es, bestimmen zu können, wie viel der Hausvater in jeder Woche, in jedem Monate bedarf. Mißlich aber bleibt es von seiner Gattin, die Bestreitung

der häuslichen Ausgaben durch eine bestimmte Summe unnachläßlich zu fordern. Es gleicht dies einem Entreprise-Kontrakt, bei dem immer ein Theil zu kurz kommt; und es scheint mir daher bei diesem Benehmen jenes wechselseitige Zutrauen zu mangeln, das in jeder Ehe herrschen muß. Wenn der Mann der Frau eine kleine Summe, wenn diese ausgegeben ist, wieder eine giebt, so erhält der Mann mehrere Uebersicht des Hauswesens und kann mit mehrerer Hinsicht auf seine Kasse leiten, die doch auch nicht immer gleiche Stärke haben wird.

Schrecklich ist für den blinden Ehemann jede Krankheit seiner Gattin. Er kann ihre Größe nicht füglich ermessen. In jedem Hause eines Sehenden ist, wenn ein Theil erkrankt, noch der andere in voller Thätigkeit; allein der Blinde steht beim Bette seiner kranken Gattin zum Theil sogleich isolirt da; und bei allem Vertrauen, das ich in meinen Arzt setze, rückt mir dieser doch oft zu große Angst und Besorgniß vor.

Jetzt komme ich auf die Verhältnisse als Vater. So lange das Kind noch sehr klein ist, fürchte ich es zu verlieren, und sein Schrei erregt mir nur Besorgniß. Sobald es größer wird, wird es mir theurer. Jede Entwickelung seiner Fähigkeiten macht mir Freude; aber überall ahne ich auch schon den künftigen Charakter des Kindes, und darüber erwacht denn auch gleich manche bange Besorgniß. Ueberhaupt ängstigen meine Kinder mich oft sehr. Ein heftiger Schrei macht mich zittern. Ein Stoß oder Fall meines Kindes erzeugt das äußerste Entsetzen, und ich fühle bei keiner andern Veranlassung den Verlust meiner Augen so schmerzlich, als bei

der Erziehung meiner Kinder. Wie manches Böse sehe ich nicht, und wie viel könnte ich, wenn ich es zu sehen im Stande wäre, für ihre Sittlichkeit und besonders für ihre körperliche Kultur thun. Jedes kleine Vergehen, das ich vor dem Entstehen durch einen warnenden Blick verhüten könnte, wird mir jetzt nicht eher, als wenn es begangen ist, oder durch seine Folgen bekannt; und statt als Freund warnen und verhüten zu können, kann ich jetzt nur als Richter tadeln und strafen. Die Ueberzeugung, hier nicht ganz wirken zu können, beugt mich oft sehr tief, besonders da mir die Vorsehung sieben Kinder gab, und ein Blinder schwerlich mehrere Kinder zugleich beobachten kann. Nicht alle Blinden haben diese ängstliche Besorgniß für ihre Kinder. Sie ist vielleicht eigenthümlicher Zug meines Charakters, worin Heiterkeit und Schwermuth nahe an einander grenzen. Auch finde ich, daß ich bei Fremden, besonders wenn diese nicht mehr in den ersten Jugendjahren sind, folglich nicht immer kleine Ungezogenheiten oder andere leichtsinnige Aeußerungen zu befürchten sind, ungleich mehr leisten kann, sobald es nicht mehr zugleich auf Bildung des Körpers und der Sitten, sondern eigentlich des Kopfs und Herzens ankommt. Da der Blinde nicht an so vielen Zerstreuungen und Umgang Theil nimmt, größtentheils einheimisch ist, die, welche ihn umgeben, in der Regel mit Herzlichkeit behandelt mit seinen Hausgenossen weit mehr als der Sehende oder der Geschäftsmann umgeht, so glaube ich, daß dieses mein Selbstgeständniß mit dem, was ich vorhin von der Fähigkeit des Blinden zum Erzieher sagte,

nicht im Widerſpruche ſtehe; auch hat der blinde Schönberger ſich viele Jahre hindurch als Hauslehrer in einigen Familien vortheilhaft ausgezeichnet, und was Pfeffel als Erzieher geleiſtet hat, iſt allgemein bekannt. Ich halte mich überzeugt, daß ich auch beim Unterricht meiner Kinder nicht ganz ſo viel als bei fremden leiſten kann. Ich fühle es, daß ich zuweilen zu viel fordere, und muß deshalb bei ihrem Unterricht ſehr über mich wachen, den ich deshalb lieber einem andern Lehrer übertrage. Da ich hingegen bei fremden weit mehr Geduld habe, und beſonders da ich von je her bei mir ſelbſt darauf gearbeitet habe, mir richtige und beſtimmte Begriffe zu erwerben, ſo glaube ich, frei von Stolz, mir etwas darin zutrauen zu können, daß ich die Begriffe von Jünglingen zu berichtigen und ihnen ohne alle Anſtrengung eine Menge von Kenntniſſen fürs gemeine Leben und viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe mitzutheilen im Stande bin, wovon ich ſelbſt einige Beweiſe abgelegt zu haben glaube.

Auch die Fehler meiner Kinder wirken zu heftig, zu leidenſchaftlich auf mich. Eine jede Aeußerung, ein jeder Zug, der mich zu großen und ſchönen Hoffnungen berechtigt, kann mich zu Freudenthränen bringen; aber auch jede entgegengeſetzte trübe Ausſicht zerreißt mir die Seele; und wenn meine Kinder einſt größer werden, ſo können ſie mir einen Himmel auf Erden ſchaffen; aber wenn ſie mich kränken und betrüben ſollten, ſo würde ich auch namenlos elend werden. Ich zittere bei dem Gedanken an die Möglichkeit, und erinnere jeden Blin-

den, der sich die Vaterfreude zu reizend malt, auch diese Seite des Gemäldes nicht unter aller Aufmerksamkeit zu halten, folglich, wenn ihm die Vorsehung Vaterfreuden versagt hätte, sich deshalb nicht unglücklich zu wähnen. Ich bin gegen meine Kinder gerade nicht gelind. Meine Stimmung gegen sie ist größtentheils ernst; aber, ihnen Freude zu machen, mein Glück. Doch glaube ich, daß sie einen sehenden Vater mehr und inniger lieben würden, weil er ihre Vergnügungen mehr als der blinde theilen und sie, ehe sie aus dem ihnen bestimmten Pfade biegen, schon mit einer Miene zurücklenken kann.

Familien, worin der Hausvater blind ist, sind selten; ich habe mich daher hier nur selbst beobachten können; diese Selbstbeobachtungen aber hier unverholen auseinander gesetzt; und derjenige, dem die Sache wichtig ist, der kann weiter prüfen und vergleichen.

Zehnter Abschnitt.

Vergnügungen, Zerstreuungen und angenehme Unterhaltungen der Blinden.

Umgang und Unterhaltung mit Menschen, die mit ihm durch Kopf und Herz übereinstimmen, bleibt das größte Vergnügen des Blinden, das er sich aber, wie ich vorhin anzeigte, nur selten verschaffen kann. Umgang in großen Gesellschaften ist weniger für ihn, es sey denn, daß er darin auf Menschen stößt, bei denen er die vorhin angezeigten Eigenschaften findet; und ein gewisser Reiz der Neuheit und eine Ueberraschung bei Gleichheit der Ideen erhöht alsdann noch zuweilen das Vergnügen. An öffentlichen Orten finde ich wenige Unterhaltung. Es wenden sich selten Menschen an mich; ich weiß zuweilen nicht sogleich, mit wem ich zu thun habe, und bin deshalb schüchtern oder ziehe auch wohl zuweilen durch ein lautes Gespräch die Aufmerksamkeit auf mich, bemerke dies erst beim Gange des Gesprächs und dann entsteht, wenn ich wieder einzulenken suche, doch immer einige Verlegenheit. Wäre ich ein reicher Mann, könnte ich täglich ein Paar Freunde zu mir zu Tische

laden, dann, glaube ich, würde unsere Unterhaltung die heiterste seyn. Unerklärbar aber ist es mir gewesen, weshalb ich bei öffentlichen Aufzügen, wenn ich mich in der Nachbarschaft in einem Hause oder sicher dabei befand, mich nicht ohne Wohlbehagen fühlte. Ein gewisses Bild der ganzen Sache schwebte mir doch vor der Seele. Ich abstrahirte mir manches aus dem Benehmen der Leute, und vielleicht daß selbst eine dunkle Idee von der Thätigkeit so vieler Menschen und ihre frohe Theilnehmung an dem nämlichen Gegenstande mich, der ich an der Freude meiner Nebenmenschen herzlichen Antheil nehmen kann, auch bei dieser Veranlassung erfreute. Bewegungen in freier Luft, selbst nur der Aufenthalt darin, sind mir äußerst angenehm, und wirken sehr vortheilhaft auf meine Gesundheit. Ich habe als Blinder eine Reise nach Danzig, eine nach Berlin, die andere nach Thoren auf der ordinären Post gemacht, und war nie gesünder als bei meiner Rückkehr. Ich würde, wenn es nicht zu kostbar für mich wäre, so wie man ins Bad reist, gern jährlich in der schönsten Jahreszeit eine Poststreise von 50 bis 100 Meilen machen. Dem kränkelnden, durch einen Unfall gebeugten Blinden empfehle ich daher eine solche Reise als Heilungsmittel; doch versteht es sich von selbst, daß er einen zuverlässigen Begleiter haben muß. Wäre der Blinde so glücklich, sich Wagen und Pferde halten zu können, so würde er in Betreff der Gesundheit und des ganzen Wohlbehagens außerordentlich gewinnen, weil er, wenn er sich durch Mißmuth gedrückt, durch Anstrengung ermattet fühlt, eine Bewegung in freier Luft, oder Erholung,

ſich, ſobald er dazu den Wunſch äuſſert, ſogleich verſchaffen kann. Soll er ſich aber erſt einen Fuhrmann ſuchen laſſen, den er oft erſt einige Stunden, nachdem er den Wunſch geäußert, zuweilen gar nicht haben kann, ſo hat er, weil ihn die Erwartung hiebei noch mehr ermüdet, und er, bis er die Gewißheit erhält, ob ſein Wunſch erfüllt werden könne, an Intereſſe für andere Gegenſtände verliert, lange nicht den Genuß im nämlichen Verhältniſſe. Der Sehende gewinnt mehr durch körperliche Bewegung, wenn er geht, als wenn er fährt. Beim Blinden findet der entgegengeſetzte Fall ſtatt. Er kann den eignen Wagen ſo einrichten laſſen, daß er ihm eine ſtarke Erſchütterung verſchafft; und ſchon die Schnelligkeit, womit er beim Fahren die Luft durchſchneidet, die Abwechslung von Sonnenhitze und Schatten haben einen gewiſſen Reiz, den der Sehende nicht einmal bemerkt. Das Gehen erfordert doch immer einige Aufmerkſamkeit und wird dadurch, weil es zugleich ermattet, weniger wohlthätig. Der Sehende ſieht beim Spatzierengehen tauſend Gegenſtände, die ihn zerſtreuen und neue und angenehme Ideen erwecken können. Dem Blinden umſchwebt bei ſeinem Spatzierengehen die nämliche Finſterniß, die ihn zu Hauſe umgiebt, und äußere Gegenſtände reißen ihn folglich nicht von dem Gedanken los, womit er ſein Haus verließ. Sein Begleiter, gewöhnlich ein Hausgenoſſe, ſchweigt oder unterhält ihn mit Ideen aus ſeinem Kreiſe. Daher iſt für mich ein Spatziergang an der Seite meines Gehülfen oder meines Sohnes ſelten eine Erholung, weil ich während deſſelben entweder meditire oder docire, und oft mit dem

nämlichen Gedanken, womit ich mein Studierzimmer verließ, wieder hereintrete. Ich habe auch den Versuch mit einer Schaukel gemacht; aber dabei brauche ich doch immer fremden Beistand; und es ist für mich ängstlich, wozu vielleicht eine dunkle Idee der Hülflosigkeit eine Veranlassung giebt, um mir selbst Bewegung zu schaffen, einen andern in Bewegung zu setzen. Freilich wäre dies auch der Fall, wenn ich einen Kutscher hätte; aber dieser Mensch wirkt doch nicht so gerade auf mich als derjenige, der mich schaukelt; und ich weiß wenigstens keinen Grund anzugeben, warum mir sonst das Schaukeln Angstschweiß erpreßt hat. Dagegen glaube ich, wenn ich mir Bewegung mit Reiten verschaffen könnte, sey es auch nur durch die dunkle Idee, daß ich wieder dem Sehenden etwas näher gerückt sey, an Vergnügen zu gewinnen. Wäre die Sache nicht kostbar und könnte ich mich über manches hinwegsetzen, so glaube ich, daß es möglich wäre, wenn ein sehr zuverläßiges und sanftes Pferd so zugeritten würde, daß es jedem Gegenstande aus dem Wege ginge. Es müßte auf diese Weise täglich auf dem nämlichen Wege nach einem Orte hingeritten und von diesem wieder auf dem nämlichen Wege zurückgekehrt werden; und nun könnte der Blinde, dem blos sein Bedienter folgen und bei auserordentlichen Fällen zurufen dürfte, täglich auch in der nämlichen Stunde den Weg, wahrscheinlich auch mit der größten Sicherheit zu Pferde zurücklegen. Das beständige Sitzen erzeugt bei den mehresten Blinden Krankheiten des Unterleibes, wodurch ich auch viel leide. Häufiges Stehen wirkt nicht völlig entgegen, mildert

aber doch das Uebel. Ich fühle häufig Beängstigungen; in etwas geringerm Grade aber, seitdem ich es mir zum Gesetz machte, keine sehr fest anliegende Kleidungsstücke zu tragen, Strumpfbänder, Hemdknöpfe und ähnliche Dinge abzulegen; und ich glaube dies allen Blinden empfehlen zu müssen: auch muß jeder im Betreff der Diät sich selbst beobachten. Es ist dem Blinden sehr angenehm, nicht allein zu seyn. Ehe ich noch einen Gehülfen hatte, war mir, wie ich schon berührt habe, ein Stubenvogel sehr willkommen. Mit einem Hunde war dies nicht der Fall, weil ich das Thier zuweilen unwillkührlich trat oder stieß, und dies erzeugte bei mir eine widrige Empfindung. Kleine Arbeiten aus Wachs, Papp, Korallen, Muscheln haben mich oft angenehm unterhalten. Ein gewisses Produziren, und wären es auch nur Kleinigkeiten, thut jedem Menschen gütlich; denn man freut sich in gewisser Art doch immer des Werks seiner Hände. Auch pflanzte ich gern Gewächse und freute mich ihres Gedeihens und Wachsthums; und mein äußerst unbedeutendes Gärtchen war mir deshalb vormals sehr theuer. Wollte ich jetzt noch die alte ehemalige Ordnung darin erhalten, so müßte ich es meinen sieben Kindern verschließen, deren Vergnügen mir theurer als das meinige ist. Auch haben es die kalten Winter größtentheils zerstört.

Es giebt manche Spiele, an denen der Blinde noch Theil nehmen kann, wie z. B. auf dem Damenbrete, wenn die schwarzen Felder erhöht, die weißen niedrig, die weißen Steine oben glatt, die schwarzen zerrissen wären. Schach spiele ich dergestalt, daß mein Bret auf die

angezeigte Weise beschaffen ist; aber in der Mitte jedes Quadrats ist ein Loch gebohrt. Jeder Stein hat unten einen Zapfen, womit ich ihn, damit er nicht umfallen könne, ins Loch stecke, weil ich die Züge meines Gegners mit dem Fingern untersuche. Die weißen Steine endigen sich oben in Spitzen, die schwarzen in Flächen; die schwarzen Springer haben gezackte Mähnen, die weißen keine. Hiedurch sind mir alle Steine bei der leisesten Berührung kenntlich. Alle Steine aber sind etwas stark, um nicht beim Ausziehen und Einstecken leicht zerbrochen werden zu können. Ich hatte es als Blinder in diesem Spiele zu großer Fertigkeit gebracht, spiele aber jetzt, da mir Uebung fehlt, nur noch leidlich. Charten zu spielen, indem mir ein anderer die Charten ins Ohr sagt, oder mit gezeichneten mir blos kennbaren Charten zu spielen, die ich aber alsdann nie geben müßte, habe ich versucht; es hat mir aber keine Unterhaltung gewährt; auch scheute ich hiebei gehässige Urtheile. Andere Blinde haben am Spiele Vergnügen gefunden. Meckren erzählt von einem Blinden, der die Charten so fein zu zeichnen wußte, daß dies kein Sehender bemerkte, und dies galt auch von den Zeichen der blinden Salignac, die solche, um sie noch unkenntlicher zu machen, während des Spielens häufig veränderte.

In Betreff der Musik habe ich mich bereits geäußert. In der Regel aber ist dies Vergnügen für den Blinden zu kostbar. Der Blinde bedarf eines Begleiters, und ist er verheurathet, so scheint es unbillig, seine Gattin nicht so viel als möglich an seinem Vergnügen Theil nehmen zu lassen. Beides hat für ihn einen doppelten Entréepreis, und,

wenn der Koncertsal entfernt liegt, noch die Kosten des Fuhrwerks zur Folge, Ausgaben, zu deren Bestreitung schon ein gewisser Grad von Wohlhabenheit erforderlich ist. Ich bereue es jetzt, mich in den frühern Jahren nicht mehr mit Musik beschäfftigt zu haben. Weil ich dafür kein Talent hatte, ließ ich es blos bei einigen Versuchen bewenden, und ein von mir während meiner Blindheit gemachter Versuch, die Harfe zu erlernen, fiel nicht glücklich aus. Es würde mir jetzt viel Freude machen, wenn ich ein Instrument spielen könnte. Für manche Blinde unter meinen Bekannten hat die Musik wenig Reiz; die mehresten aber sind ihre großen Verehrer; und in einem Institut für Blinde würde ich sehr darauf halten, daß jeder Blinde ein Instrument, wenn auch nur zu seiner Unterhaltung, spielen lernte. Der Blinde, der nur irgend einige Anlagen dazu hat, sollte seine Stimme für den Gesang auszubilden suchen. Die meinige ist unharmonisch; aber zuweilen, wenn ich allein bin, fällt mir unwillkührlich ein Gesang ein; und ich glaube daher, daß es für den Blinden, der Talent dazu hat, eine angenehme Unterhaltung seyn müßte. In meinen jüngern Jahren, da ich schon meine Augen verloren hatte, machte mir das Schauspiel noch viel Freude.

Der verstorbene Professor Kant meinte: ich müsse die Aufführung des Schauspiels doch immer nur sehr einseitig betrachten; und scherzweise antwortete ich ihm: die zuverläßigsten Rezensenten eines Theaters wären ein Blinder, ein Tauber und ein Mann, der die Sprache, worin das Stück aufgeführt würde, nicht verstände. Der Blinde müßte anzeigen, wie ihm die

Deklamation, der Taube, wie ihm die Aktion, der Ausländer, wie ihm die Aktion durch die bloße Modulation der Töne noch verdeutlicht gefallen habe; und Kant meinte lächelnd: es könnte an der Sache wohl etwas Wahres seyn. Ich kehre von diesem Scherz zur Sache selbst zurück. Mein Vergnügen im Schauspielhause wurde noch durch mein scharfes Gehör erhöht; denn ich bin hiedurch im Stande, an verschiedenen Gesprächen zugleich Theil zu nehmen. Ich bemerkte daher auch im Schauspielhause die mancherlei Urtheile, deren Zusammenstellung für mich nicht ohne Vergnügen war. Da ich mir von jedem Menschen ein Bild mache, so schwebte mir, wenn ich im Schauspielhause saß und die Deklamation hörte, ein Bild der Dekoration, der Schauspieler, ihrer Kleidung, ihres Anstandes, ihres Mienenspiels und ihrer Gebehrdensprache vor meiner Phantasie; und da dies ganz so war, wie ich es wünschte, so fragt es sich, ob ich nicht eben so viel Vergnügen als der Sehende hatte? Jetzt in den spätern Jahren ist dies nicht mehr ganz der Fall. Ein Vorleser, der ein Theaterstück gut deklamirt, gewährt mir beinahe mehr Vergnügen, als ich im Schauspiele habe. Ich bin daher gegen diese Art des Vergnügens sehr gleichgültig geworden.

Ueber den Besuch öffentlicher Orte habe ich mich schon geäußert. Befindet sich dort der Blinde einzig im Schooße seiner Familie, so genießt er wenig Abwechslung; und selten wird er einzelne Menschen, vielweniger einen Zirkel finden, der sich ihm ganz nähert, gesetzt auch, daß er, so wie dies bei mir der Fall ist, äußerst anspruchlos wäre. Auch sind die wenigsten öffentlichen Orte so beschaf-

sen, daß der Blinde sie ohne alle Scheu und Besorgniß, sich dort vielleicht einer kleinen Indiskretion und nicht ganz ungegründetem Tadel auszusetzen, besuchen könnte. Vorzüglich aber dränge sich der Blinde in keine geselligen Zirkel, weil man ihn freilich zum Theil mit äußerer Wohlanständigkeit empfangen, er aber sich nur erst, ob er wirklich willkommen sey, nach langer und genauer Prüfung überzeugen kann. Wäre der Blinde begütert genug, um zu seiner Zerstreuung eine gewisse Liebhaberei zu wählen; schaffte ihm z. B. sein Garten, seine Orangenbäume, seine Blumen, seine Bibliothek, irgend ein Apparat oder ein anderer Gegenstand dieser Art Freude oder Unterhaltung, so hätte er einen Lebensgenuß mehr; nur muß er sich hüten, seine Freuden andern mitzutheilen, die Gegenstände, die ihm Freude machen, andern vorzuzeigen; denn die liebloſe Härte, womit er bei solchen Fällen, freilich gröſtentheils nur hinterrücks, behandelt wird, geht oft sehr weit. Kann der Blinde sich die Freuden der Wohlthätigkeit gewähren, kann er als guter Rathgeber, freundschaftlicher Vermittler, Beförderer der Eintracht, Beschützer des Schwachen und Hülfsbedürftigen, kurz, zum Besten der Nebenmenschen wirksam händeln, so wird ihm das herzerhebende Gefühl, zum Werkzeuge des Edlen und Guten in der Hand der Vorsehung geworden zu seyn, für manche seiner Leiden schadlos halten. Doch selbst bei der Gestattung dieser herzerhebenden Freuden muß der Blinde mit schüchterner Behutsamkeit zu Werke gehen; denn er ist, bei seiner Blindheit und der dem Blinden von Natur eignen Offenheit, der Gefahr, getäuscht, hintergangen und gemiß-

ucht, und hiedurch schwermüthig und menschenfeind-
zu werden, doppelt ausgesetzt. Wenn er endlich,
Theilnahme für das Glück und die Zufriedenheit des
hsten durch sein Herz hingerissen, zuweilen zu offen,
eilen auch hin und wieder zu vorschnell handelt, dann
uch kein Tadel, kein Spott bitter genug, den sich
t der große Haufe gegen ihn erlauben wird, zum
il schon deshalb, weil es gemeinen Seelen unerträg-
ist, ein Wesen, von dem sie wähnen, daß es von
Schicksal unter ihre Füße geworfen, höchstens zum
enstande des Mitleidens bestimmt sey, emporstreben
hen.

Ich rede hier nicht als schwermüthiger hypochondri-
Mann; meine Selbstbiographie, die ich niederzu-
iben angefangen habe, wahrscheinlich, wenn die
sehung noch einige Zeitlang mein Leben fristet, been-
n werde, wird auch, wenn sie nach meinem Tode ver-
tlicht werden sollte, den Beweis enthalten, daß mir
Vorsehung zum Ersatz für meine Leiden, zwei herr-
Geschenke, Frohsinn und Genügsamkeit, verlieh.
verdanke ich der Gnade des Monarchen. Ich habe
reffliche edeldenkende Menschen in allen Ständen ken-
gelernt, ich habe Freunde gefunden, die mein Gutes
ätzt, meine Fehler mit Nachsicht geduldet haben.
habe, um nicht eine gewisse Bitterkeit bei mir ein-
zeln zu lassen, es mir zu einem Gesetze gemacht, so
das Andenken erlittener Unfälle erwacht, zugleich zu
er Selbstbelehrung immer daran zu denken, wie viel
urch eigne Schuld oder Unvorsichtigkeit dazu beitrug
beigetragen haben könnte; dagegen erkenne ich ge-

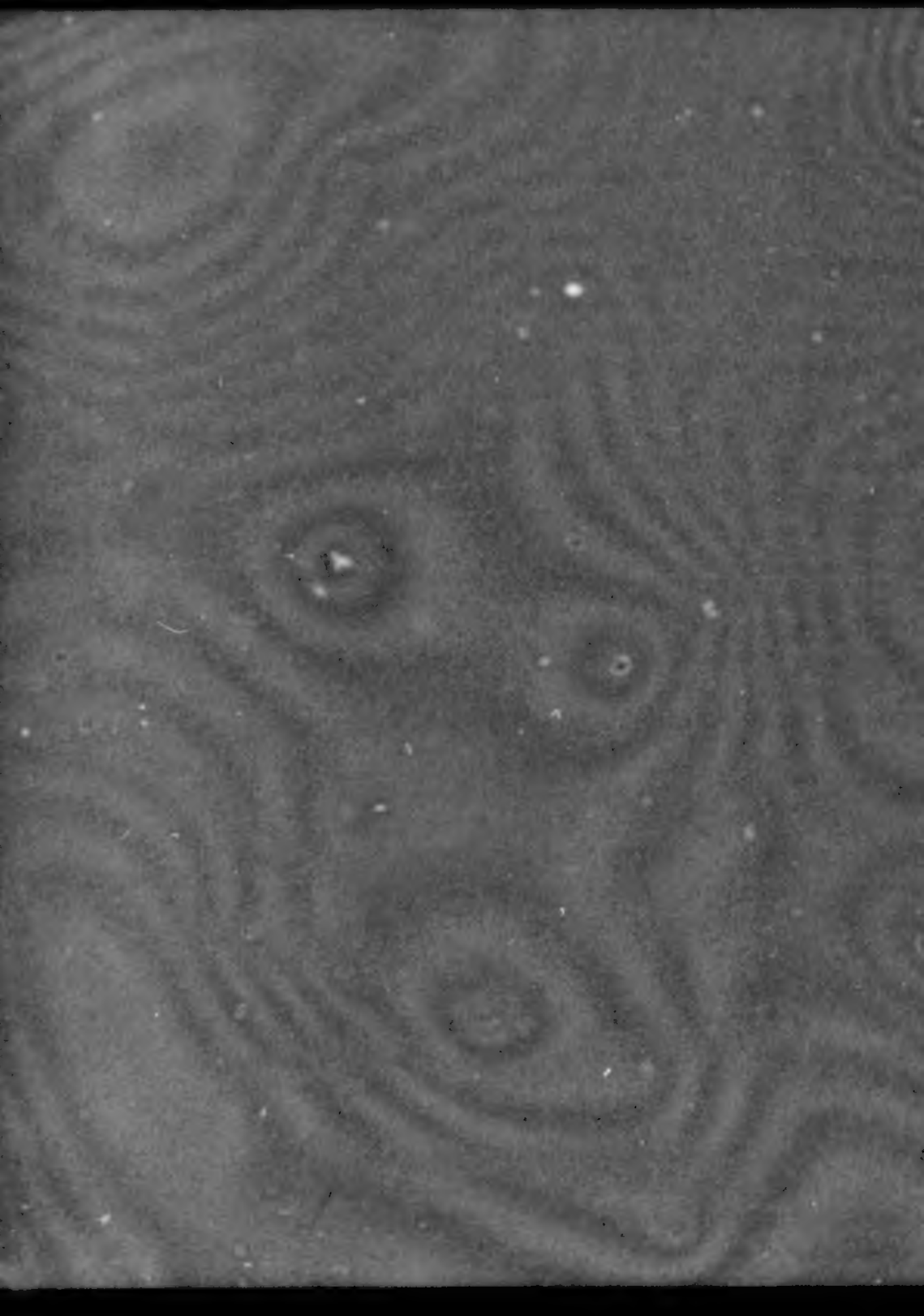
niß alle Wohlthaten, die mir die Vorsehung erwies, mit so herzlichem Danke, daß ich mich zwar, mit vielen andern Menschen verglichen, für einen unglücklichen Mann, wenn ich mich aber mit meinen Unglücksgefährten vergleiche, für einen der glücklichsten Blinden halte; auch bin ich fest überzeugt, daß es mehrere Blinde giebt, die beinahe eine völlige Ausnahme machen und dem Sehenden einigermaaßen gleich stehen. Ich habe indeß, da Gleichheit der Schicksale sogleich die Menschen näher aneinander knüpft, auch viele Züge aus dem Privatleben und viele Herzensergießungen meiner Unglücksgefährten zu erfahren, zu sammeln und zu vergleichen Gelegenheit gehabt, und die hieraus gezogene Schlußfolge, in so weit solche mit meinen eignen Erfahrungen nicht im Widerspruche steht, zwingt mich dies Werk mit folgendem Rathe zu schließen. Arme Gefährten meines Unglücks! es ist nicht genug, daß Ihr Willen zum Guten habt, daß Ihr Kräfte besitzt, um diesen Willen zu unterstützen; es ist nicht genug, daß Ihr duldend und demüthig seyd; Ihr müßt, wenn Ihr Euch nicht um die letzte Eurer Lebensfreuden, um die Ruhe, bringen wollt, heimlich und verschlossen seyn. Habt Ihr Kenntniße, habt Ihr Kräfte, entbehret lieber, dafern Ihr es irgend vermögt, den Genuß, den Euch beide verschaffen können, als daß Ihr Euch den oft höchst nachtheiligen Folgen aussetzt, die öffentliches Auftreten und Wirken nicht selten erzeugen. Schon ist es Pflicht für jeden gebildeten Menschen, das Gute um des Guten selbst willen, auch unbemerkt zu thun, doppelte Pflicht für den Blinden; denn diesem muß Ruhe

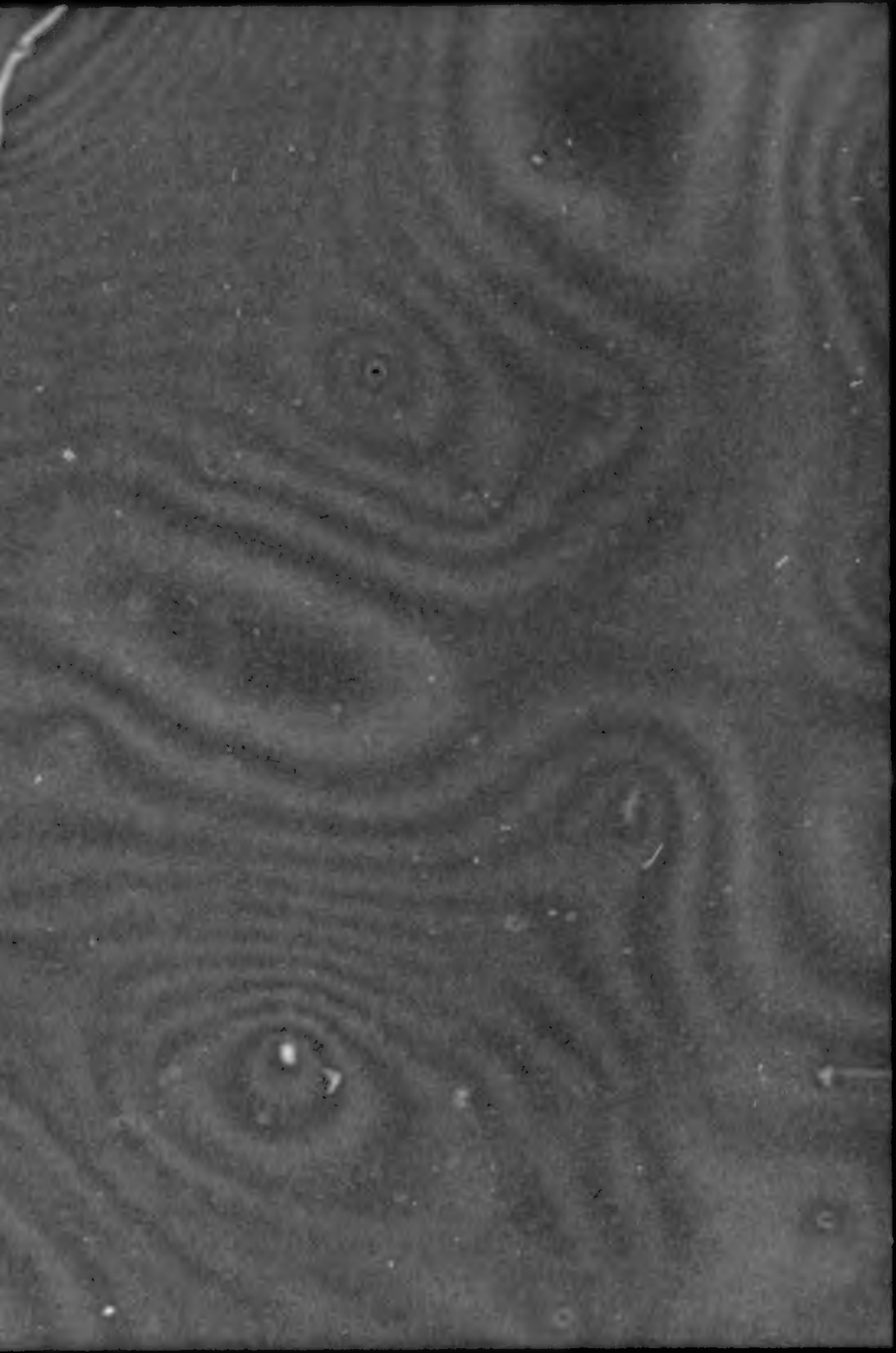
über alles theuer seyn. Wenn ihm daher nicht das Glück durch Geburt, Verbindung und Vermögen einen imponirenden Einfluß zum Ersatz seines Unglücks gab, so lerne er zeitig entbehren, nichts wünschen, nichts suchen, die Menschen vermeiden, wenigstens ihnen ausweichen. Ihm gnüge nur seines Herzens und der wenigen Edlen und Guten Beifall, die ein günstiges Schicksal ihm näher zuführte. Er ziehe sich von den Menschen zurück, suche in stiller Eingezogenheit seine Zufriedenheit zu finden und nicht in dieser Welt Freude oder Glück zu suchen oder zu hoffen. Gewährt ihm beides hin und wieder der günstige Zufall, wie dem Wanderer eine Blume am Wege, so hüte sich der Blinde, nicht mehr solche günstige Zufälle zu hoffen und nicht etwa auf den Beistand des Glücks Pläne zu bauen; die Freude, die ihm häusliche Verhältnisse zu gewähren vermögen, nach diesen, wiewohl auch mit Behutsamkeit zu ringen, ist das Höchste, was er sich noch gestatten kann. Deshalb — so unbarmherzig es auch von der einen Seite scheint, so ist es Pflicht des Vaters und Erziehers, jedem blinden Kinde, damit dieser Gedanke ihm alltäglich und gewöhnlich werde, unaufhörlich einzuprägen, kein Glück, keine Freude und keinen Lebensgenuß in dieser Welt bestimmt zu hoffen; aber doch unaufhörlich darnach zu trachten, dessen, wenn es ihm von ungefähr zu Theil würde, weder von Seiten des Kopfs noch des Herzens unwürdig zu seyn, und Beides, vorzüglich aber deshalb auszubilden, weil es jenseits des Grabes noch eine Welt giebt, worin die Vaterhand der Vorsehung jeder hier zurückgestoßenen eingekerkerten Kraft zum Guten ihre

Wirkung angewiesen haben muß. Wenn Ihr, meine lieben Unglücksgefährten! die Ihr meinem Herzen so nahe seyd, den guten Rath eures theilnehmenden Freundes nicht ganz von Euch stoßen wollt, so seyd äußerst behutsam gegen Eure Nebenmenschen. Höchst selten ist freilich ein grausamer, völlig gefühlloser und vorsätzlich böser Mann; einen sanften, gefühlvollen, edlen und großen Mann werdet Ihr aber auch nicht häufig finden. Der große Haufe lebt nur, um zu genießen, und nimmt auf nichts als sein eignes Ich Rücksicht. Für diese letztern habt Ihr höchstens das Interesse, das eine gut aufgelöste Dissonanz in der Musik hat, wenn Ihr sie durch Eure Kunstfertigkeit und auch durch die Ueberzeugung, daß in ihnen noch große unerkannte Fähigkeiten schlummern, auf eine nicht ganz unangenehme Weise unterhaltet. Dem bessern edlern Theil des Menschengeschlechts seyd Ihr Achtung und Schonung schuldig. Die Freuden guter Menschen sind auf Erden so kärglich ausgesät, daß es mir wehe thut, wenn ich einem solchen auch nur einen heitern Augenblick durch meinen Anblick oder meine Klage trüben sollte. Vergeßt daher nicht, was Lessing dem bildenden Künstler zur Pflicht machte: selbst beim Ausdrucke des größten Schmerzes, das Gräßliche und Verzerrung zu vermeiden. Gewöhnt Euch, wenn das Schicksal, und, welches wohl noch häufiger der Fall seyn dürfte, wenn auch die Menschen Euch niederdrücken, Eure Klagen höchstens in den Busen eines Freundes auszugießen, oder nur da laut werden zu lassen, wo es die Nothwendigkeit erfordert. Mildert sie alsdann noch selbst, wenn Ihr

könnt, durch den Troſt, den Euch Ueberzeugung von der menſchlichen Hinfälligkeit und das Vorgefühl einer beſſern Welt geben, weil man Euch ſonſt wegen Eurer Klagen als läſtige Freudenſtörer fliehen wird. Nehmt, wenn Ihr Kräfte fühlt, Euch dem Sehenden an die Seite zu ſtellen, auch die Ueberzeugung an, daß man Euch dieſes gröſtentheils eher als Anmaaſſung ausdeuten, denn als Verdienſt anerkennen wird. Rechnet daher nicht einmal darauf, Euch unverdienten Beweiſen der Verachtung zu entwinden, ſondern wenn Ihr nicht euer Leben in ſtiller Abgezogenheit hinbringen könnt, wenn Euch Eure innere Kraft weiter forttreibt, ſo macht Euch gleich auf tauſendfache Leiden gefaßt; hoffe und erwartet nichts mehr, als was Euch durch die Verwendung weniger Edlen, dafern ihnen die gütige Hand der Vorſehung zum Beſten des Menſchengeſchlechts einen ausgedehnten Wirkungskreis anwies, zu Theil werden kann. Lebt ſo, daß Ihr, mit Vertrauen auf die Vorſehung erfüllt, ruhig an eure Sterbeſtunde denken, und, wenn Euch Erdennoth zu Boden drückt, Euch mit Vertrauen an den Vater des Weltalls wenden könnt:

O ſende meinen Tod heran,
er komm' auf jene Weiſe,
wie einem müden Wandersmann
die Ruh', nach langer Reiſe.
Doch ſollten Leiden ſonder Zahl
mich fernerhin beſchweren,
ſo bitt' ich, Herr! mit jeder Qual
Muth und Geduld zu mehren.





LUDWIG von BACZKO.

Geschichte
meines Lebens

von

Ludwig v. Baczko.

Quemcunque hominem videris, miserum neges
Quemcunque miserum videris, hominem scias.
Seneca Trag.

Erster Band.

Königsberg, 1824.
Auf Kosten der Erben des Verfassers.
(In Commission bei Aug. Wilh. Unzer.)

Pränumeranten-Verzeichniß.

Herr Achterfeldt, Professor in Braunsberg.
— Albrecht, Bernsteinarbeiter.
— Assur, Doctor Medicinae.
— Auerbach, Banquier.
— v. Auerswald Excellenz, Landhofmeister und Ober-Präsident.
— Auschra, Actuarius in Insterburg.
— Bachr, Religionslehrer beim Gymnasio in Braunsberg.
— Dr. v. Baer, Professor.
— Barth, Kaufmann in Braunsberg.
— Bartikowsky, Kaufmann.
— Bartsch, Kaufmann.
— Baske, Ober-Landes-Ger.-Registrator.
— Benekendorf v. Hindenburg, Generalmajor und Commandant von Thorn.
— Bernhardi, Kaufmann.
Die Bibliothek des 4ten Inf.-Reg. zu Danzig.
Die Bibliothek der deutschen Ressource zu Königsberg.
Herr Biester, Ober-Lehrer in Braunsberg.
— Binder, Landbaumeister in Pr. Stargard.

Herr v. Blomberg, Capitain in Pillau.
— v. Borſtell Excellenz, Generallieutenant und commandirender General in Oſtpreußen, Weſtpreußen, und Litthauen.
— Bräunlich, Prem.-Lieutenant im 5ten Inf.-Reg. zu Danzig.
— Brand, Criminalrath u. Juſtiz-Commiſſarius.
— Brinlinger, Kreisjuſtizrath in Ragnit.
— v. Brunnow, Capitain in Potsdam.
Die Buchhandlung d. Gebrüder Bornträger.
Frau Bankoſekretair Buck.
Herr Budach, Ober-Landes-Ger.-Aſſeſſor.
— v. Buddenbrock, Major außer Dienſt.
— Büttner, (Fr. Reinhold) Kaufmann.
— Burte, Rendant d. Intelligenz-Comptoirs.
— Dallmer, Capitain im 3ten Inf.-Reg. in Braunsberg.
— Dieſtel, Director des Land- u. Stadtgerichts in Thorn.
— Douglas, Kaufmann.
— v. Duwe, Major in Angerburg.
— Ehm, Tribunalsrath.
— Elſaſſer, Spediteur in Pillau.
— Engelſchmidt, Director des Collegii der Juſtiz-Commiſſarien.
— Erdmann, Ober-Landes-Gerichtsfiscal und Juſtiz-Commiſſarius.
Frau Hauptmann v. Falkenhayn.
Herr Flach, Medicinal-Aſſeſſor.

Herr Flottwell, Geh.-Regier.-Rath in Danzig.
— Foest, Ober-Auditeur in Danzig.
— Frank, Ober-Landes-Gerichts-Deposital-Rendant.
— Frenzel, Professor in Braunsberg.
— Fritzen, Land- und Stadtgerichts-Registrator in Danzig.
— Geisenheimer, Justizrath und Justiz-Commissarius.
— Gerhard, (Fr. Samuel) Buchhändler in Danzig.
— Dr. Gerlach, Professor in Braunsberg.
— Gerlach, Bürgermeister in Pr. Stargard.
— Gordak, Kaufmann.
— Gottschalk, Kaufmann.
— v. Gotzkow, Major, auf Gr. Sobrost bei Neidenburg.
— Groddeck Justizcommissarius in Danzig.
— Grube, Justizcommissarius und Universitätsrichter.
— v. Gutzmerow, Prem.-Lieutenant im 3ten Inf.-Regiment.
— Dr. Hagen, Medicinalrath.
— Dr Hahn, Professor und Superintendent.
— Hartung, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Dr. Hasse, Kreisphysikus in Pr. Stargard.
— v. Hatten, Capitain und Brigade-Adjudant in Danzig.
— Hauenstein, Stadtkämmerer in Ragnit.

Herr Dr. Henne, Professor.
— Dr. Herbart, Professor der Philosophie.
— Herbig, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— v. Herrmann, Lieutenant im 5ten Inf.-Reg. zu Danzig.
— Hermes, Justiz-Commissions-Rath in Braunsberg.
— Heygster, Kaufmann.
— v. Hirsch, Auctions-Commissarius.
— Hirschberg, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Hoepfner, Kaufmann in Braunsberg.
Se. Durchlaucht Herr Prinz von Hohenzollern, Generalmajor und Commandeur der 2ten Landwehrbrigade in Danzig. 2 Exemplare.
Herr Holder-Eager, Ober-Registrator beim Oberlandes-Gericht in Marienwerder.
— v. Holzendorf, Lieutenant im 3ten Kürassierregimente.
— Graf v. Hülsen, Major und Divisions-Adjudant in Danzig.
— Dr. Kachler, Consistorialrath u. Professor
— Graf v. Kanitz, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— v. Katzeler Excellenz, Generallieutenant und Erster Commandant von Danzig.
— Kayser, Justizcommissarius.
— Kelch, Geheime-Regierungsrath.
— Kittlitz, Rheder in Pillau.
— Klein, Oberlandes-Gerichts-Assessor.

Herr Knuth, (F. W.) Kaufmann in Pr. Stargard.
— Knuth, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Krah, Justizrath und Justizcommissarius.
— Krause, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Kriese, Pfarrer in Pr. Stargard.
— Kuhn, Lootsen-Commandeur in Pillau.
— Kukein, Kaufmann in Braunsberg.
— Kurella, Polizeirath.
Frau Baronin v. Lamotte, in Berlin.
Herr Dr. Lawerny, Oberlehrer beim Gymnasio in Braunsberg.
— Lietke, (J. P.) Segelmacher in Pillau.
— Graf v. Lottum, Generalmajor und Divisions-Commandeur.
— v. M[illegible], Rittmeister in Pr. Stargard.
— v. Meuse[illegible], Capitain im 3ten Inf.-Reg.
— Michalsky, Kaufmann.
— Moeller, (Abraham) Kaufmann.
— Morgenbesser, Oberlandes-Gerichts-Chef-Präsident. 4 Exemplare.
— v. Montowt, Major und Platzkommandant.
— Müller, Hofscharfrichter.
— Möldechen, Obersalz-Inspector.
— Oestreich, Comerzienrath in Braunsberg.
— Olias, Kaufmann.
— Paetsch, Justizcommissarius.
— v. Paleske, Gutsbesitzer bei Pr. Stargard.
— Paulsen, Kaufmann.

Herr Peterson, Hafenbauinspector in Pillau.
— Philippsohn, Erzpriester in Braunsberg.
— Preußmann, Oberlandes-Gerichtsrath.
— Prin, Commerzienrath.
— Prin, (C. F. M.) Kaufmann.
— Rechenberg, Justiz-Amtmann in Ragnit.
— Rehfeldt, Landbaumeister in Braunsberg.
— Rehfeldt, Proviso[illegible] in Pr. Stargard.
— Reich, Proviant-Amts-Controlleur.
— Reiffert, Hofrath.
— Dr. Richter, Professor.
— Richter, Polizeirath.
— Riedel, Justizrath.
— Riemain, Archidiakonus und Professor.
— v. Roczinsky, Capitain im 3ten Inf.-Regiment.
— v. Roggenbucke, Salz-Inspector in Pillau.
— Ruffmann, Stadtrichter in Pillau.
— Saro, Stadtrichter in Friedland.
— Saudien, Stadtrichter in Soldau.
— v. Schachtmeier, Major im 5ten Inf.-Regiment zu Danzig.
— Schaller, Regierungsrath und Justizcommissarius.
— Scheinert, Oberlandes-Gerichts Assessor.
— Schlenther, Land- und Stadtgerichts-Assessor in Danzig.
— v. Schlieben, Landrath in Pr. Stargard.

Herr Schmidt, Polizei-Präsident.
— Dr. Schmülling, Director des Gymnasii zu Braunsberg.
— Schnell, Gutsbesitzer.
— v. Schön Excellenz, wirklicher Geheime-Rath und Ober-Präsident v. Westpreußen.
— Schütz, Regierungsrath.
— Schulz, Schloßbauinspector.
— Schulz, (Fr.) Mäkler.
— Schweichel, Kaufmann.
— Dr. Schweykard, Professor und Hofrath.
— Seligo, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Senger, Kaufmann in Pr. Stargard.
— Siehr, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Skerle, Criminalrath und Justizcommissarius in Danzig.
— v. Slugocki, Major in Pr. Stargard.
— Stahl, Justizcommissarius in Danzig.
— Steffen, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Steffens, Kaufmann.
— Stroedel, Commerzienrath in Pillau.
— Stuckert, Prediger in Pillau.
— v. Sydow, Präsident.
— Teschner, Criminalrichter in Thorn.
— Tetzlaff, (Karl) Kaufmann in Pr. Stargard.

Die Loge Teutonia zu Potsdam.

Herr v. Trabenfeldt, Oberst und Commandant von Pillau.
— Dr. v. Treyden, Stadtphysikus.

Herr Ulrich, Rector.
— Ungerbühler, Landschafts-Syndicus in Mohrungen.
— Weger, Justizcommissarius.
— v. Wegnern, Oberl.-Gerichts-Präsident.
— Weiß, Justizcommissionsrath in Danzig.
— Weiß, Garnison-Auditeur in Pillau.
— Werner, Capt. im 3n Inf.-Reg. zu Danzig.
— Wernsdorf, Land- und Stadtgerichts-Sekretair in Danzig.
— v. Wichert, Justizrath.
— Wiedekind, Lieutenant außer Diensten.
— Wiek, Justizcom. u. Divisions-Auditeur.
— Wientz, Kaufmann.
— Wiesner, Med.-Apotheker in Braunsberg.
— Winkler der Aelt., Kaufmann.
— Wolff, Geheime-Commerzienrath.
— Wolfgramm, Lieut. im 3ten Inf.-Reg.
— Dr. Wolterstorf, Pfarrer.
— Dr. Wrede, Professor.
— Zeibe, Justizcommissionsrath.
— Zeibe, Hofrath.
— Zernecke, Justizrath in Danzig.
— v. Zieten, Capitain in Prenzlau.

Anmerkung. Diejenigen Herren Pränumeranten, bei denen kein Aufenthaltsort bemerkt ist, wohnen in Königsberg.

Im 3ten Bande folgt die Fortsetzung des Pränumeranten-Verzeichnisses.

Jetzt sind 66 Jahre meines Lebens verstrichen, und mein, übrigens gutes, Gedächtniß ruft mir nicht das Andenken von 66 Tagen zurück, die ich, von Kummer ungetrübt, im Genusse reiner Freude hinbrachte; sondern ich fühlte vielmehr die Wahrheit des biblischen Ausspruchs bestätigt: daß jeder Tag seine eigene Plage hat. Viele unvermeidliche, manche zufällige Leiden haben auf meinen Körper gewirkt, und mir auch den unschuldigsten Lebensgenuß größtentheils verkümmert. Mein Herz, das jedem wohlwollte, vielleicht auch wohl einiges Selbstgefühl und Vertrauen auf eigene Kraft, vom sehnlichsten Wunsche, Gutes zu wirken, begleitet, reitzte mich nicht selten, mich unter die Menschen zu wagen, zum Theil auch wohl empor zu streben, und nach manchem mir vorgesteckten Ziele, zu dessen Erreichung ich mir Kraft zutraute, mit aller mir möglichen Anstrengung zu ringen. Noch jetzt frei von stürmischen Leidenschaften und wahrscheinlich nahe am Grabe, glaube ich sagen zu können, daß meine Absicht rein und gut war. Denn ein Wunsch nach vermehrtem Lebensgenuß, der frei-

lich auch in meiner Seele lag, war immer mit dem Wunsche, ihn zu verdienen, gut und nützlich zu sein, verbunden. Allein ich wurde nicht selten bei meinem Streben schmerzlich, selbst hin und wieder mit Verachtung zurückgestoßen und tief gebeugt. In meinen jüngern Jahren hielt ich so manches für Bosheit und Tücke, fühlte mich gekränkt, ereiferte und grämte mich über Dinge, die ich jetzt als Wirkung des Vorurtheils und der Leidenschaft belächele, wenn ich gleich gestehen muß, daß mein Körper, dem die Natur Kräfte gab, um vielleicht ein Jahrhundert auszudauern, mehr noch durch Gram und erlittene Kränkungen als durch äußere Leiden zu Grunde gerichtet wurde.

Aber nicht meine gegenwärtige Gemüthsstimmung, nicht der Genuß, den zum Theil die Erinnerung überstandener Leiden gewährt, haben mich zur Aufzeichnung meiner Lebensgeschichte veranlaßt. Auch war kein Stolz die Triebfeder; denn wenn ich gleich nicht geneigt bin, in jener Blöße der Selbstgeständnisse eines Rousseau aufzutreten, so werde ich doch auch diejenigen Fehler nicht verheimlichen, die auf meine Schicksale und meine Geistesbildung Einfluß hatten. Die letzte flößt mir keineswegs den Gedanken ein, mich für einen vorzüglichen Mann zu halten, wenn ich gleich fühle, daß ich mit großer Aufopferung jedes

andern Genusses beinahe unaufhörlich nach Erweiterung meiner Kenntnisse rang; denn täglich fühle ich ja auch dabei die Lücken meines Wissens, und die außerordentlichen Hindernisse, die Blindheit selbst dem mühsamsten Fleiße entgegensetzt. Gewiß ist es daß mir die Vorsehung Kräfte gab, einer der arbeitsamsten und thätigsten Menschen zu werden; aber zum Gelehrten machte mich nur mein Unglück. Ich bin überzeugt, durch Fleiß und Thätigkeit einiges geleistet zu haben, und in den frühern Jahren meines Lebens hatte ich auch von meinen wissenschaftlichen Kenntnissen eine größere Meinung, als ich jetzt davon hege. Nach diesen Angaben, wozu die Geschichte meines Lebens den Commentar liefert, wird man es mir hoffentlich nicht allgemein widerstreiten, daß mich edlere Gründe, als Eitelkeit und Stolz, zu Abfassung dieser Schrift bestimmten, und ich wage es, hier diese Gründe selbst auseinanderzusetzen.

Ich bin Hausvater, wünsche für das Glück meiner sieben Kinder in jeder Hinsicht thätig zu sein, und halte mich überzeugt, daß so mancher, der widrige Empfindungen gegen mich hegte, wenn diese einst nach meinem Tode mit mir ihr Ende erreicht haben, und bei dem Durchlesen dieser Blätter meine Art zu denken und zu empfinden, und meine ganze Ver-

fahrungsweise offenbar vor seinen Augen
mich vielleicht im Innern seines Herzens
kannt zu haben gestehen, und daher
Widerwillen nicht auf meine Kinder fortp
zen, sondern diesen vielleicht freundlich die
bieten werde. Auf diese selbst hoffe ich
diese Schrift zu wirken; denn ich glaube,
auch das Andenken ihres Vaters ihnen
und werth bleiben soll, und dieses letzte
mächtniß wird ihnen alsdann zu mancher
und Warnung dienen. Vorzüglich aber wi
ich jedem Unglücklichen zu nützen, der,
Schicksal niedergebeugt, einzeln und ver
dasteht. O! möchte diesem doch die Ges
meines Lebens und meiner Leiden zum B
dienen, daß die Vorsehung unsägliche
in uns legte, die erst im Augenblicke der
thätig werden; möchte ich doch in der
jedes Unglücklichen, der im Begriffe ste
Gott und Menschen, Tugend und Rech
fenheit zu verzweifeln, Vertrauen auf di
sehung, Vertrauen auf gute Menschen
die gewisse Ueberzeugung befestigen, d
dem festen Entschlusse, dem Unglücke a
dem Wege entgegen zu wirken, wenn
kein Glück, doch Hülfe und Rettung gew

Vielleicht wird auch der empirisch
chologe diese Blätter nicht ganz unbe
aus der Hand legen; wenigstens war

derzeit mein eigener aufmerksamer Beobachter. Wie ich die Welt und die Menschen im Verhältnisse zu mir betrachtete, wie mein Geist darnach strebte, den Mangel des Gesichts zu ersetzen, wie ich mir von Dingen, die bloß in der Anschauung liegen, neue Begriffe erwarb, der Gang meiner Ideen, die Geschichte meiner Erziehung und Geistesbildung werden dem Anthropologen den Stoff zu mancher Bemerkung liefern. Besonders ist es für mich ein rührender und doch immer auch erfreulicher Gedanke, daß vielleicht mancher Unglückliche, der gleich mir sein Gesicht verlor, so manches Hülfsmittel zur Erleichterung seiner Leiden, mancher Erzieher, vorzüglich eines Blinden, hier manche kleine Nachricht finden wird, die unschuldige Freude, Zufriedenheit, Nutzen, und zweckmäßige Ausbildung des Zöglings zu befördern im Stande sein dürfte.

Dieses ist der mannigfache Gesichtspunkt, den ich bei Abfassung meines Werks nie aus den Augen zu verlieren wünschte. Es war mir immer als ob meine Kinder, vorzüglich meine Söhne, dabei gegenwärtig wären, und daher so manche Nutzanwendung, so manches, das eigentlich nur für sie bestimmt ist, und das ich also auch nur leise berührt habe. Rache, oder Genugthuung suchte ich durch diese Schrift nicht; wohl aber mich selbst ge-

gen manchen Vorwurf und, wo ich verkannt wurde, zu rechtfertigen. Ich verzeihe jedem, der mir wehe that, von ganzer Seele, und wünsche, daß man auch mir da, wo mich Vorurtheil und Leidenschaft irre leiteten, Verzeihung gewähren möge. Jeder Sterbliche ist der menschlichen Schwäche seinen Tribut schuldig; ich aber hoffe, wenn einst diese Blätter veröffentlicht werden, und ich alsdann den Frieden im Grabe gefunden habe, auch dort oben besser und glücklicher zu sein.

Und nun, meine Kinder und Freunde! empfanget mein letztes Lebewohl; und gedenkt meiner, wann ich nicht mehr unter euch bin, mit Liebe, Wohlwollen und Nachsicht! —

Bekanntlich gehört es zu den sonderbaren Eigenschaften des Menschengeschlechts, sein Dasein auch über die Grenzen der Natur verlängern zu wollen, und so wie der Mensch durch Nachruhm sein Andenken fortzupflanzen strebt, so thut es ihm gütlich, durch seine Vorfahren eine Art von Dasein vor dem Anfange des seinigen zu erlangen. Daher wird auch euch, meine Kinder, einige Nachricht von euern Vorfahren lieb sein. Ob jener Baczko, der im dreizehnten Jahrhundert Domherr zu Posen war und als Polnischer Geschichtschreiber bekannt ist*), zu unsern Vorfahren gehörte, läßt sich wenigstens aus der völlig gleichen Schreibart seines Namens mit dem unsrigen muthmaßen, besonders da unsere Vorfahren nicht ursprüngliche Ungarn sind. Denn Michael von Baczko, der erste, von dem ich etwas Sicheres weiß, erhielt erst, da er von der Partei des Ragoczy zu der kaiserlichen übertrat, im Jahr 1699 vom Kaiser Leopold das Ungarische Indigenat. Er muß ein [illegible] unwichtiger Mann gewesen sein, d[illegible] habe noch Zeugnisse in Händen, we[illegible]

*) Siehe Jöcher's Gelehrten-Lexicon, Ausgabe 1750. B. 1. S. 701.

Feldmarschall Heister der Gnade und Belohnung des Kaisers würdig erklärte. Er besaß die Güter Igor und Datt, und kommt als Vicecomes Moschoniensis, (Vicegespann der Grafschaft Wiesenburg) im Tripartito regni Hungariae mit unter den Commissarien vor, die der Kaiser nach der Beruhigung Ungarns dazu ernannte, die Angelegenheiten des Landes in Ordnung zu bringen. Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Anton, Aufseher einiger beträchtlichen Güter, die damals der Herzog von Modena in Croatien besaß; und ein Sohn von ihm lebte noch vor 29 Jahren zu Czernowitz in der Bukowina, wo er einen nicht unbedeutenden Posten im Finanzfache verwaltete. Antons zweiter Bruder, Karl, fand als Lieutenant unter der Ungarischen Infanterie den Tod auf dem Schlachtfelde bei Molwitz, der dritte Bruder, Adolph, wurde zum Rechtsgelehrten bestimmt.

Es war damals Sitte, daß man in Ungarn zuerst als Advocat auftrat und, um sich selbst zu diesem Fache zu bilden, einige Jahre im Hause eines berühmten Advocaten binbrachte. Mein Vater hielt sich daher damals bei einem berühmten Advocaten Namens Gessenack zu Preßburg auf, der zugleich die Gerichtsbarkeit auf den Gütern der gräflichen Familie von Palfi verwaltete. Schon in seiner Ju-

gend hatte mein Vater einige Bekanntschaft in dieser gräflichen Familie erhalten. Sie wurde jetzt mit dem jungen Grafen Palfi erneuert, und hatte für meinen Vater die günstigsten Folgen; denn er entsagte aus Anhänglichkeit für den Soldatenstand der Rechtswissenschaft, diente nun seit dem Jahre 1737 gegen die Türken, und Graf Rudolph Palfi, der in seinem acht und zwanzigsten Jahre Inhaber eines Regiments war, fand ihn, der damals Cornet war, zufällig bei einem andern Regimente, machte ihn zu seinem Adjudanten, und so that er nach Karl des sechsten Tode zwei Feldzüge in Baiern. Jetzt vermählte sich Graf Palfi mit einer Tochter des nachherigen Fürsten von Kaunitz, nahm einen langen Urlaub, und mein Vater begleitete ihn auf seine Güter nach Ungarn.

Bald fühlte er dort Langeweile, und da er ein Vermögen von einigen hundert Dukaten besaß, so fiel ihm der Gedanke ein, auf Reisen zu gehen. Noch wüthete der Krieg. Als beurlaubter kaiserlicher Offizier konnte er nicht vom Feinde besetzte Gegenden durchreisen. Graf Palfi billigte daher seinen Entschluß, seine Entlassung aus den kaiserlichen Kriegsdiensten zu fordern, und versprach ihm, wenn er nach Jahresfrist zurückkehren würde, für seine Wiederanstellung zu sorgen. Mein Vater durchreisete

jetzt das südliche Deutschland, Frankreich, Belgien, und die vereinigten Niederlande, und ging, da Friedrichs Ruf damals allgemein ertönte, hierdurch angelockt von Wesel nach Hamburg, von da nach Berlin, in der Absicht nach einigen Wochen durch Sachsen in die Oestreichschen Staaten zurück zu kehren. Er hörte eines Tages zu Berlin, das Husaren-Regiment von Ziethen würde zu Fuß exerciren. Dieses war für einen ungarischen Husaren etwas Unerhörtes. Er war aus Neugier als Zuschauer dabei gegenwärtig gewesen, und stand, indem er zurückkehrte, neben dem Denkmale des großen Kurfürsten, als ihm gesagt wurde, daß sich der König nahe. Er blieb stehen, weil er ihn noch nie so nahe gesehen hatte. Obgleich mein Vater keine ansehnliche Größe besaß, war er doch ein sehr wohlgebildeter Mann, mit einem feurigen Auge und einer sehr ausdrukvollen Physiognomie; vielleicht daß diese oder die fremde Uniform dem Könige auffiel; denn er hielt einen Augenblick still, und fragte: wer er wäre? Ein Oestreichischer Offizier, entgegnete mein Vater. — „Der desertirt ist und Dienste sucht'," fuhr der König fort. Ein kaltes Nein mit einem gerade nicht freundlichen Blick war die Antwort. „Folge er aufs Schloß", befahl der König, und mein Vater gehorchte.

Friedrich der Große, dem wahrscheinlich die Aeußerung des Unwillens nicht mißfallen hatte,

sagte, indem er vom Pferde stieg, „er ist also desertirt?“ — Nein antwortete mein Vater, dies thut kein ehrlicher Mann; hier ist mein Abschied, indem er ihn dem Könige überreichte. „Gut“ sagte dieser, indem er den Abschied in der Hand behielt, „er meldet sich bei dem Obersten von Borke.“ Mein Vater wurde überrascht; er besaß noch jugendlichen Leichtsinn, ahnte vielleicht ein unerwartetes Glück, welches mancher seiner Landsleute in Preußischen Kriegsdiensten gemacht hatte, und ging daher zum Obersten von Borke, der ihn nach Köpenick sandte. Hier sollten zwei neue Husaren-Regimenter errichtet werden; weil mein Vater aber dabei noch gar keine Beschäftigung hatte, schrieb er an den König: er wäre von Jugend an zur Thätigkeit und Arbeit gewöhnt, und bäte daher, ihn da anzustellen, wo er dies beweisen könne. Die lakonische Bitte mißfiel vielleicht nicht ganz, wenigstens wurde er durch einen Brief des Generals von Winterfeldt nach Potsdam beschieden. Der König war in Sanssouci; mein Vater wollte Schloß und Garten, so viel es möglich war, besehen. Der König, den Winterfeld und mehrere Offiziere begleiteten, ging gerade im Garten umher. Er sah meinen Vater, der unentschlossen am Eingange stand, und winkte ihm näher zu treten. — „Er ist ein unruhiger Mensch,“ war die Anrede des Königs. —

Ja, antwortete mein Vater, denn so lange ich Soldat bin, stand ich beständig im Felde. „Ich werde ihn nach Preußen schicken," sagte der König, „kennt er das Land?" — Nein! war die Antwort. „Es wächst darin kein Wein wie in Ungarn aber Kartoffeln. Er kommt an das schwarze Husaren-Regiment." — Verzeihen Ew. Königl. Majestät, fiel mein Vater hier ein, der, mit verschiedenen Offizieren des Regiments von Ziethen bekannt geworden war, in Berlin zu bleiben gewünscht und gehofft hatte, und dieses gegen den König zu äußern im Begriff stand. Er besann sich, daß er eine Unbesonnenheit sagen wollte, und schwieg. „Nun" — sagte der König, und sah ihm scharf ins Auge. Winterfeld gab ihm einen bedeutenden Blick, weiter fortzufahren. Ich wurde, sagte daher mein Vater, von Jesuiten erzogen, die mir viel saure Tage machten. Sie trugen eine schwarze Uniform, und gegen diese habe ich daher einen Widerwillen; auch giebt es bei den kaiserlichen Husaren, bei denen ich Lieutenant war, keine Seconde-Lieutenants „Er geht nach Preußen," antwortete der König, dem dieß zu mißfallen schien, wandte sich von ihm und ging weiter.

Winterfeld gab meinem Vater am folgenden Tage einen Brief an den Oberst-Lieu-

tenant Arner, der damals Commandeur des schwarzen Husarenregiments und meinem Vater genau bekannt war; denn Arner war, gemäß kriegsrechtlichem Urtheil, als Rittmeister aus Oestreichschen Diensten entlassen. Auch Arner erinnerte sich seiner, betrachtete ihn mit Unwillen, und übergab ihm ein Patent, wodurch er der jüngste Seconde-Lieutenant wurde. Dieses schien ihm unerträglich. Er schrieb sogleich an den König, und bat um seine Entlassung, denn er wäre durch dieses Patent degradirt worden. Der König befahl, ihn auf vierzehn Tage in Arrest zu setzen, und ihm unter Androhung königlicher Ungnade das fernere Schreiben zu untersagen.

Mein Vater betrug sich jetzt ruhig; stellte sich aber in allem, was dem Dienst betraf, äußerst unwissend; machte Arners Begebenheit bei der Oestreichschen Armee bekannt, und hoffte daß dieser nun seine Entlassung bewirken würde. Er glaubte dieses selbst noch durch irgend einen Exceß zu befördern. Es entstand zu Johannisburg, wo er in Garnison war, eine Feuersbrunst; man trieb einige Leute mit Schlägen zu den Spritzen. Mein Vater zog seinen Säbel und gab jedem, den er reichen konnte, einen Schlag. Hierunter waren ein paar angesehene Bürger. Sie wurden klagbar. Arner ergriff diese Ge-

legenheit, und schrieb an den König: mein Vater wäre ein völlig unbrauchbarer und unruhiger Mann; erhielt aber die sonderbare Antwort: er sollte ihn in Ordnung bringen, denn oft schlügen dergleichen junge Leute noch recht gut ein. Wahrscheinlich hatte Friedrichs Scharfblick, wenn gleich mein Vater ein unbedeutender Offizier war, seine Absicht, wieder aus dem Preußischen Dienst zu gehen, durchschaut. Der damalige Adjudant von Liefenhausen, ein gebildeter junger Mann, gab dem letztern hievon einen Wink, und rieth ihm auf seiner Hut zu sein, weil Oberst-Lieutenant Arner, der ihn hasse, jetzt keine Gelegenheit, ihm wehe zu thun, unbenutzt lassen würde, und ihn vielleicht in die Festung bringen könnte.

Jetzt machten zwei Männer, die mein Vater im Oestreichschen Dienst, wo sie Rittmeister waren, persönlich genau gekannt hatte, ein schnelles Glück: von Werner und von Ruesch. Beide wurden in Kurzem zu Preußischen Obersten befördert, und erhielten Regimenter; der letzte das schwarze Husaren-Regiment. Von ihm wurde mein Vater als ein alter Bekannter mit vieler Güte behandelt. So sehr dieser auch die beiden verdienstvollen Männer achtete und sich ihres Glückes freute, so schmerzlich war es ihm auf der andern Seite,

daß wieder ein paar andere Männer, die aus Oestreichschem Dienste als Unteroffiziere entwichen, jetzt bei dem nämlichen Regimente als ältere Offiziere seine Vorgesetzten waren. Ruesch richtete ihn auf.

Dieser Mann, dem viele Fehler seines Zeitalters und seiner Erziehung anklebten, hatte von der Natur einen gewißen militärischen Scharfblick, viel Muth, seltene Entschlossenheit und Geistesgegenwart erhalten. Bekannt ist jener große Zug von Geistesgegenwart, den Archenholz von ihm erzählt, wie er nämlich allein, ohne Aussicht zu einiger Hülfe, aus der Citadelle zu Neapel, wo man die Pforte hinter ihm zugeschlossen hatte, durch einen dunklen Gang in die Stadt ging, und am Ende dieses Ganges zwei Banditen mit Terzerolen auf sich lauern sah, sich schnell bückte, hiedurch dem Schusse entging, einen Banditen, der noch nicht geschossen hatte, mit der linken Hand am Fuß ergriff, zur Erde stürzte, auf dessen rechte Hand trat, und mit dem Säbel, den er in diesem Augenblicke mit der rechten Hand zog, dem zweiten Banditen, ehe dieser ihm einen Dolchstoß geben konnte, einen Hieb über den Kopf versetzte, hiedurch zur Flucht brachte und den Niedergeworfenen verhaftete. Dieser seltene, entschlossene Mann war einer von denjenigen

durch welche die Preußischen Husaren gebildet wurden. Er war mit den kleinen Details des Preußischen Dienstes unbekannt, strebte aber diesen Abgang zu ersetzen; forderte meinen Vater unaufhörlich auf, ein Gleiches zu thun; reizte ihn zu Hoffnungen, daß sich auch sein Schicksal wenden könne, und mein Vater suchte nun dieses bessern Schicksals würdig zu sein, als der zweite Schlesische Krieg ausbrach.

Es herrschte damals unter den Husaren ein eigner Ton, und es gab unter ihnen wenig gebildete Offiziere. Mein Vater sprach die Lateinische Sprache mit großer Fertigkeit, hatte die mehresten alten Classiker mit Nutzen gelesen, und konnte noch im hohen Alter vorzügliche Stellen daraus auswendig. Sein starkes Gedächtniß hatte es ihm erleichtert, die Sprachen derjenigen Länder zu erlernen, worin er im Quartier gelegen hatte, und daher konnte er sich in der Italienischen, Bosnischen, Kroatischen und Wlachischen Sprache fertig ausdrücken. Das Französische sprach er nur mangelhaft; und wenn er Deutsch sprach, so hörte man wohl, daß er ein Ausländer war; doch war er, sich mündlich und schriftlich gut auszudrücken im Stande; hatte auch einige Kenntniß von der Erdbeschreibung und Geschichte. Er glänzte hiedurch unter sei-

seinen Kameraden, und erhielt dadurch wieder die Gelegenheit, einst vor den König zu kommen.

Dieser hatte nämlich die Nachricht erhalten, daß in dem Schlosse eines Sächsischen Generals, dessen Namen mir entfallen ist, sich gezeichnete Karten von Sachsen und einigen benachbarten Böhmischen Kreisen befänden. Herumschweifende Haufen von Oestreichern machten den Ort unsicher. Es wurde also ein Offizier mit einem Commando hingeschickt, um diese Karten abzuholen. Der Amtmann empfing den Offizier sehr freundlich, bewirthete ihn gut und gab ihm einen gewöhnlichen Nürnberger Atlaß, welchen dieser nun wieder dem Könige überbrachte, der darüber sehr unwillig wurde. Winterfeld schrieb an Ruesch: er soll ein neues Commando und einen gebildeten Offizier in das Hauptquartier schicken, wo er instruirt werden solle. Die Wahl traf meinen Vater, welcher sich bei Winterfeldt meldete, der ihn zum Könige sandte. Friedrich schien mißmuthig, maß meinen Vater mit einem Blick, und that die Frage: „Was ist er für ein Landsmann?“ — Ein Ungar. „Ist er auch so ein dummer Teufel wie der Lieutenant — —?“ Mein Vater schwieg. „Kennt er Karten?“ fragte der König. Dies wurde bejaht. „Rich-

Spielkarten," fiel der König heftig ein, „Landkarten meine ich" — Auch diese kenne ich, antwortete mein Vater. — „Tret er näher," rief der König. Er rollte einige Karten auf, die auf einem benachbarten Tische lagen. „Sieht er," sagte der König, „das ist eine gewöhnliche Landkarte, und dies ist ein gezeichneter Plan. Solche Karten, wie diese letzte, muß er mir bringen; versteht er mich? oder der Teufel soll ihm auf den Kopf fahren."

Mein Vater, auf diese Weise abgefertigt, gelangte auf das ihm angezeigte Schloß. Es war um Mittagszeit; der Amtmann und seine Frau, ein Paar junge wohlgebildete und artige Leute, versicherten meinem Vater, daß keine Karten auf dem Schlosse wären, und luden ihn freundlich zu Tische. Er nahm die Einladung an, erfuhr nun, daß sie erst seit ein paar Monaten verheirathet wären; erzählte ihnen dagegen, wie sein Kamerade wegen des Nürnberger Atlasses bald unglücklich geworden sei, und bat sie, ihm die Karten herauszugeben. Er las aus den Blicken der Frau, daß sie durch seine Vorstellungen gerührt wurde, aber der Mann blieb hartnäckig dabei, daß er keine Karten habe. Gut, sagte mein Vater, so kommen alle Folgen auf Sie, nicht auf mich. Er rief ein paar Husaren mit grimmigen Ge-

sichtern und großen Knebelbärten, und befahl ihnen, daß sie aus dem benachbarten Garten einige Ruthen bringen sollten. Sie werden mich doch nicht mißhandeln? fragte der Amtmann bestürzt. — Nicht Sie, sondern, so nahe es mir geht, Ihre arme Frau. — Und wenn diese gepeinigt wird und doch nichts zu bekennen weiß? — denn muß ich, so lautet meine Instruction Ihre Frau in das Hauptquartier bringen, weil man dort eher eine Frau, als einen hartnäckigen Mann zum Geständniß zu zwingen hofft. Die Frau erblaßte. Um Gottes willen, sagte sie, gieb die Karten. Der Mann ging, brachte sie, und warf sie unwillig auf den Tisch. Aber, sagte er, was konnte Sie, mein Herr, was konnte Ihren König zu Grausamkeiten berechtigen? — Nichts, erwiederte mein Vater, ich war dazu auch nicht instruirt und versichere Ihnen, daß ich sie mir auf keine Weise erlaubt haben würde; aber hätte ich die Karten nicht gebracht, so wäre meine Aussicht auf Glück im Preußischen Dienste dahin, und es frägt sich, ob nicht ein Dritter mit dem Auftrage, Sie zu mißhandeln, abgesandt wäre. Die Blicke Ihrer Frau über Tische bestärkten mich, daß die Karten hier wirklich wären. Ich sah Ihre wechselseitige Zärtlichkeit und folgerte, daß ich durch vorgespiegelte Grausamkeit gegen Ihre Frau am

ersten meinen Zweck erreichen würde. Sie selbst werden mir den Ihnen verursachten Schrecken verzeihen, wenn Sie überlegen, daß mich Rücksicht auf mein ganzes Glück dazu zwang, und daß ich Ihnen dadurch vielleicht wirkliche Mißhandlung erspart habe. Die beiden Eheleute und mein Vater schieden in der That versöhnt auseinander. Er brachte die Karten, und wurde damit in das Zimmer des Königs geschickt. Dieser wickelte sie eilfertig auseinander. Es sind die rechten, sagte er. Habe ich ihn nicht, fuhr er fort, vor ein paar Jahren nach Preußen geschickt? — Ja, antwortete mein Vater, als den jüngsten Seconde-Lieutenant. — Er kann gehen, erwiederte der König. Mein Vater, der hier vielleicht schon ein Glück zu erhaschen geträumt hatte, kehrte an das Regiment zurück. Doch war er hiedurch dem General von Winterfeldt bekannt geworden.

Dieser wünschte einst sichere Nachrichten von einem jenseit der Elbe marschierenden Corps. Mein Vater ward mit 30 Pferden durch eine Furth über den Fluß gesandt. Er verbarg sich des Tages über in einem Walde, in der Nacht streifte er umher. Es gelang ihm ein paar Oestreichsche Marodeurs zu Gefangenen zu machen. Von ihnen erhielt er einige Nachricht; hierunter auch die, daß mehrere be-

nachbarte Dörfer unbesetzt waren. Hier fiel er unerwartet ein, fand bei den Schulzen Oestreichsche Fourage-Ausschreibungen, erfuhr, mit welchen Truppen die benachbarten Dörfer belegt waren, und zog sich zurück. Allein er war bemerkt, die Furth besetzt worden. Es blieb ihm nichts übrig, als in einer Gegend, wo die Elbe flache Ufer hatte, den Fluß zu durchschwimmen. Dies gelang. Winterfeld war mit seinem Bericht zufrieden, und wurde ihm in der Folge geneigter; besonders da mein Vater, der mit 60 Mann zum Recognosciren kommandirt war, ein paar Tage nach der Schlacht bei Kesselsdorf unerwartet in einem Walde auf einen versprengten feindlichen Haufen stieß. Es waren einige Pulver-, Bagage-Wagen, und Kanonen, die von wenigen Truppen begleitet wurden. Er wagte den Angriff, ohne zu wissen, wen er vor sich habe. Die Feinde überfiel ein panischer Schrecken, sie flohen; mein Vater eilte ihnen nicht nach, sondern bemächtigte sich bloß der letzten im Stiche gelaßenen Wagen und Kanonen. Die Sache erhielt Beifall, ob sie gleich mein Vater mehr für eine Folge des Glücks und des Zufalls, als für eine ausgezeichnete That hielt. Es ist wahrscheinlich, daß Winterfeldt ihn dem Könige empfahl, dieser aber darauf keine Rücksicht nahm. Denn er wurde in seiner Reihe

Premier-Lieutenant, und fiel jetzt auf den Entschluß sich zu verheirathen.

Die Vorfahren meiner Mutter waren aus Brabant, wo sie du Lon hießen. Ein Seidenweber dieses Namens kam im siebzehnten Jahrhundert nach Preußen, und wurde, weil er hier sein Gewerbe nicht fortsetzen konnte, Kaufmann. Seine Söhne trieben auch die Kaufmannschaft. Es war damals in Preußen ein Geschlecht, das sich Dullo nannte, und bald wurde es gewöhnlich, diese eingewanderten Brabanter Dulon zu nennen. Zuletzt ließ man das n weg, und nannte sie Dulo, und nun schrieb sich mancher selbst auf diese Weise, oder gleich den ältern Preußen Dullo. So erzählte es mir wenigstens der Bruder meines Großvaters, der Stadtrath in Königsberg war. Der Mann war gerade im Jahr 1700 geboren und Friedrich Wilhelm der Erste hatte sich seiner bedient, um durch ihn aus den Niederlanden, Belgien und Frankreich Fabrikanten nach Preußen zu ziehen. Zur Belohnung dafür war er zu seinem Amte befördert worden. Er hatte vielfache Kenntnisse, aber auch jene possierliche und steife Galanterie, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aus Frankreich holte; ließ sich selbst in mancherlei Projecte in Betreff des Fabrikenwesens ein und war ein

Freund vom Bauen. Einen großen Theil des neuen Marktes zu Königsberg hatte er mit Häusern besetzt, auch die erste Holländische Windmühle zu Königsberg angelegt, gerieth aber durch mancherlei Unternehmungen im hohen Alter in Armuth. Er, ein Freund der Preußischen Geschichte, reizte mich während meiner akademischen Jahre sie zu studiren; theilte mir selbst so manches aus der Periode mit, die er durchlebt hatte. So war zum Beispiel sein Vater Augenzeuge von allen den Festlichkeiten, die zu Königsberg vorfielen, als Peter der Große es besuchte. Er wußte daher eine Menge kleiner Anekdoten hierunter auch diese, daß Friedrich einst nach einem Balle Petern fragte; was ihm an seinem Hofe und in Preußen am besten gefallen habe? Wirst du nicht zürnen? fragte Peter durch seinen Dollmetscher. Nein, erwiederte der Churfürst. Nun, fiel Peter lebhaft ein, was könnte denn einem Menschen noch besser in Preußen gefallen, als Deine Frau! Ich habe mich dieser Anekdote, die ich von mehreren Greisen hörte, mit etwas gemilderterem Colorit, zu dem Gedichte bedient, welches damals, als Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm der Dritte in Memel zusammen kamen, der Königin von Preußen durch Madame Tarrach überreicht wurde. Einige Züge aus der Geschichte Friedrich Wilhelm

des Ersten, die ich von ihm als einem unpartheiischen Augenzeugen habe, sind, da ich sie bewährt fand, im sechsten Bande meiner Geschichte Preußens enthalten.

Mein Großvater, der jünger war, legte sich auf Oekonomie, pachtete das Domainen-Amt Grünwaitschen, erwarb sich einiges Vermögen, zog nach Goldap, wurde dort Bürgermeister, und hinterließ meine Mutter und zwei Brüder. Die beiden letzten starben; meine Mutter blieb als ein Kind von ungefähr 9 Jahren verwaiset zurück. Verwandte, die es nicht gut mit ihr meinten, wurden ihre Vormünder; behandelten sie mit Härte und verheimlichten ihr, daß sie Vermögen besaß. So erwuchs sie bis ins vierzehnte Jahr, da kehrte ein entfernter Verwandter, der Deutschmann hieß, nach Preußen zurück. Er hatte Theologie studirt und war einige Jahre lang Erzieher des nachherigen Russischkaiserlichen Generals Freiherrn von Lieven. Dieser Deutschmann wurde jetzt Bürgermeister in Goldap. Da er seine Hochzeit feierte, so bewegte er nur mit vieler Mühe den einige Meilen davon entfernten Vormund, daß er es meiner Mutter gestattete, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen. Behielt sie, da er ihre Leiden kannte, in seinem Hause; machte die Gerichte auf den Vormund aufmerksam, und erhielt dadurch das Vermögen meiner Mut-

ter. Dieß war für die damalige Zeit nicht unbeträchtlich. Ihr Aeußeres war vortheilhaft, übrigens war sie ganz Tochter der Natur. Sie hatte ein sanftes Herz; war durch Leiden früh daran gewöhnt, Trost in der Religion zu suchen, besaß einigen Hang zur Schwermuth, fand Freude im Wohlthun, selbst wenn es mit eigener Aufopferung geschah, war äußerst arbeitsam, eine thätige Hausfrau und hatte viel gesunden Menschenverstand. Ihre Cultur war nicht durch Erziehung, sondern durch Umgang erworben und für ihren Mann, für ihre Kinder war sie alles zu dulden bereit.

Deutschmann war ein gebildeter Mann, er und mein Vater wurden Freunde, und weil er meine Mutter wie seine Tochter liebte, so sah er es gern, daß sie und mein Vater für einander Neigung hegten. Aber General Rueſch war dieſer Verbindung entgegen, weil er meinen Vater mit einer Verwandten seiner eigenen Gemahlin zu verheirathen wünschte. Er hoffte die heftige Leidenschaft meines Vaters würde sich bald legen; schlug es daher nicht ab, um die königliche Genehmigung zu schreiben, unterließ es jedoch. Mein Vater einige Monate hingehalten, gerieth in den äußersten Unwillen; schrieb selbst an den König und an den General Winterfeldt, bat den ersten um

den Consens, und den letzten sein Gesuch zu unterstützen. Der König befahl dem General Ruesch, meinen Vater auf einige Wochen in Arrest zu setzen; aber nach ein paar Posttagen erfolgte der Consens, und ein Brief vom General Winterfeldt an meinen Vater. Der Brief war in einem sehr ernsten Tone. Sie erhalten, sagte Winterfeldt, die königliche Erlaubniß zur Heirath; aber ich bin nicht im Stande, jede Ihrer Unbesonnenheiten wieder gut zu machen. Doch am Schlusse tröstete eine Nachschrift von Winterfeldts eigener Hand, der die Leute, denen er gut war, Du zu nennen pflegte. Du schreibst, (hieß es darin,) Deine Braut habe Vermögen; aber alle Gefangene sind arm, und alle Freier reich. Es erfolgt inliegend eine Anweisung auf 125 Thaler, ein Quartal meiner Amts-Hauptmannschaft. Es ist ein geringer Ersatz für die Pferde der von Dir erbeuteten Kanonen. — Zum Verständniß dieser Stelle muß ich anführen, daß Winterfeldt meinen Vater ersuchte, die Pferde an den von ihm erbeuteten Kanonen zu lassen, und ihm dafür einen Ersatz auszuwirken zugesagt hatte, der aber bis dahin nicht erfolgt war.

Mein Vater war eine kurze Zeit verheirathet, als ihm ein besonderer Auftrag zu

Theil ward. Die Preußischen Offiziere, die nach Remonte commandirt wurden, gingen damals nur bis an den Dniester und kauften die Pferde von Türken und Juden, die ihnen solche über den Fluß ins Polnische Gebiet zuführten. General Ruesch machte dem Könige den Vorschlag, die Pferde aus dem Türkischen Gebiet selbst durch Offiziere aufkaufen, und durch diese die Gestüte bereisen, dieses Geschäft aber zuerst durch meinen Vater, weil dieser Bosnisch und Wlachisch spräche, und durch den Lieutenant von Mirow, der während eines langen Aufenthalts zu Constantinopel und Rodosto die Türkische Sprache erlernt hatte, versuchen zu lassen. Beiden sollte zur Pflicht gemacht werden, einen so großen Theil des Türkischen Gebiets als möglich zu durchreisen; und es wurde ihnen daher aufgetragen, 550 Pferde, nicht bloß für ihr Regiment, sondern auch für zwei andere Husaren-Regimenter zu kaufen. Der Pascha von Chotschin war mit dem Namen Preußen noch so unbekannt, daß er die beiden Offiziere fragte: ob dieses nicht eben so viel als Brandenburger wäre? und da sie dies bejaht hatten, fügte er hinzu, er habe erfahren, daß ihr König die Deutschen geschlagen hätte. Er gab ihnen einen Paß und zwei Janitscharen zu Begleitern bei ihrer Reise. Mein Vater und Mirow trennten sich, der Erste durch-

reiſete die Moldau, einen Theil der Wallachei und Beſſarabiens. Eine Anecdote, die ich oft aus dem Munde meines Vaters hörte, ſcheint mir hier, obgleich Friedrich der Große keinen neuen Ruhm bedarf, der Aufbehaltung nicht unwürdig zu ſein. Mein Vater befand ſich zu Botoſchany als ein Bojar, Namens Aliſtar, mit einem beträchtlichen Trupp Arnauten zu ihm kam und nicht nur für die gekauften Pferde die er bei ſich hatte, ſondern auch von allen, die bereits über die Grenze geſandt waren, den Vakarit, eine Abgabe, forderte, die der Fürſt der Moldau, wenn der erſte Schnee gefallen war, und man folglich den Heerden an den Fußtapfen nachſpüren konnte, durch beſondere Abgeordnete, für Pferde und Rindvieh einziehen ließ. Mein Vater erklärte: daß dies eine Abgabe für die Eingebornen, er aber als ein Kaufmann zu betrachten wäre, der bei der Ausfuhr ſeinen Zoll entrichte. Aliſtar nahm darauf keine Rückſicht, ſondern befahl ſeinen Arnauten: daß ſie ſich der von meinem Vater gekauften Pferde bemächtigen ſollten. Sich der Gewalt zu widerſetzen fand mein Vater bedenklich, und der Janitſchar, den ihm der Paſcha von Chotſchin mitgegeben hatte, erklärte: daß er hier den Bojaren nicht hindern könne, weil dieſer nur eine dem Fürſten gebührende Abgabe fordere. Dieſe For-

derung war beträchtlich, mein Vater zauderte daher nachzugeben. Da trat ein reicher Jude Namens Markel in das Zimmer, bezeugte seine Theilnahme und erklärte: daß nur eine Reise zu dem Fürsten nach Jassy helfen könne, wobei er sich meinen Vater, der es sich durchaus nicht merken lassen sollte: daß er die Wlachische Sprache verstände, als Dolmetscher zu begleiten erbot. Markel führte ihn in Jassy zuerst zu dem Günstlinge des Fürsten, einem ehemaligen Französischen Hauptmann, der aus Constantinopel mit nach Jassy gekommen war. Sie wurden von diesem kalt empfangen, doch bewirkte er ihnen am folgenden Tage Gehör bei dem Fürsten. Sie warteten eine Zeitlang im Vorzimmer, worin sich keine andere Meubeln, als einige schlechte, aber bunt angestrichene hölzerne Kasten befanden, welche den Klienten, wenn sie des Stehens müde waren, zu Sitzen dienten. Zwei Thürsteher standen vor den Flügelthüren, die zu den Gemächern des Fürsten führten, horchten zuweilen daran und gaben endlich den Anwesenden ein Zeichen: daß der Fürst komme. Beide Flügelthüren wurden aufgerissen, mein Vater näherte sich und Markel nahm das Wort. „Ich, sagte er, und mehrere deiner Unterthanen, besuchen das Land des Königs von Preußen, für welchen dieser Offizier Pferde kauft, wir bringen nach

Breslau und Frankfurt Vieh, Saffian, baumwollenes gefärbtes Garn, rohe Baumwolle und Seide, Teppiche, Datteln und ähnliche Früchte, und dafür größtentheils baares Geld zurück, oder Waaren die dir und deinem Lande nützlich sind. Wir zahlen dort nur die Abgaben des Kaufmanns, nicht die des Unterthans. Von diesem Offizier aber, der für eine Menge von Ducaten Pferde gekauft und davon beträchtlichen Zoll entrichtet hat, fordert Alistar den Vakarit, den doch nicht Kaufleute, sondern nur deine Unterthanen zahlen. Er hat ihm, da er solchen nicht gleich erlegte, 11 Pferde weggenommen, ich bitte dich: ihm diese wiedergeben zu lassen, denn sonst werden deine Unterthanen auch im Preußischen Staat, höhere Abgaben erlegen müssen, und diese Preußen werden künftig ihre Pferde nicht mehr aus der Moldau, sondern von den Tataren kaufen." Der Fürst fand diese Vorstellung so begründet: daß er sofort meinem Vater, einen Befehl an Alistar ausfertigen ließ, wodurch dieser die Pferde zurückzugeben verpflichtet wurde.

Nach der Rückkehr war mein Vater in Verlegenheit, wie er dem braven Markel diesen Dienst lohnen sollte. Offen sagte er ihm: er könne das Opfer, welches er ihm durch diese Reise und die Versäumniß an seinen

Geschäften gebracht hätte, nicht schätzen, bäte ihn daher selbst zu bestimmen: was er ihm schuldig sey. „Nichts, sagte Markel, ich war Ihrem Könige diesen Beweis der Dankbarkeit schuldig, denn vor einigen Jahren ließ ich eine beträchtliche Heerde Ochsen nach Schlesien treiben; ein Gutsbesitzer, von dem ich erfuhr, daß es ein wohlhabender Mann wäre, erbot sich: sie mir insgesammt abzukaufen, wenn ich, der ich auf die Messe nach Frankfurt reiste, ihm bis zu meiner Rückkehr Credit geben wollte. Ich ging dies ein, aber nach meiner Rückkehr verweigerte er mir die Zahlung unter dem Vorwande: daß mein Vieh mit der Seuche behaftet gewesen wäre, daher ihm noch seine eigene Heerde verpestet hätte, und zugleich mit dieser umgekommen sei. Zufällig gerieth ich an einen Advocaten, dieser zog Nachrichten ein, und gab mir den Rath: nach Potsdam zu reisen, um dem Könige ein Memorial, welches er mir aufsetzte, zu überreichen. Ich that dies auf der Parade zu Potsdam und erhielt vom Könige am folgenden Tage ein Schreiben an den Minister von Münchow nach Breslau. Dieser ließ meine Sache schleunig untersuchen, ich mußte selbst die Kosten meiner Reise und der Versäumniß angeben, erhielt alles in Dukaten bezahlt und erfuhr: der König habe dem Minister befohlen mir, wenn

die Angabe meines Gegners als falsch erwiesen wäre, meine Forderung von diesem einzuziehen, damit ich aber, wenn Solches nicht augenblicklich geschehen könne, nicht aufgehalten würde aus der Königlichen Casse vorzuschießen. Da nun mir, einem fremden Juden, von Ihrem gerechten Könige eine solche Hülfe geleistet wurde, so freue ich mich: gegen einen seiner Unterthanen, dem man Unrecht thun wollte, meine Dankbarkeit beweisen zu können."

So wurde diese edle Handlung Friedrich des Großen seinen Unterthanen vergolten, und so lange die Preußischen Offiziere ihre Remonte aus der Moldau holten, war ihnen die, durch den redlichen Markel bewirkte Befreiung von der Abgabe des Vakarit von nicht geringem Vortheil. Mein Vater, der dieß zuerst genoß, stand so wie Lieutenant Meow unter dem Commando des Rittmeister Hoppe. Dieser blieb an der Polnischen Grenze, nahm die Pferde in Empfang, die sie ihm zusandten, leistete Zahlung oder sandte ihnen Geld.

Mein Vater, der wegen der gekauften Pferde allgemeinen Beifall erhielt, wurde damals, 1750, ungefähr 14 Tage vor der königlichen Revüe, Staabsrittmeister. Ruesch besaß die größte Gnade des Königs; aber dies

erzeug-

erzeugte auch Neid, und einer seiner wichtigsten Feinde war General Schorlemmer, ein Mann, der sich in der Manövrirkunst auszeichnete, und dem Friedrich der Große bei den Cavallerie-Revüen in Preußen, wenn auch nicht völlig in der Qualität der spätern General-Inspecteurs, aber doch eine Art von Aufsicht anvertraute. Schorlemmer sagte häufig: das Regiment von Ruesch sei schön an Menschen und Pferden, aber ohne Leben und Thätigkeit. Ruesch ahnete hievon manchen Nachtheil. Mein Vater stimmte mit ihm darin überein, und der Zufall führte ihn auf eine Entdeckung. Er besuchte einen seiner Freunde im Regiment von Schorlemmer, welches im nämlichen Lager stand; bemerkte, ob es gleich schon kurz vor dem Zapfenstreiche war, daß verschiedene nach hinten stehende Pferde gesattelt, die Dragoner und Offiziere durchgängig angekleidet waren. Er schöpfte Argwohn. General Ruesch war im Hauptquartier; aber mein Vater gab dem Commandeur des Regiments, Oberst-Lieutenant Viepach, von seinem Argwohn Nachricht. Auch die Husaren mußten sich jetzt ankleiden, und die Pferde satteln. Was sie erwartet hatten, geschah. Der König kam, von einigen Generalen begleitet, ins Lager, und ließ bei den Dragonern, die damals Tambours hatten, Lärm trommeln. Die Husaren von Ruesch

rückten bei den angezeigten Umſtänden ſehr ſchnell aus. Mein Vater der die Leib-Eſkadron kommandirte, ſtand auf dem rechten Flügel, Sucht, rief er den Huſaren zu, nicht euren Nebenmann, ſondern ſchließt ſchnell aneinander. Schorlemmer ſagte zu einem neben ihm reitenden General, aber ſo, daß es der König hören konnte, pêle, mêle, ohne alle Ordnung. Der König, der dies hörte und den es verdroß, ſagte zu Winterfeldt: ſehe er einmal die Huſaren. Es herrſcht bei ihnen eine vortrefliche Activität.

Am Nachmittage des folgenden Tages ſollte ein kleines Manœuvre ausgeführt werden. Ein Major Strozzi aus Oeſtreichſchen Dienſten, war im Gefolge des Königs. Er ſollte eine Fouragirung mit 300 Pferden decken, und Oberſt-Lieutenant Viepach mit 300 Pferden vom Regiment von Rueſch, dieſe Fouragirung angreifen. Einige Dragoner, die unberitten waren, ſollten beim Haufen des Strozzi, und einige Huſaren, gleichfalls zu Fuß, beim Haufen Viepachs Infanterie vorſtellen, wovon keine in dieſem Lager ſtand. Viepach, der vormals bei dem Regiment von Zieten geſtanden hatte, war wegen einer zärtlichen Verbindung mit einer Hofdame gerade nicht auf die gnädigſte Weiſe nach Preußen geſandt. Rueſch ließ meinen Vater zu ſich

kommen. Sie kennen, sagte er, das Terrain, wenn Strozzi nur irgend eine gute Disposition macht, so kann man ihm nichts anhaben. Ich zerbreche mir den Kopf, was wir unserm Viepach anrathen. Fällt Ihnen nichts bei? Mein Vater sagte nach einigem Nachdenken: ein muthwilliger Streich, der aber gewagt ist. Nach langem Hin- und Herdenken, ward er ausgeführt. Amtmann Petersohn, bei dem General Ruesch zu Gevattern gestanden hatte, und den er sehr genau kannte, war bei der Revue gegenwärtig, und bewegte auf Ansuchen meines Vaters einen Windmüller, einige Husaren, die sich allmählig zu ihm schlichen, in die Windmühle aufzunehmen. Diese wurde so gewandt, daß ihr Eingang von dem Hügel, auf welchem der König mit mehreren Generalen stand, die das kleine Manœuvre ansehen wollten, abgekehrt war. Strozzis Disposition war gut; sein Cordon konnte nur mit Gewalt durchbrochen werden, und die Feinde des General von Ruesch freuten sich, seinem Regimente den Vorwurf machen zu können, hier nichts ausgerichtet zu haben. Jetzt schlichen sich die Husaren aus der Mühle, die der Müller nun sogleich wieder wendete und gehen ließ. Alle feuerten im Innern des Cordons, so schnell sie konnten, und näherten sich der Gegend, in welcher sie vom Könige

bemerkt zu werden überzeugt waren. Nun entstand im Cordon selbst eine kleine Unordnung. Es schlüpften mehrere Husaren durch, und der König äußerte gegen den Oberst-Lieutenant Viepach seine Zufriedenheit. So wurde selbst der große Friedrich getäuscht. Dieser kam nun auf den Gedanken, die Remonte zu sehen. Die der Leib-Eskadron wurde zuerst vorgewiesen. Mein Vater glaubte, sich hiebei die Aufmerksamkeit des Königs erwerben zu können, und da ihm General Ruesch hiezu selbst Veranlassung gab, zeigte er, welche Pferde aus der Moldau, aus der Wallachei, oder von den Tatarn erkauft wären. Der König schien diese kleine Eitelkeit bestrafen zu wollen; und daher kam wahrscheinlich seine Frage: Konnte er denn keine bessere Pferde mitbringen? O ja! antwortete mein Vater. Und warum brachte er sie denn nicht? fragte der König. Weil Ew. Majestät nur eilf Dukaten zum Ankauf und zu den Transportkosten bestimmten. Hätte ich an Ort und Stelle sechzehn Dukaten geben, die Transportkosten besonders berechnen können, ich hätte Pferde gebracht, demjenigen gleich, auf welchem ich reite. Auch die gegenwärtigen passiren, sagte der König, und er soll wieder nach Remonte gehen.

Mein Vater war äußerst niedergeschlagen; aber bald eröffnete sich ihm eine Aus-

ſicht. Es waren beim Regimente nur zwei Staabs-Rittmeiſter. Der älteſte, von Menadier, war ein ſchwächlicher Mann, der König gab ihm eine Compagnie bei einem Garniſon-Regimente, mein Vater erhielt ſtatt ſeiner eine erledigte Eskadron und lebte nun einige Jahre lang ruhig und zufrieden; denn er hatte im Regimente viele Freunde. Der General war ihm äußerſt geneigt, ſeine Subalterne behandelte er wie Mitglieder ſeiner Familie, und mancher junge Mann, der an andern Orten verwildert war, wurde ihm zur Leitung anvertraut. Unter dieſen war auch Cornet von Uſedom, der noch als General der herzliche Freund meines Vaters war. Nicht ſo gut ging es ihm mit dem Lieutenant du Fay, der von einem Huſaren-Regimente in Schleſien, nachdem er zuvor zwei Jahre in der Feſtung geſeſſen hatte, an das ſchwarze Huſaren-Regiment verſetzt wurde. Er hatte einen Menſchen ſo prügeln laſſen, daß Solcher nicht unwahrſcheinlich davon geſtorben war; jeder Eskadronschef ſcheute ſich vor ihm; auch mein Vater wurde nicht ſein Freund, und deßhalb ſchmiegte er ſich an den Rittmeiſter von Stenſch, deſſen Eskadron zu Lyck ſtand. Stenſch war ein ränkevoller und leichtſinniger Mann. Seine Eskadron war ihm gleichgültig. Mein Vater wandte alles auf die ſeinige. Stenſch verlor

bei der Vergleichung. Ruesch und Viepach tadelten ihn laut, indeß sie mit meinem Vater Zufriedenheit bezeugten. Hiedurch entstand Haß gegen den letztern, und da Stensch als der älteste Offizier in der Garnison sich diesen Vorzug zuweilen zu Nutze machte, so äußerte sich mein Vater nicht selten sehr heftig und lebhaft.

Jetzt bekam das Regiment einen Einschub, den Major von Beust einen Mann mit herrlichen Anlagen zum Soldaten, kühn, entschlossen, voll Geistesgegenwart, ein angenehmer Gesellschafter, ein treuer Freund, aber ein Mann mit heftigen Leidenschaften. Er hielt sich überzeugt, der Tod ende das menschliche Dasein. Daher lebte er für den Genuß, war rachsüchtig, ein schrecklicher Feind; aber im Grunde seines Herzens ein edler wohlwollender Mann, hingegen im Rausche welches er selbst wußte und ihn daher vermied, ein Wüthender, der sich durch nichts bändigen ließ. Er war einige Jahre der Lieblingspage Friedrichs, der ihn zum Lieutenant, durch Versetzung schnell zum Rittmeister, und schon im dreißigsten Jahre zum Major machte, und er würde, hätte ihn nicht ein früher Tod hinweggerafft, wahrscheinlich einer der ersten Generale Friedrichs ge-

schlug an das Fenster des nebenbei wohnenden Cornets und rief: unser Rittmeister wird ermordet! Lachner sprang auf, zog den Säbel und eilte zur Hülfe, indem er zugleich seinem Bedienten befahl, die Lieutenants von Usedom und Tiba, zwei muthige redliche Männer, herbei zu rufen. Lachner hatte vom Gemeinen bis zum Offizier empor gedient, war arm und besaß keine feine Cultur, war aber ein redlicher Mensch und mein Vater strebte, wo er konnte, ihm gefällig zu sein. Er, Stensch und du Fay brachten jetzt meinen Vater und Beust auseinander. Die Wunde des erstern war gefährlich, das Blut stürzte über sein Gesicht. Usedom und Lachner brachten ihn nach Hause, indeß Tiba nach dem Chirurgus lief. Der heftige Blutverlust machte meinen Vater ohnmächtig. Lachner blieb bei ihm, die andern eilten zu sehen, wie es mit dem Major Beust stehe. Dieser, leicht verwundet, hatte nach der Entfernung meines Vaters schrecklich gewüthet, und war, wahrscheinlich aufgereizt, mit gezogenem Säbel auf die Straße gelaufen, ohne daß man ihn zurückgehalten hatte. Er hieb in der Wohnung meines Vaters ein Fenster, vor dem die Lade noch nicht zugemacht war, ein, sprang in das dunkle Zimmer, warf einen Tisch mit Porcellain um und hieb in den Spiegel. Mein Va-

ter lag ohnmächtig; der Chirurgus unterſuchte ſeine Wunde. Lachner hörte das Getümmel, er ſchloß die Stube zu, worin mein Vater war, und trat mit dem Lichte in der Hand in das Zimmer, worin Beuſt wüthete, um dieſen zu beſänftigen. Beuſt aber öffnete die Thür der Stube, die nach dem Vorhauſe führte. Meine Mutter ſtand eben hier mit einer Flaſche Wein, die zu Umſchlägen für meinen Vater beſtimmt war; ſie wollte bei ſeinem Anblick eine Treppe hinauf laufen; er lief ihr nach, und da er ſie auf der Treppe anſtieß, fiel ſie einige Stufen hinab, und rief nach Hülfe. Der Jäger Neumann mit geladenem Gewehr, der Reitknecht, Namens Vorbringer, ein ſehr entſchloſſener Menſch, mit gezogenem Sabel kamen herbei. Um Gottes Willen! rief Lachner, bedenken Sie, was ſie von den Domeſtiken riskiren. Dann morde ich zuerſt die Kinder, rief Beuſt, und ſtürzte in die Kinderſtube. Aber Neumann beg ihm vor, und ſchlug mit dem Gewehr auf ihn an; ich habe, ſagte er, mit Rehpoſten geladen, einen Schritt näher, und ich ſchieße ſie Ihnen durch den Kopf. Lachner riß jetzt den Major aus dem Zimmer, er bekam einigermaßen Beſinnung. So laßt mich hinaus, rief er, und wollte die Hausthür öfnen; dieſe war jedoch vorſchloßen. Nun aber ſtieg auch die Reckhen der Domeſtiken. Her-

aus, sagte Vorbringer, wo du hereingekommen bist, und schwang den Säbel. Lachner zog den Major in das dunkle Zimmer, wo er durch das eingeschlagene Fenster hinaussprang.

Der Chirurgus erklärte die Wunde meines Vaters für gefährlich, vielleicht tödtlich, und rieth nach dem Regimentschirurgus zu schicken. Aber dieses war ein alter, seine Bequemlichkeit liebender Mann. Ehe der Bote von Lyk nach Goldapp, der Regimentschirurgus von dort nach Lyk kommen konnte, verging viel Zeit. Lachner und Usedom kamen daher auf den Entschluß, meinen Vater, in Betten verpackt, auf einem bedeckten Schlitten nach Goldapp zu schaffen. Meine Mutter und der Chirurgus begleiteten ihn. Goldapp damals ein offner Ort, worin keine Wache am Thor war, gestattete es, daß man an viele Häuser von hinten kommen konnte, ohne eine Straße zu berühren. So ward mein Vater unbemerkt in ein Haus geschafft. Der Regimentschirurgus, ein geschwätziger Mann, gab dem General sogleich davon Nachricht. Ich will, sagte Ruesch, nichts davon wissen; bleibt Baczko leben, so wird er sich selbst zu nehmen wissen; stirbt er, nun so wird er hoffentlich an dem Könige einen Rächer finden. Beust

fragte am Morgen, der auf den unglücklichen Tag folgte, nach meinem Vater. Man sagte ihm, er sei ohne Bewußtsein zu dem Regimentschirurgus nach Goldapp, noch während der Nacht gebracht. Schade! sagte Beust, indem er die Achseln zuckte, und eilte auch in seine Garnison zurück.

Die Sache, vom Gerücht noch vergrößert und verunstaltet, erregte allgemeines Aufsehen. Unerwartet bekam Ruesch einen Brief des Königs. Dieser verwies ihm die bei seinem Regimente herrschenden Unordnungen; befahl ihm, den Major Beust sogleich auf drei Monate nach Pillau in die Festung zu schicken, den Rittmeister von Stensch auf vier Wochen, meinen Vater, wenn er genesen wäre, auf vierzehn Tage in die Wache zu setzen; jeder, der diesen Streit nur im geringsten rege machen würde, sollte sogleich verhaftet werden und die königliche Ungnade im höchsten Grade erfahren; und jedem der zu Arretirenden sollte dies bei seiner Loslassung bekannt gemacht werden. Man glaubte damals allgemein, die Sache wäre von der Gräfin Lehndorf auf Steinort, als Neuigkeit nach Berlin geschrieben worden, und so zufällig an den König gekommen; Andere glaubten Beust habe im Vertrauen auf die Gnade des Königs, diesem selbst seine Verirrungen angezeigt. So viel

ist gewiß, daß Beust in der Folge es selbst gestand, daß der König, wahrscheinlich aus Gnade für ihn, der Sache diese Wendung gegeben habe, weil er, wenn alles durch ein Kriegsgericht entschieden worden wäre, unmöglich so gelinde abgekommen sein dürfte. Daß zwischen meinem Vater und Beust noch immer Groll und Feindschaft herrschte, läßt sich leicht denken. Beide sprachen außer dem Dienste kein Wort mit einander; und im Dienste suchte Beust, wo er konnte, meinem Vater etwas anzuhaben. Dieser aber blieb kalt und ruhig, und gab keine Blöße.

Indeß wurde ich am 8ten Junius 1756 zu Lyk geboren. Der siebenjährige Krieg brach damals aus, meine Mutter flüchtete mit den Kindern nach Königsberg. Mein Vater blieb bei seinem Regimente, wo er einst durch Beusts Unwillen in eine sehr gefährliche Lage kam; denn als die Russen im August 1757 bei Galau standen, und General von Schorlemmer eine Recognoscirung gegen sie unternahm, steckten sie das Dorf Pliebischken in Brand. Mein Vater, der mit 100 Pferden die Avantgarde hatte, eilte durch das brennende Dorf, setzte sich, sobald er hindurch war, und hielt mit seinem Commando, weil ungefähr 3000 Mann Kosaken und Kalmücken auf ihn losstürzten. Er

ließ dem hinter ihm marschierenden Regimente, von allem Nachricht geben. Beust kam zur Avantgarde, und so einsilbig als gewöhnlich, war jetzt ihr Gespräch. Was giebts? fragte Beust. Feinde! lautete die Antwort. Und was weiter? Verhaltungsbefehle. Ein braver Mann greift den Feind an, wo er ihn findet. Wenn hundert Menschen aufgeopfert werden müssen, sagte mein Vater, marsch! und eilte den Russen entgegen, indeß Beust, der, weil der General abwesend, der Commandeur krank war, das Regiment commandirte, dieses aufmarschieren und halt machen ließ. Mein Vater wurde indeß von den Russen umringt. Im Regiment entstand bei diesem Anblick lautes Murren, am lautesten bei der Eskadron meines Vaters, vor der Lieutenant Lachner hielt. Dieser blieb nicht länger ruhig, er rief: Wer ein braver Kerl ist und den Rittmeister lieb hat, der rette ihn! Ein großer Theil des Regiments gerieth in Bewegung. Jetzt commandirte Beust marsch! Aber von der Avantgarde unter meinem Vater waren 11 Mann getödtet, 30 verwundet, unter welchen auch mein Vater war, der eine leichte Wunde am linken Arme hatte.

Die Kosaken hatten sich hier einer ganz eigenen Grausamkeit schuldig gemacht. Dem Unter-

Unteroffizier Behrens wurde sein Pferd erschossen. Er stürzte. In diesem Augenblick fielen die Kosaken über ihn her, und bemächtigten sich seiner, schleppten ihn aus dem Getümmel, schnitten ihm den Leib auf, rissen ihm die Eingeweide heraus und ließen ihn liegen. So fand man ihn, als die Kosacken in die Flucht getrieben waren, und er lebte noch einige Stunden.

In der Schlacht bei Jägerndorf zeichnete sich bekanntlich das Regiment von Ruesch aus. Sieben Eskadrons, welche Beust befehligte, bemächtigten sich einiger Kanonen, und drangen in dem Walde immer näher gegen die Russen vor. Aber der Rückzug der übrigen Armee nöthigte sie, ein Gleiches zu thun. Mein Vater bekam in der Nacht, als sich die Armee über den Pregel zog, die Feldwache, und blieb am andern Ufer des Flusses, über den er erst am folgenden Morgen zur Armee marschirte, ohne auch nur im geringsten von den Russen beunruhigt zu werden.

Die Preußen verließen jetzt das Land; meine Mutter folgte dem Vater, und indeß dieser gegen die Schweden stand, hielten wir uns in dem Städtchen Garz auf. Hier bekam ich die Blattern, wenigstens wurden sie von einen dortigen Arzt, und

einem Eskadronschirurgus dafür erklärt, und es blieben einige Narben zurück; auch verrieth sich bei mir ein körperlicher Fehler, den man bis dahin nicht bemerkt hatte. Ich schleifte beim Gehen den rechten Fuß nach, auf den ich gar nicht auftreten wollte. Woher dies Uebel rührte, ob gleich bei der Geburt, oder späterhin durch die Amme dieser Fuß beschädigt war, darüber ließ sich jetzt nichts bestimmen; es wurde aber sofort so viel Hülfe als möglich gesucht. Auch erklärten die Aerzte die ganze Sache für unbedeutend, vielleicht bloß für kindische Laune.

Jetzt bekam ich auch die ersten Eindrücke durch Erziehung. Die Offiziere, und selbst mancher Unteroffizier und Gemeine gab sich viel mit mir ab. Ich war ein munterer Knabe. Man nahm mich auf das Pferd, lehrte mich eine Pistole losdrücken, schüttete anfänglich nur Schießpulver auf die Pfanne, bald darauf lud man sie, und ich brannte, in einem Alter, worin ich noch nicht das Alphabet kannte, ja kaum deutlich zu sprechen vermochte, schon eine Pistole mit Vergnügen los, und fand das größte Wohlbehagen daran, auf einem Pferde zu sitzen.

Unerwartet wurden drei Escadronen des schwarzen Husaren-Regiments mit dem Herzoge George Ludwig von Holstein-Gottorp,

im Anfange des Jahres 1758 nach dem Mecklenburgschen zu rücken commandirt. Ihre Bestimmung war damals völlig unbekannt. Der König selbst aber hatte die drei Eskadronen Beust, Stensch und Baczko benannt. Ruesch sagte dies meinem Vater, als sich derselbe bei ihm meldete Um Gottes willen! sagte er hinzu, sein Sie auf Ihrer Hut. Beust besitzt die Gnade des Königs; es scheint als ob ihm dieser die Gelegenheit schaffen will, Ihnen wehe zu thun. — Die drei Eskadronen marschirten ab. Sie hatten gewöhnlich verschiedene Dörfer zu Quartieren. Einst aber stießen sie auf dem Marsche zusammen. Beust rief jetzt den Rittmeister von Stensch und meinen Vater zu sich. Lassen Sie uns, sagte er, voraus reiten, ich habe mit Ihnen etwas Nothwendiges zu sprechen. Als sie von ihren Escadronen entfernt und ganz allein waren, da sagte Beust: Allem Anscheine nach thun wir ein Commando, welches uns lange Zeit vom Regimente entfernt. Wir können jetzt einer dem andern manchen Nachtheil zufügen, und daher ist es nothwendig, daß es unter uns zur Erläuterung komme. Gegen Dich, Baczko, habe ich schändlich und unrecht gehandelt; ich bin durch Stensch verleitet worden, der uns beide ins Verderben stürzen wollte. Er haßte Dich und mich, hatte aber nicht Ent-

ſchloſſenheit genug uns geradezu anzugreifen. Daher reizte er mich durch allerlei Verläumdungen gegen Dich auf, machte mich, weil er meinen abſcheulichen Rauſch kannte, trunken, und ſo wurde ich zu den empörenden Streichen fortgeriſſen. Sie ſind ſelbſt hier gegenwärtig, ſagte er zu Stenſch, finden Sie Sich beleidigt, ſo bin ich zur Genugthuung bereit. Ei, ſagte Stenſch, wenn wir uns die Hälſe brechen wollen ſo iſt jetzt nicht die Zeit dazu, wir ziehen gegen den Feind, und wer ſeines Lebens überdrüßig iſt, kanns gegen dieſen aufopfern. Beuſt lachte. Ich dächte, ſagte er, es lohne nicht, ſich mit ihm einzulaſſen. Stenſch lachte gleichfalls und nahm's vorlieb. Beuſt und mein Vater verſöhnten ſich; ſie lernten ſich wechſelsweiſe ſchätzen, und wurden die innigſten vertrauteſten Freunde.

Im Mecklenburgiſchen wurde mein Vater auf eine ſonderbare Weiſe überraſcht. Er ſaß in der Wohnung eines Pächters, als ein Landedelmann in die Stube trat. Er betrachtete meinen Vater einige Augenblicke mit Aufmerkſamkeit, und redete ihn nun mit den Worten an: „Bruder! Laß ſatteln und komme in mein Hauptgut, es iſt ganz nahe, du haſt morgen Raſttag und wirſt ihn mir

deiner Escadron besser als hier zubringen.“ Mein Vater betrachtete ihn aufmerksamer; es war von Bassewitz auf Hohenlucko, sein Jugendfreund aus kaiserlichen Diensten. Herzlich war die unverhoffte Freude des Wiedersehens. Wohin mein Vater marschirte, war jetzt noch ungewiß. Es wurde daher beschlossen, daß meine Mutter und wir Kinder aus Garz nach Hohenlucko kommen, und uns dort so lange aufhalten sollten, bis mein Vater über unsern künftigen Aufenthalt etwas bestimmen könnte. Der Reitknecht meines Vaters wurde abgeschickt, um uns nach Hohenlucko zu begleiten. Viel hatten sich damals Preußische Offiziere im Mecklenburgschen erlaubt, und meine Mutter trat diese Reise nur mit bekümmertem Herzen an, weil sie mit ihren Kindern überall Beweise des Unwillens und des Hasses zu erhalten fürchtete. Den ersten Tag, nachdem wir die mecklenburgsche Grenze betreten hatten, beschloß meine Mutter in einem Kirchdorfe die Nacht hinzubringen. Es war spät, die Sonne wollte eben untergehen, und noch weiter zu reisen schien nicht mehr thunlich. Wir Kinder waren schläfrig und forderten Nahrung und Ruhe. Der Bediente ging ins Wirthshaus und kam mit der Antwort zurück: wir könnten kein besonderes Zimmer erhalten, in der großen Wirthsstube aber auch schwerlich übernachten, denn der

Wirth wäre vor ein paar Tagen an einem ansteckenden Fieber gestorben, woran Frau und Kinder noch darnieder lägen. Meine Mutter beschloß, die Nacht mit uns auf der Scheune hinzubringen. Sie ward geöffnet, unser Lager wurde darauf bereitet. Ein junges wohlgekleidetes Frauenzimmer ging vorüber, sah die Anstalten, erkundigte sich bei dem Bedienten, wer die Reisenden wären, und als sie den Namen meines Vaters hörte, fragte sie: ob er unter den schwarzen Husaren wäre? und ging, da dieses bejaht wurde, schnell davon. Sie kam bald mit ihrem Vater, dem Prediger, zurück, der uns liebevoll einlud die Nachtherberge bei ihm zu nehmen. Er sagte, mein Vater habe ein paar Tage bei ihm im Quartier gelegen; man hätte ihm die schwarzen Husaren als eine Gattung schrecklicher Menschen geschildert, und seine Angst sei noch vermehrt worden, als ihm mein Vater, dessen fremder Dialekt ihm aufgefallen wäre, gesagt habe, das er ein Ungar und ein Katholick sei. Aber bald wäre jede Furcht verschwunden, mein Vater habe ihn mit großer Leutseligkeit behandelt, die strengste Mannszucht gehalten, und er freue sich daher, meine Mutter bei sich aufnehmen zu können. Uns war gewiß bei diesem Antrage herzlich wohl, und meiner Mutter wurde leicht ums Herz. Zu Hohenlucko fanden wir auch die liebreichste

Aufnahme. Nach einem achttägigen Aufenthalte war mein Vater überzeugt, zur alliirten Armee detaschirt zu sein. Wir erhielten von ihm den Auftrag, nach Hannover und, wenn die Armee beträchtlich vorgerückt wäre, nach Bremen zu gehen. Unser Weg ging durch die öde Lüneburger Haide, damals doppelt traurig, weil die Armee vor Kurzem dort marschiert war, und bei dem schlechten Wege überall längs der Landstraße todte Pferde zurückgelassen hatte. Hannover, wo wir spät des Abends anlangten, war stark besetzt, die Gasthöfe größtentheils mit Personen von dem Commissariate angefüllt. Der Bediente lief umher; keine Nachtherberge war auszumitteln. In banger Erwartung standen wir auf der Straße, fuhren aus einer in die andere und fragten nach Gasthöfen, die wir alle besetzt fanden. Ein junger Mann, der uns so herum fahren sah, hörte vom Kutscher unsere Verlegenheit, sagte uns, er wäre ein Advocat, bewohne mit seiner Mutter nur zwei Zimmer, eins aber wolle er uns auf ein paar Tage einräumen. Er kam uns wie man leicht denken kann, äußerst willkommen, und brachte auch unsere Pferde, wiewohl an verschiedenen Orten, unter. Nach ein paar Tagen verließen wir Hannover folgten meinem Vater zuerst nach Bremen, und hielten uns späterhin zuerst zu Verden

und dann zu Petershagen auf. Das Vorrücken der Armee wirkte auch auf unsern Aufenthalt. Er war eine Zeitlang in Homburg und Kassel, im Winter des Jahres 1761 in Eisenach, dann wieder in Minden. Oft verließen wir diese Stadt, wenn mein Vater an irgend einem Orte stehen blieb, oder stehen zu bleiben hoffte. Unser Leben war folglich sehr unstät.

Bei dem allen wird es vielleicht sehr auffallen, daß mein Vater mir und meinen Geschwistern einen Lehrer hielt. Der erste hieß Eberhardi, ein reformirter Candidat aus Duisburg, der wissenschaftliche Kenntnisse besaß, aber bei heftigen Leidenschaften bald selbst verwilderte, so daß ihn mein Vater nur mit Mühe dahin bewegen konnte, einen Stutzbart, den er sich wachsen ließ, und einen Husarensäbel abzulegen. Er wurde von dem Obersten Collignol, nachdem er uns verlassen hatte, als Werber gebraucht, hieß damals Lieutenant, und wo er zuletzt hingerieth ist mir unbekannt. Unser zweiter Lehrer, ein Candidat aus Halle, hieß Ebmeier, und schien, so weit ich ihn noch durch Erinnerung beurtheilen kann, ein sanfter Mann mit mannigfaltigen Kenntnissen. Ich lernte wenig, denn ich war in einem beständigen Gewühl von Menschen, sah und hörte viel,

wenn gleich auch manches darunter, was nicht gut war. Meine Neigungen entwickelten sich, und hierunter der Gedanke einst selbst Husar zu werden, worin ich auch allgemein bestärkt wurde. Denn mein Vater hatte eine außerordentliche Vorliebe für den Soldatenstand, und wünschte sehnlich, daß jeder seiner Söhne sich diesem widmen möchte. Mein lahmer Fuß schien ein Hinderniß zu sein, allein die mehresten Aerzte schmeichelten meinem Vater mit der Hoffnung, die Sache würde nichts zu bedeuten haben, und der Fuß, der damals noch gar nicht fehlerhaft schien, sicher hergestellt werden. Auch belohnte mein Vater jeden, der ihm so gute Hoffnungen gab, und erhielt sie daher von vielen, denn er wurde bald ein sehr wohlhabender Mann. Die Veranlassung dazu war folgende:

Die schwarzen Husaren erwarben sich allgemeine Achtung. Die drei Escadronen unter Beust hoben das aus vierzehn Escadronen bestehende Französische Husaren-Regiment von Polorezki auf. Bei dem Rheinübergange machten sie die Avantgarde. Der Hannöversche Hauptmann Heering, mit so vielen Grenadieren als im Raume des Schiffes Platz hatten, und mein Vater mit so viel Husaren, als oben auf dem Verdeck stehen und ihre

Pferde halten könnten, landeten mit dem ersten Schiffe an dem linken Rheinufer. Sie fanden dort ein beträchtliches Corps Französischer Infanterie; bei dem ersten Feuer, das sie gab, wurde mein Vater durch den Leib geschossen, und es verbreitete sich bald die Nachricht, daß er getödtet wäre. Sein Reitknecht Vorbringer, den er seit dessen funfzehntem Jahre erzogen hatte, suchte ihn, der unverbunden unter einem Baume lag, aufzufinden, und wagte sich mit zwei Handpferden, die er führte, äußerst weit vorwärts. Er hörte eine Trompete, glaubte, hier würden die Husaren marschiren, eilte dem Tone nach, und kam an ein Dorf, wo eben Leute in weissen Uniformen ausrückten. Es war das Französische Cüraſſier-Regiment Belson. Er fürchtete, obgleich es nur erst zu Dämmern anfing, entdeckt zu sein, und da er wußte, daß sich die Franzosen überall zurückgezogen hätten, faßte er den Entschluß, dies zu benutzen. Er knüpfte die Handpferde an die Steigriemen, that einige Pistolenschüsse, wozu er die auf diesen Handpferden befindlichen Pistolen gebrauchte, rief einige mal: Hier sind sie, drauf! und die Franzosen, die schon scheu gemacht waren und wirklich den Angriff befürchteten, vielleicht auch ihren Versammlungsplatz an der entgegengesetzten Seite des Dorfes angewiesen hatten, eilten dorthin.

Vorbringer zog den Säbel, und ritt nun wiewohl sehr langsam, ins Dorf, in dessen erstem Hause der Commandeur des Regiments gelegen hatte; und der Pauker stand eben vor diesem Hause, und schnallte die zweite Pauke an das Pferd. Vorbringer gab ihm einen Hieb über den Kopf, ergriff schnell den Zügel des Paukenpferdes und jagte wieder zum Dorfe hinaus. Er stieß mit seiner Beute auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Dieser schenkte ihm seine Börse, worin sich 75 Louisd'or befanden, auch verkaufte er das Paukenpferd in der Folge für einen ansehnlichen Preis; die Pauken aber ließ der Herzog dem Preußischen Dragoner-Regimente von Finkenstein geben, welches keine hatte. Meinen Vater behandelte der Herzog mit vieler Gnade, schickte ihm seine Aerzte, und er ward geheilt. Vorbringer wurde auf Befehl des Herzogs Unteroffizier, und würde durch Muth und Entschlossenheit, wovon er noch verschiedene Beweise ablegte, sich vielleicht empor gehoben haben, wenn nicht die 75 Louisd'or und das für das Paukenpferd gelöfete Geld ihm ein unerschöpflicher Schatz geschienen hätten. Er wurde ausschweifend, ergab sich der Trunkenheit und verübte zuweilen solche Handlungen, daß mein Vater, der ihm sonst äußerst zugethan war, ihn zu bestrafen gezwungen wurde.

Der Ruf der schwarzen Husaren wurde bald sehr groß. Ein kleines Büchelchen in Holländischer Sprache, bei dem auch ein schwarzer Husar in Holzschnitt befindlich war, erzählte von ihnen ganz sonderbare Thaten, worunter wohl die zu den auffallendsten gehörte, daß sie zum Sturmlaufen gebraucht würden; und es wurde in allem Ernste erzählt, daß sie ihre großen krummen Messer, worunter man wahrscheinlich ihre Säbel verstand, zwischen das Mauerwerk oder in die Wälle zu stecken pflegten, und auf diesen hinaufkletterten. Der Gedanke des Tacitus, daß immer zuerst unsere Augen überwunden werden, bewährte sich auch hier. Die schwarze Uniform und der Todtenkopf an der Mütze machten sie dem Feinde furchtbar, und dieses erleichterte die Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Der Oberst von Beust, jetzt der innigste Freund meines Vaters, ging an die Armee des Königs, und mein Vater erhielt das Commando der drei Escadronen schwarzer Husaren bei der alliirten Armee, wovon jede jetzt bis auf 200 Mann vermehrt wurde. Ein sehr verdienstvoller Offizier befehligte eine dieser Escadronen. Es war der nachherige General von der Cavallerie, von Usedom, ein Zögling und Freund meines Vaters, bei dessen Escadron er von dem Augenblick an, wo er

Cornet wurde, bis zu der Zeit da er Staabsrittmeister geworden war, gestanden hatte. Beide wurden einst von einem Englischen General Cawendish, der vom Dienste des Husaren keinen Begriff hatte, dem Feinde Preis gegeben; denn er schickte sie über einen Fluß, der steile Ufer und eine sehr schmale Brücke hatte. Diese wurde von keiner Infanterie besetzt. Die drei Husaren-Escadronen hatten nun die Brücke im Rücken und standen auf einer kleinen Ebene, die ein Wald im Halbzirkel umgab, der über eine halbe Meile breit war. Diesen Wald sollten die Husaren fleißig abpatrouilliren, jenseit des Waldes ihre Vorposten ausstellen, und alle Gegenvorstellungen meines Vaters wurden von Cawendish mit Härte, zuletzt mit der Frage beantwortet: wozu dann wohl die Preußischen Husaren taugten? Ehe mein Vater seine bedenkliche Lage dem Herzoge Ferdinand angezeigt hatte, wurde sie von den Franzosen benutzt, und die Feldwache um Mittagszeit durch den Wald gesprengt. Die Französischen Husaren-Regimenter Chamboran und Türpin, zusammen 28 Escadronen, folgten ihnen nach; es war kaum so viel Zeit aufzusitzen. Gott tödte mich! rief Usedom (dies war sein Sprichwort), wir sind verloren, ehe wir über die Brücke kommen. Freilich antwortete mein Vater, ich denke also, wir wehren uns.

Recht, sagte Usedom. Der Feind, fuhr mein Vater fort, so überlegen er uns immer ist, kommt mit schmaler Fronte aus dem Walde. Er glaubt uns verloren und erwartet keinen Angriff. Jeder Offizier nimmt seinen Zug, und stürzt auf den ersten feindlichen Trupp, der sich beim Herauskommen aus dem Walde formirt. Werfen wir die Vordersten, so laufen die Hintersten mit, wird ein Zug von uns geworfen, so sucht er über die Brücke zu entkommen. — Der Angriff erfolgte und gelang vortrefflich. Ein Haufen der Feinde stürzte sich auf den andern. Die Hintersten glaubten, von einer weit überlegnern Macht angegriffen zu sein; alles floh, und es wurden über 700 Franzosen gefangen. Der Herzog konnte keine Orden austheilen, aber mein Vater und Usedom erhielten jeder von ihm ein Geschenk von 1000 Dukaten. Jeder Subaltern erhielt 100 Dukaten, und die Unteroffiziere und Gemeinen empfingen auch ein Geschenk an Geld.

Ein andermal gelang meinem Vater die Zerstörung von einem Theile der Französischen Feldbäckerei bei Korbach. Herzog Ferdinand ließ ihn zu diesem Zwecke, ehe er ihn dahin beorderte, zu sich rufen, gab meinem Vater die erforderlichen Vorschriften, und da dieser dabei eine bedenkliche Miene

machte, befahl er ihm, freimüthig zu sagen, was er davon denke? Mein Vater, der sich anfänglich entschuldigte, gehorchte dem wiederholten Befehle, sagte aber, daß ihm die Ausführung beinahe unmöglich scheine, und er mit dem ganzen Commando gefangen zu werden befürchte. Der Herzog schien diese Antwort ungnädig aufzunehmen, erwiederte: Werden Sie gefangen, so sorge ich für Ihre Ranzion, und gab ihm einen Wegweiser, der ihm eine Furth durch den Main zeigen sollte, um durch einen Umweg nach dem Orte seiner Bestimmung zu kommen. Er erhielt ein sehr gemischtes Commando von Preußischen Husaren, Hannöverschen Jägern, Hessischen und Hannöverschen Dragonern, überfiel die Feldbäckerei, deren kleine Bedeckung sich völlig sicher hielt, und richtete mit Hülfe zusammengetriebener Bauern und der Bürger von Korbach die Ofen und den beträchtlichen Mehlvorrath zu Grunde. Zwei Korbachsche Bürger verunglückten hiebei, einer wurde durch einen Balken erschlagen, ein anderer brach das Bein. Mein Vater, der mit der größten Eilfertigkeit verfahren mußte, wurde nun durch die Franzosen vom alliirten Heere völlig abgeschnitten. Doch entkam er ihnen, und hatte den Gedanken, sich bis zur Armee des Königs nach Sachsen zu ziehen. Er schwärmte jetzt umher, gab sich für die Avant-

garde eines vom General Freitag befehligten Corps aus, machte Quartiere für dieses Corps, bestellte Lieferungen und trieb auch, um sein Commando zu unterhalten, Kriegssteuern ein. Durch Deserteure, zum Theil auch durch den Ruf bekam er Nachricht, daß die Franzosen sich zurückgezogen hätten, und kehrte also wieder zur Armee der Alliirten zurück.

Herzog Ferdinand glaubte, daß er und sein Commando zu Grunde gerichtet wären, als mein Vater seinen Rapport abstattete, und die eingenommenen Contributionsgelder dem Herzoge zusandte, diesen zugleich um ein Geschenk für die Frau und Kinder der beiden Verunglückten zu Korbach bat. Der Herzog antwortete ihm sehr gnädig, und mein Vater bewahrte diesen Brief wie ein Heiligthum, da er sich mit den Worten anfing: „Sie sehen, lieber Major, daß Sie auch unmöglich scheinende Dinge auszuführen im Stande sind.“ Der Herzog schickte ihm alle eingenommenen Contributionsgelder zurück, und bediente sich dabei des Ausdrucks, es wäre Mißbrauch Ihrer Rechtschaffenheit, dies Geld der Contributions-Casse zuzuwenden; und für die Verunglückten übersandte er noch überdem 200 Thaler. Ueberhaupt erhielt mein Vater vom Herzoge Ferdinand und dem damaligen Erbprinzen nachherigen Herzoge von Braunschweig, man-

verschiedene Beweise von Gnade; auch genoß er in feindlichen Ländern, wo er stand, die Zufriedenheit, durch manchen Beweis des Wohlwollens für Menschlichkeit und Uneigennützigkeit belohnt zu werden.

So erinnere ich mich, daß mein Vater und der damalige Hannöverische Major Diemar Kriegs-Steuern eintreiben sollten. Da kamen die Abgeordneten einer Gemeinde und fragten: wie viel sie zu bezahlen hätten. Mein Vater durchlief die Liste und sagte: 10000 Thaler. Das ist viel, erwiederten die Abgeordneten, geht nichts davon ab? Kein Heller, antwortete er. Wann, fragten sie, muß das Geld hier sein? Morgen, lautete die Antwort, und sie versprachen sich einzustellen. Was seid ihr doch, hub mein Vater jetzt an, für thörichte Menschen! Niemand hat euch berufen. Ihr kommt euch selbst melden, und wenn wir schlechte Menschen wären, so könnten wir euch 10000 Thaler abnehmen. Dankt Gott, ihr steht nicht auf meiner Liste, habt folglich auch nichts zu entrichten. Die Leute kamen aus aller Fassung, konnten nicht zu danken aufhören, und schickten am folgenden Morgen ein herrliches Faß Rheinwein.

Der damalige Fürst von Waldeck be-

handelte meinen Vater mit ausgezeichnetem Wohlwollen und sagte ihm gegen das Ende des Krieges: der König werde gewiß seine Armee verringern, mein Vater solle dies nicht erwarten, sondern seine Entlassung nehmen; er verbürge sich, ihn im Holländischen Dienst, wo er selbst ein Regiment habe, bei der Cavallerie wieder unterzubringen. Ungleich vortheilhaftere Anerbietungen aber erhielt mein Vater von Lord Granby. Ueberhaupt erwarb er sich bei den Engländern viel Liebe, die ihn allgemein mit dem Namen des Blackmajor oder Schwarzenmajor belegten. Theils als Ungar, theils durch das Studium der Lateinischen Klassiker und Kenntniß der Griechischen und Römischen Geschichte, hatte er einen gewissen republikanischen Sinn, eine große Freimüthigkeit im Ausdrucke und auch wol eine gewisse Art von Stolz erlangt, die zwischen ihm und den gebildeten Engländern eine große Uebereinstimmung erzeugte. General Conwai, nachheriger Lord Hatferd, war ihm äußerst geneigt, und ich erinnere mich, daß mein Vater, der selbst nicht französisch schrieb, und auch gerade keinen Offizier, der dieses konnte, bei sich hatte, mit General Conwai in lateinischer Sprache correspondirte, und ihm auch in dieser Sprache Rapports zuschickte, wozu Conwai, der ein sehr eleganter Lateiner war

und es wußte, daß mein Vater in dieſer Sprache Fertigkeit beſaß, die erſte Veranlaſſung gegeben hatte. Lord Gramby legte einſt meinem Vater die Frage vor, woher es komme, daß der Preußiſche Huſar im Einzelnen und in kleinen Haufen mehr leiſte, als eine gleiche Zahl ungleich beſſer berittener Engländer. Mein Vater erklärte ihm, es liege in der Ausarbeitung des einzelnen Mannes und in der verſchiedenen Art zu reiten, und der Obriſt-Lieutenant Ahsken, damals Commandeur des Engliſchen Dragoner-Regiments Elliot, ein vorzuglicher Engliſcher Cavalleriſt, verſicherte, daß mein Vater Recht habe. Die Engländer hatten damals auſſer dieſem einzigen Dragoner-Regimente keine leichte Cavallerie, deren Nothwendigkeit Gramby fühlte. Er that meinem Vater daher den Vorſchlag, den Preußiſchen Dienſt zu verlaſſen und in den Engliſchen zu treten, und verſprach hiezu die Erlaubniß Friedrich des Großen zu bewirken. Mein Vater ſollte nationaliſirt werden, vom König Georg dem Zweiten die Verſicherung erhalten, nie reducirt und auf halben Sold geſetzt zu werden. Gramby bot noch mehrere Vortheile an, und weil er glaubte, daß mein Vater um meiner Mutter willen dies ausſchlage, ſo fandte er den damaligen Oberſten Boyd, nach-

berigen Gouverneur von Gibraltar, an letztere, um ihr den Aufenthalt auf den Gütern des Lords, so lange der Krieg währte, und auch, wenn sie einst Wittwe werden sollte, nebst mehreren Vortheilen anzubieten. Meine Mutter erklärte: mein Vater handle selbstständig, sie danke für diese gütigen Anträge, und sei, wo es mein Vater fordere, zu folgen bereit. Dieser aber war voll Enthusiasmus für Friedrich den Großen, und für den Preußischen Dienst, zum Theil auch wohl zu eifriger Katholik, um in ein Land zu gehen, worin seine Kinder, wenn sie katholisch würden, nur eine sehr trübe Aussicht erhielten; sie aber in der englischen Kirche zu erziehen, war seinen Grundsätzen entgegen.

Aber die vielen Beweise des Wohlwollens gegen meinen Vater erwarben ihm Neider, um so mehr, weil ihm manches Einkommen zugewandt wurde. Der Herzog Ferdinand hatte schon dem Obersten von Beust gewisse Rationen und Portionen angewiesen, die meinem Vater blieben, als er das Commando der drei Eskadronen Husaren erhielt. Beust, der zur Armee des Königs ging, stand im Begriff, Chef des schwarzen Husaren-Regiments zu werden, als ihn das Fleckfieber tödtete. Er hatte sein früheres Benehmen

gegen meinen Vater und meine Mutter durch sein späteres Betragen zu vergüten gestrebt, und war der herzlichste Freund meines Vaters geworden, der auch als Greis an ihn mit Rührung zurück dachte.

Oberst-Lieutenant von Lossow wurde jetzt Commandeur des schwarzen Husaren-Regiments, und es gab Menschen die zwischen ihm und meinem Vater eine widerwärtige Stimmung zu erzeugen suchten. Zuerst wurde Lossow aufgereizt, sich vom Herzoge jene Vortheile zu erbitten, die mein Vater aus dem Englischen Commissariate genoß. Der Herzog schlug es ihm ab. Lossow erneuerte seine Bitte. Ob er's mehrere Male that, weiß ich nicht, aber der Herzog ward unwillig. Einst gab er meinem Vater, gerade da er ins Hauptquartier kam, einen Brief Lossows, worin dieser sich Verkleinerungen meines Vaters erlaubt, und wieder um die angezeigten Vortheile gebeten hatte. Da, sagte er, haben Sie einen Brief Ihres Oberst-Lieutenants, schreiben Sie ihm doch, daß ich Ihnen aufgetragen hätte, ihm zu bedeuten, ein Offizier bei der Armee des Königs könne keine Vortheile bei der alliirten Armee genießen. Mein Vater hätte freilich diesen Befehl nicht vollziehen dürfen, vielleicht auch nicht vollziehen sollen; allein

ihn empörte der erhaltene Brief; er erledigte sich des Auftrags ohne Schonung und sandte als Beweis, denselben vom Herzoge erhalten zu haben den Brief an Lossow zurück. Dieser wurde, wie man leicht denken kann, gegen meinen Vater aufgebracht. Er wünschte ihm wehe zu thun, und bald wurde es ihm gesagt, daß mein Vater ein eifriger Katholik wäre, und vielleicht durch Anspielungen auf seine Confession am schmerzhaftesten verwundet werden könnte. Lossow war indeß Oberst und Chef des Regiments geworden. Er schrieb an meinen Vater, er wolle wie General von Kleist, ein mit seinem Regiment verbundenes Corps leichter Infanterie errichten, und bäte ihn daher Rekruten dazu bei der alliirten Armee anzuwerben, nur müßte darunter kein Katholik sein, weil (so lauteten seine Worte) es bekannt sei, daß diese bei der Preußischen Armee nichts taugten. Mein Vater antwortete, ohne Erlaubniß des Herzogs Ferdinand könne er für den Herrn Obersten bei der alliirten Armee nicht werben, auch wäre der Schauplatz des Krieges größtentheils in katholischen Ländern, die Französischen Deserteurs, die er etwa anwerben könnte, wären Katholiken, er glaube indeß, daß dies auf den Preußischen Dienst keinen Bezug habe, aber auch, daß es dem Herrn Obersten

völlig unbekannt gewesen wäre, daß er selbst ein Katholik sei, weil er sonst genöthigt wäre, sich wegen der im Briefe enthaltenen Stelle Genugthuung zu erbitten. Jetzt wolle er sich bloß begnügen, dem Herrn Obersten zu versichern, daß viele Katholiken im Heere des Königs sich durch Treue und Diensteifer ausgezeichnet hätten, und er selbst dem Könige als ein rechtschaffener Offizier schon in jenem Zeitpunkte gedient habe, als der Herr Oberst noch Junker gewesen wären. Mein Vater konnte ihm beinahe keine größere Bitterkeit sagen; denn Lossow hatte als Junker desertiren wollen, die Sache aber wurde unterdrückt, und er blieb in der Armee.

Jetzt waren Lossow und mein Vater die erklärtesten Feinde, aber sehr verschieden in Betreff der Kräfte, einander schaden zu können. Mein Vater hatte bei der alliirten Armee gedient, sich nicht vor den Augen des Königs ausgezeichnet; von den Männern, die ihn vormals gekannt und geschützt hatten, lag General von Winterfeld im Grabe, Ruesch war aus der Armee, freilich nicht durch Urtheil und Recht, sondern nach dem Willen des Königs, und stand selbst in dem Argwohn begangener Verrätherei, ob er gleich völ-

lig unschuldig war. Viele, die wie der General von Krusemarck, meinem Vater sehr geneigt gewesen waren, hatten ihn wegen der Entfernung vergessen. Dagegen hatte sich Lossow vor den Augen des Königs ausgezeichnet, besaß dessen Gnade, wurde durch den verdienstvollen General Seidlitz, seinen Jugendfreund, beschützt, und der nachherige General von der Infanterie, damalige Flügeladjudant von Anhalt, der nicht von Friedrichs Seite kam, war sein eifrigster Freund. Allein mein Vater sagte, wenn er an den ungleichen Kampf dachte, seinen Lateinischen Denkspruch: tu ne cede malis, sed contra audacior ito.

Doch war er dadurch auch wohl getröstet, daß auf dem angezeigten sehr rechtlichen Wege und durch die Gnade des Herzogs Ferdinand von Braunschweig seine Vermögensumstände sehr vortheilhaft geworden waren, indem er gegen 30000 Thaler besaß, und ausserdem an Friedrich den Großen eine Forderung von 10000 Thaler hatte. Diese entsprang, weil die Husaren unter meines Vaters Commando in Betreff ihrer Löhnung und mehrerer Bedürfnisse auf die Kammer zu Minden verwiesen waren, deren Kassen aber nicht selten Contributionen an die Franzosen erschöpften. Remonte, Montur und Gewehre

sollten von Berlin oder Magdeburg aus kommen. Der damalige General-Intendant General-Lieutenant von Massow fand hiebei unübersteigliche Hindernisse, und ersuchte meinen Vater mit Lieferanten zu contrahiren. Diese waren entweder aus Holland und dem Hannöverschen, oder aus Bremen und Hamburg. Die Contracte mußten mit ihnen auf schwer Geld, und nicht auf Sächsische Drittel geschlossen werden. Massow consentirte; aber die Kammer in Minden erklärte ihm, aus ihrer erschöpften Kasse nicht Zahlung leisten zu können; der Herzog Ferdinand hingegen versicherte, weil der König seine Subsidien von England bestimmt erhalte, so könne er unmöglich aus der Englischen Kriegs- oder der Contributions-Kasse für Preußische Truppen Zahlung leisten. General-Lieutenant v. Massow ersuchte meinen Vater den Vorschuß zu machen, oder so lange Credit zu suchen, bis die Mindensche Kammer die Zahlung leisten könne. Mein Vater wandte sich mit diesem Antrage wieder an den Herzog Ferdinand, der in der Sache nichts Bedenkliches fand, sondern ihm vielmehr diesen Vorschuß zu leisten, denselben monatlich durch die Rittmeister von Usedom und von Trenck attestiren zu lassen rieth, und alsdann die Richtigkeit dieser ihm vorgelegten Rechnung gleichfalls zu bescheinigen versprach. So hatte die Sache

ihren Gang. General Massow ließ versich
dentlich Theilzahlungen leisten, aber bei Ma
sows Tode war mein Vater mit 10000 Th
lern schwer Geld in Vorschuß. Massows Nac
folger, General von Stechow, war mit d
Sache unbekannt. Nachdem mein Vater m
ihm darüber correspondirt hatte, versprach e
die Zahlung zu leisten; allein er starb na
wenig Monaten, und ihm folgte General vo
Wartenberg. Dieser machte bei der Zahlun
Weitläufigkeiten, erklärte, seine Vorgänger wä
ren zu weit gegangen, hätten bei den Zah
lungen in schwerem Gelde und dessen hohe
Cours gegen Sächsische Drittel den Etat übe
schritten. Mein Vater bat den Herzog Fe
dinand ihn zu vertreten; allein in dieser Ze
erfolgte der Friede, und er erhielt den Be
fehl nach Preußen zu marschiren.

Herr Ebmeier, mein bisheriger Lehre
blieb in Minden zurück. Ich hatte bis da
hin Deutsch, Lateinisch und Französisch lese
aber weder Schreiben noch Rechnen gelernt
und von den Anfangsgründen der Lateinische
Sprache, Geographie und Geschichte wußt
ich hin und wieder etwas, im Ganzen abe
für meine Jahre nicht viel, woran aber nich
mein Lehrer, der es gewiß an seinem Fleiß
nicht ermangeln ließ, sondern meine jugend

liche Wildheit Schuld war. Für meinen Körper war, ungeachtet meines lahmen Fußes, viel geschehen. Ich war durch die Reisen und beständigen Bewegungen in freier Luft abgehärtet und hatte eben sowohl Mangel als Ueberfluß zu ertragen erlernt. Mein Vater, der den Grundsatz hatte, daß seine Kinder alles genießen sollten, um nie nach einer Speise oder einem Getränke lüstern zu werden und darauf hohen Werth zu setzen, hat bei mir hiedurch seinen Zweck erreicht. Denn so wohl ich's mir schmecken lasse, wenn's da ist, so leicht bin ich auch jede Befriedigung des Geschmacks zu entbehren im Stande; und ich weiß es mir nicht zu besinnen, daß ich außer auf dem Krankenbette, und selbst auch alsdann nicht mit Heftigkeit nach irgend einer Speise oder einem Getränke ein Verlangen gehabt hätte. Mein Körper war fest, für meine Jahre stark. Die Natur hatte mir eine glückliche Gesichtsbildung gegeben. Eine gewisse Offenheit lag ohnehin in meinem Character, unter dem beständigen Gewühle von Menschen worunter ich lebte, hatte ich mich äußerlich gut zu benehmen erlernt, und ging überall sehr freimüthig, nicht zudringlich, aber doch ohne Scheu zu Werke. Hiedurch erwarb ich mir auch die Gunst des Englischen Artillerie-Obersten Philipps, eines sehr großen Kinderfreundes, mit dem ich mich,

obgleich seine auffallende Physiognomie, sein breites, sehr rothes Gesicht, die Haare, die unter der Perrucke hervorragten und sein äußerst feuriges Auge die Kinder größtentheils zurückschreckten, häufig unterhielt, besonders da die Parade der Englischen Artillerie in Minden vor dem Hause, wo meine Mutter wohnte, aufzog. Philipps machte daher dieser einst in allem Ernste den Antrag, daß, wenn sie mich ihm abtreten wollte, er mich zu adoptiren bereit wäre; und da mir mein lahmer Fuß bei meiner Neigung zum Reiten lästig zu werden anfing, so suchte mich Philipps dadurch zu gewinnen, daß er mir versicherte, wenn ich mit ihm nach England käme, so würde, mit Hülfe geschickter Aerzte und der Wasser zu Bath, mein Fuß leicht geheilt werden.

Diese Neigung zum Reiten und zu den Pferden war, da ich unter Cavalleristen erwuchs, mir von der frühesten Jugend an eigen, und in einem Alter von zwei bis drei Jahren bat ich es mir immer von meiner Mutter als Gunst aus, den Nachmittagsschlaf im Stalle auf einem Bunde Heu halten zu dürfen. Auch war ich ungeachtet meines lahmen Fußes, mich auf ein Pferd zu schwingen und fest darauf zu sitzen im Stande.

Durch die Verhältnisse meines Vaters waren indeß manche eigenthümliche Begriffe in meiner Seele erzeugt worden. Der Mensch wurde von meinem Vater, und den Offizieren, die ihn umgaben, immer nur als Krieger beurtheilt und geschätzt. Ein kühner entschlossener Mann, der nichts auf sich sitzen läßt, keine Gefahr scheut, sich auf der Stelle zu helfen weiß, nicht vor einer Menge von Feinden erschrickt, sondern sich muthig unter sie hineinstürzt — von einem solchen Manne hörte ich nur immer mit Achtung und Bewunderung sprechen; solche Verdienste, solchen Ruhm mir einst zu erwerben, dies war der Wunsch meiner Knabenjahre, und selbst erblindet und als Greis haften noch die Spuren dieser frühen Eindrücke. Von Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Geduld, von Ertragung des Unrechts, von Standhaftigkeit im Leiden, die mir doch in der Folge mehr, als alle Aeußerungen der Kraft nöthig waren, davon erhielt ich keinen Begriff. Alle Kampfgefährten meines Vaters suchten die militairische Stimmung in mir aufzureizen, und viele schützten mich bei meiner jugendlichen Wildheit. Ich erinnere mich, daß, als mein Vater mich einst wegen eines Muthwillens züchtigen wollte, ich dem damaligen Rittmeister von Usedom zwischen die Kniee mit dem Ausrufe lief: ein Hundsfott, der

mich schlagen läßt! Mein Vater wollte sich daran nicht kehren, aber Usedom nahm mich in Schutz; am Ende lachten beide und ich entging hiedurch der Strafe. — Ein andermal neckte mich der damalige Rittmeister, nachherige General von Trenck, ich schimpfte, und er forderte mich auf Pistolen. Ich nahm die Ausforderung an, und Usedom war mein Secundant. Er lud die Pistolen, und im Pferdestalle zu Nordkirchen unweit Münster, wo mein Vater damals in den Winterquartieren stand, wurden die Anstalten zum Duelle gemacht. Es wurde gewürfelt, wer den ersten Schuß thun sollte; denn man versicherte, daß, da wir nur sechs Schritt von einander entfernt standen, jeder Schuß nothwendig tödtlich wäre. Mir war bei der Sache, die man ganz ernstlich behandelte, gerade nicht wohl zu Muthe. Doch siegte mein Stolz; ich ließ meine Furcht nicht merken, und würfelte. Wahrscheinlich lenkten es die Secundanten so, daß mir der beste Wurf zu Theil wurde. Usedom empfahl mir gut zu zielen. Ich that's, drückte los, und Trenck fiel. Ich war überzeugt, daß die Pistolen mit Kugeln geladen gewesen, denn man hatte mir solche beim Laden gezeigt, und glaubte es daher auch, da alle Anwesende ausriefen, Trenck ist todt! Wo mag die Wunde sein? fragte Usedom. Auch ich trat

näher, um dieselbe zu sehen, aber in dem Augenblicke schnappte Trenck nach meinem Finger, ich, der ich meinem Gegner getödtet zu haben glaubte, sprang jetzt erschrokken zurück, um nicht von ihm gebissen zu werden, und glich hierin auch manchen erwachsenen Menschen, die wenn alle ihre Kräfte, aufgereizt wurden, alles für ihren Zweck sich selbst dafür hinzuopfern bereit, und daher furchtbar sind, die aber, wenn diese erzwungene Spannung nachläßt, oft bei einer Kleinigkeit zurückbeben. Im Ganzen war man jedoch mit meinem Muthe zufrieden, und ich fuhlte hiedurch meine Eitelkeit geschmeichelt.

Ueberhaupt entsprang bei mir die sonderbare Stimmung, kleine Gefahren aufzusuchen, um solche zu überwinden, und so erinnere ich mich, daß ich einst in einen Garten ging, wo ein hoher gerader Baum stand, dessen Aeste erst in beträchtlicher Höhe anfingen. Mein Lehrer äußerte zu den Anwesenden, daß es gefährlich wäre, auf diesen Baum hinauf zu klettern. Ich schlich mich nachher insgeheim in den Garten, erkletterte den Baum, stieg wieder hinab, erzählte dies niemanden, freute mich aber herzlich, etwas gethan zu haben, welches erwachsene Leute für gefährlich hielten. Bei einer ähnlichen Begebenheit kann ich kaum sechs Jahr alt gewesen sein.

Sie ereignete sich zu Minden, wo meine Mutter auf dem Kamp wohnte. Dieser Theil der Stadt liegt sehr hoch, und ein anderer Theil derselben tief im Grunde. Hinter dem Hause, welches meine Mutter bewohnte, war ein Garten, den eine Mauer begränzte, und von dieser Mauer konnte man unten in den steilen Abgrund hinab sehen. Mein damaliger Lehrer Eberhardi stieg, ich weiß nicht warum, auf diese Mauer. Ich möchte, sagte er, hier nicht lange stehen, denn mich schwindelt, wenn ich hinabsehe; und ich beschloß nun dies Schwindeln zu versuchen. Es war an der Mauer eine Laube, mit Weinstöcken bezogen; auf den Latten, woran diese Weinstöcke gebunden waren, kletterte ich bis oben auf die Laube, von da bis auf die Mauer. Ich setzte mich darauf, als ob ich ritt, und sah in den Abgrund. Jetzt überfiel mich ein Schwindel; ich wollte mich an der Laube halten, ergriff aber einige schwache Weinranken, die sogleich brachen, und ich stand im Begriff hinab zu stürzen. Aber instinktmäßig machte ich jetzt die Augen zu, und blieb steif sitzen. Der Schwindel verging, ich kletterte wieder auf die Laube und kam glücklich hinab.

Alle Knabenspiele waren damals Krieg. Wir warfen Festungen auf, feuerten mit klei-

nen

nen Kanonen, machten Feuerwerke, und hiedurch wurde Schießpulver eins meiner liebsten Spielwerke. Ich erinnere mich noch einer Scene, wobei ich, einer der Jüngsten, nur eine Nebenrolle spielte. Der verstorbene Kammerpräsident, und der jetzige Hofmarschall von Massow, von Böhm, der Stiefsohn des nachherigen Russischen Generalquartiermeister von Bauer, mein ältester Bruder, ein von Herwarth, der nachher auch in Russische Dienste ging, und noch einige Knaben waren einst zu Minden im Garten; drei Candidaten, unsere Lehrer, saßen bei einander in dem Zimmer. Wir Knaben verfielen, da wir ein Stück von einer Bombe, die wahrscheinlich bei dem Bombardement von Minden in unsern Garten gekommen war, dort fanden, auf ein Gespräch von Bomben: und dies führte endlich auf den Gedanken, selbst eine Bombe zu verfertigen. In einer Feldflasche meines Vaters wurde ungefähr ein halb Pfund Pulver geschüttet. Der Hals der Feldflasche wurde mit Werg verstopft und oben darauf eine glühende Kohle gelegt. Wir berechneten, daß die glühende Kohle den Stöpsel durchbrennen und ins Pulver fallen sollte; aber die Kohle wollte erlöschen, Herwarth hatte Tollkühnheit genug, sie aufzublasen, und lief hierauf so wie wir alle, davon. Die Flasche flog mit einem großen Knall in die Höhe. Dies veran-

laßne, daß unsere Lehrer in den Garten kamen, wo denn jeder seine Zöglinge züchtigte. Doch ließ ich mich hiedurch nicht abschrecken, als ich einst von Minen reden hörte, einen Versuch zu wagen, ob mich das Pulver in die Höhe heben würde. Ich machte zu diesem Zweck eine kleine Grube, schüttete etwas Pulver hinein, und bedeckte dies mit Erde, nachdem ich zuvor eine kleine Patrone bis auf das Pulver in die Erde geführt hatte. Ich stellte mich jetzt über meine Mine, und zündete die Patrone an; da ich aber nur wenig Pulver gehabt hatte, so veranlaßte ich bloß einen starken Knall.

So hatte ich als Knabe mich wenigstens bei manchen Veranlassungen ohne Furcht, und mit Männern verschiedenen Standes ohne Scheu zu benehmen gelernt, war an rastlose Beschäftigung gewöhnt worden, hatte einiges gesehen, mein gutes Gedächtniß hatte die Begriffe aus der Anschauung aufbewahrt, und dies wurde mir nach dem Erblinden äußerst nützlich. Da meine Eltern nun nach Preußen zurückkehren sollten, unser Wagen aber durch meine Mutter, drei Schwestern, und zwei Domesticken besetzt war, so erbot sich die Frau von Santha mich nach Preußen in ihrem Wagen zu nehmen. Ihr Gemahl, der damalige Rittmeister, nachheriger Oberst

von Santha, verrieth damals viel Anhänglichkeit für meinen Vater. Ich war unter meinen Geschwistern sein Liebling, und erinnre mich noch, daß ich während des Krieges einige Wochen, als er zu Herbern und Westerwinkel im Münsterschen stand, mich von meinen übrigen Geschwistern abgesondert bei ihm aufhielt. Er stand bei den gelben Husaren, wovon zwei Escadronen bei der alliirten Armee waren, und seine Gattin war eine alte gutmüthige Frau, die nie Kinder gehabt hatte, sich aber herzlich freute, wenn die Leute mich, den sie sehr lieb gewann, für ihren Sohn hielten. Bald merkte ich ihr dies ab. Befriedigte sie meine kleinen Wünsche, dann hieß sie liebe Mama, hingegen Frau Rittmeisterin, sobald sie meine Bitte abschlug; und das Wörtchen: liebe Mama that ihr so gütlich, daß sie mir überall meinen Willen ließ, weshalb ich denn ziemlich verwildert nach Preußen kam, wo mein Vater bald mit dem Obersten Lossow äußerst zerfiel.

Die drei Escadronen hatten sieben Französische Standarten erobert, und Beust hatte schon bei dem Könige angefragt, wo sie bleiben sollten. Friedrich hatte geantwortet: die Husaren sollten sie behalten, und in Friedenszeiten bei den Revüen führen. Mein Va-

ter übergab nun, nicht ohne Wohlbehagen, die Standarten und den Brief des Königs dem Obersten von Lossow. Man muß den Plunder, sagte dieser, in ein Zeughaus geben oder in einer Kirche aufhängen; denn was sollen 10 Escadronen mit 7 Standarten? Ich kann nicht dafür, sagte mein Vater erbittert, daß die übrigen Escadronen sich keine geholt haben. In diesem Tone waren noch einige Gespräche. Der Oberst von Lossow machte häufige Abänderungen in der Montirung der Offiziere. Mein Vater äußerte sich laut dagegen; denn er sagte, die mehresten Offiziere wären arm und diese Abänderungen drückend für sie. Auch ließ Lossow die Husaren, welche eine Strafe verdienten, an Pfähle binden, und mit zusammengeflochtenen Weidenruthen geißeln; mein Vater erklärte diese Strafe für gesetzwidrig. So entsprang bald die heftigste Feindschaft. Oletzko wurde die Garnison meines Vaters. Dieser war nur eine kurze Zeit dort gewesen, als er durch ein königliches Handschreiben den Befehl erhielt, seine Escadron dem Rittmeister von Gröling zu übergeben, und wegen seiner anderweitigen Anstellung sich bei dem General-Inspecteur, dem General von Bülow zu melden. Mein Vater war hiemit nicht unzufrieden, er sah ein, daß er und Lossow nicht in Frieden leben könnten, freute sich

von ihm getrennt zu werden, hoffte hiedurch nichts einzubüßen, und wählte vorläufig auf Kowallen, dem Gute eines Beamten, den er vor dem Kriege kennen gelernt hatte, seinen Wohnsitz. Er selbst eilte nach Königsberg zum General von Bülow.

Meine Mutter stattete in der Nähe einen Besuch ab, und hatte mich zurückgelassen. Ich fütterte ein englisches Windspiel; dies sprang über einen Zaun, ich wollte es mir holen, und kletterte nach. Schon faß ich auf dem Zaun, wollte eben den zweiten Fuß auf die andere Seite heben, und hatte das oberste Brett mit der einen Hand befaßt; als die Nägel, womit dies Brett an einer Ecke an einen Pfahl befestigt war, heraus fielen, und indem ich mich über den Zaun schwang, dies Brett zurück prallte. Ich fiel, mein rechter Arm glitt auf die entgegengesetzte Seite des Zaunes hinab, das zurückprallende Brett klemmte ihn ein und zerschmetterte ihn unweit des Ellbogens. Ich blieb an diesem Arme hangen, hatte aber noch so viel Besinnung, das Brett mit der linken Hand zurückzudrängen; zog hierauf den zerschmetterten Arm hervor und fiel auf die Erde. Ich rief nach Hülfe. Der Aermel wurde aufgeschnitten. Eine alte Frau besann sich darauf, mir Weinumschläge zu ma-

chen, ein Bedienter meines Vaters eilte nach dem zwei Meilen davon entfernten Goldap, und holte den Wundarzt. Der Bruch des Arms war gefährlich. Ehe die Splitter sich trennten und herausgenommen wurden, vergingen beinahe drei Monate; ich litt viel. Indeß erzeugte sich in der Gegend des Ellbogens ein Knorpel, durch den zugleich, da, wo die Splitter herausgenommen waren, ein neues Gelenke gebildet wurde. Noch jetzt ist dieser Theil des Armes, wenn ich ihn berühre, sehr empfindlich und es sind drei Narben kenntlich, durch die gesplitterten Knochen veranlaßt, welche hier das Fleisch durchbohrten. Der rechte Arm wurde kürzer als der linke, auch erhielt ich nie in ihm so viel Kräfte als in diesem. Doch erwarb ich während der Zeit, da ich den rechten Arm weniger brauchen konnte, eine große Fertigkeit in der linken Hand, so daß ich eine Zeit lang, so wie es mir einfiel, bald mit der Rechten bald mit der Linken aß; und noch in meinen spätern Jahren blieb ich geübter im Gebrauche meiner linken Hand, als es viele Menschen sind.

Mein Vater beschloß, da ich genesen war, nach Königsberg zu ziehen, denn General von Bülow hatte ihm gesagt: er habe den königlichen Befehl ihn anzustellen, nur müße

mein Vater sich gedulden, bis er seiner Anciennität gemäß angestellt würde und dieses könnte sich vielleicht, — denn Bülow stand in Pommern und kam alle Jahre einmal nach Preußen — bis auf seine nächste Wiederkunft nach Preußen verziehen. Mein Vater fand in Königsberg einen bekannten Arzt. Es war Doctor Gervais, Regimentschirurgus bei dem damaligen Regimente von Syburg. Ich bedurfte seiner Hülfe, weil mein Arm noch steif war, und bei dieser Gelegenheit wurde ihm zugleich mein rechter Fuß gewiesen, an dem viele Aerzte schon fruchtlos Versuche gemacht hatten. Gervais versicherte: er wolle mit Hülfe einer Maschiene, in welcher der Fuß einige Zeit hindurch liegen sollte, ihn zum regelmäßigen Wuchse zwingen. Ich, der einige Monate lang am Arm gelitten und größtentheils gelegen hatte, mußte nun ungefähr 6 Monate hindurch unaufhörlich sitzen, indem mein Fuß in einem hölzernen Kasten stak. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich damals einigen Unterricht und Zerstreuung gehabt; aber erst, nachdem ich drei Monate in diesem Kasten gesessen hatte, erhielt ich einen Lehrer. Auch Bücher hatte ich nicht. Mein Vater hatte ein paar alte Romane, den nordischen Hyacinthus, den Herkules und Herkuliskus, und Klimms unterirdische Reisen für sich geliehen. Es war für mich ein Glück,

wenn ich dieser Bücher habhaft werden konnte und ich erinnere mich, daß ich damals ein Kochbuch meiner Mutter und ihre Gebetbücher, um nur nicht müßig zu sein, einige Male durchlas. Ich fiel um meine Langweile zu vertreiben darauf, allerlei Figuren aus Papier und Karten zu schneiden, oder auch aus Wachs zu bilden. Es gelang mir damit ziemlich gut; aber mein Vater sah es nicht gern, sondern schalt sogar späterhin wenn er mich bei solchen Spielwerken erblickte denn er hatte mich immer mit großer Lebhaftigkeit handeln sehen, und daher that es ihm einigermaßen wehe, wenn er mich bei so kleinlichen Beschäftigungen fand, indem die Emsigkeit, womit ich sie betrieb, zugleich sein Vertrauen auf meine Thätigkeit und Kühnheit schwächte.

Ein Candidat Schulz wurde endlich mein Lehrer. Er besaß, insofern als ich solches wegen meiner damaligen Jugend zu beurtheilen im Stande bin, wissenschaftliche und gute musikalische Kenntnisse, nur fehlte ihm Gewandheit; auch wußte er sich beim Unterrichte gar nicht zu benehmen. Er ließ meinen ältesten Bruder die Vorlesungen auswendig lernen, welche er über Dogmatik hörte, war ein sehr eifriger Crusianer, und verließ nach wenig Monaten das Haus meines Va-

ierk. Sein Nachfolger Goburreck, ein Theologe, der schon vorher Lehrer bei einigen jungen Russen gewesen war, besaß Kenntnisse, doch lernte ich bei ihm äußerst wenig, denn ich entkam endlich dem Kasten, worin ich doch allmälig, wenn ich allein war, zu gehen und zu springen erlernt hatte, aber von meinem Vater, der mich einst hiebei überraschte, hart gezüchtigt wurde. Mir wurden dagegen eiserne mit Hirschhaut gefütterte Schienen an den Fuß gelegt, und mit einer Binde daran befestigt. Mit diesen sollte ich gehen, allein ich lernte auch bald damit springen, und der gute alte Doctor Gervais konnte immer nicht begreifen, woher das Eisenblech so oft brach. Wenn ich vor seinen und meines Vaters Augen war, mußte ich sehr langsam gehen; ich lernte mich hiedurch beobachten, und anhaltend verheimlichen; denn sobald ich von ihnen nicht beobachtet wurde, hielt ich mich schadlos, und meine große Wildheit, wurde mir bei dem Unterrichte den ich erhielt, äußerst hinderlich, weil ich beständig mit meinen Gedanken umherschweifte.

Lag es im weisen Plan der Vorsehung, daß ich erblinden sollte, so waren mir die Leiden an meinem Arme und Fuße höchst vortheilhaft, weil ich dadurch Körperschmerz und Widerwärtigkeiten zu ertragen gewöhnt

wurde, auch würde man mich, wenn mein Fuß nur erträglich geblieben wäre, bei der Reiterei untergebracht haben; jetzt machte dies aber mein beschädigter Arm unmöglich, und ich wurde, welches sonst wahrscheinlich unterblieben wäre, mich für die Wissenschaften zu bilden gezwungen.

Jetzt begann auch meine religiöse Bildung. Mein Vater hatte während des Krieges, auf die Anfrage meiner Mutter: in welcher Religion die Söhne erzogen werden sollten, geantwortet, er wünsche daß wir gute Menschen und gute Christen würden; dies war meiner eifrig lutherischen Mutter, und den Candidaten, unsern damaligen Lehrern, höchst willkommen. Wir wurden daher in der Lutherischen Religion unterrichtet, und selbst hin und wieder, wie durch die Geschichte von Curas und Zopf, womit wir bekannt gemacht wurden, einige Abneigung gegen den Katholicismus erweckt. Unerwartet erklärte jetzt mein Vater, bei dem vielleicht bei der Ruhe worin er jetzt lebte, der Indifferentismus verschwunden waren, daß seine Söhne katholisch werden sollten, und da er auch in seinem Hause strenge Subordination zu behaupten wußte, so fand, wenn die Sache gleich meiner Mutter viele Thränen kostete, kein Widerspruch statt. Daß ich und mein

Bruder, bei unserer damaligen Stimmung, die katholische Religion gewählt hätten, glaube ich nicht, wol aber, daß wenn ich seit meiner frühesten Kindheit, in der Katholischen oder einer andern Religion, ohne alles Schwanken erzogen wäre, mir dies in vieler Hinsicht nicht geringen Vortheil gebracht haben würde; denn ich bin überzeugt, daß der Mensch der oft, bei verschuldeten und unverschuldeten Leiden auf dieser Erde von allem Troste verlassen, beinahe verzweifelnd dasteht, völlig zu sinken verhindert wird, wenn er sich noch an etwas Uebersinnliches halten und wo er hienieden keine Hülfe sieht, sie dennoch aus einer unsichtbaren Welt erwarten darf. Diese Hoffnung und dieses kindliche Vertrauen aber, ist um so stärker, wenn der Mensch, ohne durch irgend einen Zweifel beunruhigt zu sein, mit unerschütterlichem Glauben an eine positive Religion hängt; bei mir aber war dies Hinüberschwanken, von einem Religions-Unterrichte zum Andern, die Grundlage jenes Indifferentismus, der bei mir, nachdem ich das Haus meiner Eltern verlassen hatte, einige Jahre hindurch herrschend wurde. Meine Abneigung gegen den Katholicismus wurde in meinen frühern Knabenjahren, noch durch eine lächerliche Furcht erhöht. Ich weiß nicht warum man mich damals mit Mönchen und dem Kloster geschreckt hatte: auch erzählte

mein Vater verschiedentlich, wie er von den Jesuiten mit großer Härte erzogen wäre. Jetzt merkte er wol, daß ich nicht Soldat werden konnte, und sagte ein paar mal scherzweise: es sei besser, daß ich ein Pfaffe würde. Bald fiel mir ein, mein Vater ließe mich katholisch werden, um mich wohl gar in ein Kloster zu bringen.

Sein Schicksal erhielt auch eine neue Richtung. Der General von Bülow, damaliger General-Inspecteur, kam im Jahr 1764 wieder in das Land. Er war ein gerader, redlicher und offener Mann. Er und mein Vater lernten sich genauer kennen. Der letzte drang einst in ihn wegen seiner Wiederanstellung. Bülow sagte: ich an Ihrer Stelle setzte mich in Ruhe. Mein Vater wurde aufmerksam. Es kam endlich so weit, daß Bülow erklärte, wenn mein Vater ihm sein Ehrenwort gebe, die Sache zu verschweigen, so wolle er ihm etwas entdecken, daß ihm sehr nützlich sein könne. Mein Vater ging dies ein, und da Bülow ihm nun gestand, daß er von dem Könige den Befehl habe, nicht ihn anzustellen, sondern hinzuhalten, so äußerte er, daß er unter diesen Umständen seinen Abschied wünsche, worauf Bülow entgegnete, daß er ihm diesen mit einem höhern Range anzubieten berechtigt wäre. Mein Vater dankte dafür und

erhielt seinen Abschied als Major, welches er schon einige Jahre gewesen war. Bülow aber vermochte es nicht, ihm zu enträthseln, warum er ihn auf königlichen Befehl dergestalt behandelt habe. Auch schien dies Benehmen gegen einen Major, der doch immer kein Offizier von besonderer Wichtigkeit ist, äußerst sonderbar. Nach einigen 20 Jahren erfolgte hierüber erst der Aufschluß. Der damalige Gouverneur von Königsberg, General-Lieutenant von Anhalt, lud meinen Vater zuweilen zu Tische und behandelte ihn mit vieler Güte. Einst war er etwas früh gekommen, und mit dem General-Lieutenant Anhalt ganz allein im Zimmer. Was wären Sie jetzt; fragte Anhalt; wenn Sie in der Armee geblieben wären? General der Kavallerie, erwiederte mein Vater. Sie sind noch so gesund und stark, fuhr Anhalt fort, warum verließen Sie den Dienst? Ew. Excellenz, sagte mein Vater, waren damals um unsern großen König, und wissen es vielleicht besser als irgend Jemand, woher ich verdrängt wurde, und ich würde jeden Aufschluß darüber mit Dank erkennen. Sie haben Recht, sagte Anhalt, ich weiß die Sache, und habe leider, weil ich Sie nicht kannte, zu ihrem Nachtheil gewirkt. Ich glaubte General Lossow sei mein Freund, und hielt ihn für einen sehr rechtschaffenen Mann; dieser aber schrieb

mir, gerade als ich mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig einige Unannehmlichkeiten gehabt hatte: bei seinem Regimente stehe der Major von Baczko, der freilich im Kriege seine Schuldigkeit gethan hätte, aber durch seine Jahre und seine Wunden völlig invalide wäre. Er besitze die Gnade des Herzogs Ferdinand und des Erbprinzen von Braunschweig, durch die er ein großes Vermögen erworben hätte, wäre äußerst anmaßend, und habe ungescheut erklärt, daß er ein Ungar und Katholick, sein Vermögen in die Oestreichischen Staaten ziehen und sich dorthin begeben würde, sobald man ihn aus der Armee entlassen sollte. Hierauf aber begründete nun Lossow den Wunsch, daß dieser invalide Mann aus dem Regimente, nicht aber, daß sein großes Vermögen aus Preußen komme. Er bat mich daher dem Könige die Sache vorzutragen, und dergestalt einzuleiten, daß Sie aus dem Rezimente entfernt, aber durch Hoffnungen so lange hingehalten würden, bis Sie Sich in Preußen auf irgend eine Weise angekauft hätten. Dieses habe ich dem Könige vorgestellt; weil man Ihr Vermögen im Lande behalten wollte, wurde Bülow, wie Sie wissen, instruirt, und jetzt ist es mir höchst wahrscheinlich, daß Lossow den ersten Ausbruch Ihrer Hitze mäßigen, und Sie an gewaltsamen Schritten hindern wollte.

So war die Entlassungsgeschichte meines Vaters erläutert. Dieser hatte, ehe er seinen Abschied erhielt, verschiedentlich an den König geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Jetzt machte er auch seine Forderung von 10000 Thaler rege. Nachdem er einige Male geschrieben hatte, erfolgte die Antwort: das die Sache untersucht werden sollte; aber dies unterblieb. Er wandte sich an den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Dieser antwortete: da er nicht mehr in Preußischen Kriegs-Diensten stehe, so könne er sich für die Sache nicht direct verwenden, sollte er aber darüber befragt werden, so wäre er die Richtigkeit dieser Forderung zu bezeigen bereit. So gerieth die Sache ins Stocken. Mein Vater kaufte jetzt für 12000 Thaler — einen damals hohen Preis — das Gut Borken bei Sensburg, verstand aber nicht das Geringste von der Landwirthschaft, wurde daher von Pächtern und Verwaltern auf das schändlichste betrogen. Unerwartete Unglücksfälle, Hagelschlag, Mißwachs, Viehsterben, Feuersbrunst, kamen hinzu, und da mein Vater sein Gesinde vortrefflich hielt, seine Unterthanen im Wohlstande erhalten, keine Abgaben erhöhen wollte, selbst aber, an die Freunden des Umgangs gewöhnt, diesem nicht entsagte: so nahm sein eigener Wohlstand unaufhörlich ab.

Ich blieb, weil Gervais noch immer meinen Fuß zu heilen hoffte, in dessen Hause zu Königsberg. Mein ältester Bruder, der mit mir einen Lehrer hatte, und hier Mathematik studiren sollte, blieb daher auch in diesem Hause, und da die Frau Doctorin Gervais eine weibliche Pensionsanstalt errichtet hatte, so blieb auch meine älteste Schwester in derselben. Goburreck, mein Lehrer, war ein gewandter Mann, der mancherlei Kenntnisse besaß, nützte aber meinem Bruder sehr wenig. Er begleitete den letzten in die Vorlesungen des Hauptmann v. Douailly, des ersten Lehrers, den Friedrich der Große bei der Ecole militaire zu Königsberg anstellte. Goburreck sprach fertig französisch; dies war Douailly, der äußerst wenig Deutsch konnte, höchst willkommen, und da Goburreck nicht aus Neigung Theologe war, so ließ er sich leicht durch Douailly dahin bewegen, sich ganz den militairischen Wissenschaften zu widmen. Dies aber lenkte seine Aufmerksamkeit von meiner Erziehung ab. Ich blieb mir größtentheils selbst überlassen; bloß in der Französischen Sprache wurde noch einiges ernstlich mit mir getrieben, weil im Gervaisschen Hause diese Sprache viel galt, und so bekam ich wenigstens einige Kenntnisse des Französischen, welches ich freilich mit der fehlerhaften Aus-

spra-

sprache der Colonie, aber doch fertig zu sprechen erlernte. In allen übrigen Wissenschaften that ich nichts. Doch las ich selbst manches zur Verscheuchung der Langweile, und weil ich während des Krieges unter Soldaten erwachsen war, gewährte mir Geschichte der Kriege viel Vergnügen. Goburreck selbst hatte ein paar Werke über Geschichte; und in der Bibliotheck des Doctor Gervais fand ich unter andern Gottfrieds Chronick mit Merians Kupfern, die mir damals viel Vergnügen gewährte, nebst Ansons und andern Reisen.

Mein Fuß wurde indeß nicht besser, im Gegentheil, zwischen eisernen Schienen durch Binden zusammen gepreßt, schien der Umlauf der Säfte gehindert zu werden, und er blieb seit dieser Zeit beträchtlicher als bisher im Wachsthum zurück; allein mein gebrochener Arm erhielt besonders durch das bei mir äußerst wirksame Tropfbad die völlige Biegsamkeit wieder. Der jüngste Sohn des Doctor Gervais, der als Stadtrath zu Elbing starb, war mein Spiel- und Schulgefährte. Er war etwas älter als ich, aber im Unterrichte noch mehr als ich vernachläßigt. Ich wurde daher durch ihn nicht zur Nacheiferung angespornt, sondern es entsprang vielmehr ein kleiner Stolz, ein gewisses Selbstgefühl

und das Bewußtsein einer Ueberlegenheit — alles Dinge, die mir nicht vortheilhaft waren. Ich ein sehr munterer Knabe, war durch meine Erziehung und den vielen Umgang mit Menschen sehr dreist geworden; plauderte mit den erwachsenen Mädchen, belustigte sie durch manchen kleinen Muthwillen, und wurde bald der Liebling der weiblichen Kostgängerinnen, die, so wie die beiden ältesten Töchter des Hauses, zwischen 16 und 20 Jahren waren. Die Mädchen ließen es mich merken, daß sie mich für einen schönen Knaben hielten, und meine Eitelkeit erwachte. Ich weiß nicht mehr genau, wer von meinen Erziehern das Küssen eines Knaben mit Frauenzimmern für unanständig erklärt und mich, wenn ich mich küssen ließ, ausgelacht hatte. Bald hatten dies auch meine Eltern und Geschwistern gethan. Mein Stolz empörte sich. Ich wollte nicht ausgelacht sein, und sträubte mich nun gegen jeden Kuß auf das ernstlichste, so daß ein Frauenzimmer, die mich zu küssen drohte, mich sogleich zur Flucht bringen konnte. Doch war mir die Empfindung selbst gar nicht unbehaglich, und daher kam ich auf den Gedanken, mich küssen zu lassen und doch nicht meinen Willen drein zu geben. Ich setzte mich nämlich auf einen großen Lehnstuhl, der im Vorzimmer des Gervaisschen Hauses stand, und that als ob ich fest schliefe.

Die Mädchen, weil ich vor ihren Küssen lief, kamen nun auf den Einfall, mich schlafend zu küssen. Ich betrug mich dabei, als wäre ich nicht aufzuwecken, ausser wenn eine kam, die mir nicht sonderlich gefiel. In einem solchen Fall fuhr ich auf als ob ich erwache, und stellte mich äußerst aufgebracht. So wurden dunkle Gefühle geweckt, und ich lernte mich verstellen. Zwei Frauenzimmer im Hause — beide ruhen jetzt schon im Grabe — hatten sich vorzüglich meine Anhänglichkeit erworben; eines war die verstorbene Geheime Räthin Gervais. Sie war etwas jünger als ich, sanft und nachgiebig, befolgte bei unsern Kinderspielen meine Vorschriften, war, so oft ein Spiel oder eine ähnliche Sache berathschlagt wurde, immer meiner Meinung, und dafür vertheidigte ich sie denn auch, wenn es kleine Kämpfe gab. Gewiß noch einmal so alt als ich war eine Demoiselle Gerhard, Sie war die älteste unter allen Kostgängerinnen, und nicht schön, denn sie hatte viel durch die Blattern gelitten, allein äußerst sanft und gutmüthig. Ich fühlte für sie eine ganz besondere Anhänglichkeit, und ob ich gleich hiebei keine deutliche Begriffe hatte, so war es mir doch sehr unangenehm, als sie die Braut des Lieutenant Schlemüller wurde.

Ich hatte folglich nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt im Hause des Doctor

Gervais etwas französisch, vorzüglich plaudern, übrigens wenig gelernt, war noch lebhafter und muthwilliger geworden, und Eitelkeit, auch manche dunkle Gefühle waren aufgeregt; doch hatte ich mir eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks erworben; auch war durch die Mädchen in mir der Trieb zu kleinen Spöttereien rege gemacht, weil mir immer die eine, wenn ich mich über die andere lustig machte, Beifall zulächelte; und ich hatte mich hiedurch in einer Art von bitterm Witz, aber freilich im kindischen Maaßstabe geübt, denn ich war jetzt noch nicht älter als neun Jahr. Ich lernte in diesem Hause die beiden Brüder Freiherrn von Schrötter kennen; der nachherige Minister war damals ein junger Officier unter dem Dragonerregimente von Meyer. Einst fragte er mich an seiner Tafel: ob von ihm noch ein Bild aus meinen Jugendjahren in meiner Seele übrig geblieben wäre? ich bejahte dies, fügte aber lächelnd hinzu: vielleicht ein ganz anderes, als Ew. Exellenz muthmaßen. „Und welches?" fragte der Minister. „Wenn ich, erwiderte ich, mir aus der Anschauung ein Bild von Ew. Exellenz vor die Seele zurückführe, so stehen Sie als ein junger blühender Officier vor mir, aber jederzeit mit weiß seidenen Strümpfen." „Warum denn nicht mit Stiefel und Sporn!"

fragte der Minister. „Weil, antwortete ich, in dem Zeitpunkte, als ich im Gervaisschen Hause war, Sie von den jungen Damen als ein vorzüglicher Tänzer gerühmt wurden, ich Sie daher ganz besonders beim Tanze beobachtete und mir dies Bild in der Erinnerung blieb.“

Der nachherige Kanzler Freiherr von Schrötter, war damals auf der Universität und in dem von Gröbenschen Stipendienhause. Er, ein Freund meines ältesten Bruders, lud diesen und mich, dem er auch als einem muntern Knaben geneigt war, den 11ten November des Jahres 1764 zu sich ein. Es war eine Gesellschaft von jungen Leuten bei ihm versammelt, worin sich Manche mit mir einließen, als plötzlich die Sturmglocke und die Lärmtrommel ertönte. Alle eilten davon, selbst mein Bruder, versprachen Nachricht einzuziehen und gleich zurückzukehren, nur Schrötter blieb mit mir zurück. Das Feuer, Getöse und Angstgeschrei wurde immer größer; denn es begann jene Feuersbrunst, wodurch Königsberg 369 Häuser und 49 Speicher verlor, so daß der dadurch entstandene Schaden auf 5 Millionen Thaler geschätzt wurde. Schrötter ließ oft an das Fenster, Keiner von seinen Gästen kam zurück und von einigen Vorübergehenden erhielt er die Nach-

richt: daß wol in wenig Augenblicken der Kneiphof in Flammen stehen würde. „Ich will Dich nach Hause bringen" sagte er, nahm mich am Arme und so eilten wir nach der Schmiedebrücke. Das Getümmel auf der Straße und das Angstgeschrei war entsetzlich, Schrötter hatte Mühe mich festzuhalten, daß ich nicht im Gewühle von ihm fortgedrängt wurde, besonders da ich bei den vielen Gegenständen, die ich sah und hörte, mich selbst vergaß. Mit großer Mühe kamen wir durch das Thor, welches damals aus der Altstadt nach der Schmiedebrücke führte und stießen hier plötzlich auf einen großen Haufen Volks mit Feuereimern und Feuerhaken, dem ein paar Feuerspritzen folgten. Ich, mit meiner ungeheuern Lebhaftigkeit riß mich nun los, um diese Feuerspritzen, welche in dem großen Gedränge nur langsam fuhren, näher zu betrachten. Schrötter erhaschte mich noch hinten am Rocke, verwies mir meine Uebereilung und brachte mich, nicht ohne Lebensgefahr bis vor das Schloß, wo endlich das Getümmel sich legte, und von dort ohne weitere Gefahr bis hinter die Münze.

Beinahe jeder hielt den Untergang der ganzen Stadt für gewiß, alles packte ein und so ging es die ganze Nacht hindurch. Die vielen neuen Gegenstände beschäftigten mich

unaufhörlich. So stand ich am Fenster, welches nach dem Schloßteiche führte, indeß Doctor Gervais seine chirurgischen Instrumente verpackte, als das Feuer den Thurm der Löbenichtschen Kirche und die kleinen Thürme, welche damals auf derselben standen, ergriff. „Kommen Sie doch, rief ich, lieber Herr Doctor! der Thurm brennt, es sieht wunderschön aus!“ O, rief der alte Doctor, indem er mir einen Stoß gab, wie kannst Du gottloses Kind, Dich über ein solches Unglück erfreuen!“

Doch ging die Gefahr bei dem Stadttheil, worin das Haus des Doctor Gervais lag, vorüber. Ich blieb beinahe noch ein Jahr lang darin wohnen, erhielt späterhin, als ich von den Blattern befallen wurde, vom Doctor Gervais und während meiner academischen Jahre von ihm und den Seinen, so wie in der Folge noch von seinem Brudersohne dem Geheimerath Gervais, manchen Beweis des freundschaftlichen Wohlwollens.

Mein Vater nahm mich und meine ältere Schwester zu sich aufs Land; mein ältester Bruder aber wurde Junker unter dem Regimente Anspach-Baireuth. Dieses commandirte der damalige Generalmajor von Bülow, der als General der Cavallerie starb;

ein äußerst rechtschaffener Mann, heftig und übereilt, oft hart in seinen Ausdrücken, aber menschenfreundlich in seinen Handlungen. Man hielt ihn für geizig, jedoch nach seinem Tode mittelte es sich aus, was er sorgfältig verheimlicht hatte, daß er jährlich viertehalb tausend Thaler als bestimmte Jahrgelder an Arme gegeben. Einst in einem vertraulichen Gespräche sagte er zu meinem Vater: „Ich bin als General-Inspecteur mit Schuld, daß Sie aus dem Dienste sind; denn ich hätte mich nicht auf die Berichte des Generals Lossow verlassen sollen, der Sie für invalid ausgab. Geben Sie mir Ihren Sohn ans Regiment; vielleicht kann ich hiedurch Ihnen manches ersetzen.“ So eine Erklärung war ganz im Geiste meines Vaters, und mein Bruder ging an das Anspach-Baireuthsche Regiment nach Pommern, blieb aber zuvor noch eine Zeitlang zu Borken, wo Goburrek mein Lehrer war, an dessen Stelle im Jahre 1765 der nachherige, jetzt auch schon verstorbene Justiz-Amtmann Roland zu Gumbinnen kam. Dieser spielte sehr gut das Klavier und die Violine, hatte eine gute Tenorstimme, machte einen artigen Vers, besaß viel Belesenheit in den damaligen Deutschen Dichtern, auch Kenntnisse in Geschichte und Geographie. Er verstand die Französische Sprache, wenn er sie gleich nicht fertig redete, mathematische

Kenntniſſe fehlten ihm; auch mit der lateiniſchen Sprache ſchien er ſich nicht vorzüglich beſchäftigt zu haben. Sehr nützlich aber wurde mir ſein Büchervorrath, hierunter die beſten Dichter der damaligen Zeit, Uz, Hagedorn, Gleim, Leſſing, Kroneck, Zachariae, Duſch, Roſt, Gemmingen, Klopſtock; einige Werke über Geſchichte, einige alte Klaſſiker, und auch einige Werke in Franzöſiſcher Sprache. Dieſe Bücher wurden in einem großen Bücherſchranke in dem Zimmer, wo ich mit ihm wohnte, aufgeſtellt; und das Schickſal welches mich mein ganzes Leben hindurch führte, ſo daß ich jetzt die feſte Ueberzeugung habe, die wichtigſten und heilſamſten Schritte meines Lebens nicht durch eigene Kraft und eigenes Nachdenken, ſondern durch die Leitung der Vorſehung gethan zu haben, bewies ſich in dieſem anſcheinend unbedeutenden Umſtande für mich höchſt günſtig, denn ohne dieſe Bücher hätte ich vielleicht nie meine nachherige Bildung erhalten. Roland erwarb ſich bald das völlige Zutrauen meines Vaters, weil er ſich überall nachgiebig bewies, ſeine Kenntniſſe ſehr geſchickt anzubringen und keine Blößen zu geben wußte. Er beförderte durch ſeine Geſpräche die Unterhaltung meines Vaters. Einige junge Offiziere aus der Nachbarſchaft, hierunter einige ſehr achtungswerthe Männer,

von Berg, der als Major, von Malachowski, der als Oberst starb, der General Schimmelpfennig von der Oye, wurden seine Freunde, und hiedurch zugleich seine Lobredner. Roland gab dazu manchen Stoff, und so erregte ein artiges Gedicht, welches er auf den Tod der ersten Gemahlin des Major von Berg machte, in der ganzen Gegend die größte Aufmerksamkeit. Undankbarkeit aber würde es gegen Roland sein, wenn ich es nicht sagen sollte, daß er auch den besten Willen hatte, mich zu bilden. Nur traten manche Hindernisse in den Weg. Ich war, nach dem was ich vorher erwähnte, ein wilder, schwer zu erziehender, sehr vernachläßigter Knabe; Roland aber erst neunzehn Jahr alt. Der Sohn armer Eltern, hatte er sich auf der Akademie größtentheils durch Unterricht in der Musik erhalten, sich hiedurch Gewandtheit im Umgange, aber nicht Erziehungskenntnisse erworben; war dabei ein kränklicher Mann, Beschäftigung mit schönen Wissenschaften und der Tonkunst hatten ihn nicht zu mühsamen Anstrengungen des Schulunterrichts gewöhnt. Er konnte lebhaft sein, wenn er durch irgend einen äußern Umstand aufgeregt wurde; war aber ein großer Freund von Gemächlichkeit und ruhigem Lebensgenuß.

Von der andern Seite verlangte mein Vater wieder zu viel; denn dieser sah es

ein, daß ich jetzt nicht Soldat werden konnte, und nun hieß es: Ludwig soll studiren, und er forderte sehr rasche Fortschritte. Roland aber entschuldigte sich mit Recht durch meine bisherige Vernachläßigung und meine weit gehende Wildheit. Mein Vater, an einen schnellen Gang und harte militairische Maaßregeln gewöhnt, wurde bald unwillig, was aber dem alten in mancher Hinsicht gebeugten Manne auch nicht zu verargen war. Wie es mit den mehresten gebrechlichen Kindern, weil ihre Erziehung und Erhaltung den Müttern die mehreste Mühe gemacht hat, der Fall ist, war auch ich von der meinigen vorzüglich geliebt, und durch mein Feuer der Liebling der Offiziere, aber auch der Domestiken. Jede nachtheilige Handlung die ich beging, wurde übertüncht und verheimlicht, dagegen jede Aeußerung von Verstand, Muth und Kraft meinem Vater noch unter Lobsprüchen erzählt, der hiedurch in meinen Kinderjahren von mir keine geringen Hoffnungen hegte. Aber nur als Soldaten, glaubte er damals, konnten seine Söhne eine glänzende Laufbahn betreten, und ich verrieth vorzüglich manche gute militairische Eigenschaft; der Fehler an meinem Fuße war nach Erklärung der Aerzte unbeträchtlich, und so hatte mein Vater oft an mir einen ausgezeichneten, vorzüglichen Offizier zu erziehen

gehofft. Jetzt sah er auf meinen lahmen Fuß und den beschädigten Arm als Hindernisse seiner vormals glänzenden Entwürfe für mich. Mein Springen, als ich im Kasten und in den Schienen steckte, war ihm nicht unbekannt; den Bruch des Arms hatte ich veranlaßt, und so fiel die Schuld seiner gescheiterten Entwürfe zum Theil auf mich zurück. Er hatte bisher nur Lob und Gutes von mir erfahren; jetzt hörte er von einem Manne, der sein Zutrauen besaß, nichts als Tadel. Sein Unwille mußte, wie der eines jeden Getäuschten, um so heftiger sein, und gewöhnt seinen Befehlen durch Strenge, als Soldat Nachdruck zu verschaffen, wurde auch Roland zur Strenge gegen mich beauftragt.

Meines Vaters Zuneigung wurde mir bald noch mehr entzogen. Er erlitt wichtige Unglücksfälle. Kammer-Director von Meyen, der bei der alliirten Armee an der Spitze des Commissariats stand, suchte ihm ein Capital von beinahe 10000 Thaler, das er ihm anvertraut hatte, zu entziehen, und erst nach einem vieljährigen Prozesse bekam mein Vater bei der Unvermögenheit des Schuldners sein Capital, nicht völlig, und auch nur in Theilzahlungen zurück. Die für den König gemachte Auslage schien so gut wie verloren. Kriegsrath Gerhard, der Jugendfreund mei-

nes Vaters, erschoß sich, und dieser verlor 1200 Ducaten, die er ihm anvertraut hatte. Kaufmann Stoßnowski, bei dessen Mutter er als Lieutenant im Quartier lag, und der als Knabe oft auf seinem Schoße gesessen hatte, brachte ihn dahin, ihm 6000 Thaler vorzuschießen, deckte damit andere Gläubiger, machte einen Bankerott und kam auf einige Jahre in die Festung; mein Vater aber erhielt 25 Prozent. Er sah hiedurch und bei den vorher erzählten landwirthschaftlichen Verhältnissen und Unglücksfällen sein Vermögen hinschwinden, und bei der Stimmung, die dies zur Folge hatte, mußte auch sein gegen mich erregter Unwille desto lebhafter und bitterer werden.

Von der andern Seite stieg durch die mißliche Lage, worin sich mein Vater befand, seine Religiosität. Er war in seiner Jugend von Jesuiten erzogen, spottete und lachte über manches in reifern Jahren. So hatte er während des Krieges katholische Geistliche, bei welchen er in das Quartier kam, auf mancherlei Weise geneckt, und ich erinnere mich, in welche Verlegenheit er einen etwas einfältigen katholischen Dorfprediger setzte, da er ihn bat, doch nicht aus unnützer Eifersucht die Gesellschaft der Frau Pfarrerin meiner Mutter zu entziehen, und

als ihm nun der Geistliche sehr ausführlich auseinander zu setzen suchte, daß die katholische Geistlichkeit nicht heirathen dürfte, sich stellte, als ob er dies gar nicht glauben könnte, und dadurch noch immer die Verlegenheit des armen einfältigen Geistlichen erhöhte. — Allein den Grundsätzen seiner Kirche blieb er jederzeit aufrichtig ergeben, und von manchen Unfällen bedroht, suchte er bei dem Himmel Hülfe. Die katholische Geistlichkeit des benachbarten Ermlandes befand sich dabei nicht übel, und auch Bettelmönche kamen in unser Haus nicht vergeblich. Die Offiziere aus den benachbarten Garnisonen, die meinen Vater oft besuchten, behandelten diese Leute in seiner Gegenwart, wenn nicht mit Achtung, doch wenigstens mit Schonung; lachten aber desto lauter, wenn sie auf Rolands Zimmer kamen, und ich lachte mit, stellte mich auch wol einfältig, damit die Mönche, welche zum Theil Laienbrüder waren, Blößen geben, und die Offiziere hiedurch Stoff zum Lachen erhalten möchten; und wenn ich, dessen Eitelkeit ein solcher Beifall schmeichelte, damals wol nicht an die möglichen Folgen dachte, so muthmaße ich doch jetzt, daß mein Vater hievon vielleicht etwas erfuhr. Bald vermehrte ich noch den Unwillen des letztern. Er nahm mich nach Bischofsburg in die katholische Kirche, ich

aber war noch mit den Ceremonien derſelben zu wenig bekannt, um zu wiſſen, wie ich mich zu benehmen hätte. Ich wußte nicht, wann ich aufſtehen oder niederknieen, oder welche Geberden ich ſonſt in einem beſtimmten Zeitpunkte machen ſollte. Daran war nun freilich mein Vater Schuld, weil er mich nicht von Jugend an im Katholicismus erzogen hatte. Allein niemand legt ſich wol ſelbſt gern die Schuld einer Unannehmlichkeit bei; mein Vater hatte alle dieſe Gebräuche von Jugend an geſehen und dadurch erlernt, er glaubte daher auch fordern zu können daß ich dies Alles wiſſen müßte, und wenn er mich mit andern katholiſchen Knaben meines Alters verglich, ſo machte ich wirklich in der Kirche eine einfältige Figur. Da uns aber gewöhnlich die nachtheilige Handlung eines andern doppelt verdrießt, wenn unſer Gewiſſen uns ſagt, daß wir einigen Antheil daran haben, ſo war dies auch bei meinem Vater der Fall. Ich wurde ein paar Jahre lang nicht mehr in die Kirche mitgenommen; erneuerte Beweiſe des Unwillens, neuer Tadel, machten mich ſchüchtern. Angſtvoll ſaß ich bei Tiſche, verſtieß hiedurch bei Kleinigkeiten, wurde verlegen, wenn ich gefragt wurde, und ſuchte mir nun in Gegenwart meines Vaters auch nicht durch die unbedeutendſte Handlung einen Vorwurf zu-

zuziehen, wodurch eine gewisse Steifheit und Einsilbigkeit entstand, die den Anschein von Einfalt hatte. Der tägliche Vorwurf, daß ich zur Dummheit herabsinke, wenigstens äußerst phlegmatisch werde, war hievon eine Folge. Meine ganze Lebhaftigkeit in Gegenwart meines Vaters wurde unterdrückt. Ich selbst suchte ihm so viel als möglich aus dem Auge zu kommen. Da Aeusserungen von Empfindlichkeit, selbst von Wehmuth die Heftigkeit meines Vaters aufreizten, folgerte ich sehr richtig, daß ich jede Aeusserung meiner Gefühle unterdrücken müßte. So erlernte ich endlich, in seiner Gegenwart eine dem Anscheine nach völlige Gefühllosigkeit anzunehmen, und ich, der ich als Knabe, meinen Vater zu so guten Hoffnungen berechtigt hatte, konnte nun wol nicht mehr länger seine Liebe besitzen, da er mich als einen stumpfsinnigen Gefühllosen betrachtete.

Roland, um allen Schein von sich zu wälzen, daß er auf meine Religionsbegriffe nachtheilig gewirkt habe, nahm sich äußerst klug. Er ließ, ohne von meinem Vater dazu den Auftrag zu haben, mich zuerst den Katechismus des Jesuiten Petrus Canisius, nachher des Dominicaner-Mönchs Raymund Bruns auswendig lernen. Der Kaplan Glaubinski aus Bischofsburg, ein gutmüthiger junger

Mann,

Mann, kam zu meinen Eltern, und auch auf Rolands Zimmer. Dieser machte ihn mit meinem Religionsunterricht bekannt; Glaubinski gab ihm Beifall, erzählte meinem Vater wie gut sich Roland benehme, und dieser gewann unendlich viel, indeß ich selbst bei Roland außerordentlich verlor; denn ich bekam einen mir sehr nachtheiligen Schulgefährten. Er hieß Keller. Sein Vater, der dem meinigen schon von Köpenick aus, wo sie beide zusammen gestanden hatten, bekannt war, hatte als Major unter den damaligen Malachowskischen Husaren gedient, und wohnte jetzt zu Kobulten, wohin Borken zur Kirche gehörte. Der junge von Keller, den Roland zu unterrichten übernahm, war bereits vierzehn Jahre alt. Er hatte einen Hang zur Falschheit, war zu schmeicheln gewöhnt, kriechend demüthig; seine Knabenstreiche bewiesen, wenn er sich frei fühlte, Ausgelassenheit; auch hatte er eine gewisse äußere Cultur, das heißt: seine Complimente waren zierlicher als die meinigen. Er konnte auf gewöhnliche Fragen mit gewöhnlichen Formeln antworten, sich selbst gut frisiren, welches ich gar nicht verstand, bürstete seine Kleider und Stiefel weit sorgfältiger als ich die meinigen, ging fein ehrbar, indeß ich, wo mein Vater nicht zugegen war, lief und sprang, schrieb eine gute deutliche Hand, indeß ich kritzelte,

konnte eine Menge lateiniſcher Regeln auswendig, gut analiſiren, woran es mir fehlte, und rechnete mit Brüchen, indeß ich nur dividirte. Er war mir folglich anfänglich äuſſerſt überlegen. Aber bald holte ich ihn ein, übertraf ihn ſelbſt in vielen Stücken, weil ich, ehe er noch mein Schulgefährte wurde, ſchon einige Monate lang in Uebung gekommen war; denn Roland hatte bemerkt, daß ich ſehr leicht zu zerſtreuen ſei, und ich habe noch jetzt, ich weiß nicht, ob ich es Eigenſchaft oder Fehler nennen ſoll, das Eigenthümliche, daß jede Sache, die mich intereſſirt, meine ganze Seele füllt. Ich lebe daher nur einzig für den Gegenſtand, mit dem ich mich in dem Augenblick beſchäftige, und bin der Vorſehung dafür Dank ſchuldig; denn dadurch ward mir ausdauernder Fleiß, und das Intereſſe, das ich für meine Geſchäfte fühlte, wurde mir beinahe ſelbſt eine Belohnung. Ich vergaß mein Elend, ſo bald ich nur Arbeit hatte, und eine Veranlaſſung zur Fröhlichkeit — die Menſchen nannten dies oft Leichtſinn — machte, daß ich ſie ſogleich ergriff. Ich fühlte mich wirklich in einem ſolchen Augenblicke froh und heiter, aber wenn in der nächſten Stunde wieder das ganze Gefühl meiner Leiden auf mir lag, dann fühlte ich auch einzig ihren Druck, und dieſe Stimmung meines Geiſtes iſt mir noch jetzt geblieben. — Roland ſah nun, daß, wenn ich lernte,

ich mit ganzer Seele bei dem Buche war, und folgerte daraus nicht mit Unrecht, daß ich nur unabläßig lernen dürfte, um gemäß dem Wunſche meines Vaters ſchnellere Fortſchritte zu machen, und ſobald er dies gegen meinen Vater äußerte, ſo wurde hierauf mein Lehr- und Erziehungsplan gegründet.

Im Sommer nach ſechs, im Winter nach ſieben Uhr ſtand ich auf. Ich ſollte mich ſelbſt ankleiden. Da ich mich nicht friſiren konnte, der Bediente aber, wenn es mein Vater bemerkt hätte, von ihm beſtraft worden wäre, ſo wußte meine Mutter es ſo zu leiten, daß dies Geſchäft durch den Koch verrichtet wurde. Hierauf mußte ich ein Morgengebet laut herſagen, und konnte bis acht Uhr — denn alsdann ſtand Roland erſt auf — mich mit meinen Büchern beſchäftigen. Er kleidete ſich ſchnell an, und wir gingen zum Frühſtück. Indeß wurde die Stube gereinigt und ich ſogleich wieder zum Buche geſchickt. Nach einer Stunde kam Roland, der bei meinem Vater geblieben oder ſpazieren gegangen war, zog ſeinen Schlafrock an, und ſezte ſich auf einen Lehnſtuhl. Ich hatte die Bücher, worin meine Lectionen waren, aufgeſchlagen, und über einander gelegt, ſchob ſie ihm hin, und mußte nun der Reihe nach alles herſagen. Nur Lateiniſche und Franzöſiſche Vokabeln wurden mir ab-

gefragt, Alles andere mußte ich verbeten. Lateiniſche und Franzöſiſche Regeln, Verba und Declinationen, Langens Colloquia und Peupliers Dialogen, die Geographie zum Gebrauch des Collegii Fridericiani, worin keine Stadt der Reihe nach ausgelaſſen werden durfte, Zopfens Univerſal-Geſchichte, die ich von Anfang bis zu Ende ſelbſt die Namen der Päbſte und Gelehrte auswendig lernen mußte, die ſchönen Phraſes aus dem Cornelius Nepos, und zwar aus der Ausgabe des Emanuel Sincerus, Commenii Orbis pictus, Muzelii Vestibulum latinitatis, und am Ende ſogar die Erzählungen aus Peupliers Grammaire; denn Roland beſchäftigte mich am liebſten mit Auswendiglernen, und wenn ich es ihm gleich verheimlichte, daß mein Gedächtniß durch die große Uebung ſeltene Stärke erlangte, ſo blieb es ihm doch nicht ganz unbemerkt, und er wußte am Ende beinahe nicht mehr, was er mir aufgeben ſollte, da das Abfragen von einigen 100 Vocabeln ihm zuletzt ſelbſt läſtig wurde. Roland aber war gar kein ungeſchickter, oder gegen meine Erziehung gleichgültiger Mann, ſondern vielleicht ſelbſt auf dieſe Weiſe erzogen, oder er wußte ſich nicht beſſer zu nehmen. Ich verdanke ihm noch immer, daß er mich beſchäftigte; doch mit Wehmuth denke ich daran, was ich, zweckmäßig beſchäftigt, zu erlernen im Stande

gewesen wäre. Nun gings ans Verbessern der Versionen, nachher ans Uebersetzen und dann gewöhnlich zu Tische. Nach dem Essen ging ich an das Schreibebuch, hierauf mußte ich rechnen, etwas aus dem Lateinischen, welches ich vorher noch nicht exponirt hatte, schriftlich übersetzen, auch eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Französische machen, zuweilen auch auf der Karte ein Land demonstriren. Von Physik, Naturgeschichte und Mathematik lernte ich nichts, und im Briefstyl so wie überhaupt im Deutschen Styl und der Muttersprache bekam ich keinen Unterricht, außer daß der jetzige Justiz-Commissarius Wachowski der Aeltere, Rolands akademischer Freund, der ihn einst besuchte und meine Fertigkeit im Rechnen bemerkte, mich Kubick- und Quadrat-Wurzeln extrahiren lehrte, und da mir einst Gottscheds Anweisung zur Deutschen Beredsamkeit geschenkt wurde, so mußte ich die oratorischen Figuren daraus auswendig lernen, mir selbst dazu schriftliche Beispiele machen, auch nachher ein paar Fabeln, die mir Roland erzählte, ausführlicher niederschreiben. Nachmittags wurden wir um 4 Uhr zum Kaffee gerufen. Sobald ich diesen getrunken hatte, ging ich auf meine Stube und lernte meine Lectionen für den künftigen Tag. Roland kam aber nicht hinauf. Er gab jetzt meinen Schwestern Unterricht

in der Musik, leistete meinem Vater oder dessen Gästen Gesellschaft, spielte zuweilen, ritt aus, oder ging auf die Jagd. Um sieben Uhr wurde ich zum Abendessen gerufen. Sobald das letzte Gericht verzehrt war, ging ich wieder auf die Schulstube und lernte für den folgenden Tag. Roland folgte gewöhnlich um neun Uhr, las und studirte bis 12 Uhr. Sonntags mußte ich alle meine Versionen ins Reine schreiben, wozu der Vormittag gewöhnlich nicht hinreichte. Alsdenn erhielt ich die Erlaubniß etwas zu lesen.

So lebte ich fünf Jahre lang beinahe als Gefangener. Es wurde mir in dieser Zeit nur höchst selten, wenn etwa Freunde meiner Mutter oder meines Vaters hiezu dessen Erlaubniß ausgewirkt hatten, Theilname an einem Spaziergange gestattet. Höchstens geschah dies in jedem Sommer ein paar Mal, und dankbar erinnere ich mich noch des Generals Schimmelpfennig von der Oye und des verstorbenen Lieutenants de la Terrasse, eines sehr sanften gebildeten Mannes, auf deren Verwendung ich zuweilen in den Garten kommen durfte. Der Zufall, Mitleiden der Domestiken, Nachsicht meiner Mutter, zuweilen auch eigene Kühnheit und List verschafften mir Ausnahmen, und ehe ich diese erzähle, noch etwas von der Lehrmethode und

den Abweichungen, die zufällig bei dem hier erzählten Unterricht Statt fanden. Roland sollte mir Unterricht in dem Klavierspielen ertheilen, ich hatte selbst einige Neigung dazu; allein der Unterricht in den ersten Anfangsgründen ermüdete uns beide, erzeugte, da ich in der That kein musikalisches Gehör besaß, seinen Unwillen, und ich hatte nun gegen seine Erklärung, daß ich nicht das geringste musikalische Talent habe, nichts weiter einzuwenden.

Er verlangte, daß ich, wenn ich auswendig lernte, nicht mit den Lippen rühren, sondern bloß mit den Gedanken, lernen sollte; dies hinderte in der That die Zerstreuung, und hatte in der Folge den Vortheil, daß ich durch kein Geräusch, oder durch das, was neben mir vorging, gestört, Gegenstände überdenken, und mich späterhin als Student auf dem Kaffee-Hause in einen Winkel setzten und mit Segners Cursus mathematici, dem Heineccius und Hellefeld beschäftigen konnte. Vom Rechnen erhielt ich keine Theorie, sondern mein Exempel wurde mir einige Mal vorgerechnet, alsdann mußte ich in Gegenwart des Lehrers ein paar Exempel rechnen; für die fernere Fehler erhielt ich Schläge, und wurde hiedurch zur Anstrengung und Aufmerksamkeit bei trock-

nen Gegenſtänden gewöhnt. Wenn ich aus dem Deutſchen in das Lateiniſche oder Franzöſiſche überſetzen ſollte, ſo wurde mir ein Deutſches Buch, ein Lexikon und eine Grammatik gegeben, und nun mußte ich mir forthelfen. Doch war Roland in Betreff der Fehler nachſichtig. Er corrigirte ſie, und ich mußte nachher niederſchreiben, worin ein jeder Fehler beſtanden, und warum er ihn verbeſſert habe; eine Uebung, die ihn als kenntnißreichen und fleißigen Mann bezeichnete, und die ich, weil ſie mir großen Nutzen brachte, jedem Lehrer empfehle.

Auf dieſe Weiſe war meine Lage noch leidlich, denn mein Gedächtniß wurde ſtärker, und ich allmälig etwas eingeübt; aber nun wurde Keller mein Schulgefährte. Dieſer war mit ſeiner Lage ſelbſt nicht zufrieden, aber da er mich wirklich im Betreff vieler Kenntniſſe übertraf, und mit mir die nämlichen Lectionen aufbekam, ſo wurde es ihm von der einen Seite leichter, weil er viele der Lectionen bereits früher erlernt hatte; theils wurde auch Roland, weil Keller ſich beſſer in ihn fügen konnte, und nicht ſo ſtörriſch als ich war, nachſichtiger gegen ihn. Ich fühlte dies, fing nun erſt an mich für unterdrückt zu halten. Daraus entſprang Unwille gegen meinen Lehrer, und nicht gewöhnt

mich zu verheimlichen, entdeckte ich dies an Keller, wenn ich mit ihm allein war, und dieser erzählte an Roland, wenn ich nicht zugegen war, jede meiner Aeußerungen getreulich wieder. Dadurch entsprang nun Abneigung gegen mich. Ich und mein Lehrer wurden gegen einander erbittert: ich erlitt hiedurch manche Härte, setzte jedoch auch den höchstmöglichen Trotz entgegen. War ich überzeugt, einen Fehler begangen zu haben, so empörte mich die Strafe nicht; aber oft wurde ich nach meiner Ansicht unverdient gemißhandelt, und dann wurde auch meine Wuth grenzenlos, und ich hätte hiedurch ein schrecklicher Mensch werden können. Ich denke jetzt noch als Mann mit Wehmuth an meine damalige Stimmung zurück. Ach! wie nahe war ich dem Verbrechen. Der Gedanke zur Rache erwachte, und mehr als einmal stand ich im Begriff, mein Taschenmesser in Rolands Leib zu stoßen.

Mein Schicksal wurde um so härter, da meine Mutter, von der Verarmung meines Vaters überzeugt, in tiefe Schwermuth sank. Diese schwächte ihre Theilname für mich, und so hatte ich selbst an ihr keine Stütze. Auch mochte ich ihr nicht einmal meine Leiden klagen. Aber da mich einst meiner Ueberzeugung nach Roland mit Unrecht schlug, stürzte

ich sinnlos zu Boden. Ob es Ohnmacht, ob es Konvulsionen waren, weiß ich nicht; jedoch wurde ich seitdem gelinder behandelt. Keller kam, als ich mich im zwölften Jahre befand, aus dem Hause meiner Eltern; und es wurde mir vortheilhaft, daß meine beiden jüngern Schwestern jetzt täglich von 10 bis 12 Uhr zum Unterricht kamen, denn die Anwesenheit der beiden kleinen Mädchen schützte mich in etwas. Es fällt vielleicht auf, daß ich nicht bei meinen Eltern oder auch bei meiner ältesten Schwester Hülfe suchte. Allein mein Vater behandelte mich beständig mit Widerwillen, kein freundlicher Blick, kein wohlwollendes Wort gab mir Muth und Zutrauen. Hätte ich mich wirklich bei ihm beschwert, so wäre ich sicher bei seiner militairischen Strenge als Raisonneur, der sich über seine Vorgesetzten zu beschweren erlaubt hätte, noch bestraft worden. Gegen meine Mutter wagte ich mich zuweilen zu äußern, aber wenn die tiefgebeugte schwermüthige Frau mich dann mit einem thränenvollen Blicke betrachtete, mäßigte ich meinen Schmerz, um sie nicht zu kränken, milderte noch wol und suchte sie zu beruhigen. Meine Schwester, mir an Jahren und Einsicht überlegen, wollte mich oft zurechtweisen und belehren; da jeder lebhafte Knabe dem weiblichen Geschlechte nicht leicht eine Herrschaft über sich einräumt, so lohnte ich

ihr oft den gutgemeinten Rath sehr übel, und da ich bei der harten Behandlung auch äußerst unbändig, störrisch und trotzig wurde, so konnte sie von mir keine vortheilhafte Meinung haben, ob ich gleich manchen Beweis von Verstand und Fähigkeit gab. Dies Letzte gestand mir auch Roland ein, äußerte jedoch gegen diejenigen, die mit ihm über mich sprachen, daß ich freilich kein alltäglicher, vielleicht aber ein schrecklicher Mensch werden würde. Er hatte zum Theil recht, so zu urtheilen, denn Hang zur Rache war einer meiner größten Fehler. Ich sah dies bei reifern Jahren ein, habe daher sehr über mich gewacht, und danke Gott dafür, daß ich jetzt, dem Grabe nahe, mir nicht den Vorwurf machen kann, mich an irgend jemanden, der mich in männlichen Jahren angriff oder beleidigte, gerächt zu haben; ob ich es gleich nicht leugnen kann, daß ich mich bei jedem Angriffe mit ganzer Kraft vertheidigte, auch meinen Unwillen über erlittene Beleidigungen, so lange noch der erste Eindruck währte, oft mit zu großer Lebhaftigkeit äußerte. Damals aber war ich beinahe ein Halbwilder. Zwischen meinen vier Mauern eingeschlossen, ohne vernünftige Begriffe von Religion und Moral, ganz meinem eigenen Gefühl überlassen und von niemanden zum Guten geleitet, wurde es mir erfreulich, wenn

ich nur meinen Unwillen äußern konnte. Auf die Folgen nahm ich keine Rücksicht. So sagte mir einst Roland: ich würde mich warscheinlich freuen, seiner los zu werden. Es hänge, erwiderte ich, von mir ab, wenn ich Ihrer los werden will. Roland lachte und sagte: wenn dies wäre, so würde ich wol keinen Tag damit zögern. Ich nahm jetzt Zopfens Geschichte, die ich auswendig lernen mußte, und schlug die Stelle auf: „Der Teufel „brauchte im zehnten Jahrhundert keine Ketzereien mehr, denn er hatte sein Reich der „Finsterniß im abergläubischen Papstthum genug befestigt." Sie haben mich, sagte ich, diese Stelle auswendig lernen lassen, wenn ich nun zur Beichte ginge, im Beichtstule klagte, daß ich in meiner Religion irre gemacht würde, wie würden alle Geistliche auf meinen Vater losstürmen.

Jetzt blicke ich mit Schaudern in die Vergangenheit, ich stand wirklich im Begriff ein böser Mensch zu werden, und entschuldige meinen Lehrer, daß er mich nicht besser behandelte. Ich war sein erster Zögling; er hatte keine pädagogischen Kenntnisse oder Erfahrungen, war ein phlegmatischer und doch cholerischer Mann, kränklich und hiedurch mißlaunig, befand sich im Hause meines Vaters wohl, sah, daß ich in den Wissenschaften

Fortschritte machte, war also überzeugt, hierin seine Pflicht zu erfüllen, wußte den Wunsch meines Vaters, daß ich mit Strenge behandelt werden sollte, sah mich oft als einen tückischen unbesonnenen Menschen handeln; und ich bin ihm für die Geduld, womit er bei mir aushielt und auf mein Herz und meinen Verstand zu wirken suchte, herzlichen Dank schuldig. Seine Uebereilungen und Fehlgriffe aber kommen auf die Rechnung menschlicher Schwächen, welchen wir alle unterworfen sind, viel aber kommt auch auf die Rechnung der Umstände. An seinem wirklich guten Herzen, wovon er mir in spätern Jahren viele Beweise gab, und an seinem Verstande lag es gewiß nicht. Mein Vater hatte früh den Grundsatz mir eingeprägt, nichts aufzugeben, sobald ich es einmal angefangen hatte, Roland befestigte mich darin. Die Stärke meines Gedächtnisses wurde unaufhörlich geübt. Ausdauernder Fleiß und Geduld bei jeder äußerst schwierigen Arbeit — diese Eigenschaften, ohne die ich jetzt höchst unglücklich wäre, verdanke ich ihm. Er schlummert nun im Grabe; Friede sei mit seinen Gebeinen! Auch durch manche muthwillige Handlung, die er freilich nicht ausmittelte, für deren Urheber er mich doch aber halten konnte, habe ich ihn aufgereizt. Hievon ein Beispiel: Ich kam einmal an die Jagdtasche des Jägers und

nahm mir etwas Pulver, welches er mir häufig gab, ich folglich auch mir selbst zu nehmen kein Bedenken trug. Es war im Herbste und Roland ein außerordentlicher Freund des Kaminfeuers. Ich hatte Haselnüsse, hierunter waren einige wurmstichig. Diese füllte ich mit Schießpulver, als er auf einige Augenblicke das Zimmer verlassen hatte, und warf sie, als ich ihn kommen hörte, ins Feuer. Er näherte sich sogleich dem Kamine, aber in dem Augenblicke knallte es einige mal, und die Kohlen sprangen in das Zimmer. Ich that einen Schrei, und sprang von meinem Stuhle. Auch er machte einen großen Satz, aber mein verstelltes Schrecken hatte ihn so getäuscht, daß er doch den Versicherungen meiner Unschuld Glauben beimaß.

Die Abgezogenheit, worin ich lebte, vielleicht das beständige Sitzen, welches nachtheilig auf meinen Unterleib wirkte, machten mich zum Schwärmer. Ich hörte auch manche Gespenstergeschichte; denn das Gesinde erzählte: es spuke im Hause gewaltig. Wenn ich so allein saß, dann brütete meine Phantasie, und ich horchte ängstlich nach jedem kleinen Geräusch. Ging ich im Dunkeln die Treppe hinauf oder hinab, dann war es mir oft, als ob eine innere Stimme mir sagte: Geschwinde, oder du bist unglücklich. So

vorbereitet flieg meine Schwärmerei. Swedenborgs Geisterseherei erzeugte damals viel Aufsehen, und am Tische meines Vaters wurden von einem Gaste Wunderdinge davon erzählt. Hierüber, aber auch zugleich über eine an diesem Tage nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht erlittene harte Behandlung, dachte ich des Abends nach; der Wunsch mich diesem Schicksal zu entziehen, lag in meiner Seele, und die mannigfachen Gefühle hatten vielleicht eine Art von Fieber erzeugt. Ich will dir helfen, flüsterte mir jetzt, wie ich mir einbildete, eine Stimme ins Ohr. Ich sprang auf und sah wild umher. Ist es einer von Swedenborgs guten Geistern, ist es einer von den schwarzen Geistern der Hölle? mit diesen Gedanken zerbrach ich mir den Kopf. Um zwölf Uhr auf die Lucht*), schien die nämliche Stimme zu flüstern. Ich komme, sagte ich nun, und erschrack, weil ich zu viel versprochen zu haben glaubte.

Ich muß jetzt einen Umstand nachholen der auf mich einen außerordentlichen Einfluß hatte. Schon einmal habe ich Rolands Büchervorraths erwähnt, und außerdem erhielt er viele Bücher lehnsweise. Diese machten

*) Ein Provinzialism, der soviel als Boden heißt.

mir außerordentliches Vergnügen, denn mein Gedächtniß, deſſen Stärke ich verheimlichte, reichte hin, um das, wozu mir drei bis vier Stunden Zeit gegeben wurden, in einer zu lernen, und ich lernte fleißig, um Zeit zur Lectüre zu gewinnen. Dieſe war oft ſehr unzweckmäßig. So las ich gerade damals das Systeme de la nature, und mein Glaube an Gott und Unſterblichkeit wurde äußerſt ſchwankend. Meinem Lehrer durfte ich dies nicht entdecken, weil er mich ſonſt bei meinem heimlichen Leſen beſchränkt haben würde. Es war ein ſonderbarer Kampf mit mir ſelbſt; ich las die Bibel, hatte auch von den Lehren der reformirten und lutheriſchen Kirche einige Begriffe, wenn gleich mein Vater mich zur katholiſchen Kirche beſtimmt hatte. Meine Religionsbegriffe waren hienach äußerſt ſchwankend. Oft ängſtigte mich der Gedanke, nicht auf dem rechten Wege zu ſein; denn der Eifer, womit mein Vater als Katholik, meine Mutter als Anhängerin Luthers den Himmel ſuchten, erſchien mir offenbar als Widerſpruch. Ich ſelbſt wünſchte bei meinen Bedrängniſſen den Schutz der Vorſehung, und erinnere mich, daß ich häufig mit Thränen und Seelenangſt den Himmel um Erleichtung bat. Jetzt fiel mir das Systeme de la nature in die Hände. Ich ſah, daß Roland wenn er es las, noch ein anderes Werk damit verglich, nämlich eine

Wi-

Widerlegung in Deutscher Sprache, wenn ich nicht irre von einem gewissen Holland. Ich ahmte meinem Lehrer nach; die Deutsche Widerlegung machte mir das Französische Original verständlicher, ohne dessen Eindruck zu schwächen, weil sie weder an Lebhaftigkeit des Vortrages noch an Kühnheit der Ideen diesem gleich kam; und ich fiel jetzt von einem Extrem auf das andere, auf völlige Zweifelsucht und Unglauben, wobei mich zugleich in manchen Stunden wieder eine Art von Reue und Bußfertigkeit anwandelte.

So waren meine Religionsbegriffe und meine Gemüthsverfassung, als ich den vermeintlichen Geisterruf gehört zu haben glaubte. Es ist Täuschung, sagte ich zu mir selbst, aber den Augenblick darauf: es kann auch Wahrheit sein. Ich beschloß folglich zur bestimmten Stunde an den angezeigten Ort zu gehen. Erscheint nichts, dachte ich, so erhalte ich die Ueberzeugung, daß alles, was ich bisher glaubte, Posse ist. Und wenn, fragte ich weiter, ein häßlicher schwarzer Teufel erschiene? Dann, war meine Meinung, hilft das Gebet, und das Zeichen des Kreuzes, und du weißt was du zu glauben hast. Jetzt legte ich mich zu Bette, lauerte aber nur so lange, bis Roland schlief, schlich mich auf Strümpfen aus der Stube, und setzte mich

auf die Treppe, bis eine benachbarte Stubenuhr zwölf schlug. Nicht ohne Schaudern stand ich auf, allein ein Stück Holz, worauf ich zufällig mit dem Fuße stieß, und das ich nun als Waffe mitnahm, gab mir Muth. Ich stellte mich mit dem Rücken an den Schornstein gelehnt, und erwartete die Erscheinung; sie blieb jedoch aus. Mißvergnügt kehrte ich in mein Bett zurück; aber am Morgen glaubte ich doch, einen großen Gewinn gemacht zu haben, nämlich nichts mehr glauben zu dürfen. Auffallend bleibt es mir, daß meine Phantasie, die mich durch das Gehör täuschte, nicht auch auf die nämliche Weise auf meine Augen wirkte, und mir irgend ein Bild vorzauberte. Ich habe mir daher jetzt die Erklärung gemacht, daß vielleicht schon damals eine entfernte Ursache zur Blindheit in meiner körperlichen Beschaffenheit lag, indem meine Sehnerven minder reizbar, als die des Gehörs waren.

Ueberhaupt aber hatte meine Lectüre auf mich die sonderbarste Wirkung. Von den Büchern, die Roland selbst besaß und die er sich zusammen lieh, las ich zuerst die Bücher in Deutscher und Französischer Sprache, die mir verständlich waren. Manche hierunter, wie die Werke von Rollin und Bossuet, und manche Deutsche Dichter konnte ich bei-

nahe auswendig. Nun fiel ich auf die Lateiniſchen Klaſſiker, und ich erinnere mich noch der herzlichſten Freude, wenn ich mit Hülfe eines Wörterbuchs den Sinn herausbrachte; beſonders hat mir Livius dieſe Freude oft gewährt, denn ich mußte zur Uebung Rollins Römiſche Geſchichte ins Lateiniſche überſetzen. Wie oft ich den Livius bei dieſen Ueberſetzungen ins Geheim zu Rathe zog, und wie mir wieder Rollin das Verſtehen des Livius erleichterte, läßt ſich leicht erachten. Hätte mein Lehrer mich genau beobachtet, mir Werke zur Lectüre untergeſchoben, ich hätte außerordentlich viel gelernt; denn ich fiel jetzt, um der Abwechſelung willen, auf jedes wiſſenſchaftliche Buch, weil ich, da mein Vater und mein Lehrer es mir nicht ſelten ſagten, daß ich ein Dummkopf wäre, und ich dies zum Theil ſelbſt zu glauben anfing, mir, um es doch nicht als ausgemacht annehmen zu dürfen, große Mühe gab, auch wiſſenſchaftliche Werke zu verſtehen. So erinnere ich mich, daß einſt der Amtmann Kopka aus Meusgut meinem Lehrer zwei Quartanten lieh; dies war Gundlings Discours über Ludovici Pandekten. Kopka ſagte: es ſei ein vortreffliches Werk, und Roland gab es zu, Gründe genug, um mich darnach lüſtern zu machen. Ich las das vortreffliche Werk mit großem Eifer, tröſtete mich, es würde nun

erſt recht kommen, las bis in die Mitte des einen Quartanten, konnte keinen Geſchmack daran gewinnen, und legte es mit dem ſchmerzlichen Gefühl bei Seite: ich müſſe doch wol ſo ein halber Dummkopf ſein.

So ſehr mich ſolche Gefühle demüthigten, ſo entſprang doch auch wieder mancher ſtolze Gedanke. Die republikaniſche Stimmung meines Vaters, die freien Urtheile, die ich von Engländern und andern Offizieren gehört hatte, das Studium der Römiſchen und Griechiſchen Geſchichte, und der Lateiniſchen Klaſſiker, gaben mir einen eigenen republikaniſchen Schwung, und von der andern Seite fiel ich wieder auf Kinderſpiele. Ich machte mir Griechen und Perſer, Römer und Karthaginenſer aus Wachs und Papier, ließ ſie auch wol durch Bohnen von verſchiedener Farbe repräſentiren, und lieferte nun auf meinem Tiſche, ſo wie es mir einfiel, die Schlachten von Platäa, Cannä, oder Marathon. Ich hatte meine Lieblingshelden, über deren Schickſal ich zuweilen Thränen vergoß. Ein Marius auf den Ruinen von Karthago, ein Hannibal, da er den letzten Blick von ſeinem Schiffe auf Italiens Küſte wandte, — wie oft habe ich dieſe großen Männer beweint. Natürlich erzeugte meine Theilnahme zuletzt den Wunſch, ſelbſt ein ſo

großer Mann zu werden, der leichteste Weg dazu schien mir dieser: ganz Europa in eine Republik zu verwandeln, und das Brüten über den Plan dazu machte mir keine geringe Freude. Besondes arbeitete ich manche Reden aus, die ich, gleich den Römischen Feldherren des Livius, zu gelegener Zeit zu halten gedachte; jetzt aber stieg ich gewöhnlich auf einen Stuhl, und hielt sie sehr patheisch. Allein mir fielen auch die großen Hindernisse ein, und so entsprang der Gedanke, was wol aus mir werden könnte, wenn ich als Empörer geschlagen und gefangen würde. Ich sprach mir selbst das Urtheil, daß ich dann wahrscheinlich von unten auf gerädert werden dürfte, und beschloß nun mir eine Rede zu machen, die ich alsdann unter den Schmerzen der Hinrichtung halten wollte. Sie war fertig; ich legte mich, um sie zu halten, auf die Erde, und sprach nun mit der größten Heftigkeit von Schluchzen und Thränen unterbrochen. Ich war so begeistert, daß ich gar nicht Rolands Ankunft merkte, der aber einen Theil meiner Rede hörte und die Thür öffnete. Er blieb erschrocken stehen. Ich sprang auf, zerriß meine Rede und warf sie durch das Fenster. Du willst, dachte ich, den Tyrannen und dem Schmerze trotzen, mache doch die Probe, ob du beides kannst. Roland fragte: was ich vorhätte. Ein verächtlicher

Blick war die ganze Antwort. Da die Frage wiederholt wurde, und ich stumm blieb, bekam ich einige Schläge, die ich mit der Gelassenheit eines Stoikers ertrug, konnte es mir aber gar nicht erklären, woher Roland nun äußerst bestürzt wurde und die Treppe hinunter lief. Ich wurde jetzt zu meiner ältesten Schwester gerufen: diese fand ich gleichfalls sehr bestürzt, und sie fragte mich: was mir fehle? Es kam hiedurch zu einem Gespräch, wobei ich ganz kalt und ruhig antwortete. Aber Roland, sagte meine Schwester, meint: Du wärst verrückt geworden. Roland mag selbst verrückt sein, erwiederte ich, und ging auf mein Zimmer, ohne einen Aufschluß gegeben zu haben.

Jetzt sehe ich ein, daß ich nicht weit vom Wahnsinn entfernt war, aber noch war dies nicht die größte Gefahr. Wahrscheinlich durch einige Offiziere, vielleicht auch durch andern Zufall hatte mein Lehrer die wollüstigsten, zügellosesten Werke in Deutscher und Französischer Sprache erhalten. Er hatte diese in einem Bücherschranke, der bis an den Balken reichte, im obersten Fache hinter andern Büchern versteckt, und mußte, obgleich selbst ein Mann von 6 Fuß, auf einen Stuhl steigen, um bis dahin zu reichen. Allein auch ich fand Mittel, so weit hinauf zu kommen,

entdeckte diese Bücher, und der Eindruck, den sie auf mich dreizehnjährigen Knaben machten war außerordentlich, besonders in einem Zeitpuncte, wo das Systeme de la Nature mich zu einem Ungläubigen gemacht hatte. Denn ich begann nun, nicht allein an Gott, sondern auch an Tugend zu verzweifeln, und alle Menschen für Heuchler zu halten. Wäre ich ein paar Jahr älter gewesen, hätte ich mehr Gelegenheit gehabt, ich glaube, daß ich zu Lastern und Verbrechen bei meiner damaligen Stimmung rasch fortgeschritten wäre.

Diese Lectüre aber würde für mich um vieles nachtheiliger geworden sein, hätte nicht die Vorsehung zu meinem Besten einen Mann erweckt, der jetzt schon in einer bessern Welt den Lohn des Guten genießt, und dessen Andenken ich noch mit dankbarer Rührung segne, so wie ich überhaupt, wenn ich den Gang meines ganzen Lebens betrachte, tausendfache Veranlassung zum innigsten Danke gegen die Vorsehung erhalte. Ihr verdanke ich, wenn ich gerade am tiefsten zu sinken im Begriffe stand, größtentheils unverhofften Beistand; und immer bot, wenn ich schon am Rande des Verderbens war, mir ein guter Mensch als Schutzgeist unerwartet die Hand. — Jetzt war dies von Lonczinski, Erzpriester zu Wartenburg, späterhin Erzpriester zu Heilsberg und

Kanonikus zu Frauenburg, ein sanfter rechtschaffener Mann und sehr aufgeklärter katholischer Geistlicher. Noch steht, indem ich dieses schreibe, sein Bild vor meiner Seele; ein etwas hagerer Mann von mittelmäßiger Größe, mit blauem Auge, und blonden Haaren, einem sanften und doch zugleich sehr klugen Gesichte. Das reine Deutsch, welches er sprach, hatte etwas vom Sächsischen Dialekte; denn er, ein geborner Ermländer, war während des siebenjährigen Krieges in Warschau gewesen, wo sich in diesem Zeitpunkte auch König August aufhielt. Dort hatte er sich, als Kapellan eines Großen, durch Umgang gebildet, und sprach die Polnische und Deutsche Sprache gleich fertig, konnte sich auch in der Französischen Sprache ausdrücken. Er hatte die Werke eines Rousseau, Montesquieu, Montagne und Voltaire gelesen, kannte manchen guten Deutschen Schriftsteller, und hatte auch einige klassische Litteratur. In seiner Stimme lag eine eigenthümliche Sanftheit, und alle diese Eigenschaften mußten, da er Theilnahme für mich äußerte, mit großer Lebhaftigkeit auf mich wirken. Mein Vater hatte diesen Mann zufällig schätzen gelernt, und ihn, als ich ungefähr dreizehn Jahr alt war, meinen Religionsunterricht zu übernehmen ersucht. Ich hatte jetzt nichts dagegen katholisch zu wer-

den, aber ich würde auch bei meiner damaligen Denkungsart nichts dagegen gehabt haben, ein Grieche oder Mahamedaner zu werden; denn ich betrachtete die Religion bloß als eine Sache, die mitgemacht werden müßte. Mein Vater brachte mich in das Haus des guten Lonczinski. Diesem erzählte ich, daß ich die Katechismen des Canisius und Bruns auswendig gelernt hätte. Er that nun einige Fragen an mich, wie ich unterrichtet wäre, ich erzählte ihm alles, und seine Theilnahme gewann mein Herz. Er fing Gespräche über religiöse Gegenstände mit mir an, und ich merkte an seinen Gesichtszügen, daß er von mir manches nicht ohne Befremden hörte.

Es war gerade damals Erntezeit, und Lonczinski ging mit mir in seine Scheune, wo eben Getreide eingefahren wurde. Er ließ ein paar Garben auf die Erde werfen, und wir setzten uns neben einander. Zufällig wurde im Gespräch das Wort Reue genannt, und er nahm hiedurch Gelegenheit, mir die kirchlichen Begriffe von vollkommener und unvollkommener Reue auseinander zu setzen. Die Letzte, sagte er, entspringt aus Furcht vor Strafe, Hölle und Teufel. Sie gleicht der Empfindung des Sklaven, der eine Handlung nicht begangen zu haben wünscht, damit er nicht die Geissel des beleidigten Herrn

fürchten dürfe. Vollkommene Reue gleicht der Empfindung eines Kindes, dem es wehe thut, gegen die Absichten wohlwollender Eltern gehandelt zu haben, und sie entsteht nur in einer edlen Seele, bei dem Gedanken an die Erhabenheit und Güte des Schöpfers, an seine weisen Pläne mit dem Menschengeschlechte, und durch die Erinnerung an unsere Verpflichtung, die weisen Absichten des Schöpfers, in unserm Wirkungskreise nach dem Verhältnisse unserer Kräfte befördern zu müssen.

Er sprach hierüber mit Herzlichkeit und Wärme, und wandte sich nun plötzlich mit der raschen Frage an mich: Wie kommt es, liebes Kind, daß Sie bei Ihrem Feuer doch von diesem Gedanken unerwärmt scheinen? Er schwieg, indem sein sanfter forschender Blick auf mir ruhete, und eine Antwort zu erwarten schien. Ich war dem Manne zugethan, und konnte daher nicht heimlich sein. Versprechen Sie mir, sagte ich, was ich Ihnen jetzt sagen werde, niemanden zu entdecken? Ich will es, antwortete er mir, so betrachten, als wenn Sie es mir im Beichtstuhl offenbart hätten. Ich entdeckte ihm jetzt meine ehemaligen Religionszweifel, die Kämpfe mit mir selbst, meine Lectüre und damalige Denkungsart. Er hörte mich ununterbrochen mit Erstaunen, aber nicht ohne Rührung an.

Armer Baczko, sagte er, das ist viel für Ihre Jahre. Sie werden wahrscheinlich noch mehr Angriffe auf Moral und Christenthum lesen und hören; Sie Ihnen zu widerlegen, dazu müßte ich die Zeit, den Scharfsinn und die Beredsamkeit der Männer besitzen, die Ihre Zweifel erregten, statt aller Widerlegung aber die Frage: wenn die gegenwärtige Stunde die ihres Todes wäre, würden Sie kaltblütig und unerschüttert an Ihre Zweifel denken? würde dann vielleicht nicht jene unvollkommene Reue eintreten, und welchen Trost würde Ihnen in den letzten Augenblicken der Gedanke an Vernichtung geben? Wie tröstlich ist hingegen dem Sterbenden das Bewußtsein erfüllter Pflicht, wie beruhigend ist der Gedanke, daß ein weises gütiges Wesen uns noch jenseit des Grabes ein höheres Glück anwies! Liebe zu uns selbst, zu unserer eigenen Ruhe, muß uns schon für das Letzte bestimmen.

Wir gingen schweigend nach Hause. Er sprach den Abend über nichts mehr von Religion. Am folgenden Morgen schlug er die Bibel auf, und las mir Christi Bergpredigt vor. Kennen Sie, sagte er, einen Griechen oder Römer, der so einfach und kurz so viel Tröstliches und Wahres sagte? Derjenige aber, der hier so sprach, war aus

dem Volke der Hebräer. Keiner darunter hatte vor ihm diese Bahn betreten; keiner hatte ihm vorgearbeitet, woher kamen diese Ideen? und sollte man hier wol an der Mitwirkung der Gottheit zweifeln? — So fuhr er fort, warf dergleichen Dinge hin, und überließ sie meinem Nachdenken. Ich hatte keine andern Geschäfte, und brütete deßhalb nun beständig über diese Ideen; meine alten Jugendgefühle erwachten, und mein Herz wurde wieder erwärmt. Allmälig kamen wir bei unsern Gesprächen auf die kirchlichen Grundsätze. Er unterschied hier: die Lehren Jesu, Vorschriften, die in den Lehren Jesu gegründet wären, Grundsätze die sich auf Ueberzeugungen der Kirche gründeten, und angenommene Meinungen. „Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen", — welcher gute und edle Mensch sollte nicht gleich die Vortrefflichkeit dieser Lehre Jesu einsehen; „die Hungrigen speisen, die Nackenden kleiden, die Betrübten trösten, die Unwissenden belehren" — welches unverderbene Herz sollte den Werth dieser auf Jesu Lehre gegründeten Vorschriften der Kirche verkennen! Alle Sonntage eine Messe hören, um Ostern zur Beichte gehen, sind Vorschriften der Kirche, die sich auf die Meinung derer, die sie gaben, gründeten; und daß wir durch Besuchung des Gottesdienstes, durch Genuß der Sacramente, für

die Religion erwärmt, hiedurch zugleich zum Guten geleitet werden, iſt offenbar. Die Menſchen, welche dieſe Vorſchriften entwarfen, meinten es gut mit uns; und da wir gern aus Liebe und Dankbarkeit das Gutachten wohlwollender Menſchen befolgen, ſo ſcheint es auch hier Pflicht zu ſein. Was beſondere Meinungen anbetrift, ſo wird Ihnen fügte er hinzu, bei reifern Jahren Philoſophie, Kirchengeſchichte und eigenes Nachdenken manchen Aufſchluß geben. Jetzt kann ich nur dieſen Prüfſtein empfehlen: ſteigt ein Zweifel bei Ihnen auf, ſo legen Sie ſich die Frage vor: würdeſt du dies als unnütz oder gleichgültig wegwerfen, wenn du wüßteſt, daß der jetzige Augenblick der letzte deines Lebens wäre? und wenn Ihr Gewiſſen Nein ſagt, dann, ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ruhe willen — übertäuben Sie Sich nicht.

Nach und nach kamen wir auf gleichgültigere Gegenſtände z. B. auf die Heiligen. Sie handelten, ſagte Lonczinski, nach ihrer Ueberzeugung: ſie glaubten dem Willen der Gottheit gemäß zu handeln und ehe wir über manches lachen und ſpotten, wollen wir uns zuvor fragen: Wenn Gott dieſe Opfer wirklich fordern ſollte, hätteſt du wol Muth oder Entſagung genug, ſie ihm ſo freudig zu bringen? Mancher Heiliger war

gewiß ein ausgezeichnet edler und großer Mann. Wenn der heilige Bonifacius von den Friesen eingeschlossen, um den Seinigen Leben und freien Abzug zu verschaffen, sich selbst in Martern und Tod hingab; so that er gewiß nicht weniger als der Ritter Curtius, der, um Rom von der Pest zu befreien, sich in den Abgrund stürzte. Viele Possen, viele Mährchen von den Heiligen kommen nicht auf Rechnung dieser Männer, sondern auf die Rechnung ihrer einfältigen und schwärmerischen Biographen. — Ich habe diese Idee des braven Mannes in meiner Geschichte Preußens bei Gelegenheit des heiligen Adalbert benutzt.

Ueberhaupt hat er viel für mich gethan; denn er erwärmte mein Herz für Religion und Tugend und erweckte meinen gesunkenen Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Er suchte es so einzuleiten und ich selbst wünschte es sehnlichst, daß ich nur bei ihm zur Beichte ging und wenn ich bei dieser Veranlassung ein paar Tage bei ihm zugebracht hatte, so kehrte ich immer besser in das Haus meines Vaters zurück. Da er sah, daß er Nutzen stiftete, so äußerte er viel Anhänglichkeit für mich. Als ich auf die Akademie gekommen war, besuchte ich ihn. Er sprach vertraulich mit mir und that mir die Frage:

ob ich nicht katholischer Geistlicher werden wollte? wegen meines lahmen Fußes wolle er mir selbst päbstliche Dispensation besorgen. Ich stutzte bei dieser überraschenden Frage. Hören Sie, sagte er, meinen Plan: Sie sind jung; studieren Sie Philosophie, Geschichte und Sprachen, Mathematik und Physik; alsdann gehen Sie in das Bischöfliche Seminarium. Dort wird Ihnen der Aufenthalt lästig werden; aber ich will schon auf unsern Bischof Krasicki, der ein Freund der Wissenschaften ist, wirken. Sie sollen nach Rom in das Deutsche Collegium kommen und können, wenn Sie dort Ihre Studien absolvirt haben, nicht weniger als Domherr, vielleicht gar Bischof werden. ist Ihnen das Glück ganz entgegen, so werden Sie, wenn ich Domherr bin, mein Coadjutor. Ich fordere von Ihnen, sagte er, keinen Entschluß, aber denken Sie über die Sache nach; denn meiner Ueberzeugung nach kann nicht alles so wie es jetzt ist bleiben, sondern es muß ein Zeitpunkt kommen, worin ein angesehener und gelehrter, moralisch-guter katholischer Geistlicher für diese und jene Welt unermeßlichen Nutzen stiften wird. — Er brach mit Rührung ab, und ich habe oft an diese Worte gedacht. Ja es frägt sich, ob ich nicht, wenn die Blattern nicht dazwischen gekommen wären, aus Liebe zur Kunst, besonders der

Malerei, und um Italien zu sehen, seinen Vorschlag angenommen hätte.

Er brachte mich nach geendigtem Religionsunterricht in das Haus meines Vaters zurück. Sein Wohlwollen, das gute Zeugniß, das er meinen Fähigkeiten und meinem Verstande gab, wirkten vortheilhaft für mich. Aber bald wurde mir bei meinem Vater eine Unbesonnenheit nachtheilig. Dieser nahm mich nach Wartenburg in das dortige Bernhardiner-Kloster, und da ich die Unwissenheit der Mönche und ihr rohes Betragen bemerkte, und ein Mißfallen auch manches Lächeln darüber nicht hinreichend verbarg, so wurde mir dies wieder ungünstig gedeutet. Mein Vater behielt einigen Groll, nahm mich auch nicht zur Kirche nach Bischofsburg mit, wohin er alle Sonntage und Feiertage fuhr, in der Regel bei dem dortigen Probste zu Mittage blieb und erst gegen Abend zurück kam.

Lonczinski hatte in der That viel auf meine Stimmung gewirkt. Ich fing an über mich selbst zu wachen, wurde bescheidener gegen meinen Lehrer und dieser fing an mich gelinder zu behandeln. Nach und nach verschwand zwischen uns Beiden aller Groll. In den letzten zwei Jahren, da Roland mein Lehrer war, erhielt ich manche Erleichterung; ich

bekam wieder Zutrauen gegen ihn, er empfand Wohlwollen für mich. Wir beide schienen es zu fühlen, daß wir uns schief genommen hatten. Ich wünschte jetzt, zum Theil aus Religiösität, mein Unrecht gegen meinen Lehrer zu vergüten und Roland, der viel gesunden Verstand und ein gutes, sanftes Herz hatte, schien dies einzusehen, auch die Zunahme meiner Kenntniße Liebe und Wohlwollen bei ihm für mich zu wecken; und ich müßte ungerecht gegen ihn sein, wenn ich nicht bekennen sollte, daß er in diesen lezten zwei Jahren mit Unterdrückung seiner eigenen Heftigkeit, zum Theil seines Pflegmas, für mich gehandelt, und seine Pflicht als Lehrer wirklich mit großer Anstrengung und mancher Aufopferung zu erfüllen gestrebt habe.

Auch war es ein großer Trost für mich, daß die Schwermuth meiner Mutter nachließ; sie sah, daß die Uebel nicht zu ändern waren, und faßte sich in Geduld. Der Entschluß, den mein Vater in Betreff meiner gefaßt hatte, konnte bei seiner Denkungsart, da er einmal gewurzelt hatte, nicht abgeändert werden. Ich sollte zufolge seiner Meinung nach wie vor beständig bei dem Buche sitzen; allein wenn ich des Morgens gleich nach dem Frühstücke, oder des Abends, wenn

der Vater noch bei Tiſche ſaß mich in den Garten oder zu meinen jüngern Geſchwiſtern auf ein Viertelſtündchen ſchlich, ſo that Roland, als ob er es nicht bemerke, und durch den Vorwand, mir Licht oder Waſſer zu holen, gelang mir zuweilen eine ähnliche Pauſe. Den Sonntag, ſo lange mein Vater in der Kirche war, zuletzt den ganzen Tag, konnte ich nach meinem Willen anwenden, und ich muthmaße, daß Roland und meine Mutter zuletzt eine ſtillſchweigende Genehmigung meines Vaters erhalten hatten. Doch durfte ich nach ſeinem Willen nicht das Haus verlaſſen, höchſtens vor die Thür oder in den Garten kommen; beides aber mußte nicht lange währen, und das Laufen oder Springen war völlig unterſagt; allein ich hatte dennoch hierbei viel Vergnügen.

Meine älteſte Schweſter beſaß eine kleine Bibliothek: Clariſſa, Grandiſon, Pamela, Fanni Wilkes, Sophiens Reiſe, Stockhauſens Briefe, Duſch Briefe zur Bildung des Herzens, der Lehrmeiſter, das Theater der Deutſchen, einiges von Leſſing und Wieland, mehrere moraliſche Schriften, verſchiedenes über Mythologie, einige Dichter und Reiſebeſchreibungen — dies war jetzt ein Schatz, den ich benutzte, und ich zählte immer die Tage bis zum Sonntage, um zu dieſem Genuſſe zu

kommen. Im Sommer nahm ich gewöhnlich ein Buch und ſetzte mich damit in den Garten oder einen benachbarten Roßgarten. In dem letztern fiel ich bald auf ein ſehr halsbrechendes Vergnügen. Neigung zu Pferden und zum Reiten war mir noch aus den Kinderjahren eigen. Allein, ſeitdem ich mich in Borken befand, war ich auf kein Pferd mehr gekommen. Jetzt weideten einige Füllen im Roßgarten, ich machte den Plan, mich ihrer zu bedienen und hielt dieſes um ſo leichter, da ich wußte, daß auch die alten Numidier ohne Sattel und Zaum ritten; daher glaubte ich, daß es nicht ſchwer fallen würde, dieſe Füllen für meinen Zweck abzurichten. Es gelang mir damit einige Male, obgleich mehrere Verſuche verunglückten, und ich bei keinem Füllen mehr als einmal meine Abſicht erreichte. Ich ſchlich mich, wenn das Thier graſete, von der Seite heran, warf mich, weil ich des lahmen Fußes wegen nicht hoch ſpringen konnte, mit der Bruſt oder dem Unterleibe auf den Rücken des Pferdes, ergriff es bei der Mähne, ſtützte mich mit den Händen auf den Rücken, und kam ſo mehrentheils durch eine ſchnelle Wendung als Reiter darauf zu ſitzen. Nun aber ſprangen die Füllen gewöhnlich mit ſteifen Beinen in die Höhe, bäumten ſich auf den Hinterfüßen, oder biſſen nach mir. Das Er-

ste war mir das Gefährlichste, denn ich flog ein paar Mal beinahe einen Fuß hoch vom Rücken des Pferdes, und ich kann es für einen glücklichen Zufall erklären, daß ich, der ich mich doch nur an den Mähnen oder Ohren hielt, auf dem Pferde sitzen blieb. Gegen das Bäumen half ich mir durch Faustschläge, die ich dem Pferde auf den Kopf gab; und indem ich es an den Ohren hielt, hinderte ich das Beißen. Wenn es mit mir unter das Gesträuch lief, drückte ich mein Gesicht gegen den Hals des Pferdes. Das übelste aber war für mich wieder herunter zu kommen. Ich half mir, indem ich immer mehr nach hinten rückte, mich auf meine flachen Hände auf den Rücken des Pferdes stützte und in die Höhe hob. Das Pferd lief alsdenn unter mir weg, und ich fiel auf den Rücken. Doch war ich dabei immer in großer Gefahr, von dem fortlaufenden Pferde noch geschlagen zu werden, bekam aber nur ein einziges Mal einen unbedeutenden Schlag an die Lende, den ich verheimlichte.

Doch verlor sich auch in dieser Zeit allmälig ein Theil meiner Heftigkeit, und es stellte sich bei mir einiger Hang zur Schwermuth ein. Eulers Briefe an eine Deutsche Prinzessin, und Herveys Betrachtungen über die Schönheit der Schöpfung, Dusch mora-

lische Briefe, Youngs Nachtgedanken und ähnliche Werke aus dem Büchervorrathe meiner Schwester vermehrten meine Ehrfurcht für die Gottheit, und machten, daß ich oft an Tod und Unsterblichkeit dachte. Meine Mutter und Schwester besuchten häufig die Lutherische Kirche, welches auch zuweilen Roland that. Mein Vater nahm mich einige Mal nach Wartenburg, und höchst selten an einem großen Festtage nach Bischofsburg mit. Wenn alle die Meinigen auf diese Weise abwesend waren, und ich allein blieb, dann fühlte ich mich zuweilen so beängstigt, so verwaiset, und ging alsdann im Sommer in der Regel in den Garten. Dort waren zwei Terrassen, die eine von einer Rosen- die andere von einer Kirschenhecke beschattet. Hier legte ich mich gewöhnlich der Länge nach auf das Gras. Ich konnte von da den Kirchweg sehen; und wenn ich denn alles aus dem Dorfe im Sonntagskleide dahin wallen sah, dann betete ich zuweilen mit der größten Rührung, daß Gott aus mir einen guten Menschen und die Freude meiner Eltern machen möchte. Bald kamen noch schmerzliche Gefühle hinzu. Jene schlüpfrige Lectüre hatte bei mir den Geschlechtstrieb frühzeitig geweckt. Freilich scheute ich mich jetzt selbst vor diesen Büchern; doch unterlag ich zuweilen der Versuchung. Meine Phantasie wurde oft durch

unbedeutende Veranlassungen rege gemacht, und wenn ich wieder eins dieser Bücher durchgelesen hatte, machte ich mir Vorwürfe; auch rief mir mein Gedächtniß beinahe unwillkührlich Stellen zurück, die ich daraus behalten hatte. Oft erzeugte dies eine Angst und Schwermuth, eine Unzufriedenheit mit mir selbst, aber die letzte brach auch meinen stolzen Sinn. Die Schwärmereien meiner Jugend, die großen Pläne und Entwürfe, wozu ich mir Kraft zutraute, sanken allmälig in den Staub. Doch lag noch immer ein heimlicher Stolz im Hinterhalte; konnte ich nicht einer der größten, berühmtesten Männer werden, so wünschte ich doch mindestens einer der besten Menschen zu sein. Ich fing damals an, zuweilen Dichtern nachzuahmen, wenigstens versuchte ich einige Reime zu machen; und ich erinnere mich noch einer Stelle aus meinen damaligen Gedichten, welche die Stimmung meines Geistes enthält:

Ich wünsch', o Gott, mich zu erfreun,
Kein glänzend Glück auf Erden;
Laß mich nur gut und edel sein
Und täglich besser werden.

Die religiöse Stimmung machte mich sanfter. Dieses, und auch das Zunehmen

meiner Fähigkeiten, vermehrte noch das gute Verhältniß zwischen mir und meinem Lehrer. Dieser hätte mich bis zur Akademie bringen können, wenn er sich nur auf meinen Unterricht mühsam hätte vorbereiten wollen. Hieran aber wurde er durch das erneuerte Studium der Rechtsgelahrtheit, wodurch er sich zu einem Amte vorbereiten wollte, verhindert. Ich hatte daher auch nur mit ihm den Eutropius, Cornelius Nepos, Fischers Historiae selectae, und auch etwas aus Ovids libri tristium gelesen; aus dem Deutschen aber hatte ich einen großen Theil von Rollins Römischer Geschichte in das Lateinische übersetzen müssen. Auch hatte ich anfänglich, ohne daß es Roland wußte, zuletzt mit seiner Genehmigung Ovids Metamorphosen mit Zuziehung der Französischen Uebersetzung von Bannier, die Oden des Horaz mit Zuziehung der Uebersetzung von Lange, die mir aber wenigen Trost gab, den Virgil, Sallust, Livius, und die Reden des Cicero gelesen, wovon ich einiges, ins Deutsche übersetzte. In Betreff der Französischen Sprache war ich weiter, las Französische Dichter mit Leichtigkeit, und hätte mir Roland nachhelfen wollen, ich hätte durch ihn mehr gelernt als im Collegio Fridericiano. Er fragte mich selbst: ob ich etwas dagegen hätte, wenn er meinem

Vater den Vorschlag machen würde, mich in diese Schule- und Pensionsanstalt zu geben, und ich, dem es ein angenehmer Gedanke war, aus dem väterlichen Hause zu kommen, war damit völlig zufrieden. So wurde ich, da ich beinahe 15 Jahr alt war, in das Collegium Fridericianum gebracht.

Die Vermögensumstände meines Vaters hatten sich indeß verschlechtert, und ich war daher mit Kleidungsstücken nicht zum Besten versorgt. Freilich erschien ich an Ehrentagen in einer Weste von rothem, in Beinkleidern von schwarzem Atlas, und in einem violettuchenen Rocke; aber diese Kleidung war auch die einzige ganze, welche ich nach Königsberg mitnehmen konnte, und außerdem erhielt ich hinreichende Wäsche, zwei Schlafkamisöler und einen Schlafrock von bunter Leinwand, beides auch nur mit Leinwand gefüttert. Mein Vater sagte mir: er wolle nächstens an meine Kleidung denken und gab mir zwölf Thaler mit, wovon ich mir das unentbehrlichste kaufen sollte. Diese Summe schien mir ein Schatz zu sein, wovon ich alle meine Bedürfnisse auf lange Zeit befriedigen konnte; aber nachdem ich einen Stock, einen Hut und die erforderlichen Schulbücher gekauft hatte, war mir kaum noch ein Drittel übrig, und dieser Ueberrest wurde in Kurzem

aufgezehrt. Denn ich aß damals am ersten Tisch in der Oekonomie des Collegiums; an einigen Tagen konnte ein junger Mensch von starkem Appetit sich hinreichend sättigen, schwerlich aber am Dienstage, Donnerstage und Sonnabende. Der Koch schien dies einzusehen, und verkaufte an diesem Tage anderes Essen. Es war uns erlaubt vom Tische aufzustehen, dies Essen zu kaufen und ins Speisezimmer zu holen. Der Anblick des bessern Essens machte jeden, der noch einige Groschen hatte, lüstern. So lange mein Geldvorrath hinreichte, kaufte ich mir Portionen und Weitzenbrodt zum Frühstück. In wenig Wochen war alles bis zum letzten Heller verzehrt, und jetzt, da ich mir nicht einmal mehr etwas zum Frühstücke besorgen konnte, fühlte ich den Mangel desto drükkender.

Es war damals Sitte im Collegio, daß immer ein Schüler von den obern Klassen bei Tische vorlesen mußte. Dieser aß die Suppe mit den übrigen, erhielt die letzte Portion vom zweiten Gerichte. Es wurden ihm, wenn die andern gesättigt waren, einige Augenblicke Zeit gelassen, dies schnell zu verzehren; und seine Portion Butter, nebst einem Stücke Brot konnte er auf sein Zimmer nehmen. Niemand las gerne vor, und

da sich meine Mitschüler sträubten, erklärte ich dem Inspektor Huve: mir mache das Lesen Vergnügen. Ich erreichte hiedurch meinen Zweck, bildete, weil ich gut vorzulesen wünschte und meine Mitschüler, wenn ich dieses that, mir zuweilen ihren Beifall gaben, mich hiedurch, ohne daß ich es selbst bemerkte, einigermaßen für Deklamation, wodurch ich, selbst noch in meinen spätern Jahren, zuweilen einen mir günstigen Eindruck machte. Und Huve sagte mir: ich sollte beständig vorlesen. Nun aß ich zu den Speisen sehr viel Brot, und ein großes Stück davon, das ich zu meiner kleinen Portion Butter mit auf das Zimmer nahm, wurde mein Frühstück. Dieses war erträglich, nicht aber die Kälte. Es war damals erlaubt, daß die Schüler, die im Collegium wohnten, im Schlafrock in die Schule gingen. So lange der Sommer währte, ging es mit dem meinigen recht gut; aber im nächstfolgenden Winter, litt ich bei meiner dünnen Bekleidung desto mehr. Ich schrieb an meinen Vater; dieser war ungehalten, daß ich meine zwölf Thaler so schnell verzehrt hatte. Ich wandte mich an meine Mutter und an meine älteste Schwester, diese schickten mir einige Mal etwas Weniges, welches ich aber größtentheils zur Reparatur meiner Kleidungsstücke verwenden mußte. Endlich erhielt ich

die Erlaubniß, nach Hause zu kommen. Die Umstände meines Vaters waren so zerrüttet, daß er mir nur ein paar Thaler geben konnte, und ich war ein Quartal im Collegio schuldig, das mir der Inspector Domsien mitzubringen zur Pflicht machte. Meine Mutter fühlte meine Lage. Sie gab ihre goldene Repitir-Uhr einem Offizier, mit dem ich nach Königsberg zurückfuhr, um sie zu verpfänden; dieser erhielt darauf 30 Thaler. Hievon empfing der Inspektor für Pensien und einige Auslagen 25, ich ließ meinen Rock wenden, kaufte ein paar Stiefel, und war wieder im Blossen. Hin und wieder unterstützte mich noch meine älteste Schwester, die mir auch eine brodirte Weste schickte; zuweilen erhielt ich Victualien; die ich aber sogleich mit meinen Schulgefährten theilte, welche auch wieder, wenn sie Lebensmittel von Hause bekamen, mit mir theilten.

Doch war ich bei dem allen gesund und grösstentheils heiter. Dieses Letzte hatte wol zum Theil seinen Grund darin, daß ich, wenn ich meine Fähigkeit mit manchem meiner Mitschüler maß, ein Uebergewicht fühlte; und dieses mir so schmeichelhafte Selbstgefühl tröstete mich für manche Leiden, erzeugte auch den Gedanken, daß ich mich vielleicht emporschwingen, und noch dereinst die Freude und

der Stolz meiner Eltern sein könnte. Besonders fühlte ich, wie viel meine Mutter für mich und meine Geschwister that und aufopferte, und der Gedanke ihr vielleicht einigen Ersatz schaffen zu können, erfüllte meine Phantasie mit manchem frohen Bilde, worüber ich die Gegenwart vergaß.

Bei meiner Aufnahme in das Fridericianum prüfte mich Inspektor Domsien, der von vielen seiner Zöglingen oft, und, wie ich glaube, zum Theil falsch beurtheilt ist. Es schadete ihm, daß er keine gründliche Gelehrsamkeit besaß, doch war er klug genug, keine offenbare Blößen zu geben, und er würde dies noch weniger gethan haben, wenn er nicht durch einige Pedanterie, Lateinische Sprüchwörter und Stellen aus Klassikern, die er immer nicht zweckmäßig anbrachte, manche seiner aufmerksamen Schüler, die immer die strengsten Recensenten ihres Lehrers sind, darauf aufmerksam gemacht hätte, daß diese anscheinend große Gelehrsamkeit auswendig gelernt wäre. Er hatte mit vielen Menschen zu thun gehabt, und wußte sich in vielen Fällen sehr gut, oft mit Gewandheit zu nehmen. Nur mußte er nicht überrascht werden, weil ihm sonst eine gewisse Schnelligkeit des Geistes fehlte, und er daher oft von seinen Schülern äusserst getäuscht wurde.

Ein Hauptfehler war es, daß er die Jugend und ihre Erziehung noch ganz so betrachtete, wie dies in den frühern Jahren seines Lebens gewesen war; daß jene häusliche Religiösität der Eltern und deshalb auch der Kinder nicht mehr statt finde, dagegen oft Leichtsinn herrschend ist, dies schien er nicht einzusehen, sondern vielmehr die Menschen, vorzüglich seine Schüler für zu gut und zu fromm, und wenn er vom Gegentheile überzeugt wurde, wieder für zu böse und zu gottlos zu halten. Daher kam es, daß er bei Bekanntmachung mancher jugendlichen Vergehungen statt des Abscheues, den er bei den Schülern zu erregen hoffte, sie nur zum Gelächter reitzte, und daß er denjenigen, von dem er einmal glaubte, daß er ihn getäuscht habe, oder daß er ein Heuchler sei, mit einem gewissen Unwillen verfolgte, und wieder Thränen und Rührung für Herzensgüte annahm. Von eleganter klassischer Litteratur hatte er keine Begriffe, sondern wer viel Phrases und Vocabeln auswendig konnte und fertig übersetzte, den hielt er für geschickt. Doch übereilte er sich nicht in seinem Urtheile, sondern horchte aufmerksam auf die Meinungen der Lehrer und Mitschüler; schien aber, seitdem er fand, daß diese Urtheile oft einen Werth hatten, darauf zu viel zu achten, und hatte sich selbst sie abzufragen ge-

wöhnt. In seinen Strafen war er streng, wie dies in seinen jüngern Jahren in allen Schulen der Fall gewesen war; und überdem schienen einiger Stolz und Jähzorn seine Fehler zu sein. Allein jener Pietismus aus den Zeiten des Doctor Schulz hatte auch auf ihn gewirkt, und er hatte dadurch alle seine religiöse Begriffe erhalten, an welchen er festhing. Er wachte daher, wenn ihn seine Leidenschaften und Schwächen nicht übereilten, ernstlich über sich selbst. Ich kann aus diesen Gründen die harten Urtheile über ihn nicht billigen. Er stand vielmehr nicht auf dem rechten Platze; that aber alles Mögliche um für seinen Platz recht zu werden, wachte über seine Fehler, und war von seinen Religions-Meinungen überzeugt. Er schonte die Lehrer, für deren Fähigkeiten er Achtung hegte, und hatte hierdurch tüchtige Lehrer, wenn ihn auch hin und wieder mancher täuschte. Seine Strenge beruhte doch immer auf einem gewissen System und nicht auf Laune und Leidenschaft. Sie entzog ihm daher nicht die Achtung seiner Untergebenen, hatte ihn aber seinen Schülern furchtbar gemacht, und so erhielt er das Ganze, so wie es ihm Schiffert, sein Vorfahr, ein tüchtiger Mann für sein Zeitalter, übergeben hatte.

Die Schiffertsche Methode war in ihrem

Zeitalter äußerst zweckmäßig gewesen, und so lange Domsien ihr treu blieb, konnte er den Gang des Ganzen recht gut erhalten. Sobald er aber davon abwich, zum Theil abweichen mußte, so entsprangen auch Unregelmäßigkeiten und Lücken, die der Anstalt nachtheilig wurden. So lange ich mich darin befand, herrschte im Ganzen Ordnung und Fleiß; Fehler und Vergehungen, die Domsien erfuhr, wurde strenge bestraft. Die fleißigen und guten Schüler munterte er auf. Für die Kranken sorgte er mit edler Uneigennützigkeit, und es sind mir Beispiele bekannt, daß er selbst Studenten, die vormals seine Schüler gewesen waren, wenn sie erkrankten, viel Gutes that. Das Collegium sank bloß dadurch von seinem vormaligen Rufe herab, daß er es nur immer auf demselben Punkt erhalten, und nie mit dem Zeitalter fortschreiten lassen konnte, selbst nicht einmal ein neues Schulbuch gern einführte, und es immer wünschte, daß die Candidaten und Lehrer sich noch so benehmen sollten, wie die zu den Zeiten des Doctor Schulz es gethan hatten. In den Betstunden, die er hielt, war alles still und feierlich; und ich weiß nicht, ob es vielleicht nur Folge der Stimmung war, die ich selbst erhalten hatte, allein ich habe nie einen Mann mit solcher Innigkeit und mit solchem unge-

künſtelten Ausdrucke beten gehört; und da mir wieder ſeine Predigten mißfielen, ſo glaube ich, daß an meinem Urtheil etwas Wahres ſeyn müſſe. Noch muß ich erwähnen, daß man ihn nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht des Eigennutzes beſchuldigte. So ließ er Camelott und Serge' de Berry zu Schlafröcken und Unterkleidern, wie man ſagte, etwas theurer als gewöhnlich an die Schüler verkaufen; aber bloß in der redlichen Abſicht, einem armen, wie er glaubte, frommen Wollarbeiter, der nach ſeiner Ueberzeugung ganz vorzügliche Arbeit lieferte dadurch aufzuhelfen. Auch hinterließ er ein unbedeutendes Vermögen.

So war der Mann, der auf meinen Kopf und mein Herz vorzüglich wirken ſollte. Bei der Prüfung gab er mir zuerſt den Cornelius, hierauf Cicero's Reden, zuletzt Freiers Fasciculus, und ein kleines franzöſiſches Buch, welches den Titel Poesies sacrées führte. Meine Fertigkeit im Ueberſetzen ſchien ſeinen Beifall zu erhalten. Er legte mir einige Fragen aus der Geſchichte und Geographie vor, ließ mich aus dem Kopfe etwas berechnen, und ſetzte mich nun im Lateiniſchen auf Groß-Sekunda, in den mehreſten übrigen Klaſſen auf Prima. Dieſes war ſelten bei einem Neulinge der Fall, und daher bekam

ich

ich gleich in der Schule ein gewisses Ansehen. Es wurde damals wöchentlich ein Brief, eine Chrie oder Rede, und eine poetische Ausarbeitung, in der einen Woche in Deutscher, in der andern Woche in Lateinischer Sprache gemacht. Jumpford, damals Lehrer auf Groß-Sekunda, gefiel mir gleich als ein offener, ehrlicher Mann. Ich gestand ihm, daß ich mit diesen Ausarbeitungen gar nicht fertig zu werden wüßte; er bestellte mich einige Male auf sein Zimmer, durchsah meine Arbeiten, tadelte ohne Spott, lobte mit Mäßigung, gab mir hin und wieder einen Fingerzeig, und brachte mich bald ins Geleise. Auch war mein Stubengefährte, der nachher zu Bromberg als Hofgerichtsrath verstorbene v. Wittke, ein ehemaliger Jesuitenschüler aus Danzig, in der Lateinischen Sprache einer der fertigsten Schüler; hingegen Deutscher Ausdruck fehlte ihm, und so halfen wir einer dem andern. Besonders mußte er mir bei den Lateinischen Gedichten helfen, womit ich nie recht fertig werden konnte. Meine Deutschen Chrien jedoch galten unter meinen Mitschülern für Meisterstücke, besonders durch die Illustrationen aus der Geschichte, womit ich oft Bogen füllte; und meine Deutschen Gedichte erhielten bald Beifall. Dieses aber wurde auch allmälig meinem Fleiße nachtheilig,

weil ich mich bald schon für einen ganzen Mann zu halten anfing.

Inspektor Domsien wurde mir im Kurzen sehr geneigt. Er kam gerade in die Klasse, als ich den Nepos übersetzen sollte, den ich beinahe ganz auswendig konnte; ich hatte daher das Buch nicht einmal aufgeschlagen. Baczko! perge, rief Domsien. Ich recitirte das Lateinische auswendig, und übersetzte. Kann er den Cornelius auswendig? fragte Domsien. Zumpford sagte ihm, daß ich ein ungeheures Gedächtniß hätte. Ich gewann viel durch diese Empfehlung, noch mehr aber in der theologischen Stunde. Da ich mich zur katholischen Kirche bekannte, sagte mir Domsien: ich hätte nicht nöthig, in diese Stunde zu kommen; doch würde ich ihm einen Gefallen erzeugen, wenn ich sie besuchen wollte, dürfte aber nichts auswendig lernen. Mir aber waren die mehresten Sprüche, theils durch mein eigenes Bibellesen und den Religions-Unterricht meiner Schwestern, theils auch dadurch bekannt, daß ich sie jetzt oft hersagen hörte, und hiedurch war ich häufig im Stande meinen Mitschülern, die ihre Sprüche nicht konnten, solche leise vorzusagen. Der Lehrer Wolf, nachher Pfarrer zu Bladiau, war damit unzufrieden, und sagte einst als Domsien in

die Klasse kam und fragte, wie der Katholik sich aufführe: daß ich den andern Schülern immer die Sprüche vorsage. Domsien, der es befohlen hatte, daß ich nichts auswendig lernen sollte, sagte: Sie müssen ihm in der Klasse die Bibel wegnehmen, und erhielt jetzt von Wolf die Antwort, daß ich die meisten Sprüche auswendig könne. Domsien hielt dies für Folgen der Frömmigkeit, ermahnte mich, das Vorsagen zu unterlassen, aber im Guten fortzufahren, und bald zeichnete ich mich auch in seiner Betstunde aus. Ich hatte kein Lutherisches Gesangbuch, sah daher gewöhnlich bei meinen Nachbarn ein; sang aber auch manche Lieder auswendig mit, die ich von meiner Mutter und meinen Schwestern gehört und behalten hatte. Hierunter gehörte auch das Weihnachtslied: Auf, auf, ihr Reichsgenossen! Inspector Domsien gab plötzlich das Zeichen einzuhalten, und fragte, weil er bemerkte, daß ich in kein Buch einsah: warum ich nicht mitsänge? ich versicherte, daß ich das Lied auswendig sänge. Wird es, fragte er, auch in der katholischen Kirche gesungen? Nein erwiderte ich. Und er kann es dennoch auswendig? fragte er weiter, befahl mir als ich dies bejahte, das Lied herzusagen; ließ weiter singen, und schien mit mir sehr zufrieden zu sein.

Dies bemerkten meine Mitschüler und

bald hörte ich ihren Vorwurf, daß ich wahrscheinlich ein Kundschafter des Inspektors und ein Klätscher sei. Dies kränkte mein Ehrgefühl, und daher fing ich an, verschiedenes mitzumachen, woran ich sonst nicht Theil genommen haben würde. Weil ich aber sah, wie mancher Muthwille hart bestraft wurde, so ging ich, um nicht verrathen zu werden, planmäßig und mit Vorsicht zu Werke, und bei der guten Meinung, die ich mir erworben hatte, war es mir auch leicht, manchen Argwohn von mir zu entfernen. Einer der ersten muthwilligen Streiche war, daß ich des Nachts allerlei Getöse machte, wozu mir der Hausknecht, der zugleich Nachtwächter war, die erste Veranlassung gab, weil er, so daß ich es hörte, in der Küche erzählte, es gehe im Collegio, besonders auf dem zweiten Gange, nicht recht richtig zu. Ich wohnte auf diesem Gange und beschloß ihn zu ängstigen, bewirkte dies auch unter andern, indem ich in der Thür, die nach dem geheimen Gemache führte, einige Wallnüsse einklemmte, mit aller Gewalt meines Körpers dagegen drückte, und sie hiedurch auf einmal sprengte. Ich verließ, um dies thun zu können, des Nachts mein Bett; und das sonderbare Getöse wirkte bald nicht blos auf den Knecht allein. Nun fanden sich aber bald mehr muthwillige Knaben; sie wur-

den entdeckt, ich aber nicht, weil ich mich bei Zeiten zurückzog.

Es wirkte auch noch so manches nachtheilig auf mich. Ich besuchte nämlich die katholische Kirche, bei der noch Jesuiten standen. Einer darunter, Namens Wagner, war ein gebildeter und sehr vernünftiger Mann, der aber selten predigte. Ein anderer, Namens Repert, war ein heftiger Mann und hatte manches Sonderbare an sich. So predigte er beinahe ein ganzes halbes Jahr hindurch von der Kinderzucht, und zerrte jeden Text so lange, bis er darauf paßte; und ich erinnere mich noch, daß er sagte, die Worte: „Folge mir nach" wären ein Beweis, daß Jacobus und Andreas, zu denen sie gesagt worden, gut erzogen wären, weil man es sonst nicht vorausgesetzt haben könne, daß sie zu folgen erlernt hätten. Ein anderer Jesuit, Namens Schwarz, predigte auch nicht selten. Er wollte einst den Nutzen von der Anrufung der Heiligen dadurch beweisen, daß ein Raubvogel todt zur Erde gefallen wäre, als er im Begriffe gestanden einen andern Vogel zu erhaschen, und der letzte die Worte: Hilf mir Maria! ausgerufen habe, die er während einer Gefangenschaft, aus der er entwischt wäre, erlernt hätte. Diese Predigten ließen mein Herz unerwärmt; und

da ich die Fertigkeit besaß, die Sprachen anderer nachzuahmen, so erhielt ich bald lauten Beifall der Mitschüler, wenn ich ihnen Stellen aus solchen Predigten vordeclamirte. Sie machten es nun auf die nämliche Weise mit den Predigten, die sie gehört hatten, und so gewöhnten wir uns bald an manche kleine Spötterei. Der protestantische Religions-Unterricht, dem ich beiwohnte, machte Zweifel gegen den Katholicismus bei mir re e und indem ich mich nach und nach über vieles hinwegzusetzen anfing, entsprang Gleichgültigkeit, und die Religiösität, die ich aus dem väterlichen Hause mitgebracht hatte, ging allgemach verloren; besonders da ich überzeugende Beweise erhielt, daß bei manchen unserer Inspicienten — so nannte man die Candidaten der Theologie, die mit uns auf einem Zimmer wohnten und die Aufsicht über uns hatten, — weitgehende Gleichgültigkeit, ja selbst Verhöhnung jener Andachtsübungen herrschte, bei welchen sie, wenn der Inspektor nicht ferne war, große Andacht äußerten. Jetzt sehe ich ein, wie nachtheilig mir dies wurde, und möchte doch ein jeder, der in ähnliche Lagen kommt, behutsam über sich wachen! Denn ich schritt vom Muthwillen bald zur Verstellung, fing schon an mir kleine Heucheleien zu erlauben, und wäre ich auf diesem Wege fortgeschritten, wie

hätte mein offener, gerader Sinn verstellt, welch ein abscheulicher Mensch hätte ich werden können, wenn ich meine angeborene Heftigkeit durch Heuchelei zu übertünchen gelernt hätte. —

Nach dem Verhältniß wie mein Muthwille stieg, ließ mein Fleiß nach, besonders seitdem ich auf Prima gekommen war. Lehrer dieser Klasse war der Subinspektor Huve. Seit seinem achten Jahre war er als Schüler im Fridericiano gewesen, da er auf die Akademie kam, als Lehrer darin geblieben, und zuletzt Subinspektor und Lehrer der ersten Klasse geworden. Das Fridericianum war daher seine Welt. Seine eigene Sanftmuth, Unschuld und Reinigkeit der Sitten war der unrichtige Maaßstab, nachdem er uns beurtheilte. Er hatte viele Sprachkenntnisse, einen großen Wortvorrath und war mit der Lateinischen, Griechischen, und Hebräischen Grammatik genau bekannt. Aber mit Geschmack hatte er die Klassiker nicht studirt, und bei dem Studium der Philologie seine Muttersprache selbst vernachläßigt; auch hatte sich bei dem Mangel des Umganges sein Ausdruck für das gemeine Leben nicht gebildet. Er brachte daher nicht selten Latinismen und Hebräismen in die Deutsche Sprache. Dabei hatte er eine feine, etwas

weibische Stimme, welche mit den tiefen Tönen die er erzwang, sonderbar contrastirte. Daß wir die Kenntnisse und die Gutmüthigkeit dieses Mannes schätzten, ist gewiß; noch gewisser aber, daß wir auch über ihn lachten, und ihn insgeheim mißbrauchten. Wäre er strenger gegen uns gewesen, so würden wir oft behutsamer gehandelt haben. Jetzt aber trieben wir es auch oft sehr weit, und dieses war der Grund, daß ich in seiner Klasse nichts lernte. Weil ich aber nicht müßig bleiben wollte, las ich beinahe jedes Buch, das ich aufzutreiben vermochte, hierunter eine Menge von Romanen, die mir meine Mitschüler zusteckten. Allein an Geschichte gewöhnt, gewann ich daran keinen Geschmack, sondern bei den kläglichsten und schrecklichsten Abentheuern der Romanhelden fiel mir immer der Gedanke ein, daß man uns nur diese Possen aufbürden wolle.

Mit darunter bekam ich aber auch manches gute Buch, hierunter „Miltons verlorenes Paradies". Mit dem Satan, so wie ihn Milton schildert, war ich nicht unzufrieden; denn die Stelle: lieber in der Hölle herrschen, als im Himmel dienen, machte, daß ich ihn so ganz für einen zweiten Cäsar hielt, und daher auch, als bei einem Spaziergange vor dem Roßgärtschen Thore, indem

wir bei dem Hochgerichte vorübergingen, einer unserer Mitschüler uns die Geschichte eines Hingerichteten erzählte, und sich dabei des Ausdrucks bediente: er ließ sich vom Teufel blenden, ihm mit den Worten in die Rede fiel: laß mir den Teufel zufrieden, der ist ein großes Genie. Inspektor Huve, der dieses gehört hatte, wandte sich mit den Aeußerungen des größten Erstaunens gegen mich; lächelte aber doch zuletzt, als ich hinzusetzte: aber ein sehr boshafter Kerl, und wer das nicht glauben will, der lese Miltons verlornes Paradies.

Durch solche Züge gewann ich zum Theil bei einigen meiner Mitschüler, was ich durch meine schlechte Kleidung verlor. Auch wurde meine Eitelkeit, durch manchen kleinen Lobspruch und dadurch aufgeregt: wenn ich in Betreff meines Wissens, welches aber, immer ein erbärmliches Stückwerk war, meinen Mitschülern überlegen zu sein einsah. Denn, schon durch die Lektüre, die ich ohne daß es Roland wußte ins geheim getrieben hatte ich mich, nach jedem Buche zu greifen, und theils um der Langweile zu entgehen, theils auch aus einem gewissen Eigensinn oder Beharrlichkeit, was ich einmal angefangen hatte, durchzulesen, wenigstens durchzublättern gewöhnt; und so verfuhr ich auch im Fri-

dericiano, las die: Sermones fideles des Baco, die Colloquia des Erasmus von Rotterdam, Wielands Uebersetzung des Shakespeare, Yoricks empfindsame Reisen, Schröcks Biographien und Lilienthals gute Sache, die Abentheuer des Albertus Julius und einige Robinsone, kurz was mir in die Hände fiel. Dieses verwirrte Lesen blieb mir eigen, und wenn ich mir gleich dadurch manche encyclopädische Kenntnisse erwarb, so schadete es doch der Gründlichkeit, und ich würde, wenn ich mich bei meinem Lesen, bloß auf einige Wissenschaften beschränkt hätte, da mein Gedächtniß mir alles treulich aufbewahrte, mich ungleich zweckmäßiger gebildet haben.

Es entstand ein gewisses Unstätes und Schwankendes, durch diese oft so widersprechende Lectüre; dabei wurde meine Einbildungskraft, zuweilen höchst seltsam aufgeregt, ein unruhiges Treiben, ein schwärmerisches Sehnen nach mannigfachen abentheuerlichen Begebenheiten, welches mir sehr nachtheilig hätte werden können, bei mir erweckt, beiläufig aber auch durch die Menge des Gelesenen mein Kopf von Ideen vollgepfropft. Diese waren gerade nicht immer die besten, aber sie vermehrten meine Lebhaftigkeit, und es bildete sich durch Combinirung dieser Ideen einiger Witz, der jedoch mehrentheils

immer mit Bitterkeit verbunden war. Diese letzte entstand vielleicht, weil ich oft mein Leben seit einigen Jahren durchlief, und mich in Vergleichung mit meinen Schulgefährten vom Schicksale gemißhandelt glaubte. Viele davon waren die Söhne reicher, wenigstens wohlhabender Eltern. Daß sie sich manchen Genuß verschaffen konnten, den ich entbehren mußte, wäre mir erträglich gewesen: aber daß ich durch meine Kleidung, der ich zum Theil entwachsen war, und die ich schon zu zerreißen anfing, nicht allein der Kälte, sondern auch der Verspottung ausgesetzt war — dies ging mir äußerst nahe. Und wenn ich auch gleich oft in meinen spätern Jahren Mangel litt, und hiedurch mit meiner Bekleidung sehr zurückkam, so war doch beständig das Bestreben, gut gekleidet zu sein, bei mir rege. Daher, sobald ich nur einiges Geld auftreiben konnte, kaufte ich mir gern ein schönes Kleid. Weil ich aber meine Kleidungsstücke nicht schonen konnte, sondern damit etwas nachläßig umging, so entstand hiedurch der sehr sonderbare Contrast, daß ich bald sehr gut, und bald darauf wieder sehr schlecht gekleidet war.

Allein meine Dürftigkeit im Fridericiano, hatte auch ihren Nutzen. Weil ich stark wuchs, und mein Körper nicht reichlich ge-

nährt wurde, so bekam auch die Sinnlichkeit geringern Vorschub, und diese war bei manchen meiner Schulgefährten sehr groß. Sie hatten nicht nur wollüstige Verbindungen mit den Aufwärterinnen und noch ein paar andern liederlichen Geschöpfen — wozu vorzüglich die Amme gehörte, die Inspektor Domsien bei seinem Sohne hatte, und die ihren Liebhabern auf dem Chor in der Kirche Zusammenkünfte gestattete, — sondern auch andere Geist und Körper zerstörende Ausschweifungen waren häufig. Hievon wurde gegen mich kein Geheimniß gemacht, und jene Ideen, die ich durch frühere Lectüre erhalten hatte, wurden bald mit ganzer Thätigkeit rege. Meine lebhafte Phantasie kam hinzu und schwelgte in wollüstigen Bildern. Noch hielt mich eine gewisse Scheu und einiges Schaamgefühl zurück; aber sicher hätte dies nicht lange gewährt, wenn nicht eine anscheinend geringe Veranlassung ein starkes Einkehren in mich selbst bewirkt hätte. Es hatte nämlich Justiz-Commissarius Wachowski, der mir Zutritt in seinem Hause gestattete, manches Gute erwies und manches nützliche Buch gab, mir auch den Messias von Klopstock geliehen. Meine Religiösität, die, weil ich so viel heucheln sah, sehr gesunken war, wurde durch die Lesung des Messias aufs neue belebt. Aber meine rege gemachte Phantasie konnte

sich doch auch nicht von schlüpfrigen Gegenständen losreißen, ob ich dies gleich sehnlich wünschte, und ich fing allmälig an, über die mögliche Befriedigung zu brüten. Ich griff während dieser Zeit zufällig nach Klopstocks Messias, las, freilich nicht mit großer Aufmerksamkeit, bis ich an die Stelle kam, wo Judas Ischarioth, da er sein böses Vorhaben zu vollziehen beschlossen hatte, von seinem guten Engel verlassen wird. Die wehmüthige Rührung, die der Dichter so herzlich schildert, machte auf mich einen sehr lebhaften Eindruck, und bald kam auch (ich leugne es nicht) mein Stolz hinzu. Wenn, sagte ich zu mir selbst, die Vorsehung dich auch zu etwas Außerordentlichem bestimmt hat? wenn sie gerade in diesem Augenblicke als Wink deines guten Genius dir diese Stelle des Dichters vor Augen gehalten hätte? der Gedanke begeisterte mich. Dein guter Schutzgeist soll nicht trauernd von dir weichen, sagte ich zu mir selbst, und wenn meine Phantasie mich irre leiten wollte, so kehrte auch immer das Bild des Dichters zurück, und schützte mich gegen Versuchung. Oft in meinen spätern Jahren, wenn ich die Menschen von der Nothwendigkeit, dem Moralprincip gemäß zu handeln, vorzüglich aber wenn ich sie davon schwatzen hörte, daß unsere Moralität einzig ein Resultat unserer Vernunft,

nicht unſerer Gefühle ſein ſoll; dann erinnerte ich mich an dieſen Zug meiner Jugendgeſchichte, und bin feſt überzeugt, daß, ſo lange wir Menſchen von ſinnlichen Eindrücken abhängen, es gewiß nicht unzweckmäßig iſt, auf unſer Gefühl zur Beförderung der Moralität zu wirken. Wenigſtens bin ich feſt überzeugt, daß, ſeitdem ich die Menſchen ſo viel von moraliſchen Grundſätzen reden höre, ſie um nichts beſſer, ja vielleicht noch unmoraliſcher geworden ſind, als in meiner Jugend, da ſie von Rührung, Andacht und Erleuchtung ſprachen. Daher, bis eine höhere moraliſche Cultur eintritt — deren wol einige weiſe und gute Menſchen fähig ſind, ſchwerlich aber das ganze Menſchengeſchlecht — laßt uns doch die Gelegenheit zu Erzeugung guter Gefühle nicht gering ſchätzen!

Mein jugendlicher Muthwille hatte indeß durch den Beifall meiner Mitſchüler viele Nahrung erhalten. Schon durch meine erwähnte große Fertigkeit, die Stimmen Anderer täuſchend nachzuahmen, hatte ich, ehe ſie bemerkt wurde, manche Lächerlichkeiten veranlaßt, und endlich wurde es auch entdeckt, daß ich nicht der ſtille, ſanfte und fromme Jüngling wäre, für den man mich eine Zeitlang gehalten hatte. Die Veranlaſſung dazu gab ein Trauer-Carmen auf den Tod eines Profeſ-

ſors, der gerade kein berühmter Mann geweſen war. Doch hatte jeder Profeſſor ein Gedicht auf ſeinen Tod gemacht, worin er geprieſen und ſein Verluſt bedauert wurde. Dieſe Gedichte waren auf einigen Bogen zuſammen gedruckt. Wir lachten darüber, daß man von dem Verſtorbenen ſo viel Worte gemacht hätte, und weil gerade damals ein Pudel, der Haushund des Oekonomen aus dem Collegio, von den Knechten des Scharfrichters erſchlagen wurde, ſo that ein Schüler den Vorſchlag, das Leichen-Carmen zu imitiren und unſerm Pudel ein ähnliches Denkmal zu ſtiften. Sobald dies nur einige gethan hatten, wurde die Sache anſteckend, und wer einen Deutſchen oder Lateiniſchen Vers machen konnte, machte ein Gedicht auf den Tod des Hundes. Da nun dieſe Gedichte auf einigen Bogen mit ſchwarzem Rande abgeſchrieben, und ſelbſt in den beiden höhern Klaſſen heimlich umhergereicht wurden, ſo wurde die Sache bald entdeckt, und die Gedichte, deren ſchon einige zwanzig waren, dem Inſpektor Domſien übergeben. Es hatten ſo viele Schüler an der Sache Theil genommen, daß wir mit einem derben Verweiſe abkamen; mein Gedicht wurde für eins der ärgſten erklärt, und hatte auf mein ganzes Schickſal im Collegio wichtigen Einfluß, weshalb ich die letz-

ten acht Zeilen, die mir gerade einfallen versetze:

Armer Pudel rub' in Frieden!
Bracht' dich gleich ein Henker um,
Bist du doch dahin geschieden
In das Hunds-Elysium.

Aber wir — wir müssen fasten,
Knochen, sonst des Pudels Lohn,
Die giebt uns Collegiasten
Jetzt der Koch als Portion.

Hiedurch verlor ich ganz die Gewogenheit des Inspektor Domsien. Um diese nicht zu verscherzen, hatte ich meinen Muthwillen nie bis auf ihn ausgedehnt. Da er mir nun aber Beweise des Unwillens gab, bei manchen Sachen, woran ich unschuldig war, gegen mich inquirirte, so erlaubte ich mir nun auch bald verschiedene Neckereien, die auf ihn einigen Bezug hatten. So lehrte ich z. B. meine Mitschüler, damit der Inspektor sie nicht, wie er es zuweilen that, beschleichen könne, Haselnußschalen vor die Stubenthür zu streuen. Ich schrie zuweilen auf dem Gange, indem ich die auffallenden Stimmen anderer Schüler nachahmte, die bei angestellter Untersuchung ganz ruhig auf ihren Stuben gefunden wurden. Bei dergleichen kleinen Streichen

chen wußte ich mit Hülfe einiger meiner Freunde, die gleich, was ich wollte, bezeugten, die Schuld von mir zu entfernen. Domsien wurde hiedurch nicht ganz getäuscht. Es verdroß ihn vielmehr, daß ich, auf den er oft den größten Argwohn hatte, ihm dennoch das Gegentheil zu beweisen wußte, er strebte nach einer Gelegenheit, mich zu überführen, und glaubte diese wirklich gefunden zu haben, als ich völlig unschuldig war. Wir mußten nämlich, um auf das Speisezimmer zu kommen, über den im Winter völlig finstern Hof gehen. Hier heulte zufällig ein Hund, und viele Schüler heulten mit, da sie über den Hof liefen. Weil mir dieser Muthwille wirklich zu läppisch war, nahm ich daran keinen Antheil, denn es war schon wenig Wochen vor Ostern, mir war schon die Entlassung auf die Akademie zugestanden, und hiedurch ein gewisses Ehrgefühl rege gemacht worden. Ich war daher seit einiger Zeit weniger muthwillig, und wenn ich wirklich einen Streich beging, so strebte ich mich wenigstens dabei in den Augen meiner Mitschüler auszuzeichnen. So, als Domsien bei Strafe von Peitschenhieben, Bier zu trinken untersagte, machte ich, der weder Geld noch Neigung zum Biertrinken hatte, die Erfindung einen Korkstöpsel von inwendig in die Pfeife des Theekessels zu trei-

ben. Nun füllte ich den Theekessel mit Bier, die Pfeiffe mit Wasser, und da es uns, warm Wasser in dem Theekessel aus der Küche zu holen, erlaubt war, der Inspektor, daß wir auch Bier im Kessel hatten, argwöhnte; so mußten wir wenn er uns begegnete etwas Wasser aus dem Theekessel gießen, damit er sähe, was wir darin hatten. Ich goß alsdann das Wasser aus der Pfeife und ging mit dem Bier davon. — Einst da meine Stubengefährten ausgegangen waren, legte ich ein Buch unter den Drücker des Schlosses, und ahmte nun die Stimme eines Italieners nach, der mit einem optischen Kasten umher ging. Ich hörte bald, daß der Inspektor Huve, hiedurch aufmerksam gemacht, meine Stube öffnen wollte, und fing nun ein Gezänk an, indem ich mit meiner eigenthümlichen Stimme den Italiener sich zu verstecken bat, und mit der Stimme des Italieners Einwendungen machte. Da mir nun der Inspektor die Thür zu öffnen gebot, gehorchte ich. Er suchte ohne ein Wort zu sagen, nach dem Italiener umher, und da er ihn nicht fand, fragte er endlich: wo der Italiener geblieben wäre? Jetzt stellte ich mich erschrocken, erzählte den wahren Vorgang; sagte, daß ich bloß ein paar neugierige Schüler, die sich vor meiner Thür versammelt hätten, zu täuschen die Absicht gehabt

und kam bei dem gutmüthigen Huve mit einem Verweise davon.

Durch Muthwillen dieser Art hatte ich mich in den Augen meiner Mitschüler so ausgezeichnet, daß ich einen einfältigen Streich, besonders seitdem ich Dimittendus war, unter meiner Würde hielt. Ich fühlte mich daher in gewisser Art gekränkt, als Inspektor Huve mich wegen des Hundegeheuls zur Rede stellte, und sagte ihm mit meiner eigenen Lebhaftigkeit: daß ich so etwas Dummes nicht mitmache. Huve wurde empfindlich; und Sommer, ein Schüler von Klein-Sekunda, sagte nun (ich weiß nicht ob aus Argwohn, oder bloßer Rache): er habe mich heulen gehört. Ich hatte den Tag vorher mit ihm Händel gehabt; denn es war sehr gewöhnlich, den Schülern Spottnamen zu ertheilen, und daher hatte auch ich wegen meiner Lebhaftigkeit und meines lahmen Fußes den Namen Tamerlan erhalten. Domsien aber, der den Schülern durchaus nicht Selbstrache gestattete, hatte die Beilegung solcher Eckelnamen bei Peitschenstrafe verboten; wegen Größe dieser Strafe wußte ein jeder, daß, wenn er sich wegen eines solchen Spottnamens an seinem Mitschüler Genugthuung nahm, dieser nicht leicht klagen würde, und daher hatte ich auch dem Sommer, als er

mir den Namen Tamerlan nachrief, eine Ohrfeige gegeben, sagte ihm daher, daß er aus Rache lüge, und berief mich auf das Zeugniß anderer Schüler, die gesehen hatten, daß ich ruhig aus der Oekonomie in meine Stube gegangen war.

Ich weiß nicht ob Huve durch meine lebhafte Vertheidigung beleidigt wurde, oder ihm Domsien den Auftrag gegeben hatte, wenn ein Argwohn gegen mich Statt fände, solches anzuzeigen; denn, als wir am folgenden Morgen in die theologische Klasse kamen, erklärte Inspektor Huve, daß ich wegen des Hundegebeuls in allen Klassen, worin ich wäre, bei Tische und in der Kirche Ultimus sein sollte. Jetzt bekam ich eine Art von republikanischer Anwandlung, es erwachte die Erinnerung meiner frühen Jugendzeit; ich erwiederte hierauf: ich könnte manchen Schwank verübt haben, wofür ich diese Strafe verdient hätte, aber jetzt wäre ich unschuldig, und bat die Sache zu untersuchen. Statt aller Beweise wurde Sommer nochmals in die Klasse gerufen, der seine am vorigen Tage gemachte falsche Aussage wiederholte, und Huve erklärte, daß wenn ich nicht mit dem Urtheil zufrieden wäre, so könnte ich mich an den Inspektor Domsien wenden. Ich war des Leichengedichts auf den Hund überwiesen, und

glaube, daß durch Combination dunkler Ideen, weil jetzt wieder die Rede von einem Hunde war, Domsien mich auch nicht für unschuldig hielt. Er bestätigte daher das Urtheil, wollte sich auf Prüfung nicht einlassen, und gab mir noch eine Ohrfeige. Dies empörte mich; ich ging zurück in die Klasse. Huve fragte mich im Unwillen, ob ich mich nun als der Letzte setzen wolle. Ja! sagte ich, aus Gefälligkeit für die beiden Herrn Inspecteren, die es haben wollen; Strafe ist es nicht, denn weil ich unschuldig bin, kann ich nicht bestraft werden. Nun Bube! sagte Huve: so thue was du willst. Ich nahm das Letzte, weil ich es so anzunehmen wünschte und auch immer wenn ich Recht zu haben glaubte, ein gewisser Trotz in meinem Charakter lag, höchst unvorsichtig und ungeprüft für eine Art von Widerruf, und setzte mich bei Tische auf meinen Platz. Als wir in die die Klasse zurückkehrten, war Huve sehr erzürnt, und bald darauf erschien auch Domsien, gab mir ein paar Hiebe, befahl mich ins Carcer zu bringen; statt dessen aber verließ ich das Collegium.

Ich nahm meine Zuflucht zu Wachowski und dem Lieutenant v. Fabecki, dessen Eltern unsern den meinigen wohnten, schrieb an Roland, erzählte ihm aufrichtig die ganze Ge-

schichte, und äußerte ihm am Ende des Briefes: er kenne mich und meinen Vater; mir aber wäre sein Einfluß auf den letzten bekannt. Wenn ich mit erster Post einen Brief von ihm erhielte, daß er nach Borken gereiset wäre, um mich dort zu vertreten, würde ich hinkommen, wo nicht so sprächen wir uns in unserm Leben nicht wieder; denn unschuldig ließe ich mich nicht mißhandeln, und wenn er es mir jemals zugetraut hätte, daß ich einen festen Vorsatz auszuführen im Stande sei, so möchte er dies gegenwärtig glauben. Mit nächster Post erhielt ich einen Brief von Roland: er wäre nach Borken unterwegs, und ich möchte dahin eilen; denn Roland fühlte jetzt mehr Theilnahme für mich, weil ich ihm kleine Gedichte und Schularbeiten als Proben meines Fleißes zugesandt hatte, und er sich hiedurch zu guten Hoffnungen berechtigt hielt. Wir standen mit einander in Briefwechsel, und dieser war mir jetzt sehr vortheilhaft; denn Roland kannte mich, und konnte aus meinen Aufsätzen meine Stimmung beurtheilen. Er sprach als theilnehmender Freund, einer solchen Stimme war nie mein Herz verschlossen, und ich danke ihm noch im Grabe die Güte und das liebevolle Benehmen, womit er mich damals sehr verständig lenkte. Eine Idylle hatte ihn besonders aufmerksam gemacht, und er nahm

sich wirklich mit vieler Feinheit. Er schrieb mir, daß ich einige Anlagen zum Dichter besäße, aber unstreitig hätte ich weit mehr Talente zur Geschichte und Geographie, er glaube, wenn ich viel Reise-Beschreibungen und viel Werke über Geschichte lesen möchte, so würde ich nicht nur meine Mitschüler übertreffen, sondern hiedurch selbst auf der Akademie glänzen, und dann fügte er noch hinzu: der Ruhm des Geschichtschreibers ist sehr bleibend, ich lese jetzt eben den Bayle, der über 100 Jahr alt ist, und doch häufig gelesen und geachtet wird. — So suchte er mich von Beschäftigungen meiner Phantasie, wobei er das Erwachen von Leidenschaften befürchtete, zurück zu halten, und wirkte überhaupt durch seinen Briefwechsel in mehreren Fällen vortheilhaft auf mich. Ich fand ihn jetzt in Borken. Er hatte ein paar Seiten meines Vaters berührt wobei ihm der Erfolg nicht fehlen konnte. „Ludwig hat Ehrgefühl; er läßt nichts auf sich sitzen. Er hat Kraft und Muth, und will lieber alles wagen, als sich unschuldig unterdrücken lassen". Ich fand daher meinen Vater ungleich ruhiger, als ich es erwartet hatte, und besonders hatte sich Demsien nicht fein genug genommen. Er hatte den eigentlichen Grund meiner Bestrafung nicht angezeigt, weil er wol selbst fühlte, etwas zu weit gegangen zu sein; son-

dern ein großes Verzeichniß aller alten Beschwerden zusammengestellt, und damit geschlossen: daß ich, wenn ich derselben überwiesen gewesen wäre, weit härtere Strafe verdient hätte. Mein Vater wurde hiedurch nicht getäuscht, sondern sagte in seiner militairischen Sprache zu Roland: er sehe es ein, daß Domsien in Betreff seiner Beschuldigungen gegen mich nicht recht sattelfest sei. Auch erklärte Domsien, daß, wenn mein Vater mich bis zum Examen zu Hause behalten wolle, er mir mit den übrigen Dimittenden ein gemeinschaftliches Zeugniß zu geben bereit wäre. Dies wurde angenommen, und so kam ich auf die Akademie. Dem redlichen Huve, einem wahrhaft frommen Manne, gegen den ich mir den kleinsten Muthwillen gestatter zu haben bereue, habe ich, wo ich konnte, meine Achtung zu bezeugen gesucht, die er auch durch Reinigkeit des Herzens und den redlichsten Fleiß von jedem seiner Schüler verdient hat. Auch habe ich nie an dem Muthwillen, den sich häufig die Studenten gegen Domsien erlaubten, einigen Antheil genommen, und ihm freilich nie Herzlichkeit, aber auch nie den geringsten Haß geäußert.

Ehe ich mich von den Begebenheiten, die ich im Collegio Friderciano erlebte, zu

andern Gegenständen wende, muß ich noch einen kleinen Umstand nachholen. Es waren damals hier Gemälde üblich, die man Quodlibets nannte. Der Grund stellte ein Brett oder ein Stück Camelett vor, über diesen ging der Quere nach ein kleines Bändchen, wodurch verschiedene gemalte Gegenstände, als ein gedrucktes Blatt, ein Holzstich, Noten, Landkarten, Spielkarten und ähnliche Dinge befestigt waren, so als ob sie wirklich da wären, und der größte Werth des Gemäldes bestand darin, wenn es höchst täuschend gemacht wurde. Ein gewisser Neumann gab damals im Collegio Fridericiano Unterricht im Zeichnen, und einer meiner Mitschüler verfertigte nach Neumanns Anweisung ein solches Quodlibet. Ich sah nun, wie er dabei verfuhr, lieh von ihm die Vorzeichnung und die Farben und verfertigte ein ähnliches Gemälde. Dies fiel so aus, daß meine Mitschüler, selbst Neumann nicht glauben wollten, daß ich noch gar keinen Unterricht im Zeichnen erhalten hätte. Durch sie aufgemuntert, nahm ich an der Zeichenstunde Theil, wurde Neumanns Liebling, und da dieser in seinem Hause einige Stunden hindurch unterrichtete, so überließ er es mir, als ich auf der Akademie war, so viele Stunden als ich wollte, von diesem Unterricht zu benutzen; so daß er, wenn ich drei Stunden hinter einander bei

ihm blieb, mir solches doch nur immer für eine Stunde anrechnete. Hierdurch brachte ich es im Pastell-Malen zu nicht geringer Fertigkeit, verkaufte in der Folge durch Neumanns Vorschub, mit dem ich in freundschaftliche Verhältnisse kam, manches Pastell-Gemälde, und dies wurde für mich eine kleine Erwerbsquelle, die mir, da mein Vater bei seinen zerrütteten Vermögens-Umständen nicht viel für mich thun konnte, doch die Mittel zur Bestreitung einiger kleinen Ausgaben gewährte. Der Anfang meines akademischen Lebens verstattete mir keine fröhliche Aussicht; denn nachdem mein Vater mich wegen der Wohnung und des Tisches bei der Mutter des Justiz-Commissarius Wachowski eingemiethet hatte, erhielt ich von ihm zu den Immatriculations-Kosten, die damals gegen neun Thaler betrugen, und zu meiner Bekleidung und Einrichtung nicht mehr als zwanzig Thaler mit der Erklärung, daß er mir nicht mehr geben könne. Meine älteste Schwester und meine Mutter langten nun ihre Sparpfennige hervor, letztere gab mir auch einige Stücke Leinwand zum Verkaufe mit, und dies zusammen genommen reichte hin, mich zu bekleiden und meine ersten Bedürfnisse auf der Akademie zu bestreiten; nicht aber mir Bücher zu kaufen. Dies Letzte wurde mir doppelt drückend, weil

ich ſtatt nützlicher Beſchäftigung, die ich wünſchte, beinahe keine hinreichende Beſchäftigung hatte, indem die Collegia und ihre Repetition meine Zeit gar nicht füllten. Kant hatte damals ſeine glänzendſte Periode angetreten. Er las, als ich auf die Akademie kam, die Metaphyſik unentgeldlich. Ich beſuchte nun dieſe Vorleſung und verſtand ſie nicht. Bei der Achtung für Kants Ruf und dem Mißtrauen, das ich jederzeit in meine Kräfte ſetzte, glaubte ich ſelbſt, mehr ſtudiren zu müſſen. Daher fragte ich jeden meiner Bekannten: ob er nicht eine Metaphyſik oder ein anderes Werk philoſophiſchen Inhalts beſäße. Bald erhielt ich die Werke von Wolf, Meyer und Baumgarten; aber auch manche höchſt erbärmliche Bücher, die ich mit großer Anſtrengung durchlas. Ich durchwachte ganze Nächte, brachte, dieſe miteingeſchloſſen, zwanzig und mehrere Stunden ununterbrochen beim Buche zu und lernte nichts.

Einem andern meine Unwiſſenheit einzugeſtehen, und ihn um Rath zu fragen, hiezu mangelte mir Gelegenheit; theils hinderte mich auch Stolz und Eigenſinn. Dieſer letzte vermehrte ſich bei mir, ich weiß nicht aus welchem Grunde; aber ſchon ſeit der Zeit, da ich ins Fridericianum gekommen

war, wurde es mein sehnlicher Wunsch, jeden Zweck ohne fremde Hülfe zu erlangen. Dies verleitete mich selbst zu Thorheiten und zwecklosen Anstrengungen. So war ich anfänglich in den Straßen Königsbergs, unbekannt, und nahm es mir vor, aus dem Fridericiano in die krumme Grube zu gehen, ohne jemanden zu fragen. Da ich aber den Schloßberg hinabging, wandte ich mich statt nach der linken Seite zu gehen, nach der rechten; kam hiedurch in den Kneiphof und die Vorstadt; wandte mich, da ich an das Brandenburgische Thor kam, links; entdeckte in der Nachbarschaft des friedländischen Thors daß dies der Weg wäre, auf dem ich in die Stadt gekommen war, und kam nun über den Ochsenmarkt in die krumme Grube. Allein der weite ungewohnte Weg hatte mich angegriffen; ich bekam Seitenstiche und mußte einige Tage lang das Bett hüten. — Wenn ich in solchen Fällen zuletzt merkte, daß es nicht gehen wollte, so warf ich alles weg. So ging es denn auch mit der Metaphysik, besonders da ich einsah, daß manche Zuhörer von Kant noch weniger als ich wußten. Ich fing an zu glauben, daß die Leute in Kants Vorlesungen liefen, um sich ein Ansehen zu geben; begann, manchen damit zu necken und alle Philosophie für unnütz zu erklären. Helvetius vom Geist des

Menschen, und d'Argens Philosophie der gesunden Vernunft, Bruckers Geschichte der Philosophie und einiges von Grotius, Hobbes, Gassendi und ähnlichen Schriftstellern waren doch in dieser Epoche nicht fruchtlos von mir durchgelesen worden, obgleich auch meine damalige Lectüre zum Theil Keim der Schwärmerei wurde, wovon man späterhin einiges finden wird.

Zur Erholung beschäftigte ich mich mit Zeichnen und der Malerei, worin mir Neumann, wie ich vorhin erwähnte, allen möglichen Vorschub that. Wir wohnten in einem Hause, unsere Zimmer stießen aneinander; Neumann war ein gefälliger Mann, der mich gerne sah. Ich setzte das Zeichnen bei ihm fort, zeichnete oft, wenn ich nichts anders zu thun hatte, ganze Tage lang, schien Talent dafür zu besitzen, hatte auch die Fähigkeit, Carricaturen mit großer Schnelligkeit hinzuwerfen; und Menschen die etwas Possierliches, oder sehr auffallende Physiognomien hatten, traf ich so glücklich, daß man sie beim ersten Anblicke erkannte. Neumann hatte verschiedene Schriftsteller über bildende Künste und Alterthümer. Die Werke eines Leonardo da Vinci, Sandrart, Winkelmann, Hadedorn, Mengs, studirte ich jetzt mit Eifer, und dies hatte mannigfachen Vortheil. Ich abstrahirte mir theils nach den Regeln der

Kunst, theils aus Kupfern und Gemälden ein gewisses Ideal von Schönheit. Ich müßte, wie Lessings Conti sagt, der mit den Augen zu malen wünschte, mit der Einbildungskraft zu malen im Stande gewesen sein, wenn ich das Bild, das vor meiner Seele schwebte, hätte abzeichnen können. Jeder Versuch, es auf das Papier zu werfen, mißlang so sehr, daß ich ihn voll Unwillen völlig unterließ. Aber dieses Bild von Schönheit begleitete mich überall, und wurde mir bei meinem warmen Blute ein vortreffliches Gegengift. Es ist wahr, hätte ich ein weibliches Geschöpf gefunden, das dem Bilde meiner Phantasie gleich gewesen, ich weiß nicht was aus mir geworden wäre. — Der glühendsten Leidenschaft war ich fähig, und ich leugne nicht, ein gewisses Sehnen, ein Wunsch, dies Ideal in der lebendigen Natur aufzufinden, erzeugte in meiner Seele oft eine melancholische Stimmung, ohne daß ich einen deutlichen Grund wußte. Ohne Gesellschafter ging ich spazieren; jeden Punkt um Königsberg, der eine schöne oder wenigstens eigenthümliche Aussicht gewährte, hatte ich aufgespürt. Da mich bei meinem lahmen Fuße das Gehen angriff, gelangte ich gewöhnlich erst ermüdet hin; setzte mich alsdann auf die Erde, las, wenn ich gerade ein Buch in der Tasche hatte, sah lange Zeit in die Ferne

hin, wurde oft von einer so wehmüthigen Stimmung durchdrungen, daß ich, ohne den Grund mir davon deutlich zu denken, häufig Thränen vergoß, wobei aber doch immer der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit und die geringe Aussicht, jemals auf Erden glücklich zu werden, zum Grunde lag. Oft hielt ich mit mir lange Selbstgespräche, und zuweilen erhielten meine Worte ein Silbenmaaß, und meine Stimme ging dabei von der Declamation selbst zum Gesange über, und seit dieser Zeit ist es bei mir etwas Gewöhnliches, daß mir bei jedem lyrischen Gedichte, welches ich mache, auch zugleich eine gewisse Melodie einfällt, die, wie ich dies selbst zuweilen bemerke, aus einigen andern mir bekannten Melodien zusammen gestoppelt ist. Die Spaziergänge, bei welchen mein Geist diese Richtung bekam, verminderten die jugendliche Wildheit, die mir in der Schule eigen geworden war; es entsprang vielmehr bei mir eine gewisse Schwermuth, so daß meine wenigen Bekannten, sich über mein düsteres Wesen und meine Einsilbigkeit befremdend äußerten. Doch kehrte ich größtentheils etwas ruhiger und mit manchem Entschlusse zum Guten nach Hause. Begegneten mir Frauenzimmer, so überfiel mich oft ein Schauder bei dem Gedanken: Sie gleicht deinem Bilde! aber wenn ich näher kam, dann prüfte ich

immer mit ruhiger Kälte, fand hin und wieder einen einzelnen Zug, aber mehrentheils so große Abweichungen, so viel Unregelmäßigkeit, daß nie ein Frauenzimmer bleibenden Eindruck auf mich machte; und daher kann ich aufrichtig sagen, daß ich nicht weiß, was Liebe ist, die ich eigentlich nur aus Dichtern kennen lernte, welche ich in deutscher, lateinischer und französischer Sprache, wo ich sie auftreiben konnte, las.

Hätte ich damals so viel Geld gehabt, mir Bücher kaufen zu können, ich hätte viel gelernt. Ich kam auf den Einfall, mir wenigstens die Bekanntschaft der Lateinischen Klassiker zu erwerben. Es gab damals einen Antiquarius Bare; bei diesem kaufte ich die kleinen Elzevirschen, Janzonschen und ähnliche Ausgaben, die ich bei meinen Streifzügen am leichtesten bei mir führen konnte, für ein sehr geringes Geld. Ich schien dem Manne zu gefallen, er lieh mir manches Buch, besonders deutsche und französische Dichter, ohne allen Eigennutz. Er hatte in der Schweiz das Kattunbrucken erlernt, und schnitt selbst recht artige Druckformen in Holz; ich sah zu, wie er dieses arbeitete, und machte nun, bloß zu meinem Vergnügen, ein paar Versuche in Holz zu schneiden, die nicht ganz unglücklich ausfielen, mir, da ich sie ihm vorzeigte,

zeigte, sein Wohlwollen und seine Aufmerksamkeit erwarben und die Veranlassung wurden, daß ich manche kleine Handarbeit versuchte.

Bei meinen Streifereien führte mich auch mein Weg auf die hiesige Schiffswerfte. Meine alte Vorliebe für Reisebeschreibungen erwachte; der Mann, der so schnell auf dem Schiffe über die Meeresfläche hinweggleiten, bald mitten in einer Insel auf der Spitze eines Felsen stehen, hier ein Gebirge, dort eine schöne Ebene, vom Meere umkränzt, im Auge haben, bald eine Amerikanische Landschaft, worin ein Haufe von Wilden als Jäger umherstreift, und bald wieder eine Landschaft in Ostindien, worin sich eine prächtige Pagode, von Palmen umgeben in der Ferne erhebt, erblicken konnte, wurde mir ein Gegenstand des Neides. Hiedurch bekam meine Schwärmerei eine andere Richtung; ich könnte, so träumte ich mir, ungeachtet meines lahmen Fußes ein berühmter Seemann werden. Dies hatte bald für mich den größten Reiz. Ich wollte mir jede Vorbereitung eigen machen, von unten auf bei einer Flotte dienen, meine Kenntnisse sollten mir Empfehlung sein, durch mein Verdienst wollte ich steigen. Bei den Schweden oder Russen wollte ich meine Laufbahn antreten; wenn

mich hier das Glück nicht begünstigte, zu den Türken gehen. Ich dachte mich schon als Wiederherstellter der Türkischen Seemacht, und fing bald an, ernstliche Vorkehrungen zu machen, ging häufig auf die Schloß- und Wallenrodtsche Bibliothek; las, was ich über Schiffbau und Seewesen auftreiben konnte; begab mich auf die Werfte und suchte bei den Schiffszimmerleuten Belehrung. Da ich ihre Arbeiten bewunderte, hin und wieder einen Kunstausdruck fallen ließ, sie sehr höflich behandelte, so wurde ich bald von ihnen freundlich aufgenommen, und lernte die einzelnen Stücke des Schiffs, ihr Verhältniß gegen einander, den Nutzen und Vortheil mancher Einrichtung, und ähnliche Dinge bei den Schiffen kennen. Des Sonntags ging ich nach der neuen Bleiche, einem Lustorte, den mehrentheils Handwerker besuchten, stellte mich bald an diesen, bald an jenen Tisch, und horchte auf die Gespräche. Stieß ich hin und wieder auf einen Handwerker, der mir nach meinem Sinne war, so ließ ich mich sehr freundlich mit ihm ein, sprach manches zum Lobe seines Gewerbes, und erwarb mir dadurch Zutritt zu vielen Handwerksstätten. Die Gewerbe des Seilers, Ankerschmids, Glockengießers, Klempners, Schlössers, Drechslers, und mehrerer lernte ich so in den Handwerksstätten selbst kennen, und

las auch zugleich, was im Schauplatz der Künste und Handwerker, besonders aber in der Französischen Encyclopädie, die ich auf der Schloßbibliothek benutzte, darüber stand. Ich hörte zugleich Vorlesungen über Mathematik und Physik, und erinnere mich bei den letzten noch dankbar des Professor Teske, eines vorzüglichen akademischen Lehrers, den ich leider nicht lange genug benutzen konnte, weil ihn bald der Tod der hiesigen Akademie raubte.

Alle Zeit, die mir von meinen Studien und andern Beschäftigungen übrig blieb, wandte ich auf Malerei. Mit vieler Keckheit wagte ich Zeichnungen zu großen historischen Gemälden zu entwerfen. So lebhaft die Bilder mir hierbei vor meiner Seele schwebten, so wenig genügte mir doch die Zeichnung selbst, und ein Blatt, woran ich mit rother oder schwarzer Kreide insgeheim oft viele Tage lang gearbeitet hatte, wurde mehrentheils, weil ich damit höchst unzufrieden war, schnell vernichtet; und doch hinderte mich dieses nicht, nach wenig Tagen eine ähnliche Arbeit anzufangen. Der Gedanke mich vielleicht zum Künstler zu bilden, einen Theil meines Lebens auf klassischem Boden, unter Italiens schönem Himmel, hinzubringen, füllte nun wieder manche Stunde

voll süßer Schwärmerei und machte, daß ich freilich nicht in der Welt, die mich umgab, aber doch bei den schuldlosen Träumen meiner Phantasie nicht unzufrieden lebte. Wäre ich hiebei auch kein großer Künstler oder berühmter Seeheld geworden, so würde ich doch bei meiner damaligen Thätigkeit und Geistesstimmung wahrscheinlich viel gelernt haben, wenn die Vorsehung nicht alles auf einmal gehemmt hätte.

Jugendfreude genoß ich nicht; ich war arm, mußte daher oft auf wenig Groschen geizen. Mein Vater stand in dem Rufe eines wohlhabenden Mannes; dieses und schon mein Stand als Adliger setzten mich in die Nothwendigkeit, manchen Erwerb nicht suchen, und manche Ausgabe machen zu müssen. Da ich keine Gasthäuser besuchte, mich, wenn ich an einen öffentlichen Lustort kam, abgesondert hielt und wenig verzehrte; so hatte ich unter jungen Leuten auch wenig Bekanntschaft. Ich galt bei vielen für stolz, bei andern für einen Sonderling. Manche wollten mich necken; aber da ich eine gewisse Bitterkeit in meiner Gewalt hatte, so kam ich größtentheils durch einfällige oder solche Antworten, bei welchen meine Gegner selbst nicht wußten, wer der ge-

necke Theil geblieben wäre, ziemlich gut davon.

Weil damals noch Duelle häufig waren, kam es auch ein paar mal zu Balgereien, wobei ich, weil ich nicht schnell zu Fuße war, auch in meinem rechten Arm keine hinlängliche Stärke hatte, jedes Mal eine kleine Wunde bekam. Hiedurch wurden mir die Händel verhaßt, ich selbst in meinen Ausdrücken behutsamer; aber gerade wegen meiner steigenden Nachgiebigkeit, und weil ich wirklich aus dem Wege ging, wollte auch mancher an mir zum Ritter werden. Dies war einst der Fall in den Vorlesungen des verstorbenen Doctor Buck über Experimentalphysik. Ein reicher junger Mann, der etwas stark in einem Weinhause gefrühstückt hatte, suchte mich auf eine läppische Weise zu necken. Ich stand, um die Versuche zu sehen; er hatte sich aber hinter mir niedergesetzt, und forderte mit trotzigem Tone, daß ich weggehen sollte. Ich entschuldigte mich, und rieth ihm, daß er aufstehen möchte, um so gut als ich zu sehen. Er blieb sitzen, lösete aber unvermerkt mir, der ich sehr langes Haar hatte den Zopfband auf, dieser fiel auf die Erde; ich hob ihn schweigend auf und bewickelte mein Haar; zum zweiten Mal riß er jetzt das Band los, und zum zweiten Mal befestigte ich ihn, nahm

meinen Zopf über die Schulter und hielt ihn mit der einen Hand. Dies letzte schien mein Gegner nicht zu bemerken, riß mir daher den Kopf sehr unsanft nach hinten, als er meinen Zopf anfaßte, um ihn wieder in seine Gewalt zu bekommen. Jetzt war aber auch meine Geduld hin, ich wandte mich um und gab ihm eine Ohrfeige. Er sagte kein Wort, stand aber auf und suchte Hülfe. Es fanden sich zwei verworfene Menschen; der eine wurde späterhin Schauspieler, der andere stand in einem nicht unansehnlichen Amte, worin er aber weder wegen seines Kopfs noch Herzens Achtung genoß. Hätte der Mann späterhin einen Dienst von mir gefordert, ich würde ihn ihm sogleich geleistet haben, aber ich gestehe, daß mir, als mich der Zufall ein paar Mal mit ihm zusammen führte, ein unwillkührlicher Schauder überlief. Ich hatte diese beiden Leute, die jetzt bereits im Grabe sind, vorher nicht gekannt; mit dem letzten vielleicht nie ein Wort gewechselt. Ruhig verließ ich das Collegium. Nimm dich in Acht! schrie eine Stimme — es war Baron Hoverbeck, — und kaum entging ich einem Schlage, den man mir von hinten geben wollte, den ich jedoch sogleich mit meinem Stocke zu erwidern strebte. Die beiden andern fielen mir jetzt von hinten in die Arme; aber mehrere, mit de-

nen ich zum Theil in gar keiner Verbindung ſtand, ſprangen zu und brachten uns auseinander. Was ſollte ich jetzt thun? Mein Vorſatz war mit jedem einzeln anzubinden. Dem nachherigen Schauſpieler begegnete ich noch deſſelben Tages in einer abgelegenen Straße. Ich gab ihm ein paar Hiebe; mein Stock ſprang. Er ging davon. Jetzt aber warben die andern beiden noch mehrere. Ich hörte, daß man gegen mich komplottire; Unwille und Aerger machten mich krank.

Es war kurz vor Pfingſten; ich befand mich am zweiten Feiertage im Hauſe des Doktor Gervais, worin ich aus alter Bekanntſchaft mit Güte behandelt wurde. Der Umgang in dieſem ſehr gebildeten Hauſe wurde damals allgemein geſchätzt und geſucht, und ich lernte dort während meiner akademiſchen Jahre auch zwei Männer kennen, mit welchen ich ſpäterhin in Verbindung blieb, nämlich: den damaligen Hofgerichtsadvokaten, jetzigen Kriegsrath Bock, und den damaligen Hauptmann, nachherigen General-Lieutenant v. Dierike, der bei ſeiner Anſpruchloſigkeit und ſeltenen Herzensgüte, mich, den Jüngling nicht unter aller Aufmerkſamkeit fand, und ſpäterhin bis an ſeinen Tod mit freundſchaftlichem Wohlwollen behandelte. Als ich nun an gedachtem Tage in dieſem Hauſe war,

sagte ich dem guten Doktor, ich wäre krank, entdeckte ihm aber nicht die wahre Ursache, sondern klagte bloß über Kopfschmerz, Hitze und Uebelkeiten. Nehmen Sie ein abführendes Mittel, sagte Gervais. Am folgenden Tage fühlte ich mich äußerst krank, und nahm das verordnete Mittel. Meine Krankheit nahm fürchterlich zu, nach ein paar Tagen war ich sinnlos; denn Aerger und das abführende Mittel hatten die jetzt ausbrechenden Blattern doppelt bösartig gemacht. Gervais war gerade nach Graudenz zur Revue; nach seiner Rückkehr aber vereinigte er seine Bemühungen mit denen des Doctor Orlovius, den indeß der Sohn meiner Wirthin, der jetzige Justiz-Commissarius Wachowski der ältere, zu meinem Beistande holen ließ. Dankbar muß ich des Wachowski erwähnen, der während dieser ganzen Krankheit, in der ich oft in wilder Phantasie tobte, viel Geduld und gütige Aufmerksamkeit für mich hegte, und in allem für mich sorgte.

Meine Einbildungskraft aber wurde durch einen zufälligen Umstand sehr aufgeregt. Als ich krank wurde, las ich Klopstocks Messias. Satan und Adramelech waren daher beständig vor meiner Phantasie, und dann auch wieder Eloa, Abadona, und die andern Engel Klopstocks. Meine Krankenwärterin, die

mich immer vom Teufel und von Engeln reden hörte, gerieth dadurch oft in nicht geringe Angst. In den Augenblicken der Besinnung ließ ich einen Katholischen Geistlichen rufen, bereitete mich den kirchlichen Grundsätzen gemäß zum Tode, und dieser war mir lange äußerst nahe. Gerade an meinem Geburtstage den 8ten Junius erkrankte ich, und am 29sten September verließ ich zum ersten Mal das Lager. Lange war ich des Gesichts beraubt. Bei meiner Genesung war das rechte Auge völlig erloschen, auf dem linken war eine Erhabenheit, die durch den Gebrauch mancher Arzneimittel sich zusammenzog, und zuletzt die Größe eines kleinen Nadelkopfs hatte. Von meinen Haaren und selbst den Augenbraunen war keine Spur, mein Gesicht äußerst entstellt. Ich erspare mir die Erinnerung, dem Leser die Schilderung des Scheußlichen der Krankheit.

In Königsberg war ich jetzt unnütz; meine Aerzte gaben mir den Rath, auf das Land zu reisen, und mich dort während einiger Monate zu erholen. Gervais sagte zu einem meiner Freunde, der meine Entstellung bedauerte: Baczko hat sich zwar von den Blattern erholt, wird aber wahrscheinlich bald an der Auszehrung sterben. Dies glaubte ich selbst; die Vorsehung wollte es anders.

Meine arme Mutter jammerte bei meinem Anblicke; mein Vater tröstete sich mit dem Gedanken: es sei Wille des Himmels. Meine Kräfte fanden sich schnell wieder; aber plötzlich stellte sich ein fürchterlicher Schmerz im rechten Auge ein. Dieser vergrößerte sich, und in der Mitte erhob sich ein Staphylom; auch die Erhabenheit auf dem linken Auge vergrößerte sich. Mein Vater schickte mich nach Rastenburg, wo der Regiments-Chirurgus Haudi die Uebel beschränkte, aber ohne sie zu heben, und dort machte ich zufällig die Bekanntschaft des Major v. Kowalski, dessen ich späterhin erwähnen werde. Mein linkes Auge wurde entzündungsfrei; ich konnte wieder lesen und schreiben. Mein Vater hoffte, Königsbergs Aerzte würden dies Auge noch völlig heilen; ich selbst wünschte meine Studien fortzusetzen und daher wurde ich nach Königsberg zurück geschickt; weil es aber außer der halbjährigen Miethszeit war, so wohnte ich einige Monate lang auf dem Zimmer des Lieutenant v. Fabecki. Dieser hatte eine kleine Büchersammlung von Romanen, Schauspielen und Dichtern. Ich las, und fing an selbst einige kleine Aufsätze zu entwerfen. Mein Aeußeres war sonst vortheilhaft, jetzt zurückschreckend, bleich, matt und abgezehrt schlich ich umher. Viel Mitleiden wurde mir geäußert; aber gütiger

Gott! wie unglücklich ist der Mensch, für den nur einzig Mitleiden die herrschende Stimmung wird? Ach, ich hatte einst andere Gesinnungen zu erregen gehofft! das viele Beklagen erzeugte in mir eine höchst schwermüthige Stimmung, und darf ich hier eine Bitte an gute Menschen wagen, so ist es diese, dem Unglücklichen, für den sie Theilnahme fühlen, zu Thätigkeit und Lebensgenuß zu ermuntern, und ihm Aussichten, wenigstens Hoffnung zu schaffen. Dieses hienieden, die Hoffnung einer bessern Welt jenseit des Grabes, waren für mich der wirksamste Trost. Das Mitleiden, das Bedauern beugte mich tief; ich scheute die Menschen, welche das Gefühl meines Elendes rege machten, und es entsprang eine gewisse Bitterkeit in meinen Aeußerungen, die mir keine Freunde erwarb. — So tröstete mich einst, da ich einen öffentlichen Garten besuchte, ein mir vorher völlig unbekannter Buckeliger; nachdem ich ihn einige Mal mich zu verschonen gebeten hatte, wurde ich unwillig und fing an, ihn über seinen Buckel zu trösten; er wurde hierüber aber äusserst aufgebracht. Sie sind, sagte ich, ein sehr unhöflicher Mann, ich habe Ihren Trost über drei Uebel: daß ich lahm, einäugig und mißgestaltet bin, geruhig angehört, und Sie wollen meinen Trost über ein einziges körperliches Gebrechen, Ih-

ren Buckel, nich; annehmen? Die Anekdote wurde unter den Studirenden bekannt, die darüber lachten, und mich nicht weiter tröſteten. Allein es war offenbarer Beweis der Gutmüthigkeit, daß ich in dieſem Zeitpunkte von vielen Menſchen, denen ich wirklich manches Harte ſagte, ſchonend behandelt wurde; denn ich war den Menſchen abgeneigt geworden, weil ich mich verkannt, verkleinert, zurückgeſetzt, verſpottet, und von Freuden und Glück ausgeſchloſſen wähnte; und durch manches, das ich las und hörte, verloren ſelbſt die Tröſtungen der Religion ihre Kraft.

Ein kleiner Zug wird wenigſtens die Rückkehr meiner ehemaligen Lebhaftigkeit beweiſen. Ich kam einen Abend nach Hauſe, wollte über den Tragheim durch die wallſche Gaſſe nach dem Steindamm, wo ich wohnte, gehen, hörte einige laute Stimmen und ging demüthig bei Seite. Es waren fünf Offiziere, die mir nun auf den Leib rückten. Ich ging auf die andere Seite der Straße und drückte mich an die Mauer, mit wildem Gelächter thaten ſie jetzt das nämliche, ich drehte mich um und eilte durch die Junkerſtraße ihnen zu entkommen, ſie folgten mir nach und traten mir auf die Ferſen. Hier wirſt du, dachte ich, gemißhandelt: ihnen zu widerſte-

ben, bist du zu schwach, die Menschen haben dich ausgestoßen, was nützt dir dein Leben, gib es hin, aber verkaufe es theuer. Mit diesem Entschlusse wandte ich mich um, in der Absicht, über mich, was da wolle, ergehen zu lassen, aber einen meiner Gegner zu fassen und diesem, wo möglich, die Augen zu verletzen. Alle hatten sich angefaßt, und daher, als ich mich wandte, prallten wir Brust gegen Brust, und ich weiß nicht, wie mir in diesem Augenblick der lächerliche Gedanke einfiel: Guten Abend, Herr Bruder! auszurufen, und meinen Hut tief abzunehmen. Guten Abend! riefen die andern, ließen sich los und griffen nach den Hüten. Ich eilte so schnell ich konnte hindurch, und stellte mich hinter jener Pumpe, die vor dem schmalen Gäßchen steht, welches aus der Tragheimschen Kirchenstraße nach dem Polnischen Kirchhofe führt. Es war die höchste Zeit. Die Herrn hatten sich insgesammt erklärt, mich nicht zu kennen; sie eilten schimpfend um mich zu verfolgen, nach der wallschen Gasse zu, indeß ich um das Comödienhaus nach Hause entkam. Späterhin lernte ich zwei von diesen Männern kennen; sie gestanden mir, es sei bloßer Muthwille gewesen, den ein kleiner Rausch veranlaßt habe.

Ich schob damals dergleichen Auftritte

auf Rechnung meiner auffallenden Gestalt: Mein Körper war äußerst abgezehrt, mein Gang schwankend und unsicher, bald wurde ich athemlos. Mein Gesicht war noch roth von den Blattern, voll Narben, die späterhin sich zum Theil verloren haben, die wiederwachsenden Haare kräuselten sich denen eines Negers ähnlich. Ich hatte mir falsche Locken angemacht, einen Zopf hoch an den Kopf gebunden, und erhielt häufige Beweise, daß ich den Menschen als Mißgestalt auffiel. Einst ging ich nach der Schloßbibliothek; ein paar Weinschröter waren auf dem Schloßplatze geschäftig. Sieh doch, sagte einer zum andern, indem er auf mich deutete, sieht der nicht aus, als wenn der Teufel auf ihm Erbsen gedroschen hätte? — Muthwillige Knaben riefen mir häufig Krauskopf nach. Ich that als wenn ich es nicht hörte, und es mich nichts anging. Damit aber kam ich nicht ab, als ich einst über die Schloßbrücke ging; denn als ich mich in der Mitte dieser Brücke befand, wo damals eine kleine Treppe war, kam ein ansehnlicher Zug Soldaten, der zur Wachtparade nach Königsgarten marschirte. Diesem wollte ich gerne ausweichen, und trat also in die Ecke der Brücke, ehe man nach der Treppe kam. Einer der ersten Soldaten, der mir vorüber ging, that, als ob ihm bei meinem Anblicke

schaudere, und rief: Brr, was ist das für ein Gesicht! die übrigen die ihm nun folgten, machten es alle so. Die jungen Offiziere lachten. War es mir zu verargen, daß ich in diesem Augenblicke im Begriffe stand, mich von der Brücke in den Schloßteich zu stürzen. Es waren die letzten Augenblicke des Kampfs mit mir selbst über diesen Entschluß, als ein gesetzter Offizier dazu kam, den Soldaten ihr Benehmen ernstlich verwies und ihnen Stillschweigen gebot; und so kehrte denn auch wieder Besinnung bei mir zurück. Ich habe in spätern Jahren den Major Lebbin kennen gelernt, und wenn mich eine zu lebhafte Phantasie nicht täuschte, so fiel mir bei der Stimme dieses Mannes immer der gebildete Offizier ein, der damals die Soldaten zur Ruhe brachte.

Daß ich unter solchen Umständen mich von den Menschen verstoßen betrachtete, freilich nicht mit Haß, wol aber mit einem hohen Grade von Verachtung gegen sie erfüllt wurde, wird man wenigstens verzeihlich finden. Mein sehnlichster Wunsch war der Tod. Ich wurde in den Gesprächen höchst einsilbig, zuweilen selbst beleidigend, besonders in meinen Urtheilen. Die Doctoren Gervais und Orlovius waren, wenn ich sie in Betreff meines linken Auges um Rath fragte, äußerst

verlegen. Sie äußerten wol, es würde nicht schlimmer werden, gaben mir diätetische Vorschriften und kühlende Augenwasser; allein ich bemerkte bei dem allen, daß der kleine, höchst unbedeutende Flecken des linken Auges bis zu der Größe eines Hanfsaamenkorns stieg. Immer war es mein Wünschen und Streben, über alles Gewißheit zu erhalten; ich wollte daher im Betreff meiner Augenkrankheit mich selbst belehren. Ich suchte wo ich konnte, Bücher über Augenkrankheiten zu erhalten; machte daher mit einigen studirenden Medicinern Bekanntschaft, fand, daß, um gehörig über Augenkrankheiten urtheilen zu können, auch mehrere medicinische Kenntnisse nothwendig wären; und gerieth hiedurch immer weiter in medicinische Lektüre. Diese wurde für mich äußerst interessant, und machte zuletzt den Wunsch rege, mich ganz auf die Medicin zu legen. Ich schrieb daher an meinen Vater, der seinen Beifall durchaus verweigerte, und es dagegen forderte, daß ich mit allem Eifer das Studium der Rechte betreiben sollte. Ich gehorchte, aber ich konnte daran keinen Geschmack finden. Es wurde unstreitig das Römische Recht damals so weitläuftig gelehrt, so viel Ueberflüßiges als höchst wichtig vorgetragen, daß es hiedurch zurückschreckend wurde. Ich hörte über die Institutionen des Heineccius; über die

Ti-

Titel von den Sklaven und Freien, dem Schicksale der mit Sklaven und Sklavinnen erzeugten Kinder und der Freilassung wurden wenigstens drei Wochen hingebracht.

Ich hatte die Gewohnheit, wenn ich ein Buch gelesen hatte, oder aus dem Collegio nach Hause kam, mir kaltblütig die Frage vorzulegen: was bist du dadurch klüger oder besser geworden? was hast du in Betreff deiner wissenschaftlichen Kenntnisse oder moralischen Ueberzeugungen gewonnen? und wenn ich aus den juristischen Vorlesungen heimkehrte, dann fiel diese Rechenschaft gewöhnlich höchst ärmlich aus. Ich wurde zuletzt unwillig. Meine Verachtung der Menschheit kam hinzu. Die Thoren, sagte ich zu mir selbst: warum hören sie nicht auf die innere Stimme über Recht und Unrecht; warum achten sie nicht auf die so einfachen Grundsätze des Naturrechts und der Moral? Diese beiden Vorlesungen hörte ich damals bei Kant, und besonders fesselte die Vorlesung über Moral meine ganze Aufmerksamkeit. Ich fing an zu argwöhnen, man dehne das Studium des Rechts so fürchterlich aus, um desto mehr Vorlesungen daraus zu machen; man verwirre durch Spitzfindigkeiten das Einfache, um den Rechtsgang desto schwieriger und verwickelter und hiedurch, wenigstens

für Advokaten deſto einträglicher zu machen. Es iſt gewöhnlich, daß jeder, der einen Rechtsſtreit verliert, zugleich auf Richter und die Rechtspflege ſchimpft. Wenn ich alſo von meinen Ideen hin und wieder etwas hinwarf, ſo erhielt ich häufig Beifall. Dies alles ſtimmte mich für die Medicin. Mein Gedächtniß hatte wieder ſeine ehemalige Stärke erhalten. Will, dachte ich alſo, dein Vater es durchaus haben, daß du Juriſt werden ſollſt, ſo wird es dir nicht ſchwer fallen, die Inſtitutionen des Heineccius, die Pandekten des Hellefeld, das Criminal- und Feudalrecht Böhmers, und das Wechſelrecht Selchows auswendig zu lernen, und hiedurch im Examen mit Ehren zu beſtehen; die Zeit aber, die du zum Anhören juriſtiſcher Collegien verwenden ſollſt, kannſt du zweckmäßiger benutzen.

Hiezu kam noch ein anderer Grund. Von Jugend an lag ein gewiſſer Stolz in meiner Seele. Ich wollte mich auszeichnen, ich wollte glänzen; auch wünſchte ich meinen Nebenmenſchen recht viel Gutes thun zu können, jetzt freilich nicht mehr ganz aus Wohlwollen, ſondern zum Theil aus Rache. Ich wollte denen, die mich kränkten und mißhandelten, zeigen, daß ich noch Kraft genug hätte, ihnen Gutes zu thun, und als

geschickter und uneigennütziger Arzt hoffte ich, diesen Zweck am besten zu erreichen. — Bald kam eine gewisse dichterische Phantasie hinzu, und malte mir die Sache reizender aus, wie ich einen unglücklichen Hausvater, den andere Aerzte verlassen hätten, mit ihm zugleich das Glück der ganzen Familie herstellen könnte; wie ein Mensch, den andere für unheilbar erklärt hätten, mich nach einer gelungenen Operation dankbar segnen würde, und ich gestehe, daß diese Schwärmerei mir bald sehr traulich wurde; denn ich fühlte mich in der Folge nicht mehr so ganz unnütz in der Welt. Mit Eifer besuchte ich jetzt die medicinischen Vorlesungen und das anatomische Theater, und weil ich erklärte, daß ich Jurist wäre, Medicin aber bloß als Lieblingswissenschaft studire, so wurde mir der alte redliche Doctor Büttner bald zugethan. Ich strebte zugleich mit den Hülfswissenschaften der Medicin, Naturgeschichte, Physik und Chemie, näher bekannt zu werden; allein ich war zu arm, um mir Bücher kaufen zu können, lieh daher zusammen, wo ich etwas fand. Ich las viel Nützliches und Gutes: von Haller, Hoffmann, Stahl, Börhave, Unzer, Pott, Richter, Linné, Reaumür, Trembley, Tournefort, Bösel, Priestley u. a. m., kurz was ich über Arzneigelahrtheit, Naturgeschichte, Physik und Chemie auftreiben konnte.

Der Zufall machte mich jetzt auch mit einem Manne bekannt, der auf Alchemie verfallen war, und mir nun manches aus seiner Bibliothek mittheilte. Ich gestehe, daß die Kunst, die Metalle zu verwandeln, auf mich keinen lebhaften Eindruck machte, wol aber begeisterte mich die damals so eben erschienene Geschichte der ältern Philosophie der Juden und Aegypter von S., wie ich glaube von Schröder in Marburg, dem Verfasser der alchemistischen Bibliothek, und ähnliche Schwärmer mit der Aussicht, wie viel der Mensch leisten könne, der die Materien in ihre ersten Urstoffe zerlegen und so wieder in verschiedenen Verhältnissen vereinigen könne. Manche frühere Lectüre aus der Epoche, in der ich Philosophie studiren wollte, hatte mich auf diese Idee vorbereitet, und jetzt kam noch der stolze Gedanke hinzu, daß dies vielleicht der einzige Weg wäre, auf dem ich, von den Menschen bisher unverdient gekränkt und zurückgestoßen, wieder zeigen könne, daß ich etwas werth sei. Ich wurde bald ganz von diesem Gedanken gefesselt. Er blieb Thorheit, machte mir aber die Welt und das Leben wieder wichtig, und mein bisher verschlossener Unwille fing an, sich durch Sarkasmen und Spöttereien von Neuem Luft zu machen. Vielleicht waren manche darunter nicht unwitzig; aber

weil man darüber mir Beifall zulächelte, so wurde ich bald hiedurch verleitet, auch da, wo mich die Sache nichts anging, mir Spott und Neckereien zu erlauben, wodurch ich mir manche Gegner erweckte.

So wurde ich einst zufällig von einem meiner Bekannten in ein Kaffeehaus geführt, wo die Frau des Hauses drei schöne Töchter, diese wieder zahlreiche Verehrer hatten. Der Anblick hatte für mich viel Reitzendes; denn ganz ruhig in der Ecke zu sitzen, und die zuweilen possierliche Artigkeit der jungen Herrn, ihr Bestreben zu gefallen, zuweilen auch wol ihr Entzücken zu bewundern, war für mich äußerst unterhaltend. Dies veranlaßte mich nachher noch ein paar Mal hinzugehen. Einst saß ein Candidat an der Seite des einen Mädchens, neben dem kleinen Tische an dem sie arbeitete. Er hatte keine Worte, aber seine Miene war so schmachtend, so süß, so erbärmlich zärtlich, daß ich und einige Offiziere, die gegenwärtig waren, uns wechselseitig zulächelten. Ich nahm ein Blatt Papier aus der Tasche und schrieb darauf mit Bleistift:

Frage.

„Warum folgt unsers Pfarrers Sohn nicht seines Vaters Lehren"?

Antwort.

„Er handelt bloß nach frommer Kindes
Pflicht,
„Um seinem Vater, dem's durch ihn an Gel
gebricht,
Durch Taufgebühr das Accidenz zu mehren"

Ich gab den Offizieren einen Wink, nahm das Blatt, steckte es hinten an den Stuhl des Candidaten, und setzte mich hier auf geruhig wieder in eine Ecke. Es traten jetzt noch ein paar Studenten in die Stube, sahen das Blatt am Stuhle, lasen und lachten. Ein paar Offiziere traten hinzu, der eine las laut. Der Candidat sprang auf. Er war sehr böse: allein er hatte keinen Bekannten im Zimmer, scheute sich, es mit einigen anzubinden, zerriß das Blatt, warf es auf die Erde und ging davon. Bei kälterem Blute schien sein Argwohn auf mich gefallen zu sein; nach einigen Tagen trat er mir unerwartet in den Weg. Herr, rief er, wie kommen Sie darauf, auf mich ein Pasquill zu machen? Herr! erwidert ich, wie kommen Sie darauf zu glauben, daß ich meine Zeit zu nichts Besserm zu benutzen weiß? Wir Beide schwiegen: ich sah ihn noch ein Mal zornig an und ging davon. Nachdem ich ungefähr zwanzig Schritte gethan hatte, sah ich mich verstohlen um

und merkte, daß er das Nämliche gethan hatte. Wir gingen beide unseres Weges, und dachten nicht mehr an die Sache. — Allein diese sonderbare Laune, die mir damals eigen wurde, war kein guter Zug in meinem Charakter. Ich habe in spätern Jahren sehr über mich wachen müssen, ihn wieder abzulegen, und muß noch jetzt, wenn meine Leidenschaften aufgereizt werden, mir selbst Ruhe gebieten, damit ich mir nicht einen Ausfall oder eine Bitterkeit erlaube, die mir noch zuweilen in freundschaftlichen Zirkeln gegen meinen Willen entfährt, und mir nicht selten nachtheilig wurde.

Ich fing auch in diesem Zeitpunkte an, mich auf die Italienische Sprache zu legen, und mich wieder mit der Dichtkunst zu beschäftigen, weil erhitzte Phantasie dieser gern die Hand bietet. Meine äußern Verhältnisse waren so beschaffen, daß sie manchen Fieberfrost erzeugen konnten. Ich hatte im Wachowskischen Hause Wohnung, Mittag und Abendtisch, wofür mein Vater ein Gewisses bezahlte; aber in Betreff meiner übrigen Bedürfnisse wurde sehr wenig für mich gesorgt. Mein alter Lehrer Roland kam jetzt nach Königsberg. Ich zeigte ihm, wie schlecht meine Kleidungsstücke waren; er schaffte mir Credit, so daß ich mich ganz

neu zu kleiden im Stande war, schrieb an meinen Vater und bewirkte die Bezahlung. Roland war bis dahin Hauslehrer bei dem Amtsrath Schimmelpfennig zu Königsfelde gewesen, dessen Söhne er nach Königsberg brachte, wo er bei ihnen blieb. Ich hatte jetzt an ihm einen redlichen Freund, der mich auf manche meiner Fehler aufmerksam machte, und mir, wo er konnte, bei meinem Vater nützlich war. Nur war er auch meiner Absicht, Arzt zu werden, äußerst entgegen; und zwar wegen meines Aeußern, meiner Heftigkeit, und noch um eines dritten Grundes willen, der mir sehr schmeichelhaft war. Er sagte nämlich: er halte mich für äußerst gewissenhaft und glaube, daß, wenn ich einige Versehen begehen sollte, die doch wol unvermeidlich wären, dieses mich zeitlebens um meine Gewissensruhe bringen könne. Er wandte daher alles an, mich wieder für die Rechtswissenschaft zu gewinnen. — Ich kaufte mir jetzt hin und wieder ein Buch; erhielt einige Aufträge vom Lande, und wurde dadurch in der Kanterschen Buchhandlung bekannt.

Es trug sich damals eine sehr anstößige Begebenheit zu Königsberg zu. Zwei Männer, der eine ein Greis, hatten gemeinschaftlich ein Freudenmädchen zu ihrer Maitresse gewählt. Diese spielte jetzt ganz die Dame,

gerieth aber, als sie einst das Schauspielhaus verließ, mit einer ihrer ehemaligen Zunftgenossinnen in Streit, und vom Schimpfen kam es hier endlich gar zu Schlägen. Die Sache ward Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Tages darauf war ich im Buchladen. Kanter sagte dort zu dem, hier als Extemporal-Dichter und Sonderling bekannten, Lauffen, mit dem er sich gerade, ohne auf mich zu merken, unterhielt: ich wollte, daß mir jemand ein Gedicht auf diese Begebenheit machte, so daß jeder wüßte, worauf es zielte, und man doch gerade aus die Sache nicht als persönliche Satyre betrachten könnte, ich wollte es dem Alten zu seiner eigenen Züchtigung vorlesen; Lauffen aber meinte, daß diesen Auftrag wol schwerlich jemand übernehmen würde. Ich ging nach Hause, und in einigen Tagen hatte ich eine Erzählung aus den Ritterzeiten entworfen, worin die ganze Geschichte sehr ausführlich und für den Einheimischen deutlich genug erzählt war. Es war kein Meisterstück der Dichtkunst, aber auch nicht unter allem Werth. Ich brachte Kantern dies Gedicht und hörte nachher, daß es der als Satyriker bekannte Lauffen nicht für schlecht erklärt, Kanter es in der Ressource, die damals im Hause der Wittwe Gerlach gehalten wurde, vorgelesen, und der eigentliche Held des Gedichts im Unwillen er-

klärt habe: 100 Dukaten geben zu wollen, wenn er den Verfasser wüßte. Aber da nun Kanter sich erbot die 100 Dukaten auf sein Verlangen dem Verfasser richtig auszuzahlen, da habe er ihm wieder mit großem Eifer die Zahlung verweigert. — Ich hatte indeß durch dieses Gedicht Kanters Aufmerksamkeit gewonnen, der mir nun seit dieser Zeit viel Gutes that. Er wies mir manches Gelegenheitsgedicht zu, wodurch ich einigen Erwerb erhielt. Mit seiner Erlaubniß empfing ich jetzt ungebundene Bücher zum Durchlesen. Dies war für mich ein großer Nutzen; und ich fing auch damals an, einige Recensionen für die Kanterſche Zeitung zu schreiben.

Jetzt machte ich auch verschiedene neue Bekanntschaften. Ich wurde einigen Gelehrten, die häufig in den Kanterschen Buchladen kamen, bekannt. Hierunter dem redlichen Hamann, der es mir auch bald erlaubte, ihn zuweilen besuchen zu dürfen mir auch einige Bücher lieh; mich in manchem zurecht wies und belehrte. Ueberhaupt erwarb sich Hamann ein großes Verdienst um jeden jungen Mann an dem er Fähigkeit bemerkte. Er suchte ihn zu leiten, aufzumuntern, ihm, wenn er es bedurfte, Unterstützung zu schaffen; und ich bin es überzeugt, daß er auf die wissenschaftliche Cultur vieler Männer, die sich in

der Folge auszeichneten, vorzüglich wirkte. Da er bei den jungen Leuten, die ihn besuchten, sich häufig nach ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen erkundigte und mit ihnen über wissenschaftliche Gegenstände sprach, so berief ich mich einst zufällig im Gespräche mit ihm auf den Platinus und Clemens von Alexandrien. Hamann schien hiedurch aufmerksam zu werden, ließ sich aber nichts merken, sondern empfahl mir den Gibbon, den ich bis dahin nicht gekannt, und mehrere Bücher über Kirchengeschichte, die Gnostiker und die neuplatonische Philosophie, und leitete mich hiedurch unvermerkt von jener Neigung zur Alchemie und Theosophie ab, die vielleicht sonst tiefere Wurzel geschlagen hätte, weshalb ich des redlichen und gelehrten Mannes nie anders als mit Liebe und Achtung gedenken kann. Als ich mich aber dieser Neigung zur Schwärmerei allmälig entwunden hatte, entstand doch auch in dem nämlichen Verhältniß eine gewisse Leere in meiner Seele. Eine Anhänglichkeit für Religiösität war durch Schwärmerei selbst geweckt, und so entsprang ein Wunsch nach religiöser Lektüre, und zugleich nach Berichtigung meiner schwankenden Religionsbegriffe. Die allgemeine deutsche Bibliothek stand in hohem Ansehen; durch sie suchte ich Belehrung wenigstens Bekanntschaft mit denjenigen

theologischen Werken zu erhalten, durch welche ich Befriedigung erwarten konnte. Allein wieviel wurde damals von den protestantischen Theologen erschüttert und niedergerissen? Statt Bestimmtheit in meinen religiösen Ideen zu erhalten, wurde ich durch die Recensionen und die Lectüre mancher angepriesenen Werke schwankender als jemals, und glaubte am Ende, da ich nicht Ueberzeugung fand, mich von aller positiven Religion entfernen zu dürfen. Ich fand dabei nicht Ruhe; jede Bemühung blos mit Hülfe der Vernunft aufs Reine zu kommen, stürzte mich nur in ein neues Meer von Zweifeln, wodurch bei meinen damaligen Verhältnissen oft eine schreckliche Trostlosigkeit entstand, die mich beinahe zur Verzweiflung führte.

Philosophie hoffte ich, sollte mir eine neue Stütze werden, und ich wurde zu diesem Studium durch die Bekanntschaft des Professor Kant aufgefordert, der damals im Kanterschen Hause wohnte; und weil ich sein fleißiger Zuhörer war, meine mannigfache und ausgebreitete Lectüre das Studium der Anthropologie in sofern begünstigt hatte, daß mir eine Menge von Beispielen zu Gebote stand, so erregte ich hiedurch seine Aufmerksamkeit. Er munterte mich zum Studium der Anthropologie auf und sagte mir in spä-

tern Jahren, da wir verschiedentlich über antropologische Gegenstände sprachen, daß ich mich doch auf diese Wissenschaft, in der ich vielleicht etwas Vorzügliches leisten würde, legen möchte. Ich würde diesen Rath befolgt und selbst Vorlesungen über Antropologie gehalten haben, wenn mir nicht die hiesige Universität, wie ich in der Folge erzählen werde, meiner Religion wegen, die Promotion verweigert hätte; und ich habe, wenigstens als Probe, ob ich etwas darin zu leisten im Stande gewesen wäre, einen Aufsatz unter dem Titel: Versuch eines Commentars zu Kants Antropologie, im vierten Stück der Vesta abdrucken lassen.

Durch meinen häufigen Aufenthalt in der Kanterschen Buchhandlung, wurde ich mit verschiedenen hiesigen, und auch einigen durchreisenden Gelehrten oberflächlich bekannt; da ich mir leicht in mechanischen Arbeiten einige Fertigkeit erwarb, so konnte ich bald die Bücher so gut wie ein Buchhändler verpacken, und wenn zuweilen Bücher für mich aufgesucht wurden, so beendigte ich indeß das Einpacken einer Partie Bücher, die derjenige, welcher etwas für mich aufsuchte, aus der Hand legte. Dies that ich gerade als Professor Hartmann, der damals nach Mitau ging, bei Kantern einen Besuch ab-

stattete, und um den Mann kennen zu lernen, folgte ich in das Zimmer. Das Gespräch kam auf wissenschaftliche Gegenstände. Ich nahm daran Theil, und Kanter sagte mir nachher lächelnd: Sie haben mir heute Ehre gemacht, denn Hartmann hat mir als Sie das Zimmer verliessen, gesagt, daß ich einen geschickten jungen Mann zum Buchhändler-Gehülfen hätte.

Es wohnten damals auch einige Studirende bei Kantern, hierunter der verstorbene Professor Kraus. Für diesen fühlte ich bald herzliche Anhänglichkeit, und wir waren während unserer akademischen Jahre unzertrennliche Freunde, wenn gleich unsere erste Bekanntschaft auf eine etwas sonderbare Weise entsprang. Ich befand mich in einer so bedrückten Lage, daß ich mein Zimmer zu heizen nicht im Stande war. Daher zog ich sogleich, wenn ich nach Hause kam, die Stiefel aus und einen alten Ueberrock an, setzte mich in das Bett, und legte, wenn ich schreiben wollte, ein Brett, welches ich hiezu vorräthig hielt, auf das Deckbett. Da nun Kant sein Auditorium vorzüglich gut heizen ließ, ich bei ihm von 8 bis 9 Uhr ein Collegium, und von 10 bis 11 ein Collegium bei Jester hörte, so blieb ich oft die Stunde von 9 bis 10 in dem Hörsaale des Professor Kant,

der in dieser Stunde nicht las, und wo ich daher von niemanden bemerkt wurde. Ich brachte alsdann, um mich während dieser Stunde zu beschäftigen, irgend ein Buch mit. Kraus, der eine eigenthümliche, etwas auffallende Lebhaftigkeit hatte, sah, ehe Kant noch seine Vorlesungen anfing ein Buch vor mir liegen. Er nahm es sogleich in die Hand, und da es ihm vielleicht auffiel, daß ich, der ich nie mit Kenntnissen prahlte, und den er daher für einen höchst unbedeutenden, vielleicht unwissenden Menschen hielt, Segners Cursus mathematici hier mitgebracht hatte; so fragte er mit seinem besondern Tone: Liebe Seele, was machen Sie mit diesem Buche? Die Frage verdroß mich und ich antwortete daher beinahe in dem nämlichen Tone: Ich singe daraus, wenn ich commercire. Er sah mich an und lachte; ich lachte mit. Er hatte dem Professor Reusch in seiner Dissertation De luce et coloribus mit Beifall opponirt, daher schätzte ich ihn bereits. Ich besaß im mündlichen Ausdrucke der Lateinischen Sprache eine vorzügliche Fertigkeit, und als Kant die Stunde geschlossen hatte und Kraus, vielleicht um mich näher kennen zu lernen, zurückblieb, knüpften wir ein Gespräch an, wozu Segner die Veranlassung gab. Die Lateinische Sprache, worin dieses Buch geschrieben war, führte

uns darauf, uns selbst, indem wir einander ein paar schwere Stellen zeigten, dieser Sprache zu bedienen, und so hatten wir uns kennen und beurtheilen gelernt.

Unsere Charaktere waren sehr verschieden, und es war auffallend, daß wir uns zuweilen derbe Sachen sagten. Baczko, sagte Kraus, ist ein wilder, unbändiger Mensch; wüthend fallt er über alles her, zerreißt, was ihm nicht gleich klar und deutlich ist, in hunderttausend Fetzen, und macht sich dann oft eine ganz neue Sache daraus. Und Kraus, erwiederte ich, ist ein ganz gescheidter Mensch, nur wünscht er, daß alles Gute und alles Wissen in der Welt ein Monopol und er ausschließend in dessen Besitz wäre; denn ob er gleich in seinem Leben kein Schuster werden will, so ärgert er sich doch, sobald ihn seine Schuhe nicht drücken, daß der einfältige, erbärmliche Kerl, der Schuster, sein Handwerk so gut versteht. — Dergleichen derbe Spöttereien die wir uns einander ins Gesicht sagten, veranlaßten oft ein Gelächter unserer Bekannten; doch entzweiten wir uns darüber nicht, sondern nach ein paar Tagen waren wir wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuße. Uebrigens erlangte ich durch meinen Umgang mit Kraus eine gewisse Fertigkeit, wissenschaftliche Gegen-

genstände schnell von mehrern Seiten zu betrachten; denn er widersprach häufig, verwarf Dinge, die allgemein anerkannt waren, behauptete oft die paradoxesten Sätze; und da ich bei dem lebhaftesten Streite nicht böse wurde, sondern, wenn ich nicht weiter fort konnte, mir muthwillige Einfälle erlaubte, die von einer Materie auf die andere führten, so lachten wir oft beide am Ende des Streites, aus vollem Halse, und Kraus fragte nicht selten mit der ihm eigenthümlichen Naivität: Liebe Seele, wissen wir denn auch nun, worüber wir gestritten haben?

Mein Aeußeres gewann auch in der nämlichen Epoche, denn da sich jetzt meine älteste Schwester verheirathete, kam meine Mutter nach Königsberg, um das Erforderliche zum Hochzeitsfeste zu besorgen. Kleid und Ueberrock, die ich mir durch Rolands Vermittelung angeschafft hatte, waren nicht mehr neu. Ich fragte da, wo ich diese Kleidungsstücke geborgt und richtig bezahlt hatte, ob man mir neuen Credit geben wolle, und erhielt dies bejaht. Meine gute Mutter wünschte mich neu zu kleiden, aber ihre Kasse reichte nicht hin. Ich machte also von dem Credit Gebrauch, kleidete mich gut, stürzte mich aber, da meine Mutter nicht im Stande war, die erborgten Sachen zu bezahlen, und weil mein

Vater, da ich von der Hochzeit zurückkehrte, mir 10 Thaler mit der Aeußerung gab, daß er nicht mehr geben könne, in Schulden, die sich bald vergrößerten. Mit den 10 Thalern ließ sich nichts bezahlen, und ich behielt sie daher als Taschengeld. Meine Mutter schickte mir kleine Posten von etwa 3 oder 5 Thalern, um einen Theil der Schulden hiedurch abzutragen. Die Handwerker, z. B. Schuster und Schneider, bezahlte ich hievon; aber mehr vermochte ich nicht zu thun. Eine Tochter meiner Wirthin zog jetzt wieder in das mütterliche Haus. Ihr räumte ich deshalb mein Zimmer, und nahm nun meine Wohnung in dem Hause der Geschwister Remus im Kneiphofe, wo ich auch für 100 Thaler Wohnung, Mittag und Abendtisch erhielt.

Ich hatte im Wachowskischen Hause den Versuch gemacht, mich mit Musik zu beschäftigen, und weil dort mehrere Studenten wohnten, die insgesammt musikalisch waren, ihrem Wunsche gemäß, damit wir Quartetts zusammen spielen konnten, das Violoncell zu erlernen gesucht. Schnell faßte ich die Noten, schnell konnte ich jede auf meinem Instrumente ausdrücken. Ich nahm selbst die erste Stimme für die Violine und spielte sie auf dem Violoncell, blieb aber bei aller dieser Fertigkeit im Notenlesen als Musiker ein gro-

ßer Stümper; denn ich spielte ohne Takt und Ausdruck, griff selbst zuweilen nicht rein und gab daher die ganze Sache auf. Jetzt thut mir dies leid, denn bei fortdauerndem Fleiße würde ich doch etwas geleistet haben, und jetzt manche trübselige Stunde durch Musik zu füllen im Stande sein.

Die Fertigkeit meines Sprachorgans andere Stimmen nachzuahmen, beförderte viele kleine Neckereien, und da ich im Kneiphofe unter lauter Juden wohnte, so erhielt ich bald im Judendeutschen eine große Fertigkeit. Die auffallenden Sprachart einiger hiesigen Juden, Polen und Franzosen konnte ich sehr täuschend nachahmen, und wenn ich zuweilen an einem finstern Abende einsam auf der Straße war, machte ich mir das sonderbare Vergnügen, mich mit Nachahmung solcher Sprachen, ohne daß ich einen Gegner vor mir hatte, zu zanken, oder wol gar um Hülfe zu rufen, und freute mich und ging ganz ruhig davon, wenn einige Leute aus Neugier die Hausthür öffneten, wobei sich besonders manche Juden, wenn ich die Stimme eines Mannes ihrer Nation nachgemacht hatte, und sie diesen beeinträchtigt hielten, zuweilen höchst sonderbar auszeichneten. Es wurde damals von Berlin für die, welche ein gewisses Honorar dafür entrichteten, ein besonderes ge-

schriebenes Blatt unter dem Namen des „Berliner Blättchens" bei den Zeitungen beilegt, welches die dort umhergehenden Neuigkeiten, in Ermangelung derselben, auch wol manche Erdichtungen enthielt, aber von den politischen Kannengießern des damaligen Zeitalters doch sehr geschätzt wurde. Früh ging ich ein paar mal auf ein Kaffeehaus um mir das Blättchen abzuschreiben, eilte nach Hause, machte mit verstellter Hand eine andere Abschrift, fügte ein paar possirliche oder höchst abenteuerliche Nachrichten, die ich schon vorrätig hatte, hinzu, vertauschte diese Abschrift nachher auf einem andern Kaffeehause gegen das echte Berliner Blättchen und freute mich nicht wenig, wenn ich meine Neuigkeiten hiedurch in Umlauf gebracht hatte, oder wol gar, wenn ein Streit entstand: daß dies nicht in andern Berliner Blättchen stände, den Wirth behaglich sagen hörte: Sie sehen, meine Herren, daß ich mein Blättchen aus der ersten Hand erhalte, dies folglich vollständiger ist.

Bei den Königsbergschen Intelligenzblättern war damals ein Verzeichniß aller hier angekommenen Russischen und Polnischen Juden, und weil diese beinahe alle ihre Waaren aus den Königsbergschen Packkammern holten, so griff um zu sehen, ob Einer seiner Kundleute darunter wäre, jeder Kauf-

mann zuerst nach dem Intelligenzblatte. Ich suchte einer der ersten auf dem Kaffeehause zu sein, las dieses Namenverzeichniß einigemale durch und prägte es so meinem Gedächtnisse ein. Wenn es nun jeder zuerst lesen wollte, sagte ich: daß sie dies nicht nöthig hätten, weil ich ihnen die sämmtlichen Namen nennen wollte, womit ich auch sogleich anfing. Mancher glaubte, daß ich ihn necken wollte; aber der, welcher das Blatt in Händen hatte, bezeugte die Richtigkeit meines Verzeichnisses und wenn ich nun gefragt wurde: wie ich dazu käme dies auswendig zu wissen, that ich erstaunt, daß ich, der ich mir blos einen kleinen Scherz erlaubt, wirklich einige Namen getroffen hätte. Ich wiederholte auf Verlangen nochmals das Gesagte und erklärte alles ganz ernsthaft für ein Ungefähr; lernte hiebei aber kennen, wie manche Menschen statt der ganz einfachen Erklärung lieber das Wunderbare glauben wollen, denn es gab wirklich ein paar alte Herrn, die nicht genugsam über den Zufall: daß ich diese Namen so wunderbar getroffen, ihre Verwunderung äußern konnten, bis endlich, da ich den Scherz ein paarmal wiederholte, mein gutes Gedächtniß als der Grund davon entdeckt wurde.

Wenn ich mich jetzt selbst frage: warum ich, der ich mich damals gar nicht glücklich

fühlte, und, in manchen Stunden, höchst tra
rig und niedergeschlagen war, mir dergleich
Possen zu treiben erlaubte, so weiß ich n
dies nur dadurch zu erklären: daß ich
meiner großen Lebhaftigkeit, mich nach unu
terbrochner und doch auch abwechselnder Th
tigkeit sehnte. Hätte ich das Vermögen
sessen, mich mit den Wissenschaften und all
lei technologischen Arbeiten gemäß meinen Wü
schen beschäftigen zu können, so würde ich d
Zeit, die ich auf diese Weise verschwende
zum Nützlichen und Guten verwandt habe
Der Besuch der Kaffeehäuser war übrigens
mich mit sehr geringen Kosten verknüpft, w
ich nie mehr als eine Tasse Caffee, die d
mals drei Preußische Groschen kostete, ve
zehrte. Vielleicht dient es auch zur Erkl
rung: daß jederzeit viel Frohsinn in meine
Character lag. Die Menschen waren m
gleichgültig, zum Theil auch wol zuwider g
worden, und so machte ich mich wenigstens
auf ihre Rechnung lustig. Doch muß ich au
wieder zu meiner Entschuldigung anführe
daß ich mich sorgfältig hütete, jemanden
nigen Schaden zuzufügen. Das Einwerfen
nes Fensters und ähnliche Ungezogenheite
habe ich mir nie gestattet, nie habe ich d
Art und Weise, wie jemand eine Blöße ga
ins Publikum gebracht: nie habe ich jema
den zum Gegenstande des Spottes und d

Verachtung gemacht. Bloß gegen einen Herrn Baron, der äußerst einfältig war, und doch gelehrt scheinen wollte glaube ich zu weit gegangen zu sein. Er drang in mich und den nachherigen Professor Kraus, daß ein jeder von uns ihm einen Aufsatz machen sollte. Diesen wollte er für den Seinigen ausgeben, und dadurch die Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft erhalten. Wir schoben den Antrag von uns, und nun forderte er zuletzt, weil er glaubte, daß wir es wegen der großen Schwierigkeit der Sache ablehnten, wir sollten ihm gemeinschaftlich einen Aufsatz machen; dies könne uns doch nicht zu schwer fallen. Der Einfall war so abgeschmackt, daß wir beide uns erklärten, ihm den Aufsatz machen zu wollen, und wir stimmten nun darin überein, daß derselbe viel tönende Worte, aber keinen gesunden Menschenverstand enthalten sollte. Um dies besser bewirken zu können, fielen wir darauf, daß jeder ein Komma niederschreiben, der andere das folgende hinzufügen sollte; und nachher wollten wir die Unterscheidungszeichen dazwischen setzen, und das Ganze in Verbindung bringen. Ich erinnere mich noch, eines einzigen Punkts, den ich als Probe niederschreibe. „Graciens junge Gra„zien horchten wonnetrunken auf die mit Ro„sen umkränzte Leier des teutschen Greises „und klopften dann entzückt in meandrischen

„Kreisen. Diana blickt dabei entwölkt vom „Himmel herab, und freut sich die keusche „Göttin über die Sphären-Harmonie.“ — So ging das Ganze fort; unser Baron war entzückt, und hielt es für ein Meisterwerk. Aber der Director der Deutschen Gesellschaft, Professor Lindner wollte es dafür nicht gelten lassen. Er schrieb ihm: ein falscher Freund habe durch diesen Pomban der Deutschen Gesellschaft einen heimlichen Stich geben wollen. Unser Baron verstand dies nicht, sondern glaubte nur, Kraus und ich, wir müßten einen solchen Aufsatz gar nicht machen können. — Ein anderer Baron, sein Landsmann, war ganz derselben Meinung. Aber ein hier studirender Russe, eine redliche Seele, urtheilte ganz anders; und erklärte offen: wir hätten den Herrn Baron nur zum Narren machen wollen. Dies nahmen die beiden Herren Barone sehr übel, besonders der Landsmann des Barons, dem wir den Aufsatz gemacht hatten. Es kam zwischen ihm und dem ehrlichen Russen darüber zu einer kleinen Schlägerei, wobei der letzte eine leichte Wunde an der Hand erhielt.

In diesem Zeitpunkte hatte ich auch ein kleines Abenteuer, welches, wenn es nicht zufällig aufgelöset worden wäre, auf meine ganze Stimmung wichtigen Einfluß gehabt

haben würde. Der jetzige Ober-Präsident und Landhofmeister von Auerswald, mit dem ich schon früher bekannt geworden war, indem ich gleich bei meiner Ankunft auf die Akademie mit ihm in der nämlichen Stunde Unterricht im Zeichnen erhielt, hatte unter dem Regimente Graf Anhalt Kriegsdienste genommen. Er wurde sehr krank und schien beinahe schwindsüchtig zu sein, kam daher nach Königsberg um sich heilen zu lassen, und wünschte, daß seine ehemaligen Bekannten ihn häufig besuchen möchten. Kraus, der mit ihm eine Zeitlang auf einem Zimmer gewohnt hatte, und sein Repetent gewesen war, und ich, brachten beinahe jeden Abend bei ihm hin. Er las viel, und wir führten zuweilen sehr ernste Gespräche. Eines Abends war Auerswald in einer schwermüthigen Stimmung, wir sprachen viel über Religion, Tod, Unsterblichkeit, und gingen erst gegen Mitternacht nach Hause. Mein Weg führte mich durch die Junkergasse, den Steindamm und über die Krämerbrücke, ich lenkte in die Brotbänkenstraße ein. Es war eine sternhelle Herbstnacht, und bei der Stimmung, die mir die Gespräche gegeben hatten, machte eine weiße Gestalt mit einem breiten schwarzen Kopfe, die flehnend sich mir näherte, ohne einen Fuß von der Erde aufzuheben, einen desto lebhaftren Eindruck auf mich. Flucht war

mein erster Gedanke; aber sei es ein Gespenst, sei es ein Betrüger, mit deinem lahmen Fuße kannst du ihm ja nicht entfliehen, so sprach ich zu mir selbst, blieb stehen und machte Vertheidigungsanstalten, indem ich auf eine Hausstreppe stieg, und den Klopfer ergriff, um im Nothfalle hiedurch Lärm zu machen. Mit der andern Hand wollte ich meinen Stock so lange ich konnte, führen. Die Gestalt kam näher; auf mein Zurufen gab sich mir ein alter Jude zu erkennen. Es war gerade die Nacht des Versöhnungsfestes; man hatte damals im Kneiphofe eine Synagoge im Kleinen; diese hatte der alte Mann besucht, war erkrankt, und, weil er um Mitternacht jetzt keinem Menschen mehr zu begegnen glaubte, in der Kleidung, die er in der Synagoge angehabt hatte, nach Hause gegangen. Ich war, nachdem sich die Sache so entwickelt hatte, vom Glauben an Gespenster, der hiedurch hätte befördert werden können, völlig befreit.

Ich trieb aufs Neue das Studium der Rechte, konnte aber daran keinen Geschmack gewinnen. Meine äußern Verhältnisse wurden mißlicher, alle Unterstützung von Hause unterblieb, die nothwendigsten Kleidungsstücke mußte ich erborgt zu erhalten suchen. So mehrten sich meine Schulden, ohne eine an-

dere Aussicht, sie bezahlen zu können, als wenn ich dereinst zum Besitz eines Amts gelangen sollte. Dies spornte mich an. Ich versuchte die Institutionen des Heineccius, und die Pandecten des Hellefeld auswendig zu lernen, mein Gedächtniß faßte sie; aber für die Wissenschaft selbst erhielt ich keinen Sinn. Ich machte mir daher oft Vorwürfe, und tröstete mich damit, daß ich wenigstens im Amte als redlicher und fleißiger Mann handeln wolle.

Jetzt erhielt ich eine neue Hoffnung, die aber schnell verschwand. Der Fürst Orlow ging durch Königsberg nach Italien; Herr Wiersbicki der ältere, Stiefsohn des Commercien-Raths Saturgus, gab mir die Nachricht, der Fürst suche einen jungen Mann, welcher die Italienische Sprache nicht blos spreche, sondern auch zu schreiben im Stande wäre, unter sehr vortheilhaften Bedingungen in sein Reisegefolge aufzunehmen, und machte mich zugleich darauf aufmerksam, daß bei meiner Fertigkeit in der Italienischen Sprache, und auch zugleich wegen der damit verknüpften Aussicht mir diese Stelle wol vorzüglich angemessen sein dürfte. Der Russische General-Quartiermeister Bauce, der bei dem Heere der Alliirten mit meinem Vater in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand, begleitete den Fürsten. Meine Vorliebe für Italiens Dich-

ter, meine Erinnerung an die dortigen Kunstschätze und die schönen Träume meiner frühern Jahre, jetzt auch noch die Hoffnung, meine durch Krankheit und Leiden geschwächte Gesundheit durch das schöne Klima Italiens wieder völlig herzustellen, alles dieses wirkte lebhaft auf mich. Ich eilte zu dem General-Quartiermeister Bauer, um ihm mein Anliegen vorzutragen, und um seine Empfehlung bei dem Fürsten zu bitten. Ich wurde von Bauer, der sich meines Vaters mit vieler Herzlichkeit erinnerte, sehr gütig aufgenommen. Er war von der Absicht des Fürsten unterrichtet, billigte meinen Plan, versicherte, daß er keine Hindernisse finden würde, versprach mir seine Verwendung, bestellte mich, weil der Fürst gerade nicht zu Hause war, auf den folgenden Morgen und zeigte mir mit gütiger Theilnahme das Angenehme der Reise, und die schöne Hoffnung in der Ferne, einst durch den Einfluß des Fürsten in Rußland höchst vortheilhaft versorgt zu werden. Hiedurch nun hatte ich eine schöne glänzende Hoffnung und so wohl war mir lange nicht gewesen.

Meine Freude stieg am folgenden Morgen, als Bauer mich höchst freundlich empfing und sogleich zu dem Fürsten führte, der mich ein paar Augenblicke lang aufmerksam betrachtete und dann äußerte, daß sein Entschluß

noch nicht fest stehe, ich aber auf den erforderlichen Fall das Nähere erfahren sollte. Er sprach hierauf mit Bauer noch einige wenige Worte in russischer Sprache, die ich damals noch nicht verstand. Wir verließen das Zimmer, und Bauer sagte mir mit einem unwilligen Tone, der es zeigte, daß ihm die Sache leid that: er wolle mich nicht mit falscher Hoffnung hinhalten, mein Aeußeres mißfalle dem Fürsten.

Tief beugte mich der Verlust meiner schönen Träume, noch mehr der Vorwurf meines Aeußern. Ich fühlte so oft, daß mir dieses entgegen war; diesem Uebel abzuhelfen, stand leider nicht in meiner Macht. Doch spornte mich vielleicht der Gedanke, diesen Nachtheil von einer andern Seite her zu vergüten, zu unablässiger Beschäftigung, und wirkte mächtig darauf, daß ich nicht bei so mancherlei Leiden, die mich drückten, in Stumpfsinn und träge Gleichgültigkeit versank.

Tröstlich war es mir gleich damals, daß ich außer dem General-Quartiermeister Bauer und dem Fürsten Orlow mein Vorhaben niemanden entdeckt hatte; in der Folge aber erwachte wegen dieses gescheiterten Planes mein Dank gegen die Vorsehung,

als ich in Archenholz's England und Italien las, der Bruder des Fürsten Orlow, welcher damals die Russische Flotte im Mittelländischen Meere befehligte, habe zugleich den Auftrag gehabt, sich einer Tochter der Kaiserin Elisabeth, welche einige Mißvergnügte als Werkzeug bei einer Staatsveränderung benutzen wollten, zu bemächtigen. Er habe ihr, die sich damals zu Rom aufhielt, vorgespiegelt, daß alles zu einer Staatsveränderung in Rußland vorbereitet wäre, ihr den Beistand der von ihm abhängigen Flotte angeboten, und wenn sie hiedurch Rußlands Thron bestiegen hätte, ihre Hand zur Belohnung gefordert. Die getäuschte Unglückliche begleitete ihn nach Livorno, wurde von der Flotte mit Freudenbezeugungen empfangen, aber als sie das erste Russische Schiff betrat, gefangen genommen, und gefesselt nach Rußland gesandt; und von ihrem Schicksal habe ich nichts weiter erfahren.

Oft stieg der Gedanke in mir auf, der Fürst, der ja sehr leicht jemanden, welcher der Italienischen Sprache gewachsen war, aus Rußland mitnehmen konnte, habe im Auslande bloß einen Menschen als Werkzeug für seinen Bruder gesucht, damit ein solcher, wenn er ganz isolirt dastände, und keine andere Hoffnung als die Gnade der Familie

Orlow besäße, zu allem bereit sein müßte; weil aber ein nachtheiliges Aeußeres zurückschreckt, hiedurch mißtrauisch macht, es hier auch auf Unterhandlungen mit einer Dame angekommen wäre, die wol durch ein gefälliges einschmeichelndes Aeußere eher zu bestimmen gewesen wäre, so hätte man mich zurückgeschoben. — Ob diese meine Muthmaßung gegründet ist, weiß ich nicht; aber daß ich mich zu keiner Sache hätte gebrauchen lassen, welche mit meiner Ueberzeugung und mit meinem Gewissen im Widerspruche gewesen wäre, und mich lieber aufgeopfert hätte, davon bin ich überzeugt. Wenn ich dies alles, und mein bald darauf erfolgtes völliges Erblinden erwäge, so danke ich Gott dafür, daß die Sache eine solche Richtung genommen hat.

Herzangreifender wurde für mich nachstehende Begebenheit. Es wohnten verschiedene Personen mit mir in dem nämlichen Hause; hierunter der jetzige Theaterdichter Herklots, damals schon voll herrlicher Anlagen für Musik, Dichtkunst und Malerei, und der nachherige Tribunalsrath Hallensleben, ein sehr fleißiger, jedoch stiller und verschlossener junger Mann, mit dem ich bei Tische, sonst aber gar nicht zusammen kam. Ich saß einst rubig in meinem Zimmer, als ich den Schlüssel aus mei-

ner Stubenthür ziehen hörte: ich sah nach, es war die Köchin des Hauses, die mir sagte: daß der Schlüssel meiner Stube auch die des Herrn Hallensleben, die sie jetzt ausfegen wolle, schließe, und weil er den Schlüssel aus Versehen mitgenommen habe, sie sich des meinigen bedienen wolle. Der Stubenschlüssel wurde wieder in meine Thür gesteckt, einige Monate vergingen; die Köchin verließ das Haus, und ich hatte die Sache beinahe vergessen. Einst kamen wir zu Tische, da erzählte Hallensleben: ihm wären seit ein paar Tagen aus seinem Schreibepult, den er immer offen gelassen, ich weiß nicht mehr wie viel, 13 oder 23 Dukaten entwendet. Die Stubenthür, fügte er hinzu, habe ich immer sorgfältig verschlossen. Jetzt erwachte bei mir die Erinnerung, und mit meiner eigenen Lebhaftigkeit rief ich: Ach Gott, ich habe zuweilen meinen Stubenschlüssel in meiner Thür stecken lassen, und der schließt auch die Ihrige. Ja, das weiß ich, sagte Hallensleben, mit seinem eigenen langsamen Tone, der mir aber doch jetzt auffallender schien. Wäre es möglich, dachte ich bei mir selbst, nein! der Verdacht ist zu niedrig; bleibe bei deiner Unbefangenheit, damit du ihn nicht etwa begünstigst. Ich versicherte dem Hallensleben, ich wolle künftighin behutsamer sein; erkundigte

digte mich nach dem Gepräge der Dukaten, und versprach nachzuforschen.

Die Sache lag mir jetzt schwer auf dem Herzen. Daß meine Umstände nicht die besten waren, daß ich Schulden hatte, konnte meinen Wirthsleuten und Hausgenossen nicht unbekannt sein. Ich hatte seit einigen Monaten nichts von Hause erhalten, war immer mehr ins Schuldenmachen gerathen, suchte beim Gefühl meiner traurigen Lage Zerstreuung, und fing an Kaffeehäuser zu besuchen, um mich im Getümmel zu übertäuben. Unweit meiner Wohnung war ein solches Kaffeehaus, dessen damaliger Wirth Loreck hieß. Meine Hausgenossen waren einst alle ausgegangen, und zufällig mochte ich es vielleicht selbst geäußert haben, daß ich bei Loreck, wo gewöhnlich auch Professor Kraus, Magister Penzel, der jetzige Schulenrath Zitterland und mehrere talentvolle junge Leute hinzukommen pflegten, den Abend hinbringen würde. Plötzlich geht hier die Thür auf. Unser Dienstmädchen stürzt athemlos ins Zimmer. Eilen Sie, sagte sie mir, nach Hause, wir fangen heute wahrscheinlich den Dieb. Ich flog nach Hause. Landbaumeister Jester, der auch dort wohnte, stand im Vorhause, und neben ihm der Bediente des gleichfalls dort logirenden Fürst-Bischöflich-Ermländischen Kapellmeisters Grabowiecki; auch war schon der Wachtmeister von der Stadt-

wache gerufen, um diesen Bedienten zu verhaften. — Es hatte mit der ganzen Sache folgende Bewandniß. Dieser Bediente hatte vormals eine Kammer unter dem Dache zur Schlafstelle; aber da sein Herr ein Zimmer im untern Stocke bezogen hatte, dort auch seine Schlafstelle angewiesen erhalten. Landbaumeister Jester war den Abend über nur allein zu Hause. Er wohnte im dritten Stockwerke, und spielte auf dem Fortepiano; zwei weibliche Domestiken saßen unten in einer Stube. Sie hörten jemanden die Treppe hinab kommen; glaubten daß vielleicht einer der Hausgenossen gesucht würde. Aber da sie nun die Stubenthür öffneten, so sahen sie, daß Grabowiecki's Bedienter im Begriffe stand, die Thür zu öffnen, ein großes Pack unter dem Arme und dem Rocke hatte. Das Stubenmädchen fragte, ob er oben gewesen wäre? Ich hatte, sagte er, einen Puderbeutel in meiner ehemaligen Schlafkammer vergessen; und eilte zum Hause hinaus. Das Mädchen schöpfte Argwohn. Sie wollte dem Landbaumeister Jester davon Nachricht geben, und ging daher die Treppe hinauf; fand neben derselben ein großes Pack Wäsche, welches Jester sogleich für die seinige erkannte. Dieses und noch mehr war aus einem eichenen Kasten, der neben Jesters Stubenthür, jetzt aber wieder verschlossen da stand,

entwendet. Jester muthmaßte, der Dieb werde nach diesem zweiten Packe kommen, und rieth dem Mädchen Hülfe zu suchen. Diese lief nach der geradeüber befindlichen Stadtwache, schickte den Wachtmeister, und holte auch mich herbei. Jester, ein jähzorniger Mann, erzählte nun dem Wachtmeister in der Stube, worin die Mädchen waren, die Begebenheit, und zeigte ihm die Wäsche; indem klingelte die Hausthüre. Hätte Jester einige Augenblicke gewartet, um den Bedienten die Treppe hinauf gehen zu lassen, er würde ihn wahrscheinlich beim Forttragen der Wäsche ertappt haben; jetzt fuhr er wie ein Wüthender hinzu, packte den Bedienten an der Brust, und fragte ihn, was er fort getragen habe. Meinen Puderbeutel entgegnete dieser, und läugnete aufs hartnäckigste, etwas von der Wäsche zu wissen, sagte, die Mädchen hätten vielleicht selbst dieselbe entwenden und die Sache auf ihn bringen wollen. Der Wachtmeister aber durchsuchte nun die Taschen. Er fand ein Eisen ungefähr acht Zoll lang, hinten von der Dicke eines Fingers, vorne von der eines Federkiels und zugespitzt. Der Bediente erklärte es für eine Frisirnadel zum Rollen der Locken, womit es einige Aehnlichkeit hatte, aber in Betreff der Größe sehr abwich. Jester und der Wachtmeister meinten, es sei auch wol als Dietrich

brauchbar. Der Bediente blieb bei seiner Behauptung, versicherte, als er von der Treppe herunter gekommen wäre, das Pack Wäsche dort noch nicht gesehen zu haben, blieb dabei, daß er bloß den Puderbeutel unter dem Rocke gehabt, und zum zweitenmale zurückgekehrt wäre, um in das Zimmer seines Herrn zu gehen. Er wurde verhaftet, und im ganzen Hause zweifelte niemand, daß er der Thäter wäre, und sich auch Hallensiebens Dukaten geholt hätte. Aber Jesters Heftigkeit war der Sache nachtheilig geworden, kein gerichtlicher Beweis konnte gegen ihn geführt werden, und so ward dieser Bediente, den Grabowiecki sogleich seiner Dienste entließ, nachdem er einigemale verhört und immer bei der nämlichen Behauptung geblieben war, ab instantia absolvirt.

Jetzt nahte sich der Sommer des Jahrs 1775, der letzte, den ich nach dem Willen meiner Eltern, weil ich, die Zeit meiner Krankheit mit eingerechnet, schon vier Jahre auf der Akademie gewesen war, noch zu Königsberg hinbringen sollte. Ich lernte jetzt die juristischen Compendien auswendig, wozu ich gewöhnlich, indem ich sehr früh aufstand, drei bis vier Stunden verwandte. Auch las ich einige juristische Werke, wie Höpfner und Kramer, um mich hiedurch auf das Examen

vorzubereiten; aber mir wurde diese Arbeit äußerst sauer. Doch tröstete ich mich damit und glaube es noch jetzt, daß wenn ich erst zu praktischen Arbeiten gekommen wäre, ich im Justizsache mit mehr Wohlbehagen gearbeitet haben würde; und wenn ich mich noch jetzt frage, woher meine Abneigung für die Jurisprudenz entstand; so weiß ich keinen andern Grund anzugeben, als meine Vorliebe für Medicin, und daß ich die Jurisprudenz bloß nach dem Willen meiner Eltern und nicht nach eigener Wahl studirte. Auch sprach Criminalrath Jester viel gegen die legulegos, warnte aber doch auch wieder gegen vermessentliche Auslegung der Gesetze; und dies Schwanken machte mich, den das bestimmte in der Mathematik so sehr gefesselt hatte, vielleicht auch unwillig.

Zu meiner Erholung beschäftigte ich mich mit der Englischen Sprache, worin ich ein leichtes Werk ohne Hülfe eines Wörterbuchs las, wenn mir gleich die richtige Aussprache fehlte. Auch las ich viel Dichter, vorzüglich Italienische.

An einem der ersten schönen Frühlingstage war ich in einen öffentlichen, wenig besuchten Garten gegangen. Ich fand ihn ganz menschenleer, setzte mich in ein Gartenhäus-

chen und las den Arioſt, den ich zu mir geſteckt hatte. Er war in Duodez, äußerſt fein gedruckt. Ich vergaß mich, bis Abendkühle und Dämmerung mich erinnerten, daß es Zeit wäre nach Hauſe zu gehen. Am folgenden Morgen ſagte man mir, mein Auge wäre roth, und ich fühlte ſelbſt einige Schmerzen. Ich brauchte einige gewöhnliche Mittel; die Entzündung nahm ab, hörte aber nicht völlig auf. Jetzt erfolgte die Feuersbrunſt in der Vorſtadt; ich verließ während derſelben wenig mein Zimmer, brachte aber ein paar Nächte ſchlaflos und unruhig hin. Alle Gefahr ſchien vorüber, ich legte mich ruhig zu Bette. Es brach wieder ein Feuer auf dem Steindamm aus; das Geſchrei, Sturmglocken, und Lärmtrommeln erweckten mich. Ich glaubte zu hören, das Feuer wäre im Kneiphofe, dem Stadttheile, worin ich wohnte; mein Zimmer war finſter, ich konnte den Ueberrock nicht gleich finden, lief etwas dünn gekleidet auf die Straße, und am folgenden Morgen hatte meine Augenentzündung ſich vermehrt. Ich brauchte die mir bekannten Mittel; die Entzündung ſchien etwas abzunehmen, und ſo vergingen einige Tage.

Eines Morgens — es war wieder an meinem Geburtstage, dem 8ten Junius, deſſen Annäherung mich einige Jahre hindurch in

die größte Angst setzte — kam eine Gelegenheit von Hause. Der Ueberbringer des Briefes sagte mir, daß mein Auge sehr roth wäre. Doch las ich den Brief ohne Hinderniß, ging aus und erfüllte die mir darin gemachten Aufträge. Allein ein paar Bekannte, denen ich auf der Straße begegnete, äußerten gegen mich, daß mein Auge fürchterlich entzündet sei. Mein alter lieber Arzt Doctor Gervais war zugleich Regiments-Chirurgus, und daher, weil gerade eine königliche Revue vorfiel, nach Graudenz verreiset. Ich beschloß daher zum Doctor Orlovius zu gehen, den ich um ein Uhr sicher zu Hause zu finden glaubte. Es war gerade große Mittagshitze. Mein Auge fing an stärker zu schmerzen, und Doctor Orlovius war auf das Land gereist. Seinem Hause gegenüber war eine meiner Lieblingsaussichten, ich blieb einige Augenblicke stehen und sah in die Ferne; da fingen an farbigte Strahlen, wie die des Regenbogens, mir vor den Augen zu schimmern. Ich eilte nach Hause, die Farben wurden brennender, zitterten mir wie eine Wolke vor dem Auge, und der Schmerz wurde heftig. Ich war auf der Honigbrücke, trat neben dem Joch zur Seite, und machte mein Auge zu, um ihm hiedurch einige Erholung, zu schaffen. Als ich es öffnete, wurden die brennenden Farben dunkler; die Wolke welche

vor dem Auge flatterte, schwärzte sich. Ich sah zuletzt nicht meine Hand mehr, die ich mir vor die Augen hielt. Eine Frau saß damals in einer Bude auf der Brücke und verkaufte Brot. Ich ersuchte sie, mich für eine Belohnung nach Hause zu bringen; sie aber erklärte, ihre Bude nicht verlassen zu können. Es war gerade um Mittagszeit, ich hörte wenig Menschen. Ein paar, die vorüber gingen, redete ich an, sie gaben mir keine Antwort. Eine gerade Straße führte von der Honigbrücke nach meiner Wohnung, und ich beschloß zu versuchen, ob ich sie nicht finden könnte. Es gelang mir; ich schlich mich nahe an den Häusern, tappte mit dem Stocke umher. Auch schien dem fürchterlich schmerzenden Auge, welches ich deshalb kaum öffnen konnte, noch eine kleine Spur von Schimmer übrig geblieben zu sein. Ich fand glücklich meine Wohnung, rief in dem untersten Stockwerke; aber da war niemand, denn das Gesinde wartete bei Tische auf. Ich ging auf mein Zimmer; doch jetzt erwachte das schreckliche Gefühl meiner Zukunft, und ich, der ich vor wenig Augenblicken meine Wohnung und mein Zimmer gefunden hatte, konnte nicht mehr die Treppe finden, auf der ich hinabgehen wollte, um jemanden vom Gesinde zu suchen. Ich rief deshalb mit lauter Stimme. Meine Wirthin Demoiselle Remus, und ihre

Schweſter Madame Torner, die in ihrem Alter auch erblindete, kamen auf mein Rufen und boten alles zu meiner Hülfe auf. Herr Doctor Bruinviſch, ein gelehrter Arzt und ſehr redlicher Mann, der längſt im Grabe ruht, deſſen ich aber nie ohne achtungsvolle Rückerinnerung gedenke, übernahm meine Heilung. Mein linkes Auge, ſeit meinen Blattern das einzige, worauf ich ſah, war heftig entzündet. Der Flecken, der aus den Blattern zurückgeblieben war, erhob ſich, und bezog die untere Hälfte der Hornhaut. Starke abführende Mittel, Aderläſſe, vorzüglich aber Bähnungen mit Spiritus Mindereri und Salmiack, nebſt innerlichem Gebrauch des ſchwärzlichen Pulſatillen-Extractes zeigten ſich nach einigen Wochen wirkſam. Doch brauchte ich den Pulſatillen- und mehrere Störkiſche Extracte immer in ſteigenden Doſen, ſo daß ich nach der Verſicherung des Doctor Bruinviſch mich dergeſtalt daran gewöhnt hatte, daß ich ſie in ſo großen Gaben, als man ſchon für höchſtbedenklich hält, beinahe täglich genießen konnte. Der Flecken aber verkleinerte ſich, und ich erhielt mein Geſicht dergeſtalt wieder, daß ich gut leſen und ſchreiben konnte.

Eine während dieſer Krankheit mir zugeſtoßene Begebenheit, kann ich nicht unaufgezeichnet laſſen. Vier Gulden Preuß., oder

ein Thaler acht gute Groschen, war als ich erkrankte meine ganze Baarschaft. Ich ließ einen meiner akademischen Freunde zu mir bitten, ersuchte ihn, meinem Vater von meinem Unfalle Nachricht zu geben, und weiß nicht aus welchem Grunde er es unterließ, so daß dieser erst nach vierzehn Tagen da ich einen andern meiner Bekannten darum bat, die Nachricht davon erhielt. Der Ruf von meinem erlittenen Unfalle verbreitete sich bald. Ein ehrlicher Jude, den ich nur aus dem Loreckschen Kaffeehause als einen vernünftigen Mann kannte, und mit dem ich zuweilen einige Stunden verplaudert hatte, besuchte mich. Das Gespräch war meine Krankheit. Sie kam Ihnen, sagte er, unerwartet, und Ihre Kasse war vielleicht nicht vorbereitet; ich gestand ihm, daß er Recht habe. Nun, sagte er, ich habe gerade einiges Geld bei mir; wollen Sie nicht bis zu Ihrer Genesung dies Anlehn annehmen? Er steckte den Beutel unter mein Kopfkissen, und half mir hiedurch aus einer drückenden Verlegenheit. Nach einigen Wochen bezahlte ich ihm das Geld wieder. Ich habe ihn nachher verschiedentlich gesprochen, er hat jede Erinnerung sorgfältig vermieden, hat sich nie deshalb näher an mich gedrängt, und ich glaube daher dem Manne, der gerade die gute That ohne Nebenzweck verrichtete, seinen edeln Em-

pfindungen gemäß zu danken, wenn ich seinen Namen nicht nenne.

Meine älteste, mit v. Kurowski, dem Besitzer des Guts Lackmedien verheirathete Schwester, besuchte mich und brachte mir einige Unterstützung. Mein Vater, der indeß sein großes und schönes Gut Berken, worauf er sich bei seinen gesunkenen Vermögensumständen nicht mehr behaupten konnte, verkauft, dagegen ein kleines Gütchen Stablack bei Schippenbeil gekauft, und wieder zu theuer bezahlt hatte, kam als ich dem Genesen nahe war. Er bezahlte den Arzt, Wundarzt und die Arzeneimittel, meinen Tisch, die Wohnung, das Honorar für gehörte Vorlesungen, und gab mir einige Thaler. Ich wußte, daß er für seine zerrütteten Vermögensumstände viel gegeben hatte. Theils that es mir wehe, theils fürchtete ich mich auch, viel von ihm zu fordern; ich hoffte ja bald eine Bedienung zu haben, und alsdann alles bezahlen zu können. Aber meine gefährliche Krankheit hatte meine Gläubiger erschreckt; alles strömte jetzt auf mich zu. Auf manche sehr drückende Weise mußte ich jetzt Geld borgen um die dringendsten zu befriedigen. Mein Vater erklärte nun, ich sollte nach Hause kommen; denn er habe die Absicht, mich nach Marienwerder zu schicken, um in Westpreußen ange-

ſtellt zu werden. Ich bat ihn, mir zu geſtatten, daß ich gleich von Königsberg dahin abgehen könnte; denn ich kannte die Verfaſſung und Stimmung meines Vaters, fürchtete daß ich auf dem Lande lange Zeit würde zwecklos hinbringen müſſen, und daß alsdann auch meine Gläubiger unruhig werden dürften, mein Vater für meine Kleidung und zur Beſtreitung meiner Bedürfniſſe mir äußerſt wenig geben, ich zu Marienwerder in einer kümmerlichen Geſtalt auftreten, und bald wieder in Mangel herabſinken, oder in die Nothwendigkeit, Schulden zu machen, gerathen müßte. Mein Vater, gewohnt ſtrenge Subordination von ſeinen Kindern zu fordern, war über meine Bitten höchſt aufgebracht.

Jetzt ſah ich ein, ich müßte einen entſcheidenden Schritt thun. Ich ſchrieb an meine älteſte Schweſter, und bat ſie, meinen Vater mit meinen Schulden bekannt zu machen; denn ich hielt es jetzt für zweckmäßiger, das Aeußerſte über mich ergeben zu laſſen, als bei jedem Mahnbriefe eines Gläubigers mich neuem Ungemach auszuſetzen.

Ihr, meine Söhne! die ich euch ſo oft vor dem Schuldenmachen warnte, werdet euch wundern, daß ich ſelbſt in meiner Jugend keinen Abſcheu davor hegte und in dieſen Fehler

versank. Meine Schulden aber entstanden bloß dadurch, daß mein Vater außer der Pension, die er für meine Wohnung und den Tisch bezahlte, mir äußerst wenig gab. Kleidungsstücke, Bücher, Unterricht in Musik und Sprachen wurden die erste Grundlage meiner Schulden, zum Theil aber, ich leugne dies nicht, vermehrten sie sich, da ich einmal den Abscheu vor dem Schuldenmachen überwunden hatte, durch Befriedigung mancher entbehrlichen Wünsche und Bedürfnisse, die ich gewiß unbefriedigt gelassen haben würde, wenn ich nicht durch die berührten Gegenstände schon in frühere Verlegenheiten und hiedurch zum Schuldenmachen gekommen wäre. Daher, liebe Kinder! gab ich euch gerne so viel, als ich vermochte, und beschwöre euch, wenn ihr einst diese Zeilen nach meinem Tode leset, doch über euch zu wachen, damit nicht ein nachtheiliger Schritt, euch zu noch nachtheiligern hinreiße. Gedenket eures Vaters; glaubet, daß er, wenn es möglich ist, noch aus jener Welt liebevoll auf euch herabblickt; widerstehet mit männlicher Kraft jeder Versuchung und wachet über euch selbst. —

Mein Stolz, die Hoffnung mich empor zu schwingen, und dann alles leicht bezahlen zu können, hatte mich auch irre geleitet. Jetzt fühlte ich unrecht gehandelt zu haben,

und der Gedanke zu erblinden, vielleicht nicht bezahlen zu können, nagte mir am Herzen. Der Buchhändler Kanter, dieser redliche gutmüthige Mann, dem ich noch einiges Geld für Bücher schuldig war, ihn daher um Nachsicht gebeten, und mit meiner Absicht, Königsberg zu verlassen, bekannt gemacht hatte, bemerkte meine trübsinnige Stimmung, und sagte einst in seinem gewöhnlichen heitern Tone zu mir: Sie sind ja so äußerst betrübt, ich möchte beinahe argwöhnen, daß ihnen der Abschied von einem Mädchen zu Königsberg so höchst sauer wird. Gütiger Gott! antwortete ich, so etwas kommt mir nicht in den Sinn, aber — Was ist es dann, fragte er weiter, für ein schreckliches Aber, das Sie so tief beugt? — Ich gestand ihm meine Lage, daß ich manche meiner Schulden meinem Vater nicht entdecken, aber auch nicht gern unbezahlt lassen möchte, und er, durch die lebhafte Aeußerung meines Schmerzes gerührt, erkundigte sich, mit wieviel ich aus meiner drückendsten Verlegenheit gerissen werden könnte. Ich bestimmte 100 Thaler, er sagte mir, daß ich im Buchladen etwas warten möchte, und noch gehe ich nie in die Unzersche Buchhandlung, ohne mit wehmüthiger, aber auch dankbarer Rührung, mich eines Ganges zu erinnern, der an der rechten Seite dieses Buchladens nach einem Fenster

führt, auf welchem mir damals Kanter 33 Dukaten zählte. Ich wollte ihm eine Verschreibung geben. Die bedarf ich nicht, sagte Kanter, ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, der die Begebenheit dieses Augenblicks nicht vergessen wird. Aber, rief ich aus, wenn ich sterbe — dann, antwortete er, ist die Sache abgethan.

Der damalige Tuchhändler Schlunk und noch einige Männer, welchen ich schuldig war, erklärten mir, daß sie warten wollten. Es gehörte zu den frohsten Gefühlen meines Lebens, daß ich Kantern, und überhaupt jeden meiner Schuldner bezahlen konnte, und war es die gütige Absicht der Vorsehung, mich vor Verzweiflung und Selbstmord zu schützen, so haben gewiß ungefähr 250 Thaler, die ich bei meiner Abreise aus Königsberg auf diese Weise schuldig blieb, viel zu meiner Erhaltung beigetragen; denn der Gedanke, diesen wackern Männern das Ihrige zu zahlen, nicht in ihren Augen zu verlieren, wenn ich als ein Kraftloser dahin sänke, hielt mich im höchsten Leiden aufrecht, und spornte mich zu jener rastlosen Thätigkeit, die mich gegen Verzweiflung schützte, weil sie meine Aufmerksamkeit von Allem, was mich niederdrückte, auf andere Gegenstände lenkte; und daher bin ich den Männern, die mich so edel behandelten, unendlichen Dank schuldig.

Diejenigen meiner Gläubiger, welche nicht so schonend gegen mich dachten, zeigte ich durch meine älteste Schwester meinem Vater an, dieser nahm einige Monate lang, wodurch, weil ich nicht das Geringste zu meinen Unterhalt hatte, meine Schuldenlast noch beträchtlich stieg, von mir gar keine Notiz, außer daß er mir kalt schreiben ließ, er würde mich aus Königsberg abholen lassen.

Gerade diese Kälte war mir desto furchtbarer. Ich faßte den Entschluß, nach Rußland zu gehen, wo ich durch hier studirende Russen, denen ich meine Lage entdeckte, einige Aussichten bekam; aber jetzt fing ich auch an, die Abnahme meines Gesichts zu fühlen. Meine Lage war gräßlich; ich suchte Trost, wußte nicht wo ich ihn finden sollte, und verfiel wieder auf alchemistische Grillen, wovon ich aber doch bald wieder zurückkam. denn ich hatte mich, wenn mein leider zu heftiges Temperament mich nicht fortriß, jederzeit in meiner Gewalt. Einen kleinen Beweis aus der damaligen Zeit zur Probe. Auf den Rath einiger Aerzte hatte ich mich meiner Augen wegen an den Schnupftaback gewöhnt, und brauchte ihn so fürchterlich stark, daß es jedem auffiel. Ich sah ein, daß dies meinem Vater zuwider sein würde, und sagte zu einem meiner Bekannten, ich wolle mir

den

den Taback abgewöhnen. Er lachte und erklärte es für unmöglich. Ich gab sogleich meine Dose weg und nahm seit dieser Zeit keinen Taback mehr. Die steigende Schwäche meines Gesichts wurde mir indeß immer merklicher. Doppelt sehnte ich mich daher nach einem Amte; denn ich hoffte alsdann, wenn ich erblindete, doch ein kleines Jahrgeld zu erhalten. Meine Schwester, an die ich mich wandte, machte mir Hoffnung, daß ich nicht lange in Stablack bleiben sollte, und kam endlich im Februar 1776 nach Königsberg, um mich von dort abzuholen. Mit großer Wehmuth verließ ich jetzt diesen Ort. Meine Schulden, die ich meinem Vater specifizirt hatte, wurden bezahlt, ich auch von demselben minder heftig, als ich es erwartet hatte, empfangen. Zwar hörte ich häufig die Aeußerungen seines Unwillens und manchen Spott, selbst über meine Hoffnung versorgt zu werden. Im Ganzen aber schien er bald mit mir nicht unzufrieden, da ich an jedem Gespräche Theil nehmen, und doch über mancherlei Dinge nicht unzweckmäßig mitsprechen konnte. Nur war ich ihm nicht religiös genug, und es für mich höchst schmerzlich, daß er, da er die steigende Schwäche meines Gesichts bemerkte, mir solches als eine Strafe des Himmels anschaulich zu machen suchte. Dieser Gedanke schien

in seiner Seele gewurzelt zu haben, und entzog mir zum Theil sein Mitleiden. Ich hatte mich vorläufig bei der Regierung zu Marienwerder gemeldet, war dem damaligen Großkanzler Fürst von Kuyserberg durch wichtige Empfehlungen bekannt geworden, konnte auf baldige Beförderung in Westpreußen beinahe sicher rechnen, und würde, damals angestellt, wenn ich im Dienst geblieben wäre, jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach Präsident eines Oberlandesgerichts sein, wenn ich nämlich mit meinen damaligen Zeitgenossen eine gleiche Laufbahn gehabt hätte. Aber die Abnahme meines Gesichts hinderte mich zur Prüfung nach Marienwerder zu gehen; doch, mich nach Königsberg zurück zu schicken, konnte ich meinem Vater nicht zumuthen. Meine Lage war schrecklich. Das Vorgefühl der Blindheit verließ mich nie, und ich sah einer schrecklichen Zukunft entgegen.

Endlich zeigte sich wieder ein Schimmer von Hoffnung. Der damalige Major, nachherige General-Lieutenant Graf v. Herzberg besuchte meinen Vater. Ich hatte mir zufällig im Gespräche Herzbergs Aufmerksamkeit erworben, der selbst nur ein Auge hatte, und da ich ihm erzählte, daß mir Doctor Bruinvisch auf den Fall, daß mein Gesicht wieder abnähme, den Rath ertheilt hätte,

daß ich mir ein Haarseil im Nacken stechen lassen sollte, rieth er mir, nach Schippenbeil zu kommen, wo ein geschickter Chirurgus wäre. Ich sollte mich dort, so lange ich wollte, aufhalten; er bot mir während der Zeit seinen Tisch an, und seine Gemahlin, eine gutmüthige Frau, stimmte mit Herzlichkeit darin ein. Auch trug mir der anwesende Lieutenant von Lenzke, so lange ich zu Schippenbeil bleiben würde, sein' Logis an. Mein Vater erlaubte mir dieses alles anzunehmen, und so zog ich im Jahr 1777 nach Schippenbeil. Ich ließ mir das Haarseil stechen, und so weit meine eigene medicinische Kenntnisse, und einige Bücher über Augenkrankheiten, die ich selbst besaß, reichten, wurden Versuche angestellt. Der nachher als praktischer Arzt und Schriftsteller berühmte Doctor Eisner war damals Kreis-Physikus zu Bartenstein. Er hatte die Güte, mich nach dem Vorschlage des Major von Herzberg zu besuchen und empfahl mir verschiedne Mittel.

Ich hatte mir in Schippenbeil einen kleinen Zirkel von Bekannten gebildet. Der alte, sehr gutmüthige Rector Hausdorf theilte mir manches gute Buch mit; nur fehlte es mir an einem Vorleser, bis die Vorsehung mir einen guten lieben Mann zuführte. Er

hieß Hildebrandt, war damals Unteros
und wurde mir, da ich ein paar A
schreiben lassen wollte, durch Lieutenant
Lenzke empfohlen. Es war ein großer
gebildeter Mann, mit einem sanften
wollenden Herzen, und Neigung zu den
senschaften, wozu er nicht ohne Anlage
Der Mann sah mein Schicksal und trug
sehr edelmüthig in sofern seinen Ant
an, daß er jeden Nachmittag, an de
unbeschäftigt wäre, zu mir zu kommen,
vorzulesen oder etwas zu schreiben vers
Er war dabei ganz frei von Eigennutz;
meine Lage war damals viel zu ar
weil ich in dem Jahre, welches ich in E
penbeil hinbrachte, gewiß nicht im A
von sechs Thalern baar Geld war. D
Hildebrandts Gespräche wurde die Auf
samkeit in dem Städtchen auf mich
Der damalige Provisor Schönwald, der
her eine Apotheke in Elbing kaufte und
chemische Kenntnisse besaß, besuchte mich,
thaten auch bald die zwei Gebrüder S
mann. Den jüngern kannte ich oberfl
von der Akademie her. Er hatte sich
ches damals gewöhnlich war), am Ende
ner akademischen Laufbahn zum Actu
examiniren lassen, und wartete nun im
terlichen Hause die Zeit ab, um,
eine Actuarien-Stelle erledigt wäre und

die Reihe träfe, angestellt zu werden. Es war ein heiterer, angenehmer junger Mann, und sein Bruder, der nachherige Hofrath Kaufmann von Löwenberg, war Chirurgus. Er hatte bei der Compagnie des nachherigen General-Lieutenant von Klinkowström gestanden, der an dem jungen Manne Fähigkeiten bemerkte, und für seine weitere Ausbildung sorgte. Dieser hielt sich daher auch eine Zeitlang zu Königsberg auf, und ich hatte dort mit ihm zugleich bei Büttner die Osteologie und Anatomie gehört. Kaufmann sprach und schrieb die Französische Sprache mit Fertigkeit, besaß gute medicinische Kenntnisse, und war jetzt Rathsverwandter zu Schippenbeil. Bald bildeten diese Männer einen Zirkel um mich, so daß ich selten allein war. Wenn ich an die guten Menschen denke, die sich meiner damals annahmen, so erfüllt es mich mit tiefer Wehmuth, daß die Tochter des Grafen Herzberg, Frau von Fresin, völlig erblindet und ein Sohn des damaligen Actuarius Kaufmann, welcher den Feldzügen in Frankreich beigewohnt hat dem Erblinden nahe ist. Jeder trieb so viele Bücher auf, als er konnte, nur waren freilich die wenigsten darunter von ausgezeichnetem Werthe. Alte und neue Romane, Reisen, Dichter, chemische und medicinische Werke, verschiedenes über Naturgeschichte, alles war zur Lectüre

willkommen. Manche Idee ward dabei geweckt, und ich fiel jetzt auf Schriftstellerei.

Während meiner akademischen Jahre hatte man verschiedentlich geäußert, daß ich nicht ohne Fähigkeit wäre; manches kleine Gedicht hatte Beifall gefunden. Ich suchte, was ich konnte, hervor, verbesserte so viel ich vermochte, und entwarf verschiedene kleine Aufsätze. Alles war höchst mittelmäßig, aber die mich umgebenden Freunde munterten mich durch ihren Beifall auf, und es entsprang in mir der Gedanke, mir durch Schriftstellerei das Unentbehrlichste zu erwerben; auch bedurfte ich in der That, um mich aufzurichten, einer neuen Hoffnung; denn der Gebrauch so mancher Medicamente der Störkschen Extracte, der Valeriana, Arnica, der Merkurialmittel, des Haarseils und der Spanischen Fliegen, hatten zum Theil, mehr aber noch innerer Gram, alle meine Kräfte erschöpft. Ich fühlte mich so entkräftet, daß ich kaum noch im Zimmer auf und ab zu gehen, mich nur mit der äußersten Anstrengung vom Stuhle zu erheben vermochte. Der Gedanke an Selbstmord lag häufig in meiner Seele; aber Liebe für meine Mutter, die ich nicht dadurch betrüben wollte, und der Stolz, jene rechtschaffene Leute, deren Schuldner ich war, nicht um das Ihrige

zu bringen, hielten mich zurück, besonders seitdem ein Schimmer von Hoffnung erwacht war, meine redlichen Gläubiger vielleicht durch Schriftstellerei bezahlen zu können.

In diesem Zeitpunkte wurden mir nun auch die Werke von Richter und Janin vorgelesen, die den Gebrauch der Spießglanzbutter empfahlen. Mir war die ätzende Eigenschaft dieses Mittels bekannt, doch auch seine Zusammensetzung. Der darin befindliche Spießglanzkönig wurde durch die erste Thräne, die der Schmerz des Auges veranlaßte, präcipitirt; bloß die fressende Salzsäure schien mir fürchterlich. Schönwald und ich berathschlagten hierüber und fielen endlich darauf, das Auge mit lauwarmer Milch, worin etwas Saffran war, zur Linderung des Schmerzes zu waschen, auch einen Lappen mit flüchtigem Salzgeist, gleich nach der Berührung der Spießglanzbutter vor das Auge zu hängen, weil wir glaubten, daß das flüchtige Salz sich alsdann mit der Salzsäure verbinden und beides einen Salmiack bilden würde, den ich bereits in Augenkrankheiten ohne großen Schmerz gebraucht hatte. Der nachbarige Herr Kaufmann von Löwenberg, ein Mann von Kopf, übernahm die Berührung, der Schmerz war sehr heftig, wurde durch die angezeigten Mittel gehoben, auch

ließ die Entzündung der Augen bald nach, der Erfolg aber blieb tief unter meiner Erwartung. Schönwald hatte die Gefälligkeit, Spießglanzbutter zu verfertigen, worin mehr Spießglanzkönig als gewöhnlich enthalten war, und dieses schien stärker auf das Auge zu wirken, das Staphylom war nach der Berührung zusammen gezogener. Ich kam jetzt auf den Einfall, den Schönwald nicht ganz mißbilligte, Eisenfeile in die Spießglanzbutter zu mischen, weil ich voraussetzte, ein Theil der Salzsäure würde sich an das Eisen hängen, der Spießglanzkönig noch concentrirter werden, und ich weiß nicht, ob erhöhte Reizbarkeit des Auges durch das öftere Berühren, oder die größere Abnahme der Kräfte meines ganzen Körpers, und die schmerzlichen Folgen getäuschter Hoffnung, dies Medicament so höchst schmerzhaft machten, daß es sich nur zwei Mal anwenden ließ. Jedes Mal wurde das Staphylom stark zusammen gezogen, dehnte sich aber nach einigen Stunden wieder aus. Der Schmerz des Auges war äußerst heftig, so wie der der ganzen Augenhöhle; er erstreckte sich bis in den Hinterkopf, und war zugleich mit einer Art von Betäubung verbunden. Alle diese Versuche haben mich überzeugt, daß die Spießglanzbutter keinesweges so viel bei dem Staphylom, wie Janin versichert, bewirkt. Einer

meiner Unglücksgefährten, Herr Burow, hat ebenfalls dieses Mittel mit großem Nachtheile gebraucht, und es scheint mir daher Pflicht, vor der Anwendung desselben zu warnen.

Bei allen diesen Leiden richtete mich Beschäftigung mit den Wissenschaften einigermaßen auf, und so sehr mich in manchen Augenblicken der Gedanke niederbeugte, daß meine schriftstellerischen Arbeiten wol schwerlich eine gute Aufnahme zu erwarten hätten; so erwachte auch zuweilen wieder eine entgegengesetzte Hoffnung. Besonders war es mein Plan, eine periodische Schrift zu liefern, und vielleicht, wenn meine eigene Arbeiten nicht Beifall erhalten sollten, die Leser durch Aufsätze meiner Mitarbeiter zu entschädigen. Ich war aber so arm, daß ich diese Sache gar nicht einleiten, nicht einmal die geringsten Portokosten bestreiten konnte. Unerwartet erhielt ich einen Brief ohne Namensunterschrift mit 10 Thlr., wie ich muthmaße von einer Fräulein von Korf, nachmaligen Hauptmannin v. Knobloch, die ich zufällig in Schippenbeil kennen gelernt hatte; und ich bekenne, daß ich ohne diesen Beistand meine schriftstellerische Laufbahn vielleicht niemals begonnen hätte. Jetzt aber trat ich mit einigen meiner akademischen Bekannten

in Verbindung, und machte sie mit meinen Absichten zur Herausgabe einer periodischen Schrift bekannt. Der jetzige Schulenrath Zitterland, der in Curland verstorbene Advocat Felgenhauer, der jetzige Theaterdichter Herklots zu Berlin, der verstorbene Ober-Inspector Brahl, Kammerrath Schütz, der nachherige Professor Pleßing zu Duisburg, Pfarrer Ostermeyer zu Trempen, nahmen sogleich thätigen Antheil, und mehrere versprachen mir Beistand. Ich sah indeß, daß meine zur Wiederherstellung des Gesichts in Schippenbeil angestellten Versuche fruchtlos waren, und kehrte nach dem Gute meines Vaters zurück. Mit großer Aufopferung unterstützte mich jetzt Hildebrandt. Der Graf von Herzberg gestattete ihm, daß er seinen Dienst einige Tage hinter einander thun, und alsdann wöchentlich auf ein paar Tage zu mir heraus kommen konnte. Der redliche Mann, dem ich diesen Dienst nie vergessen werde, that es unverdrossen bis zum Anfange des Baierschen Successionskrieges, wo Kaufmann der jüngere an dessen Stelle trat. Auch zwei meiner Schwestern, die verstorbene von Heyking, und meine noch lebende jüngste Schwester, jetzt an den Hauptmann v. Brunnow verheirathet, lasen mir vor, und schrieben für mich. Da ich keineswegs anmaßend bin, und nie von meinen Fähigkeiten eine große Idee

nung besaß, so hat es mir schreckliche Angst und großen Kampf gekostet. Bloß der Gedanke daß ich nur einen Versuch zu machen und meinen Gläubigern Bezahlung zu verschaffen schuldig sei, gab mir Muth. Ich kündigte das herauszugebende Werk auf Pränumeration an. Sie wurde nicht unbeträchtlich, weil sich viele gute Menschen für mich verwandten. So wurde das Preuß. Tempe zu Marienwerder auf meine Kosten gedruckt, womit ich jezt, als mit einem unreifen Producte, höchst unzufrieden bin, ob es gleich vom Publicum mit schonender Nachsicht aufgenommen wurde. Der verstorbene Buchhändler Kanter strebte mich zu unterstützen. Durch ihn aufgemuntert, nahm der jetzige Kriegsrath Bock, der verstorbene Professor Kreutzfeld, Criminalrath Jensch, Kammersecretair John, der bekannte Preußische Dichter Lausson, am Tempe Antheil. Dies thaten auch der verstorbene Erzpriester Goldbeck, der Oberhofprediger Wedecke, der zu Magdeburg als Prediger verstorbene Böttcher, Ober-Secretair Wannovius, und mehrere. Das Tempe gewann dadurch seit dem dritten Quartale eine andere Gestalt, besonders da Kriegsrath Bock, damals Kammersecretair zu Marienwerder die Aufsicht über den Abdruck übernahm, so wie ich in der That ihm die bessere Gestalt des Tempe vorzüglich verdanke. Aber

beinahe nach dem Verhältniß, wie sich die Schrift aufnahm, verlor sich die Theilnahme. Ich hatte bei dem ersten Jahrgange 300 Thaler gewonnen, bei dem zweiten aber büßte ich dieses beinahe wieder völlig ein. Besonders war es auffallend, daß in manchen Städten zahlreiche Subscribenten sich das Buch geben ließen, und am Ende nicht zahlten, wodurch mein gehoffter Gewinn nun wieder ganz vernichtet wurde. Ich hatte indeß durch das Ganze doch einige Aufmerksamkeit erregt, und mich im Andenken meiner Freunde erneuert; auch war ich mit meinem Schwager von Kurowsky ein paar Mal nach Königsberg gereist, wo ich persönlich einige Theilnahme rege machte.

Kant und Hamann erklärten sich sehr gütig und theilnehmend für mich, und Kanter handelte mit seiner eigenen Herzensgüte und Wärme, wovon er unter andern bei einer Augen-Operation, der ich mich unterwarf, den Beweis gab. Das Staphylom bedeckte nur die untere Hälfte der Hornhaut des Auges, oben war der Augapfel noch sichtbar; auch hatte ich einigen Schimmer. Verschiedentlich war daher auch die Aeußerung mancher Aerzte, daß mir noch eine Operation helfen könne. Zwei Brüder Pellier hatten zu Königsberg einige glückliche

Operationen gemacht, und ich ſuchte daher auch ihre Hülfe. Beide machten mir gute Hoffnungen, forderten aber für ihre Operation 100 Dukaten. Mein ganzes Vermögen beſtand in 60 Thalern, wovon ich ihnen 50 Thaler anbot. Sie ſchlugen ſolches aus. Ich ſagte ihnen, daß ich arm ſei, ſie aber meinten, weil ich von Adel wäre, ſo könnte ſchon meine Familie etwas für mich thun. Ich ging zu Kantern und klagte dieſem meine Noth; er verſprach alles aufs Reine zu bringen, und bot mir, ſo lange die Operation und ihre Folgen währten, ſein Haus zum Aufenthalt an. Er fuhr gerade in die Loge zu den drei Kronen, und nahm mich mit, weil es bloß ein Klubbtag war. Die Brüder Pellier waren Mitglieder der Loge. Sie waren nicht zugegen; aber verſchiedene dort Anweſende übernahmen es, mit ihnen zu ſprechen, und der Geheime Rath Metzger erbot ſich, weil die Herren Pellier in acht Tagen abzureiſen beſchloſſen hätten, mir, wenn ich noch ferner der Hülfe eines Arztes bedürfen ſollte, ſolche ohne alle eigennützige Abſicht zu leiſten. Am folgenden Tage erhielt ich die Erklärung der Herren Pellier, daß ſie mit 50 Thaler zufrieden ſein, und mein Auge am nächſten Morgen operiren würden.

Es war gerade die Zeit der Revue. Das jetzige vierte Regiment, dessen Chef damals Graf Henkel war, befand sich zu Königsberg, und der unter diesem Regimente stehende Lieutenant v. Kleist suchte mich jetzt in der Kanterschen Buchhandlung auf. Er sagte mir, Graf Henkel habe mit Unwillen erfahren, wie die Gebrüder Pellier für die Operation zur Wiederherstellung meines Gesichts 100 Dukaten verlangt hätten, er würde für die Bezahlung dieser 100 Dukaten sorgen, und ich könnte mich also, wenn ich wollte, der Operation unterwerfen. Unendlich rührte mich dies Anerbieten von Seiten eines Mannes, den ich nie persönlich kennen gelernt hatte. Da die Sache auf die angezeigte Weise angeordnet war, so durfte ich es zwar nicht annehmen, allein die schöne Handlung behält dessen ungeachtet ihren Werth. Ich fühlte mich durch den erhaltenen Beweis der Theilnahme außerordentlich aufgerichtet, nie konnte ich des Grafen Henkel anders als mit Achtung gedenken. Er starb hier als Gouverneur und sah seinem Tode mit großer Seelenruhe entgegen; ich strebte meine Gefühle noch bei seinem Grabe auszudrücken, und man war hier wenigstens mit der Herzlichkeit und Wärme für den Verstorbenen, die in diesem Gedichte herrschte, allgemein zufrieden. Eine

bessere Welt lohne ihn dort für die edle Absicht, die er gegen mich hegte!

Ich kehre jetzt zu der Marterscene der Operation zurück, deren Unzweckmäßigkeit ich jetzt einsehe, und deren Erinnerung mir noch einen Schauder abjagt. Es war jene Operation, die schon der alte Laurentius Heister bei dem Staphylom vorschlägt. Der eine der Gebrüder Pellier hielt meinen Kopf, indeß der andere eine sehr platte Nähnadel mit einem dünnen roth seidenen Faden einfädelte, und die beiden Enden zusammenknüpfte. Mit dieser Nähnadel wurde die Erhabenheit in dem Auge durchstochen, die Nadel zwischen zwei Fingern gefaßt, und das Auge hervor gezerrt, oben im Staphylom ein kleiner Einschnitt gemacht, der roth seidene Faden hinein geworfen, scharf angezogen, und nun hinter dem Faden mit einer scharfen Lanzette die ganze Erhabenheit vom Auge getrennt. Die Operation war nicht schnell, der Schmerz fürchterlich, noch schrecklicher aber wurde er nach Verlauf von ein paar Tagen. Er wurde durch einige Mittel gehoben; die Herren Pellier reiseten davon, ich aber blieb noch einige Wochen lang unter der Hand des Arztes und Wundarztes. Das Auge wollte nicht heilen, es fanden sich Auswüchse, und der Höllenstein in Eiweiß aufgelöset mußte zu

ihrem Ausbeißen angewandt werden, wobei ich viel litt.

Bis zu meiner völligen Erholung befand ich mich im Hause des redlichen Kanter. Ein junger Mann, Herr Friedrich, der sich damals dort aufhielt, jetzt als Buchhändler zu Libau lebt, und den ich aus frühern Zeiten kannte, nahm sich meiner mit vieler Rechtschaffenheit an. Auch fand ich einen meiner Schulfreunde im Hause Kanters als Lehrer seiner Kinder, den jetzigen Schulenrath Verdau zu Marienwerder. Diesen bat ich, einen Studirenden aufzusuchen, der mir täglich einige Stunden vorlesen und auch meine Gedanken niederschreiben könnte. Es wurde einer ausgemittelt, der aber nur ein paar Tage kam, sich einen kleinen Vorschuß geben ließ, und wegblieb. Der redliche Verdau erzählte dies voll Unwillen auf einem Kaffeehause. Ein junger Mann, mit dem er in keiner Verbindung stand, hörte es und erklärte, er sei täglich einige Stunden bei mir zuzubringen bereit. Er hieß Meden, wurde nachher Assessor bei dem Landvogteigerichte zu Marienburg, ist jetzt Stadtrichter zu Neuteich, und war ein ausgezeichnet redlicher Mann, mit einem sanften, gefühlvollen Herzen, guten moralischen Grundsätzen, und nicht gemeinen Kenntnissen, welches einige seiner

ner Aufsätze in der Berliner Monatschrift, und andern periodischen Schriften beweisen. Auch er hatte Anhänglichkeit für Preußische Geschichte und Alterthümer, handelte gegen mich auf die edelste uneigennützigste Weise, und bald hing ich an ihm mit ganzer Seele.

Der Aufenthalt in Königsberg wurde mir zu kostbar. Ich kehrte nach Stablack zurück. Mein Vater erlaubte, daß ich meinen Freund Meden mitbringen durfte, und mit seinem Beistande fing ich jetzt an über Preußische Geschichte und Alterthümer zu lesen und zu ordnen, gab auch den zweiten Jahrgang des Preußischen Tempe mit seiner Hülfe heraus.

Unvergeßlich ist mir sein Andenken am Krankenbette meiner guten Mutter. Er schätzte die redliche Frau, und theilte brüderlich meinen Schmerz, als sie im Herbste des Jahres 1781 an der Brustwassersucht starb. Religion gab ihr Trost bei ihren körperlichen Schmerzen; geruhig sah sie dem Tode entgegen, und hoffte bei der traurigen Lage ihrer Kinder, daß eine weise Vorsehung diese nicht hülflos lassen würde. In den letzten Jahren ihres Lebens waren die Vermögensumstände meines Vaters außerordentlich herabgesunken. Meine Mutter hatte sich geduldig

in ihr Schicksal gefügt; nur ihre Kinder lagen ihr am Herzen. Ihr Streben, mit eigner Aufopferung die Bedürfnisse der Ihrigen zu befriedigen; die Wohlthätigkeit, womit sie sich jedes Kranken, auch des Aermsten im Dorfe annahm; ihn nicht nur zu erquicken suchte, sondern selbst in die Hütte des Armen und Leidenden ging, um zu sehen, wie sie ihm am gefälligsten sein, was sie füglich thun könne — diese Tugenden haben ihr gewiß ein herrliches Schicksal jenseit des Grabes verschafft.

Mein Freund Meden hatte mich damals gerade zu verlassen beschlossen. Wir trennten uns mit der innigsten Rührung. Mein alter Vater hatte den jungen Mann herzlich lieb gewonnen, und war bei seinem Abschiede sehr bewegt. Ich würde jetzt sehr verlassen geblieben sein, hätte die Vorsehung mir nicht einen andern Gehülfen zugesandt. Dies war der nachherige Secretair Schiemann zu Wenden in Liefland, der mit mir zugleich im Fridericiano, aber auf einer untern Klasse, gewesen war. Er hatte eine Hauslehrerstelle aufgegeben, und war geneigt sich examiniren zu lassen; aber eine Feuersbrunst brachte seinen Stiefvater Fleischmann beinahe um sein ganzes Vermögen. Schiemann entschloß sich aufs Neue, eine Hauslehrerstelle zu su-

chen, und die Zeit bis solche ausgemittelt wäre, bei mir hinzubringen. Ich hatte, seitdem ich aus Königsberg zurückgekehrt war, eine kleine Leseanstalt errichtet, und so fehlten mir, den jetzt große Sorgen beugten, wenigstens nicht Bücher zur Zerstreuung. Das Tempe war mit dem zweiten Jahrgang erloschen; „die akademischen Freunde", ein Roman den ich schon in den Jahren 1775 und 76 selbst niedergeschrieben hatte und der nachher im Hartungschen Verlage erschien, wurde jetzt von mir ausgefeilt. Er fand nicht ungünstige Aufnahme.

Mein Vater sah die Nothwendigkeit ein, sein Gut verkaufen zu müssen. Meine älteste Schwester war verheirathet; meine zweite hatte sich das Wohlwollen der Frau Oberstlieutenant von Brinken und ihres Gemals erworben. Dies edeldenkende Ehepaar, das kinderlos war, behandelte sie wie eine geliebte Tochter, und sie war in diesem Hause vortrefflich versorgt. Mein ältester Bruder war Seconde-Lieutenant bei dem damaligen Dragoner-Rigimente Anspach-Baireuth, der jüngste ins Kadettenhaus zu Culm aufgenommen worden. Ich und meine jüngste Schwester befanden uns im Hause meines Vaters, sahen es ein, daß sein Vermögen nicht mehr zu seinem eigenen Unterhalte hinreiche, und

blickten mit Wehmuth in eine wahrscheinlich sehr traurige Zukunft. Am Begräbnißtage meiner Mutter rief mein Schwager Kurowski, obgleich er in sehr beschränkter Lage war, mich in ein abgelegenes Zimmer, Du kennst, sagte er, meine Vermögensumstände, ich deine Lage, Aufenthalt in meinem Hause, und was ich zu essen und zu trinken habe, biete ich dir aus redlichem Herzen an. Mich rührte dies Anerbieten; es war von der einen Seite tröstlich, denn es schützte mich gegen den drückendsten Mangel; aber meine Zukunft wurde alsdann auch ein Pflanzenleben. Ueberhaupt war alles um mich völlig dunkel, und für mich beinahe keine tröstliche Hoffnung mehr. Ich vergoß daher auch bei dem Sterbebette und dem Grabe meiner Mutter nicht viele Thränen; aber mein Herz war zerrissen. Denn eine schreckliche Zukunft lag in der Ferne, und ich, in einem Alter von 25 Jahren, schien, so sehr meine Phantasie sich zu der Auffindung von Rettungsmitteln anstrengte, für diese Welt verloren zu sein, und nur erst jenseit des Grabes Trost hoffen zu dürfen.

Mein Vater hatte selbst die letzte seiner Hoffnungen darauf gegründet, vielleicht eine Pension, oder die Erstattung seiner bei der alliirten Armee gemachten Vorschüsse zu er-

halten. Der General v. Loſſow, der ihn aus der Armee gebracht und nachher erſt kennen gelernt hatte, äußerte ſelbſt, wenn er meinen Vater genauer gekannt hätte, ſein Freund geblieben zu ſein. Er erklärte dies mit Offenheit gegen den verſtorbenen Oberſten von Malachowski, von dem er die traurige Verfaſſung meines Vaters erfuhr, und ließ ihm durch Malachowski den Wink geben, daß er ihm, wenn er um eine Penſion anſuchen wollte, wegen ſeines Benehmens im Kriegsdienſte, das rühmlichſte Zeugniß auszuſtellen bereit ſei. Mein gebeugter Vater nahm dies Anerbieten ſeines ehemaligen Feindes an; Friedrich aber ſchickte ihm das Zeugniß, ohne eine Silbe darauf zu antworten, zurück.

Mein Vater hatte als er ſeinen Abſchied erhielt, einen Revers ausſtellen müſſen, nicht in fremde Kriegsdienſte zu treten, und daher, theils auch weil damals ſeine Vermögensumſtände nicht unvortheilhaft waren, ungefähr ums Jahr 1768 Ruſſiſche Kriegsdienſte anzunehmen, ausgeſchlagen, die ihm der Oberſte von Döring, der bei der alliirten Armee als Cornett unter ſeiner Escadron geſtanden hatte, vom Grafen Soltikov berechtigt, anbot. Zufällig nähmlich hatte Döring, der ungefähr ums Jahr 1762 den Preußiſchen Dienſt verließ, in das Gefolge des

Herzogs Ferdinand von Braunschweig kam, nachher in Russischen Kriegsdiensten ein schnelles Glück machte, mit den Grafen Soltikov über die Art und Weise gesprochen, wie der Krieg gegen die Conföderirten am thätigsten zu führen wäre, dabei einige Beispiele erzählt, wie mein Vater sich im kleinen Kriege gegen die Franzosen genommen habe, und die Erzählung damit beschlossen, daß auch dieser brave Offizier am Friedensschlusse aus der Armee verdrangt sei. Soltikov, hiedurch aufmerksam gemacht, hatte gefragt: ob mein Vater nicht in Russischen Dienst gezogen werden könnte; aber dieser lehnte Döring's ihm nun gemachte Vorschläge aus den angezeigten Gründen ab. Als aber der Baierische Successionskrieg ausbrach, da machte ihm das Andenken an die früheren Jahre seines Lebens die Ruhe unerträglich. Er wünschte ein Freicorps zu errichten, und bloß das schnelle Ende dieses Krieges hintertrieb seine Entwürfe.

Aeußerst wichtig blieb ihm noch immer sein bei der alliirten Armee gemachter Vorschuß. Hätte er diese [illegible] Dukaten am Ende des Krieges erhalten, sie damals zum Ankauf von Gütern angewandt; oder hätte er nur, durch dieses Capital unterstützt, sein Gut Borken, welches er im Jahr 1775 für

15000 Thaler verkaufen mußte, und welches jetzt die Landschaft über 80000 Thaler taxirt hat, erhalten können; so würde er, ich und meine Geschwister im Wohlstande geblieben sein. Mit Ehrfurcht blicke ich auf Friedrich den Großen, und mit der Thräne des Danks auf Friedrich Wilhelm den II., für die mir erzeigten Wohlthaten. Aber ich kann hier den Ausdruck meiner Empfindungen nicht zurückhalten. wäre Friedrich II. gegen meinen Vater nur gerecht gewesen, Friedrich Wilhelm II. hätte nicht nöthig gehabt, gegen mich wohlthätig zu sein. Auch ist es nicht bloß Dankbarkeit, sondern meine wahre Ueberzeugung, wenn ich hier äußere, daß mich viele Urtheile über Friedrich Wilhelm II. empören. Sein wohlwollendes Herz, das freilich auch gemißbraucht wurde, wünschte überall das Nützliche und Gute zu befördern, und sollten wir in Betreff dessen, der einmal im Grabe ruht, und daher die Folgen seiner Handlungen nicht mehr abändern kann, bei Beurtheilung dieser Handlungen nicht vorzüglich auf ihre Absichten sehn? Auch fand Friedrich Wilhelm II. so manches zu vergüten, und das Andenken seines großen Vorfahren erhielt gerade einen um so schönern Glanz, da sein Nachfolger auch den kleinsten Flecken, der es verdunkeln konnte, wohlthätig zu vertilgen suchte.

Ich wende mich wieder zur Geschichte meines Vaters zurück, weil diese zugleich die meinige wird. Er reisete, um seine Forderung geltend zu machen, zur Revue nach Graudenz, vermochte aber nichts auszurichten. Doch, als der Herzog von Braunschweig einst Friedrich den Großen begleitete, wandte sich mein Vater an den ersten, der mit der Sache nicht ganz unbekannt war, und übergab ihm daher seine Original-Documente, um sie dem Könige vorzulegen. Der Herzog äußerte: daß er während dem Gewühle bei Graudenz, keine Gelegenheit gehabt habe, da er aber mit dem Könige in einem Wagen reise, er während der Reise die bequemste Gelegenheit finden würde, dem Könige alles auseinanderzusetzen. Er behielt deshalb die Documente, und als ich selbst mich einst an den Herzog wandte, erhielt ich die Antwort, daß er sich wirklich bei dem Könige verwandt, und demselben die Documente eingehändigt habe. Diese waren nun auch verloren. Der König nahm darauf keine Rücksicht, und die letzten Hoffnungen meines Vaters waren zertrümmert. Bei dem Tode meiner Mutter war das Gütchen so verschuldet, daß mein Vater kaum ein paar tausend Thaler darauf hatte. Hievon konnte er nicht einmal seine Bedürfnisse befriedigen, vielweniger mich und meine Schwester ernähren;

daher war unsere Lage schrecklich. Unsere liebreiche Mutter hatte uns noch immer getröstet und aufgerichtet; auch sie war hin, und gerade wir beide Geschwister hatten am wenigsten das väterliche Wohlwollen besessen. Meine Schwester, vormals ein gesundes blühendes Mädchen, war durch ein langwieriges Wechselfieber äußerst entkräftet. Daher hatte meine Schwester Kurowski, früher als sie es gewohnt war, ihr Wochenbett verlassen, um so viel als möglich bei meiner kranken Mutter zu sein. Ihre zärtliche Sorgfalt, ihre Liebe für die Sterbende, vermehrte unser Vertrauen auf sie, weil diese unsere älteste Schwester wegen ihres gebildeten Geistes und ihrer Herzensgüte immer von uns geliebt und geachtet wurde. Da sie nach der Beerdigung der Mutter auf ihr Gut zurückkehrte, fühlten wir doppelt das Verlassene unseres Zustandes. Meine jüngste Schwester suchte bei mir Trost und Hülfe, die ich selbst bedurfte. Mein Verzweiflung stieg mit jedem Tage. Mit dem Gedanken, mein Leben selbst zu enden, war ich völlig vertraut; auch meine Schwester wünschte sich häufig den Tod. Daß sie ihn sich nicht selbst geben würde, davon war ich überzeugt. Da wir aber den Tod als das größte Glück zu betrachten anfingen, so entsprang allmälig der Gedanke, ob ich nicht eine edle That bege-

den, der Wohlthäter meiner unglücklichen Schweſter werden würde, wenn ich ihr Leben endigte. Ob ich alsdenn dem meinigen ein Ende machen oder mich nicht lieber den rechtlichen Folgen ausſetzen, und dabei erklären ſolle, das Elend meiner Familie würde nicht entſtanden ſein, wenn der Vater ſeine gerechte Forderung vom Könige erhalten hätte; ob ich hiedurch ſelbſt nicht noch vortheilhaft auf das Schickſal meines Vaters wirken könnte — alle dieſe Gedanken lieſen mir wild im Kopfe umher. Ein gewiſſer körperlicher Zuſtand hatte ſich durch Entkräftung, theils auch durch Gram, ehe ich nach Schippenbeil zog, zu äußern angefangen, und nach meiner Rückkehr zugenommen. — Wenn ich meine Vergangenheit überdachte, troſtlos in die Zukunft blickte, ſo vergingen mir die Gedanken. Ich hörte die Geſpräche der Menſchen um mich her, nur wie ein leiſes Sauſen; die Anweſenden glaubten alsdann ich ſchlieſe, allein es war kein Schlaf, ſondern eine Betäubung, wofür ich jezt ſelbſt keinen Namen weiß, ein Hinſinken aller Körperkräfte, durch Leiden der Seele veranlaßt. Mir vergingen allmälig die Gedanken; allerlei Geſtalten, oft tanzende Figuren im antiken, oder abenteuerlichem Aufputze, oft gräßliche verzerrte Bilder ſchwebten vor meiner Phantaſie, und

alles ging eine Zeitlang wild durcheinander bis es allmälig erloſch, und eine völlige Betäubung eintrat. Es war mir, wenn ich zu mir kam, als hörte ich große Glocken in der Ferne, als kreuzten ſich Blitze vor meinen Augen, mein Herz klopfte heftig, und ein kalter Schweiß brach aus meiner Stirn. Dieſe Zufälle bekam ich jetzt häufiger; ich entdeckte mich niemanden. Mein Zuſtand war dem eines halbwahnſinnigen Fieberkranken gleich. Bei Tage fielen mir jeden Augenblick die Augen zu; aber die Nächte brachte ich unter Jammer ſchlaflos hin. Auf Erden wußte und ahnte ich keine Hülfe, und händeringend bat ich oft Gott, mir dieſe zuzuſenden, oder mich zu einem entſcheidenden Schritte zu leiten. —

Geschichte meines Lebens

von

Ludwig v. Baczko.

Zweiter Band.

Königsberg, 1824.
Auf Kosten der Erben des Verfassers.
(In Commission bei Aug. Wilh. Unzer.)

So weit war es mit mir gekommen, und alles schien für mich verloren zu sein. Das Anerbieten meines Schwagers v. Kurowski schützte mich vor dem äußersten Mangel; allein wenn ich es annahm, so verdammte ich mich zugleich selbst zu ewiger Unthätigkeit; und dieser, die mir bei meiner rastlosen Lebhaftigkeit das Dasein zur Hölle machte, zu entgehen, strengte ich meine Einbildungskraft vergeblich an.

Unerwartet ereignete sich jetzt eine Begebenheit, die wieder Hoffnung und Muth in meiner Seele anfachte. Wenige Wochen nach der Beerdigung meiner Mutter saß ich ganz in Gram vertieft, als ich einen Brief mit sechs Dukaten erhielt. Er war von einem Manne, mit dem ich nie in der geringsten Verbindung gestanden hatte, dem damaligen Kammerherrn, nachherigen Landhofmeister Grafen von Lehndorf auf Steinort. Dieser sagte mir in einem sehr herzlichen Tone, er habe erfahren, daß mein Unglück, welches mir schon längst seine Theilnahme erworben hätte, durch den

Tod meiner Mutter noch vermehrt wäre, und er sei überzeugt, ein Mann meiner Art könne nicht immer unglücklich sein, es müsse sich früh oder spät ein schicklicher Ausweg für ihn finden. Er selbst wolle sich bemühen, mir eine Professorstelle in Krakau zu verschaffen; bis dahin aber, oder so lange auch, als es mir gefällig wäre, biete er mir den Aufenthalt in seinem Hause an. Mit Vergnügen, fügte er hinzu, werde er für die Befriedigung meiner Bedürfnisse sorgen, und, sobald als ich es wünsche, seine Equipage zu meiner Abholung schicken. Dies überraschte mich; ich sah, daß gute Menschen Antheil an meinem Schicksale nahmen und mir noch Kraft zutrauten, mich meinem Unglücke zu entwinden. Mein Vertrauen auf die Menschheit stieg, und, — warum sollte ich es leugnen? — mein herabgesunkenes Selbstvertrauen wurde belebt. Ich habe in der Folge diesen Grafen von Lehndorf nur ein einziges Mal bei dem Minister Grafen von Dönhof gesprochen; mich durchbebte damals eine ganz eigene Empfindung, und überhaupt habe ich nie aufgehört, es diesem Manne zu verdanken, daß er mich aus meiner dumpfen Betäubung weckte und meinem Geiste neue Schwungkraft verlieh.

Für meine arme Schwester zeigte sich bald auch eine neue Hoffnung. Obristlieutenant

von Brinken, dieser rechtschaffene unveränderliche Freund meines Vaters, hatte es ausgemittelt, daß der Rittmeister von Dombardt auf Schrombehnen, gegenwärtig auf Beskendorf, bei seiner kranken Gemahlin eine Gesellschafterin wünsche. Brinken hatte meine Schwester dazu in Vorschlag gebracht, die jetzt nach Königsberg reisete, wo sich die Frau Rittmeisterin von Dombardt damals aufhielt. Ich begleitete sie dorthin, um den Beistand meiner Freunde, vorzüglich des redlichen Kanter, zur Unterstützung meiner Pläne aufzubieten. Schon hatte ich mich durch den mir ewig unvergeßlichen Kanonikus von Lenczinski an den Fürstbischof von Ermland gewandt, um durch dessen Empfehlung in Polen angestellt zu werden. Der Fürstbischof machte mir hiezu einige Hoffnung; Kant gab mir in Betreff meiner Kenntnisse, ein höchst vortheilhaftes Zeugniß in lateinischer Sprache, wovon Hamann eine Abschrift an seinen Freund den Geheimen Rath von Kortum nach Warschau sandte, dem er mich auf das dringendste empfahl. Allein ich sollte noch in meinem Vaterlande selbst eine Aussicht finden. Rittmeister von Dombardt erfuhr durch meine Schwester meine Anwesenheit zu Königsberg, und lud mich bei sich zu Tische. Unter andern Gesprächen äußerte ich, daß es vormals mein Plan gewesen und ich auch hiezu nicht ganz unvorbereitet wäre, eine Geschichte meines Vaterlan-

des zu schreiben. Dombardt meinte nun, mein Schicksal könne noch in Preußen eine vortheilhafte Wendung bekommen; ich hier noch vielleicht mein Brod in einem akademischen Lehramte finden. Freimüthig gestand ich ihm nun, daß ich noch fühlte, wie viel mir zu meiner völligen Ausbildung fehle und daß ich es daher sehnlichst wünschte, noch zwei oder drei Jahr in Königsberg zu bleiben, um dort weiter zu studiren und mich in einigen Wissenschaften fester zu setzen. Dombardt billigte diesen Entschluß, fragte, wie viel ich wohl monatlich bedürfe, und erklärte mir nun am folgenden Tage, daß er, vereint mit dem verstorbenen Minister, damaligen Hauptmann von Schrötter, den Entschluß gefaßt habe, drei Jahre lang mir ein bestimmtes Einkommen zu sichern. Wie dies zusammen kommen würde, bleibe ihre Sache; ich solle vierteljährlich eine bestimmte Summe erhalten und folglich nur gleich nach Königsberg ziehen. Ich sprach darüber mit meinem Freunde Kanter, der schon oft die nämliche Idee gehabt hatte; aber ein so lieber und guter Mann als er auch immer war, fehlte ihm dennoch Kraft zum Ausdauern, die Dombardt und Schrötter in einem sehr hohen Grade besaßen. Kanter hatte daher schon manchen Plan entworfen und in Anregung gebracht, aber nie die letzte Hand an das Werk gelegt. Dombardt und Schrötter fanden dadurch manchen wichtigen Mann

wenigstens nicht unvorbereitet und bereits für mich gewonnen, und sie brachten es so weit, daß mir jährlich 800 Gulden drei Jahre hindurch zugesichert wurden.

Ich zog hierauf nach Königsberg in das Haus des Organisten Koch, bei dem ich mich für 60 Thaler einmiethete, so daß ich für diese mäßige Summe Wohnung, Heitzung und Essen erhielt. Ich nahm mir einen Knaben, der beständig um mich war, mir wenigstens vorlas; und ein Studirender kam täglich einige Stunden zu mir, mit dessen Hülfe ich schwere Sachen las, auch meine Gedanken niederschrieb. Bald wurde ich überzeugt, daß ein Knabe als Vorleser unzulänglich wäre; ich trug deshalb einem Studirenden, Namens Otto, die Wohnung auf meinem Zimmer und ein kleines monatliches Einkommen an. Dieser war der Sohn eines vormals sehr wohlhabenden Pächters, der aber, durch Unfälle zurückgekommen, sich aus Preußen entfernt und diesen Otto als Knaben zurückgelassen hatte. Ein redlicher Geistlicher hatte sich des Verlassenen angenommen, für seine weitere Erziehung gesorgt und ihn auf die Akademie gebracht. Es war ein lieber junger Mann, von dem besten, redlichsten Herzen; nur lag durch alles, was er erlitten hatte, eine gewisse Bitterkeit in seiner Seele, und da er nicht ohne Witz war, so machte er sich durch bittere Einfälle so manchen zum Feinde. Da-

gegen war er seinen Freunden mit Enthusiasmus ergeben, war ein moralisch guter Mensch, unverdrossen und mit ausdauernder Festigkeit nach seinem Zweck zu ringen im Stande, besaß ein hohes Ehrgefühl, viele Anlagen zu den Wissenschaften, machte einen leidlichen Vers und hatte viel Talent zum Zeichnen, so daß er ohne allen Unterricht Physiognomien mit einem gewissen leidenschaftlichen oder launichten Ausdrucke, so oft er wollte, gleich mit Bleystift zeichnen und auch als Silhouette ausschneiden konnte. Er wurde mir bald von ganzer Seele zugethan, und ich gewann durch ihn außerordentlich viel, weil er nicht bloß mein Vorleser war, sondern, selbst mit Liebe zu den Wissenschaften erfüllt, mit mir vereint studirte. Da er aber von dem, was ich ihm gab, nicht allein leben konnte, so ertheilte er täglich ein paar Stunden Unterricht, und dieses, so wie einige Vorlesungen, die er hörte, nöthigten ihn einige Zeit seinen eigenen Geschäften zu weihen. Der Knabe, der mir in dieser Zeit vorlesen sollte, entsprach meinen Hoffnungen nicht, ich trennte mich von ihm und rieth ihm selbst ein Handwerk zu lernen. Seitdem fehlte mir jedoch nicht selten Beschäftigung: ich ging zuweilen zu meinem Wirthe, einem sehr redlichen und pünktlich rechtschaffenen Manne, der aber dabei ein sonderbares Original war. Sein Glaube an Geister, Gespenster und Zauberei war gren-

zenlos, und für den abenteuerlichsten Volksaberglauben suchte er aus Vernunft und Religion Gründe aufzustellen. Er war in Königsberg der beste Orgelspieler, und kein Mensch war in seinen Augen wichtiger, als der Tonkünstler. Was. sagte er einst mit Heftigkeit, ist der Prediger, der in seinem hochdeutschen Dialekte mit rednerischen Figuren auftritt und von dem gemeinen Manne nicht verstanden wird; aber wenn ich zuerst ein paar Dissonanzen auf der Orgel greife, diese auflöse, mit dem ganzen Werke der Orgel wüthend stürme und alsdann doch endlich wehmüthig zum Bußliede übergehe; wessen Seele bleibt gefühllos? Der Prediger sollte wenigstens einen Tag vorher den Text seiner Predigt und die von ihm gewählten Lieder dem Organisten zusenden, damit dieser sich selbst und alsdann auch das Herz des Zuhörers durch ein zweckmäßiges Präludium vorbereiten könne. Der Mann gewährte mir hiedurch zuweilen einige Unterhaltung, doch konnte dies wol in der Länge füglich nicht bestehen.

Daher brachte ich denn jetzt wieder manche Stunde allein auf meinem Zimmer hin. In dieser Einsamkeit recapitulirte ich zum Theil das Gelesene, oder dachte auch über manchen Gegenstand nach. Ueberhaupt hatte ich mich seit dem Erblinden außerordentlich daran ge-

wöhnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen. In der traurigsten Periode meines Lebens, da ich keinen Vorleser hatte, und folglich durch nichts einige neue Ideen erhielt, beschäftigte ich mich mit Kopfrechnen, und brachte es im Extrahiren der Kubikwurzel zu einer solchen Fertigkeit, daß ich im Kopf eine Wurzel von sieben Zahlen auszuziehen im Stande war, welches ich jetzt aus Mangel an Uebung wieder verlernt habe. Späterhin, wenn mir ein Buch vorgelesen war, legte ich mir selbst Rechenschaft ab, was ich aus diesem Buche gelernt hätte; ja zuweilen erzählte ich mir wohl mit lauter Stimme, wenn ich mich allein befand, den Inhalt des gelesenen Buchs, wodurch ich wenigstens einige Fertigkeit im mündlichen Vortrage erhielt. Doch wenn ich sehr lange allein war, so entsprang oft in mir ein gewisses schmerzliches Gefühl, welches zuweilen in eine Bangigkeit überging. Zufällig schaffte ich mir einen Vogel, und erhielt ein paar Töpfe mit Blumen zum Geschenk. Das Begießen und die Berührung dieser Blumen, deren Entwikkelung ich hiedurch bemerkte, das Hüpfen und der Gesang des Vogels verminderten (so abhängig ist der Mensch von Kleinigkeiten) das Gefühl meiner Einsamkeit und zugleich jene Beangstigungen, wovon ich keinen bestimmten Grund anzugeben wußte.

Es war mir daher wohl nicht zu verargen: daß ich zu meiner Zerstreuung und Aufheiterung, an manchen Vergnügungen Theil nahm. So wurde in dem jetzt Dörfertschen Gasthause am Krönchenthor in dessen Nähe ich wohnte, wöchentlich ein Liebhaber-Concert gegeben, wozu der Beitrag während des ganzen Winters nur drei Thaler betrug und woran keine Damen Antheil nahmen. Ich beschloß dies zu besuchen und mein Anblick mochte vielleicht durch die Neuheit Manchem auffallend sein. Daher äußerten sich einst ein paar Herren und zwar so sehr in meiner Nähe, daß es mir durch mein scharfes Gehör nicht unbemerkt blieb: es wäre doch besser wenn der blinde Mensch zu Hause bliebe und sich nicht so öffentlich producirte. Ich stand auf, verneigte mich nach der Seite, von der ich dies Gespräch vernahm, und sagte so laut daß es die Umstehenden hören konnten: Da mein Gehör sehr vollkommen ist, und ich in der Absicht hieher gekommen bin, mir dadurch einen angenehmen Genuß zu verschaffen, so bitte ich diejenigen Herren, die sich über mich, auf eine mir unangenehme Weise unterhalten, sich doch wenigstens so weit von mir zu entfernen, daß ich solches nicht hören kann. Diese Bitte blieb unbeantwortet, aber ich wurde seitdem etwas schonender behandelt. Doch als ich das Schau-

spiel zu besuchen anfing, hörte ich Personen aus den gebildeten Ständen, dieses ohne alle Schonung laut tadeln, und bei gemeinen Leuten machte dies um so mehr Aufsehen rege; so daß ich, als ich einst an einem Sonntage in das Schauspielhaus ging, laut sagen hörte: o sehr doch, auch ein blinder Mann geht in die Comödie! was will der da machen? Ich wandte mich nun zu meinem Gehülfen, der mich führte und sagte ganz laut: die Leute scheinen es nicht zu wissen, daß ich alle Sonntage sehen kann," vernahm nun ein paar Ausrufungen des Erstaunens und einige Zuschauer, die noch am Eingange standen, lachten mit mir gemeinschaftlich.

Ueberhaupt hatte ich nicht selten die Lacher auf meiner Seite, und in jenem Zeitpunkte, wo ich schon ins Schauspiel fahren konnte, war dies auch einst der Fall. Weil damals die Zeit, wann das Stück zu Ende war, noch nicht auf dem Zettel bemerkt wurde, fragte ich den Cassirer darnach: „um halb Acht!" antwortete eine Stimme, „auch wohl um drei Viertel!" rief eine Zweite, „es kann auch bis Acht währen!" rief die Erste wieder. Ich merkte, daß man mich zum Besten haben wollte und sagte daher zu dem Cassirer: „ich höre aus den Stimmen: daß sie neue Lampenputzer haben, informiren Sie doch die

Leute, sich künftig die Stunde, wenn das Stück aus ist, genau zu merken." Die beiden jungen Officiere, die sich dies Betragen gegen mich erlaubt hatten, schwiegen, und ich ging ruhig davon.

Das Schauspiel gewährte mir damals viel Vergnügen, meine Phantasie schilderte mir die Decorationen und die Schauspieler so wie ich sie wünschte: und daher war, wenn falsche Declamation nicht die Täuschung störte, vielleicht mein Genuß nicht geringer als der des Sehenden. Jetzt da Alter, Krankheit und so mannigfache Leiden den Körper geschwächt und die Flügel der Einbildungskraft gelähmt haben, ist dies nicht mehr der Fall, sondern das Schauspiel hat allen Reiz für mich verloren.

Der Umgang mit guten, gebildeten Menschen und Beschäftigung mit den Wissenschaften hat mir immer die angenehmste Unterhaltung und Erholung verschafft. Beides mußte ich bei meiner Ankunft zu Königsberg häufig entbehren und ich stand daher nicht selten einsam an dem Fenster meines kleinen Zimmers. Dies führte auf den Löbenichtschen Kirchhof und das Geschrei der auf demselben spielenden Knaben unterbrach zuweilen mein Nachdenken. Gewöhnlich hörte ich einen Knaben, der eine sehr deutliche, wohlklingende Stimme

hatte, die Spiele anordnen, und die übrigen Kinder schienen seinem Einflusse zu gehorchen. Ich erfuhr, daß dieser Knabe der Sohn eines verstorbenen Dragoners wäre, und daß seine Mutter, ein redliches arbeitsames Weib, ihn und noch zwei seiner Brüder kaum zu ernähren vermochte. Ich ließ ihn zu mir rufen. Er sagte mir, er wäre in die Armenschule gegangen, könne lesen, schreiben und rechnen, und hätte gern noch mehr gelernt, nur der Vater wäre todt, und die arme Mutter könne ihm nichts geben. Ich fragte ihn, ob er zu mir ziehen, sich beständig mit Lesen und Schreiben beschäftigen wolle, und mit Freuden erklärte er sich hiezu bereit. Seine Mutter aber wünschte ihn lieber das Tischlerhandwerk lehren zu lassen; da jedoch der Meister, zu dem sie ihn bringen wollte, erklärte, er sey noch viel zu schwächlich, so nahm sie meine Vorschläge an. Otto leitete den Knaben, der bald eine schöne, deutliche Hand schrieb, mir recht gut vorlas und in allen meinen Geschäften mit Liebe und Treue zur Hand ging. Es wurde ein sehr gebildeter junger Mann, den ich in der Folge noch oft berühren werde. Er hieß Ungerbühler, und blieb 14 Jahre lang bei mir, bis er in seinem 26sten Jahre als Actuarius nach Mohrungen kam, wo er jetzt Landschafts-Syndikus ist; und da er eine sehr rechtschaffene

Frau heurathete, so konnte er die letzten Tage seiner alten Mutter erheitern, die er in sein Haus nahm. Ich aber, der ich ihn einst zu Mohrungen besuchte, wurde innigst gerührt, da mir die alte Frau mit großer Herzlichkeit sagte, daß ihr Sohn und ihre Schwiegertochter sie am Abende ihres Lebens unaussprechlich glücklich machten.

Ich lenke von dieser Abschweifung wieder zu meiner eigenen Geschichte ein. Durch meine Verbindung mit Otto und Ungerbühler war ich von guten redlichen Menschen umgeben, und bald kam noch ein dritter hinzu. Dieser hieß von Schorn. Sein zu Braunsberg wohnender Vater wünschte, daß er eine Schule in Königsberg besuchen und nachher studieren sollte. Der Kaufmann Motherby, mit dem er in einiger Verbindung stand, hatte ihn vor vielen Jahren zu Braunsberg besucht und den Professor Kant diese kleine Reise mitzumachen bewegt. Schorn wandte sich nun an den Professor Kant mit der Bitte, seinen Sohn unterzubringen. Kant, der eine, — ich weiß nicht aus welchem Grunde erzeugte — Abneigung gegen Blinde hatte, mir dies selbst gestand, aber auch hinzusetzte, ich wäre kein Blinder, weil ich hinlängliche Begriffe aus der Anschauung und auch Hülfsmittel besäße, die Mängel des Gesichts zu überwinden, war

so gütig mich zu besuchen und mir den Antrag zu thun, daß ich den jungen Schorn unter meine Aufsicht nehmen sollte. Kant rieth mir sogar, wenn die Sache gut von Statten gehen würde, eine Pensions-Anstalt zu errichten; denn er meinte, meine unglücklichen Schicksale und meine Lebhaftigkeit würden die Jünglinge bald an mich fesseln, ich dagegen, durch keine andere Verhältnisse zerstreut, und durch meine Blindheit zur Verdoppelung der Aufmerksamkeit gezwungen, sie genauer als der Sehende beobachten, und mein Umgang mit ihnen würde häufiger, als der jedes andern Mannes sein, den Geschäfte hindern, und der durch seinen Umgang oft zerstreut und aus seinem Hause abwesend wäre. Dieser Gedanke Kants und das Beispiel des blinden Pfeffel, der bekanntlich zu Colmar eine Erziehungsanstalt angelegt hatte, reizten mich, der Sache weiter nachzuhängen. In Betreff des jungen Schorn wurde für Wohnung, Heitzung, Licht und Essen mit meinem Wirthe contrahirt, und ich erhielt für meine Aufsicht jährlich 100 Gulden. Die frühere Erziehung des jungen Mannes war vernachläßigt, aber er besaß viel Feuer, ein sehr starkes Gedächtniß, und wünschte sehnlichst ein recht guter Mensch zu werden. Wenn ich allein war, so leistete er mir zuweilen Gesellschaft. Wir lasen etwas, welches ihm selbst

nützlich sein konnte; auch gab ich ihm hin und wieder einigen Unterricht, wodurch ich wenigstens seine Begriffe vermehrte und verdeutlichte.

So war ich jetzt keinen Augenblick allein, dafern ich es nicht selbst sein wollte. Der Gedanke eine Geschichte des Vaterlandes zu liefern, wurde mein Hauptaugenmerk, und wegen des damaligen Streites zwischen Thunmann und Ostermeyer beschloß ich, um selbst über die alte Geschichte Preußens gründlicher urtheilen zu können, die Litthauische und Polnische Sprache zu erlernen, und brachte es in beiden, späterhin auch in der Russischen, so weit, mich fertig ausdrücken zu können. Auch suchte ich mit mehreren nordischen Sprachen, der Lettischen, der Esthnischen und auch der Wendischen mit Hülfe von Sprachlehren und Wörterbüchern bekannt zu werden. Mein Sprachstudium hatte etwas Eigenthümliches. Ich war der Lateinischen Sprache gewachsen, und die Regeln der Grammatik kann ich noch jetzt zum Theil auswendig. Bei Erlernung der Litthauischen, Polnischen und Russischen Sprache suchte ich für jede einen Lehrer auszumitteln, der sie lesen und sprechen konnte. Er mußte mich zuvörderst mit der Aussprache und Rechtschreibung bekannt machen alsdann mir die Declinationen und Conjugationen vorlesen, und

dann lernte ich täglich wenigstens 100 Vocabeln. Nach ungefähr acht Tagen ersuchte ich meinen Lehrer mir etwas vorzulesen und wörtlich zu übersetzen; alsdann variirte ich jedes Komma anfänglich Deutsch, und ließ es mir von meinem Lehrer beantworten. Nachher variirte ich in der Sprache selbst und ließ mich durch meinen Lehrer zurechtweisen. Fiel mir etwas auf, so forschte ich weiter, und ordnete nun alles in Betreff der zu erlernenden Sprache unter drei Hauptabtheilungen: sie ist der Lateinischen Sprache völlig gleich; ist ihr völlig entgegen, oder hat ihre ganz besondere Eigenthümlichkeit. Unter diese drei Abtheilungen brachte ich alles, was ich von der zu erlernenden Sprache kennen lernte, und abstrahirte mir hiedurch meine eigene Grammatik. Daher kamen mir alle Regeln ohne viele Umstände in das Gedächtniß, und in ungefähr sechs Monaten lernte ich mich ziemlich gut und fertig ausdrücken. Da ich in der Folge auch Englisch gemeinschaftlich mit meinen Zöglingen grammatikalisch erlernte und, um mich in Betreff der Griechischen Sprache festzusetzen, noch sechs Monate Unterricht nahm, zuletzt eine gewisse Freude am Sprachstudium fand, und, wo ich konnte, mich mit Hülfe von Wörterbüchern und Sprachlehren mit mehreren Sprachen bekannt machte; so entstand in mir ein gewisser Mangel, der mich noch zuweilen übereilt. Denn

bei

bei meiner Lebhaftigkeit spreche ich jede fremde Sprache äußerst schnell, und da kommt es zuweilen, daß wenn ich Polnisch spreche, ein Litthauisches, und wenn ich Italienisch rede, ein Spanisches Wort, ohne daß ich es bemerke, mit einschlüpft. Daher rathe ich es einem Jeden, der es in Sprachen bis zur Fertigkeit im mündlichen Ausdrucke bringen will, nicht zu viele Sprachen auf einmal, und auch nicht zu schnell auf einander zu lernen.

Ueberhaupt gehört es zu der Eigenthümlichkeit, vielleicht leider zu der Sonderbarkeit meiner Erziehung und Geistesbildung, daß meine Lebhaftigkeit mich zu beständiger Beschäftigung mit den Wissenschaften fortriß, ich aber beinahe ohne bestimmten Plan nach allem griff, was mir nahe lag. Denn meine sehr eingeschränkten Vermögensumstände, und die Unmöglichkeit, mir, wenn ich wirklich für eine Wissenschaft Anhänglichkeit hegte, die erforderlichen Bücher anzukaufen, nöthigte mich immer alles, was auf diese Wissenschaft Bezug hatte, zusammenzuleihen; hiedurch wurde ich oft auf eine ganz andere Sache hingeleitet und dies mir in meinen frühern Jahren äußerst nachtheilig. Mein Aeußeres gewann die Menschen nicht, und so

blieb ich mir ganz ohne Rathgeber, ohne
nige Leitung ſelbſt überlaſſen. Bloß der v
ſtorbene Criminal-Rath Jeſter hatte einſt
Güte, mich zu ſich rufen zu laſſen, verw
mir auf eine liebreiche Weiſe meine Na
läßigkeit in Beſuchung ſeiner Vorleſung
und ſtellte mir vor, daß, da ich nicht o
gute Anlagen wäre, ein ſtarkes Gedächt
und Fertigkeit in der Lateiniſchen Spra
beſäße, ich doch nicht dieſe Vortheile v
nachläßigen möchte, die mich in den Ste
ſetzten, im Gebiete der Rechtswiſſenſchaft
vielen andern etwas zu leiſten. Profe
Kant, der es bemerkte, wie häufig ich
aus dem Buchladen Reiſebeſchreibungen
Durchleſen holte, munterte mich auf, n
mit der Anthropologie und phyſiſchen G
graphie zu beſchäftigen, und auch der redl
Hamann ſuchte, aber nur in meinem le
Univerſitäts-Jahre, auf meine Geiſtesbild
zu wirken. Hätte ich von dem Augenb
an, da ich auf die Univerſität kam, einen
edlen Rathgeber gehabt, der mir den P
zum Studieren vorgezeichnet, der mich, w
ich ermüden wollte, aufgemuntert, von
benwegen und zweckloſen Beſchäftigungen
gehalten hätte, ſo würde ich weniger e
clopädiſche, aber auch ſtatt vieler oberfl
lichen, mehr gründliche Kenntniſſe erwor
und wahrſcheinlich in einigen Wiſſenſcha

viel geleiſtet haben. Dadurch aber, daß ich manche unnütze Dinge trieb, die nachher wieder bei Seite geworfen und vergeſſen wurden, gingen Zeit und Kräfte verloren. So hörte ich einſt, als ich mich noch im Friedrichs-Collegio befand, einige meiner Mitſchüler ſich über die große Schwierigkeit beſchweren, welche das Leſen des Hebräiſchen veranlaße. Wahrſcheinlich erwachte meine frühere jugendliche Neigung, Schwierigkeiten zu überwinden, denn ich bin mir ſonſt keines beſtimmten Grundes bewußt; ich erlernte mit Hülfe des Inſpicienten Hoffmann, der über meinen Einfall lachte, mich aber doch gütig zurechtwies, Hebräiſch leſen, und durchblätterte wenigſtens die Hebräiſche Grammatik; und noch ſpäterhin in meinen akademiſchen Jahren, da ich auf Alchemie verfiel, veranlaßten mich ſchwärmeriſche Hoffnungen, von einem Studierenden jüdiſcher Nation, dem ich dafür Unterricht im Lateiniſchen gab, das Hebräiſche zu erlernen, worin ich auch einige Fortſchritte machte. Als ich mich nun um dieſe Zeit im Kanterſchen Buchladen befand, gab der nachherige General-Superintendent Dr. Stark, welcher damals hier zu Königsberg lebte, ein Buch an einen Handlungs-Gehülfen mit dem Auftrage, es zum Buchbinder zu ſenden. Ich nahm das Buch zufällig in die Hand, und Stark ſagte lächelnd: Sie werden wenig Freude

daran finden, es ist größtentheils Hebräisch. So wenig ich sonst zu glänzen suchte, so war es mir doch auch nicht gleichgültig, mich bei einem solchen Manne etwas geltend zu machen, und indem ich gerade auf eine nicht schwierige Stelle stieß, sagte ich, indem ich sie übersetzte, diese Stelle ist mir ganz verständlich. Stark äußerte nun, wenn ich Neigung zu orientalischen Sprachen hätte, sollte ich mich auf das Arabische und Türkische legen. Denn, sagte er, wenn ein Junger von Adel, der diese beiden Sprachen kann, sich dem Fache der auswärtigen Geschäfte widmen wollte, so würde ihm, der alsdann keinen Dollmetscher nöthig hat, die Stelle des Gesandten zu Constantinopel nicht entgehen können.

Dieser Gedanke, den Stark vielleicht nur als einen Einfall hingeworfen hatte, ergriff mich lebhaft. Ich bat ihn sogleich, mir eine Arabische Grammatik zu leihen, er erfüllte diese Bitte, und ich fing ganz ernstlich an, Arabisch zu lernen; allein die Schwierigkeiten beim Selbstunterrichte, und so manches, wie z. B. die vielen Infinitiven ermüdeten mich bald. Auch besann ich mich bei kälterm Blute darauf, daß man wohl schwerlich einen lahmen Einäugigen als Gesandten nach Constantinopel schicken würde, und

ſo wurde dann die Sache wieder bei Seite gelegt. — Wenn ſich gleich auf dieſe Weiſe die Summe meiner Kenntniſſe wohl hin und wieder vermehrte, ſo gewann ich doch dadurch nicht an Gründlichkeit; vielmehr wurde es mir höchſt nachtheilig, daß ich oft von einem Gegenſtande zum andern hinüberſchwankte, und das Hebräiſche, ſo wie das wenige Arabiſche, welches ich erlernt hatte, wurde von mir, ſo wie überhaupt in meinen ſpäteſten Lebensjahren das meiſte von Sprachen, was ich erlernt hatte, aus Mangel an Uebung, beinahe völlig wieder vergeſſen. Doch hatten auch dergleichen Beſchäftigungen wieder ihr Gutes: ich betrachtete es ſchon als eine Erholung, von einer Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften zu einer andern überzugehen, gewöhnte mich hiedurch an eine unabläßige Anſtrengung und war, wenn ich mir gleich keine gründliche philologiſche Kenntniſſe erwarb, doch mit vielen Sprachgebäuden bekannt, mein Gedächtniß durch das beſtändige Auswendiglernen geſtärkt worden. Dies alles verſchaffte mir, nachdem ich erblindet war, einigen Nutzen. Das Erlernen von Sprachen wurde mir ungemein erleichtert; gelegentlich erwachte manche Erinnerung, die mir zu Statten kam, und da bei einer Sache auszudauern Nothwendigkeit für mich wurde, ſo gewöhnte ich mich auch bald daran.

Weil ich aber durchaus nicht unbeschäftigt bleiben konnte, und es mein sehnlichster Wunsch, ja vielleicht eine Art von Stolz war, alle Hindernisse, welche mir die Blindheit hier auf Erden entgegenstellte, zu überwinden, so fiel ich noch auf eine andere Beschäftigung. Ich wollte nämlich durch unabläßige Uebung meines Gehörs und Gefühls den Mangel des Gesichts nach Möglichkeit ersetzen. Da ich auf Alles genau Acht gab, so brachte ich es bald dahin, nicht nur die Ursache jedes Tons sogleich zu wissen, sondern auch jeden meiner Bekannten sofort an der Stimme, ja sogar am Gange, am Klopfen und ähnlichen Dingen, ehe er noch sprach, zu erkennen; und Personen mit ausgezeichneten Stimmen habe ich hiedurch nach einer Trennung von 10 und mehreren Jahren sofort wieder erkannt. Doch täuschte mich auch zuweilen meine Lebhaftigkeit, wodurch hin und wieder kleine Lächerlichkeiten entstanden. So hatte ich einem Schwerdtfeger, der durch seinen Ton und ausländischen Dialekt besonders auffiel, gemäß eines hiezu erhaltenen Auftrages, die Reparatur eines Degens übertragen, womit er sehr zauderte. Ein Major, dem der nämliche Reichs-Dialekt eigen war, den ich aber während einiger Jahre nicht gesprochen hatte, begegnete mir auf der Straße, und redete mich mit den

Worten an: Nun wie stehts? Gut, antwortete ich, aber wie stehts mit dem Degen? Der Major, der eben seinen Abschied suchte, betrachtete meine Frage als eine Anspielung darauf, und antwortete: Noch habe ich ihn an der Seite, denke ihn aber in wenig Tagen abzulegen. Wie kommen sie dazu? fragte ich weiter. Weil ich, erwiederte er, meinen Abschied suche. Jetzt bemerkte ich meinen Irrthum, erzählte ihm die Sache, und wir lachten herzlich. — Ein ander Mal besuchte mich ein junger Arzt. Er hatte einen stählernen Spazierstock, der damals Mode war, in der Hand, und schlug damit an die Thür. Guten Morgen, Michel! rief ich ihm zu. Wie komm ich, fragte er, zu diesem Gruſſe? Durch den Ton, lieber Docter, antwortete ich, indem ich nun seine Stimme erkannte, der bei Ihrem Eintritte in das Zimmer entstand; denn der Jude Michel, der mir zuweilen seine Waaren zum Kaufe anbietet, schlägt gewöhnlich, wenn er in das Zimmer tritt, mit der eisernen Elle, die er unter dem Arme trägt, an das Thürgerüst. — Doch hatte das beständige Aufmerken auf den Ton bei mir auch manches Angenehme zur Folge. Ich wußte, wenn ich etwas hörte, mir augenblicklich die Veranlassung zu erklären, und dies mit einer Schnelligkeit, die der Anschauung gleich kam. Späterhin, da ich in vie-

len Familien Umgang hatte, ließ ich mir, beſonders wenn ich in eine Geſellſchaft von Damen kam, bei jeder kleinen Verſchiedenheit, die mir im Gange, in der Stimme, durch das Rauſchen eines Kleides, das Klappern einer ſtählernen oder goldenen Kette auffiel, den Namen jeder Dame, bei der ich dies bemerkte, anzeigen. Daher konnte ich ſie im Geſpräche mit ihrem Namen anreden, und erregte hiedurch oft ein ſolches Staunen, daß man mir, beſonders da ich den Ausdruck ſehen im gemeinen Leben gebrauchte, wenigſtens noch einen Theil des Geſichts zutraute.

Jeden Gegenſtand, von dem ich ſprechen hörte, nahm ich auch, wenn es möglich war, ſogleich in die Hand, um mir durch das Gefühl einen deutlichen Begriff davon zu erwerben. Ich ließ Quadrate und Würfel von Holz machen, wovon jedes von dem andern nur um eine Linie verſchieden war, und brachte es durch ein häufiges Betaſten dahin, dieſe Differenz ſofort angeben zu können. Mit Hülfe eines Würfels von Blech, der gerade einen Cubik Zoll enthielt, ließ ich mir aus Talg, Wachs, Schwefel, Kolophonium u. d. m. Würfel gießen und aus Kreide, Thon, verſchiedenen Erdarten, Halbmetallen und Metallen gleichfalls ſolche Würfel verfertigen. Nun nahm ich

davon den schwersten zum Gewicht und ließ mir von jeder dieser Materien einen Körper bilden, der ihm an Schwere gleich kam, und durch Betasten dieser Gegenstände, indem ich ihre Schwere beprüfte, brachte ich, der ich schon zu Schippenbeil und Stablack hiemit Versuche angestellt hatte und dies zu Königsberg fortsetzte, es dahin, daß ich beinahe jeden Gegenstand, den ich in die Hand nehme, sofort erkenne, ja bei manchen Gegenständen durch einen sehr unbedeutenden Unterschied, wie z. B. die Verschiedenheit der Streifen, der Porosität und Schwere des Holzes, die Gattung anzugeben weiß. Auch suchte ich das Modelliren in Wachs zu einer größern Fertigkeit zu bringen. Dadurch j doch, daß ich mich jede Sache in die Hand zu nehmen gewöhnte, verstieß ich zuweilen, so daß ich, wenn ein Gemälde oder ähnlicher Gegenstand vorgewiesen wurde, unwillkürlich die Hand darnach ausstreckte, und mir hiedurch hin und wieder Tadel zuzog; doch gewann ich auch wieder auf der andern Seite, weil ich mich überall als ein Sehender benahm, so daß selbst der Sehende meine Blindheit oft völlig vergaß.

Mein eigenes Studiren wurde bald schmerzlich unterbrochen. Ich bekam im Januar 1783

ein sehr heftiges faulichtes Fieber, woran ich einige Wochen sehr gefährlich darniederlag. Der gute Doctor Bruinvisch erklärte, ich wäre in der größten Lebensgefahr; doch erholte ich mich, wiewohl langsam. Während dieser Krankheit nahm sich Otto meiner brüderlich an. Er wachte, da ich dem Tode nahe war, manche Nacht an meinem Lager, und gab mir jeden ihm möglichen Beweis der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens. Hiedurch zeichnete sich auch der gute verstorbene Packhofverwalter Hamann aus. Er brachte den Doctor Lindner aus Kurland, der sich damals zu Königsberg aufhielt, zu mir und bestimmte ihn, mich täglich gegen Abend zu besuchen, damit ich wichtige Veränderungen meines Krankheits-Zustandes meinem lieben Arzte und Freunde Bruinvisch sofort anzeigen könnte. Meine kleine Wohnung wurde um diese Zeit von mir aufgekündigt, und ich zog auf die Königsstraße, wohin mich auch Schorn begleitete, der, ob er gleich noch in manchen wissenschaftlichen Kenntnissen sehr zurückstand, dennoch die Akademie bezog, weil ich selbst aus mehreren nicht unwichtigen Gründen die Wünsche seiner Eltern hiebei befördern zu müssen glaubte. Jetzt wurden mir noch zwei junge Leute in Pension angetragen, die beiden Söhne des Amtsraths Siegfried zu Karben. Anfänglich ließ ich das Essen für uns

alle von einem Speisewirthe holen; da aber unser Appetit grösser war, als die Portionen, so faßte ich endlich den Entschluß, selbst kochen zu lassen, und da ich nicht im Stande war, mit meinen drei Kostgängern ihre juristischen Vorlesungen selbst zu repetiren, so einigte ich mich hierüber zuerst mit dem verstorbenen Bruder des jetzigen Professor Cruse zu Mitau, nachher mit dem letzten, der, da die Zahl meiner Kostgänger bis auf sechs stieg, zu mir zog und zwei Jahre bei mir im Hause zubrachte. Meine Zöglinge erhielten für 400 Gulden Wohnung, Heitzung, Licht, Wäsche, Frühstück, Mittag- und Abendessen. Die Wäscherin bezahlte ich, und einigte mich mit den jungen Leuten dahin, daß ich ihnen statt des Frühstücks monatlich einen Thaler baar Geld gab.

Bald verließ ich meine Wohnung in der Königsstraße, miethete eine ansehnliche Gelegenheit im Münchenhof, und verlebte nun hier, indem die Zahl meiner Kostgänger bis auf acht stieg, eine der heitersten Perioden meines Lebens. Meine Hausgenossen, mit welchen ich liebevoll umging, waren mir alle herzlich zugethan, und ich sah es ein, auf manchen sehr vortheilhaft wirken zu können. Dies war zuerst bei den Gebrüdern Siegfried der Fall. Ihre Eltern,

die in der Folge geschieden wurden, lebten in sehr unangenehmen Verhältnissen. Der älteste Sohn, der nachherige Ober-Auditeur und Kammerrath, ein Mann von heftigen Leidenschaften, war Liebling der Mutter und wurde deshalb von seinem Vater gehaßt, der dem zweiten Bruder große Vorzüge einräumte und den ältesten bei allen seinen Ausgaben sehr beschränkte. Dieser war daher auf den Einfall gekommen, im Spiele ein Hülfsmittel zu suchen, und fühlte am Ende die größte Neigung für dasselbe, war aber größtentheils unglücklich, hoffte dann seinen Verlust wieder zu ersetzen, und wurde bald immer weiter fortgerissen, hatte sich hiedurch zu manchen jugendlichen Unbesonnenheiten verleiten lassen, und war daher vom Vater mit weit gehender Härte behandelt worden, der mir selbst, als er mir ihn übergab, eine so zurückschreckende Schilderung von diesem jungen Manne machte, daß ich mich mit ihm eingelassen zu haben bedauerte. Offen gestand ich ihm dieses, sagte, daß ich nicht mit Strenge gegen ihn verfahren, sondern mir bloß seine Liebe und sein Zutrauen zu erwerben suchen würde, und daß ich, wenn mir dieses letzte nicht gelingen sollte, jede Verbindung mit ihm aufgeben müßte. Anfänglich wirkte dieses nicht viel; manche Un-

besonnenheit, mancher Rückfall zu den gewohnten Neigungen machte mir trübe Augenblicke; allein es fehlte dem jungen Manne nicht an Fähigkeiten; nur hatte er eine ganz eigenthümliche Heftigkeit, womit er über manche wissenschaftliche, besonders schwere und abstracte Gegenstände herfiel. Was er nicht verstand, suchte er nicht durch Nachdenken zu zergliedern und sich darüber richtige Begriffe zu verschaffen, sondern er trennte alles, was er nicht verstand, von dem Ganzen, und kittete nun die Fragmente durch seine Phantasie wieder in ein Ganzes zusammen, wodurch denn aber oft etwas ganz abweichendes, selbst widersprechendes von dem entstand, was er gelesen oder sich eigen zu machen beabsichtigt hatte. Allmälig lernten wir beide uns genauer kennen. Er vermochte sich nicht zu verheimlichen, gestand mir selbst zuletzt manche kleine Schwäche. Ich half, wo ich konnte, gewann mir dadurch sein Zutrauen und seine Liebe, leitete ihn zum Fleiß und eigenen Nachdenken, und wurde so Gutes von ihm zu hoffen berechtigt.

Sein zweiter Bruder hatte weniger Neigung und weniger Talent zu den Wissenschaften, und ich konnte bei dem besten Willen ihn, der äußerst kalt und langsam war,

nicht gehörig beleben. Da er aber eine gewisse Neigung zur Sparsamkeit zeigte, so rieth ich ihm und seinem Vater, daß er sich lieber der Handlung als dem Studiren widmen möchte. Er nahm diesen Rath an, und verließ in der Folge mein Haus, um auf ein Comtoir nach Lübeck zu gehen, wo er sich auch als Kaufmann niederließ.

Mit zwei Brüdern, den Söhnen des Kriegsrath Schlemüller, hatte ich auch einige ähnliche Auftritte. Der Zweite, ein äußerst wohlgebildeter und gewandter junger Mann, war Liebling des Vaters; der älteste Bruder, hiedurch mißmuthig gemacht, hatte seinen Unwillen darüber geäußert, und dadurch zum Theil die Liebe des Vaters, eines sehr redlichen guten Mannes, eingebüßt. Beide Brüder hegten einen gewissen Unwillen gegen einander, und mein Bestreben war, alles dieses Unangenehme so viel als möglich zu vertilgen, wobei ich nicht unglücklich war. Der Vater hatte den jüngsten Sohn zum Theologen bestimmt. Ich glaubte hiezu nicht den Beruf in ihm zu entdecken, bewog also zuvörderst den Vater, ihn der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, und that ihm hierauf den Vorschlag, ihn Kriegsdienste nehmen zu lassen. Der Vater war anfänglich sehr dagegen, weil er als ein Bürgerlicher am Avan-

cement seines Sohnes zweifelte. Es gelang mir, die Sache so einzuleiten, daß er mit Königlicher Erlaubniß als Junker angestellt wurde. Er erwarb sich als Offizier allgemeine Liebe, starb aber im Jünglingsalter, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde.

Der älteste Bruder widmete sich dem Kameral-Fache, nachher der Oekonomie, und wurde ein brauchbarer Mann.

Schorn, der viel gesunden Menschenverstand und viel Lebhaftigkeit, auch ein sehr gutes Gedächtniß besaß, bildete sich hiedurch für das gemeine Leben; aber seine zu große Lebhaftigkeit hinderte ihn, sich mit Anstrengung den Wissenschaften zu weihen. Einen rastlosen Fleiß dagegen besaß im höchsten Grade der gegenwärtige Tribunals-Rath Ehm. Er holte durch seinen Fleiß, und seine große Anstrengung nicht nur manche ihm mangelnde Schulkenntnisse nach, sondern schwang sich ohne alle Verbindung und Empfehlung durch Fleiß und Kenntnisse zum Preußischen Regierungs-Rath, und, da von den Russen Bialystock besetzt wurde, zu seiner nachherigen Stelle in Rußland empor; kehrte aber, da er sich doch in seinem Vaterlande am glücklichsten fühlte, nach Königsberg zurück, wo er — der erste Katholik, der in

Preußen eine solche Stelle erhielt, — Tribunalsrath wurde. Einige meiner Kostgänger gingen ihren ruhigen, gewöhnlichen Gang, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und äußern Verhältnisse. Zwei darunter kamen späterhin auf eine traurige Art um das Leben; der Kammer-Referendarius Behrens ertrank bei dem Baden, der Hofrath Göbel tödtete sich selbst zu Berlin.

Mein Gewinn bei dieser ganzen Pensions-Anstalt — den Nutzen, den ich stiftete, und die eigene Unterhaltung abgerechnet — war unbedeutend; höchstens hatte ich freie Wohnung, Heitzung, den Lohn meiner alten Köchin, und den Tisch für meinen Gehülfen. Ich hatte berechnet, wie viel monatlich auf einen jeden zur Bestreitung des Tisches käme, und trug meinen Antheil dazu bei. Dies that auch mein Jugendfreund, der jetzige Schulenrath Verdau zu Marienwerder, und der hier studirende und jetzt auf seinen Gütern in Thüringen lebende Baron von Eberstein, wodurch unsere Tischgesellschaft auf 12 Personen stieg. Verdau war damals Schul-College im Löbenicht, besaß mancherlei Kenntnisse, sprach fertig Französisch und Lateinisch; und so gab es stets wissenschaftliche, mitunter frohe Unterhaltung mit den jungen Leuten; denn mir

selbst

ſelbſt gab die gütige Natur viel Frohſinn, und daher konnte ich, wenn mich keine Leiden drückten, mich leicht in ihren jugendlichen Ton ſtimmen. Weil ich aber ſtrenge darauf hielt, daß nie die Grenzen der Sittlichkeit und Beſcheidenheit überſchritten werden mußten, und ich bei unſern Geſprächen immer auf richtigen und gebildeten Ausdruck ſah; ſo gewannen dieſe Männer viel für das gemeine Leben, und ihnen wurde eine gewiſſe Ungezwungenheit eigen, die doch nie an Unbeſcheidenheit grenzte. Weil ich viel in die Küche geſchickt bekam, ſo war von dem Gelde, was ich für unſern Tiſch beſtimmt hatte, gewöhnlich am Ende des Monats einiger Ueberſchuß. Hievon richtete ich ein kleines Feſt aus, oder ließ einige Flaſchen Wein holen, die ich alsdann meinen Zöglingen mit der Erklärung vorſetzte, daß jeder, ſo viel er wolle, trinken möchte, daß ich aber, ſobald einer trunken würde, künftighin, um vorwurfsfrei zu ſein, ihnen nie mehr ein Glas Wein vorſetzen könnte. Da ich ihnen dies einmal erklärt hatte und ſie mich als beſtimmt kannten, ſo fiel nie eine Unordnung vor, und die jungen Leute ſelbſt wußten, wenn ſich durch Zufall, wie dies wohl auf Akademieen der Fall iſt, eine Gelegenheit zum Trinken im Kreiſe ihrer akademiſchen Freunde fand, ihr gehöriges Maaß, und konnten ſich in Schranken halten. Ueberhaupt

arbeitete ich bei meiner ganzen Pensionsanstalt nicht dahin, Gelehrte zu bilden, weil ich überzeugt bin, daß derjenige, in den die Natur einen gewissen himmlischen Funken gelegt hat, auch gewiß sein Ziel erreicht; allein ich hatte bemerkt, daß bei dem Treiben zu den Wissenschaften die Menschen oft für den Umgang und das gemeine Leben verkrüppelt werden. Dieses suchte ich zu verhüten und glaube meinen Zweck nicht verfehlt zu haben.

Unter den Studirenden, die mit meinen Pensionairs umgingen, befand sich mancher liebe, gute Mann, den ich dann auch in meinen Zirkel zog: der verstorbene Prediger Jenisch zu Berlin, welcher sich in der Folge großen schriftstellerischen Ruhm erwarb; der gegenwärtige Doctor Jachmann; der geheime Ober-Regierungsrath Nicolovius, welcher durch einige schriftstellerische Arbeiten und auch als Stolbergs Reisegefährte bekannt ist; der nachherige Professor Wolf zu Berlin, und sein Bruder, der Doctor Wolf zu Warschau; der verstorbene Oberamtmann von Sanden zu Ragnit; der verstorbene Pfarrer Schmidt in Altenburg, und mehrere jetzt noch in angesehenen Aemtern stehende oder auch als Schriftsteller achtungswerthe Männer. Da ich mit meinen Kostgängern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße lebte, so wurden ihre Freunde auch bald mit mir bekannt. Ge-

rade dieser Zirkel wißbegieriger und gesitteter junger Männer, der mich beständig umgab, zum Theil mit jugendlicher Wärme an mir hing, und meine Bücher, erhielten mich in beständiger Thätigkeit, und die Professoren Kant, Krause, Kreutzfeld, der redliche Hamann, und mehrere der gebildetsten Männer Königsbergs würdigten mich ihres Umganges. Einige hier studirende junge Männer besuchten mich, und brachten zuweilen einige Stunden bei mir zu, wovon sich nachher manche, wie z. B. der Geheime Rath Genz, rühmlichst bekannt gemacht haben.

Nebenher hatte ich auch noch manche Gelegenheit, unerwartet Gutes zu wirken. So bedurfte ich einst eines Abschreibers, und mir wurde ein Soldat aus dem Wirtembergischen, Namens Erhard, zugewiesen. Es war ein junger Mann mit guten Schulkenntnissen und mancher Anlage, den jugendlicher Enthusiasmus und Werberkünste in seine damalige Lage gebracht hatten, wobei er, voll Hoffnung, unter den schwarzen Husaren schnell zu avanciren, weder Handgeld gefordert noch genommen hatte, und so als Musketier hieher gebracht war. Durch ihn erlangte ich bald die Bekanntschaft eines zweiten Musketiers; er hieß v. B.**, war aus dem Pfälzischen, und durch jugendliche Unbesonnenheit in seine Lage

gekommen. Die beiden Jünglinge interessirten mich, ich wünschte ihnen zu helfen und wurde vorläufig ihr Rathgeber, schrieb an ihre Väter und Verwandte, wobei mich der nachherige Professor Welf, der vormals auf der hohen Karl-Schule zu Stuttgardt erzogen war, und bald für den Wirtemberger Erhard Anhänglichkeit hegte, noch ganz besonders unterstützte. Es gelang uns, beide mit ihren Angehörigen zu versöhnen; v. B.** wurde Junker, nachdem der General-Inspecteur, welcher seinen Adel nicht anerkennen wollte, der damals zum Avancement in der Preuß. Armee nothwendig war, über alles zufrieden gestellt worden, und steht jetzt in einem hohen Range im Militair.

In Betreff Erhards suchte ich den damaligen Gouverneur, Grafen von Henkel, dahin zu bewegen, ihm seinen Abschied zu ertheilen. Henkel, ein wahrhaft edler Mann, schickte ihm denselben gerade an dem Tage, wo seine dreijährige Capitulation, die man ihm aufgedrungen hatte und damals bei den Preuß. Truppen nicht hielt, zu Ende ging. Erhard studirte nun Theologie, wurde Lehrer am Fridericiano, predigte hier mit Beifall, selbst in der Stelle des Feldpredigers vor dem Regimente, unter welchem er vormals als Musketier gedient hatte. Verschiedene Ge-

dichte von ihm stehen im Preußischen Archiv und andern Zeitschriften. Er ging in der Folge nach Kurland, und erhielt zuletzt in Rußland eine Predigerstelle, die er zufolge meinen letzten Nachrichten niedergelegt, darauf ein Civilamt erhalten, sich glücklich verheirathet, aber auf eine sehr traurige Weise den Tod gefunden haben soll.

So war es mir gelungen, zweien Menschen zu einer glücklichern Lage zu verhelfen. Mit einem dritten, einem Manne der sich durch Rechtschaffenheit, Herzensgüte und manche wissenschaftliche Kenntnisse auszeichnete, gelang es mir nicht. Ein hartherziger und geiziger Mann, der seine redliche Frau, die ihm ein ansehnliches Vermögen zugebracht hatte, tyrannisirte kam auf den Einfall, einen Hauslehrer anzunehmen. Die unglückliche Frau, die von ihrem geizigen Manne kaum so viel erhielt, als zur Bestreitung des Haushaltens hinreichte, und doch um die Eitelkeit ihres Mannes zu befriedigen, bisweilen noch Gastereien ausrichten sollte, war ihr Silberzeug und Silbergeschirr zu verpfänden gezwungen, und mußte, wenn sie ein Stück bedurfte oder Zahlung für das Verpfändete leisten sollte, neue Anleihen suchen. Der Hauslehrer, ein kränklicher, durch manchen Gram gebeugter Mann, wurde bald mit den Leiden der unglücklichen Frau be-

kannt, und durch Gutmüthigkeit, zum Theil auch durch Schwäche, die Kränklichkeit erzeugte, dahin bestimmt, ihren Bitten gemäß, bei ihren Geldgeschäften die ihm gemachten Aufträge zu besorgen. Er hatte in ihrem Namen eine Zahlung zu leisten versprochen; allein sie konnte den Termin nicht einhalten und schrieb ihm einen Zettel, ungefähr folgendes Inhalts: Ich kann meine Zusage heute unmöglich erfüllen, sobald aber mein Mann ausgeht, werde ich in den Garten kommen, und Ihnen, wenn Sie auch alsdann dahin kommen wollen, das Nähere sagen. Durch Zufall kam dieser Zettel in die Hände des Mannes, der, ohne daran zu denken, daß seine Frau die Mutter des kranken Hauslehrers sein könnte, eifersüchtig wurde, und ohne ein näheres Prüfen, seiner Rohheit gemäß, den Kutscher und Bedienten mit dem Geschrei zusammenrief, daß er den Hofmeister todt prügeln lassen wolle. Diesem kranken Manne, der unangekleidet auf seinem Zimmer saß, gab ein Bedienter einen Wink: allein er hatte kaum so viel Zeit, die Thür abzuschließen, und als nun der Herr des Hauses diese mit einer Art einschlagen wollte, stieß er sich, um körperlichen Mißhandlungen zu entgehen, ein Messer in den Leib, und wurde in diesem Zustande blutend und ohnmächtig auf die Straße geworfen, wo sich für den ersten Au-

genblick der Geheime Rath Metzger seiner annahm. — Er hatte schon vorher einen der jungen Leute, die bei mir im Hause waren, in der Musik unterrichtet, und der unglückliche Zustand des Mannes brachte mich und meine Hausgenossen ihm jetzt näher. Der Major von Domhardt auf Bestendorf erfuhr durch mich diese Geschichte. Er lernte den unglücklichen Mann kennen, nahm ihn ein Jahr lang zu sich ins Haus, und setzte ihn, der bis dahin Theologie studirt hatte, auf die edelste, liebevollste Weise in den Stand, die Rechte künftig zu studiren. Allein Schwermuth war jetzt herrschender Zug des unglücklichen jungen Mannes geworden. Er verschwand, und ob ich gleich so viele Erkundigungen als möglich einzuziehen suchte, und obgleich Domhardt mit seltener Großmuth sich erbot, wenn er ausgemittelt würde, die Kosten der Rückreise zu zahlen, und ihn fernerhin zu unterstützen, so habe ich doch nichts weiter von ihm erfahren können.

Man hat bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten häufig geäußert, ich wäre ein unruhiger Kopf, und mische mich in Dinge die eigentlich auf mich keinen Bezug hätten. Meine Tadler haben, wenn man die Sache einseitig betrachtet, nicht ganz Unrecht; allein es sei mir hier erlaubt, auch die an-

dere Seite zu zeigen. Theilnahme für mei
ne Nebenmenschen that mir äußerst wohl
die damit verknüpften Geschäfte, die Lebhaf
tigkeit, womit ich über ihre Verhältnisse un
die nöthige Hülfe nachdachte, der glücklich
Erfolg, der zuweilen meine Wünsche lohnte —
warum sollte ich auch diese Falte meines
Herzens verheimlichen? — erzeugten in mi
den Gedanken, daß ich meiner Blindheit un
geachtet noch gemeinnützig zum Besten des
Nächsten wirken könne. Und hiemit war ein
gewisses frohes Selbstgefühl, ein Vertrauen
auf eigene Kraft verbunden, das meine
gute Laune erhielt, mich wegen meiner
Blindheit nicht verzagen, sondern getrost in
meine, wenn gleich höchst unbestimmte und
trübe Zukunft blicken ließ. Doch schadete
mir auch diese Thätigkeit und Theil
nahme bei vielen Menschen, die wohl mit
Achselzucken fragten, was der blinde Mann
eigentlich wolle, und welcher er sich in so man
ches mische, das ihn doch eigentlich gar nicht
angehe; allein dies kümmerte mich nicht. Da
ich aber eine gewisse Bitterkeit noch aus
meinen früheren Jahren in meiner Gewalt
hatte, so entfuhr mir auch zuweilen wohl
mancher schneidende Einfall, wodurch ich mir
weder heftige Gegner zuzog, wenn ich gleich
die Lacher auf meiner Seite hatte.

Um meine müßigen Stunden zu füllen, fiel ich jetzt darauf, Naturalien zu sammeln, wozu der Zufall, indem ich meinen Gehülfen Ungerbühler das Ausspopfen der Vögel lehrte, wovon ich selbst in meinen frühern Jahren einige Kenntniß gehabt hatte, die erste Veranlassung gab. Da die Vervollkommnung meines Gefühls mir hiebei sehr zu Statten kam, so bemerkte ich, besonders bei Krystallisationen und Konchylien, durch ein genaues Betasten manche Verschiedenheiten, die der Sehende kaum bei dem ersten Anblicke entdeckt; und dies machte, daß mein Interesse für dieses Naturalien-Sammeln in der Folge noch beträchtlich stieg.

Die Lage der Meinigen hatte sich um diese Zeit auch aufgeheitert. Mein Vater hatte zwar sein Gütchen Stadlau übereilt und zu wohlfeil verkauft; aber obgleich sein ganzes Vermögen nur aus zwei Thalern bestand, womit er hier nach Königsberg zog und sehr eingeschränkt lebte, so durfte er doch nicht Mangel leiden. Der vor Kurzem verstorbene Landhofmeister Graf Dohna auf Schlobitten, den er von seiner frühern Jugend an gekannt hatte, verzinsete ihm sein kleines Kapital zu sechs Procent, und mein ältester Bruder, der gegenwärtige General, unterstützte ihn reichlich, indem er damals Inspections-Adjutant

bei dem General-Lieutenant von Bülow geworden war, der selbst meinem Vater jeden Beweis des Wohlwollens gab und ihm in der Folge auch eine Pension von 300 Thaler verschaffte.

Ueberhaupt war Bülow einer der edelsten Männer, ob er dies gleich bei dem ersten Anblicke nicht verrieth. Man hielt ihn für hart und geizig; allein er war bloß heftig, brauchte daher nicht immer den mildesten Ausdruck, und diese Heftigkeit riß ihn zuweilen zu den sonderbarsten Aeußerungen hin. So sagte er einst, indem er meinen Bruder zu einem Manne schickte, gegen den er aufgebracht war: „Gehen Sie sogleich und sagen Sie dem Kerl, daß er ein infamer Hundsfott ist; doch verblümt, aber so, daß er es versteht.“ — Solche kleine Schlacken abgerechnet, war Bülow einer der vortrefflichsten Menschen, und ein sehr weicher Mann, der leicht zu Thränen gerührt werden konnte. Er hat Niemanden im Leben unglücklich gemacht, aber für das Glück vieler Menschen war er thätig, und galt nur für geizig, weil er sich nicht gänzlich ihnen machte und nichts unnütz wegwarf, auch bei seinen Wohlthaten höchst geräuschlos verfuhr. Er selbst diktirte jetzt den Brief, wodurch er Friedrich Wilhelm II. meinem Vater eine Pension zu er-

theilen bewegte, und sagte darin, er hätte als General-Inspecteur dem Berichte des Generals Lossow, der meinen Vater fälschlich als Invaliden angegeben habe, ungeprüft getraut, und dadurch diesen, der sonst General-Lieutenant sein würde, aus dem Dienste gebracht. Er fühle, daß er hiebei Unrecht gethan habe, und halte es daher für Pflicht, den König zu bitten, dieses durch Ertheilung einer Pension zu verzüten. — Schon längst erndtet dieser Redliche seinen Lohn in einer bessern Welt; und mein Bruder, den er wie seinen Sohn liebte, war um ihn bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens.

Mein Vater machte auch jetzt noch einen Versuch, seine Forderung von 1000 Thalern bei dem Könige geltend zu machen. Die Generale von Hoffmann, von Treuk und von Usedom, die unter meinem Vater bei der alliirten Armee gestanden hatten und die ganze Sache wußten, stellten ihm, der die Original-Documente Friedrich dem Großen auf die angezeigte Weise durch den Herzog von Braunschweig einzuhändigen hatte, ein Zeugniß auf Ehre und Gewissen aus, daß sie von der Rechtmäßigkeit der Forderung meines Vaters, da die Summe zum Theil für die unter ihrem Commando stehenden Escadronen ausgelegt sei, völlig überzeugt wären. Mein Va-

er sandte dieses Zeugniß dem Könige Friedrich Wilhelm II. und bat um Entschädigung. Dieser erklärte, es sei die Sache seines Vorgängers gewesen; doch wies er 3000 Thaler meinem Vater zu einiger Schadloshaltung an. Dieses Geld kam aus dem Nachlasse des letztern auf mich und meine Geschwister, und wurde unser Erbtheil.

Mein Vater selbst, der ein sehr hohes Alter erlebte, sank in den drei letzten Jahren seines Lebens zu einer völligen Geistesschwäche hinab, so daß er kein Wort sprach, und, wenn er essen und trinken sollte, daran unaufhörlich erinnert werden mußte. Das letzte Jahr aber brachte er völlig im Bette zu.

Schon im Jahre 1783 war meine zweite Schwester verheirathet worden. Der Baron von Hoeking, ein Kurländer, der damals unter dem Regimente von Bessel stand, erhielt ihre Hand. Meine Schwester, die nur ein kleines Vermögen besaß, fürchtete einst vielleicht als Wittwe in Kurland verlassen zu sein. Sie wünschte daher, daß Hoeking sich in Preußen niederlassen möchte. Dieser, ohne von meinem Vater oder einem meiner Geschwister dazu aufgefordert zu sein, setzte eine gerichtliche Verschreibung auf, daß meine Schwester nach seinem Tode 20000 Thaler bekommen sollte. Sie starb im ersten Wochenbette.

Die zurückgebliebene Tochter wurde nach dem Wunsche der Sterbenden meiner Schwester von Kurowski zur Erziehung übergeben. Allein ihr Vater verheirathete sich in der Folge, setzte ihr als Abfindung 10000 Gulden Alberts aus, nahm zum Besten seiner Kinder zweiter Ehe dieses wieder zurück; und sie erhielt nach dessen Tode nur $\frac{1}{4}$ seines Vermögens. — Meine jüngste Schwester, von dem Rittmeister von Dombardt sehr edel behandelt, konnte sich nicht die Freundschaft seiner Gemahlin erwerben, die Krankheit mißmüthig und launig machte. Sie kehrte zu meinem Vater zurück, dessen Hauswesen sie zu Stablack verwaltete, und bei den damals trübseligen Umständen meines Vaters war ihre Lage höchst traurig. Doch verbesserte sie sich bald; denn der jetzige Landhofmeister (damalige Lieutenant) v. Auerswald, mein vormaliger Jugendfreund, besuchte mich einst und gab mir die Nachricht, die Gräfin v. Fink auf Blankenau suche eine Gesellschafterin. Seinem Rathe gemäß schrieb ich an den Grafen Dohna zu Schlodien, der gleichfalls einer meiner Jugendbekannten war, und dieser brachte die Sache zu Stande. Meine Schwester blieb bei der guten, frommen Gräfin bis an ihren Tod 1802, die, indem sie bei meiner ältesten Schwester Kurowski, mit der sie sich freundlich unterhielt, am Tische saß, plötzlich vom Schlage

gerührt, gleich sprachlos wurde und nach wenig Stunden starb. Sie hatte durch ihr Testament für die Bedürfnisse meiner Schwester gütigst gesorgt.

Mein jüngster Bruder war in das Kadettenhaus zu Berlin, aus diesem endlich an das Regiment von Hagken gekommen, wo er sich aus Leidenschaft mit der armen Enkelin seines Commandeurs, einem Fräulein von Malen, vermählte. Ohne Vermögen, als Vater von sieben Kindern, und noch in der Nothwendigkeit, seine Schwiegermutter ernähren zu müssen, schrieb er, nachdem er 22 Jahre gedient hatte, als jüngster Staabs-Capitain an Friedrich Wilhelm III. und bat um eine Compagnie in einem neu zu errichtenden Regimente, wurde aber abschlägig beschieden. Mein ältester Bruder, der ihn redlich unterstützte, kam nach dem Tode des General-Lieutenant von Bülow an das Ober-Kriegs-Collegium, und wurde aus diesem an das damalige Dragoner-Regiment von Kehr, nachher an das Regiment, welches er im Jahr 1809 selbst erhielt, und welches jetzt den Namen des Lutzhauschen Dragoner-Regiments führt, nach Thür versetzt, vermählte sich mit einer Tochter des Geheime Rath Feldmann aus Berlin und wurde Vater von 8 Kindern. Er fand Gelegenheit, in dem Kriege mit Frank-

reich seine Pflicht zu erfüllen, erwarb sich in der Schlacht bei Heilsberg die Aufmerksamkeit der Generale Bennigsen und Kamenskoy, erhielt den Russischen St. Annen-Orden. Seine Gesundheit war im Kriege unerschüttert und ist es noch; dessenungeachtet aber wurde ihm am Friedensschlusse sein Regiment genommen, und er lebt jetzt ohne alle Beschäftigung; ein Zustand, der für ihn, einen thätigen, kraftvollen Mann, höchst schmerzlich ist. Späterhin, da er mit einer Pension verabschiedet, und sein ältester Sohn auf dem Schlachtfelde verwundet und nachher zu Halle gestorben war, zog er im Jahr 1814 mit den Seinen nach Berlin.

Ich kehre von dieser Geschichte meiner Geschwister, die auf die meinige vielen Bezug hat, jetzt wieder zu der letzten zurück. Ich beschäftigte mich verschiedentlich mit Schriftstellerei, nahm an einigen Journalen Theil, und ließ manches, aber nichts unter meinem Namen drucken, z. B. Folgen einer akademischen Mädchenerziehung, ein Roman, der in der allgemeinen Litteratur-Zeitung äußerst vortheilhaft beurtheilt wurde, und einige ähnliche Kleinigkeiten. Geschichte blieb mein Hauptstudium. Einigemal war ich in der Versuchung, zur Medicin zurückzukehren, und es gereut mich jetzt, dieses nicht gethan zu haben.

Ich würde als praktischer Arzt, wozu man mich im Preußischen Staate vielleicht nicht einmal zugelassen hätte, immer einen jungen für Chirurgie gebildeten Mann an meiner Seite gehabt haben. Dieser hätte mir die Symptome angeben und die Recepte schreiben können, und ich wäre wahrscheinlich, so wie ich mich selbst beurtheile, ein vorzüglicher praktischer Arzt geworden, weil ich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit gehandelt und gewiß, um mir keine Vorwürfe zu machen, die höchste Sorgfalt für meine Kranken aufgeboten hätte. Auch würde ich sicher uneigennützig zum Besten des leidenden Nächsten gewirkt haben, und es frägt sich, ob nicht gerade die Neuheit eines blinden adlichen Arztes, vielleicht auch bei manchen der Gedanke, mit dem Blinden, ohne ihm in das Auge zu sehen, und ohne erzwungene Schamröthe ihm alles entdecken zu können, mir nicht eine zahlreiche Praxis zugeführet hätte. Wenigstens würde ich als gelehrter Arzt bei Consilis zugezogen sein, hätte vielleicht einen akademischen Lehrstuhl erhalten, und im nachtheiligsten Fall wäre doch die Arzneigelahrtheit für mich eine unerschöpfliche Fundgrube der Schriftstellerei geworden. Ich bereue es daher bis diesen Augenblick, daß ich theils den Einreden mancher Menschen Gehör gab und in diesem einzigen Falle die Hindernisse

niſſe zu lebhaft erwog. Jetzt in einem Alter von 65 Jahren und als Hausvater einer zahlreichen Familie, nach dem Verluſte von einem großen Theile meines Vermögens, und vielleicht bald durch Alter und Kränklichkeit der bisherigen Erwerbsmittel beraubt, denke ich mit unausſprechlicher Wehmuth noch oft an die hierdurch eingebüßten Vortheile zurück.

Der Zufall brachte mich auf eine andere Wiſſenſchaft. Im Jahre 1783 führten mich Geſchäfte mit dem nun bereits verſtorbenen Commerzienrath Schmidt, mit welch ich noch einige juriſtiſche Vorleſungen gehört hatte, zuſammen, und dieſes erneuerte unſere Bekanntſchaft. Ich hatte in meinen akademiſchen Jahren manches über Kammeral-Wiſſenſchaft und einiges über den Handel geleſen, auch mir durch das Studium der Geſchichte und der Statiſtik beiläufig einige Kenntniſſe des Staatsrechts erworben, überdies in meiner Jugend, wie ich ſchon früher berührt habe, manche praktiſche Kenntniſſe in der Technologie, ungleich ausgebreitetere aber durch Lectüre zueigen gemacht, mich auch mit Phyſik und Chemie, wenn gleich mit der letzten nur nach dem damals üblichen Syſteme eines Börhave und Stahl, doch aber auch ſelbſt zum Thei mit den praktiſchen Handgriffen hiebei be-

kannt gemacht. Manche Aeußerung im freundschaftlichen Gespräche erzeugte Schmidts Frage: warum ich mich nicht, da ich so manche Kenntnisse davon schon besäße, auf die Kammeral-Wissenschaften lege? da ich besonders in manchen Zweigen, z. B. der Technologie, dem Schiffbaue, praktische Kenntnisse besäße, die sich so leicht kein Gelehrter erwerben würde, auch durch meine Vorkenntnisse in der Naturgeschichte, Physik und Chemie schon den Weg gebahnt hätte, und durch Unterricht in den Kammeral-Wissenschaften, (der erst späterhin zu Königsberg vom Professor Kraus im gegenwärtigen Umfange ertheilt wurde,) manchen Erwerb haben, vielleicht hiedurch eine Professorstelle erhalten könnte? Der damalige Kammer-Präsident Freiherr von Golz, ein ehemaliger Regiments-Kamerade meines ältesten Bruders, mit dem ich hiedurch in Bekanntschaft gerathen war und der mich sehr freundschaftlich und liebevoll behandelte, wurde nun von mir um seine Meinung befragt, und war äußerst für die Sache. Einige Kaufleute, die ich zufällig kennen gelernt und mit welchen ich so manches über Fabriken und Handel gesprochen hatte, thaten mir sogar den Vorschlag, mich mehr mit Handels-Wissenschaften zu beschäftigen und darin Unterricht zu ertheilen. Dieses bestimmte endlich meinen Entschluß,

nnd beinahe drei Jahre lang ſtudirte ich mit unabläßigem Eifer täglich ungefähr 10 Stunden im Durchſchnitte Kammeral-Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange, nebenher Naturgeſchichte und Phyſik. Um mir eine genaue Kenntniß aller phyſiſchen Inſtrumente zu erwerben, bildete ich ſie, indeß mir vorgeleſen wurde, in Wachs, der Sehende, der den Kupferſtich vor Augen hatte, mußte mir nun die Fehler meines Modells ſo lange anzeigen, bis es fehlerfrei war; und es iſt wahrlich nicht Eitelkeit, — denn der Blinde wird wohl täglich und ſtündlich darauf zurückgeführt, demüthig zu ſein und ſeine Mängel anzuerkennen — wenn ich hinzufüge, daß ich oft bei meinen Modellen die Vorrichtung, mit welcher ich mich bekannt zu machen ſuchte, noch vervollkommnete, wenigſtens hin und wieder manchen kleinen Nachtheilen meines Originals abhalf.

Nebenher trieb ich auch Mathematik. Um die Figuren zu zeichnen, hatte ich eine Tafel mit Löcher, deren jedes nur 3 Linien von dem andern entfernt war. Auf dieſer ließ ich mir die Figuren mit Nägeln, deren Köpfe verſchieden waren, abſtechen, ſo daß wenn ich z. B. ein Rechteck in zwei gleiche Quadrate theilen wollte, das Rechteck mit Stiften, welche runde Köpfe hatten, und die

Linie, die es theilte mit viereckigen Köpfen abgesteckt wurden. Um einen Zirkel zu bilden, ließ ich lange Stifte ohne Köpfe in die Löcher stecken, und alsdann, damit der Kreis keine Ecke bekäme, einen dicken nicht fest gedrehten Strick darum knüpfen.

Keinen Augenblick war ich unbeschäftigt und las außerordentlich viel, weil jeder meiner Hausgenossen sich ein Vergnügen daraus machte, mir etwas vorzulesen. Mit dem einen las ich gelehrte Zeitungen, mit einem andern ein Werk über Naturgeschichte, mit dem dritten über Staatswirthschaft, mit dem vierten einen alten Klassiker, kurz mit jedem, was auch ihm Vergnügen und Nutzen gewährte. Daher ermüdete auch mein Vorleser nicht, sondern las selbst mit Theilnahme, und meine Aufmerksamkeit blieb gespannt. Hiedurch vermehrten sich meine Kenntnisse beträchtlich; nur wußte ich sie nicht gehörig an den Mann zu bringen, weil mir Umgang und Menschenkenntniß fehlten. Ich glaubte von jedem noch etwas lernen zu können, horchte daher höchst aufmerksam, sobald von Wissenschaften die Rede war, und konnte es oft nicht begreifen, wie mancher, der mit einem Tone von Wichtigkeit auftrat, Erbärmlichkeiten zu Markte brachte.

Endlich bekam ich einen sonderbaren Aufschluß bei meinem alten Freunde Thom-

ſon. Dieſer Mann, vormals Hautboiſt, hatte ſich durch Talent und Fleiß ausgebildet, verſtand die Lateiniſche, Franzöſiſche, Italieniſche und Engliſche Sprache, und hatte ſich in der Mathematik, Phyſik und Chemie nicht gemeine Kenntniſſe erworben. Kurz vor ſeinem Tode fand ich noch, daß er auf dem Krankenbette zu ſeiner Unterhaltung den Juvenal las. — Er beſaß eine ganz eigenthümliche Laune, die ihn ſelbſt während ſeines langen ſchmerzlichen Krankenlagers nicht verließ. So kam ich einige Tage vor ſeinem Tode zu ihm, als er ſich in ſeinem Hauſe den Sarg verfertigen ließ. Ich fand ſeine Frau und ſeine Tochter in Thränen, und da ich die Urſache davon erfuhr, ſagte ich zu dem Kranken: daß er doch den Seinigen die ſchmerzlichen Gefühle hätte erſparen können, welche die Verfertigung des Sarges erzeugte. O! antwortete er lächelnd, die Weiber haben ihre ſonderbaren Einfälle, ſie weinen darüber, daß ich einigen eichenen Bohlen, die einige Jahre unbemerkt auf meinem Boden lagen, eine Facon geben laſſe, und ich habe dabei bloß die gute Abſicht, den Meinigen ſo wenig unangenehme Aufträge als möglich nach meinem Tode zu hinterlaſſen. — Dieſer originelle Mann, der freilich auch auf Alchemie verfallen war und manche Sonderbarkeit hatte, ar-

beitete vortrefflich in Holz und Metall, besaß einen großen Garten, und ich brachte manche Stunde sehr angenehm bei ihm zu. Zuweilen besuchte ihn auch der hier als Dichter bekannte Kammer-Secretair John, ein genialer Mann, den ich schon aus meinen frühern Jahren kannte. Da wir nun einst beisammen saßen, sagte ich, als das Gespräch auf einen wissenschaftlichen Gegenstand fiel, daß ich davon nichts wüßte. Aufs neue wurde eine Wissenschaft berührt, in der ich nichts gethan hatte und ganz offen sagte ich: davon verstehe ich nichts. Nun fiel das Gespräch auf ein Buch, welches Aufsehen erregte, und ich gestand, es nicht gelesen zu haben. Um Gotteswillen! rief John, indem er von seinem Stuhle aufsprang, Baczko, was geben Sie an! Sie sind ein verlorner Mensch und müssen offenbar zu Grunde gehen. Erstaunt fragte ich nach der Ursache. O, sagte John, Sie gesteben selbst, nicht alles zu wissen, nicht jedes Buch gelesen zu haben, das ist entsetzlich. Lieber John, antwortete ich, dann nehmen Sie mich in die Lehre und sagen mir, wie ich ein solcher Wundermann werden und alles dieses leisten soll. Nichts in der Welt ist leichter, erwiederte John mit komischer Laune, ich will Ihnen darüber eine einzige Vorlesung halten, die nicht

einmal so lange als meine angezündete Pfeife nähren soll. Vor allen Dingen müssen Sie nicht glauben, daß, wer sich für einen Gelehrten ausgiebt, auch wirklich Kenntnisse besitze. Ich besaß vormals diesen Glauben und kam zu kurz; jetzt aber habe ich die Flachköpfe mit ihrer aus Journälen aufgeschnappten Weisheit, mit ihren aus Recensionen auswendig gelernten Urtheilen und den übrigen erborgten Brocken hinlänglich kennen gelernt, und behandle sie nun nach Verdienst. Spricht jemand mit mir von einer Wissenschaft, z. B. der Astronomie, wovon ich (unter uns gesagt) auch nicht das Geringste weiß, so spreche ich dennoch sogleich mit. Treffe ich auf einen, der sich bloß für heute so ein Sprüchelchen auswendig gelernt hat, so eilt er abzubrechen und dankt es mir im Grunde seines Herzens, wenn ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenke. Merke ich, daß der Mann mehr als ich weiß, so mache ich ihm einen Lobspruch über seine Kenntnisse. Es schmeichelt doppelt seiner Eitelkeit, von einem Kenner gelobt zu werden, und er rühmt nun bei der ersten Gelegenheit meine nicht gemeinen Kenntnisse in der Astronomie. Ein paar Nachbeter erzählen dieses weiter, und so komme ich bald, ohne mein Zuthun und ohne mein Verdienst und Würdigkeit, in den Ruf eines Mannes,

der in der Aſtronomie nicht wenig gethan hat. Frägt mich Jemand, ob ich ein Buch geleſen habe, deſſen Titel ich vorher niemals hörte, ſo bejahe ich es ohne Bedenken, erbitte mir, wenn es ein kluger Mann iſt, mit dem ich ſpreche, deſſen Urtheil darüber, ſtimme ihm in allem bei, mache ihm ein paar unbedeutende Einwürfe, laſſe mich von ihm belehren, und habe nun den Mann für mich gewonnen. Iſt es aber einer von unſern gewöhnlichen Alltagsgelehrten, ſo kann ich auch vorausſetzen, daß er höchſtens ein paar Blätter am Anfange oder am Ende des Buchs geleſen habe, ſpreche nun dreiſt mit und habe meine Freude daran wie nun der arme Mann ſich windet, um nur wieder davon loszukommen. Wenn Sie aber, fragte ich, an einen klugen Mann kommen, der es bemerkt, daß Sie mit ihm über Dinge ſprechen, die gar nicht in dem Buche ſtehen? Dann, antwortete John, ſchiebt der gute Mann dies auf Rechnung meiner Zerſtreuung, oder iſt wohl gar ſo treuherzig, ſich ſelbſt einen Vorwurf zu machen, dieſe Stelle überſehen zu haben.

Thomſon ſtimmte in dieſen Ton ein, und beide ſpotteten über die Vielwiſſerei und die gelehrte Miene ſo mancher Leute. Ich wurde nun hiedurch aufmerkſam, und wenn

ich gleich weit davon entfernt war, die mir vorgeschlagene Methode des satyrischen und genialen John zu befolgen, so sah ich doch nun auch häufig ein, daß oft in einer sehr großen glänzenden Hülle nur ein höchst magerer Kern enthalten war, faßte hiedurch mehr Selbstvertrauen, trat nicht mehr überall schüchtern zurück, sondern suchte auch, was ich wußte geltend zu machen, verstieß aber auch bald hiebei auf eine andere Weise.

Justinian hat nicht Unrecht, wenn er sagt: der Blinde könne den Glanz der Majestät nicht sehen; denn die wichtige Miene, oder der Anstand, den hohe Geburt, Amt und Reichthum, die Uniform und das Ordensband verleihen, — dieses alles wird von dem Blinden nicht bemerkt. Er hört bloß die Menschen, und kein Aeußeres fordert ihn auf, die Herablassung durch Unterwürfigkeit zu erwiedern. Er nimmt die Menschen, so wie sie sich ihm durch ihre Aeußerungen darbieten, widerspricht und belächelt daher oft, wo ein anderer an seiner Stelle aus persönlicher Rücksicht Bewunderung äußern würde, und beleidigt hiedurch nicht selten ohne alle Absicht. Auf der andern Seite, durch nichts gewarnt, vertraut er den Worten, ist fern von Mißtrauen und giebt sich dadurch nicht selten preis; und für diese Fehler, worin ich auch durch meine Blindheit verfiel, habe ich oft sehr schmerzlich gebüßt.

Seitdem durch die hier berührten und manche andere zufällige Begebenheiten Selbstgefühl und Selbstvertrauen bei mir erhöhet wurden, verdeutlichte sich auch der Wunsch, mich einem akademischen Lehramte zu weihen, und es wirkte wieder so manches dahin, diesem Gedanken immer ernstlicher nachzuhängen. So hatte mein alter Freund und vormaliger Gehülfe, der Assessor Meden zu Marienburg, gleich beim Entstehen der Berliner Monatschrift daran Theil genommen, und von dem Herausgeber derselben, dem Königlichen Bibliothekar Doktor Biester, den Auftrag erhalten, ihn mit einigen Männern aus Ostpreußen, die als Mitarbeiter der Monatschrift nützlich werden könnten, in Verbindung zu bringen. Nebst einigen andern brachte Meden auch mich in Vorschlag, und Biesters Antwort enthielt in Bezug auf mich sehr gütige Aeußerungen, die mir Meden mittheilte. So kam ich mit Biester in Verbindung. Dieser schrieb mir einst, daß der Minister von Zedlitz gegen ihn den Wunsch geäußert habe, mir nützlich zu werden. Als daher Kreutzfeld, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst starb, begab ich mich zum Professor Kant, der mich nicht bloß als seinen alten Zuhörer, sondern auch persönlich kannte, und sagte ihm mit der mir jederzeit eigenen Freimüthigkeit: ich wünsche die erledigte Stelle, wolle mich aber auch nicht gern einer Unverschämtheit schuldig machen, oder einen

Würdigern verdrängen; daher bäte ich ihn, der mich und meine Kenntniſſe zu beurtheilen wüßte, um ſeinen gütigen Rath, und verſprach, ſobald Kant ſolches zweckmäßig fände, in dieſer Sache auch keinen Schritt weiter zu thun. Es ſind, ſagte Kant, zwei Männer, auf welche man wohl bei dieſer Stelle einige Rückſicht nehmen wird, nemlich der ehemalige Rector Kuhnke, und der Pfarrer Kahle. Beide beſitzen Kenntniſſe der klaſſiſchen Litteratur, und Kuhnke iſt Ihnen darin überlegen; allein was Geſchmack, Kenntniß der neuern Sprachen, und Dichter-Talent anbetrifft, ſo haben Sie wieder Vorzüge, und daher rathe ich Ihnen, ſich zu dieſer Stelle zu melden. Ja er ging nun in ſeiner Güte ſo weit, mir eine Empfehlung an Bieſter zuzuſagen, die ich auch wirklich erhielt. Jetzt begab ich mich zu Hamann, der mit ſeiner eigenthümlichen Güte und Herzlichkeit ſich für die Sache erklärte, und mir verſchiedene Empfehlungen, hierunter auch an Moſes Mendelsſohn, der einige Zeit zuvor hier in Preußen geweſen war, zuſagte. Auch von den Gebrüdern Friedländer erhielt ich eine Empfehlung an Mendelsſohn, der mir ſehr gütig antwortete, daß er ſich mit Hülfe ſeines Freundes Nicolai, aber vergeblich, zu meinem Beſten verwandt hätte. Bieſter antwortete mir ſehr freundlich, daß bei den geringen Einkünften der Königsbergſchen Profeſſoren dem verdienſtvollen Profeſſor Mangelsdorf die durch

Kreutzfelds Tod erledigte Professorstelle hätte zugetheilt werden müssen. Dies konnte ich, da Mangelsdorf noch überdem damals wenigstens 10 Kinder am Leben hatte, durchaus nicht mißbilligen. Doch schöpfte ich bei der mir überall geäußerten Theilnahme Hoffnung für die Zukunft, die außer dem Reitze, den schon die Wissenschaften für mich hatten, noch ein neuer Sporn wurde, jede Kraft zur Erweiterung meiner Kenntnisse aufzubieten, um das mir gesteckte Ziel sicher erreichen zu können.

Indeß ich auf die angezeigte Weise Fortschritte in den Wissenschaften machte, und auch meine Welt- und Menschenkenntniß erweiterte, trübten sich meine Aussichten. Nach Reichthum und Lebensgenuß sehnte ich mich nie; denn die Wissenschaften gaben mir Freude und Trost. Auch hatte ich die Ueberzeugung Gutes zu wirken; allein wenn ich auf die damalige Weise mit Otto und Ungerbühler bestehen sollte, so war doch eine bestimmte Einnahme nothwendig. Das Geld, welches ich von Dornhardt und Schrötter erhielt, war mir nur auf drei Jahre zugesagt; diese Zeit näherte sich dem Ende. Aufrichtig gestanden, war die Sache nicht nach meinem Geschmack. Von meiner Pensionsanstalt und meinem geringen schriftstellerischen Erwerb konnte ich mit zwei Menschen, die freilich keine große Bedürfnisse hatten, doch nicht einmal ärmlich

beſtehen. Daher ſchrieb ich an Friedrich II., und bat ihn, mich auf irgend eine ihm ſelbſtgefällige Weiſe zu unterſtützen. Ich erhielt den Beſcheid, daß bei einer ſchicklichen Gelegenheit auf mich Rückſicht genommen werden ſollte. Nach einem Jahre, als der große Monarch ſich bereits auf dem Krankenbette befand, erneuerte ich die Bitte, mir entweder eine Penſion, ein Gratial-Gut im Ermlande, oder ein Kanonicat zu geben, und erhielt folgende lakoniſche Antwort: „Wenn etwas Rechtes für Euch ge„ſchehen ſoll, ſo müßt Ihr auch warten können. „Friedrich.“ —

Unerwartet fand ſich nun in meinem Vaterlande ſelbſt eine kleine Ausſicht. Zufällig erfuhr ich, daß der Ermländiſche Biſchof Graf von Szembeck eine Stiftung gemacht habe, die eigentlich ſeiner Familie beſtimmt war, aber auch Fremde genoſſen hatten, und daß der Fonds dieſer Stiftung an die Oſtpreußiſche Kammer gekommen ſei. Ich ſagte dieſes dem Kammer-Präſidenten v. Golz, der dem damaligen Kriegs-Rath, nachherigen Geheimen Rath Büttner, welcher ſpäterhin zu Wehlau ſtarb, den Auftrag gab, die Sache ins Reine zu bringen, gleichzeitig aber auch den älteren hier verſtorbenen Geheimen Rath Büttner, der damals Departements-Rath des Ermlandes war, beauftragte, ſich umzuthun, ob dort nichts für mich auszu-

mitteln wäre. Sehr niedergebeugt wurde ich nun durch ein Schreiben des letzten, daß man gar nicht abgeneigt sei, mir aus den Ermländischen Armenfonds etwas zufließen zu lassen, daß auch der Fürstbischof mir jährlich 60 Rthlr. geben zu wollen erklärt habe, und ich wurde den letzten meiner Dankbarkeit zu versichern, aufgefordert. Ich schrieb dem guten Golz, der das Erniedrigende dieser Sache übersehen hatte: eine erbettelte Unterstützung müsse mir jedes Selbstgefühl rauben, und dies sei mein letzter Schatz; daher könne ich eine solche Unterstützung gar nicht annehmen; hingegen eine Unterstützung von Seiten des Staats werde meinen Muth und meine Kräfte erhöhen, um mich ihrer würdiger zu machen. Der Kriegsrath, nachherige Kammer-Direktor Büttner zu Gumbinnen pflichtete mir bei und zeigte zugleich die Lage der Szembeckschen Stiftung an. Ein Kapital von 13000 Gulden sollte dazu dienen, daß von den Zinsen ein armes Mitglied der Familie unterstützt werde; in Ermangelung dessen waren verschiedene Bestimmungen und zuletzt noch die angegeben, daß es ab bonum opus aliquid verwandt werden sollte. Golz erklärte mir, die Zinsen würden jetzt zu Remissionen verausgabt, und könnten ohne die Genehmigung des Minister v. Gaudi zu keinem andern Zwecke verwandt werden. Aber wenn es dieser auch wirklich zugeben wollte, so würde sich das hiesi-

ge Etats-Miniſterium die Collation zueignen, ich ſolche ſchwerlich erhalten, wenn gleich auch die Kammer den beſten Willen gegen mich hegen ſollte. Ich war hierüber ſehr betrübt und ging nun zum Grafen Kaiſerling, welcher damals ein großes Haus in Königsberg bildete und mir Beweiſe des Wohlwollens gegeben hatte. Ihm erzählte ich die Lage der Sache, erbat mir ſeinen gütigen Rath, und er verſprach mir Beiſtand. Nach einigen Tagen gab er mir die Nachricht, ich ſolle mich wegen der Szembeckſchen Stiftung an das Etats-Miniſterium wenden, ich würde den Beſcheid erhalten, die Collation hänge von der Kammer ab, das Etats-Miniſterium aber werde mir den Genuß dieſer Stelle ſehr gerne, in ſofern es von demſelben abhinge, vergönnen. Sobald ich dieſen Beſcheid hatte, rieth mir der Kammer-Präſident v. Golz, bei der Kammer und auch bei dem Preußiſchen Departements-Miniſter v. Gaudi einzukommen. Ich that dies. Auf die edelſte Weiſe erklärte der Letzte ſich zu meiner Unterſtützung bereit, und mehrere Miniſter hatten die Verfügung des General-Direktoriums unterzeichnet, wodurch mir, bis ſich ein Mitglied der Szembeckſchen Familie melden würde, jährlich 200 Thaler zugeſichert wurden. Doch ſpäterhin forderte das Etats-Miniſterium wieder die Aufſicht über den Fonds. Durch öffentliche Blätter wurden die Mitglieder der Szembeckſchen Familie ſich zu melden aufgefor-

dert, der Stadtkämmerei zu Marienburg wurde das Kapital aufgekündigt und in die Bank gelegt. Aber Minister von Gaudi und die Kammer schützten mich; sie drangen darauf, daß das Geld wieder zu 5 Procent untergebracht werde, und mir wurden die 200 Thaler immer vollständig gezahlt, ohne auf die geringern Banko-Zinsen Rücksicht zu nehmen. Die Aufkündigung bei der Stadtkämmerei zu Marienburg gereichte, welches wohl nicht hiebei ursprünglich die Absicht war, zum Wohl der ganzen Stiftung, weil während des Krieges im Jahre 1806 Marienburg lange Zeit hindurch von Französischen Truppen besetzt war, und die Kämmerei-Kasse hiedurch außerordentlich litt. Doch zur Zeit des Generalmoratoriums hörte auch diese Zahlung an mich auf, denn der Pächter von Palmnicken, worauf dieses Geld stand, hatte Branntwein geliefert und der Oberamtmann Eggert, der Besitzer von Palmnicken, verlangte, daß diese Forderung statt der Zinsen von der Regierung angenommen werden sollte. Zwei Mal bewirkte der Landhofmeister v. Auerswald mir eine kleine Zahlung auf Abschlag, späterhin war ihm dies nicht möglich und die Zahlung an mich unterblieb, bis endlich der verstorbene Justizrath Schnell die Sache nachdem wieder in Gang brachte.

In diese Zeit fällt eine Begebenheit, die mir viel traurige Stunden machte, aber auch da-

dazu diente, meine zu große Offenheit und Lebhaftigkeit zu begrenzen und bei mir mehr Mißtrauen gegen die Menschen zu erwecken. Ich kam mit dem nachherigen Geheimen Finanz-Rath v. Göckingk, der damals Kriegsrath zu Ellrich war und das Journal „Von und für Deutschland" herausgab, in Verbindung, und weil ich selbst eine periodische Schrift in Preußen herausgegeben hatte, lud ich auf sein Ansuchen alle die, welche dadurch mit mir in Verbindung gekommen waren, dazu ein, an diesem Journale durch Nachrichten und Beiträge Theil zu nehmen. Göckingk hatte mir auf das Feierlichste versichert, keinen seiner Mitarbeiter auszugeben, und mich ersucht, alle Nachrichten die ich erhielt, zusammen enge abschreiben zu lassen, und so etwa alle 14 Tage oder monatlich zur Ersparung des Porto's ihm zu übersenden. Der Plan des Journals hatte mich begeistert, und nun beging ich eine dreifache Uebereilung. Erstlich versprach ich allen, die durch mich Nachrichten und Beiträge übersenden würden, auf Ehre und Gewissen, sie nicht zu nennen. Zweitens ließ ich, sobald eine Nachricht ankam, sie auf den zur Absendung an Göcking bestimmten Bogen abschreiben, und vernichtete zugleich, damit Niemand compromittirt werden könnte, den Brief, durch welchen ich die Nachricht erhalten hatte; beging aber den dritten sehr großen Fehler, mich nicht für verantwortlich zu halten. Denn ich dachte

Böckingk ist mit der Welt und ihren Verhältnissen bekannt, wird als Herausgeber, als der einzige, der sich nennt, schon wissen was er drucken lassen kann oder darf, und dich, wo es nöthig ist, zur nähern Prüfung auffordern. Doch war ich bei dem allen so behutsam, manche mir anstößige Nachricht zu verwerfen, und würde klug gethan haben, wenn ich in Betreff aller so gehandelt hätte. Allein ich hatte in meinen jüngern Jahren hier einen Mann jüdischer Nation kennen gelernt, der einige Anlagen und den guten Willen besaß, sie auszubilden. Er hatte sich jetzt in einer der Vorstädte Danzigs niedergelassen, und besuchte mich. Das Gespräch fiel natürlich auf die Bekannten unserer Jugend. „Wo ist", fragte ich, „Gomperz geblieben?" (Es war dies ebenfalls ein Mann jüdischer Nation, der sich damals sehr vortheilhaft auszeichnete). Er hat sich, lautete die Antwort, taufen lassen; der Prediger B. versprach ihm die Hand seiner Tochter, zog aber sein Versprechen zurück. — Die Sache machte damals meinen Unwillen rege, wurde aber vergessen. Sie war mir folglich weniger neu und auffallend, als sie mir einige Monate später aus einer ganz andern Gegend als Beitrag zum Journale „Von und für Deutschland" zugeschickt wurde. Ich sandte sie mit den übrigen Nachrichten ab, und Böcking ließ sie abdrucken. Nach einigen Monaten schickte mir Böckingk ein an ihn gerichtetes Schreiben von

Gomperz und dem Prediger, die alles für unwahr und Geklätsche erklärten, und verlangte, wozu er mich nie verpflichtet hatte, ich solle ihm actenmäßige Beweise schaffen oder den Einsender nennen Ich schrieb an den letzten, dieser gerieth in die größte Angst, forderte, ich sollte mein gegebenes Wort halten, und ihn verschweigen; zeigte mir Verhältnisse an, die, wenn nur Argwohn gegen ihn rege würde, ihm höchst nachtheilig werden könnten, und gestand endlich, aber leider für meine Ruhe zu spät, daß er zu schnell gehandelt habe und selbst getäuscht worden sei. Göckingk wurde jetzt verklagt und sollte den Einsender nennen. Was sollte ich thun? Ich war einmal in die Sache gemischt; mir konnte Niemand Animosität oder bösen Willen bei der ganzen Sache beimessen, nannte ich aber den Einsender, so handelte ich offenbar treulos. Göckingks Angst und Dringen stieg. Ich faßte den Entschluß und schrieb selbst an Gomperz, der sich damals in Elbing befand. Es entstand zwischen uns ein Briefwechsel, besonders da auch der Prediger dazu kam. Ich that, was ich konnte. Wenn gleich ich gegen den ersten, der mir die Sache mitgetheilt, einen alten guten Bekannten von Gomperz, der durch ihn vielleicht auf die Spur, woher das Gerede entsprungen sei, kommen konnte, keine Verpflichtung hatte, so

erklärte ich dennoch, daß ich den eigentlich
Einsender nicht ausgeben könnte. Herr Go
perz aber kam auf den Gedanken, die Brie
welche in dieser Sache gewechselt waren, dru
ken zu lassen; ging dabei jedoch nicht au
richtig zu Werke. Er und der Prediger ha
ten sich wechselseitig ganz allerliebst co
plimentirt, und sich viel Schönes gesagt, d
gegen aber auf alle, die in dieser Sache ve
wickelt waren, derbe losgezogen. In ihr
Briefen an mich waren sie sehr artig g
wesen, ich hatte sie in dem nämlichen To
behandelt, und da sie es nun für gut fa
den, nicht alle meine Briefe drucken zu la
sen, so bekam das Ganze ein sonderbares A
sehn. Doch handelten die Herren ohne a
Menschenkenntniß, denn gerade die groben u
bämischen Ausfälle hinterrücks in ihren Br
fen unter einander und mein offenes, ger
des und bescheidenes Benehmen gewann d
Publicum für mich, ob dieses gleich weg
meiner ausgelassenen Briefe die Sache ni
völlig übersehen konnte; und da Göckingk si
beschwerte, daß ihm die Sache vier Lou
d'or koste, so schickte ich sie ihm, sobald
sie entbehren konnte.

Alle Zeit, die mir, während diese A
gebenheiten vorgingen, vom Studium der Ka
meral-Wissenschaften übrig blieb, verwan

ich auf Geschichte, vorzüglich auf die meines Vaterlandes. Allmälig arbeitete ich mein „Handbuch der Geschichte, Erdbeschreibung und Statistik Preußens“ aus, als Vorläufer eines größern Werkes, wozu ich die Materialien sammelte. Ich gab es auf Pränumeration heraus, und überließ den Verlag der Buchhandlung der Gelehrten, die damals zu Dessau errichtet war. Bei dem ersten Theile war die Zahl der Pränumeranten sehr klein, kaum konnte ich die Druckkosten bestreiten, und was am auffallendsten ist, beinahe alle diese Pränumeranten waren Ausländer. Da ich aber nach Erscheinung des ersten Theils den Pränumerations-Termin verlängerte, fand ich eine Menge von Preußen, so daß ich an diesem Werke beinahe 700 Thaler gewann, ob ich gleich durch die Buchhandlung der Gelehrten noch eine kleine Einbuße dabei hatte. Der Gewinn wurde der eigentliche Fonds meiner Leihbibliothek.

Ich hatte gerade den zweiten Theil beendigt, und machte an einem sehr schwülen Sommertage das Pränumeranten-Verzeichniß. Mein Gehülfe Otto äußerte während der Arbeit den Wunsch, sich zu baden. Ich hegte für diesen jungen Mann viele Anhänglichkeit, hatte ihn daher auch bewogen, das Studium der Rechte mit großem Eifer zu betreiben, und

es zeigte sich für ihn manche günstige Aussicht. Seine Neigung zum Baden war mir wirklich zuwider, denn ich kannte seine Kühnheit Daher, und weil ich ihm gut war, entsprang vielleicht bei mir die Furcht, daß er bei dem Baden ertrinken würde. Oft hatte ich ihm diese Besorgniß geäußert, ihm auch den Rath ertheilt, daß er schwimmen lernen möchte. Wir hatten einen Matrosen, der ihm dies lehren sollte, ausgemittelt, und daher hatte ich ihn ersucht, sich, bis dieser Unterricht Statt finden würde, nicht zu baden. Aus diesem Grunde suchte ich ihn auch jetzt davon zurückzuhalten, allein ich bekam einen Besuch. Jetzt ging er aus, versprach mir aber, da ich ihn warnte, daß er nicht anders als in Begleitung eines Freundes sich baden gehen wollte; erklärte mir auch zugleich, daß er erst spät nach Hause kommen würde. Alle meine Hausgenossen äußerten den Wunsch, den schönen Sommerabend zu benutzen, und ich selbst wurde hiezu gereizt, da der jetzige Buchhändler Friedrich zu Libau, dem ich seit meinen akademischen Jahren herzlich zugethan war, und der mir viele Beweise von Liebe und Wohlwollen gab, mich einlud, den Abend mit ihm in dem kleinen Gärtchen zuzubringen, welches sich hinter der gegenwärtigen Unzerschen Buchhandlung befand. Gegen zehn Uhr kam ich nach Hause; alle meine Haus-

genoſſen, Cruſe und Otto ausgenommen, waren einheimiſch. Gewohnt mich allein auszukleiden, ging ich ruhig zu Bette, in der Vorausſetzung, daß Otto, der mit mir in einem Zimmer ſchlief, bald kommen würde. Ich erwachte um 5 Uhr des Morgens, kleidete mich an, und weil ich glaubte, daß Otto ſpät nach Hauſe gekommen wäre, beſchloß ich, ihn noch ſchlafen zu laſſen. Es ſchlug ſechs, ich rief ſeinen Namen, niemand antwortete; ich trat an ſein Bette, es war leer. Der Gedanke: er iſt ertrunken, wurde ſogleich höchſt ſchmerzlich in mir rege, und erhielt beinahe Gewißheit, als Cruſe, in deſſen Zimmer ich trat, ihn den vorigen Abend nicht geſehen zu haben verſicherte. Wir eilten Erkundigungen einzuziehen, und erfuhren am Thore, man habe Kleider eines Ertrunkenen auf die Polizei gebracht. Ich eilte zum Geheime-Rath v. Hippel; es waren Otto's Kleider. Die Aufſucher, Leute, die ein eigentliches Geſchäft daraus machen, Dinge, die im Waſſer verloren gegangen ſind, aufzuſuchen, fanden den Körper, der bis an die Kniee im Moraſte verſunken war, erſt gegen Mittag. Mit Genehmigung des Geheime-Rath von Hippel beerdigten wir ihn, um in der Stadt kein Aufſehen zu erregen, im benachbarten Kirchdorfe Quednau. Otto's Freunde, die nachherigen Prediger Pitkau, Rothe, Schmidt

und Verdau, und meine Hausgenossen brachten ihn zu Grabe. Er war des Tages vorher noch bei mehreren seiner Freunde gewesen; alle hatte er eingeladen, mit ihm baden zu gehen, alle waren aber zufällig daran verhindert worden.

Meine Lage war jetzt höchst schmerzlich. Cruse, ein vortrefflicher junger Mann, konnte nicht mit meinen Pensionairen die Vorlesungen besuchen und repetiren und zugleich mein Gehülfe sein, und Otto hatte mich auch bei Verwaltung des ganzen Hauswesens unterstützt. Ich machte Entwürfe, ob es nicht rathsam sei, mich aus meiner damaligen ganzen Lage zu ziehen, und den Rest meines Lebens von Menschen entfernt in Einsamkeit zuzubringen, äußerte dies auch da wir von der Beerdigung zurückkehrten. Schmidt, der als Pfarrer zu Allenburg starb, saß mit mir in einem Wagen. Er kam auf mein Zimmer. „Glauben Sie," sagte er, „daß ich Otto's Stelle ersetzen kann, so will ich es mit Freuden versuchen." Mir war der Antrag sehr willkommen, denn es war ein gebildeter junger Mann, der in vorzüglichem Rufe stand, und dem ich, weil seine vermögenden Eltern hier zu Königsberg lebten, diesen Antrag gar nicht gemacht haben würde. Er trat auch wirklich in Otto's Stelle. Zwei Jahre brachte

er in meinem Hause zu, und handelte mit der größten Rechtschaffenheit und dem theilnehmendsten Eifer für mich.

Eben in dem Zeitpunkte, worin Otto starb, trafen die Hundstagsferien ein. Meine Hausgenossen reiseten zu ihren Eltern, und ich that, um mich zu zerstreuen, eine Reise nach Danzig.

Da Schmidt einige Neigung zu Physik hatte, und Ungerbühler, der jetzt immer mehr heranwuchs, viel Anlage zu kleinen mechanischen Arbeiten besaß, so beschäftigte ich mich zur Erholung zuweilen mit Physik und ein großer Theil unseres physikalischen Apparats wurde nun bei mir im Hause verfertigt; hierunter auch verschiedenes physikalisches Spielwerk, wodurch wieder mit meinen Kostgängern mancher Stoff zur neuen, zum Theil fröhlichen Unterhaltung entsprang, besonders da Schmidt selbst viel Frohsinn besaß. So machte er mir einst den Vorschlag, da während des hiesigen Jahrmarkts viele Handelsjuden mein Haus überliefen und den jungen Leuten von ihren Kleidungsstücken mehr als ich wünschte, abkauften, diese Juden durch Electricität zu entfernen. Meine Kostgänger, welche die Sache auch von der lächerlichen Seite nahmen, boten hiezu mit Freuden die Hand, und indem sich einer von ihnen in

das Fenster legte, und dem Juden, der sich mit ihm zu handeln erbot, die verriegelte Thür aufzumachen versprach, hielt er ihn so lange auf, bis mit der im Vorhause stehenden Elektrisir-Maschine eine große Leydener Flasche geladen war. Weil nun der vor der Thüre stehende Jude durch das Wasser, welches wir auf die Treppe und über die Thürschwelle gegossen hatten, mit der äußern Belegung in Verbindung gebracht war, so erhielt derselbe, ehe er die Thür öffnete, und sobald er nur die Hand auf das Schloß legte, dem nun der Knopf der Flasche oder wohl gar der Ausladet der elektrischen Batterie genähert wurde, einen heftigen Schlag. Dieses machte auf die Juden die sonderbarste Wirkung. Mancher fiel, Mancher setzte sich auf die Erde, Mancher nahm einen Satz, um nur schnell von der Thür zu kommen, Mancher schrie, Mancher sah schimpfend sich nach demjenigen um, der, wie er glaubte, ihm den Schlag in den Rücken gegeben hatte. Keiner aber wagte zum zweitenmale das Schloß der Hausthür anzufassen; sondern nachdem ein paar Dutzend elektrisirt waren, standen oft einige vor meiner Thür, betrachteten das Haus und erzählten sich unter lächerlichen Grimassen das ihnen begegnete Abentheuer. Ein gebildeter junger Mann jüdischer Nation, Namens Euchel, wurde von mir ersucht, sie um ihre Meinung zu

befragen, und sie erzählten ihm nun unter sehr vergrößerten Umständen, daß wahrscheinlich in diesem Hause einem Juden ein großes Unglück bevorstehen müsse, weil jeder, der es betreten wolle, von seinem Schutzgeiste gewarnet werde.

Ich fing allmälig an, meinen Apparat auf mancherlei Weise zu vermehren, und wurde nun mit einem Soldaten Namens Henniger bekannt, der besonders Wettergläser gut zu verfertigen wußte. Da er wißbegierig schien und ich ihm hiedurch weiter fortzuhelfen wünschte, gab ich ihm manches Buch zu lesen und erläuterte ihm, was er nicht verstand. Dadurch und weil er auch bei mehreren unserer kleinen Arbeiten zur Hand ging, kam er häufig in mein Haus. Ein Offizier, dem dieses bekannt war, erzählte mir einst, daß Henniger desertirt wäre; zwei Tage darauf kam Schlemüller an einem Morgen zu mir und sagte lachend: er gestände zwar, daß er gestern seine Kleider nachläßig umhergeworfen, aber der Muthwille, ihn durch das Verstekken derselben zu bestrafen, sei zu weit getrieben. Bei genauer Prüfung aber fehlten diese Kleidungsstücke, und aus der erbrochenen Kammer auch ein Theil der meinigen. Nach einigen Wochen gab uns der Buchhändler Friedrich aus Libau Nachricht; Hen-

ninger war dorthin gekommen und ihm durch verschiedene Kleidungsstücke aufgefallen, die Friedrich bei mir und meinen Hausgenossen gesehen hatte. Ehe meine Antwort ankam, war er schon von Libau entwichen. Doch besaß er die auffallende Unverschämtheit, in der Folge an mich zu schreiben, und mir einen Drechsler aus Grodno zu empfehlen; und ich erhielt wenigstens bei dieser Gelegenheit die Lehre, nicht zu glauben, daß guter Wille und redliche Absicht hinreichend sind, um sich rohe Menschen zu verpflichten.

Das Studium der Physik führte mich zuweilen zur Mathematik zurück, wobei ich die Figuren mit Hülfe eines Wachsstockes bildete. Die unabläßige Beschäftigung aber, die ich damals hatte, zum Theil auch wohl die schwärmerischen Hoffnungen die ich, bei meiner lebhaften Phantasie und bei meiner wenigen Bekanntschaft mit der Welt, auf meine Fortschritte in den Wissenschaften gründete, so wie die herzliche Anhänglichkeit der heitern jungen Leute, die mich umgaben und die ich doch auch immer in der Bildung fortrücken sah, machten diese Periode zu einer der heitersten meines Lebens; und beinahe mit einer der meinigen ähnlichen Empfindung dachte Pfarrer Schmidt an diese Zeiten zurück.

Allmälig verließen meine Kostgänger die Akademie. Siegfried ging nach Lübeck, Schleimüller unter das zweite Litthauische Dragoner-Regiment, und da der Gewinn unbedeutend war, Cruse und Schmidt an Versorgung dachten, so beschloß ich, meine ganze Lage zu verändern.

Ich muß jetzt einen schönen Charakterzug von einem Manne anführen, den seine Lebhaftigkeit vielleicht zuweilen hinriß, dem aber alle, die ihn genau kannten, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es war dies der verstorbene Landhofmeister v. d. Gröben. Der gegenwärtige Bischof Borowski, von dem ich diese Anekdote habe, war bei ihm im Zimmer, als ich, von Schmidt geführt, vorüberging. „Dieser Candidat," sagte der Landhofmeister, „wird jetzt Pfarrer in Falkenau, ohne „vorher ein Schulamt bekleidet zu haben." „Wie kommts," sagte Borowski „daß Ew. „Excellenz in Betreff seiner eine Ausnahme machen?" „Wer," antwortete der Landhofmeister, „einem solchen Manne, wie Baczko „ist, mit solchem Eifer, solcher Rechtschaffenheit beisteht, beweist selbst, daß er etwas „werth ist, und verdient auch wohl, daß „seine Nebenmenschen ihm beweisen, daß sie „dieses erkennen und einsehen." — Schmidt wurde in Kurzem Pfarrer zu Falkenau, und

erhielt in der Folge eine bessere Stelle, die zu Allenburg, wo er als Vater einer zahlreichen Familie lebte, im Jahre 1814 auf der Kanzel vom Schlage gerührt wurde, und 1816 starb.

Da ich, nachdem er versorgt war, den Gedanken hatte, mich von meinen Kostgängern zu trennen, die 200 Thaler der Szembeckschen Stiftung, so eine große Hülfe sie auch für mich waren, doch kaum hinreichten, die Kosten, die für meinen Gehülfen nothwendig waren, zu bestreiten, und ich, nachdem ich sie erhielt, dem Herrn v. Dombardt erklärt hatte, daß ich, da jetzt ohnehin die drei Jahre verstrichen wären, selbst für mein weiteres Auskommen sorgen würde; so mußte ich auf andere Erwerbsquellen denken. Es war damals zu Königsberg noch keine Leihbibliothek; bloß die Antiquarien verliehen einige Bücher, und der Herr Stadtrath Lilienthal hatte ein Lese-Institut errichtet. Selbst ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, schaffte er viele vorzügliche Werke an; allein seine Amtsgeschäfte machten, daß er sich mit der ganzen Sache nicht viel befassen konnte, ja es war von dieser Bibliothek nicht einmal ein gedruckter Katalog. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft in Königsberg eine Leihbibliothek angelegt. Die Zahl der Leser war

klein, sie stieg aber doch, weil ich alle Beiträge blos zum Ankaufe neuer Bücher verwandte, und viele vorzügliche Werke anschaffte. Mein Freund Friedrich, der damals vereint mit dem Buchhändler de la Garde zu Berlin, eine Buchhandlung in Libau errichtete, bestätigte mich in dem Gedanken, meine Leihbibliothek zu erweitern. Noch hatte ich nicht den völligen Gewinn von meinem Handbuche, sondern bloß einige wenige 100 Gulden, von denen ich aber auch, wenn ich mich von meinen Kostgängern trennte, leben mußte. Friedrich jedoch überzeugte mich, daß es unser beiderseitiger Vortheil erfordere, eine ansehnliche Summe, wenn es möglich wäre 1000 Thaler, zum Ankaufe von Büchern, zu verwenden und so die Sache ins Große zu treiben. Allein das Anlehn von 1000 Thalern, wofür mir Friedrich, der eben zur Leipziger Messe reisete, dort Bücher kaufen wollte, vermochte ich nicht aufzutreiben. Ich hatte damals zwei Manuscripte. Friedrich erklärte, sie in Verlag nehmen zu wollen. Statt eines Contracts setzte ich die Titel von den Büchern auf, die ich dafür haben wollte, und Friedrich schrieb unter dieses Verzeichniß, daß er mir diese Bücher, für die beiden Manuscripte, die er in Verlag genommen habe, geben wolle. Nach einigen Wochen schrieb mir Herr de la Garde, er werde nur eine

der Manuscripte nehmen und mir einen Theil der Bücher zuschicken. Ich gestehe, daß mich dieses verdroß, weil ich mit Friedrich auf einem so freundschaftlichen Fuße stand, daß mir nichts von ihm, wohl aber der kalte, vielleicht bloße Geschäftston seines Compagnons zuwider war, und es mir anmaßend schien, daß Herr de la Garde von der genommenen Abrede zurücktrat, und, ohne meine Genehmigung abzuwarten, oder bestimmt zu erklären, was er mir geben wolle, bloß zusagte, daß ich für eins dieser Manuscripte einen Theil der Bücher erhalten würde. Friedrich kam zurück, um nach Libau zu gehen, besuchte mich nur auf einige Augenblicke, berührte aber die ganze Sache nicht. Ich erwartete, daß mein lieber alter Freund mich bald wieder besuchen sollte. Ich wünschte wirklich, die Sache mit der Leihbibliothek in Gang zu bringen; eine große baare Summe konnte ich freilich nicht auftreiben, allein ich sah voraus, Theilzahlungen bestimmt leisten zu können. Friedrich kam nicht weiter zu mir, gab mir in Betreff meiner Manuscripte, und was mir de la Garde für das eine schicken wollte, gar keine Nachricht. Ich hörte, seine Abreise wäre auf übermorgen angesetzt, und schrieb ihm nun einen Brief, worin ich mir einige lebhafte, vielleicht harte Aeußerungen erlaubte. Schmidt ging, da ich keine Ant-

Antwort erhielt, am folgenden Tage zu Friedrich, fand diesen im Begriff, mir sehr hart zu antworten, hielt ihn davon zurück und begnügte sich mit der mündlichen Anzeige, daß mir de la Garde ein Manuscript zurückschicken und für eine gewisse Summe Bücher senden würde. Ich kam hiedurch mit de la Garde in Verbindung, der manches von meinen Schriften verlegte; allein Friedrich brach von dieser Zeit an alle Verbindung mit mir ab. Ich weiß, daß bösartige Menschen und Klätscher dabei im Spiele waren; aber da mir Friedrich in meinen bedrängten Zeiten manchen Freundschaftsdienst erzeugt hatte, ich ihm wirklich herzlich zugethan war und es noch bin, so hat es mir jederzeit wehe gethan, daß durch diese unbedeutende Sache eine vieljährige Jugendfreundschaft zerstört werden konnte. Ich habe von meiner Seite alles gethan, um dies Mißverständniß aufzuheben, habe schriftlich erklärt, daß mein Brief zu heftig, zu leidenschaftlich gewesen sei. Wir haben uns jetzt beide verständigt und uns wieder einander herzlich genähert, besonders da Friedrich am Ende des Jahres 1812 als Abgeordneter der Stadt Libau nach Königsberg kam, und bei unserer persönlichen Zusammenkunft die Erinnerungen unserer Jugend wieder erwachten.

Ich veröffentlichte, nachdem ich meine Leihbibliothek einigermaßen in Gang gebracht hatte, das erste gedruckte Verzeichniß derselben. Es war noch ärmlich, die Zahl meiner Leser mehrte sich nicht, und ich mußte daher auf andere Erwerbsmittel ernstlich denken. Oft hatte ich mir schon ein akademisches Lehramt gewünscht, zu dem ich bei meiner Lebhaftigkeit, meinem Gedächtnisse und einem nicht ungebildeten Vortrage, von dem ich voraussetzte, daß er bei mehrerer Uebung gewinnen würde, nicht unfähig zu sein glaubte. — Ueberhaupt hege ich die Ueberzeugung daß ein Blinder, wenn er früh, in einem Alter von ungefähr 25 Jahren, ein akademisches Lehramt bekommt, sich darin bald vorzüglich auszeichnen muß, vorausgesetzt, daß er seine Stelle nicht durch Gunst oder Verbindung, sondern seinem Verdienste gemäß erhält. Denn er wird gewiß in der Dunkelheit, die ihn umgiebt unaufhörlich über den Gegenstand, der seine ganze Seele füllt, brüten und die Materien, die ihm sein starkes Gedächtniß zu sammeln gestattete, gehörig ordnen. Wenn er sich nur die vorzüglichsten Schriftsteller in seinem Fache vorlesen läßt, so wird selbst sein Styl, gesetzt auch daß er ganze Stellen aus seinen Mustern mit Hülfe seines starken Gedächtnisses wörtlich in seinem Vortrage aufnehmen sollte, sich ganz nach diesen Mustern formen, und da der

Blinde, durch nichts zerstreut, einzig mit der Sache, die seine Seele füllt, beschäftigt ist, so kann auch sein mündlicher Vortrag nicht anders als lebhaft sein. In diesem Gedanken bestätigte mich der Buchhändler Kanter, und verwandte sich für mich nach den Oestreichischen Staaten; auch bekam ich noch auf einem andern Wege Empfehlungen nach Pfalzbaiern. Es war auffallend, daß die Antworten aus beiden Ländern beinahe übereinstimmten. Sie äußerten, es wäre wohl nicht zu bezweifeln, daß ich auf einer katholischen Akademie angestellt werden dürfte, und mein Handbuch der Preußischen Geschichte gereiche mir allerdings zur Empfehlung; allein nicht bloß schriftstellerische Kenntnisse wären zu einem akademischen Lehramte hinreichend, und ich würde den sichersten Beweis führen, daß ich alles Erforderliche, ungeachtet meiner Blindheit, leisten könne, wenn ich, auf irgend einer Preußischen Akademie angestellt, Vorlesungen halten würde. Ich dürfte alsdann wohl bald ohne Bedenken auf einer katholischen Akademie zu einer einträglichen Stelle in Vorschlag gebracht werden können. Diese eigentliche Absicht, die meinen Wunsch auf der Akademie zu Königsberg in der philosophischen Fakultät zu promoviren erzeugte und mich dahin bestimmte, daß ich wenigstens die Erlaubniß suchte, meine Vorlesungen durch den Lections-Katalog be-

kannt zu machen, konnte ich damals wol nicht öffentlich anzeigen. Mancher verargte mir es daher, daß ich die Sache mit so großer Lebhaftigkeit suchte, und erklärte mein ganzes Benehmen für zweckloſen Eigenſinn. Der verſtorbene Profeſſor Kant wußte meinen Plan; ob ich ihn dem Profeſſor Kraus ſo ganz genau auseinandergeſetzt habe, weiß ich jetzt nicht mehr anzugeben, doch erinnere ich mich, ihm ſo viel angezeigt zu haben, daß ich die Promotion nicht, um als akademiſcher Lehrer hier in Königsberg zu bleiben, ſondern um eines andern Zwecks willen ſuche. Er ſollte damals Dekan der philoſophiſchen Fakultät werden, und ich machte ihn mit meiner Abſicht zu promoviren bekannt. Er war weder für, noch gegen die Sache, ſondern äußerte, da ich ſo ziemlich gut Latein plaudern könnte — welches ihm aus meinen akademiſchen Jahren, weil wir oft mit einander lateiniſch geſprochen hatten, noch im Gedächtniß war — ſo würde mir auch das Disputiren nicht ſchwer fallen und erklärte ſich bereit, mir nach Möglichkeit zur Erreichung meiner Abſicht nützen zu wollen. Ich fragte ihn, wann er es für das rathſamſte halte, daß ich mich melde. „Nicht," ſagte er, „unter dem jetzigen Dekanat, denn Reuſch „iſt ein guter, aber peinlicher Mann, und „voll Bedenklichkeit." Kraus wurde jetzt De-

kan. Ich erneuerte meine Frage. „Noch un„ter meinem Dekanat," sagte Kraus, „denn „mein Nachfolger Mangelsdorf ist ein wenig „wunderlich." Ich setzte jetzt das Petitum an die philosophische Facultät auf, sagte darin, daß Mangel des Gesichts und meine Religion vielleicht hinderlich sein würden, suchte jedoch diese Hindernisse so viel als möglich aus dem Wege zu räumen. Gerade aber als ich das Petitum an Kraus zur Beförderung an die Facultät abgab befand sich der Sohn des Buchhändler Nicolai aus Berlin hier zu Königsberg; und die „Berliner Monatschrift," so wie „Nicolais Reisen" hatten die Abneigung gegen den Katholicismus und den Verdacht gegen heimliche Jesuiten allgemein rege gemacht. Ich hatte darüber einiges gelesen, und daher sagte mein Begleiter, als wir uns dem Hause näherten, worin damals Professor Kraus in der Kehrwiedergasse wohnte, das Siegel des Jesuiter-Ordens I. H. S. und Ave Maria in einem Zuge stehen über den Thüren dieses Hauses, welches wahrscheinlich vormals einem Katholiken gehört haben möchte. Ich äußerte daher zu Kraus, als ich ihm mein Petitum überbrachte, wenn er's nicht aus allen Kräften unterstützen würde, so wollte ich gleich zum jungen Nicolai gehen, diesem die Katholischen Ueberschriften zeigen und zugleich auf den Gedanken leiten,

daß Professor Kraus ein heimlicher Katholik wäre. „Liebe Seele," erwiderte dieser lachend, „sagt das nicht zweimal, sonst komme ich in die Berliner Monatschrift; ohnehin bin ich ja noch etwas mit Starke verwandt." Wir sprachen nun über die heftigen Angriffe, die sich Biester gegen Starke erlaubt hatte. Als ich weggehen wollte, sagte Kraus, der Professor-Eid könne nicht füglich von einem Katholiken geschworen werden, fügte aber hinzu: „Ihr schwört wohl weg!" ich erwiederte im nämlichen Tone: „so etwas ist Eure ganze Promotion nicht werth;" und so schieden wir auseinander.

Nach ein paar Wochen erhielt ich die Antwort, daß meiner Kenntniße wegen die philosophische Facultät nichts gegen mich habe, aber meiner Religion wegen könnte ich zu Königsberg nicht promoviren, weil in dem Professor-Eide die unveränderte Augsburgische Confeßion beschworen werden müßte*). Dies that mir äußerst wehe, denn meine Ansichten waren: Markgraf Albrecht, Stifter der Königsbergschen Universität, konnte bei aller Vorliebe für den Protestantismus aus Schonung gegen Polen sich nicht bestimmt gegen die

---

*) Siehe Beilage 1.

Katholiken erklären und eben so wenig konnte König Sigismund, ohne sich vor den Augen seines Volkes in Nachtheil zu setzen, eine Universität bestätigen, die offenbar den Katholiken entgegen gewesen wäre. Markgraf Albrecht mußte sich auch überzeugt halten, daß dieses in den Akademischen Statuten nicht der Fall sei, weil er sonst wol nicht daran hätte denken können, eine päbstliche Bestätigung zu suchen. Sabinus erklärte dem Cardinal Bembus, daß die Universität zu Königsberg deßhalb diese Bestätigung wünsche, um Promotiones anstellen zu können. Bei allem Vorurtheil, welches die Länge der Zeit für den päbstlichen Stuhl herrschend gemacht hatte, läßt es sich doch schwerlich glauben, daß Protestanten sich dieses Recht vom Pabste erbeten haben würden, wenn es nicht ihre Absicht gewesen wäre, aus dem katholischen Polen und Litthauen Studirende nach Königsberg zu ziehen, und dort zu promoviren (S. Arnoldts Gesch. der Universität Königsberg, Theil 1. S. 38. u. f. f.) wobei freilich wol eine kleine Proselyten Macherei, nämlich die aus Polen und Litthauen hieher auf die Universität gezogenen Katholiken für den Protestantismus zu gewinnen, im Hintergrunde gelegen haben mag. — Die Bereitwilligkeit aber, womit Bembus und der Pabst sich, sobald dieses nur zuvörderst der Kaiser gethan haben würde,

für die Confirmation erklärten, beweiſet, da ſie doch eine ſolche Erklärung nicht blindlings vor Anſicht der Statuten gegeben haben werden, daß ſie wenigſtens in dieſen nichts Directes gegen Katholiken fanden. Daher war auch der erſte Eid ſo geſtellt, daß er den Katholiken nicht offenbar entgegen war. Er heißt nämlich: Me nullas fanaticas opiniones ac sectas sive Anabaptistarum sive sacramentariorum, sive aliorum quorumcunque hic probaturum ac defensurum esse. Quinimo me amplecturum veram ac puram Evangelii doctrinam, quam uno spiritu ac voce, una ecclesia Dei catholica profitetur, nec corrupturum doctrinam sacram ex philosophia. Denkt man ſich hierunter evangeliſch-lutheriſche Kirche, ſo kann der Katholik dieſen Eid nicht ſchwören; wohl aber, wenn man hierunter allgemeine chriſtliche Kirche verſteht, welches doch wol der Ausdruck una ecclesia Dei catholica zu beabzwecken ſcheint. Ohne Rückhalt äußerte ich in dieſem Puncte gegen jeden meine Anſicht, und berief mich darauf, daß Luther und die Reformatoren ſich hierunter die Grundſätze gedacht hätten, welche von jeder chriſtlichen Religions-Parthei, folglich der allgemeinen chriſtlichen Kirche angenommen werden.

In den neuern Statuten aber wurde man ungleich ſtrenger. Die Mitglieder der philo-

ſophiſchen Facultät ſollten ſchwören: et consentire in illud doctrinae genus, quod ex his constitutum et anno tricesimo Imperatoriae Majestati Carolo V. sub titulo Augustanae Confessionis traditum, et deinceps in Apologia repetitum est, eo intellectu et sensu, qui cum universa scriptura prophetica et apostolica congruit. Das Jahr, worin dieſe Statuten abgefaßt ſind, iſt ungewiß, Arnoldt aber (Theil 1. S. 140.) glaubt am Ende des 16ten Jahrhunderts, oder in dem Jahre 1615, folglich in dem Zeitpunkte, wo man hier in Preußen den Reformirten und zugleich in der Folge dem reformirt gewordenen Landesherrn entgegen zu wirken anfing, und alles den Lutheranern vorbehalten wollte. Dieſes wird zur Gewißheit durch Arnoldts Geſtändniß, daß dieſe Statuten nie vom Landesherrn unterſchrieben, ſondern insgeſammt von der Univerſität ſelbſt auf den Grund der Königl. Polniſchen Confirmation abgefaßt worden, weil der Univerſität dadurch das Recht, Statuten und Ordnungen abzufaſſen, ertheilt wird, wiewohl nur mit Genehmigung der Landesherrſchaft (Arnoldt Thl. 1. S. 142.) Da aber der Landesherr dieſe Statuten nie genehmigt hat, ſo fehlt ihnen auch Geſetzeskraft; ſie konnten daher auch nicht mit Recht gegen mich angeführt werden.

Der Wehlausche Frieden vom 19. Septbr. 1657 hob alle Einschränkungen der Souveränität auf, folglich auch die Befugnisse der Universität, insofern der Landesherr sie nicht genehmigt hatte; gab dagegen, gemäß dem 16ten Artikel des Friedensschlusses, den Katholiken in Preußen das Recht aller Aemter und Würden, wozu sie Geschicklichkeit besäßen und hob hiedurch, wenn bei der Universität wirklich ein Gesetz gegen die Katholiken Statt gefunden hätte, solches auf.

Der Tractat zu Warschau vom 18ten Septbr. 1773 vernichtet zwar durch seinen 3ten Artikel diesen 16ten Artikel als der Souveränität nachtheilig. Dies aber beweiset nur, daß der Katholik kein bestimmtes Recht habe, den Zutritt zu Aemtern und Würden zu fordern, zugleich aber auch, daß es ihm wol nach einer unbefangenen Auslegung der Gesetze nicht abgesprochen werden dürfte und daß es nicht gegen die Grundsätze des Staats war, wenn der Monarch ihn zu irgend einem Amte befördern wollte.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Universität zu Königsberg eigentlich nur für Lutheraner gestiftet ist; allein offenbar für Katholiken gestiftete Universitäten haben Protestanten in der philosophischen Facultät aufgenommen. So wurden Werthes zu Ofen,

Meißner zu Prag, Jacobi zu Freiburg angestellt, und woher sollte denn der Katholik von aufgeklärten Protestanten nicht ähnliche Toleranz hoffen? —

Die philosophische Facultät zu Königsberg setzte in ihrer Resolution vom 4. Novbr. 1787 mir nur den angezeigten Eid entgegen. Arnoldt aber sagt (Thl. 1. S. 164), daß jede Facultät einem Ordinario den Eid erlassen kann; um so mehr ist der Monarch dazu berechtigt. In eben dieser Resolution der philosoph. Facultät wird es zugegeben, daß der Monarch, ohne sich durch Statuten behindern zu lassen, verfahren kann. Da nun Friedrich I. hier in Betreff des reformirten Professors Strimesius eine Ausnahme von den Statuten gemacht, Friedrich der Große dies in Betreff eines katholischen Professors der Medicin zu Frankfurt an der Oder gethan, die Universität in ihrer Resolution erklärt hatte, daß dem Monarchen das Recht der Dispensation zustehe, da sich der Landesherr ausdrücklich die Besetzung der Professorstellen vorbehalten hat (Arnoldt Thl. 1. S 155, Grube Corp. constitut. pruten. tom. 1. p. 275); die mediciniſche Facultät aber bei Promotion der Juden den Namen Christi aus dem Eide wegläßt: so glaubte ich, daß die philosoph. Facultät auch wol um des Katholiken

willen die Augsburgische Confession aus ihrem Eide weglassen könne, und im äußersten Falle rechnete ich darauf, daß sie — wofür aber auch nur einzig Professor Mangelsdorf stimmte, — die Sache ihrer vorgesetzten Behörde mit dem Bemerken anzeigen würde, daß sie den gegenwärtigen Fall zu einer Dispensation geeignet halte.

Daß aber alle übrige Professoren, vorzüglich mein alter Jugendfreund Kraus, gegen mich votirt, und, weil er als Decan sein Votum zuerst abgegeben, hiedurch die übrigen auf eine gewisse Weise gegen mich gestimmt hatte, brachte mich aufs äußerste. Er besuchte mich nach ein paar Tagen, wie ich jetzt glaube, in einer guten Absicht, und sprach von der ganzen Sache, wahrscheinlich um meinen Verdruß zu vermindern, als von einer unbedeutenden Kleinigkeit. Da ich hingegen wegen der darauf gegründeten Aussichten einen hohen Werth auf die Sache setzte, so mußte mich sein Ton um so mehr empören, weil er zugleich einen Tadel und eine Verspottung meines Unmuths enthielt. Da mich auch das Etats-Ministerium abschlägig beschied*), so schrieb ich an den Minister

*) Beilage II.

von Zedlitz, wie ich jetzt einsehe, mit der übereilten Heftigkeit eines Mannes, der seine schönsten Pläne durch ein unwürdiges Vorurtheil niedergetreten sieht, und wurde auch von diesem abschlägig beschieden, obgleich der Minister von Gaudi sich bei ihm für mich verwandte. Da mir kein bestimmter Grund angeführt, auch keine Gründe, welche die Akademie gegen mich angegeben hatte, mitgetheilt wurden, so wandte ich mich an den König selbst, und wurde nun durch den Minister von Zedlitz zur Ruhe verwiesen, von dem mir schon so wie auch früher von dem Preußischen Etatsministerio zu Königsberg das Recht, Vorlesungen zu halten und sie am schwarzen Brette (dem gewöhnlichen Orte, wo Nachrichten der Akademie angezeigt werden) bekannt machen zu dürfen, ertheilt war*). Dieses brachte mich auf den Gedanken, zu bitten, daß mir die Bekanntmachung auch durch den Lections-Katalog gestattet werden möchte. Diesen wollte ich alsdann meinen Gönnern einsenden und dadurch den Beweis führen, daß ich auf einer Preußischen Universität ein Lehramt zu verwalten im Stande wäre. Ich hoffte hiezu um so eher die Erlaubniß, weil man sie dem Kam-

*) Beilage III.

mer-Secretair Rüdiger zu Halle welcher in der Folge erſt promovirte, ertheilt hatte, die Sache mithin auf einer Preußiſchen Univerſität nichts Neues war; mir aber wurde ob mir gleich die Univerſität zu Königsberg dabei nicht entgegen war, ſolches von dem damaligen Preußiſchen Etatsminiſterio durchaus verweigert*). Auch wurde auf meine Anzeige, daß ſchon auf der reformirten Akademie Frankfurt ein Katholik als Profeſſor der Medicin angeſtellt war, keine Rückſicht genommen. Ueberhaupt wurde bei dieſer Sache nicht ohne Leidenſchaft gegen mich gehandelt, und ich machte mir damals die mehreſten Mitglieder der Univerſität zu Feinden; ob ich es gleich auch dankbar geſtehen muß, daß einige derſelben, hierunter ganz beſonders Profeſſor Mangelsdorf äußerſt unbefangen handelten und mir Beweiſe herzlicher Theilname gaben.

Um nicht mißverſtanden zu werden, ſei es mir erlaubt, mich über den Profeſſor Kraus hier näher auszulaſſen. Im erſten Unwillen war ich gegen ihn äußerſt eingenommen, und glaubte, er habe mich unterdrücken wollen; jetzt urtheile ich anders. Kraus hatte frei-

*) Beilage IV. u. V.

sich ursprünglich die Absicht, mich zu unterstützen, aber es verlief einige Zeit zwischen seiner Zusage und meiner Eingabe an die philosophische Facultät. In dieser Zeit war der lebhafte Streit gegen Doctor Starke ausgebrochen, und die Berliner Monatschrift hatte den Argwohn gegen Katholiken und ihre Proselitenmacherei überall rege gemacht. Kraus, mit einigem Hange zur Hypochondrie und äußerst behutsam, mußte, um sich nicht zu compromittiren, die Sache damals anders als ein paar Monate vorher betrachten. Jetzt erweckte ich selbst durch mein unvorsichtiges Gespräch den Argwohn, daß Kraus wol als Anhänger des Katholicismus verdächtig gemacht werden könnte. Er war ohnehin ein Verwandter des Doctor Starke; und sollte er mir nun beförderlich sein, einen Katholiken bei einer lutherischen Universität eine Anstellung, wenigstens die Promotion bewirken; so hätte er hiedurch vielleicht einige Aufmerksamkeit gegen sich rege gemacht. Ich hätte dies selbst überlegen, er aber sich nicht durch Discretion und Wohlwollen abhalten lassen sollen, mir offen zu sagen: ich denke jetzt anders über die Sache. Späterhin war in unser beider Seele, wie ich glaube, kein Funke von Haß oder Groll; damals aber that mir die Sache äußerst wehe, und ich bin überzeugt, daß Kraus bei kalter

Ueberlegung meinen damaligen Unwillen spä-terhin auch selbst entschuldigt haben wird.

Die philosophische Facultät hatte erklärt, daß sie nichts gegen meine Kenntnisse habe. Mit dem Stolz eines ehrlichen Mannes glaube ich behaupten zu können, daß man gegen meine Moralität nichts haben konnte, und ich bitte nun jeden Unbefangenen, mit der Strenge der Universität gegen mich Nachstehendes zu vergleichen. Im Jahre 1806 kam Herr Grand-pont, ein Emigrant und Katholik, als Pro-fessor der Französischen Sprache an die hie-sige Universität. Ohne daß er promovirte oder den mir entgegengesetzten Professor-Eid geschworen hätte, setzte man ein publikes Col-legium von ihm über die allgemeine philoso-phische Grammatik unter die publiken Vor-lesungen der Andern, und seine Privat-Vor-lesungen gleichfalls unter die der übrigen Pro-fessoren. Ich schrieb an den Magnificus, Con-sistorial-Rath Gräf: da man Herrn Grand-pont, einem Katholiken, die mir verweigerten Rechte zugestanden habe, so werde ich hie-durch in der Meinung des Auslandes herab-gewürdigt, weil man doch eher glauben würde, ich hätte mich durch Unsittlichkeit einer Herab-würdigung schuldig gemacht, als daß eine ganze Universität inconsequent gehandelt habe. Gräf antwortete mir nicht unhöflich, aber etwas

spi-

spitzig, daß wenn ich Beschwerden über die Universität hätte, ich solche der Behörde anzeigen möchte. Ich schrieb jetzt an den Curator der Akademie, den Landhofmeister von Auerswald, der mir mit vieler Güte und Theilnahme antwortete, und den Extract aus einem Berichte des akademischen Senats ꝛc. mittheilte, es sei aus Versehen ein Strich ausgelassen, der zwischen den Vorlesungen Grendponts und den der übrigen Professoren hätte stehen sollen*). In dem darauf folgenden Verzeichnisse der akademischen Vorlesungen wurde wirklich ein solcher Strich gesetzt. Ich schwieg, denn die Sache hatte auch damals für mich nicht mehr den vorigen Werth, glaube aber, daß, wenn man, als ich um diese Erlaubniß ansuchte, sich auch zwischen meinen Vorlesungen und denen der übrigen Professoren eines solchen Striches bedient haben würde, meine Anstellung auf einer katholischen Universität wahrscheinlich erfolgt sein dürfte. Ob dies zu meinem Glücke gewesen wäre, weiß ich freilich nicht, soviel aber ist gewiß, daß die Entwickelung meiner ganzen wissenschaftlichen Bildung gehemmt wurde; denn so sehr ich auch meine Mängel kenne, und jetzt, wahrscheinlich dem Grabe nah, von

*) S. Beilage VI.

Eitelkeit weit entfernt bin, so weiß ich doch, daß mir die Vorsehung große Lebhaftigkeit, ein schnelles Fassungsvermögen, ein seltenes Gedächtniß und ausdauernden Fleiß schenkte. Da ich die Eigenschaften nicht als mein Werk betrachte, so ist es auch wol keine Prahlerei, wenn ich bei diesen glücklichen Anlagen nach meiner Ueberzeugung viel leisten konnte; allein da mir kein bestimmter Wirkungskreis zugetheilt wurde, so entstand in meinem ganzen Studiren ein Hin- und Herschwanken, und der Gedanke: du bist einmal dem Unglücke hingegeben, erzeugte nicht bloß Trübsinn, sondern selbst eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die von mir sonst so äußerst geliebten Wissenschaften. Ich verzweifelte an meiner eigenen Kraft, durch sie wenigstens einen anständigen Unterhalt zu erringen, und blickte trübsinnig und verlassen, beinahe trostlos in meine Zukunft. Denn meine Pensions-Anstalt hatte ich aufgegeben, theils weil Cruse Hauslehrer bei dem damaligen Gouverneur Grafen Henkel, Schmidt hingegen Pfarrer geworden war; theils auch, weil ich ein paar durch frühere Erziehung verwahrloste Menschen zu Zöglingen bekam, die Forderungen der Eltern unmöglich befriedigen konnte, und man hin und wieder, obgleich die Lebensmittel merklich in die Höhe gingen, mir, welches meine frühere Kostgänger nie gethan hatten, bei jedem neuen

Antrage etwas von der Penſion abzudingen ſuchte. Ich jedoch, der ich mich nie auf Schacherkünſte verſtand, wies alle ſolche Anträge ſchnell ab, war überhaupt auch nach dem angezeigten Unfalle nicht in der heitern Stimmung, die zum Erziehungsgeſchäfte nothwendig iſt. Beſonders aber wurde mein Entſchluß noch durch eine Begebenheit beſtimmt, die mich äußerſt erſchütterte. Ein junger Mann, der bei mir in Penſion geweſen war, wurde von den Seinen verkannt und unrecht behandelt. Ich äußerte dieſes freimüthig. Er wurde daher aus meinem Hauſe genommen, bat ſich aber, als er einſt durch Königsberg reiſte, ein Nachtlager bei mir aus. Ich nahm ihn freundlich auf, allein ſeine ſonderbaren Reden machten, daß ich ihn für trunken hielt, und daher ſo ſchnell als es nur thunlich war, in ſein Schlafzimmer brachte. Am folgenden Morgen lag ich und Schmidt noch im Bette, als er mit gezogenem Degen in mein Zimmer trat, und uns mit Vorwürfen überhäufte, daß wir mit ſeiner Familie im Bunde, ihn an ein verächtliches Frauenzimmer verheirathen wollten; ein Gedanke, wozu nach meiner Ueberzeugung auch nicht die geringſte Veranlaſſung ſtatt fand. Er lief auf die Straße, und jetzt bemerkte ich erſt, daß er wahnſinnig geworden war. Da ihm wahrſcheinlich eine dunkle Idee von der hohen Achtung vorſchwebte, wo-

mit ich jederzeit von Kant gesprochen auch des damaligen Stadt-Präsidenten von Hippel Talente und Verdienste anerkannt hatte, so lief er nun zu Kant, um bei diesem mich und seine Angehörigen zu verklagen. Kant merkte augenblicklich seinen Gemüthszustand, nöthigte ihn freundlich zum Sitzen, gab ihm in Allem Recht, schickte ihn, um den Bedienten zu rufen, weil er sofort an mich schreiben und mich gehörig zurechtweisen wolle, und rieth ihm nun, nicht, wie er beabsichtigte, zu dem Präsidenten von Hippel zu gehen, sondern in Begleitung des Bedienten zurückzukehren. Der unglückliche junge Mann wurde hierdurch beruhigt, folgte ihm, und der Bediente Kants überreichte mir ein Billet, welches ungefähr die Worte enthielt: Nehmen Sie Sich doch des armen Wahnsinnigen so lange, bis es seine Eltern thun können, nach Möglichkeit an. Dies that ich getreulich, auch wurde er wirklich hergestellt; allein sein wildes Toben, seine gräßliche Verzweiflung, indem er sich zuweilen von Verdammten, von bösen Geistern umgeben hielt, ein Versuch zum Selbstmorde, alles dieses zusammengenommen machte, wenn ich gleich in meinem Gewissen frei war, hieran keinen Antheil zu haben, auf mich einen sonderbaren, höchst schmerzlichen Eindruck. Ich sah es ein, daß der Blinde bei einer Pensions-Anstalt in schreckliche Ver-

hältniſſe kommen könne, und alles dieſes befeſtigte mich in dem Entſchluſſe, ſie aufzugeben.

Meine Leihbibliothek, worin ich meinen ganzen kleinen Erwerb geſteckt hatte, trug mir, weil ſie erſt im Entſtehen war, höchſtens 100 Thaler jährlichen Gewinn, die Sczembeckſche Stiftung brachte mir 200 Thaler ein. Was ich für die Leihbibliothek gewann, ging für die Miethe eines Zimmers, Heitzung und den Bibliothekar auf, der Gewinn war folglich der Gehalt des Bibliothekars der zum Theil mein Gehülfe war, und die Hoffnung durch Erweiterung der Leihbibliothek künftig zu gewinnen, ſchaffte mir einige, wenn gleich unverbürgte Ausſicht. Mein ganzes Einkommen war alſo 200 Thaler, wovon ich mit meinem Gehülfen leben ſollte. Friedrich der Große, der mich unterſtützen wollte, war zu einem beſſern Leben hinübergegangen, meine größte Hoffnung auf eine Profeſſorſtelle war zertrümmert, und ſo hatte ich wieder die ſchrecklichſte Ausſicht. Mit Kleidungsſtücken, Wäſche und den nothwendigſten Möbeln in meiner kleinen Wohnung war ich verſorgt. Der Werth meiner Bücher mochte ungefähr mit Inbegriff meiner Leihbibliothek nach dem Auktionspreiſe 500 Thaler betragen Dies war meine ganze Habſeligkeit. Das einzige Mittel, mir noch et-

was zu erwerben, war Schriftstellerei, aber mit einem Geiste, den Kummer und Sorge niederbeugten, ließ sich wol nicht viel unternehmen; auch war ich noch äußerst schüchtern, und konnte nicht anders als sehr langsam arbeiten. Ich hatte einiges übersetzt, und einen Roman unter dem Titel: „Müller, der Menschenverächter," „Karl von Adlerfeld oder Gespräch über das menschliche Glück," auch „kleine Biographien und Züge aus dem Leben großer wenig bekannter Menschen" geschrieben. Weil damals Maurerschriften Mode waren, hatte ich den Muthwillen verübt, „Abentheuer eines Maurers zur Warnung für Profane und Geweihte" zu schreiben; und da ich nicht Maurer bin, so lachte ich um so herzlicher, als die Gothaischen gelehrten Anzeigen mein Geschreibsel für eine wichtige Freimaurerschrift erklärten.

Alles dieses hatte mir verhältnißmäßig sehr wenig eingebracht; ich konnte also auf diese Erwerbsquelle gar nicht rechnen, sondern mußte an irgend eine neue Unternehmung denken. Ich hörte jetzt, daß Friedrich Wilhelm II. so manches Gute unterstützte, und so manche wohlthätige Handlung verübte. Der Gedanke stieg in mir auf, nach Berlin zu gehen und dort zu versuchen, die Forderung meines Vaters, die damals noch nicht be-

richtigt war, geltend zu machen, und wo möglich von der Gnade des Königs die Erfüllung der mir von Friedrich dem Großen gemachten Hoffnungen zu erhalten. Der Schritt war äußerst gewagt; denn sobald er völlig fehlschlug, so war ich auch höchst wahrscheinlich zu Grunde gerichtet.

In der gegründeten Voraussetzung, daß meine Habseligkeiten doch 300 Thaler werth wären, lieh ich nun vom Commerzienrath Oestreich zu Braunsberg, meinem alten Bekannten, einem Mann, der sich durch seinen Character und seinen Patriotismus vielfältig auf die herrlichste Weise ausgezeichnet hat und dem Baron von Hoverbeck auf Posen, mit dem ich noch aus meinen akademischen Jahren bekannt war, von jedem 150 Thaler. Der Gedanke, daß Ungerbühler, der damals ungefähr 15 Jahr alt war, unterwegs vielleicht krank werden, ich alsdann so ganz verlassen dastehen könnte, erschütterte mich, und deßhalb bewegte ich einen hiesigen Studenten, Namens Dachs, der meine Leihbibliothek verwaltete, mich auch zu begleiten; diese Leihbibliothek aber und meine Wohnung übergab ich dem jetzigen Kreisphysikus zu Osterode Doctor Lietzau, der sich damals hier auf der Akademie befand. 150 Thaler nahm ich in Gold, für die übrigen 150 Thaler erbat ich

mir vom hiesigen Handlungshause Friedländer eine Anweisung auf Berlin. Meyer Friedländer sandte sie mir durch seinen Sohn, der mir noch einen besondern Auftrag seines Vaters ohne Zeugen mittheilen zu müssen erklärte. Er bestand darin, daß wenn mir irgend ein Unfall oder unerwartetes Bedürfniß in Berlin zustoßen und ich mit dem mitgenommenen Gelde nicht zureichen sollte, ich mich deßhalb nur an Meyer Friedländer wenden dürfte, der mir alsdann eine Anweisung auf Berlin zu schicken bereit sei, und dem ich dies Geld bei meiner Rückkehr nach Bequemlichkeit zurückzahlen könnte. Ich habe hievon keinen Gebrauch gemacht, wurde aber schon durch dies Anerbieten äußerst aufgerichtet. Mit der ordinairen Post reisete ich ab. Der verstorbene Graf Kaiserling gab mir eine Empfehlung an den damaligen Obersten Bischofswerder, Minister von Dönhoff, an den damaligen Geheime-Rath von Wöllner. Außerdem bekam ich Empfehlungen von einigen hiesigen Kaufleuten, und der Geheime-Rath Metzger gab mir dergleichen an die Aerzte Sprögel und Pyl.

Auffallend aber war mir folgender Zug von dem damaligen Stadtpräsidenten von Hippel zu Königsberg. Er hatte sich verschiedentlich sehr günstig gegen mich geäußert, und als ich ihn vor meiner Abreise um Empfeh-

lungen bat, ſagte er mir, er wäre mit Vergnügen dazu bereit, allein er wiſſe nicht, wer mir am mehreſten zu Berlin nützen würde oder helfen könnte. Daher würde er mir jetzt keine Empfehlung geben, weil dieſe vielleicht fruchtlos wäre; aber wenn ich in Berlin die Bekanntſchaft eines Mannes wünſchte, auf den er zu wirken im Stande wäre, ſo ſollte ich an ihn ſchreiben, und er würde ſein Beſtes thun. Ich nahm dies für baare Münze, ſchrieb an ihn, als ich die Bekanntſchaft des Geheime-Rath Simpſon wünſchte, und — erhielt keine Antwort. Als ich nach Königsberg zurückkam, machte ich dem Herrn Stadtpräſidenten meine Aufwartung, der ſich nun mit vieler Theilnahme nach allen meinen in Berlin gemachten Bekanntſchaften erkundigte, und als ich die des Geheime-Rath Simpſon, den ich im Hauſe des Kaufmann Bardin kennen gelernt, und der ſich meiner mit Wärme angenommen hatte, berührte, und deſſen Güte erwähnte, konnte ich mich des kleinen Muthwillens nicht begeben, hinzuzufügen: daß wenn mir gleich der Herr Stadtpräſident davon keine Nachricht gegeben hätte, ich ſolches doch gewiß ſeiner nicht unterbliebenen Empfehlung verdanke. Ich ſchien hierdurch den ſehr gewandten Mann in Verlegenheit gebracht, wenigſtens keinen günſtigen Eindruck für mich bewirkt zu haben.

Zu Marienwerder machte ich einen Rasttag. Der Kammerpräsident von Domhardt behandelte mich sehr gütig, und gab mir ein Empfehlungsschreiben an den Minister von Gaudi. Auf meiner Reise selbst fiel nichts Merkwürdiges vor, doch ein paar kleine Umstände wirkten lebhaft auf mich. Ich verließ Königsberg im April. Regen und Schneegestöber wechselten ab, und der Weg war äußerst schlecht. Es befanden sich auf der Post noch drei Passagiere; zwei darunter sprachen Englisch mit einander und glaubten gar nicht verstanden zu werden. Da ihre Gespräche sehr vertraut wurden, so fiel ich mit einmal in die Rede, und sagte ihnen in Englischer Sprache, daß es ihnen vielleicht unangenehm sein würde, von einem Dritten verstanden zu werden. Sie lachten, und unsere Gespräche bekamen jetzt eine heitere Wendung. „Ei," sagte einer der Passagiere, der bisher geschwiegen hatte, „hier kann ich kein Wort mitreden, vielleicht aber beschert mir doch auch der liebe Gott einen Landsmann, und dann soll uns gewiß Niemand verstehen." Ich fragte ihn nun, was für ein Landsmann er sei, erfuhr, daß er ein geborner Litthauer wäre, redete ihn sogleich Litthauisch an, und die Uebrigen, welche diese Sprache noch gar nicht kannten, hörten nun aufmerksam zu. Wir waren hiedurch alle ein-

ander näher gebracht, als plötzlich unser Postwagen in einem tiefen Loche stecken blieb. Alles stieg aus, um ihn mit Hebebäumen herauszuheben. Ich wollte dieses auch thun, die Uebrigen forderten mich aber auf, ruhig im Wagen zu bleiben, weil das Aussteigen schwierig wäre; sie wollten mir schon zugleich mit dem Wagen heraushelfen, und dieser kleine Beweis der Theilnahme war für mich schon sehr aufrichtend. —

Zu Landsberg wurde ich überrascht, als noch ein Blinder sich auf den Postwagen setzte. Es war ein dortiger Gastwirth, der nach Berlin reisete, um Hülfe zu suchen und dessen Gesicht auch wirklich durch eine Operation hergestellt wurde. Er war sehr betrübt, weil er blind zu bleiben fürchtete. Ich sprach ihm Muth ein, erzählte ihm, was der Blinde noch alles zu thun im Stande wäre, und heiterte ihn dergestalt auf, daß er alle seine Leiden zu vergessen schien. Es freute mich, Tröster meines Unglücksgefährten sein zu können, und ich kam, durch die Reise gar nicht ermüdet, nach Berlin.

Zwei gute Menschen, der Buchhändler de la Garde und der Kaufmann Bardin erzeigten mir dort viele kleine Gefälligkeiten. Unter Berlins Gelehrten nenne ich mit Achtung und Dank den Ober-Consistorialrath und

Probſt Teller. Sein Betragen und ſeine theilnehmende Güte erwarben ihm meine größte Anhänglichkeit. Von den übrigen Gelehrten, die ich beſuchte, nahmen mich Spalding und Silberſchlag mit Herzlichkeit auf; David Friedländer, ein alter Bekannte, und Nicolai gaben mir Beweiſe der Geneigtheit. Den Uebrigen war ich gleichgültig, manche darunter behandelten mich ſelbſt nicht einmal auf die anſtändigſte Weiſe. Einer, der meinen Beſuch angenommen hatte, ſagte, indem er in das Zimmer trat, „ſo eben iſt mein Wagen vorgefahren;“ daher, erwiderte ich, eile ich, mich zu empfehlen, machte meine Verbeugung und ging davon. Der nämliche Mann aber hatte ſich einige Jahre vorher durch Madam Karſchin an mich gewandt, um Pränumeranten auf eins ſeiner Werke in Preußen zu ſammeln, und mir, da ich ſeinen Auftrag erfüllt hatte, einen höchſt verbindlichen Brief geſchrieben. Ein anderer ſagte, als ich zu ihm in das Zimmer trat, „da habe ich eben eine Correctur bekommen, der Buchdruckerburſche will ſie gleich wieder mit zurücknehmen.“ Dieſes war doch in der That viel Humanität; man hätte mich ja, da ich mich melden ließ, ſobald man beſchäftigt war, gar [illegible]

letzten dieser Herrn, des Ober-Consistorialraths Zöllner, muß ich doch namentlich hier erwähnen, weil ich noch einen ähnlichen Auftritt mit ihm hatte.

Er war hier zu Königsberg gewesen und hatte das Waisenhaus besucht, eine Anstalt, für welche ich ganz besondere Achtung hege; nicht bloß, weil sie manchem Hausvater durch den Gedanken, daß hier sein Sohn eine zweckmäßige Erziehung erhalten würde, seine Sterbestunde erleichterte, sondern weil sie auf den Character der Provinz höchst vortheilhaft wirkte. Denn es kamen daraus im Durchschnitt jährlich drei Jünglinge auf die Akademie, die, an wenig Bedürfnisse, pünktliche Ordnungsliebe, und große Arbeitsamkeit gewöhnt, sich bei kleinen Civil- und Schulämtern höchst glücklich fühlten, im Militair sehr brauchbare Männer wurden, und ihren Geist überall fortpflanzten. Daß die Anstalt zuletzt verfiel, lag nicht an ihrem Geiste, sondern an den Männern, welche die Aufsicht darüber hatten und an manchen zu geringen Einkünften. Als sich daher eine Gelegenheit ereignete, wobei man nach meiner Ueberzeugung, die ich freilich nicht für unfehlbar halte, die aber doch wol einige Prüfung verdiente — dem Waisenhause [illegible] Thaler, ohne daß der König einen Heller dazu geben [illegible] ein Mensch

gedrückt werden durfte, zuwenden konnte, schrieb ich an Herrn Ober-Consistorial-Rath Zöllner, setzte ihm die Sache auseinander und bat ihn, da sie nur einiger Theilnahme und einer einzigen Vorstellung bei dem Könige bedürfe, sich hier der Waisen und der Menschheit anzunehmen. Auf meinen Antrag wurde keine Rücksicht genommen, und der Herr Ober-Consistorial-Rath würdigte mich keiner Antwort.

Ueberhaupt habe ich, bei so manchen Geschäften, worin ich durch meine Verhältnisse gerieth, die Erfahrung gemacht: daß sich viele der edelsten und kraftvollsten Männer im Privatstande oft unter drückender Abhängigkeit befanden; nicht selten auch daher: weil man den Mann, der sich überall offen und frei nahm und dadurch manchen gemächlichen und selbstsüchtigen Vorgesetzten zum Feinde gemacht hatte, nicht emporkommen lassen wollte. Die höchste Gutmüthigkeit aber habe ich bei gemeinen Leuten gefunden, bei den Gelehrten hingegen wurde ich zuweilen in meinen Erwartungen getäuscht. Ich dachte mir, ehe ich genauer mit den Menschen bekannt war, unter den Gelehrten die edelsten, kraftvollsten Menschen, und fand nicht selten Männer, die einzig ihrer Wissenschaft lebten, für nichts, was außer den Gränzen derselben lag. Theil-

nahme fühlten, zum Theil auch wohl durch angestrengtes Studiren, ihre Gesundheit zerstört und einen so schwächlichen Körper hatten, daß es ihnen wol nicht zu verargen war, wenn sie die wenige Zeit, die sie außer ihrem Studirzimmer und dem Hörsaale zubringen konnten, nur sich zu leben und nicht neuen, ihnen vielleicht unangenehmen Geschäften, von deren glücklichem Erfolg sie nicht überzeugt waren, widmen, ja vielleicht hiebei noch gar gegen Manchen verstoßen wollen.

Bei den Großen dieser Erde fand ich ebenfalls nur selten Eingang. Auch der redlichste unter ihnen, der den besten Willen hat, kann, mit Geschäften überhäuft, mit Aufträgen und Besuchen belästigt, oft getäuscht und hintergangen, sich wol nicht sogleich auch für die beste Sache mit Theilnahme und Wärme verwenden, am wenigsten sofort dafür erklären. Höchst selten ist ein Großer allein eine Sache zu bewirken im Stande, und die Männer, die dabei gemeinschaftlich mit ihm handeln müssen, sind oft ganz entgegengesetzter Meinung. Wenn sie daher die Sache, welche sie begünstigen, dennoch durchsetzen und in der Folge nicht alles was sie erwarten, geleistet wird, so sind sie dabei nicht bloß dem Tadel, sondern oft selbst der Verantwortlichkeit,

wenigstens dem Vorwurf ihrer Feinde und Neider ausgesetzt: aus Unvorsichtigkeit Blößen gegeben zu haben. So leicht jeder, wenn er mit Männern dieser Art in Verhältnisse kommt, diese Bemerkung und Erfahrung machen wird, so scheint es doch in einem Zeitalter, worin alles auf die Macht der Verbindungen geschoben und gewöhnlich ein Jeder von dem, dessen Pläne er nicht begünstigte, im gehässigsten Lichte dargestellt wird, nicht ganz überflüssig zu sein, darauf aufmerksam zu machen: daß Empfehlungen, wenn nicht günstige Lebenumstände dabei zu statten kommen, wol selten viel wirken, hingegen die Bekanntschaft wichtiger Männer zu erlangen, hiedurch mit ihnen in Verbindung zu kommen und durch ihre Theilnahme begünstigt zu werden, höchst schwierig bleibt. Daher können auch die besten Pläne nicht so leicht durchgesetzt werden, doch darf sich auch niemand, der regen Sinn für das Gute hat, dadurch abschrecken lassen; denn ich muß es selbst gestehen, daß ich durch Kürze, Klarheit und Lebhaftigkeit meiner Vorstellungen oft bei Großen und Gelehrten über meine Erwartungen gütig aufgenommen wurde.

König Friedrich Wilhelm II., dem ich vorgestellt zu werden hoffte, ließ sich nicht sprechen, und überhaupt schienen meine Angelegenheiten keinen recht günstigen Gang zu neh-

nehmen. Selbst Minister v. Zedlitz, bei dem ich ein paar mal vorfuhr, nahm mich nicht an. Doch wurde ich durch den nachherigen General und Geheime-Finanzrath v. Guionneau dem Herzoge Friedrich von Braunschweig empfohlen. Ihm war mein Vater nicht ganz unbekannt, und er nahm sich meiner gnädigst an. Ich fuhr nach Potsdam, allein Bischofswerder war so besetzt, daß ich ihn kaum einige Sekunden sprechen konnte. Oberst von Golz, der nachher in Dänische Dienste trat, und dem ich gleichfalls empfohlen war, behandelte mich sehr gütig und wies mich an den Geheime-Kabinetsrath Müller. Diesem übergab ich mein Schreiben an den König, worin ich um ein Kanonikat bat, und kehrte, weil der König zur Revüe nach Magdeburg reisete, nach Berlin zurück.

Als ich bei meiner Ankunft zu Potsdam in das Thor kam, wurde ich auf eine sonderbare Weise überrascht. „Sie kenne ich," sagte der Unteroffizier, der uns am Thore examinirte, „Sie sind aus Königsberg, der blinde Student." Ein gewisser Jansen war hier zu Königsberg unter diesem Namen allgemein bekannt, und hatte wegen seiner pietistischen Predigten vielen Anhang. Ich glaubte, daß er mich für diesen ansehe, und sagte: ich bin zwar aus Königsberg, aber nicht Jan-

sen. „Ich weiß dieses," sagte der Unteroffizier, „denn ich bin vom Regiment Romberg abgegeben: sie sind der blinde Student, der nicht predigt;" und er wußte sogar meinen Namen. — Bei meiner Rückkehr nach Berlin hörte ich: Herr Nicolai wäre von der Messe zurückgekommen, und ich besuchte ihn. Seine Reisen durch Deutschland waren damals neu und hatten Aufmerksamkeit erregt. „O," sagte ich im Gange des Gesprächs, „Sie haben mit Recht den Katholiken viele Vorwürfe gemacht; allein die Intoleranz ist nicht Frucht des Katholicismus, sondern sie ist jeder Religionspartei eigen, die sich für die einzig wahre hält, und deren Bekenner nicht genug gebildet sind, um verjährte Vorurtheile zu verachten." — Ich erzählte ihm nun Beispiele von Zurücksetzung der Katholiken in den Preußischen Staaten, schloß mit meiner eigenen Geschichte, und sagte: „wenn ich durch Intoleranz aus dem Preußischen Staate verjagt, im südlichen Deutschland mein Brodt zu suchen gezwungen würde, so dürften vielleicht manche Katholiken, wenn ich alsdann eine Schilderung des nördlichen Deutschlandes machen sollte, frohlocken, daß es die Lutheraner nicht besser als sie machten. Sehr lebhaft sagte Nicolai: bei Ihren Begebenheiten ist nicht Religion im Spiel, sondern Verläumdung: Jedes muß Sie sprechen; schreiben Sie an

ihn, daß Sie heute Nachmittags um drei Uhr zu ihm kommen werden. Ich hoffe, er wird Sie annehmen.

Kaum hatte ich, seinem Vorschlage gemäß, einen Brief an den Minister v. Zedlitz gesandt, als ich einen Besuch von dem gegenwärtigen Stadtrath David Friedländer erhielt. Dieser schien mit der Absendung des Briefes nicht ganz zufrieden, doch versprach er mir, für die Sache selbst noch etwas zu thun. Nach ein paar Stunden kam sein Neffe, der jetzt zu Paris befindliche Doctor Friedländer, zu mir. Er ließ mir durch diesen sagen, daß er bei Doctor Biester gewesen sei, hier habe er den Herrn Nicolai gefunden, der mit Wärme für mich gesprochen hätte, und Doctor Biester habe versichert, sich bei dem Minister von Zedlitz für mich verwenden zu wollen. Ich ward auch von dem letzten sehr gütig aufgenommen: er erklärte mir, daß er nichts gegen mich habe, und fragte mich, ob ich, wenn mir ein anständiges Auskommen gesichert würde, auf die Anstellung bei der Universität völlig Verzicht zu leisten bereit sei. Ich bejahte dieses. „Nun," sagte er, „der König hat mir befohlen, Ihnen die erste vacante katholische Präbende zu geben; die Sache liegt in der Ausfertigung. Die erste Präbende kann vielleicht von gerin-

gem Ertrage sein: dann bringe ich Sie nicht in Vorschlag, sondern ich will durchaus Ihnen ein einträgliches Kanonikat verschaffen. Auch werde ich zu Ihrem Besten nach Königsberg reskribiren.' Ich dankte ihm für seine Güte, wir schieden freundlich aus einander. Aber die Ausfertigung stimmte nicht mit den Worten des Ministers, denn es wurde mir darin: nicht die erste, sondern eine vacante Pfründe zugesagt. Der Geheime-Rath von Sellentin, an den ich mich auf den Rath des Geheime-Raths Schlemüller wandte, und dem ich die Sache vorlegte, beruhigte mich durch die Erklärung: der Minister habe sich hiedurch die Gelegenheit vorbehalten wollen, mir nicht gerade das erste, sondern ein einträgliches Kanonikat geben zu können. Meine übrigen Freunde waren gleicher Meinung. Herzog Friedrich und der Geheime-Rath Simpson versprachen, den Minister oft zu erinnern, und ich kehrte nun nach Königsberg zurück, um geruhig die Erledigung eines Kanonikats abzuwarten.

Bei meiner Rückkunft nach Königsberg erhielt ich bald einen Bescheid des Etats-Ministeriums, wodurch ich aufs Neue zur Ruhe verwiesen wurde*). So viel hatte Zed-

*) Beilage VII.

litz zu meinem Besten reskribirt. Allein in mancher Hinsicht schien mir das Glück günstig zu sein. Die Theilnehmer an meiner Leihbibliothek mehrten sich beträchtlich, und da ich seit einigen Jahren an eine Beschreibung Königsbergs gedacht und dies verschiedentlich erzählt hatte, so ließ der Buchhändler Hartung bei mir anfragen, ob ich dies Werk nicht jetzt ausarbeiten wolle. Die Anfrage fiel mir auf: ich ging zu Hartung, und dieser, ohne mir den Grund anzugeben, äußerte, daß er nur den Verlag übernehmen könne, wenn ich mit der Herausgabe eilen wolle, that mir auch den Vorschlag, das Werk bestweise herauszugeben, indem ich wahrscheinlich den Anfang fertig haben würde. Dies war in der That der Fall, und ich sandte ihm das Manuscript in ein paar Tagen, machte auch aus der ganzen Sache kein Geheimniß. Jetzt kam der Fabriken-Inspector Jacobson, den ich noch nicht kennen gelernt hatte, zu mir, und legte mir die Frage vor: ob ich die Herausgabe einer Beschreibung Königsbergs beabsichtige? Nachdem ich dieses bejaht hatte, fragte er weiter: ob ich es ihm wol gestatten wolle, mit mir über diesen Gegenstand ausführlicher zu sprechen, und da ich mich auch hiezu bereit erklärte, brach er das Gespräch ab und entfernte sich. Die Sache wurde mir nach zwei Tagen deutlich:

denn es erschien eine gedruckte Anzeige vom Professor Mangelsdorf und dem Fabriken-Inspector Jacobson, worin beide erklärten, eine Beschreibung Königsbergs veranstalten zu wollen, und der damalige akademische Rector, Doctor Holzbauer, ließ mir zugleich durch einen uns beiden bekannten Studenten anzeigen: es wäre bei ihm denuncirt worden, daß ich eine Beschreibung Königsbergs ohn. Censur drucken lasse, ich möchte mich doch nicht unnützen Weitläuftigkeiten aussetzen. Hartung lachte, als ich mich deßhalb an ihn wandte. Er hatte zuvor eine Abschrift meines etwas flüchtig geschriebenen Manuscripts besorgen und dieses zur Censur senden wollen, um nicht, da Mangelsdorf als Professor der Geschichte mein Censor war, vielleicht aufgehalten zu werden. Ich hatte mit der Censur weiter keine Streitigkeit, denn ich war äußerst behutsam, bis ich auf das Heft kam, welches die Religions-Verfassung und die Nachrichten in Betreff der Universität enthielt.

Ich hatte gerade die Acten gegen den damaligen Actuarius Drews aus Schneidemühl, den der Magistrat aus Deutsch-Eylau zum Richter erwählt hatte, vor mir liegen. Drews war Katholik, und erhielt daher die angezeigte Stelle nicht. Unter den Entscheidungsgründen war der Staatsvertrag mit

Polen vom 12. Februar 1773 angeführt, laut welchem den Katholiken in Oſt- und Weſtpreußen nichts als freie Ausübung der Religion und Kirchen-Disciplin zugeſichert iſt. Auch war eine Verordnung Friedrichs des Großen für Schleſien, gemäß welcher dort keinem Katholiken ein Amt, das mehr als 300 Thaler einbrächte, ertheilt werden ſolle, als Entſcheidungsgrund gegen Drews angegeben, obgleich bis dahin die für Schleſien gegebenen Verordnungen nie für andere Provinzen, und wieder die für dieſe gegebenen Verordnungen nie für Schleſien geltend betrachtet wurden. In der ganzen Sache gegen Drews ſchien ein gewiſſer Unwille gegen die Katholiken durchzublicken und in dem Urtheile gegen ihn war Hartknochs Kirchengeſchichte allegirt; die im Wehlauiſchen Frieden den Katholiken ertheilten Rechte wurden beſtritten, und es lief damals das Gerücht, der nachherige Doctor und Profeſſor der Theologie, Conſiſtorial-Rath Hennig, ein geborner Schleſier, habe dem Dezernenten, einem Ausländer, der mit Preußens Verfaſſung nicht genau bekannt war, das erforderliche mitgetheilt. Dieſes ſchmerzte mich um ſo mehr, weil es damals mehr Züge dieſer Art gab, und wenn mir gleich dabei nicht wohl zu Muthe war, ſo unterdrückte ich doch jeden Unwillen. Ich erzählte alſo ohne alle Bitterkeit:

den Katholiken wäre durch den Wehlauschen Frieden das Recht der Aemter und Würden zugesichert; durch den Staatsvertrag von 1773 nur freie Ausübung der Religion und der Kirchen-Disciplin. Mangelsdorf strich diese Stelle weg, und schrieb auf dem Rande: „Darf nicht gedruckt werden, weil es nicht wahr ist;“ und einige Stellen, die ich aus Arnoldt und Goldbeck über die Königsbergische Akademie entlehnt hatte, strich er ebenfalls. Ich wurde klagbar, nicht sowohl wegen des Wegstreichens, als wegen der beleidigenden Randglosse; denn Mangelsdorf besaß meine Achtung, war mir aber auch als ein leidenschaftlicher Mann bekannt. Wir waren jetzt durch die Beschreibung Königsbergs Nebenbuhler geworden. Bei der Sache zurückzutreten gestattete mir Hartung nicht, und da Mangelsdorf sich bei der Censur eines Romans, wobei ich mich nicht als Verfasser genannt, aber ihm sogleich durch die Hand des Abschreibers bekannt wurde, noch ungleich härter und beleidigender genommen hatte; so mußte ich mich entweder jeder Kränkung geduldig preis geben, nichts weiter in Königsberg drukken lassen, oder die Sache mit einem Male ausfechten. Minister von Oſtau, dem ich meine Klage persönlich übergab, ließ mir den Erfolg voraus ahnen, indem er mir sagte: man könne doch keinem Professor vor den Kopf

ſtoßen. Zu meiner Genugthuung hatte ich die Erlaubniß gefordert, mein Manuſcript unverändert drucken laſſen zu dürfen. Der Miniſter v. Oſtau forderte ein Gutachten vom akademiſchen Senat: dies fiel, wie man damals wol vorausſehen konnte, gegen mich aus, obgleich der vielfältig abgedruckte Weblauſche Friede und der in den Memoiren drs Grafen von Herzberg abgedruckte Tractat mit Polen von 1773, den ich als Allegat in meinem Werke angeführt hatte, die Wahrheit meiner Angaben bis zur höchſtmöglichen Evidenz bewieſen. Dennoch ward ich durch das Etats-Miniſterium gemäß dem Gutachten der Akademie abſchlägig beſchieden. — Jeder unbefangene Mann wird zugeben, daß kein Cenſor ſo weit gehen darf, als hier Mangelsdorf ging, und ich erhielt folglich hier einen offenbaren Beweis, daß ich Unrecht haben und unterdrückt werden ſollte. Da es aber bei mir Grundſatz iſt, mich nie zu rächen, niemals aber auch um des böſen Beiſpiels willen aus Kraftloſigkeit oder Feigheit dem Stärkern nachzugeben, ſo ſandte ich jetzt mein Manuſcript nach Halle, wo ich ohne Bedenken die Cenſur erhielt, und ließ es in den Königsbergſchen Zeitungen mit der Erklärung zum Verkauf anbieten, daß es mit den von der hieſigen Cenſur unterſagten, von der zu Halle aber gebilligten Stellen gedruckt

wäre. Ich glaubte, man würde mich gerichtlich belangen, und ich hoffte alsdann, den Minister von Zedlitz auf das Betragen gegen mich aufmerksam machen zu können; allein die Sache blieb hier unbemerkt. Mangelsdorf hat mir in der Folge noch einmal in Betreff der Censur wehe zu thun gesucht. Ein Zufall brachte uns späterhin auf einer Bücher-Auction zusammen. Mangelsdorf, ein jähzorniger und leidenschaftlicher, aber offener und ehrlicher Mann, saß neben mir. Es kam zwischen uns zu einer Erläuterung, wir sind nachher verschiedentlich zusammengekommen, und es ist keine Spur von Haß in unserer Seele übrig geblieben, vielmehr weiß ich, daß Mangelsdorf meiner in der Folge öfters im Guten gedachte.

Ein kleiner Zug von Mangelsdorfs Heftigkeit sei mir hier anzuführen erlaubt. Einst stand ich bei dem Kanzler, Grafen von Finkenstein, mit ihm und dem Doctor Hasse im Gespräche begriffen. Mangelsdorf konnte es nicht leiden, wenn man ihn scharf ansah. Wahrscheinlich hatte ich mein Gesicht gegen ihn gewandt, und er schrie jetzt mit Heftigkeit: Herr! Sie müssen mich nicht ansehen, wenn ich mit Ihnen spreche. Gilt das mir? fragte ich ihn. Wem denn? erwiderte er. Nun! sagte ich, in Betreff meiner sind Sie

doch vor jedem Ansehen vollkommen sicher. Die Gesellschaft lachte, und er selbst lachte mit.

Jetzt muß ich noch einige Begebenheiten nachholen, die ich, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, bis hieher verschob. Ich habe schon einmal berührt, daß der Kammer-Präsident Freiherr von Golz, weil ich mein Vaterland genau kannte, zuweilen mit mir über manche darauf Bezug habende Gegenstände sprach. Einst an seinem Tische schenkte er mir, da ich gerade an seiner Seite saß, ein paar mal ein Glas Wein ein, und fragte jedesmal, warum ich nicht trinke? Scherzend antwortete ich: aus bloßem Patriotismus, weil ich nicht, indem ich viel trinke, eine für mein Vaterland nachtheilige Handelsbilanz bewirken will. Golz äußerte bald darauf: daß es wirklich eine ungeheure Summe sei, welche Preußen jährlich an Wein consumirt, und es wol zu wünschen wäre, daß wir dafür nicht so viel Geld an das Ausland zahlen möchten. Dies ist leicht möglich, erwiderte ich, wenn wir den Spanischen Wein, der wohlfeiler als der Französische ist, und der wegen seines Feuers nicht in solcher Menge getrunken werden kann, hier in Preußen beliebt machen, einen Direct-Handel mit Spanien eröffnen und den Spanischen Wein bloß gegen Preußische Landes-Producte

eintauschen könnten. Dieser hingeworfene Gedanke schien lebhaft auf den Präsidenten zu wirken. Er kam nach ein paar Tagen zu mir und ich entwarf auf sein Verlangen einen Plan, wovon Folgendes die Hauptzüge sind. Die Preußische Flagge ist vor den Afrikanischen Seeräubern nicht sicher, es müßte ihr daher zuvörderst durch den Preußischen Gesandten zu Constantinopel die erforderliche Sicherheit geschafft werden; und sobald dieses bewirkt und der Handelsgeist gehörig geweckt wäre, so würde Preußen wenigstens jene Vortheile ziehen, die Holland durch den Zwischenhandel mit Spanien erwarb. Ich machte auf folgende Punkte aufmerksam. Holz, Weizen, Leinwand, Wachs würden gewiß an manchen Orten Spaniens Absatz finden, wir müßten aber noch durch die Vortheile der Fabrication gewinnen, und ich that daher den Vorschlag: der König garantirt die erste Ladung nebst einem Gewinn von zehn Prozent, und die Königsbergsche Kaufmannschaft übernimmt sie zur Begründung des Handels auf Actien. Diese Ladung bestehe aus Weitzenmehl, welches zur Verhütung des Ankommens in Fässer gestampft ist, aus Graupe von verschiedener Güte, aus Schwadengrütze oder Preußischer Manna, aus einer geringen Quantität einmarinirter Neunaugen, alles in kleinen Fässern; aus schmaler Preußischer Lein-

wand, die bekanntlich über Holland nach Spanien ging, aus leinenen und leichten wollenen Zeugen, gebleichtem Garn und Zwirn, doch alles in kleiner Quantität; weißem und gelbem Wachs, weißen Wachslichten und Kirchenlichten, einigen zum Theil feinen Hüthen, ganzen Einsätzen von Fässern, Stabholz, mancherlei Holzwaaren; Brettern von Fichten- Linden- und Eichenholz, gegerbtem Leder von verschiedener Gattung, Russischem Rhabarber, Bibergeil und ähnlichen nordischen Medicinal-Waaren. Ein sachkundiger Mann reiset mit, beobachtet alles genau, verkauft die Ladung aus freier Hand oder durch Auktionen, besucht mehrere Häfen und bringt die ihm am zweckmäßigsten scheinende Rückfracht. Oder wenn man dies nicht gleich wagen wollte, so sollte man auf Königl. Kosten einen sichern Mann nach Spanien senden, der dort die Häfen und Handelsplätze bereisen, Proben von Preußischen Landeserzeugnissen vorzeigen, Bestellungen annehmen, Contracte darauf abschließen, die besten Artikel zur Rückfracht prüfen und besorgen, sich da, wo er's am zweckmäßigsten fände, in Spanien niederlassen, und theils durch ein anständiges Gehalt als Preußischer Handels-Agent, theils durch gewisse ihm vom Handel nach Spanien zu ertheilende Spesen, ein vortheilhaftes Auskommen erhalten sollte.

Golz ſtutzte, als ich mich dazu verſchlug. Da ich ihm aber auseinanderſetzte, daß ich Katholik wäre, einige Kenntniß der Spaniſchen Sprache hätte, dieſe bald zur Fertigkeit bringen, gerade meiner Blindheit wegen durch nichts zerſtreut, meinen Zweck unabläßig verfolgen und dabei behutſamer als der Sehende ſein würde, daß der Schlechtdenkende meiner Blindheit wegen weniger behutſam handeln, der Redliche aus dem nämlichen Grunde mehr Theilnahme für mich fühlen würde — ſo ſchien Golz für die Sache ganz gewonnen zu ſein, und verſprach, ſich nach Möglichkeit bei Friedrich dem Großen dafür zu verwenden, der aber gerade in dieſem Zeitpunkte ſtarb.

Dem Präſidenten von Golz lag noch eine andere Sache ſehr am Herzen, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit; und ein großer Theil des Preußiſchen Adels wünſchte die Errichtung des landſchaftlichen Credit-Weſens. So ſehr ich für das Erſte war, ſo ſehr mißfiel mir das Letzte. Denn ich fürchtete immer, daß die erleichterte Gelegenheit zum Schuldenmachen großes Unheil zu Wege bringen müßte. Daher arbeitete ich gleich nach dem Tode Friedrichs des Großen nachſtehenden Plan aus.

In Oſt- und Weſtpreußen ſind ungefähr 160000 Erbunterthanen. Hievon ſind 40000

Greiſe oder Kinder unter acht Jahren; für beide bekommt der Gutsherr keinen Erſatz. Für die übrigen aber giebt der König für jeden Menſchen 50 Thaler, ſo daß jeder Gutsherr, nach dem Verhältniſſe, als er Unterthanen frei giebt, die Summe von 50 Thaler für jeden erhält. Dieſe werden ihm nur alsdann in die Hände gegeben, wenn auf ſeinem Gute keine Schulden eingetragen ſind, und die ihm gezahlte Summe wird unentgeldlich im Hypotheken-Buche vermerkt. Auf den Gütern, worauf ſich Schulden befinden, wird davon die zur erſten Hypothek ſtehende Summe ganz oder in ſo weit, als es möglich iſt, getilgt. Der König macht folglich dem Lande aus ſeinem Schatze einen Vorſchuß von ſechs Millionen Thalern, wofür die ſämmtlichen Gutsbeſitzer in solidum bürgen, und 30 Jahre lang, oder, dafern der König höchſt großmüthig zu Werke gehen will, 20 Jahre hindurch, wird dieſe Summe der königlichen Bank zu fünf Procent verzinſet, bei welcher wegen dieſer vermehrten Arbeit nur ein paar Unter-Officianten angeſetzt werden dürfen. Wenn der König 30 Jahre lang dieſe fünf Procent richtig erhalten, folglich für ſechs Millionen, die er gab, neun Millionen allmälig wieder bekommen hat, ſo iſt er hiedurch zugleich wegen des ganzen Capitals befriedigt, der Preußiſche Adel aber

zugleich um sechs Millionen reicher und dafür entschädigt worden, daß er, weil die Erbunterthänigkeit doch einmal gesetzlich war, im Vertrauen auf die daraus entspringenden und vom Staate garantirten Vortheile die Güter etwas theuer bezahlte. Nach meiner Ueberzeugung erhielt alsdann jeder, der keine Schulden hatte, ein Capital zur Melioration seines Grundstücks. Bedurfte er es nicht, so konnte er das Geld auf Zinsen austhun, und nach dreißig Jahren gehörte ihm oder den Seinigen das ganze Capital. Wenn sechs Millionen Thaler auf einmal in Umlauf kamen und zugleich die zur ersten Stelle stehenden Capitalien wenigstens zum Theil, abgezahlt wurden, so stieg hiemit die Sicherheit der Grundeigenthümer, und ein Herabsinken des Zinsfußes war unvermeidlich. Durch die Vermehrung des baaren Geldes aber mußten die Erzeugnisse des Landes und hiedurch zugleich das Grundeigenthum steigen, auch die Fonds für den Handel und die Fabriken in Preußen vermehrt, und hiedurch die Provinz für den Nachtheil entschädigt werden, den die bisher von Friedrich dem Großen ihr nur stiefväterlich erzeigte Unterstützung bewirkt hatte. Wenn aber die Fabriken in Preußen vermehrt, durch Leichtigkeit des Erwerbes und des Fonds zu jedem Gewerbe, auch hiedurch auf Vermehrung der Ehen und der Volksmenge

menge gewirkt wurde, so war hievon eine stärkere Verzehrung der Landeserzeugnisse die unvermeidliche Folge, und diese schützte in sehr fruchtbaren Jahren den Landmann gegen ein zu starkes Herabsinken der Preise. Daß Preußen aber während 20 oder 30 Jahre jährlich 300000 Thaler verlor, wäre dem ganzen Lande nicht nachtheilig geworden, weil sechs Millionen Thaler den Verlag desselben dergestalt vermehrt hätten, daß durch erhöhten und vermehrten Ertrag jedes Gewerbes, auch der allgemeine Wohlstand unendlich erhöht worden wäre.

Ich bin überzeugt, daß, wenn mein Plan durchgegangen wäre, weder Preußens Grund- noch Geld-Eigenthümer sich in der gegenwärtigen Lage befinden würden. Allein der Präsident v. Golz verlor seine Stelle, mein Plan wurde gar nicht mehr erwogen. Ich suchte ihn noch hin und wieder geltend zu machen, aber die Grundbesitzer träumten von der unendlichen Glückseligkeit, welche das landschaftliche Credit-System herbeiführen müßte, und die Herrn Gelehrten wollten es ex officio nicht zugeben, daß der verketzerte Katholik, der nicht einmal die gelehrte Zunft gewonnen hatte, auch Kopf haben könne. Wollte Gott, daß die gegenwärtige Zeit nicht mich und meinen Plan gerechtfertigt hätte; denn

ich liebe die Menschen und mein unglückliches Vaterland. —

Durch meine Bekanntschaft mit dem Kammer-Präsidenten von Golz kam ich noch in eine sonderbare Verwickelung. Nach meiner Rückkehr aus Berlin besuchte mich Theodor, ein fleißiger, nicht ungeschickter Mann Jüdischer Nation, und bat mich, ihn in das Gefängniß zu Marcus Salamon Levin zu begleiten, weil ich der Einzige wäre der diesen unglücklichen Mann mit seiner ganzen Familie vom Verderben retten könnte; denn er laufe Gefahr, als ein Betrüger und muthwilliger Bankerottirer behandelt zu werden, und selbst das Privilegium zu verlieren, welches damals ein jeder Bekenner der mosaischen Religion im Preußischen Staate bedurfte. Der Aufforderung zu gnügen schien mir Pflicht, und sobald mich nur Marcus an die Sache erinnerte, so rief sie mir auch selbst mein Gedächtniß zurück. Ich saß nämlich einst ganz allein mit dem Präsidenten v. Golz in dessen Zimmer, er hatte mich zu Tische geladen und mein Gehülfe war nicht zugegen. Da wurde Marcus gemeldet, und Golz sagte mir nun: Was Sie jetzt hören werden, lieber Baczko, davon darf kein Vierter etwas wissen. Marcus entschuldigte sich bei dem Eintritte, daß er noch immer gegen den Antrag großes Be-

denken hege. Golz bot alles auf, ihn zur Uebernahme desselben zu bestimmen, und so erfuhr ich denn durch dieses Gespräch, daß Friedrich der Große auf die Bitte des Präsidenten v. Golz die Prägung der Düttchen, jener Scheidemünze, womit Preußen bereits überschwemmt war, zu unterlassen, geantwortet habe: dieses sollte unterbleiben, wenn Golz einen Fonds auszumitteln im Stande wäre, wodurch vierteljährlich 19500 Thaler, die der König bei Prägung der Düttchen gewinne, ersetzt würden. Auf die Entschuldigung des Präsidenten hatte der König in einem unfreundlichen Tone geantwortet: er selbst könnte ihm einen Fonds angeben; er solle nämlich mit einem Juden, weil solcher dazu am geschicktesten wäre, durch Polnische Juden die Münze insgeheim zu verbreiten, einen Contract abschließen, wodurch der König 19500 Thaler vierteljährlich von dem Unternehmer erhalte dieser aber berechtigt werde, so viel — — Albertsthaler und — — als es ihm beliebe, schlagen zu lassen und außerhalb Landes zu verbreiten. Der König werde dieses ignoriren, ihn aber auch, wenn die Sache in einem fremden Staate entdeckt werde, auf keine Weise vertreten oder schützen.

Marcus übernahm endlich die Sache und traf die erforderlichen Vorkehrungen, kaufte in Holland Silber, bezahlte solches

verhältnißmäßig theuer, ließ es theils mit der Post, theils zu Schiffe kommen und entrichtete alsdann die hohe Assuranz, nahm Geld zum Ankauf des Silbers auf, verpfändete dafür die Barren Silber, und verlor nun durch die Kosten, die er bei dieser Sache hatte, ein beträchtliches Capital, als Friedrich Wilhelm II., gleich bei seinem Regierungs-Antritte den unwürdigen Contract vernichtete, ohne eine Schadloshaltung zu bewilligen. Marcus aber, der nun weder die verpfändeten Barren Silber auslösen, noch das für ihn in Holland aufgekaufte Silber und einige zur Bezahlung desselben gekaufte Wechsel bezahlen konnte, mußte sich insolvent erklären und hatte, weil man ihm den Contract abgenommen, nicht den geringsten Beweis, wodurch er die Ursachen des Verlustes darthun konnte, trug Bedenken, solche in den Acten anzuzeigen, und lief Gefahr, als Bankerottirer vielleicht gar in die Festung zu kommen. Ich fuhr mit Theodor nach Kallen, dem Landgute des pensionirten Präsidenten v. Golz, der die Güte hatte, mir seinen mit Friedrich dem Großen über diesen Gegenstand geführten Briefwechsel einzuhändigen, und sich selbst bei dem damaligen Kanzler Grafen v. Finkenstein für Marcus zu verwenden, der nun, nachdem der Accord mit seinen Gläubigern abgeschlossen war, aus dem Gefängnisse kam.

Ich freute mich, den Mann gerettet zu haben; allein es gab doch auch so Manchen, der mir das Einmischen in fremde Angelegenheiten zur Last legte. Es mag sein, daß mein Feuer und meine Sehnsucht nach Thätigkeit mich oft da Theil zu nehmen bewegten, wo es nicht strenge Pflicht war, sondern ich bloß durch mein Temperament fortgerissen, ja auch wol zuweilen durch das Feuer desselben irre geleitet wurde; allein die Schuld lag zum Theil auch daran, daß gerade in diesem Zeitpunkte meines Lebens, worin ich mit ganzer Kraft dastand, sich kein bestimmter Wirkungskreis für mich eröffnet hatte, und die traurige Erfahrung meiner spätern Jahre, daß man viele Schritte, die man bei dem Sehenden preisen würde, bei dem Blinden für Anmaßung und Verwegenheit erklärt, hatte ich mir damals noch nicht bestimmt erworben. Ich dachte nicht sowol daran, Hindernisse zu erwägen, als vielmehr sie zu überwinden, verlachte bei mancher Sache die Muthlosigkeit desjenigen, der, statt zu handeln, bedenklich den Kopf schüttelte, äußerte zuweilen mit jugendlichem Selbstvertrauen, daß ich mich für jedes Fach der Wissenschaften, wenn ich auch in diesem Augenblicke nichts davon verstände, auszubilden und gewiß in jeder Prüfung nach wenig Jahren das Erforderliche zu leisten bereit wäre,

wenn ich die Ueberzeugung erhielte, in dieser Wissenschaft nützen zu können. Dieses freilich zu weit gehende Selbstvertrauen, welches man bei dem jungen feurigen Manne hätte entschuldigen sollen, und wovon ich jetzt weit entfernt bin, erwarb mir viele Gegner; und Mancher darunter glaubte, vielleicht zu meiner eigenen Belehrung und Zurechtweisung meinen Absichten entgegen wirken, meine Pläne vernichten zu müssen.

Ueberhaupt hatte ich jetzt einige Jahre hindurch einen sehr schweren Stand. Es war ein ewiges Entgegenstreben bei allem, was ich unternahm. Theils konnten es mir viele Sehende nicht vergeben, daß ich mit ein paar Augen weniger mich dennoch erfrechte, mit ihnen gleichen Schritt halten zu wollen; theils glaubte Mancher consequent zu handeln, wenn er dem einmal niedergetretenen Manne noch ferner den Fuß auf den Nacken setzte. Doch kann und will ich es nicht leugnen, daß auch bei mir Argwohn und Bitterkeit aufgeregt wurden, ich mir daher manchen sarkastischen Einfall erlaubte; nun aber wurde mir auch alles zum Bösen ausgedeutet, und ich bekam zuweilen da Händel, wo ich ihnen aus dem Wege gegangen zu sein glaubte. So erzeugte die Beschreibung Königsbergs noch einen zweiten höchst sonderbaren Streit. Durch Um-

tausch von Bernstein gegen andere Naturseltenheiten, und dadurch, daß ich jedes Preußische Product sorgfältig sammelte, hatte ich eine kleine Naturalien-Sammlung angelegt, und hiedurch mit manchem Freunde der Naturgeschichte Bekanntschaft gemacht. Einer darunter, de Witt aus Leyden, hatte mir zwei junge Russen empfohlen, die mich bei ihrer Durchreise besuchten. Naturgeschichte führte mich auf Naturlehre, und sie äußerten sich nicht vortheilhaft über den Blitzableiter an der Haberbergischen Kirche, den einzigen, der damals in Königsberg war. Ich bat Wolf, späterhin Professor am Joachimsthal, und Liebau, gegenwärtig Doctor der Arzneygelahrtheit, die beide damals hier studirten, diesen Blitzableiter zu besehen, mir davon Nachricht zu geben, und um auf keine Weise zu verstoßen, wählte ich den sorgfältigen Ausdruck: es wäre an dieser Kirche der erste Blitzableiter zu Königsberg angelegt worden, doch besitze er nicht alle Eigenschaften, welche die berühmtesten Schriftsteller über Elektricität von einem vollkommenen Blitzableiter forderten. Es blieb also jedem hier noch die Frage übrig: welches sind die berühmtesten Schriftsteller? was gehört zu einem vollkommenen Blitzableiter? und gestattet ihn hier das Local? Unerwartet bekam ich vom hiesigen Polizei-Directorio, an dessen Spitze bekanntlich der

Stadtpräsident von Hippel stand, eine Aufforderung, daß ich die Fehler des Blitzableiters angeben möchte. Ich zeigte nun an, daß, da dieser kupferne Blitzableiter in keine Spitze ausgehe, er sich zu nahe bei der Uhrscheibe befinde, deren vergoldeter Zeiger zu manchen Zeiten gegen den kupfernen Streif, aus dem der Blitzableiter bestehe, gekehrt wäre, und gemäß dem Grundsatz: „die Electricität folget dem vollkommensten Leiter," schon weil er vergoldet wäre, den Blitz nach der Uhr ziehen würde, übrigens der Boden der Kirche kalkartig, folglich isolirt sei, der Blitzableiter nicht bis in denselben geführt wäre, sondern nur auf einer Bleiplatte aufliege, mit Hülfe von Nägeln an dem Thurme und dessen Dach befestigt sei, es leicht geschehen könne, daß der Blitzableiter bei trockener Witterung nicht die Elektricität ableiten würde, sondern vielmehr unter manchen Umständen, wenn er mit elektrischer Materie überladen wäre, (welches, da sein unterstes Ende in gewisser Art isolirt sei, wol der Fall sein könnte,) der Kirche nachtheilig zu werden im Stande wäre, besonders da sich manches Metall sehr nahe bei dem Blitzableiter befände. Ich berief mich auf die philosophischen Transactionen und die Versuche von Wilson und Nairne, glaubte überhaupt auch in dieser Sache nicht als Unwissender zu urtheilen, weil ich mich gerade da-

mals viel mit Elektricität beschäftigte und mit Zuziehung meines Gehülfen Ungerbühler nicht bloß elektrische Versuche anstellte, sondern selbst verschiedene elektrische Maschinen und den dazu erforderlichen Apparat verfertigt hatte. Der Geheime-Rath v. Hippel erbat sich jetzt mit Uebersendung meiner ihm gemachten Anzeigen ein Gutachten der philosophischen Facultät, und der Dekan derselben, Professor Kraus, sandte nun mein Schreiben an den Professor Reusch und übertrug ihm, dieses Gutachten aufzusetzen; Reusch aber hatte diesen Blitzableiter dem Klempner Nachtigall abgenommen und für zweckmäßig erklärt, war folglich hier Richter in seiner eignen Sache. Ich wußte dieses nicht, war während meiner akademischen Jahre vom Professor Reusch liebreich behandelt worden, auch hatte er wegen meiner Promotion zwar gegen mich votirt, aber bloß weil er mich für einen Ketzer hielt, der die symbolischen Bücher nicht beschwören könne, was er freilich auf eine eigenthümliche, doch für mich gar nicht kränkende Weise geäußert hatte. Das von ihm abgefaßte Gutachten, welches manche Ausfälle gegen mich enthielt, wurde von den Professoren Kraus und Reusch, dem Professor Mangelsdorf, mit dem ich damals, welches dem ganzen akademischen Senat bekannt war, den Streit wegen der Censur hatte, und dem Professor Kant, der nie der

Pluralität widersprach und sich selten die Zeit nahm, ein Actenstück der philosophischen Facultät durchzulesen, unterschrieben. Hiedurch war es folglich von der Pluralität der Facultät unterzeichnet und wurde dem Geheime-Rath von Hippel zugesandt, der es nun von mir forderte, daß ich öffentlich widerrufen, den Blitzableiter für vollkommen erklären, oder mich einem Rechtsstreite aussetzen sollte. Jetzt wurde die Sache erst dem Konsistorialrath Wald, gleichfalls einem Mitgliede der philosophischen Facultät, bekannt. Dieser erließ ein Schreiben an die Facultät, worin er sagte, es stehe in den Statuten: daß die Facultät, wenn man von ihr ein Gutachten fordere, zusammenberufen, und wer dasselbe abfassen solle, in pleno decretirt, dieses Gutachten demnächst wieder sämmtlichen Mitgliedern vorgelesen, und erst von ihnen genehmigt und unterschrieben abgesandt werden müßte. Man habe aber bei dem gegenwärtigen Verfahren seine eigene Gerechtsame verletzt. Er würde es nie zugegeben haben, daß es dem Professor Reusch, der selbst Partei sei, übertragen worden, sondern zur Abfassung desselben vielmehr den Hofprediger Schulz, diesen achtungswerthen Mathematiker, empfohlen haben. Er protestire folglich gegen dieses Gutachten und erkläre, daß, wenn die Facultät dadurch compromittirt würde, er

daran keinen Theil habe. Jetzt sandte Professor Kraus das Gutachten an die Professoren Schulz und Hasse, die es nun auch unterschrieben. Ich antwortete indeß dem Geheime-Rath von Hippel: ich sehe wol ein, daß, wenn man mich drücken wolle, ein Proceß und dessen Kosten für mich eine Last wären, bedaure aber die Richter, die, wenn gelehrte Streitigkeiten von ihnen entschieden werden sollten, künftighin Polyhistoren sein müßten. Das Gutachten des Professor Reusch in eigener Sache wäre nicht Gutachten der philosophischen Facultät, sondern wenn man durchaus ein Gutachten haben wolle, so wäre ich bereit, solches von Deutschlands berühmtesten Physikern, Lichtenberg und Voigt, einzuholen, und es nebst meinen Angaben und denen des Professor Reusch zu veröffentlichen, glaube aber, es wäre am besten, die Acten, welches ich um meiner und Anderer Ruhe willen wünsche, zu reponiren. Und die Streitigkeit hatte hiemit ihr Bewenden.

Wahrscheinlich aber muß man hin und wieder geglaubt haben daß ich, durch die mancherlei Kränkungen aufgereizt, jede Gelegenheit zur Aeußerung meines Unwillens freudig ergreifen würde. Denn nur dies kann eine Zumuthung veranlaßt haben, die mir späterhin im Jahr 1791 gemacht wurde, wo-

bei ich freilich manche Muthmaßung hatte, wozu mir aber der eigentliche Schlüssel fehlt. Ich erhielt damals einen Brief ohne Unterschrift, von welchem ich aber ausmittelte, daß er in Bromberg auf die Post gegeben war. Er schien von einem gebildeten und gewandten Manne geschrieben zu sein, und nach einem für mich sehr schmeichelhaften Eingange bedauerte der Verfasser mein unglückliches Schicksal und das meiner Glaubensgenossen; und versicherte, daß die Katholiken, ohne entscheidende Schritte zu thun, im Preußischen Staate verloren wären. Da meine Kenntniß der Geschichte und des Staatsrechts Preußens bekannt wäre, so hätten einige Katholiken den Entschluß gefaßt, mir eine Belohnung von 100 Dukaten anzubieten, wenn ich eine Deduction zum Besten der Katholiken ausarbeiten und darthun wolle, daß ihnen das Recht der Aemter und Würden in Preußen gebühre, sobald man auf die Friedensschlüsse und Verträge mit Polen Rücksicht nehme. Wolle aber der Staat dieses nicht, sondern glaube man der Souverainität gemäß hieran nicht gebunden zu sein, so solle man den Katholiken in Ost- und Westpreußen das Recht zugestehen, welches jeder bedrückten Religionspartei in Deutschlands zugestanden wäre, und wovon Preußen selbst durch die Einwanderung der Salzburger so

wichtige Vortheile genossen habe, nämlich ihre Habe in einer gewissen Frist zu verkaufen und ein anderes Vaterland zu suchen. Der Preußische Staat möchte alsdann den Katholiken das Studiren untersagen, und sie, so viel er wolle, beschränken, dieses aber durch eine öffentliche Erklärung thun, damit jeder wissen könne, was er für sich und die Seinen zu erwarten habe; und zugleich sollte ich diese Schrift mit einer Bitte an die Kaiserin Catharina II. schließen, den Katholiken, wenn ihnen die Auswanderung gestattet würde, in einer wenig angebauten südlichen Provinz ihres Reichs Niederlassungen und Grundeigenthum zu gewähren, auch die Reise dahin nach Möglichkeit zu erleichtern. Sobald ich zur Abfassung einer solchen Schrift geneigt wäre, sollte ich solches in unbestimmten, aber dem Schreiber des Briefes doch immer gehörig verständlichen Ausdrücken, durch die öffentlichen Blätter erklären, und man würde sich alsdann näher verständigen. Ich dachte über die Sache hin und her. Rußland war damals im Türkenkriege; mit Preußen in Spannung. Polens Reichstag versprach diesem Lande eine Wiedergeburt. Wollte daher irgend ein ansäßiger Westpreuße, der noch Anhänglichkeit für Polen hegte, nun durch eine solche Schrift eine gehässige Stimmung verbreiten, sich aber dabei selbst nicht compromittiren?

Dieses war meine Ansicht von der einen Seite; von der andern dachte ich aber auch an jenen heimlichen Jesuitismus und Katholicismus, wozu die Berliner Monatschrift den Gedanken rege gemacht hatte, und glaubte, daß man mich hier zum Werkzeuge machen wolle. Ich war daher nicht abgeneigt, um den Herrn auf die Spur zu kommen, das verlangte Avertissement abdrucken zu lassen; aber mich hielt davon der Argwohn zurück, daß vielleicht ein persönlicher Feind von mir diesen Brief geschrieben haben könne, und sobald das Avertissement abgedruckt wäre, mich nun als einen gefährlichen Menschen, der zu jeder Handlung fähig wäre, darstellen könnte. Ich beschloß also ganz ruhig zu bleiben und abzuwarten, ob man sich nicht näher äußern würde. Dies ist unterblieben, und ich bin folglich auch über diese Sache nichts weiter zu sagen im Stande.

Während dieser Begebenheiten hatte ich mich durch meine Gönner und Freunde zu Berlin häufig an den Minister v. Zedlitz gewandt, und bei diesem den Gedanken an die mir zugesagte Präbende rege machen lassen. Der Herzog Friedrich von Braunschweig hatte im Jahre 1788 die Gewogenheit gehabt, mich in Gegenwart des Königs dem Minister v. Zedlitz, als dieser eine Assemblee gab, öffent-

lich dringendst zu empfehlen; und als der König, der neben dem Minister von Zedlitz stand, darauf aufmerksam wurde, sagte Herzog Friedrich, indem er seine Worte an den König richtete: ich verwende mich bei Sr. Excellenz für jenen blinden Gelehrten, dessen Versorgung durch eine Präbende Ew. Majestät im vorigen Jahr befohlen haben. Zedlitz, hiedurch in einige Verlegenheit gesetzt, antwortete: die Sache liege schon in der Ausfertigung; allein er schien diese lebhafte Verwendung übel zu nehmen, mich daher die Folgen fühlen zu lassen, und so erfuhr ich denn nach anderthalb Jahren, daß mir keine Präbende, sondern ein Panisbrief auf das Kloster Huisburg im Halberstädtschen ertheilt wäre. Bekanntlich hatte der Deutsche Kaiser das Recht, welches auch Frankreichs Könige vormals ausgeübt haben, einen Weltlichen durch einen Panisbrief ins Kloster zu schicken, wo er dann bis an seinen Tod ernährt wurde, und in den Oestreichischen Staaten war dieses besonders alten kaiserlichen Lakaien als eine Invaliden- oder vielmehr Hospital-Versorgung zu Theil geworden. Ich aber war ein Mann in voller Kraft, der nützen wollte, vielleicht auch nützen konnte, folglich dieses Benehmen schmerzlich fühlen mußte. Die Meinungen meiner Freunde und Correspondenten waren nun wieder getheilt. Einige meinten, der

Minister habe die Absicht, das Kloster dahin zu vermögen, mir eine jährliche Summe als Abfindung zu geben; andere hingegen glaubten, das Kloster würde diesen ersten Panisbrief, den ein König von Preußen ertheile, als widergesetzlich von sich weisen, oder es würde erklären, daß ich hinkommen und mich zu Tode füttern lassen sollte. Im ersten Falle entstände eine für mich nachtheilige Verzögerung, und der Minister erreichte hiedurch seinen Willen, mich seine Ungnade fortdauernd fühlen zu lassen: im letzten Falle aber, wenn ich nach Huisburg zu gehen ablehnen sollte, würde der Minister mich als einen ungenügsamen, unzufriedenen Mann, der die erhaltene Versorgung verschmäht habe, von sich weisen, und hiedurch die wohlwollende Absicht des Königes vernichten. Das Kloster handelte meinem Wunsche gemäß, erklärte, der westphälische Friede habe das Kloster dem Hause Brandenburg unterworfen, nicht aber dem Könige zugleich das Kaiserrecht der Panisbriefe ertheilt, und der hierüber entstandene Rechtsstreit wurde durch ein Gutachten des Staats-Ministeriums zum Vortheil des Klosters entschieden.

So waren drei Jahre verstrichen, ohne daß mir die Königl. Zusage erfüllt wurde, und jetzt erhielt Minister von Wöllner das geist-

geistliche Departement. In der Zwischenzeit war auch mein ältester Bruder bei dem Ober-Kriegs-Collegium angestellt und konnte zu meinem Vortheil in Berlin wirken. Minister v. Wöllner wünschte mir zu helfen, und wandte sich an den Minister Grafen von Hoym in Schlesien. Dieser erklärte, zu meinem Vortheile bei den Schlesischen Domkapiteln nichts unternehmen zu können, und Wöllner schrieb mir mit vieler Offenheit, alle Kapitel wären mit Exspectanten überladen, welchen ich als General-Exspectant nicht vorgezogen werden könnte, es wäre folglich alle Hoffnung, hier zur Hebung zu kommen, verschwunden. Hingegen hätte ich gleich im Jahre 1787 in demjenigen Stifte, welches die wenigsten Exspectanten gehabt, eine Stelle erhalten, so würde ich wahrscheinlich schnell zur Hebung gelangt sein. Endlich erklärte der Minister v. Wöllner, daß mir durch Vermittelung des Minister v. Hoym jährlich 200 Thaler aus Schlesien gezahlt werden würden. Diese sind mir auch bis 1803 aus der Kasse des Oberschulkollegiums, seit dieser Zeit aber durch die Kriegskasse zu Königsberg ausgezahlt.

Dies hatte auf mein Schicksal einen sehr vortheilhaften Einfluß, und überhaupt gewann jetzt meine ganze Lage. Ich hatte mir eine kleine Wohnung in einer heitern Straße gemiethet; hinter dem Hause war ein großer

Garten, dessen Gebrauch mir gestattet war, und Ungerbühler war so weit gebildet, um alle Geschäfte meines Gehülfen verrichten zu können. Er hatte sich außerdem manche kleine Fähigkeit zu eigen gemacht, die viel zu unserer beiderseitigen Unterhaltung beitrug. Wir legten uns besonders mit Hülfe des durch seinen Eifer für Naturgeschichte bekannten gegenwärtigen Oekonomie-Inspectors Manke, eine Sammlung von Amphybien und Versteinerungen an. Ich tauschte viel für Preußische Erzeugnisse ein, hatte die Gelegenheit, manches für sehr billige Preise zu kaufen, und erwarb mir hiedurch selbst eine genaue Kenntniß vieler Naturproducte. Mein Gefühl wurde äußerst geübt, und ich hatte so viel Muße, mich ganz nach Laune ohne Anstrengung beschäftigen zu können. Meine schriftstellerischen Arbeiten in diesen Zeiten waren unbedeutend; doch einige Kleinigkeiten für das Theater erwarben mir durch das Anerbieten der hiesigen Schauspiel-Direction unentgeltlichen Einlaß für mich und meinen Begleiter. Alles was ich schrieb, vertauschte ich an Buchhändler für eine bestimmte Anzahl Bücher, und durch diese vergrößerte ich meine Leihbibliothek, die den Beifall des Publicums hatte, und von Dachs, einem hiesigen Studirenden, sehr zweckmäßig verwaltet wurde; so daß ich mich ihm hiebei völlig überlassen konnte.

Einige talentvolle junge Männer, hierunter der jetzige Geheime Legations- und Ober-Regierungsrath Hoffmann, manche Männer, die bereits in Aemtern ſtanden, der jetzige Geheime-Rath Schmalz zu Berlin, Kriegsrath Beck, einer meiner Jugendbekannten, gewährten mir die Freuden eines gebildeten Umganges. In verſchiedenen Familien, wie bei Geheimerath Schlemüller, Doctor Schindelmeiſſer und Conſiſtorialrath Gräf, war ich nicht unwillkommen. Manche vergnügte Stunde brachte ich auch in dem Hauſe des Kaufmann Schuhmacher hin, der ſich mit Phyſik und Naturgeſchichte bloß als Dilettant beſchäftigte, ein ſehr jovialer Mann war und oft geſellige Zirkel froher Menſchen um ſich hatte, worin ich und die Anweſenden meine Blindheit vergaßen. Auch hatte ich einen originellen Umgang im Hauſe einer 80jährigen Frau, die mich beinahe wie ihren Sohn behandelte, mit zuvorkommender Güte mir während einer Krankheit jede Erleichterung ſchaffte und es mir beinahe zur Pflicht machte, ſie täglich zu beſuchen. Dieſe, Frau v. Pelet, die Mutter der beiden Preußiſchen Generale dieſes Namens, verband mit hoher Religioſität und dem edelſten Herzen eine durch Neigung und Grundſätze erzeugte Wohlthätigkeit, einen ſeltenen Frohſinn und eine gewiſſe eigenthümliche Laune. Ein paar Züge ſind zur

Schilderung ihres Charakters hinreichend. Sie hatte sich einer Soldatenfrau, die drei unerzogene Kinder hatte, angenommen, sie mit Kleidern und Betten versorgt, und gab ihr wöchentlich nicht baar Geld, sondern bestimmte Lebensmittel. Sie erfuhr, daß die wassersüchtige Frau die Kleidungsstücke und Betten verkauft hatte, um sich dafür Kaffee und starkes Getränk zu kaufen. Das Weib, sagte sie, ist strafbar; aber gerade, wenn die Leute es erfahren, daß sie so wenig taugt, wird ihr Niemand etwas geben, und die Kinder können doch dafür nicht darben. Sie ließ daher täglich für diese Familie kochen und schickte ihr die fertige Mahlzeit. — Als ihr Bruder, der General-Lieutenant v. Bülow, hier zu Königsberg starb, fragte sie mich, ob ihr nicht das Sterbequartal von den beiden Amtshauptmannschaften desselben gebuhre? Ich bejahte die Frage. Ich weiß, was Sie jetzt denken, sagte die vortreffliche Frau. „Und dies wäre?“ Sie wundern Sich, daß ich in meinen Jahren ohne dringende Bedürfnisse selbst an diese Kleinigkeit denke, und glauben, daß mir dieses vielleicht viele Menschen als Geiz und Habsucht deuten werden. Aber kehren Sie Sich daran nicht, sondern fragen Sie nur bei der Kriegskasse an. Ich that dies und hob auf ihre Quittung das Geld. Sie lud mich ein, den Abend bei ihr hinzubringen,

und als ich weggehen wollte, gab sie mir, dem das Zählen des mitgebrachten Geldes, welches sie indeß veranstaltet hatte, etwas sonderbar aufgefallen war, verschiedene Päcke und Beutel, mit dem Auftrage, sie einigen Hülfsbedürftigen zuzustellen. Nun, sagte sie, werden Sie mich wol richtig beurtheilen; aber habe ich jetzt nicht einen doppelten Genuß von diesem Gelde? Ich kann damit meinen Nächsten unterstützen und herzlich über diejenigen lachen, die mich als geizig falsch beurtheilen. — Kurz vor ihrer letzten Krankheit ließ sie mich noch zu sich rufen. Ich habe, sagte sie, einen Auftrag, den Sie ausführen müssen. Es ist hier in der Stadt ein armes, altes Frauenzimmer, dem ich gern monatlich etwas Gewisses geben möchte: allein sie war in einem Zeitpunkte ihres Lebens der Theilnahme unwürdig. Da ihre Bekannte ausgestorben sind, so bin ich vielleicht die Einzige auf Erden, die dieses noch weiß, und jede Unterstützung von mir würde diese arme Frau an die einzige Person erinnern, die ihre jugendlichen Fehler kennt. Meine Wohlthaten würden hiedurch eine Art von Strafe; ich aber will, wo ich Gutes thue, nicht ein unangenehmes Gefühl erwecken. Daher müssen Sie die Auszahlung auf eine solche Weise einrichten, daß niemand auf mich fallen kann. — Sie erkrankte bald darauf, denn alle ihre

Seelenkräfte erschlafften; aber ihr letzter Auftrag macht sie mir ewig unvergeßlich. Einige Zeit vor ihrem Tode wurde sie an der linken Seite vom Schlage gerührt. Ich eilte zu ihr. Was ists denn? sagte sie lächelnd mit ihrem eigenthümlichen Humor, eine 82jährige Frau ist heute lebhaft an ihren Tod erinnert worden. Auch hat mir Gott dabei noch eine große Wohlthat erzeugt, denn es ist ja nur die linke Hand gelähmt, und die Rechte ist zu meinen Geschäften vollkommen hinreichend. — Sie sagte oft, daß sie zu den glücklichsten Menschen gehöre: denn sie wäre arm gewesen, hätte einen wohlhabenden Mann aus Neigung geheurathet, die letzten Tage ihres alten Vaters aufgeheitert, ihre beiden Brüder, die Generale von Bülow, in einer glänzenden ehrenvollen Lage, ihre beiden Söhne anständig versorgt gesehen, und bei ungestörtem Frohsinn ein hohes sorgenfreies Alter erlebt; und ich gestehe, daß der Umgang mit dieser herrlichen Frau, die mich oft zum Werkzeuge ihrer Wohlthätigkeit machte, so wie die Ueberzeugung, daß es noch glückliche Menschen auf Erden gebe, selbst jenen Frohsinn neu belebte, womit mich die Natur so reichlich ausgestattet hatte.

Zu meinen Bekannten gehörte der Assessor und Hofchirurgus Fallier, der nachher als

ein Opfer der Menschenliebe an einer Krankheit starb, die er sich in dem für die Französischen Gefangenen hier errichteten Lazarethe zugezogen hatte. Er wohnte, als ich noch meine Pensions-Anstalt hatte, in meiner Nachbarschaft, hatte bei verschiedenen Krankheiten meiner Zöglinge sich nach meiner Ueberzeugung thätig und nützlich bewiesen, und erbot sich, da er zuweilen des Abends Langweile hatte, und ein Mitglied der Französischen Colonie war, mir Französische Werke vorzulesen. Ja! weil ich verschiedenes aus dem Französischen übersetzte, so half er mir bei mancher Uebersetzung, indem er das Französische las und ich gleich das Deutsche dictirte. Er kam im Jahr 1789 auf den Einfall, sich ein Pferd und einen Schlitten anzuschaffen, und da mir im Winter Bewegung fehlte, so that er mir den Vorschlag, ihm die Hälfte der Kosten zu ersetzen. Die Sache war nicht kostbar, und ich nahm sie folglich an. Er sorgte für den Unterhalt des Pferdes, und ich zahlte am Ende des Monats die Hälfte, fuhr einen Tag um den andern Schlitten, und für den Sommer wurde ein kleiner Wagen angeschafft. Wir mußten, weil jetzt die Armee mobil gemacht wurde, unser Pferd zum Fuhrwesen abliefern. Nun aber wurden statt desselben zwei kleine Pferde gekauft, und ein ehemaliger Dragoner zum Kutscher angenommen.

Auf dieſe Art beſaßen wir einige Jahre lang ein gemeinſchaftliches Fuhrwerk, ſo daß jeder einen Tag um den andern darüber diſponiren konnte. Uebrigens hatte ich beinahe mehr als ich bedurfte. Ich war nie lecker, veränderte nichts in meiner Lebensweiſe, meine Einnahme betrug jährlich mehr als 800 Thaler, und ich konnte davon mit meinem Gehülfen nicht allein ſorgenfrei leben, ſondern ſelbſt noch manche kleine Laune befriedigen und einen Sparpfennig bei Seite legen.

Um dieſe Zeit begann ich ernſtlich, an meine größere Preußiſche Geſchichte zu denken. Lange hatte ich ſchon dazu geſammelt und wichtige Unterſtützung unerwartet auf eine ſehr edelmüthige Weiſe erhalten. Denn der verſtorbene Profeſſor Kreutzfeld hatte auch den Plan, eine Geſchichte Preußens zu liefern, und als ich, da er mir ſolches einſt zufällig erzählte, ſchüchtern zurücktreten wollte — weil Anmaßung nie in meinem Character lag, und ich daher gegen den fleißigen, mühſamen und gelehrten Kreutzfeld im Schatten zu ſtehen befürchtete — ſagte er lächelnd: Laſſen Sie Sich nicht abſchrecken. Sie ſind ein lebhafter, feuriger Mann, ich ein bedenklicher Zweifler. Sie werden niedertreten, und Unkraut ausraufen, aber auch manche kühne Hypotheſe aufthürmen; ich werde dagegen manches,

welches Sie wegwerfen, doch noch von dieser oder jener Seite betrachten, und auch wol gegen manche Ihrer Hypothesen meinen Zweifel äußern. Daher muß einst Preußen eine vortreffliche Geschichte erhalten, wenn wir beide sie bearbeiten und ein Dritter alsdann unsere Werke vergleicht und benutzt. Er selbst hatte die Güte, mir, der ich die Erlaubniß erhielt, mich der Schloßbibliothek bedienen zu dürfen, nicht bloß die Urkunden derselben, sondern auch von manchen darunter selbst seine bereits genommenen Abschriften mitzutheilen, und meine Abschriften, wenn ich ihn zuweilen zu Rathe zog, gütigst zu berichtigen.

Bei dem Lesen dieser Urkunden war ich auf einen sonderbaren Kunstgriff gefallen. Otto, der den redlichsten Willen und Kraft hatte, mir nützlich zu sein, konnte die alten Handschriften nicht lesen, und wenn wir gleich den Eckard, Mabillon und Walter zu Rathe zogen, so fehlte ihm doch Uebung und Geläufigkeit. Ich aber wollte bei meinem Feuer schnell vorwärts, und da ich mich auch in meinen frühern Jahren, worin ich über jede Sache, die mir in den Wurf kam, lebhaft herfiel und sie mir zu eigen zu machen suchte, mit dem Lesen von Mönchsschriften bekannt gemacht hatte, so ließ ich mir nun durch Otto die Züge der Urkunden mit dem Finger in

die linke Hand ſchreiben, formte dieſe indeß mit der Rechten aus Wachs, und klebte ſie auf den Tiſch. Wenn ein paar Reihen fertig waren, betaſtete ich ſie, benannte jeden Buchſtaben, und ſo entſtand ein Alphabet, dem gemäß die Urkunde abgeſchrieben wurde.

Ich ſammelte ſelbſt alle Schriftſteller über Preußen. Der verſtorbene Doctor Piſanski geſtattete mir den Gebrauch ſeiner Bibliothek, die für Preußens Geſchichte höchſt wichtig war. Von der damaligen Rathsbibliothek erhielt ich 40 Quartbände, Collectaneen und kleine auf Preußen Bezug habende Schriften mitgetheilt. Den Lukas David und mehrere handſchriftliche Chroniken hatte ich durchgeleſen, und mir daraus, ſo wie aus den Landtags-Acten Auszüge gemacht. Ueber dieſes alles hatte ich einen Regiſtranten angelegt, und hierin alles nach Jahrzahlen und Materien in einem doppelten Regiſter und doch ſo kurz zuſammengetragen, daß ich, wenn dieſes gleich anderen unverſtändlich war, alles mit Hülfe meines Gedächtniſſes ſchnell auffinden und zuſammenreihen konnte.

Auf dieſe Weiſe, und da ich täglich einiges über Preußiſche Geſchichte las, hatte ich wichtig vorgearbeitet, und ein Zufall begünſtigte mich noch außerordentlich. Da ich bei meinen Spazierfahrten alle Orte rund um

Königsberg besuchte — um meine Sammlung ausgestopfte Vögel nach Möglichkeit zu bereichern, — und einst nach Neuhausen kam, fiel es mir ein, daß der dortige Cantor Hennig ein Stiefbruder Kreutzfelds war. Ich besuchte ihn, und unser Gespräch fiel auf den Verstorbenen. Ich gedachte seiner mit Liebe und Achtung, und Hennig gestand mir nun, er habe noch beträchtliche Sammlungen aus dem Nachlasse Kreutzfelds. Er holte sie auf meine Bitte. Es waren einige Fragmente zur Preußischen Geschichte, Abschriften ganzer Bücher des Lukas David, ein Urkunden-Verzeichniß der Schloßbibliothek, manche merkwürdige Stellen aus handschriftlichen Chroniken, und Abschriften von einigen Urkunden. Ich bat Hennig, mir diese Fragmente zu verkaufen. Er weigerte sich, denn er sagte, sein Bruder habe ihm auf dem Sterbebette erklärt, alles dieses sei unbedeutend, nicht des Druckes werth, und solle verbrannt werden. Da ich nun aber Hennig auf die Humanität Kreutzfelds aufmerksam machte, ihm auseinandersetzte, wie der Verstorbene gegen mich gehandelt habe und daß er mir gewiß den Gebrauch herzlich gerne gönnen würde, so verkaufte mir Hennig diese Manuscripte; doch mußte ich ihm auf das Feierlichste zusagen, dieses, weil schon andere Leute darauf Anspruch gemacht hätten, niemanden, so lange

er lebe, zu entdecken, durchaus nichts unter Kreutzfelds Namen davon drucken zu laſſen, ſondern dieſe Schriften bloß als ein Material für meine Geſchichte nach Gutbefinden, doch durchaus nur dergeſtalt zu benutzen, daß ich niemanden ſagen ſollte, was ich etwa aus dem Kreutzfeldſchen Nachlaſſe entlehnt habe. Denn auf dieſe Weiſe glaubte er dem humanen Geiſte ſeines Bruders, der gewiß ſeinem Nächſten gern genutzt hätte, und auch zugleich deſſen letztem Willen, dieſe Papiere, weil ſie bloße unbedeutende Fragmente wären, nicht auf ſeinen Namen ins Publicum zu bringen, völlig genug zu thun. Aus dieſem Grunde habe ich in meiner Geſchichte Preußens der Manuſcripte des Piſanski, Liedert und ähnlicher ausführlich gedacht; den Namen Kreutzfeld aber nur dann genannt, wenn ich etwas direct von ihm erhalten hatte. Späterhin erfuhr ich vom Kapellmeiſter Reichardt, daß dieſer einige Fragmente von Kreutzfeld, wahrſcheinlich die ausgearbeiteten, beſitze. Er wollte mir ſolche mittheilen um davon zum Beſten des Studenten Hennig, eines Sohnes von Kreutzfelds Stiefbruder, Gebrauch zu machen, eines jungen Mannes, für den ich mich aus Anhänglichkeit für Kreutzfeld und ſeinen verſtorbenen Vater theilnehmend verwandte, und der nicht ohne Anlagen für Mathematik und Dichtkunſt war. Kapellmeiſter Reichardt aber iſt

wahrscheinlich durch die Zeitumstände und seinen veränderten Aufenthalt an der Erfüllung seiner Zusage verhindert worden; Hennig selbst griff im Jahre 1813 der allgemeinen Stimmung gemäß zu den Waffen und fand auf dem Schlachtfelde den Tod.

Mich reizte nun dieser glückliche Fund der Bruchstücke und Excerpte von Kreutzfeld weiter zu forschen, und so fiel mir aus dem Nachlasse Liederts, eine Sammlung alter Privilegien und Urkunden, die auf Königsberg Bezug hatten, und auch manche sehr schätzbare Schrift aus dem Nachlasse Pisanski's in die Hände. Aus dem Ermlande bekam ich eine Abschrift von der Chronik des Heyde, Kriegsrath Bolz, der eine vorzügliche Sammlung Preußischer Geschichtschreiber hatte, lieh mir viele wichtige Manuscripte, die ich früher als Staatsrath v. Kotzebue benutzte, und wenn dieser gleich sagt, mir sei z. B. Lindenblatts Chronik unbekannt gewesen, so dürften doch wol die Beilagen aus meiner Geschichte Preußens, worin ganze Stellen aus Lindenblatt, und zwar nicht diejenigen, die in den Preußischen Sammlungen stehen, abgedruckt sind, das Gegentheil beweisen, und auch vielleicht zur Bestätigung meiner Versicherung dienen, daß ich den Herrn Staatsrath zuerst mit Simon Grunau und Lindenblatt bekannt

gemacht und ihn, damit er dieſe Werke erlangen könnte, an den Kriegsrath Volz verwieſen habe.

So ſuchte ich mich während einer Reihe von Jahren vorzubereiten. Mein Gedächtniß gewann durch Sprachſtudium und auch dadurch, daß ich ihm ſo viel aufzubewahren gab; denn, wenn ich nicht ſchlafen konnte, oder wenn ich früh erwachte, einige Zeit lang allein war und meinem Gehülfen irgend ein anderes Geſchäft übertragen hatte, wiederholte ich jederzeit im Gedächtniſſe, was ich geleſen hatte, und des Aufbewahrens würdig fand. Denn ich hatte mich von meinen früheſten Jahren daran gewöhnt, nach der Durchleſung eines Buches mir ganz ruhig die Frage vorzulegen: wie hat dieſes Buch auf dein Herz, deinen Verſtand und die Vermehrung deiner Kenntniſſe gewirkt? Ich hatte mir eine ſolche Rechenſchaft zuweilen ſchriftlich abgelegt, und fand, wenn dieſes in Betreff eines vorzüglichen Werks geſchah, jederzeit ein eigenthümliches Wohlbehagen, und noch jetzt, in einem Alter von 65 Jahren kann ich nie müßig ſein, ſondern mein Geiſt fordert unaufhörlich Beſchäftigung. Jeder wichtige Gegenſtand macht, daß ich unabläßig darüber brüte, Pläne entwerfe, und zuweilen alles andere vergeſſe. Oft wenn mir Lieblingsſtellen einfallen, und

ich sie im Gedächtniß wiederhole, soll ich es selbst durch Bewegung der Lippen, und Veränderung der Mienen verrathen; ich bin hiedurch meiner Blindheit ungeachtet in beständiger Thätigkeit, und meine alte Köchin brachte mich hiedurch einst bei meinem Hauswirthe und Nachbarn in den unverdienten Ruf seltener Frömmigkeit, indem sie erzählte, daß, wenn ich allein wäre, ich beständig und selbst mit lauter Stimme betete.

Vormals spielte ich auch häufig Schach, und die Nothwendigkeit, die Züge meines Gegners und die meinigen im Gedächtnisse behalten zu müssen, wurde diesem selbst vortheilhaft. Ich hatte mir zu meiner Erleichterung ein Schachbrett machen lassen, an dem die schwarzen Felder hoch, die weißen vertieft waren. In der Mitte jedes Feldes war ein Loch, worin die Figur mit einem Zapfen stand. Die schwarzen Steine hatten oben Flächen, die weißen Spitzen, die schwarzen Springer Mähnen, die weißen hingegen nicht. So war ich alle Steine zu unterscheiden, mit den Fingern über das Schachbrett zu fahren, hiedurch die Stellung meines Gegners auszumitteln und selbst zu ziehen im Stande. Jetzt da ich selten spiele, da mich so manches drückt, und hiedurch die gespannte Aufmerksamkeit unterbricht hat das Schachspiel

für mich zum Theil seinen Reiz verloren, und ich fühle, daß es mich angreift.

Da ich aber meinem Gedächtnisse nie blindlings traute, so hatte ich auch manche kleine Hülfs- und Erinnerungsmittel, vorzüglich in Tabellenform, und ordnete auch alles, was auf Preußen Bezug hatte, unter gewisse Abtheilungen. Unter jeder ließ ich mir ein paar Worten jede Urkunde, jeden Schriftsteller, und bei diesem die Seitenzahl aufzeichnen, merkwürdige Stellen auch wol ganz abschreiben, und dieses las ich durch, ließ, wenn ich etwas vergessen hatte, mir solches nochmals vorlesen, und dictirte alsdann erst, wenn mir das Ganze völlig deutlich und gegenwärtig war. Daher aber ging auch oft aus dem Geiste und der Sprache meiner Quellen, besondes wenn diese mich lebhaft anzogen, manches in meinen Vortrag über, und die Verschiedenheit in meinem Styl, die mir, wenn ich meine Geschichte Preußens jetzt durchlese, selbst bemerkbar ist, hat hierin ihren Grund. So finde ich jetzt selbst, welchen lebhaften Eindruck Müllers Geschichte der Eidsgenossenschaft auf mich machte, wenn ich, in meiner Geschichte Preußens, das damals bearbeitete Zeitalter des Ulrich von Jungingen lese. Ungerbühler hatte sich jetzt durch eigenen Fleiß so weit gebildet, daß er die Akademie

demie zu beziehen beschloß; Professor Kant, zu dem ich ihn führte, forderte ein Schulzeugniß, lächelte als er hörte, daß Ungerbühler keine Schule besucht und auch keinen bestimmten Privat-Unterricht erhalten hatte, und war zufrieden, daß ich ein Zeugniß ausstellte, daß Ungerbühler von mir erzogen wäre, sich selbst gebildet, und ich nichts gegen seine Immatriculation hätte.

Meine Ruhe wurde jetzt wieder durch verschiedene Umstände getrübt. Dachs, der bisher meine Leihbibliothek verwaltet hatte, ging plötzlich ab, und der jetzige Inspector Ranke übernahm seine Stelle, unterstützte mich auch bereits in dem Zeitpunkte, worin Ungerbühler erkrankt war, und ich während des Winters 1790 an einer höchst schmerzlichen Augenentzündung litt, wobei heftiger Schmerz der Augen Schlaflosigkeit und diese wieder zuletzt völlige Entkräftung und ein Fieber erzeugte. Ich war kaum in etwas hievon genesen, als mir ein Stück des Journals „Von und für Deutschland" mitgetheilt wurde, welches auf mich Bezug hatte. Der Abt Denina hatte damals ein Werk unter dem Titel „la Prusse litteraire" geschrieben und meiner darin sehr gütig erwähnt, aber auch zugleich angeführt, daß mir meiner Religion wegen eine akademische Lehrerstelle zu Kö-

nigsberg verweigert sei. Ein Ungenannter, wie ich mit Gewißheit erfuhr, Geheime-Rath Metzger, berichtigte nun das Werk des Denina, und äußerte unter andern, daß mir nicht wegen meiner Religion, sondern wegen des Mangels an Kenntnissen ein akademisches Lehramt verweigert wäre. Es lag bloß an dem Herrn Geheime-Rath, sich aus den Acten der philosophischen Facultät eines Bessern zu belehren, weshalb er dieses unterließ und mit wüthender Heftigkeit gegen mich zu Felde zog, ist mir unbekannt. Ich argwöhne bloß, daß ihn meine Theilnahme für den Doctor Lietzau empört hatte, den ich als einen jungen Mann von Kopf kennen lernte, und welchem ich durch freundschaftlichen Rath und Beistand beförderlich sein zu können glaubte. Lietzau aber, der in der That sich manches zu viel erlaubte, hatte sich durch zwecklose Spöttereien und Sarkasmen, die ich keineswegs billigte, und worüber ich ihn, so wie überhaupt über manche seiner bittern Einfälle nicht selten tadelte, den Unwillen Metzgers nicht mit Unrecht zugezogen. Jetzt durch den Angriff des letztern überrascht und nicht wenig gekränkt, rechtfertigte ich mich bloß durch den Abdruck einiger Actenstücke, welche offenbar das Gegentheil seiner Angabe bewiesen. Ich habe in der Folge dem Geheime-Rath Metzger, der eine Zeitlang äußerst er-

bittert gegen mich war, wieder näher zu treten Gelegenheit gehabt, mich ihn zu beleidigen gehütet, und glaube, daß sein Unwille gegen mich daher auch völlig verschwunden war.

Damals hatte ich mir auch einige hundert Thaler erspart und kam auf den Gedanken, ein kleines Haus zu kaufen. Denn es that mir immer wohl, wenn ich ungeachtet meiner Blindheit keinen fremden Beistand bedurfte. Es lag vielleicht — warum sollte ich diese Schwäche leugnen; — ein kleiner Stolz zum Grunde, die Hindernisse, welche mir das Schicksal entgegen setzte, besiegt zu haben; ich habe daher jederzeit, wo ich konnte, den Beistand eines Dritten zu vermeiden gesucht, und jetzt im Alter, da Kummer, Sorge und unablässige Anstrengung, meine Nerven geschwächt, wenigstens meine Reizbarkeit ausserordentlich erhöht haben, erschrecke ich fürchterlich, wenn mir in meinem Gange, oder bei Geschäften die ich ohne Beistand zu verrichten pflege, irgend ein unerwarteter Gegenstand aufstößt. Dieses ist sogar der Fall, wenn mir, wie es oft aus der redlichsten Absicht geschieht, irgend jemand um mich zu führen, unerwartet den Arm bietet; dies aber konnte ich doch, wenn ich meine Wohnung veränderte, nicht entbehren. Daher entsprang

sehr natürlich der Wunsch nach einem eigenen Hause, und Frau v. Pelet, die meinen Plan sehr billigte, lieh mir noch 1000 Thaler zum Ankauf desselben. Ich ließ dieses jetzt nach meiner Bequemlichkeit einrichten, und versetzte meine Leihbibliothek, die bisher nicht in meiner Wohnung gewesen war, jetzt in mein Haus. Mein schriftstellerischer Erwerb wurde einträglicher, und ich führte jetzt ein sehr ruhiges und gemächliches Leben, nur wurde mir der Gedanke, mich von Ungerbühlern trennen zu müssen, der allmälig den Wunsch zu einer Versorgung äußerte, wovon ihn zurückzuhalten eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen wäre, sehr unangenehm. Zugleich erwachten manche Gefühle in meiner Seele, die in den Zeiten der Noth nicht Statt gefunden hatten. Es war in verschiedenen Häusern, worin ich damals Umgang hatte, die Sitte, daß sich der männliche Theil der Gesellschaft größtentheils an den Spieltisch setzte. Ich unterhielt mich alsdann gewöhnlich mit den Frauenzimmern, und suchte das Gespräch auf heitere, unterhaltende Gegenstände zu leiten, machte auch wol manchmal kleine Taschenspielerkünste, worin ich einige Fertigkeit besaß, erzählte Anekdoten, und erlaubte mir zuweilen eine unschuldige Neckerei, so daß wir bisweilen recht fröhlich wurden. Daher sagte die verstorbene Geheime-Räthin Schlemüller ver-

schiedentlich zu mir, ich sollte mich verheirathen, und würde gewiß eine Frau nicht unglücklich machen. Die Frau von Pelet hatte dies auch schon manchmal geäußert und hinzugefügt, es sei sogar der Klugheit angemessen, mich zu verheirathen, weil ich sonst bei Krankheiten und im Alter vielleicht sehr einsam und verlassen dastehn würde. Jetzt, da zwei Knaben, die ich gleich Ungerbühlern zu erziehen gedachte, meine Hoffnung nicht erfüllten; der eine darunter mir sogar, um einen kleinen Eigennutz zu befriedigen, einen beträchtlichen Schaden zufügte; schien der Gedanke mich zu verheirathen, mir bei weitem nicht so sonderbar, als ein paar Jahre vorher. Vielleicht hatte auch wol mein sorgenfreies Leben, vermehrter Umgang und Lebensgenuß, und häufiger Besuch des Schauspiels die Sinnlichkeit und manche dunkle Idee erweckt. Offenbar überzeugt, auf mehrere meiner vormaligen Hausgenossen und auf Ungerbühlers Erziehung vortheilhaft gewirkt zu haben, hatte ich schon meinem Freunde Fest für seine Zeitschrift zur Beruhigung für Leidende eine kurze Nachricht von meinen Schicksalen übersandt, und diese damit beschlossen, daß es mein Plan wäre, ein paar hülflose Knaben zu erziehen. Ich gestehe, daß dieser Entschluß nicht ohne allen Eigennutz war, denn ich wollte mir dadurch für mein Alter Freunde sichern, die

durch Dankbarkeit an mich gefesselt wären, und der Gedanke, warum solltest du nicht noch selbst als Vater durch Erziehung guter Kinder dir Freuden im Alter verschaffen können, wurde immer lebhafter in meiner Seele, seitdem der Gedanke, mich zu verheirathen, auf so manche Weise rege gemacht war, mich wegen seiner Wichtigkeit immer mehr beschäftigte, und gerade weil ich ihn anfänglich unterdrücken wollte, daher ängstlich über mich wachte und hiedurch so oft daran dachte, immer interessanter für mich wurde. Ich dachte jetzt an die Frauenzimmer aus meiner Bekanntschaft und auch an manche, die ich höchst oberflächlich kannte, um selbst einen Entschluß zu fassen, ob ich hier einen Gegenstand finden könnte, der mit meinen Wünschen und Hoffnungen übereinstimmte, ich beobachtete jetzt genauer als jemals alle meine unverheiratheten weiblichen Bekannten; aber auch mich selbst, um nicht meine Absicht zu verrathen, oder irgend eine Blöße zu geben. Die Warnung meines alten Lehrer Kants in seiner Antropologie gegen das Selbstbeobachten fand ich nun bald bewährt, denn diese beständige Aufmerksamkeit, dieses angstvolle Prüfen und Beobachten erzeugten einen gewissen Trübsinn, eine Unzufriedenheit mit mir selbst, indem ich es mir zugleich oft zum Vorwurfe machte, daß ich mich aus einer be-

quemen Lage reißen und aufs Ungewisse einem Glücke nachjagen wollte, das selten dem Sehenden, dem Blinden vielleicht gar nicht erreichbar wäre. Da indeß meine Einkünfte durch Schriftstellerei und die Leihbibliothek jetzt gegen 1000 Thaler betrugen, welches bei den damaligen Preisen der Lebensbedürfnisse ein ansehnliches Einkommen war, ich ein Häuschen und das erforderliche Hausgeräth, auch ungefähr so viel baares Geld besaß, um meine Frau mit 300 Thalern in die Wittwenkasse kaufen zu können, meine Leihbibliothek, nach meinem Tode verkauft, doch immer auch ein paar tausend Thaler werth war, so glaubte ich, daß ein Frauenzimmer ohne alles Vermögen, von mir in eine nicht unvortheilhafte Lage versetzt, durch Achtung, Dankbarkeit und Theilnahme wol an mich gefesselt werden könnte; um so viel mehr, da ich weder blendende Schönheit und blühende Jugend, noch glänzende Eigenschaften des Geistes oder ausgezeichnete Talente, sondern bloß die Eigenschaften einer guten Hausfrau und Mutter forderte. Ich kannte ein Frauenzimmer, dem ich diese Eigenschaften zutraute. Sie besaß ein sanftes Herz, einen gebildeten Verstand und selbst manche äußere Vorzüge. Ich zeigte mich ihr ohne Rückhalt, damit sie mich kennen und richtig beurtheilen sollte, hoffte, daß mir die Erreichung meiner Absich-

ten nicht fehlschlagen würde, als von mir unvorhergesehene Hindernisse dazwischen traten. Hiedurch abgeschreckt beschloß ich mein ganzes Vorhaben aufzugeben, aber jener Unwille, der getäuschte Hoffnungen begleitet, peinigte mich schrecklich, und ich war beinahe nie unzufriedener mit mir selbst als jetzt, da doch meine Phantasie mich gegen meinen Willen wieder von meinem Entschlusse ablenkte. Schon mehr als einmal habe ich geäußert, daß ich zu denjenigen Menschen gehöre, deren Seele nur ein einziger Gedanke füllt, und die alles darüber zu vergessen im Stande sind. Ueberhaupt aber halte ich dies für eine Eigenthümlichkeit der Blinden, die durch keine äußere Gegenstände in dem Gange ihrer Ideen unterbrochen, einzig an dieser ihrer gegenwärtigen Vorstellung hängen, und alles andere darüber vergessen. Daher verstößt auch oft der Blinde gegen den Sehenden, indem er auf nichts Aeußeres sondern nur bloß auf seine inneren Gefühle und Empfindungen, und auf die Schnelligkeit seiner eigenen Gedankenfolge Rücksicht nimmt, und ist deshalb auch in der Regel jähzornig, weil nichts milderndes, kein Wort, keine Geberde, keine Umgebung, oder irgend ein Gegenstand der ihn zur Schonung auffordert, den in ihm aufgeregten Zorn schwächt; und auf eine ähnliche Weise wirken auch Kummer und Gram.

Jetzt wünschte ich mich zu zerstreuen oder vielmehr von allem loszureißen, ich beschloß daher etwas Neues zu wagen oder zu unternehmen. Gemeinschaftlich mit dem gegenwärtigen Geheime-Rath Schmalz wurden „die Preußischen Annalen" eine periodische Schrift, von mir herausgegeben, und außerdem von mir der erste Band meiner Geschichte Preußens ausgearbeitet; doch die anstrengende Arbeit zerstreute mich nicht. Allein da ich den Nutzen gefühlt hatte, den Bewegung mir verursachte, so beschloß ich eine Reise, und zwar auf eine solche Weise zu unternehmen, daß sie durch ihre Neuheit und ihren Zweck mich aus meiner ganzen gegenwärtigen Lage reißen sollte. Lukas David, einer der ältesten Preußischen Chronikenschreiber erzählt, ein großer Theil vom Archiv des Deutschen Ordens wäre nach Krakau gekommen. Es befinden sich zwar hier auf der Schloßbibliothek eine Menge von Urkunden und Briefschaften, aber größtentheils Abschriften, und diese hatte ich benutzt, allein die Benutzung des hiesigen geheimen Archivs, das, weil damals die ältern Sachen ohne Ordnung unter einander lagen, wol niemand für so wichtig hielt, als es gegenwärtig anerkannt ist und worin sich schon nach meiner damaligen Ueberzeugung ein großer Theil des ehemaligen Ordens-Archivs befand, war mir vom Etatsministerio nicht gestattet

worden. Den Grund selbst konnte ich nicht tadeln; nämlich da ich nicht mit eigenen Augen sähe, sondern mich verschiedener junger Leute bedienen müßte, so sei jeder Mißbrauch, wofür ich doch nicht völlig verantwortlich sein könnte, auch von mir nicht abzuwenden oder dessen Verhütung zu verbürgen. Doch hatte ich durch manche meiner Freunde, denen der Zutritt gestattet war, hin und wieder aus dem Archive einige Mittheilungen erhalten. Mir war indeß auch nicht unbekannt, daß Karl Gustav, König von Schweden, wichtige Bücher und Handschriften aus Polen nach Schweden gesandt hatte, und aus einer früher gelesenen Reisebeschreibung (wo ich nicht irre, Biörnståhls) der Umstand mir aufgefallen, daß alles dieses der Akademie zu Upsal geschenkt wäre. Da es mir aber noch immer Freude macht und ich von ganzer Seele dahin strebe, Hindernisse zu überwinden, so war es mein Plan, eine Seereise nach Schweden zu machen, dort mit Hülfe Ungerbühlers die diplomatischen Sammlungen in Upsal zu benutzen, von wo ich dann mit einer ganz unerwarteten Ausbeute für Preußens Geschichte zurückzukehren hoffte. Der Gedanke, etwas zu thun und zu wagen, worauf keiner so leicht fallen würde, hatte für mich einen eigenthümlichen Reiz. Schon wußten es einige meiner Bekannten, daß ich eine Reise nach

Schweden unternehmen wollte, und ich erwartete den Sommer zur Ausführung dieses Entwurfs.

In dieser Periode besuchte ich den verstorbenen Commerzien-Rath Schmidt. Er hatte einen einzigen Sohn, der große Anlagen zum Tonkünstler verrieth. Das Gespräch fiel auf Vaterfreuden, und ich gestand, daß es mir doch auch schmerzlich wäre, wegen meiner Blindheit hierauf Verzicht leisten zu müssen. Diese Aeußerung war um so weniger auffallend, weil ich als ein sehr großer Kinderfreund bekannt war, so daß die Kinder in den mehresten Häusern, worin ich Umgang hatte, sich sogleich an mich wandten und mir herzlich zugethan wurden. Schmidt äußerte jetzt auch, ich sollte mich verheirathen. Da ich mich aber gewöhnt hatte, die Sache so von mir zu weisen, als ob dies für einen Blinden beinahe unmöglich wäre, so wurde mir dies nun um so lebhafter widerlegt, und ich schloß endlich das Gespräch mit der Erklärung, daß ich, um meinen Zweck zu erreichen, zuvörderst ein Frauenzimmer auffinden müsse, wie ich noch keine kennen gelernt habe. Wenig Tage darauf war ich in dem nämlichen Hause mit der Oberstlieutenantin v. Aschersleben, einer sehr ehrwürdigen alten Frau, zu Tische. Schmidt erzählte, daß ich ein Häus-

chen gekauft, mir bloß von einem Maurer und Zimmermann einige Gesellen zuschicken lassen, und das Innere nach meiner Idee aber höchst zweckmäßig verändert habe. Das Gespräch fiel nun auf meine übrigen häuslichen Einrichtungen. Die gute alte Frau äußerte ihren Beifall, fügte aber hinzu: sie freue sich, daß ich meinem Schicksale so entgegenwirke, nur wünsche sie, daß ich nicht krank oder durch Alter hinfällig werden möchte. Dieser Gedanke machte mich selbst zuweilen traurig, und ich gestand dieses. Warum wurde mir entgegnet, verheirathen Sie Sich nicht? Ich wollte nun der Sache eine scherzhafte Wendung geben, und antwortete: weil ich es noch in meinem Leben nicht gewagt habe, mir einen Korb zu holen. Sie verkennen unser Geschlecht, war ihre Antwort; ich bin eitel genug, um zu behaupten: wir sind besser als Sie vielleicht glauben. — Mir war von dieser edlen Frau ein origineller Zug bekannt. Sie war bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ein junges, schönes und reiches Frauenzimmer, und mit dem damaligen Hauptmann von Aschersleben verlobt. Dieser wurde dergestalt verwundet, daß er an seine Braut schrieb und sie des ihm gegebenen Wortes entband. Sie aber erklärte, daß nichts ihre Gesinnungen verändern könne, gab ihm ihre Hand und lebte mit ihm, ei-

nem gleichfalls sehr achtungswerthen Manne, zufrieden und glücklich. Aus dem Munde einer solchen Frau war folglich die Aeußerung wichtig; ich schwieg und konnte mich nicht mehr in einen heitern Ton stimmen.

Ich hatte mich um diese Zeit wegen meines Fuhrwerks mit dem Assessor Fabier völlig auseinander gesetzt, nachdem wir solches drei Jahre lang, ohne in irgend einen Streit gerathen zu sein gemeinschaftlich gehabt hatten; stand früh des Morgens auf, schrieb oder las bis Mittag, und machte beinahe jeden Nachmittag, weil mir die Bewegung in freier Luft äußerst wohlthat, eine kleine Spatzierfahrt. Mit dem Commerzien-Rath Schmidt hatte ich eine solche Spatzierfahrt einst verabredet. Während derselben fiel das Gespräch auf die Oberstlieutenantin Aschersleben, und Schmidt erzählte mir nun, sie habe noch ganz besonders gegen ihn recht theilnehmend den Wunsch geäußert, daß ich mich verheirathen möchte, und zugleich gesagt, daß sie wol auf diesen Fall eine Frau für mich wüßte. Sie wäre nämlich selbst die Pathe eines Fräuleins von Montowt, deren Mutter ihr ganzes Vermögen durch einen betrügerischen Verwandten verloren habe. Allein die Familie wäre bei diesen Unfällen nicht verzagt geworden, der Sohn, im Waisenhause erzogen und zu [illegible]

nem wackern Manne gebildet, und die Tochter habe sich, zum Theil auch ihre Mutter, durch weibliche Arbeiten ernährt. Sie habe eine blinde Vatersschwester gehabt, welcher sie, da solche einige Monate lang an der Wassersucht gelegen, mit seltener Unverdrossenheit bis an ihren Tod jeden Beweis der Liebe gegeben, und wäre gegenwärtig Gesellschafterin der Baronesse von Schrötter, der Schwester des Ministers, die mir schon als ein sehr kränkliches, aber auch sehr verständiges Frauenzimmer bekannt war.

In der That fiel mir diese Nachricht auf, zugleich aber erwachte auch ein gewisses Mißtrauen, doch konnte ich mich nicht erwehren, einige Nachrichten von diesem Fräulein von Montowt einzuziehen. Die Erzählung der guten Frau von Aschersleben wurde von Jedermann bestätigt; ich hörte, daß Fräulein von Montowt über 30 Jahre alt, beständig heiter, äußerst arbeitsam wäre, und beinahe gar keine Ansprüche habe. Noch dachte ich an die Sache gar nicht ernstlich, als sich unerwartet eine Demoiselle Provencale aus Berlin bei mir meldete; sie war mit der ordinairen Post hier angelangt, um als Gouvernante in das Haus meiner Schwester von Kurowski zu kommen. Ich konnte das junge Mädchen wol nicht füglich bei mir beherber-

gen, machte ihr daher den Antrag, sogleich anspannen zu lassen, und sie nach dem Orte ihrer Bestimmung zu bringen. Dies wurde angenommen, und unerwartet fand ich jetzt bei meiner Schwester meinen ältesten Bruder, der, seit wenig Wochen verheirathet, dort den ersten Besuch abstattete. Die jungen Eheleute waren äußerst zärtlich, und da ich meinen Bruder herzlich liebte, nie vor ihm ein Geheimniß hatte, wir allein im Garten waren und er mir gestand, daß er sich als Ehemann äußerst glücklich fühle, so warf ich die Frage auf: was würdest Du dazu sagen, wenn auch ich an eine Heirath dächte? Wollte Gott! sagte er, daß Du ein gutes, redliches Weib fändest; und wärest Du im Stande, eine Frau zu ernähren, so würde ich selbst dazu rathen: nur übereile Dich nicht und prüfe auch, ob Du die Bedürfnisse Deines Hauswesens bestreiten kannst. — Ich erzählte ihm jetzt, was ich von Fräulein von Montowt wußte, daß ich sie freilich noch gar nicht kenne, daß sie mir aber doch äußerst merkwürdig wäre.

Ich suchte und erhielt durch freundschaftliche Vermittelung des Commercien-Rath Schmidt ihre Bekanntschaft, erfuhr, daß sie beinahe drei Jahre lang bei ihrer Cousine, dem nämlichen Fräulein von Kerff, an die ich

schon in meiner Lebensgeschichte dachte, und die vor einigen Jahren als Frau v. Knobloch starb, im Hause gewesen wäre, gerade in dem Zeitpunkte, worin ihr erster Gemahl, der Justizdirector von Schwensitzki beinahe ein Jahr bis zu seinem Tode auf dem Krankenbette hingebracht, dessen Frau aber in diesem Zeitpunkte an heftigen Nervenzufällen gelitten, und daß Fräulein von Montowt sich damals der beiden Kranken und des Hauswesens vortrefflich angenommen hätte. Noch zwei Frauenzimmer, die gegenwärtig verwittwete Frau Obristlieutenantin v. Schönau, damals Fräulein v. Colkrepp, eine geistreiche Frau mit großem Künstlertalent, die nachher im Katharinenstift zu Breslau lebte, eine Verwandte meiner Frau, deren Meinung ich durch einen Dritten ausmitteilte, und die Geheime-Räthin Schlemüller, die auch nichts von meinen Absichten ahnte, fällten über sie sehr vortheilhafte Urtheile. Dieses hob die Schüchternheit, welche mir die erste Bekanntschaft eingeflößt hatte; doch würde ich vielleicht minder schnell gehandelt haben, hätten nicht Klätscher schon überall umhergetragen, daß ich mich mit Fräulein von Montowt verlobt hätte. Neuigkeitskrämer belästigten mich nun mit läppischen Anfragen, thaten, als ob meine unbedeutende Privatangelegenheit, vielleicht weil die Heirath eines Blinden etwas ungewöhnliches

liches war, von groſser Wichtigkeit wäre. Man sprengte die lächerlichsten Gerüchte aus. Ich wäre nämlich an einem Abende durch eine abgelegene Straſse gegangen, hätte ein Frauenzimmer am Klavier spielen und singen gehört, wäre hiedurch so entzückt geworden, daſs ich augenblicklich mich nach der Sängerin erkundiat, und ihr meine Hand angeboten hätte. Wenn gleich meine Frau nicht muſikalisch, eine solche Handlungsweise auch gar nicht meinem Character gemäſs ist, so wurde dennoch dies Märchen überall verbreitet. Ich nicht-allein, sondern auch jeder der mit mir in Verbindung stand, wurde befragt, sollte ausgehohlt werden, und da mich dieses Betragen anleitte, so muſste ich den Plan, meine Frau erst durch Umgang genauer kennen zu lernen, aufgeben, und die ganze Sache entweder abbrechen oder beschleunigen. Ich that das Letzte, und am 14. Mai 1792 feierte ich im Hause des verstorbenen Obersten v. Radicke, eines Freundes von mir und meiner Frau, unsere Hochzeit, und da meine Frau am Hochzeitstage sehr heftig erkrankte, so schien der Anfang meiner Ehe sehr trübselig zu sein.

Meine Frau war in ein paar Tagen wieder hergestellt. Ich erkaufte ihr sogleich aus der Wittwenkasse nach meinem Tode ein

Jahrgeld von 60 Friedrichsd'or; da man aber gegen meine Wechselfähigkeit wegen meiner Blindheit Einwendungen machte, so mußte ich den Einkaufspreis, wofür man sonst gewöhnlich einen Wechsel giebt, baar an das hiesige Banco-Comptoir entrichten. Dies erfuhr die Geheime-Räthin Schlemüller, Gemahlin des Banco-Directors, und ließ mir das Anerbieten thun, daß sie mir diese Summe, wenn es nöthig wäre, vorschießen wollte; hingegen sollte ich solches niemanden entdecken, sondern das Geld ihrem Manne baar bezahlen, ihr aber dafür einen Wechsel geben. Dankbar erwähne ich dieses Anerbietens, wenn ich gleich davon keinen Gebrauch machen durfte, weil ich, was mir noch an der Einkaufssumme fehlte, von meinem ältesten Bruder vorgeschossen erhielt. Ueberhaupt war meine Lage so beschaffen, daß ich und meine Frau damit zufrieden sein konnten. Frei von drückenden Sorgen reichte mein Einkommen zur Bestreitung meiner Ausgaben. Ich hatte am Ende des ersten Jahres 823 Thaler verzehrt und noch etwas erübrigt, trieb daher auch meine schriftstellerischen Arbeiten ohne Anstrengung, schrieb in dieser Zeit die Geschichte Preußens, und jeder Nachmittag wurde größtentheils zur Erholung bestimmt, wozu kleine Spazierfahrten, das Schauspiel und Umgang mit guten und gebildeten Menschen dienten. Ich machte

verschiedene neue Bekanntschaften, auffallend aber war es mir, daß viele meiner ältern Freunde, hierunter manche, die ich herzlich schätzte, obgleich meine Frau jeden derselben zuvorkommend behandelte, sich dennoch zurückzogen. Dies nahm immer mehr überhand, so daß jetzt, ohne daß ich mir die Schuld davon beizumessen weiß, von allen meinen vormaligen Freunden kein Einziger mehr übrig ist, mit dem ich in vertrauter Verbindung stehe, ob ich mir gleich auch nicht den entferntesten Vorwurf zu machen weiß, hiezu einige Veranlassung gegeben zu haben. Dies geht so weit, daß im Februar 1813, da ich über eine Angelegenheit, die Bezug auf mich hatte, gern die Meinung eines unbefangenen Mannes zu erfahren wünschte, mir niemand, den ich zu Rathe ziehen konnte, übrig war.

Meine Aussichten auf Lebensgenuß stiegen indeß durch die Hoffnung, Vater zu werden. Ich und meine Frau wurden hiedurch noch inniger an einander geknüpft, und am 11ten April 1793 erhielt mein ältester Sohn das Leben. Seine sehr schwere Geburt hatte für mich die schrecklichsten Empfindungen zur Folge, ich gestehe, daß bis zu dem Augenblicke der Entscheidung mein Zustand zu den marternvollsten Empfindungen gehörte, die ich je

mals auf Erden hatte, und noch jetzt kann ich nicht ohne Schaudern daran zurückdenken; denn die Hebamme, welche man damals für die erfahrenste in Königsberg erklärte, versicherte, das Kind sei todt, und bloß dadurch, daß man den Kopf entbirne und zusammendrücke, wäre die Geburt möglich. Assessor Fallier langte bereits mit seinen Instrumenten an, widersprach der Hebamme, versicherte es noch nicht mit Gewißheit behaupten zu können, ob das Kind todt sei und jede Operation wäre daher noch vereilig. Die Hebamme schien durch diesen Widerspruch aufgereizt und erklärte, sie wäre wenn Kind und Mutter sterben sollten, frei von jeder Verantwortlichkeit, Fallier blieb bei seinem Widerspruch und that den Vorschlag, noch einen Arzt rufen zu lassen, damit dieser den Streit entscheide. Dieses war der verstorbene Regiments-Chirurgus Harwich; aber in dem Augenblicke, als er die Stubenthür öffnete, kam mein Sohn auf die Welt, doch ohne Leben. Harwich wandte sogleich einige Bemühungen an, und das Kind erholte sich. Meine Frau schwebte lange in Todesgefahr, und erhielt nur langsam ihre Gesundheit wieder; in der Folge waren ihre Entbindungen weniger schwer, und unsere sämmtlichen Kinder, drei Söhne und vier Töchter, sind am Leben.

Die Müßiggänger hatten indeß durch meine Ehe noch lange Stoff zur Unterhaltung und es gab dabei manche kleine Lächerlichkeit. So besuchte mein Bruder, der damals hier zu Königsberg in Garnison stand, zufällig ein Kaffeehaus. Die Anwesenden kannten ihn nicht, unterhielten sich aber darüber, daß der blinde Baczko geheirathet habe, besonders wurde hierbei der Entschluß meiner Frau als höchst auffallend betrachtet. Dieses finde ich nicht, sagte einer der Anwesenden; sie hat kein Vermögen, Baczko hält sich eine ziemlich gute Equipage, geht, so oft er will, mit seiner Frau in das Schauspiel, warum sollte sie ihn nicht genommen haben. Ich habe, fiel mein Bruder ein, noch nicht gehört, daß man die Frau meines Bruders für eine Närrin hält, und dies müßte sie doch offenbar sein, wenn sie ihn bloß aus den hier angezeigten Gründen geheirathet hätte. Die Herrn wurden verlegen und schwiegen. — Eine ähnliche Scene fiel am Tische des Kriegsraths von Fahrenheid vor, wo man alles Mögliche aufbot, um meine Heirath von einer nachtheiligen Seite zu schildern, bis der Minister von Schrötter das Wort nahm. Ich, sagte er, kenne das Ehepaar, Baczko ist ein vernünftiger, gesetzter Mann; er hat eine anspruchlose, verständige Frau erhalten, und ich glaube, daß beide Eheleute klug ge-

handelt haben, und zufrieden sein werden. Oberst von Radicke stimmte nun freudig ein, und die ganze Gesellschaft fand hierauf gegen unsere Ehe nichts weiter auszusetzen. — Viele Menschen konnten es gar nicht begreifen, daß ich, da meine Frau gar nicht häßlich wäre, frei von Eifersucht sein könnte. Sie gingen so weit, mir dieses selbst zu sagen; allein ich war mit großer Offenheit zu Werke gegangen, und hatte meine Frau schon vor meiner Heirath mit meiner Verfassung, meiner Einnahme, meiner Denkungsart, und selbst mit meinen Fehlern bekannt gemacht. Bei dieser Gelegenheit sagte ich es ihr, daß ich sie in Betreff ihres Umgangs nie beschränken, nur aber darauf bestehen würde, daß sie nie mit irgend jemanden Umgang hätte, sobald auf seinem guten Rufe ein Flecken hafte. Sie besäße meine Achtung; wer diese habe, gegen den könne ich nie einen Verdacht hegen, folglich auch keine Eifersucht; aber nach dem Verhältnisse, wie ich hiezu einige Veranlassung bekäme, würde meine Achtung und mein Vertrauen auch dahin schwinden.

Mein gutes Weib hat mir hiezu nie die geringste Veranlassung gegeben. Wechselseitiges Vertrauen und herzliche Anhänglichkeit haben uns bis ins Alter begleitet, und ich glaube, es ihr hier öffentlich danken zu müs-

sen, daß sie für meine Zufriedenheit, meine Ruhe und mein Glück immer gleich thätig war, und bei den drückendsten Verhältnissen durch Genügsamkeit und Frohsinn mein häusliches Glück mehrte. Daher wurde mein Beispiel auch von mehreren Blinden befolgt. Der Professor Baron von Golz und der Cantor Corsepius verheiratheten sich, und der blinde Flötenspieler Dülon, der mich in meinen häuslichen Verhältnissen beobachtete, versicherte, daß er meinem Beispiele zu folgen nicht ganz abgeneigt wäre. Ueberhaupt — man verzeihe mir diesen kleinen Stolz! — ich glaube zu Königsberg auf das Schicksal der Blinden vortheilhaft gewirkt, wenigstens den Glauben herbeigeführt zu haben, daß jeder Blinde, der alle seine Kräfte aufbieten will, nicht zur Unthätigkeit verdammt und kein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist. Ueber meine Schritte wurde, weil ich der erste Blinde war, der ohne alle Scheu und in allen Verhältnissen seinen Weg ging, als über etwas Neues und Sonderbares oft lieblos geurtheilt. Da die Neuheit und Sonderbarkeit sich verlor, so hörte dies auf. Späterhin, da die Blinden in ihrer Ehe nicht unglücklich waren, sagte ich oft lächelnd: die Frau eines Blinden habe große Vortheile, sie wäre so schön als das Ideal ihres Mannes, werde ihm nie durch den Anblick all-

täglich und bleibe ihm ewig jung, weil er nie sehe, daß ihre Reize mit den Jahren schwinden. So sonderbar dies wirklich scheint, so ist an der Sache nach meiner eigenen Ueberzeugung viel Wahres, und ich glaube hierin den Grund zu finden, daß in meiner Seele oft der Wunsch, meine Kinder, nie aber der, meine Frau zu sehen, entstand; denn meine Phantasie hatte sich von ihr ein solches Bild geformt, daß ich durch den Anblick nichts gewonnen hätte.

Allein jenes Geklätsch und jene unzeitige Theilnahme, die bei meiner Verheirathung erwacht waren, wurden auch wieder bei der Geburt meines Sohnes rege. Man erzählte mir mit herz'lichem Bedauern: es wäre ein wohlgebildetes Kind, nur der eine Fuß gleich dem meinigen verdreht, seine beiden Augen mit einer Haut bezogen. Und weil man das Kind, um dies zu prüfen, oft an das Licht brachte, so entstand wirklich eine Augenentzündung. Man ängstigte mich hiedurch nicht wenig. Die Versicherungen der Aerzte, daß alle diese Uebel nicht statt fänden, beruhigten mich. Doch ermangelte der geschäftige Müßiggang nicht, ähnliche Gerüchte bei der Gebart meiner ältesten Kinder rege zu machen, bis ich durch lebhafte Spöttereien über diesen Gegenstand, indem ich die ange-

gebenen Uebel noch vergrößerte, dem Geklätsch ein Ende machte. Die Erfüllung des sehnlichen Wunsches meiner Frau, den Kindern auch selbst die Brust zu reichen, wurde, ungeachtet aller Versuche, durch ein körperliches Hinderniß unmöglich gemacht. Sie that indeß als gute Mutter, so viel sie vermochte.

Mein Vater, vormals äußerst heiter und gesprächig, fing allmälig an, einsylbig und niedergeschlagen zu werden; es fehlten ihm zuweilen Worte, die er dann aus fremden mir unbekannten Sprachen, z. B. der Ungarischen, Bosnischen und Walachischen ersetzte, und verdrüßlich wurde, wenn man ihn nicht verstand. In den letzten drei Jahren sprach er kein Wort, und das letzte Jahr vor seinem Tode kam er nicht aus dem Bette. Als ich meine Frau das erstemal zu ihm brachte, lächelte er sie mit Wohlwollen an, wollte sprechen, ohne es zu können, bot ihr freundlich die Hand und streichelte die ihrige. Ungefähr ein Jahr nach meiner Verheirathung starb er sanft. Wir fanden noch ein Papier, worauf er einige Vorschriften auf seinen Sterbefall niedergeschrieben hatte, hierunter auch einen Wunsch, der seine Liebe für das Militair charakterisirt und auch erfüllt werden konnte, nämlich dieser, daß ihn Soldaten zu Grabe tragen möchten. Bei seinem Tode stand mein ältester

Bruder als Major bei dem damaligen Regimente v. Auer, meine älteste Schwester und mein Schwager Kurowski befanden sich in keiner glänzenden Lage, hatten aber ihr Brod. Meine Geschwister trugen mir auf, den kleinen Nachlaß unsers Vaters zu berechnen, der nun ohne Zuziehung einer Gerichtsperson unter uns getheilt wurde.

Unsere Lage war insgesammt so beschaffen, daß wir mit Ausnahme meines jüngern Bruders, der als Lieutenant zu Wesel stand und eine zahlreiche Familie hatte, wenigstens in keinen drückenden Verhältnissen waren. Die Einkünfte meiner Leihbibliothek vermehrten sich, wenn gleich mehrere Leseanstalten hier entstanden, weil ich mir ein gewisses Zutrauen des Publikums erworben hatte, und da ich Werke gegen Religion und gute Sitten, überhaupt jedes Buch, welches der Ruhe des Schwachen nachtheilig werden konnte, verbannte, wissenschaftliche und lehrreiche Lectüre aber zu befördern suchte, so war mir der gebildete Theil der hiesigen Einwohner zugethan. Allein es stiegen auch jetzt meine Bedürfnisse. Wagen und Pferde hatte ich verkauft, den männlichen Bedienten entlassen, die Vergrößerung meiner Familie hatte mich mein kleines Häuschen zu veräußern und ein größeres zu kaufen gezwungen, und die steigenden Preise der Lebensmittel wirkten nachtheilig auf mich.

Noch muß ich eines Umstandes aus dem damaligen Zeitpunkte erwähnen, der mir bei vielen nachtheilig wurde. Die Französische Revolution erzeugte eine große Verschiedenheit der Meinungen, ich war keinesweges ihr unbedingter Verehrer, hoffte aber: daß Frankreich vom Drucke des Despotismus befreit werden, die ganze Revolution sowol für die Monarchen und Mächtigen der Erde als auch für die Völker selbst, nützlich und belehrend sein würde. Denn die Fürsten würden dadurch behutsam gemacht, mehr selbst zu regieren, die Bedrückungen der Völker und die Beeinträchtigungen des Einzelnen zu vermeiden bestimmt, die Nationen aber auch von jeder Empörung abgeschreckt und lieber etwas zu dulden bewegt werden, um sich nicht jenen Drangsalen und Leiden auszusetzen, die bei einer Staatsveränderung unvermeidlich sind. Ich hoffte: daß Frankreich von mancher Fessel der Vorurtheile und des Aberglaubens befreit werden könnte, hoffte daß man nicht mehr die hohen geistlichen Stellen als Pfründen für die Abstämmlinge der ersten Familien betrachten würde, die oft durch ihre Gleichgültigkeit gegen alle Vorschriften der Religion und Moral, Heuchelei und Unsittlichkeit über die niedrige Geistlichkeit verbreitet und hiedurch nicht blos auf den Character des Französischen Volks, sondern da dieses

durch seinen Einfluß hohe Irreligiosität und Verspottung jedes Heiligen und Ehrwürdigen zur Mode gemacht, auf die ganze Menschheit nachtheilig gewirkt hatten. Ferner durch die Geschichte belehrt, daß eine Nation, die für ihre Freiheit und Meinungen kämpft, unüberwindlich ist, erklärte ich jederzeit, daß der Krieg gegen Frankreich unzweckmäßig wäre, gewiß nicht so schnell beendigt werden würde, als man es bei dem Anfange desselben hoffte. Dadurch verdarb ich es mit vielen, erwarb mir aber eben so wenig den Beifall derjenigen, die es glaubten, daß jedes Glück der Menschheit aus Frankreich kommen würde, weil ich den Unfug und alle Gräuel des Schrecken-Systems zu verabscheuen erklärte. Allein da ich mich über die Sache nicht in Zänkereien einlassen wollte, so entstelen mir höchstens kleine Spöttereien die mir doch in mancher Hinsicht nachtheilig wurden. In einer Gesellschaft fragte mich ein angesehener Mann, was ich zu dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig sage. Ich freue mich darüber, war meine Antwort. Wie ist dieses möglich? rief er mit Staunen, und ich erwiederte blos lachend, weil ich ein Katholik bin: und als man nun Erläuterungen forderte, fügte ich hinzu: wer nun Gregor den 7. und ihm ähnliche Päbste tadelt und ihre Heftigkeit auf Rechnung des Katholicismus

schreibt, dem halte ich das Manifest vor und sage ihm: Menschen, durch Leidenschaften und Vorurtheil geleitet, bleiben in allen Jahrhunderten einander völlig gleich.

Bei einer andern Gelegenheit äußerte einst an einem öffentlichen Lustorte ein Offizier, daß es in Königsberg heimliche Jakobiner, ja sogar Jakobinerklubbs gäbe. Ich versuchte ihn zu widerlegen; er setzte mir, dem er hiebei bloß einen heimlichen Vorwurf machen wollte, die Behauptung auf Ehre entgegen. Auf diese Versicherung, erwiderte ich, glaube ich unbedingt, eile nun aber auch, die Jakobinerklubbs der Obrigkeit zu denunciren, werde mich darauf berufen, die Nachricht von Ihnen erhalten zu haben, bin überzeugt, daß ohne vollständige Gewißheit Sie Sich die Versicherung auf Ehre nicht erlaubt haben, und nun als getreuer Unterthan und Diener des Staats sich mit mir zu diesem heilsamen Zwecke vereinigen werden. Da ich ganz ernsthaft bei dieser Erklärung blieb, gerieth der Mann in Verlegenheit, und nahm immer allmälig, zuletzt seine ganze Behauptung zurück. — Da mein ältester Sohn geboren wurde, sagte ein angesehener Mann in einer großen Gesellschaft: Sie werden ihrem Sohne gewiß echt republikanische Namen geben lassen! O ja! erwiederte ich, und ich

wollte Sie eben um Ihren Rath bitten, ob ich ihn nicht Ehud Timoleon Brutus taufen lassen soll.

Anekdoten dieser Art kamen in Umlauf, theils aber auch rächten sich diejenigen, gegen die ich mir eine solche Neckerei erlaubt hatte, dadurch, daß sie mich selbst als Jakobiner und Anhänger der Französischen Revolution verschrieen, und es kam so weit, daß ich, der ich mir wahrlich keine unanständigen Aeußerungen erlaubt hatte, durch angesehene Männer gewarnet wurde, mich nicht so frei zu äußern. Ich hatte indeß die Genugthuung, ein paar Jahre später, als hier die Französische Revolution so viele und große Verehrer erhielt, ich aber bei der Behauptung blieb, daß kein Zweck unmoralische Mittel heiligen könne, und daß jede Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit Verabscheuung verdiene, für einen Aristokraten erklärt zu werden, ob ich gleich meine Denkungsart in Betreff der Revolution nicht im Geringsten geändert hatte.

In dieser Zeit setzte ich meine Geschichte Preußens fort, und sie fand die günstigste Aufnahme, wurde selbst in Frankreich und England, wenigstens weil sie als Arbeit eines Blinden auffiel, mit Beifall erwähnt;

auch erhielt ich manchen schmeichelhaften und ehrenvollen Beweis gütiger Theilnahme. So hatte schon in dem nämlichen Zeitpunkte, als Geheime-Rath Metzger mich im Journal von und für Deutschland meiner Kenntnisse wegen herabzusetzen suchte, die naturforschende Gesellschaft zu Berlin mich zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Jetzt that es die kurmainzische Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, und die naturforschende Gesellschaft zu Danzig. Der Minister Graf von Herzberg schickte mir die silberne Medaille der Berliner Akademie der Wissenschaften und der damalige Kurfürst von Köln, Hoch- und Deutschmeister, dem dessen Geheimer Archivarius, der Hof- und Regierungs-Rath Polzer, der mit mir in Verbindung stand, und mir manche Urkunde und Belehrung bereits mitgetheilt hatte, den dritten Band meiner Geschichte Preußens überreichte und auf die darin enthaltene Rechtfertigung des Deutschen Ordens aufmerksam machte, forderte mich auf, eine Geschichte des Deutschen Ordens zu schreiben, berechtigte mich, die Archive desselben zu benutzen, und übersandte mir zugleich ein Geschenk von 50 Dukaten. Ich hatte darauf auch wirklich die Absicht, eine Geschichte des Deutschen Ordens zu liefern; allein manche dazwischen kommende Umstände, und zuletzt der Tod des Hoch- und Deutschmeisters hielten mich wieder davon

zurück. Die Geschichte Preußens aber, die in dieser Hinsicht so vortheilhaft für mich wirkte, hatte mir nur geringen Gewinn gebracht; denn die Unternehmung blieb für jeden Buchhändler doch immer kostbar und gewagt. Ich erhielt daher auch kein baares Geld als Honorar, sondern für jeden Band Bücher für den Werth von 200 Thalern, die ich bei meiner damaligen Leihbibliothek sehr gut benutzen konnte. Allein diese war nun auch mein einziger Erwerb. Die mehresten unentbehrlichsten Bedürfnisse waren in einer Zeit von fünf bis sechs Jahren über die Hälfte des vormaligen Werths gestiegen, die Zahl meiner Kinder hatte sich vermehrt, und meine Einnahme reichte jetzt nicht mehr zur Bestreitung meiner Ausgaben hin. Ueberhaupt gehört es zu den Gegenständen, die ich jetzt, dem Grabe nahe, bereue, mich jemals mit der Geschichte meines Vaterlandes beschäftigt, ihr 18 der kraftvollsten Jahre meines Lebens, und manchen Lebensgenuß, manche Freude aufgeopfert zu haben. Gern will ich glauben, daß ein Sehender weder diesen Zeitaufwand, noch diese Anstrengung nöthig gehabt hätte; aber mit eben der Freimüthigkeit glaube ich auch behaupten zu können, daß kein Sehender die Mühe, Arbeit und Anstrengung, welche eine gelehrte Arbeit einem Blinden kostet, gehörig zu würdigen im Stande ist,

und

und wenn daher der Blinde, der immer nur an den ungeheuren Kraftaufwand denkt, von seinem Werke einen vielleicht zu vortheilhaften Eindruck erwartet, so ist es wenigstens eine verzeihliche Sünde. Ich stand daher auch nicht in dem Wahne, ein unsterbliches Werk zu liefern, wol aber meine Zeitgenossen zu überzeugen, daß ein Blinder durch Fleiß und Anstrengung die Hindernisse, welche ihm die Natur in den Weg gestellt hat, zu überwinden im Stande ist; und ich ging daher wirklich so weit, zu hoffen, daß man über meine Geschichte Preußens meine Blindheit vergessen und mich ganz als einen sehenden Gelehrten behandeln würde. Allein jedes Emporstreben schien dem großen Haufen wie der Eingriff eines Wagehalses in fremde Rechte, und einige 30 Jahre voll Anstrengung und alle Opfer, die ich den Wissenschaften brachte, haben in meinem Vaterlande nicht einmal durchgängig den Glauben erzeugt, daß ich in Betreff der Preußischen Geschichte vorzüglich bewandert wäre. So kam einst ein achtungswerther Ausländer, der hier ein Amt bekleidete mit dem Antrage zu mir, ihm, dem man 500 Thaler für die Vertheidigung des Königsbergschen Stapelrechts geboten habe, die erforderlichen Nachrichten dazu mitzutheilen. Noch vor Kurzem sagte mir ein hiesiger Gelehrter, den ich sehr hoch schätze, gleich-

falls ein Ausländer, daß ihn jemand um Nachrichten über den Wasserstand des Pregels, und ein Anderer um Nachrichten über Guilandinus, einen Botaniker aus Preußen gebürtig, gebeten habe, und forderte mich auf, ihm beides zu liefern. Ich schrieb ihm den Titel und die Seitenzahl des Werks auf, worin die Nachrichten über den Wasserstand des Pregels enthalten wären, gab ihm so viele Nachrichten von Guilandinus und dessen Werken, als ich aufgefunden hatte, und erlaubte mir bloß gegen meinen Gehülfen die Bemerkung, daß es doch sonderbar wäre, daß viele meiner lieben Landsleute sich in dergleichen Angelegenheiten gar nicht an mich wenden, oder mir einen Beweis des Zutrauens geben wollten. „Freimüthig frage ich einen jeden, ob, wenn von irgend einem andern Lande eine Geschichte gleich der meinigen kaum beendigt gewesen wäre, ein anderer sofort das nämliche Werk zu schreiben unternommen hätte, wie dieses Herr Staatsrath v. Kotzebue in Betreff der Geschichte Preußens that.

Dieses alles aber that mir nicht gut. Es war mein sehnlichster Gedanke, mir durch die Geschichte Preußens die Anstellung als Lehrer der Geschichte bei einer Preußischen Akademie zu erwerben. Der Plan ist auf eine

für mich höchſt ſchmerzliche Weiſe geſcheitert. Ich fühle, daß ich thöricht handelte, meine Zeit nicht beſſer benutzt zu haben. Hätte ich, drei Jahre, die ich bei dem Studium der Kameral-Wiſſenſchaften, und 18 Jahre, die ich bei der Geſchichte Preußens vergeudet habe, auf ein anderes Geſchäft verwandt, hätte ich, wie ich es oftmals ſchon im Sinne hatte, eine Handlung oder eine Fabrik angelegt, oder hätte ich die auf die Wiſſenſchaften verwandte Zeit der Tonkunſt gewidmet, und ein Inſtrument, wobei keine Stimmung nöthig iſt, wie die Harmonika oder die Flöte, gewählt, ſo würde ich, da ich jede Arie, die ich höre, ſchnell behalte, mir auch zu den mehreſten meiner Gedichte ſelbſt eine Art von Muſik gemacht habe, es doch endlich auf meinem Inſtrumente durch unabläßigen Fleiß zur Vollkommenheit gebracht und das Schickſal eines Dülon oder einer Kirchgeßner gehabt haben, folglich nicht am Abende meines Lebens noch immer mich mit manchem kleinlichen Geſchäfte, mancher Schriftſtellerei, die mir zuwider iſt, bloß als Handwerk beſchäftigen, und mir manche Erholung beſonders Bewegung, ein Genuß, nach dem ich mich wirklich oft ſehne, aus Mangel an Zeit und wegen der damit verknüpften Koſten verſagen dürfen. Oft, wenn ich meine Vergangenheit überdachte, legte ich mir bei dieſer Anſicht die Fragen vor:

Iſt es nicht bloß Schwermuth, welche dir dieſe Stimmung giebt? Verdienſt du vielleicht nicht den Tadel der Ungenügſamkeit? Biſt du nicht vielleicht undankbar gegen die Menſchen, die ſo viel für dich thaten? Biſt du nicht ſelbſt dem Staate den höchſten Dank ſchuldig? — Weit bin ich entfernt, den kleinſten Beweis der Liebe und Theilnahme zu verkennen; aber wer ſtieß nicht auch in ſeinem Leben auf gute Menſchen, und ich, den ſein Geiſt unaufhörlich zu raſtloſer Thätigkeit antrieb, der ich durch das Schickſal in mancherlei Verhältniſſe verflochten wurde, auch überall mit dem mir eigenen Feuer, hin und wieder auch wol zu ſchnell und lebhaft eingriff, kam hiedurch mit einer Menge von Menſchen in Verbindung, und mußte daher auch wol auf manchen edeln und vorzüglichen Mann treffen. Jedem derſelben bleibt ewig meine Hochachtung und mein Dank; aber die Zahl war gering. Für mich als Blinden hat der Staat unendlich viel gethan, und dies anzuerkennen, dem Staate jeden Beweis der Liebe und Achtung zu geben, wo ich vermochte, auf die Stimmung meiner Mitbürger gemäß den Abſichten des Staats zu wirken, hielt ich für Pflicht; aber ich glaubte nicht als Blinder bloß auf die Wohlthätigkeit des Staates Anſprüche zu haben, ſondern es lag auch etwas Höheres in meiner Seele. Die

gütige Hand der Vorsehung gab mir — ich glaube dies frei von Stolz behaupten zu können — manche glückliche Anlage des Geistes. Es fehlte mir weder an gutem Willen, noch an Kraft zur Ausbildung meiner Geisteskräfte. Hätte man, statt mich zurückzustoßen, mir freundlich die Hand geboten, mich auf einen Punkt gestellt, wo ich durch ein angemessenes Wirken zu nützen, durch die Ueberzeugung, für einen hohen Zweck zu arbeiten, mich für diese meine Bestimmung immer weiter zu bilden, unaufhörlich fortzuschreiten aufgereizt wäre, was hätte ich leisten können, und wie gerne würde ich das Höchstmöglichste geleistet haben. Mir Verdienste und allgemeine Achtung zu erwerben, dies war mein Ringen und mein Sehnen. Ich bin nicht geworden, was ich werden, ich habe nicht gewirkt, was ich wirken konnte. — Dies sagt mir meine Ueberzeugung, und nur der gute Wille, daß ich nützen wollte, nicht die Ueberzeugung, hinlänglich genützt zu haben, wird mir jetzt in der Nähe des Grabes tröstlich.

Von diesem Erguße meiner Gesinnungen und Gefühle kehre ich zu der Geschichte meines Lebens zurück.

Ich fiel darauf, weil ich mich immer mit Urkunden und Chroniken beschäftigt hatte, und es damals die Epoche der Ritterromane war,

mich in diesem Fache zu versuchen. Ich schrieb daher den „Ehrentisch“ und noch ein paar Ritterromane. Der Buchhändler Vollmer, den ich, als er seinen damals hier anwesenden Bruder besuchte, persönlich kennen lernte, forderte mich jetzt schriftlich auf, mit ihm in Verbindung zu treten. Ich übersandte ihm eine kleine Schrift über die wahrscheinlichen Folgen der Französischen Revolution, ersuchte ihn aber, mich nicht zu nennen, sondern einen beliebigen Namen oder Buchstaben auf den Titel zu setzen. Er wählte die Buchstaben A. v. K., und es gab nun Recensenten, welche dies August v Kotzebue deuteten, und ganz bestimmt auseinandersetzten, daß dieser der Verfasser wäre. Ja viele wollten seine Verweisung nach Sibirien diesem Buche zuschreiben. Allein Herr v. Kotzebue, bei dem ich mich einst mündlich darüber entschuldigte, versicherte mich: er habe dieses Buch nicht kennen gelernt, und es habe also noch viel weniger einen Einfluß auf sein Schicksal gehabt. Die Ritterromane Hans von Boisen, und Vitold, Großfürst von Litthauen, erschienen nun von mir im Vollmerschen Verlage; Hartung druckte von mir ein Bändchen Operetten. Die „Singschule“ hatte der hiesige Musik-Direktor Mile, die „Cantons-Revision“ Herr Halter componirt: sie wurden hier und zu Danzig aufgeführt. Die vorzüglichste un-

ter dieſen Operetten, Rinaldo und Alzina, kam nicht auf das hieſige Theater: ſie war von Fräulein Thereſe Paradies zu Wien in Muſik geſetzt, auch hat ſie Herr Anton André zu Offenbach componirt, und ſie iſt auf verſchiedenen Deutſchen Theatern gegeben worden. Ueberhaupt lernte ich bei dieſen Operetten einen gewiſſen kleinlichen Neid kennen. Es gab Leute, die, ehe ſie wußten, was an dieſer Arbeit und ihrer Compoſition wäre, ſich alle Mühe gaben, ihr den Beifall des Publikums zu entziehen. Durch meinen Briefwechſel mit Fräulein Thereſe Paradies, die ich als ein Frauenzimmer von dem edelſten Herzen kennen lernte, kam ich auf den Gedanken, ein Oratorium zu dichten, und Fräulein Paradies um die Compoſition deſſelben zu erſuchen. Ich wählte dazu die Heilung des Blindgebornen, einen Stoff, der nach meiner Ueberzeugung für uns beide ein hohes Intereſſe haben mußte. Auf einen Choral des Volks, welcher das Glück Iſraels pries, deſſen Heiland und Retter erſchienen wäre, folgte ein Recitativ des Blindgebornen, worin er ſeine Leiden ſchildert, und das ſich in ein wehmüthiges Arioſo auflöſete, deſſen Inhalt ungefähr dieſer war: für mich iſt jeder Jubelton nur eine Aufforderung zum Jammer, denn für mich den Rettungsloſen iſt alles verloren. Dann fiel eine Baß-Arie ein:

Niemand iſt verloren, der Gott vertraut, welches in einem Quartett weiter ausgeführt wurde. Ein Recitativ nahm dieſe Worte auf, erzählte als Beweis von dem neuen Wunderthäter, und nun führte ein Terzett aus, wie er Blinde und Lahme geheilt, Todte erweckt habe, und ein Chor des Volks fiel jubelnd ein: Der Retter kommt hieher, er iſt nicht fern. So weit war ich in meiner Arbeit, welche freilich auch meine Phantaſie erhitzt hatte; und in der folgenden Nacht träumte mir, der ich ſonſt immer in meinen Träumen ſehe, daß ich als Blinder neben einem Unbekannten ſtände. Dieſer berührte meine Augen, und rief mir zu: ſiehe! Ich ſah neben mir eine ſchöne, weiß gekleidete Geſtalt, ungefähr wie ich mich noch auf den Apoll von Belvedere aus Kupferſtichen erinnere, ſtand mit dieſem meinem Begleiter unter einigen Bäumen auf einer Anhöhe, und bemerkte im Thal ein Gewimmel von Menſchen in antiker Kleidung. Ich erwachte, dachte lebhaft an meinen Traum, ſchlief wieder ein und träumte zum zweitenmal den nämlichen Traum mit einigen unbedeutenden Abänderungen. Da ich nun wieder erwachte, ſo konnte ich mich — denn ſo geneigt iſt der Menſch zum Wunderglauben! — des Gedankens an eine übernatürliche Hülfe nicht erwehren, ob ich gleich wußte, daß meine Au-

gen völlig zerstört waren. Ich fühlte eine entsetzliche Unruhe, war in einer unaufhörlichen Erwartung, und da ich nicht ungegründeten Hoffnungen und der Schwärmerei Raum geben wollte, so zerriß ich mein angefangenes Oratorium, welches, wie ich glaube, recht gut geworden wäre, und gab den Gedanken daran völlig auf.

In dieser Zeit, als ich Schriftstellerei als Haupterwerbsquelle zu benutzen suchte, nahm ich auch an verschiedenen periodischen Schriften Theil und schrieb selbst zwei Jahre lang ein Wochenblatt unter dem Titel: „Wochenblatt für den Bürger und Landmann.“ Alle die Arbeiten brachten mir zwar einigen Vortheil und dienten dazu, daß ich mich und die Meinigen ernähren konnte, doch war ich selbst damit unzufrieden, betrachtete diese ganze Schriftstellerei als ein Tagelöhnergeschäft, und man kann leicht denken, mit wie wenig Anstrengung ich arbeitete, um so mehr, da mir Vollmer selbst schrieb, es komme bei allen diesen Arbeiten auf nichts weiter an, als daß sie in der Manier irgend eines beliebten Schriftstellers wären. Denn Mühe auf Charakter und Styl zu wenden, wäre, weil das Publikum, dem diese Gattung Romane bestimmt sei, beides nicht beurtheilen könnte, völlig überflüßig. Dieses vermehrte das Unan-

genehme bei meiner Arbeit, und da ich überhaupt nur auf meine Thätigkeit, ausharrende Arbeitsamkeit, eine gewisse Schnellkraft meines Geistes, und auf mein außerordentliches Gedächtniß einen Werth setzte, nie aber auf meine schriftstellerischen Arbeiten, mich für den Mann hielt der im gemeinen Leben und dem akademischen Lehrstuhle viel nützen, ungleich weniger aber als Schriftsteller leisten könnte; so machten mir auch meine schriftstellerischen Arbeiten keine Freude, sondern es fehlte mir jene Zufriedenheit und jenes Wohlbehagen, welches ich in meinen akademischen Jahren oft empfand, wenn mir ein Gelegenheitsgedicht wohl gerathen war, oder meine Jugendfreunde, wenn ich ihnen eine von mir aufgesetzte Schnurre vorlas, ihren lauten Beifall bezeugten. Ich schrieb um diese Zeit auch noch Verschiedenes im Fleischerschen Verlage, weil mein verstorbener Freund, der sanfte gute Fest, Prediger zu Hayn bei Rötha, so manche meiner Arbeiten an Sächsische Buchhändler verkaufte. Allein diese Vielschreiberei wurde mir höchst nachtheilig, so wie es jede unaufhörliche Anstrengung wird, wobei man weder Freude noch Lust fühlt, und besonders wirkten die Ritterromane nachtheilig auf meine Gesundheit. Denn da ich meine Phantasie anstrengte, um wenigstens durch häufige und rasche Begebenheiten zu

unterhalten, so erhitzte dieses sonderbare Brüten mein Blut, erzeugte unruhige Träume, und legte den Grund zu jener Schlaflosigkeit, die mit den Jahren zunahm. Auch fand ich, daß allmälig durch Anstrengung und Sorge eine Nervenschwäche, wenigstens erhöhte Reizbarkeit entstand, so daß ich mich oft über Dinge ängstigte und erschrack, die vormals gar keine Wirkung auf mich hervorgebracht haben würden. Das kleinste unerwärtete Getöse, wenn ich gleich dessen Ursachen einsehen konnte, ein plötzlicher Schrei meiner Kinder, brachte mich aus aller Fassung, und ein kleiner wiederholter Schrekken oder irgend eine unbedeutende Besorgniß, besonders der oft und völlig ungegründete Gedanke, bei irgend einer Sache nicht pünktlich recht gehandelt zu haben, konnte mir einen Angstschweiß auspressen, und selbst ein Fieber veranlassen; eine körperliche Stimmung, die sich zum Theil aus diesem Zeitpunkte bei mir erhalten hat.

Schon in meinen akademischen Jahren machten es mir meine Freunde oft zum Vorwurf, daß ich mich, wenn gleich nicht ohne Witz, doch oft äußerst bitter ausdrückte. Ich hatte, überzeugt, daß dieses zu nichts nütze, sondern nur Feinde errege, es mir zur Pflicht gemacht, Einfälle und Aeußerungen dieser Art zu unterdrücken. Jetzt aber wurden die-

ſelben wieder häufiger, und ich mußte genau über mich wachen, damit ich nicht, ſobald mich jemand auch nur auf die entfernteſte Weiſe reizte, ſie mir geſtattete. Auf der andern Seite ſtieg auch dagegen der Hang zur Schwermuth und ein Sehnen nach dem Grabe, wenn mich irgend ein heftiges Leiden drückte, ſo iſt es immer, als ob mir die Stimme eines Freundes den Troſt zuflüſterte: ſei ruhig, im nahen Grabe wird ſich alles enden, und ich geſtehe, daß ich an meinen Tod, ſo wie ein anderer an eine ihm bevorſtehende angenehme Begebenheit, oft lange mit Wohlgefallen, denken kann. Doch iſt dieſes auch nicht immer der Fall; häufig führt mich die mir eigene Aengſtlichkeit darauf zurück, meine ganze Vergangenheit zu durchdenken, und Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und manchen meiner Handlungen, die Ueberzeugung, daß ich oft mehr zu leiſten, oft beſſer zu handeln, manches Böſe zu unterlaſſen im Stande geweſen wäre, und daß manche Handlungen, die ein Anderer, vielleicht ich ſelbſt, im erſten Augenblick für gut hielt, nicht aus der reinſten Quelle entſtanden ſind, trübt alsdann ſelbſt die Ausſicht jenſeit des Grabes.

Beſonders haben ſich, ich weiß nicht aus welchen Gründen, ein paar ſonderbare Ideen

bei mir erzeugt, über die ich freilich zuweilen lächle, die aber doch nicht selten, wenn Schwermuth an meinem Herzen nagt, und ich meine Vergangenheit durchdenke, sich meiner mit vieler Lebhaftigkeit bemächtigen: nämlich ein dunkles Ahnen, als ob ich schon einmal gelebt, einen großen Wirkungskreis gehabt, mich darin nicht gut benommen hätte, und meine Blindheit, so wie meine gegenwärtigen Leiden, eine Art von Strafe wären. Wenn ich etwas lese oder höre, worüber ich vorher gar nicht gedacht habe, so strömt mir zuweilen eine solche Menge von Ideen darüber zu, als ob ich nicht einen neuen Gegenstand, sondern alte längst bekannte Sachen betriebe, und nicht selten ergreift mich dann der Gedanke: dieses ist ein Ueberrest aus deiner ehemaligen Existenz.

So sehr ich bei ruhigem, kaltem Blute mich hierüber wegsetze, so schrecklich peinigt mich oft ferner der Gedanke: wenn nicht Leiden und Unglück wären, so würde keine Freude und Glück sein, wenigstens niemand beides in so hohem Grade genießen, und es muß daher selbst um des Contrastes willen aus einer bessern Welt Leiden und Unglück nicht verbannt werden. Daher ist vielleicht in der Schöpfung eine Gattung von Wesen, die zu beständigen Leiden bestimmt, hiedurch allmä-

lig abgehärtet und unempfindlich werden und nur wie der Schatten in einem Gemälde wirkten, welcher bloß das Helle und Glänzende noch mehr erhöht. Es iſt vielleicht ſelbſt eine weiſe Einrichtung, daß ſolche Weſen, durch unaufhörliche Leiden abgehärtet, zuletzt abgeſtumpft, ſelbſt ihre Leiden nicht beſonders fühlen, ob ſie gleich durch den Anblick ihrer Schmerzen die Freuden der Glücklichen, welche ihren Zuſtand damit vergleichen, um vieles erhöhen. Wenn ich meine Vergangenheit dabei durchlief, mein unabläßiges Ringen mit dem unerbittlichen Schickſal, die immer vorgeſpiegelte Hoffnung und das beſtändige Zurückſchleudern erwog, ſo entſprang in mir der Gedanke: du biſt eins dieſer unglücklichen Geſchöpfe, du ringſt umſonſt, ſelbſt die Ausbildung deines Geiſtes iſt gegen deine Beſtimmung, welche bloß darin beſteht, dich gegen Leiden abzuhärten und endlich zur Gefühlloſigkeit hinzuſinken; und ich leugne nicht, daß mich dieſer ſonderbare Gedanke oft zu Trotz und Keckheit verleitete, die manchem Sehenden auffallend war.

Daß ich bei einer ſolchen Gemüthsſtimmung nicht glücklich ſein konnte, bedarf wol keiner Auseinanderſetzung, und nun denke man ſich noch, daß drückende Nahrungsſorgen, durch Vergrößerung meiner Familie und im-

mer höher steigende Preise der nothwendigsten Lebensmittel erzeugt, hinzukamen. Ich und meine Frau sannen unaufhörlich auf neue Einschränkungen und neue Erwerbsmittel, und der Zufall führte uns wieder ein paar Kostgänger in das Haus, hierunter einen Kurländer von Turnow, einen jungen Mann von gutem sanftem Herzen, der bald mit uns in dem Verhältnisse stand, als ob er einer unserer nächsten Verwandten gewesen wäre. Er nahm an allem, was uns ging, den innigsten Antheil, und um so mehr litt ich bei vielen Unfällen, die ihn bald betrafen. Er selbst war Sergeant unter der Russischen Garde, und stand einst im Schauspielhause bei einem seiner Landsleute, einem durch Rohheit der Sitten bekannten Offizier. Gegen diesen äußerte er sich völlig vergessend, bei dem Schlusse von Iffflands „Advocaten," wo der alte redliche Advocat sagt, daß ein paar Federn kreuzweise über den Sarg gelegt, gewiß eben so viel als ein darauf liegender Degen werth wären, seinen herzlichen Beifall. Der Officier ließ ihm dagegen seine Unzufriedenheit merken. Durch Turnows Nachgiebigkeit wurde der Streit abgebrochen, doch blieb bei dem Verehrer des Degens einige Bitterkeit zurück. Nach einigen Tagen trafen beide auf einer Redoute zusammen, der Officier berauschte sich und verübte manche Unsittlichkeit.

In Turnows Miene war vielleicht Mißbilligung, die noch dadurch sichtbarer wurde, daß er einen seiner Bekannten, mit dem er in dem Zimmer, worin die Erfrischungen verkauft wurden, gemeinschaftlich eine Bouteille Wein getrunken hatte, dieses Zimmer zu verlassen aufforderte. „Herr! halten Sie Sich über mich auf!“ schrie der trunkene Baron v. K. Ich weiß nicht, wie Sie auf diese Frage kommen, antwortete v. Turnow. „Ihre Miene,“ rief der Offizier. Meiner Miene wegen glaube ich doch wol nicht Rechenschaft schuldig zu sein, sagte v. Turnow und verließ das Zimmer. Wahrscheinlich kam ein Dritter hinzu, der den Trunkenen noch aufreizte, denn die Sache schien vergessen, und v. Turnow stand ruhig im Tanzzimmer, als eine Viertelstunde darauf sich der Trunkene mit Geschrei, Schimpfworten und aufgehobenem Stocke durch die Menge drängte. Turnow glaubte, daß er mit einem andern Händel habe, wovon er gar keine Notiz zu nehmen beabsichtigte. Aber da v. K. ihn entdeckte, schlug er mit seinem Stocke in den dicken Haufen, und der Schlag traf einen hiesigen Schauspieler, der ihn nicht einmal kannte. Einige andere Schauspieler und Offiziere sprangen hinzu, um ihn wegzubringen; aber er rief Turnows Namen unter den pöbelhaftesten Schimpfworten aus, und forderte,

daß

daß er, der keinen Degen hatte, augenblicklich ziehen solle. Dieser bat einen neben ihm stehenden Offizier, seinen Landsmann, um einen Degen, der ihm solchen verweigerte; der Trunkene aber wurde indeß aus dem Saale gebracht. Am folgenden Tage rühmte er sich seiner Heldenthat, und versicherte, daß er mit einigen seiner Freunde den v. Turnow, wenn ihn dieser etwa fordern sollte, mißhandeln wolle. Die Strenge der Preußischen Duellgesetze war mir nicht unbekannt, doch konnte ich dem v. Turnow nicht abrathen, dem Verurtheile ein Opfer zu bringen. Meine Pflicht aber war es, dafür zu sorgen, daß er nicht das Opfer von der Tücke seines Gegners werden könnte. Ich ließ Herrn v. S., einen Landsmann und entfernten Verwandten Turnows, einen Mann von Math Entschlossenheit und seltener Körperstärke, zu mir einladen, der auch nun die Einleitung der Sache übernahm. Turnow ritt, obgleich der Degen entscheiden sollte, mit geladenen Pistolen auf den Angriff mehrerer versehen, auf den bestimmten Platz, wohin sich noch einige seiner Bekannten einzeln verfügten, und ich hatte einen Wundarzt, als sei es um einer Spatierfahrt willen, nach einem benachbarten Gasthofe gesandt. v. K. erschien in einer ansehnlichen Begleitung seiner Freunde; beide Kämpfer machten indeß

allein ihre Sache aus. v. Turnow, voll wü-tender Heftigkeit, benutzte die Blößen seines Gegners nicht; einige kleine unbedeutende Wunden, wovon Turnow, der seinen verlorenen Hut nicht aufheben wollte, die wichtigste im Kopfe erhielt, endigten den Streit. Die Sache blieb ohne Folgen, war aber so allgemein bekannt, als es die Händel auf dem Balle gewesen waren.

Es hatte sich auf diesem Maskenballe der damalige Galanterie-Händler gegenwärtige Gutsbesitzer Schneider befunden. Turnow hatte aus dem Laden dieses Mannes einige Kleinigkeiten gekauft, auf dem Balle hatte er mit ihm gesprochen, und war ihm hiedurch genauer bekannt geworden, welches ihm in der Folge nachtheilig wurde. Denn am dritten Osterfeiertage 1796 war ich und meine Frau bei dem Minister v. Schrötter zu Tische; mein Gehülfe war gleichfalls nicht einheimisch, und v. Turnow beschloß, da er sich ganz allein zu Hause befand, zu seiner Zerstreuung einen Spaziergang. Als er über den katholischen Kirchhof ging, sah er ein Gedränge von Menschen nach der Kirche eilen, und Neugier veranlaßte ihn, sich unter die Menge zu mischen. Kaum aber war er in die Kirche getreten, als er durch den ungestüm drängenden Haufen bis in die Nähe des Altars

gedrängt, und ob er gleich von dort zur Kirche hinausgehen wollte, weil immer mehr Menschen hinzukamen, nicht durchgelassen wurde. Er blieb daher unbeweglich auf dem Platze stehen, indeß das Getümmel ihm immer näher kam und mehrere Studenten sich um ihn drängten. Jetzt sah er den katholischen Kirchenknecht Rege, der mit einer langen eisernen Stange, an deren Spitze ein brennendes Licht zum Anzünden des Kronleuchters war, unter den gedrängten Haufen trat, mit den pöbelhaftesten Schimpfworten Platz zu machen forderte, mit geballter Faust den ruhig dastehenden Studenten Andersen vor die Brust stieß, und den übrigen mit der Stange über die Köpfe zu schlagen drohte. v. Turnow wußte keinen Grund von Allem was vorging, suchte noch einmal nach dem Ausgange zu kommen, sah in einiger Entfernung den Studenten Grafen Gröben der ihm winkte, kam hiedurch aus dem Hauptgange, und zugleich zur Kirche hinaus. Noch am nämlichen Abende erzählte mir v. Turnow die Insolenz des Kirchenknechts, und seine Verlegenheit während des in der Kirche geherrschten Getümmels. Ich wiederholte meinen Rath, daß er doch dergleichen Auftritte vermeiden möchte, und verwies ihm zugleich freundschaftlich eine seiner Aeußerungen, die mir der damalige Student Meyer wieder erzählt hatte. Die

Veranlassung dazu gab eine Rede des Doctor Eisner, worin dieser bei Niederlegung der akademischen Rectorstelle den Studirenden, die ihm während dieser Zeit verschiedentlich Verdruß gemacht hatten, einige sehr harte Dinge sagte. Bei dem Herausgehen fragte ein Studirender den v. Turnow, wie ihm die Rede gefallen hätte, und dieser antwortete mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, ohne es zu bemerken, daß Doctor Eisner, der eben auch den Saal verließ, und mehrere Professoren ihm ganz nahe waren: „Ich würde meinen Vater verachten können, wenn er meinen Bruder, der sich einiger Ausschweifungen schuldig gemacht hätte, selbst an den Pranger „stellt.“ Ich äußerte noch bei dieser Gelegenheit, wie eine solche Bitterkeit oft hinlänglich wäre, uns die heftigsten Feinde zuzuziehen, und Turnow erwiderte nun mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, daß er hierin über sich wachen müsse.

Am folgenden Tage erschien der Pedell mit einem Decret des akademischen Senats, ihn zu verhaften. Turnow, sich keiner Schuld bewußt, gerieth in Wuth. Soll ich, sagte er, verhaftet werden, so fordere ich den Schutz des Gouvernements, unter dem ich als Russisch-Kaiserliche Militair-Person stehe; ging in die Hauptwache, und meldete sich als Ar-

resiant. Er wünschte durchaus, daß er entweder als Militair-Person oder als Adlicher, nicht aber als Studirender behandelt werden möchte; denn, sagte er, nach den Aeußerungen des vormaligen Magnificus und nach der durch den Verhaftsbefehl bewiesenen großen Strenge müsse er es verabscheuen, unter der Akademie zu stehen. Kaufmann Schneider, dessen Galanterie-Laden der Hauptwache gegenüber lag, erfuhr, daß v. Turnow dort verhaftet sei, äußerte nun den Wunsch, ihn zu sprechen, und entschuldigte sich gegen ihn, daß er die wahrscheinliche Ursache seiner Verhaftung wäre. Denn er habe dem Kanzelei-Verwandten Wölke auf die Frage, ob er keinen der Studenten, die das Getümmel in der Kirche veranlaßt hätten, zu nennen wüßte, geantwortet: dieses würde vielleicht v Turnow, den er unter diesen Studenten mit aufgehobenem Stocke stehen gesehen, zu thun im Stande sein. Indeß bestand die Akademie auf ihren Privilegien, daß sie jeden Immatriculirten verhaften könne. Ich erbot mich, wenn es erforderlich sei, eine Caution von 1000 Dukaten zu stellen, das Gouvernement ließ den damaligen Magnificus Professor Reusch ersuchen, diese Caution wo möglich anzunehmen; Reusch, bei dem ich mich in diesem Augenblicke selbst befand, wurde verlegen, bestand aber auf Verhaftung, und Turnow

stellte sich nun selbst in die Custodie. Ich suchte jetzt von dem ganzen Vorgange die genaueste Nachricht einzuziehen, und da ich selbst Katholik bin, so erfuhr ich sie durch unbefangene Mitglieder der katholischen Gemeine. Ein Freudenmädchen das zu dieser Gemeine gehörte, hatte mit ihren Gefährtinnen die katholische Kirche besucht, und dort mit äußerer Andacht gebetet. Dieses hatte den Studenten Aegidi ihr einige Lächerlichkeiten, freilich nicht im bescheidensten Tone, zu sagen veranlaßt. Mehrere Studenten hatten daran Theil genommen, und diese sowol, wie die Mädchen zuletzt unanständig gelacht. Dies hätte verschiedenen Katholiken zum Aergerniß gereicht, es wäre dadurch Gezänk entstanden, und der muthwillige Pöbel hätte nun bald an dem Geschrei und entfernte Personen, die gar nicht den eigentlichen Grund gewußt, an dem Getümmel Antheil genommen, und manchen Unfug verübt. Da Turnow bei dem Anfange des Streits nicht zugegen war, folglich die Ursache desselben nicht kannte, Aegidi die übrigen flehentlich bat, ihn nicht anzugeben, so lange sich kein Kläger fände, so kam auch die Sache gar nicht zur Sprache, sondern in den Acten wurde bloß angezeigt: der Probst Promweis habe wegen des Getümmels auf der Kanzel eingehalten und die Anwesenden, aber vergeblich, zur Ruhe ermahnt. Dies habe

auch der Kanzelei-Verwandte Wölke nicht in den anständigsten Ausdrücken versucht, und sei darüber mit den Studenten Ambrosius und Wollschläger in einen heftigen Wortwechsel gerathen. Die eigentliche Sache war, daß Wölke die Studenten geschimpft, und diese ihm Prügel angeboten hatten. Es war hierauf nach der Wache geschickt, und einige Studenten, aber völlig unschuldige Leute, wurden, bloß weil sie Studenten waren, verhaftet. Wölke, der eigentliche Kläger, sagte nun: „Wer bei diesem Skandal von den Studen„ten sich am thätigsten bewiesen, kann ich ei„gentlich nicht bestimmen, da ich die Studen„ten nicht kannte; doch ist mir vom Galan„terie-Händler Schneider gesagt, daß der „Herr v. Turnow auch vorzüglich Antheil an „der Störung unseres Gottesdienstes genom„men." Schneider sagte nun aus: „Ferner „bemerkte ich, daß, da der Kirchenknecht Nege, „die Lichte an der Krone angesteckt hatte und „mit der Stange zurückging, die Studenten „die Stöcke in die Höhe hoben, und mit sel„bigen fochten. Von diesen Studenten kann „ich nur den Herrn v. Turnow anführen, „von dem ich im Haufen bemerkte, daß er „den Stock in die Höhe hielt." Da Wölke Partei und eigentlicher Denunciant war, da seine Aussage gegen den v. Turnow nur auf Hörensagen beruhte, so konnte auf seine An-

Frage gar keine Rücksicht genommen werden. Schneider, ein in seiner Andacht gestörter Katholik, war nicht unbefangener Zeuge, folglich nicht omni exceptione major. Der damalige akademische Syndikus, Criminalrath B** hätte also wenigstens fragen sollen, weßhalb v. Turnow den Stock in die Höhe gehalten, statt dessen aber verfügte er den Verhaftsbefehl. Turnow zeigte mir jetzt an, wie ihn Schneider in gewisser Art wegen seiner Anklage um Verzeihung gebeten habe. Ich ging also selbst zu ihm, und nun betheuerte mir Schneider: Turnow sei unschuldig, er habe ihn gar nicht angeklagt, sondern blos als Zeugen laudirt. Der Herr Syndikus aber habe die Sache höchst schnell und oberflächlich behandelt und seine Angabe daher unrichtig verstanden. Denn Turnow, der nahe bei ihm gestanden, habe nicht um zu schlagen, sondern um sein Gesicht vor dem Herunterfallen der Stange zu sichern, den Stock mit heunterhängendem Arme vor seinem Gesichte gehalten. Ich hielt mich jetzt verpflichtet, mich seiner auf jedem Wege anzunehmen, und wandte mich daher an den gegenwärtigen Geheimerath Schmalz, der damals hier Professor der Rechte war. Dieser, ein feiner, gebildeter Mann, schien äußerst verlegen und äußerte, es sei auf Doctor Elsner ein Pasquil gemacht, und an einigen öffentlichen Or-

ren angeheftet werden, wovon, da sich Turnow im Auditorio so heftig gegen ihn geäußert habe, der Verdacht auf ihn falle. Allein das Pasquill war an dem Abende, als Turnow unerwartet verhaftet sich in der Hauptwache befand, angeheftet, und in so pöbelhaften Ausdrücken, daß es keinen gesitteten Menschen zum Verfasser haben konnte. Auch sah man wol in der Folge selbst ein, daß es am besten sei, diese Sache gar nicht zu berühren. Denn als ich mich an die damalige Regierung wandte, über Turnows Verhaftung beschwerte, und mich Caution für ihn zu stellen erbot, forderte die Regierung einen Bericht vom akademischen Senat, und Criminalrath B** setzte nun diesen Bericht auf. Es heißt darin wörtlich, „daß der Studio„sus v. Turnow als derjenige angegeben wor„den, welcher mit mehreren Studenten bei „der neuerlich vorgefallenen Störung des öf„fentlichen Gottesdienstes in der katholischen „Kirche den Kirchenknecht Rege an der An„zündung der Lichte auf der großen Kirchen„krone durch Anschlagung seines Stocks an „die Stange, womit die Lichte mittelst einer „an der Spitze befindlichen Fackel angezündet „werden, gehindert hat. Es beruhet diese „Denunciation wider den v. Turnow auf der „Aussage eines glaubwürdigen Zeugen, des „hiesigen Kaufmann Schneider, und der Ex-

„ceß ist an sich um so bedeutender, als nach der „Versicherung des Rege und anderer, darüber „abgehörten Personen die Stange durch das „Anschlagen der Stöcke leicht an der Spitze „ein Uebergewicht erhalten und durch das „Herabfallen auf die in der Kirche versam„melte Volksmenge Schaden hätte anrichten „können. Dieses und daß der v. Turnow „ein Ausländer, sonst auch einer andern in „das Publikum gedrungenen Störung der öf„fentlichen Sicherheit verdächtig ist, haben „uns veranlaßt, den Verhaftsbefehl auf ihn „mit zu richten." — Ich habe Schneiders Aussage gleichfalls wörtlich angeführt, und jedermann kann sich selbst überzeugen, wie sehr sie in diesem Berichte entstellt ist, und weil der Verfasser desselben dieses selbst bei dem allen noch fühlte, so wurde die Störung der Sicherheit durch das fünf Monate vorher vorgefallene Duell mit in Anregung gebracht. B** hatte damals gerade einen Termin auf dem Stadtgerichte, und als ihm dort der gleichfalls anwesende Ober-Secretair Engelschmidt, aus dessen Munde ich die Sache habe, den Vorwurf machte, daß er sich und den Senat compromittirt habe, indem er bei Turnows Verhaftung, der bloß zum Zeugen laudirt sei, zu schnell verfahren wäre, erwiderte B**: es mag immerhin sein, wir geben dennoch keine Blöße, sondern wir behaup-

zen, ihn wegen des Duells arretirt zu haben. Dieses ist ja schon vor einigen Monaten vorgefallen, antwortete Engelschmidt. Das schadet nichts, erwiderte B**, wir erklären, erst jetzt davon Notiz erhalten zu haben. Kaum würde ich glauben, daß diese Erklärung wirklich geschehen ist, allein ich traf um diese Zeit zufällig mit einem Mitgliede des akademischen Senats, das mit B** verschwägert war, zusammen, und das Gespräch wurde auf Turnow gelenkt. Ich erklärte seine Verhaftung für übereilt. Aber er hat auch ein Duell gehabt, wurde mir entgegnet. Wenn dies ist, erwiderte ich, so wundert es mich, daß solches der akademische Senat nicht früher in Anregung gebracht hat. O! lautete die Antwort, er hat erst jetzt davon Notiz bekommen.

Durch meinen Gehülfen schickte ich nun den angezeigten Bericht an den Kaufmann Schneider, und ließ ihn fragen, ob dieses seine Aussage wäre. Schneider versicherte nicht nur das Gegentheil, sondern fügte hinzu: da er weit entfernt sei, einem unschuldigen Menschen zur Last zu fallen, so wolle er selbst auf den Senat gehen und sich bestimmter erklären. Dieses geschah, und Schneider sagte aus: „er habe sein Zeugniß blos dahin abgelegt, „daß der v. Turnow gar nicht mit dem Stock

„gegen die Stange gefochten, sondern nur, um „die sinkende Stange aufzuhalten, wahrscheinlich „damit sie ihn nicht beschädige, den Stock „in einer geraden Richtung etwas in die Höhe ge„halten; ferner hätte sich v. Turnow nur „eine sehr kurze Zeit in der Kirche aufgehal„ten, und während dessen sich sehr still und „ruhig betragen, auch überhaupt nicht den „entferntesten Antheil an irgend einem Excess „genommen." — Auf diese Erklärung forderte der Geheime-Rath Schmalz die Loslassung des v. Turnow. Allein B** meinte, Schneider könne aufgefordert sein und nicht aus eigenem Antriebe gehandelt haben. Da aber nun alle, die in diese Sache verwickelt waren, einstimmig die Unschuld des v. Turnow bezeugten, so wurde er endlich nach drei Wochen gegen eine Caution von 100 Dukaten in Freiheit gesetzt. Allein ihn hatte diese Begebenheit so erschüttert, daß er in eine tödtliche Krankheit verfiel, und nur seine Jugend und sein ungeschwächter Körper retteten sein Leben.

Gleich als er verhaftet wurde, drang ich in ihn, mir zu entdecken, ob er schuldig sei. Er betheuerte das Gegentheil. Mir aber fiel es ein, daß von meiner Frau und meinen Hausgenossen eine Gewohnheit an ihm belacht war, die ich ihm selbst als auffallend abzulegen

angerathen hatte. Er ging nämlich oft auf der Straße, indem er den Stock im rechten Arme hielt, so daß die Spitze auf der Schulter ruhte, und hatte mir erzählt, daß ihm dies noch aus seinem Aufenthalte auf der Akademie zu Wilna, wo es eine Studenten-Sitte gewesen sei, übrig geblieben wäre. Er gestand mir, daß er vielleicht im Gedränge, da er wol nicht gewußt hätte, wo er den Stock hinsetzen solle, ihn seiner Gewohnheit nach auf die Schulter gelegt haben könne; auch wäre es möglich, daß er in dem Augenblicke, da die eiserne Stange herunterzufallen, oder vielmehr der Kirchenknecht den Anwesenden damit auf die Köpfe zu schlagen gedroht, den Stock, um diesen Schlag abzuhalten, in die Höhe gehalten habe, doch sei er sich dessen völlig unbewußt. Er hatte daher auch als Feind der Lügen bei seiner ersten Vernehmung ausgesagt: „jedoch will ich „den Umstand, daß ich den Stock in die „Höhe gehoben, nicht ganz geradezu bestreiten, „weil ich mich dessen nicht mehr zu entsinnen „weiß. Ist dies aber der Fall, so habe ich „gewiß keinen andern Grund gehabt, als um „das etwanige Fallen der Stange, welche der „Kirchenknecht herumtrug und die über unserm Haupte schwebte, abzupariren.“ Hierauf gründete sich nun das Urtheil des akademischen Senats, daß dem Nicolaus v. Tur-

now der schon erlittene drei wöchentliche Arrest zur Strafe anzurechnen, u. s. w. und die Kosten der Untersuchung den ad 1 bis 4. incl. genannten Inculpaten zu gleichen Theilen und in solidum zur Last zu legen. Als Gründe des Urtheils wurden angegeben: „Es sei von „dem v. Turnow ausgemittelt, daß er sich „mit unter denjenigen Studenten befunden, „welche ihre Stöcke gegen die Stange des „Kirchenknechts Rege aufgehoben. — — — „Dagegen kommt es ihm zu Statten, daß „nach Aussage beinahe aller abgehörten Zeugen „die Stange des Kirchenknechts Rege in dem „Augenblick, als die Studenten ihre Stöcke „dagegen aufgehoben, zu sinken angefangen habe, „und wird es dadurch, was der Inculpat selbst „sagt, wahrscheinlich, daß er seinen Stock nur „in der Absicht aufgehoben habe, um die sinkende Stange von seinem Haupte abzuwenden. Es blieben ihm aber noch immer andere Mittel übrig, der Stange auszuweichen, „und wenn er diese nicht versuchte, sondern „mit den übrigen Studenten zugleich auch seinen Stock (ob mit krummem oder geradem „Arm, ist durchaus einerlei) gegen die Stange „aufhob, und dadurch zu einer leicht voraus„zusehenden und auch von sämmtlichen darüber abgehörten Zeugen einstimmig bekundeten „allgemeinen Störung in der Kirche mit Veran„lassung gab; so verdient doch diese Unüber-

„legtheit, die durch die Zurechnung der erlit-
„tenen dreiwöchentlichen Gefängnißstrafe immer
„noch nicht verbüßt wird und nur in Rücksicht
„seiner Jugend und seines sonstigen Wohlver-
„haltens so gelinde hat ausfallen können, we-
„nigstens diese geringe Rüge.“ -- Zur näheren Erläuterung dieses Urtheils füge ich nur noch hinzu, daß außer dem Schneider auch kein einziger der vielen verhörten Personen dem v. Turnow auch nur die Aufhebung des Stocks zur Last gelegt, und daß in diesem Urtheile Ausfälle gegen die Defensoren der Angeklagten enthalten sind; ein Beweis wie theuer dem Urtheilsfasser sein liebes Ich war, worauf durchaus nicht die Schuld eines Versehens haften sollte; und der nämliche Mann hat ein so schwaches Gedächtniß, dem v. Turnow in dem Berichte an die Regierung die Störung der Sicherheit anzuschuldigen und im Urtheile selbst das Zeugniß des Wohlverhaltens zu geben. v. Turnow hatte durch dreiwöchentlichen Verhaft sich eine tödtliche Krankheit zugezogen, und mußte über 100 Thaler an Kosten für die Aufhebung eines Stockes entrichten, die nicht einmal hinlänglich bewiesen war. Ob er mit zur Tragung der Kosten in solidum verurtheilt wurde, weil er Vermögen besaß, welches viele der Angeklagten nicht hatten? ob er nicht plenario absolvirt wurde, damit er nicht gegen die

übereilten Richter wegen des unschuldig erlittenen Arrests klagen konnte? darüber waren Rechtsgelehrte nach Durchsicht der Acten uneins. Auffallend war die in den letzteren geäußerte Meinung des damaligen akademischen Syndikus B**, daß Schneider vielleicht aufgefordert und nicht aus eigener Bewegung handle, da doch jeder Preußische Criminal-Richter verpflichtet ist, nicht nach Muthmaßungen zu handeln, und bei dem nur einigermaßen begründeten Argwohn, daß Schneider bestochen oder gestimmt sei, die Sache näher zu untersuchen verpflichtet gewesen wäre; wenn er dieses aber unterließ und die Ehre seines Nebenmenschen durch seine Privat Muthmaßung dennoch actenmäßig angriff, selbst strafbar wurde. v. Turnow wollte appelliren; seine Familie aber verlangte schleunige Abreise, und so unterblieb die Sache.

Es hatte auch diese Begebenheit nicht unwahrscheinlich eine sonderbare Folge. v. Turnow hatte die Nachricht davon nebst den Auszügen aus den Acten an verschiedene seiner Verwandten, hierunter auch an einen Mann übersandt, der bei dem damaligen Kaiser Paul I., besonders aber bei dem Großfürsten Constantin in Ansehen stand, und die schleunige Abrufung aller Russen von den auswärtigen Akademien wurde hiedurch zum großen

Nach-

Nachtheil der Wissenschaften und der Deutschen Universitäten eingeleitet, wo nicht völlig herbeigeführt; und daher schien mir die ausführliche Darstellung dieser Sache zweckmäßig zu sein. Bei mir aber wurde der Gedanke rege, keine jungen Leute mehr zu mir in das Haus zu nehmen, um nicht auch mit den Guten gemeinschaftlich leiden und hiedurch in Angst und Sorgen gerathen zu dürfen. Dieses entzog mir wieder einige kleine Vortheile, und auch meine schriftstellerischen Arbeiten wurden mir immer schwerer, sobald Sorge meine Heiterkeit trübte. Ich dachte nun auf Einschränkungen; aber wie wenige waren in meinem Hause möglich, wo man schon jedes Unnöthige sorgfältig vermied.

Dieses alles lähmte doch meine Thätigkeit nicht, sondern als die zu Mohrungen errichtete physikalisch-ökonomische Gesellschaft ihre Verlegung nach Königsberg zweckmäßig fand, aber auch einen hier beständig einheimischen Mann zur Führung ihrer Geschäfte wünschte, so übernahm ich diesen mir von ihrem ersten Director gemachten Antrag. Man hatte ihr ein ziemlich wüstes Local im Thurme des Schlosses eingeräumt; doch wünschte ich, daß solches ausgebaut würde, weil nach meiner Ueberzeugung ein paar sehr heitere Zimmer, welche eine weite schöne Aussicht hatten, an-

gelegt werden konnten. Der sehr achtungswerthe Graf v. Dohna auf Kondehnen, Director der Gesellschaft, war für meinen Entwurf, den ich an Ort und Stelle, wo ich mir alles hatte beschreiben lassen und den Raum selbst durch meine Schritte abgemessen hatte, wie ich noch jetzt ohne Anmaßung glauben zu können hoffe, nicht unzweckmäßig machte. Allein der damalige Kammer-Director Freiherr v. Buddenbrock that den Vorschlag, daß wir diesen Raum dem Französischen Kolonie-Gerichte abtreten, dagegen dessen Zimmer annehmen und ein Abstands-Quantum von 200 Thalern dafür zahlen sollten. Herr Graf v. Dohna schoß dieses Geld vor, doch die Zimmer, welche wir dafür erhielten, waren so beschaffen, daß, um sie in den gehörigen Stand zu setzen, 174 Thaler erforderlich waren. Es ist gewiß, daß der damalige Magister gegenwärtige Geheime-Legationsrath Hoffmann, was möglich war, aus diesen Zimmern machte; allein sie blieben düster und stockig, und sind jetzt durch den gütigen Beistand des Regierungsraths und Ober-Bau-Directors Müller wieder gegen ungleich bessere Zimmer vertauscht. Die Kasse der Gesellschaft aber hatte durch die angezeigten Ausgaben nun über 300 Thaler Schulden. Ich sah wol ein, daß eine Gesellschaft, die Versuche machen wollte, mit Schulden

und ohne Fonds nicht bestehen könnte. Meine Vorschläge, Materialien zu einer Preußischen Flora und Fauna zu sammeln, eine Naturaliensammlung, vorzüglich in Hinsicht auf Preußen, zu veranstalten und die Preußischen Erdarten chemisch zu prüfen wurden verworfen. Ja man ging so weit, alle Werke, über Physik und Naturgeschichte, welche die Bibliothek enthielt, zu verkaufen, denn die Gesellschaft sollte rein ökonomisch werden; allein sie zählte nur wenig wissenschaftlich gebildete Oekonomen zu ihren Mitgliedern, und noch wenigere waren einen ökonomischen Versuch zu machen bereit. Daher ließ sich wol voraussehen, daß die Gesellschaft nicht gedeihen und, wenn freilich nicht selig, so doch sanft entschlafen würde.

Es that mir wehe, daß eine Gesellschaft zu Grunde gehen sollte, in welcher doch wenigstens der Keim lag, dem Vaterlande nützlich zu werden. Daher suchte ich für einen Fonds zu wirken, und die Führung der Kasse, so wie die damit verknüpften Beschwerlichkeiten wurden mir völlig überlassen. Durch eine Subscription, wozu der Staatsminister Freiherr v. Schrötter, meinem Vorschlage gemäß, gütigst wirkte, so wie durch pünktliche Einkassirung des jährlichen Beitrags von 2 Thalern, wozu sich jedes Mitglied verpflichtete

und durch manche Ersparung gelang es mir, der Gesellschaft einen Fonds von 1300 Thalern und außerdem noch einen Prämien-Fonds von 100 Thalern zu sammeln, die freilich, in Pfandbriefen und Stadt-Obligationen angelegt, jetzt nicht mehr den vorigen Werth haben.

Uebrigens war ich auf jede mögliche Weise die Gesellschaft zusammenzuhalten bemüht, weil ich auf einen glücklichen Augenblick des Erwachens hoffte. Um aber doch auch zu prüfen, ob mein Name nicht zuweilen der guten Sache schade, machte ich im Jahr 1807 folgenden Versuch. Als die Noth damals äußerst groß war, schrieb ich einige einfache Vorschläge nieder, die freilich nicht radical heilen, aber doch für den Augenblick hin und wieder helfen konnten. Ich gab solche, ohne meinen Namen darunter zu setzen, dem General-Landschafts-Director Baron von Korff. Dieser brachte sie zum Vortrage, sie wurden genehmigt, durch die Intelligenz-Zettel veröffentlicht, und die Regierung ließ sie sogar abdrucken und versandte sie an die Domainenämter. Seitdem habe ich in der Gesellschaft mich nur immer duldend betragen. Sie theilte sich bald darauf in die physikalische und ökonomische Klasse. Man wählte mich, besonders weil der Herzog von Holstein-Beck mich sehr zuvorkom-

mend behandelt und mir hiedurch, ohne daß ich es suchte, bei der Gesellschaft einigen Einfluß verschafft hatte, zum Director der physikalischen Abtheilung; ich verbat solches und bot alles Mögliche auf, daß der Professor Wrede die Stelle als Director erhielt, der sich um die Gesellschaft auf mancherlei Weise verdient machte, und auch durch sein Betragen gegen mich mir nie einige Veranlassung zum Mißvergnügen gab. Als aber im Jahr 1814 die Statuten der Gesellschaft verändert und fünf Abtheilungen errichtet wurden, worunter auch eine für Geschichte und Statistik des Vaterlandes war, so wurde dem Professor Hüllmann Theilnahme an der Gesellschaft angetragen. Weit bin ich entfernt, diesen verdienstvollen Mann zu verkennen; allein Preußens Geschichte war für ihn immer nur Nebensache, und ob man ihn gerade in diesem Augenblicke in die Gesellschaft einschob, damit ich nicht etwa als Director der historischen Abtheilung mich durch irgend etwas auszeichnen sollte, dies ist ein Gedanke, der freilich in meiner Seele aufstieg, dessen Richtigkeit ich aber eben so wenig behaupten mag, als zu beweisen im Stande bin.

Um des Zusammenhanges willen habe ich alles, was auf die Gesellschaft Bezug hatte, und auch einige spätere Begebenheiten hier

zusammengestellt. Ich muß daher wieder zu den frühern einleiten, nämlich auf denjenigen Zeitpunkt, worin ich der Gesellschaft einen Fonds zusammenbrachte und wobei mir der Gedanke aufstieg: warum sollte dir, da du noch Kraft besitzest, für die Zwecke anderer zu wirken, der Weg versperrt sein, für die Verbesserung deiner eigenen Umstände zu sorgen? Ich war daher auch nicht müßig, hatte aber bald die Ueberzeugung, daß jeder meiner Versuche fruchtlos war; doch schmeichelte mir noch immer die Hoffnung, weil meine Geschichte Preußens überall mit Beifall angezeigt wurde. Allein in meinem Vaterlande schien ich mir hiedurch wenig Aufmerksamkeit erworben zu haben; und wenn mein gutes Weib zuweilen an bessere Aussichten dachte, so lächelte ich schweigend, ohne wirklich etwas zu hoffen. Da ich mich eines Tages an der Tafel des Ministers von Schrötter, zugleich mit meinem Jugendfreunde, dem jetzt verstorbenen Geheime-Rath und Stadt-Präsidenten Gervais befand, äußerte ich halb im Ernst, halb im Scherz: ein Blinder wäre schon deßwegen übler als ein Tauber daran, weil der letzte immer Hoffnungen und neue Aussichten habe, für den Blinden hingegen in der Welt so wenig zu thun wäre, daß er sich nur höchst selten durch Erbauung eines Lustschlosses selbst täuschen könne. Ich

weiß nicht, ob mein Ausdruck oder meine Miene hierbei auffiel. Mein alter gütiger Freund der damalige Consistorial-Rath, gegenwärtige Bischof Borowski, der auch dabei zugegen war, und der jederzeit mit Liebe und Theilnahme für mich handelte und jetzt noch beinahe der einzig mir übrig gebliebene vieljährige Freund ist, äußerte, als ich ihn nach einigen Tagen besuchte, vom Kriegsrath Scheffner, dem Jugendfreunde des Minister v. Schrötter, gehört zu haben, daß der letzte versichert hätte, er würde sich freuen, meine Lage verbessern zu können, und daß er sich noch besonders des Ausdrucks bedient habe: Baczko gehört zu den Wenigen, die mich lange kennen, und dennoch hat er mich nie mit einer Bitte belästigt, und Borowski rieth mir hierauf einen Entwurf zu gründen. Der Minister v. Schrötter gehörte nach meiner Ueberzeugung zu denjenigen Menschen, die man häufig verkannte und falsch beurtheilte. Ein düsterer Blick, ein starker Ton seiner Stimme haben oft die Härte seines leidenschaftlichen Ausdrucks erhöht. Er ist schnell aus dem Militair- in den Civil-Stand übergegangen, noch schneller emporgestiegen, hat vielleicht hin und wieder verstoßen, und Neid und Haß in einem hohen Grade rege gemacht. Ich habe nie mit ihm eine andere Verbindung gehabt, als die mir der Zufall verschaffte.

Er kannte mich als Knaben, fühlte Theilnahme für mich, als ich blind wurde, seine Schwester, die Verstand mit Herzensgüte vereinigte, war eine Freundin meiner Frau, und wurde hiedurch auch die meinige, und mein Bruder stand mit ihm eine Zeit lang bei einem Departement im Ober-Kriegs-Collegio. Beide waren Freunde, und mein Bruder versichert, daß Schrötter jederzeit als pünktlich rechtschaffener Mann gehandelt habe. Kriegsrath Bock, als Uebersetzer der Georgica bekannt, der eine Zeit lang in seinem Secretariat arbeitete, und späterhin mit ihm aus aller Verbindung kam, hat mir oft gesagt, daß Schrötter ein heftiger, leidenschaftlicher, aber gewiß äußerst rechtschaffener Mann wäre.

Dieses letzte und selbst Züge eines sanften wohlwollenden Herzens werden aus allem dem, was er gegen mich that, einem jeden noch einleuchtender werden. Ein paar Anekdoten zur Probe. Der blinde Baron v. Holz, jetzt Professor, damals aber Student auf der hiesigen Akademie, schrieb an ihn, und bat um einige Unterstützung von Seiten des Staats. Es herrschte in dem Briefe ein etwas kecker Ton. Der Minister fragte: wer ist dieser Holz? Ein hämischer Neid, der zugegen war, erwiderte: ich weiß, daß er ungeachtet seiner Blindheit recht gut Karten

spielt, und reizte den Minister durch diese Aeußerung. Dieser antwortete ihm: der Staat könne nicht jeden Unglücklichen ernähren; er bedaure sein Schicksal, glaube aber, ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Baczko in der nämlichen Lage sich Brot und Hochachtung zu erwerben gewußt habe. Golz, innigst betrübt, brachte mir diesen Brief, äußerte seinen Schmerz, und mir selbst that ein Lobspruch wehe, der mir auf Kosten meines Unglücksgefährten ertheilt war. Ich wußte den Zusammenhang der Sache nicht, schrieb aber, durch meine Lebhaftigkeit fortgerissen, an Bock: Minister v Schrötter wäre ein edler Mann, und ich daher von demselben überzeugt, daß die dem Baron v. Golz ertheilte Antwort nicht aus seinem Herzen gekommen wäre, sondern durch irgend einen falschen Bericht oder Verläumdung veranlaßt sein müsse. Golz wäre zum Kriegsstande bestimmt gewesen, im 13ten Jahre blind geworden, habe folglich Hindernisse zu bekämpfen gehabt, die ich bei einer wissenschaftlichen Erziehung, im 21sten Jahre erst erblindet, nicht gefunden hätte. Golz habe dessenungeachtet viel geleistet, werde hoffentlich mehr leisten, sei jetzt tief gebeugt, und da er in gewisser Art auf mich verwiesen wäre, so halte ich es für Pflicht, ihn zu vertreten, und daher würde Bock von mir ersucht, alles aufzubie-

ten, um den Minister darauf aufmerksam zu machen, daß dem guten Golz hier zu nahe getreten wäre. Bock, ein gerader Mann, wies mein Billet dem Minister v. Schrötter, der nun ganz ruhig fragte, ob mein Urtheil über Golz wahr sei. Bock betheuerte dieses, und ohne weiteres Ansuchen des Baron v. Golz schaffte ihm der Minister in der Folge eine Pension von 200 Thalern.

Auch Werner, der jetzt als Verfasser der Söhne des Thales, des Kreuzes an der Ostsee, und mehrerer dramatischen Gedichte bekannt ist, lebte damals hier zu Königsberg, von vielen Menschen, die ihn nur oberflächlich kannten, besonders da er öfters wichtig verstieß, und manche Sonderbarheiten hatte, völlig verkannt. Mir blieb ein gewisser Funke des Genies, der in ihm schlummerte, nicht unbemerkt, und ich wünschte, ihn in eine Lage zu bringen, worin er von Sorgen und stürmischen Leidenschaften ungeängstet, den Wissenschaften leben könnte, sich aber auch allmälig, durch seine äußeren Verhältnisse gezwungen, mehr, als er bis dahin gethan, den Menschen anfügen müßte; und es gelang mir, die Sache so einzuleiten, daß ihn Minister Schrötter, ungeachtet aller schiefen Urtheile die er über ihn fällen hörte, in sein Secretariat aufnehmen wollte, als Werner

wieder in neue mißliche Angelegenheiten verwickelt wurde, die ihn aus Königsberg und in der Folge nach Plozk zu gehen bewegten.

So hatte ich bis dahin schon den Minister v. Schrötter kennen gelernt, ihn aber noch nie um etwas für mich gebeten. Jetzt gab ich ein Verzeichniß der in Preußen befindlichen Gratial-Güter an den gegenwärtigen Bischof Borowski, mit der Bitte, es durch Kriegsrath Scheffner dem Minister v. Schrötter überreichen und ihn dabei fragen zu lassen, ob er mir die Bewerbung um ein Gratial-Gut ungünstig deuten oder mich dabei unterstützen würde; denn ich setzte voraus, einem feinfühlenden Manne müsse jede abschlägige Antwort wehe thun, und ich wollte ihm die Unannehmlichkeit ersparen, mir solche vielleicht schriftlich ertheilen zu müssen. Der Minister ließ mir sagen, er wäre meine Wünsche zu erfüllen geneigt, und ich möchte daher, gerade wenn er sich in Berlin befände, den Versuch wagen, bei dem Könige um ein solches Gut anzuhalten. Ich that dies und schrieb zugleich an alle Männer zu Berlin, die an meinem Schicksale Theil nahmen, um durch sie die Unterstützung meines Gesuchs bei dem Könige zu erhalten. Aber kein einziger antwortete mir, und da der General-Lieutenant Graf v. Brühl mir schon früher

den Gedanken, mich um ein Gratial-Gut zu bewerben, eingegeben und zwei meiner Bittschreiben deßhalb an den König befördert hatte, die jederzeit an das General-Directorium verwiesen waren, welches mir berichtete, daß es selbst in dieser Gnadensache nicht entscheiden, sondern nur den Gang, den sie genommen, anzeigen könne; so hielt ich auch den jetzigen Versuch für fruchtlos. Der Minister v. Schrötter war selbst vor ein paar Tagen nach Königsberg zurückgekehrt, ohne daß er mir einige Nachricht zukommen ließ, und daher betrachtete ich noch um so mehr meinen Plan als gescheitert.

Meine Lage war indeß ungünstiger geworden. Die Zahl der Leihbibliotheken hatte sich in Königsberg gehäuft, und der meinigen hatte man nicht allein durch Concurrenz, sondern auch durch wirkliche Bosheit zu schaden gesucht, indem in mehreren Büchern im Anfange, in der Mitte und am Ende ein Blatt mit einer feinen Scheere ausgeschnitten wurde. Dieses bemerkte ich erst, nachdem viele Bücher hiedurch defekt geworden waren, konnte den eigentlichen Thäter aber nur durch Argwohn und Wahrscheinlichkeit errathen. Denn es gab eine Leihbibliothek, welche jedes Werk, es mochte den guten Sitten oder dem Glauben des Schwachen so gefährlich sein, als es

wollte, ohne Bedenken kaufte, zum Theil an jedermann, andere Bücher aber unter dem Schein des Geheimnisses mit hiedurch vermehrter Lüsternheit gegen einen besondern Nachschuß verlieh, und hiedurch manchen jungen Leser, freilich zu seinem Nachtheil, an sich zog. Eine meiner Lieblings-Ideen, durch meine Leihbibliothek zum Vortheil des guten Geschmacks zu wirken, und meine Leser immer mehr und mehr zur wissenschaftlichen Lectüre hinzuleiten, wurde hiedurch vereitelt, und ich hatte mich vielleicht über das Unanständige der erwähnten Leihbibliothek so lebhaft geäußert, daß theils aus Rache, theils um durch Herabsetzung der meinigen den Werth der eigenen Leihbibliothek zu erhöhen, wie ich damals argwöhnte, ein Freund meines Gegners an meiner Leihbibliothek Theil nahm und meine Bücher auf die angezeigte Weise beschädigte. Ja, ein Mann, der bereits im Grabe ruht, Vermögen und ein einträgliches Amt besaß, kam auf den Einfall, sich in Berlin ein ausschließendes Privilegium zu einer Leihbibliothek in Königsberg auszuwirken und hiedurch zugleich alle übrigen Leihbibliotheken unterdrücken zu wollen. Der Zufall machte mich mit diesem Plane bekannt, und er scheiterte nun vorzüglich durch den Ober-Consistorialrath Teller, der auf mein Ansuchen den Männern zu Berlin, welche für dies Monopol gewonnen

werden sollten, den Nachtheil desselben auseinander setzte.

Doch hatte dieses das Einkommen der Leihbibliothek wirklich geschmälert, und meine Aussicht in Betreff derselben getrübt. Die Bücherpreise stiegen, und meine Leihbibliothek trug mir daher nicht mehr so viel als vormals ein. Ich hatte schon mehr als einmal versucht, mir ein stehendes Einkommen durch eine periodische Schrift zu verschaffen. Mir schwebten dabei die Schlesischen Provincial-Blätter vor Augen, die sich durch eine Reihe von Jahren erhalten hatten, und ich wähnte, daß nur hohe Uneigennützigkeit bei dem Anfange der Unternehmung, vereinigt mit dem redlichsten Bestreben, so viel als möglich zu leisten, und ein ausdauernder Fleiß erforderlich wären, um die Leser an eine solche Schrift zu gewöhnen, und sie ihnen hiedurch beinahe zu einem bleibenden Bedürfniß zu machen; allein in Preußen gedeiht keine Unternehmung, welche die Theilnahme vieler erfordert; denn hier im Lande sind drei Haupt-Nationen, Litthauer, Polen und Deutsche, und die letztern, so wie überhaupt die Bürger in den Städten, insgesammt Abstämmlinge von Ausländern aus allen Gegenden Deutschlands, selbst aus den drei nordischen Reichen, aus Frankreich, England, Hol-

land, der Schweiz und Italien. Es giebt daher selten einen Mann in den gebildeten Ständen, der nicht noch seine Abstammung aus dem Auslande anzugeben wüßte, und es fehlt noch jene Verbindung, die man besonders in den vormaligen Reichsstädten fand, wodurch ein einziger geachteter Mann auf hunderte seiner Mitbürger, die mit ihm nahe und fern verwandt sind, zu wirken vermag. Unstreitig hat dieses auch seinen großen Nutzen; doch hindert es das Emporkommen vieler Sachen unter Menschen, die durch Abstammung, zum Theil auch durch Religion und Sprache getrennt, nur höchst selten zu einem gemeinschaftlichen Interesse für irgend etwas gewonnen werden können. Aus diesem Grunde hatte selbst zu Königsberg, vor der Entstehung unserer Zucker-Raffinerie, keine Unternehmung auf Actien den gewünschten Fortgang. Auch gab es selbst vormals eine gewisse Trennung unter allen Ständen. So hatten wir einen besondern Adlichen- Kaufmanns- Officianten- und Studenten-Ball. Die Einwohner lebten daher von einander isolirt, welches freilich jetzt zum Theil aufgehört hat, damals aber wurde es dem Verfasser jeder periodischen Schrift äußerst schwer, für die darin aufgenommenen Aufsätze und Notizen ein allgemeines Interesse rege zu machen.

Aus diesem Grunde fand keine periodi-

sche Schrift in Preußen Gedeihen, und schon konnten Lilienthal und Volprecht, die Herausgeber des Erläuterten Preußens und der Acta borussica, und ihre zahlreichen Nachahmer ihren periodischen Schriften keine lange Dauer verschaffen. Bloß „das Preußische Archiv," ob es gleich verhältnißmäßig wenig leistete, erhielt sich während einer Reihe von Jahren dadurch, daß viele Prediger dem Herausgeber durch Beförderung des Absatzes gefällig zu sein wünschten. Mir aber mißlangen ähnliche Unternehmungen. „Die Preußischen Annalen" waren im Auslande mit vorzüglichem Beifalle aufgenommen. Sie erhielten sich aber nur zwei Jahre lang, weil dem Verleger Absatz gebrach. Als die französische Revolution und die damit verknüpften Begebenheiten allgemeine Aufmerksamkeit erregten, gründete ich hierauf mein „Wochenblatt für den Bürger und Landmann," und suchte noch überdem durch abwechselnden und mannigfaltigen Inhalt die Leser zu reizen; doch hatte ich nach zwei Jahren solches gleichfalls aufgeben müssen.

Allein theils zu diesen schriftstellerischen Geschäften, und um meine Geschichte Preußens zu beendigen, hatte ich, seitdem Ungerbühler als Referendarius arbeitete, noch einen zweiten Gehülfen nöthig gehabt. Ich danke der Vorsehung mit inniger Rührung für das Glück, daß sie mir größtentheils vorzügliche

zügliche Männer zuführte und daß beinahe ein jeder in Betreff seiner Versorgung seinen Zweck erreichte; und kann ich mich daher in dieser Hinsicht glücklich preisen. Weil ich aber mit dem Beistande dieser Gehülfen beständig für meine Leihbibliothek und meine schriftstellerischen Arbeiten thätig war, so konnte ich auf die Erziehung meiner Kinder nur äußerst wenig wirken. Auch muß ich die Schwäche bekennen, daß ich zu diesem Geschäfte mich nicht ganz tauglich fühlte; denn bei meiner Lebhaftigkeit und den Forderungen, die ich machte, fehlten mir Geduld und Nachsicht. Beides ist mir sonst bei dem Unterrichte in hohem Grade eigen, und ich werde bei demselben nicht leicht ermüdet oder außer Fassung gebracht; allein die Anhänglichkeit für meine Kinder machte, daß ich schnelle Fortschritte, hohe Aufmerksamkeit und Lebhaftigkeit forderte. Wenn dieses jedoch nicht erfüllt wurde, so konnte ich mich der Traurigkeit nicht erwehren, und mich überfiel eine Angst und eine Schwermuth, die mich beinahe zu allen Geschäften des Lebens untauglich machten. Weil ich aber meine Kinder so weit zu bringen wünschte, um, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihre Bildung durch Privat-Unterricht zu vollenden, sie wenigstens nicht unvorbereitet und mit Nutzen in eine öffentliche Schule senden zu können; so mußte

ich auch allmälig darauf bedacht sein, wenn gleich meine damals noch jungen Söhne dies nicht augenblicklich bedurften, für die Folge die bei dem Privat-Unterricht erforderlichen Kosten herbei zu schaffen, und daher, weil ich keine Aussicht zu vermehrtem Erwerb hatte, auf Einschränkung denken. Die einzige, die mir zweckmäßig schien, war Verkauf meines Hauses, weil ich für einen Miethspreis wohlfeiler wohnen zu können glaubte, indem die Miethe nicht so viel als die Zinsen vom Ankaufs-Preise meines Hauses betragen würden. Ich setzte dies meiner Frau auseinander, die sich nicht ohne einige Aeußerungen, daß ihr die Sache schmerzlich wäre, nach meinem Wunsche [illegible], und wir einigten uns also an einem Sonnabende des Abends dahin, daß ich mein Haus am nächsten Montage in den hiesigen Intelligenz-Zetteln zum Verkauf ausbieten sollte.

Wenig Freude und wenig Lebensgenuß konnte ich meinem guten Weibe verschaffen, die jetzt schon manche Mühseligkeiten und manchen Druck des Lebens ertragen mußte. Mir lächelte keine fröhliche Zukunft; meine letzten Hoffnungen waren aufgegeben, und nach einer, zum Theil schlaflos hingebrachten Nacht, ging ich nun wieder mit dem Gedanken an die Arbeit: eigener Fleiß und eigene Kraft wäre das einzige, dem ich sicher

vertrauen könnte; wo diese aber nicht hinreichend wären, da dürfe ich auch für mich und die Meinigen weder Glück noch Freude hoffen. —

Beilage 1.

Abschrift.

Ew. ꝛc. Antrag, sich mit uns zum akademischen Lehrgeschäfte zu verbinden, ist uns eben so schätzenswerth als angenehm, und wir müssen es daher in der That bedauern, nicht im Stande zu sein, denselben annehmen zu können. Die einzige Zufriedenheit, die uns dabei übrig bleibt, ist, hoffen zu dürfen, daß es Ew. ꝛc. selbst einsehen werden, es sei weder Gleichgültigkeit noch Abneigung die Ursache davon, daß wir Ihren Wunsch unerfüllt lassen, sondern bloß Mangel an gesetzlicher Befugniß, denselben rechtmäßig erfüllen zu können.

Ew. ꝛc. berühren selbst in Ihrem Anschreiben, was Ihrem Gesuch entgegen sein möchte. Der Mangel am Gesicht ist in der That kein Hinderniß, denn wenn gleich Huldreich Schönberger nicht hier, sondern in Leipzig promovirt hat, auch hier nicht als Professor, sondern bloß als Magister (laut unsern Acten) gestorben ist, und sonach noch niemals auf dieser Akademie einem seines Gesichts beraubten die Magisterwürde zu Theil

geworden: so giebt es doch auch kein Gesetz, wodurch dieses verboten wäre, und wir würden demnach dieses Umstandes wegen, nicht den geringsten Anstand nehmen, Ew. ꝛc. Verlangen zu erfüllen. Aber erheblicher ist das andere Hinderniß. Unsere ganze Befugniß, jemanden die Magisterwürde und die Vollmacht zum akademischen Unterrichte zu ertheilen, beruhet auf den Facultäts-Statuten; und diese machen es uns (Cap. XVI. S. Arnoldt Th. 1. Beil. S. 190.) zur Bedingung, einen Eid zu fordern, den ein Genoß der katholischen Kirche nicht leisten kann. Wollten wir uns über diese Bedingung wegsetzen, so würden wir, indem wir die Statuten übertreten, eben dadurch unser ganzes Recht zur Ertheilung der Magisterwürde, als welches eben auf den Statuten gegründet ist, ungültig und unkräftig machen. Nicht zu gedenken, daß überhaupt die hiesige Akademie nach ihren Constitutionen deutlich genug bloß für Protestanten eingerichtet ist; weßhalb sich denn auch, von Stiftung der Akademie an bis auf jetzige Zeit, kein Beispiel findet, daß jemals ein Nicht-Protestant allhier einen Grad zum Behuf des Lehrgeschäftes erhalten hätte. Sogar von reformirten Glaubensgenossen, obgleich diese ganz wol unter dem Namen der Protestanten und evangelischen und Augsburgischen Confessions-Verwandten mitbegriffen werden, sin-

bei sich nur das einzige von Ew. ꝛc. angeführte Beispiel des Strimesius. Und doch hatte auch dieser nicht hier, sondern in Frankfurt promovirt; und verdankte seine Professor-Stelle dem für die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien so sehr eingenommenen Könige Friedrich dem Ersten, der, nach seiner Machtvollkommenheit, ohne sich durch Statuten hindern zu lassen, verfahren konnte: mittlerweile, daß die Mitglieder einer Facultät, wie wir dermalen, sich in der Ausübung ihrer Befugnisse an die Statuten halten müssen, wenn sie nicht durch Uebertretung derselben zugleich jene Befugnisse vereiteln wollen.

Was der Einwand von Seiten der Juden, die zu Doctoren der Medicin gemacht werden, betrifft, so bitten wir Ew. ꝛc. zu bedenken, daß jede Facultät ihre besondere Gesetze habe, daß auch jüdischen Doctoren nie die Vollmacht zum akademischen Lehrunterrichte ertheilt wird, und daß nur kürzlich dem jüdischen Studiosus Euchel die Erlaubniß zum akademischen Lehrunterrichte, die er sogar beim Ober-Curatorio gesucht hatte, aus eben den Gründen, die uns jetzt außer Stand setzen, Ew. ꝛc. zu willfahren, nämlich der philosophischen Facultäts-Statuten wegen, abgeschlagen worden ist.

Bei dieser Lage der Sache bleibt uns nichts übrig, als Ew. ꝛc. unsere Achtung dadurch zu beweisen, daß wir Ihnen vorstellen, ob Sie nicht Ihre Absicht eben so gut erreichen würden, wenn Sie, ohne förmliches Mitglied von der Universität zu sein, Ihre Lehrsachen, nach dem Beispiel des Herrn Fabrik-Inspectors Jacobson, durch das Intelligenzblatt anzeigten, oder, wenn Sie, falls Ihnen ausdrücklich darum zu thun ist, in dem akademischen Lections-Katalog mit aufgeführt zu werden, sich vom Curatorio der Universität die Erlaubniß dazu auswirkten, oder endlich, wenn Sie, falls ihnen etwas an der Magister-Würde selbst liegt, dieselbe von irgend einer andern Universität, deren Gesetze die Ertheilung derselben an Ew. ꝛc. erlauben, zu erhalten suchen.

Wir sind ꝛc. ꝛc.

Königsberg, den 4. Novbr. 1786.

Dechant, Senior und Professoren der philosophischen Facultät auf der Universität zu Königsberg.

Kraus.

Beilage II.

Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. lassen dem Ludwig von Baczko auf seine allhie eingereichte unterthänigste Vorstellung wegen nachgesuchter Erlaubniß, den gradum Magistri anzunehmen, und solchergestalt der allhie studirenden Jugend akademische Vorlesungen halten zu dürfen, hiemit in Gnaden zur Resolution ertheilen, wie demselben vorkommenden Umständen nachgegeben werde, auch ohne des erstern dergleichen Vorlesungen über die Natur- und Preußische Geschichte desgleichen über die Technologie und Handlungswissenschaft zu halten, auch solche von dem so genannten schwarzen Brette zu intimiren, welches dem akademischen Senat zu seiner Nachricht dato bekannt gemacht worden.

Signatum Königsberg, d. 13. Novbr. 1786.

(L. S.)

Grieben. Gr. Schlieben. Finkenstein. v. Knobloch.

Resolution für den
Ludwig v. Baczko.

Beilage III.

Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. lassen dem Ludwig von Baczko auf sein unter dem 23. Februar c. und vorher eingereichte Gesuche, nachdem der erforderte Bericht des Ostpreuß. Etats-Ministerii darüber eingekommen, nunmehro hiemit zur Resolution ertheilen:

Daß, da ihm die Vorlesungen, über die Natur- und Preußische Geschichte, desgleichen über Technologie und Handlungswissenschaft, auch solche bei der dortigen Universität durch das sogenannte schwarze Brett bekannt zu machen, zugestanden worden, wodurch das Wesentliche seiner Wünsche erfüllt, er sich dabei beruhigen müsse; indem seinem übrigen Suchen wegen der ihm entgegenstehenden Statuten der Facultät nicht nachgegeben werden kann, und davon eine Ausnahme zu machen kein Grund vorhanden ist.

Signatum Berlin, den 5. März 1787.

Auf Sr. Königl. Majestät Allergnädigsten Special-Befehl.

Carmer. *Zedlitz.* *Reck.*

Resolution für den
Ludwig v. Baczko.

Beilage IV.

Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. haben sich das fernerweitige Vorstellen des Ludwig v. Baczko, worin derselbe wiederholentlich gebeten, daß ihm erlaubt sein möge, seine Vorlesungen in dem akademischen Lections-Katalogo bekannt zu machen, vortragen lassen, ihm aber hiemit in Gnaden zum Bescheide ertheilen wollen, wie dieses sein Gesuch nicht Statt finde, indem demselben in sothanem Catalogo kein Platz unter denen Professoribus angewiesen werden könne, und ihm vermuthlich, daß er unter die dem Catalog nachgesetzte Magistros mit aufgeführt werde, nicht gedient sein dürfte, Supplicant also sich bei der für ihn getroffenen Veranstaltung, daß er seine Vorlesungen von dem sogenannten schwarzen Brette bekannt machen könne, um so mehr beruhigen müsse, als die bei andern Akademieen gemachte Vorkehrungen allhie in keine Betrachtung kommen.

Signatum Königsberg, d. 26. März 1787.

(L. S.)

Gröben. Gr. Schlieben. Finkenstein. v. Knobloch.

Resolution für den
Ludwig v. Baczko.

Beilage V.

Friedrich Wilhelm König ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unsern ꝛc. Wir lassen Euch in den Original-Anlagen sub lege remissionis die Vorstellungen zufertigen, welche der Ludw. v. Baczko zu Erhaltung der Erlaubniß, seine Vorlesungen gleich denen übrigen Lehrern der philosophischen Facultät, in den Lections-Catalogum einrücken zu dürfen, bei Unserm Ober-Curatorio eingereichet hat, und die mittelst Rescripti sub dato Berlin, d. 21. Mai c. Unserm Etats-Ministerio mitgetheilet worden sind. Wie nun von Euch binnen 8 Tagen, mittelst Berichts pflichtmäßig angezeigt werden muß, ob und was für Bedenklichkeiten solchem Gesuch des Supplicanten entgegenstehen dürften; also mögen Wir Euch nicht verhalten, daß demselben dieses sein Gesuch allbereits, ehe er sich dieserwegen bei Hofe gemeldet, von Unserm Etats-Ministerio, besage der unterm 26. März c. ihm ertheilten und abschriftlich hiebeikommenden Resolution abgeschlagen worden, ohnerachtet er hierunter den stillschweigenden zum Theil ausdrücklichen

Consens der hiesigen philosophischen Facultät nachgewiesen, als welche ihm zu Erlangung dieser Freiheit unterm 4. November a. pr. an das Curatorium verwiesen hat.

Sind ꝛc.

Königsberg, den 11. Juny 1787.

An den Akademischen Senat.

Beilage VI.

Extract aus einem Bericht des Akademischen Senats.

(d. d. Königsberg, d. 19. Octbr. 1807.)

Die Vorlesungen des Professors de Grandpont, der als wirklicher Lector der Französischen Sprache von des Königs Majestät angesetzt worden, sind durch ein bloßes Versehen des Correctoris in die Reihe der philosophischen Vorlesungen gekommen, wie dann auch die von ihm angekündigten Vorlesungen, welche er aber nicht gehalten, unter den von ihm angeführten Titeln, ohne Vorwissen des Senats übersehen worden sind, indem dem de Grandpont allerdings die Befugniß nicht zustand, dergleichen Vorlesungen zu halten, zu welchen nur diejenigen berechtigt sind, welche die akademischen Grade gehörig erworben haben. Es wurde daher auch schon unterm 4ten April im Senat vom zeitigen Prorectore über die unzulässige Bekanntmachung der Vorlesungen des Professor de Grandpont ein Vortrag gemacht, daß dem ꝛc. de Grand-

pont nicht ferner gestattet werden solle, Vorlesungen, welche zum Facultäts-Ressort gehören, anzukündigen; übrigens aber sollten seine Vorlesungen durch einen besondern Strich im Katalog von den Vorlesungen der Professoren getrennt werden.

Rector, Kanzler, Director u. Senat der hiesigen Universität.

Reidenitz. Heidemann. Elsner.
Pörschke. Wald.

Beilage VII.

Se. Königl. Majestät von Preußen ꝛc. haben auf das von dem Ludwig v. Baczko sub dato Berlin, den 7ten Mai c. eingereichte Vorstellen und Gesuch, daß ihm erlaubet sein möge, seine Vorlesungen gleich denen Professoribus der philosophischen Facultät, in dem akademischen Lections-Catalogo bekannt machen zu dürfen, nunmehro sub dato Berlin, den 27sten Juli c. zu resolviren geruhet, daß Supplicant, wie es bereits von hier aus geschehen, abschlägig zu bescheiden, und zur Ruhe zu verweisen sei; welches demselben dann zu seiner Achtung hiedurch bekannt gemachet wird.

Signatum Königsberg, d. 20. Aug. 1787.

(L. S.)

Gr. Schlieben. *v. Knobloch.*

Resolution für den
Ludwig v. Baczko.

Geſchichte meines Lebens

von

Ludwig v. Baczko.

Dritter Band.

Königsberg, 1824.
Auf Koſten der Erben des Verfaſſers.
(In Commiſſion bei Aug. Wilh. Unzer.)

Gewöhnlich wenn mich Leiden drückten, oder mir irgend ein Kummer am Herzen lag, suchte ich durch anstrengende Arbeit mich aufzurichten. Zuweilen wurde es mir unmöglich, an irgend einer Sache Geschmack zu finden, und dann ließ ich mir aus verschiedenen Werken so lange etwas vorlesen, bis ich auf einen Gegenstand stieß, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, oder meine Theilnahme erregte, und mich hiedurch von den traurigen Gedanken zu andern Ideen ableitete. Denn der Blinde hat nicht die Vortheile der Zerstreuung, die dem Sehenden zu Gebote stehen. So bietet mir auf keinem Spaziergange ein neuer Gegenstand auch neue Bilder dar, die mich zum Frohsinn, oder zu einer neuen Empfindung umstimmen; sondern die Dunkelheit, die den Blinden umgiebt, macht ihm seinen Aufenthalt überall gleich und von dem nämlichen Begleiter geleitet, der sich mit ihm zu Hause beschäftigte, wendet sich ihr Gespräch immer auf die nämlichen Gegenstände. Ja, wenn sich der Blinde selbst in eine Gesellschaft begiebt, so bedarf er ungleich längerer

Zeit als der Sehende, auf den der Anblick seiner Umgebung wirkt, um sich in den Ton der Gesellschaft zu stimmen, nicht die Hauptidee, die ihm gegenwärtig ist, zum Gegenstande des Gesprächs zu machen und hiedurch, indem er das Wort führt, vielleicht zu verstoßen. Daher habe ich nie außer mir Trost und Ruhe gesucht, sondern wenn es in meinem Innern stürmte, durch Erweckung religiöser Gefühle und des Vertrauens auf die Vaterhuld des Ewigen, durch Beschäftigung meiner Phantasie, oder durch anstrengendes Nachdenken dem Unmuthe entgegen gekämpft; ein Hülfsmittel, welches, so lange noch Feuer und Jugendkraft im Busen des Blinden wohnen, seine Wirkung nicht verfehlt, aber leider für den blinden Greis stufenweise verloren geht.

Auch damals, als ich nach eingebüßter Hoffnung mich mit Schwermuth zum Verkauf meines Hauses entschlossen hatte, ging ich an meine Arbeit, obgleich meine Stimmung sehr traurig war. Um eben diese Zeit war auch Ungerbühler, mein vieljähriger Gehülfe, als Actuarius in Mohrungen angestellt worden. Ich mußte folglich mit einem jungen Manne, an den ich mich noch nicht gewöhnt hatte, meine Arbeit fortsetzen, und des Sonntags Vormittags ging ich noch mit Unger-

bübler die Beilagen zum vierten Bande meiner Geschichte Preußens, den er, eh' er mich verließ, mit mir noch zu ordnen wünschte, durch. In diesem Augenblick brachte ein mir unbekannter Bedienter ein Billet. Uebelgelaunt und auf meine Arbeit erpicht, legte ich es unerbrochen bei Seite, ohne zu fragen, von wem es wäre, und sagte bloß, daß ich antworten würde. Der Bediente, dem dies auffallen mochte, sagte: das Billet ist von dem Minister von Schrötter. Ich erbrach's und hörte zu meinem Erstaunen: der König habe mir das im Dorfe Lissewo bei Gollub liegende Gratial-Gut geschenkt. Ich war so überrascht, daß ich dem Minister in diesem Augenblicke nicht einmal schriftlich danken konnte; und ersuchte den Bedienten, seinem Herrn mündlich dies zu sagen und hinzuzufügen, daß ich ihm nach Verlauf von ein paar Stunden meine Aufwartung machen würde. Ich eilte zu meiner Frau, der Verkauf des Hauses lag auf ihrem Herzen, und sie saß, weil es gerade Sonntag war, bei einem Erbauungsbuche. Ich verkaufe unser Haus nicht, rief ich beim Hereintreten. Verkaufe es doch nur, wenn es nothwendig ist, war die Antwort. Es ist jetzt, erwiderte ich, nicht nothwendig, seitdem ich ein Landgut habe. Es kam zur Erläuterung, und unsere Rührung und unser Dank gegen die

Vorsehung waren gewiß in diesem Augenblicke um so herzlicher.

Minister von Schrötter empfing mich mit vieler Güte und gab mir den Rath, mich in Betreff dessen, was ich jetzt zu thun hätte, bei dem Oberst von Schönnermark zu erkundigen, der damals bei dem hiesigen Artillerie-Regimente stand. Schönnermark, ein sehr gerader Mann, der meine ganze Hochachtung besaß, empfing mich mit vieler Güte, sagte, daß er mir Glück wünsche, daß ich aber auch jetzt die Niedrigkeit vieler Menschen im ganzen Umfange kennen lernen würde, weil gewiß sehr viele mir das Gut als höchst erbärmlich schildern und alles aufbieten würden, mir solches für eine Kleinigkeit aus den Händen zu bringen, und daher Vorsicht, selbst Mißtrauen nothwendig wäre. Der gegenwärtige Landhofmeister von Auerswald war damals Kammer-Präsident zu Marienwerder geworden. Er hatte die Güte, mich an den Kriegsrath Hering, in dessen Departement das Amt Gollub lag, und an den dortigen Amtmann zu empfehlen. Der Letzte setzte nun mit Zuziehung eines Forstbeamten einen Anschlag auf, wodurch er nach Kameral-Grundsätzen erwies: Lissewo sei 1100 Thaler werth, erbot sich aber doch mir einen Käufer zu

schaffen, der 1500 Thaler geben würde. Den Posttag darauf zeigte mir der Amtsschreiber aus Gollub an, er wisse einen Käufer, der 3000 Thaler zu geben bereit wäre. Die Kammer setzte mir jetzt einen Termin, an dem sie mir das Gut übergeben wolle, und mit meinem neuen Gehülfen, dem jetzigen Regierungs-Secretair Alert, eilte ich nach Marienwerder, von wo ich gemeinschaftlich mit dem Kriegsrath Hering und dem Kammer-Referendarius Kalso zur Uebergabe nach Lissewo reisete. Der Amtmann zu Gollub schilderte mir den damaligen Pächter von Lissewo, Herrn v. Boblecki als einen bösartigen und ränkevollen Mann dem ich daher aus dem Wege gehen sollte; die Grenzen von Lissewo hingegen als völlig bestimmt. Wir fuhren des Nachmittags dahin, damit ich vorläufig einen Begriff von dem Gütchen selbst bekommen möchte. Schon bei dem ersten Anblick zeigte es sich, daß alle Gebäude höchst baufällig waren, und ins Wohnhaus führte man mich nicht, weil der Pächter nicht zu Hause sein sollte. Allein sein Schwager, der Probst aus Gollub, kam jetzt zu uns, versicherte sein Schwager sei einheimisch, und rief ihn herbei. Bei seinem ersten Anblicke sagte mir Alert insgeheim: ein so schöner Mann mit einem so offenen Gesichte kann unmöglich so ganz schlecht sein, und ich er-

widerte ihm insgeheim: suchen Sie seine Bekanntschaft. Wollen Sie denn, sagte dieser Mann, nur die Gebäude, nicht auch die Grenzen prüfen? Ich werde Sie, fügte er hinzu, anzeigen, und dies kann am Besten zu Pferde geschehen. Alert begleitete ihn in sein Haus, und erbat sich auch von ihm ein Pferd, um ihn immer begleiten zu können. Der Weg ging an einen Grenzhügel, der an ein benachbartes, vor kurzem vermessenes Gütchen stieß. Hier, meinte der Amtmann, höre auch Lissewo auf. Aber, erwiederte v. Bobslecki, bloß gegen das Gut des Nachbarn, denn ich will Ihnen die von hier anfangende weitere Grenze zeigen und so ging es in den Wald hinein. Der Amtmann wurde jetzt höchst unwillig, versicherte, was man für Grenzhügel ausgeben wolle, wären Ueberreste Schwedischer Schanzen. Allein diese Hügel gingen so regelmäßig in einer Linie fort, daß sie gar nicht das Ansehen einer verfallenen Verschanzung hatten, und auf jedem Hügel war ein Baum, mehrentheils eine Linde, gepflanzt. Auch kam ein alter benachbarter Polnischer Edelmann hinzu, und meine Kenntniß der Polnischen Sprache schafte mir bald mit ihm und dem Probste zu Gollub eine nähere Bekanntschaft. Durch diese und verschiedene gemeine Leute, die ich befragte, mitelte ich folgendes aus. Gollub

war zur Polnischen Zeit eine Staroſtey, und dieſes Gratial-Gut Liſſewo war oft im Beſitz der Staroſten, die es dann wol wenn ihr Vortheil damit verbunden war, auf Koſten der Staroſtey und des Stadtfeldes von Gollub zu vergrößern ſuchten. Es war daher vor ungefähr 100 Jahren auf die Klage der Bürger eine Commiſſion nach Gollub gekommen, hatte die Grenzen gegen das Gebiet der Staroſtey durch die Schüttungen genau beſtimmt, auch den Eigenthümer von Liſſewo verpflichtet, das an ſich geriſſene Stadtfeld wieder zurück zu geben. Dieſer aber hatte durch allerlei Verbindungen die Ausführung des Urtheils verzögert. Zur Zeit der Preußiſchen Beſitznehmung war Liſſewo einer Wittwe auf Lebenszeit verliehen, die es gegen einen Einkauf und eine jährliche Leibrente einem Andern abgetreten hatte. Jetzt wandten ſich die Bürger von Gollub an die Kammer. Dieſe ſetzte ſie durch eine Commiſſion im Beſitz des ihnen entzogenen Stadtfeldes. Nun griff auch der Domainen-Beamte zu, erklärte, dieſer Wald habe zur Staroſtey gehört, und da er von allen Königlichen Forſten beträchtlich entlegen war, und ſein Ertrag nicht die Koſten eines Forſtbedienten hinlänglich vergütete, ſo erbot ſich der Beamte dieſen Wald zu adminiſtriren und jährlich eine gewiſſe Summe dafür zu geben.

Dieſer Ertrag des Waldes war ſo gering, daß er von einem Viertel der Einnahme entrichtet wurde, die der Beamte von den benachbarten Bauern für das Recht erhielt, ihr Vieh in dieſem Walde hüten zu dürfen, der jetzt den Namen des Domainen-Waldes führte und der einzige in ganz Preußen war, der nicht unter einem Forſtbedienten ſtand, ſondern vom Domainen-Beamten inſpicirt wurde. Nun klagte die Wittwe wieder, man habe ihr ſo viel genommen, daß ihr Gut nicht mehr achtzehn urbare Huben habe, wovon ſie doch die Abgaben zahlen müſſe, und forderte Nachlaß der letztern. Die Kammer ſandte einen Conducteur, der vom Stadtfelde die Vermeſſung anfing, und nachdem er 18 Huben herausgebracht hatte, zu vermeſſen aufhörte. Im Walde ſelbſt hatte man ſchon ein paar Stellen urbar gemacht, Bauern darauf angeſetzt, welche einige Abgaben zahlten, und hierauf, ſo wie auf die Zeichnung des Conducteurs, wurde nun die Behauptung gegründet, daß der Wald zum Domainen-Amte gehöre. Es mag immerhin ſein, daß die vormaligen Starоſten ihre Grenzen, ſo wie in Betreff des Stadtfeldes, auch in Betreff des Waldes erweitert hatten; Boblecki aber mittelte es aus, daß vor einigen Jahren ein Bauer, auf Befehl des vormaligen Beamten einige Grenzhügel in der Nacht

habe umpflügen müssen. Ich machte nun meine Ansprüche auf den Wald rege, und mir wurde jetzt ein Strich von vier bis sechs, ja, wie der Amtmann sagte, bis acht Huben Wald zugeschlagen; ich aber ließ für die mir geleisteten Dienste den v. Boblecki unter der Bedingung, daß er mir 150 Thaler geben sollte, noch ein Jahr lang im Genuß des Guts.

Jetzt kam noch der Stadtrichter von Gollub mit einer zweiten Forderung. Er wies mir die Abschrift einer Urkunde, wodurch die Einwohner von Gollub berechtigt wurden, Lehm zu Töpfen und Ziegeln auf dem Grunde von Lissewo zu graben. Nun war das ganze Gut abhängig gegen die Drewenz, der Boden bestand aus Sand, über dem eine dünne Erdschicht von Lehm lag. Grub man diese dünne Erdschicht ab, so fiel, besonders bei der Beackerung, die Erde nach der in hohen Ufern fließenden Drewenz hinab, und da der Stadtrichter behauptete, die Grenze des Stadtfeldes gehe auf den Bergen, so wurde diese Grenze beständig unsicher und Lissewo vermindert. Der Stadtrichter wollte, wie ich auch erfuhr, die Ziegelei von Gollub, die gerade am Fuß der Berge lag, und schon einen Theil des Abhanges als Garten und Ackerfeld zu benutzen angefangen hatte, auf Erbpacht annehmen. Die

mir vorgezeigte Urkunde, die ich sogleich für falsch und untergeschoben erklärte, war vom Meister des St. Rosalienklosters zu Jerusalem ausgestellt, angeblich aus dem geheimen Archiv zu Königsberg verabfolgt worden. Ich erhielt aber aus eben diesem Archiv ein Attest, daß es alle auf Westpreußen Bezug habende Urkunden nach Marienwerder geschickt habe, und bei der Kammer zu Marienwerder mittelte ich selbst, durch den gütigen Vorschub einiger Mitglieder, das in Lateinischer Sprache gefällte Urtheil der Polnischen Commission und das auf Grund dessen gefällte Urtheil der Marienwerderschen Kammer aus, und beide Aktenstücke bewiesen, daß die Grenze von Lissewo nicht oben, sondern am Fuß der Berge liege. Ich aber hatte aus allem diesem die Ueberzeugung erlangt, daß mir, wenn ich dieses Gut behaupten wollte, eine Menge von Prozessen bevorstände, daß ich mit sehr gefährlichen Gegnern zu thun haben würde, und daß dieses Gut so verwüstet sei, daß die ganze Sorgfalt eines Sehenden erforderlich wäre, um solches wiederherzustellen. Mein ganzer Plan mußte deshalb darauf gerichtet sein, einen sichern und redlichen Käufer zu finden. Bei meiner Rückkehr nach Marienwerder erzählte ich dem damaligen Regierungspräsidenten nachherigen Preußischen Kanzler, Freiherrn von Schrötter, was ich ausgerichtet hätte,

und da er mich fragte, ob ich auch mir die Ausführung der Ansprüche vorbehalten hätte, worüber ich bei genauerer Kenntniß und bei dem Besitz meines Gutes etwas ausmitteln würde, so fand ich diesen Punkt so äußerst zweckmäßig, daß ich um dessen Nachtragung in das Uebergabe-Protokoll ansuchte, welches auch erfolgte. Außerdem erhielt ich vom Herrn Präsidenten von Schrötter ein Empfehlungsschreiben an Herrn v. Blomberg, den Besitzer von Galschewo und Lopatka, der allgemein als ein sehr entschlossener und rechtschaffener Mann bekannt war, und der nun die Gefälligkeit hatte, sich in allem, was Lissewo betraf, als mein Bevollmächtigter zu betragen. Er erwies mir viele Gefälligkeiten, sah auf die Bestellung der Wintersaat, tauschte auch einen Theil des Saatgetreides aus, indem er frei von allem Eigennutz besseres für schlechteres gab. Ich hatte von Gollub aus eine kleine Reise nach Thorn gemacht, um Herrn Stadtrath Kannenberg persönlich kennen zu lernen, der mir schon vorher einige Gefälligkeiten erzeigt hatte, mir auch gegenwärtig seinen Beistand zusagte, und den Rath gab, Lissewo durch eine in Thorn zu veranstaltende freiwillige Licitation zu veräußern.

Bei meiner Rückreise aus Thorn, wo die ganze Nacht vorher ein schrecklicher Sturm

und Platzregen gewühet hatte, begegnete mir ein sonderbares Abenteuer. Plötzlich hörten wir kläglich wimmern und um Hülfe rufen, und bemerkten einen Menschen, dessen Unterleib in einem kleinen Graben, oder vielmehr einer Vertiefung zwischen zwei Getreidebeeten lag, so daß das Wasser über ihn floß, indeß der Kopf auf dem einen, die Füße auf dem andern Ufer des Grabens im Trocknen lagen. Nachdem er herausgezogen war, zitterte er am ganzen Leibe, vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten, und erzählte, er wäre ein Unteroffizier von dem in Thorn liegenden Preußischen Infanterie-Regimente, von dort aus Tages vorher nach Gollub geschickt, und habe, um dies zu erreichen, bei einbrechendem Sturm und Platzregen seine Schritte verdoppelt. Da wäre ihm in der Finsterniß unerwartet der Teufel erschienen, und habe ihm erklärt, er müsse umkommen, dafern er ihm nicht seine Seele geben wolle. Wenn er dies zu thun bereit sei, dürfe er nur einen großen Geldbeutel annehmen, den er ihm dargereicht hätte. Er aber habe gebetet, und das drei mal wiederholte Anerbieten des Teufels von sich gewiesen, der ihn hierauf an den Ort gebracht, aus dem wir ihn herausgezogen, und von dem er sich selbst nicht fortzubewegen im Stande gewesen wäre. Alle unsere Vorstellungen und Versicherungen, daß er sich

getäuscht habe, waren fruchtlos. Er wiederholte verschiedentlich die nämliche Erzählung. Ich folgerte indeß, daß er entweder trunken oder durchs Gehen erhitzt in den Graben gefallen wäre. Vielleicht schwebten in der Dunkelheit ängstliche Bilder vor seiner Phantasie, oder sie wurden durch Krämpfe veranlaßt, welche die Kälte des über ihn strömenden Wassers erzeugte. Die Heftigkeit aber, womit der Mann die Wahrheit seiner Aussage behauptete, überzeugte mich, wie leicht der Mensch Bilder seiner Phantasie für Wirklichkeit annehmen kann, und wie vielleicht manche Teufels und Gespenstergeschichte ähnlichen Umständen ihren Ursprung verdankt.

Vor Königsberg, wohin ich jetzt zurückkehrte, kamen mir meine Frau und Kinder entgegen, und bald folgten mir dahin die Briefe verschiedener Käufer. Alle machten solche Bedingungen, die mir nicht anständig waren. Doch sah ich daraus, daß eine gewisse Concurrenz statt finde, und bat deßhalb Herrn Stadtrath Kannenberg, durch die öffentlichen Blätter zu Thorn und Marienwerder den Licitations-Termin bekannt machen und solchen abhalten zu lassen. An Herrn v. Blomberg aber wandte ich mich mit der Bitte, daß er auf diesem Licitations-Termin in meinem Namen erscheinen und meine Rechte

wahrnehmen möchte, wo ich ihm alsdann noch genauer meine Wünsche auseinandersetzen wollte. Er antwortete mir aber, daß er dies daher nicht thun könnte, weil er selbst auf Lissewo zu bieten entschlossen wäre, und daher würde es unrecht sein, wenn er von meinen eigentlichen Absichten sich unterrichten lassen wollte. Diese Offenheit erzeugte nun bei mir den Wunsch, daß er mein Käufer werden möchte, und wir einigten uns daher sehr schnell auf 10.000 Thaler. Die Kosten welche ich bei der Erwerbung dieses Guts gehabt hatte, waren ungefähr 500 Thaler, das Uebrige folglich reiner Gewinn. v. Blomberg hat in der Folge dreimal so viel als ich bei dem Verkauf des Guts erhalten, verdankt dies aber der zweckmäßigen Bewirthschaftung, den Verbesserungen, die ihm einige tausend Thaler kosteten, und dem gestiegenen Preise der Güter. Ich setze dies aber bloß deßhalb her, damit nicht etwa jemand glaube, daß v. Blomberg mich bei diesem Kaufe übervortheilt habe. Er hat den damaligen Umständen nach bloß nicht theuer gekauft, mich aber bei der ganzen Sache keineswegs gedrückt, und ich gönne daher ihm und seinen Kindern den redlich erworbenen Vortheil. Jetzt wünschte ich meine Leihbibliothek, ein kleinliches Geschäft, das mir auch vielen Verdruß gemacht hatte, auf eine gute Weise los

zu werden, und es meldeten sich verschiedene Käufer, besonders der damalige Organist Schulz, der aber zum Glücke seiner Familie, weil er wenig Wochen darauf starb, den Handel nicht abschloß. Meinen ganzen Plan wußte jedoch mein Gehülfe, Alert, der sie damals verwaltete. Ich widerrieth ihm den Ankauf, weil die Sache ihn von seinen übrigen Geschäften und dem Studiren ablenken würde. Da er aber wiederholentlich darauf bestand und den Ankauf für sein Glück erklärte, so willigte ich ein, sie ihm für den niedrigsten Preis, wofür ich sie verkaufen wollte, den ich ihm vorher gesagt und den mir auch der Organist Schulz bereits geboten hatte, zu überlassen. Er hat sie in der Folge mit einem Gewinn von mehr als 1000 Thalern wieder verkauft, und die ganze Sache ist seiner weitern Beförderung nicht nachtheilig gewesen. Durch den Verkauf von Lissewo, der Leihbibliothek und einer Erbschaft von 1000 Thaler, die meine Frau von einer Vaters-Schwester gemacht hatte, war ich in kurzer Zeit in den Besitz eines Vermögens von 14000 Thaler gekommen, die ich zu 5 Procent benutzte, und dennoch war mein Einkommen im Ganzen nicht wichtig verbessert, weil ich jetzt den reinen Gewinn der Leihbibliothek, der jährlich 600 Thaler betrug, entbehrte. Da-

gegen drückte mich aber auch nicht mehr die damit verknüpfte Mühseligkeit, und wenn ich gleich am Ende des Jahres, besonders da ich noch anfänglich von den Zinsen manche kleine Schulden bezahlte, der Vorsehung dankte, wenn meine Ausgabe nicht die Einnahme überstieg, so war es doch für mich ein herzerhebendes frohes Gefühl, nicht mehr an kleinliche, mir widerwärtige Geschäfte gefesselt, mich wieder ganz den Wissenschaften weihen zu können. Schriftstellerei beschloß ich nicht mehr bloß um des Erwerbs willen zu treiben, doch aber das Angefangene zu beendigen. In meinem Hauswesen wurde nichts verändert, weil ich gar keine Freude daran fand, mir gütlich zu thun, wohl aber daran, nicht geizen zu dürfen, und gern in manchen Fällen etwas Ueberflüßiges that.

Als um diese Zeit hier die Artillerie-Akademie angelegt wurde, suchte ich, zum Theil auch wol, weil der Wunsch nützlich zu sein, nie in meiner Seele schlummerte, als Lehrer der Geschichte angestellt zu werden. Daß Medicinal-Rath Hagen die ersten und gerechtesten Ansprüche auf die Anstellung als Lehrer der Physik hatte, war gewiß, allein Oberst von Schönnermark, der die ganze Sache einrichtete, war äußerst verlegen, wen er als Lehrer der Mathematik in Vorschlag brin-

bringen sollte. Daß der verdienstvolle, damals aber bereits kränkliche Hofprediger Schulz die Stelle nicht annehmen würde, ergab sich von selbst. Professor Jensichen, ein sehr achtungswerther Mann, hatte eine gewisse Schüchternheit, die den Obersten von Schönnermark besorgt machte. Da mich nun dieser um Rath fragte, empfahl ich ihm den gegenwärtigen Geheime-Ober-Regierungs-Rath Hoffmann, der sich damals zu Wehlau aufhielt, sich aber nicht gleich seiner Verhältnisse entschlagen konnte. Nun kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht Professor Kraus die Stelle annehmen würde. Schönnermark, der ihn nicht persönlich kannte und sich auch keiner abschlägigen Antwort aussetzen wollte, wünschte nun, daß ein Dritter ihm den Antrag machen möchte, und Kraus, mit dem ich seit meinem Promotionsversuche aus aller Verbindung gekommen war, schien durch meinen Besuch und Antrag verlegen zu werden. Da ihn aber mein Betragen wahrscheinlich überzeugte, daß Hochachtung und eine redliche Absicht hiebei zum Grunde lag, so nahm er die Stelle an, die er jedoch, weil er sie nicht nach seinem Geschmacke fand, auch bald wieder niederlegte.

Die Stelle als Lehrer der Geschichte trug mir nur 150 Thaler, und, weil meine

Wohnung von dem Hörſaale ſehr entfernt lag, wurden mir noch 20 Thaler für einen Wagen den ich zum Hin- und Zurückfahren bedurfte, vergütet. Da ich zwei Stunden ununterbrochen vortrug, ſo hatte die Sache anfänglich für mich einige Schwierigkeiten. Mein Gedächtniß bedurfte manches Hülfsmittels, ich ſchrieb daher anfänglich die Jahrzahlen eine hinter der andern, und gab dieſen Zettel meinem mich begleitenden Gehülfen, um mir, wenn ich etwas auslaſſen ſollte, den Namen und die Jahrzahl zuzuflüſtern, welches aber bald nicht mehr nöthig war, weil mein Gedächtniß den Strom der Rede hinreichend unterſtützte, und es mir Mühe koſtete, bei der Menge von Materialien, die ſich während des Vortrages noch immer vervielfältigten, nicht zu ausführlich zu werden, nur immer das vorzüglich Zweckmäßige auszuheben, nicht zu ſchnell zu ſprechen, und mich nicht von meinem Feuer zur Declamation fortreißen zu laſſen, welches alles ich erſt bei vermehrter Uebung zu vermeiden erlernte. Gerade aber dieſer dem erſten Scheine nach anſtrengende Vortrag und die beſtimmte Bewegung, die ich wöchentlich zwei Mal hatte, wirkten vortheilhaft auf meine Geſundheit.

Meine Zuhörer beſtanden aus jungen Offizieren und den Portepee-Fähnrichs, doch be-

ehrten mich auch einige ältere Offiziere mit ihrer Gegenwart. Der Cursus währte drei Jahre, doch nur die Wintermonate hindurch. Ich trug während des ersten Winters die alte Geschichte vor, gewöhnlich bis auf Karl den Großen oder bis an die Kreuzzüge, im zweiten Winter die neue Geschichte und im dritten, Geschichte, Geographie und Statistik des Preußischen Staats; und glaube ich mir die Zufriedenheit meiner Zuhörer erworben zu haben; denn viele äußerten für mich herzliche Anhänglichkeit. Einige Bombardiere wünschten, diesen Vorlesungen beiwohnen zu dürfen; und da es mir immer Freude war, so vielen Menschen als möglich zu nützen, so bat ich den Obersten v. Schönnermark, doch alle Artilleristen, die Liebe zur Sache dazu bestimmen würde, an meinen Vorlesungen Theil nehmen zu lassen. Dies geschah nun auch bei den übrigen Vorlesungen, so daß jetzt die Zahl der Zuhörer vom Artillerie-Corps nicht unbeträchtlich war. General-Lieutenant von Tempelhoff forderte von uns einen vierteljährigen Bericht, und da ich mit ihm in einen Briefwechsel gekommen war, so wurde mir der Auftrag ertheilt, daß ich zugleich mein Urtheil über diejenigen meiner Zuhörer vom Artillerie-Corps, die sich vortheilhaft oder nachtheilig auszeichnen würden, beifügen, und darüber vierteljährig ein Privatschreiben an

ihn erlassen möchte. Dies setzte mich in große Verlegenheit; denn ich dachte, daß vielleicht ein Adjudant diesen Brief geschrieben, hier Einem oder dem Andern davon einen Wink gegeben haben und ich hiedurch in den Verdacht kommen könnte, nicht bloß hierin, sondern auch in andern Fällen dem General v. Tempelhoff manche Nachricht mitzutheilen. Ich antwortete: daher, daß ich dieses gnädige Zutrauen dankbar erkenne und mich glücklich fühlen würde, durch meinen Bericht das Glück und weitere Fortkommen gebildeter, gesitteter und fleißiger Zuhörer befördern zu können. Den Brief des General-Lieutenants und meine Antwort zeigte ich nun dem damaligen Obersten v. Schönnermark, äußerte meine Besorgnisse, und fügte hinzu, daß ich gern den vorzüglichen jungen Mann empfehlen, nie aber irgend Einem schaden würde. Oberst v. Schönnermark war mit meinem Benehmen zufrieden, und ich hatte in der That die Freude, einigen jungen Männern, die es verdienten, nützlich zu sein.

Bald wurde auch eine neue Erwerbsquelle für mich die hiesige Kriegsschule. Die Offiziere wünschten, daß ich ihnen Geschichte in militairischer Hinsicht vortragen, und immer in drei Halbjahren enden

möchte. Dies schaffte mir denn Gelegenheit, die gewöhnliche Abtheilung von alter, mittlerer und neuer Geschichte zu wählen. Nur während des Winters wurden diese Vorlesungen gehalten, und trugen mir jährlich, da jeder Zuhörer ein Honorar von vier Thaler zahlte, 100 bis 150 Thaler ein. Weil meine Vorlesungen über Geschichte Beifall erhielten, so machte mich nach dem Tode des Professors Mangelsdorf der akademische Kanzler, Herr Geheime-Rath Schmalz, darauf aufmerksam, daß ich für Zuhörer aus allen Ständen Vorlesungen über Geschichte halten möchte. Er selbst erbot sich, die Studirenden zur Benutzung meiner Vorlesungen aufzufordern. Der gute fromme Hofprediger Schulz war damals Magnificus, und daher erwartete ich in dieser Sache, obgleich ich die Stimmung mancher Professoren gegen mich kannte, auch nicht den geringsten Verdruß. Wie sehr aber erstaunte ich, da ich erfuhr, daß der Anschlagzettel vom schwarzen Brette auf Befehl des Hofprediger Schulz durch den Pedell, der ihn vorher vom akademischen Kanzler erhalten hatte, abgerissen wäre. Man versicherte mich (doch kann ich, weil ich es nur von Hörensagen weiß nicht dafür bürgen), daß bloß zwei Professoren den akademischen Senat zu diesem Schritte bestimmt hätten. Ich nahm jetzt eine Verfügung des Ober-Curatoriums

und eine zweite Verfügung des Staatsministeriums, die dem akademischen Senat gewiß mitgetheilt, und folglich bereits bekannt waren, und mich meine Vorlesungen durch das schwarze Brett anzuzeigen berechtigten, und erklärte, daß wenn der akademische Senat nicht sogleich mein Zettel wieder anschlagen lassen werde, ich eine Beschwerde bei der Regierung eingeben, auch diesen Fall dem Staatsministerio und Ober-Curatorio anzeigen und es beiden überlassen würde, selbst wegen der Verachtung ihrer Befehle das Erforderliche zu verfügen. Mein Zettel wurde angeschlagen, und eine Vorlesung über alte Geschichte kam zu Stande. Mir wurde jetzt von einer wichtigen Militairperson der Rath ertheilt, ich sollte mich um die durch den Tod des Professor Mangelsdorf erledigte Stelle melden, mein Schreiben sollte durch den Oberst-Lieutenant v. Schlieben, Gouverneur des Prinzen Wilhelm von Preußen, dem König eingehändigt und aufs thätigste unterstützt werden. Ich sollte mich zugleich erbieten, die Vorlesungen bei der Kriegsschule alsdann unentgeltlich zu halten, weil jetzt mancher arme Offizier, dem die Bezahlung des Honorars lastig fiele, solchen nicht beiwohne.

Ein akademisches Lehramt war jederzeit das Ziel meiner Wünsche, weil ich die Ue-

berzeugung hatte, daß mein Pflichtgefühl mich antreiben würde, wenn ein gewisses Fach mir angewiesen wäre, mich nach Möglichkeit darin auszuzeichnen. Und bei meinem starken Gedächtnisse, der Lebhaftigkeit meines Vortrages, und einem starken Organ, hoffte ich meiner Blindheit unbeschadet, einem solchen Amte gehörig vorstehen zu können. Durch meine Geschichte Preußens glaubte ich meine Kenntnisse im Gebiete der Geschichte dargethan, und selbst von dem Ober-Schul-Collegio vor kurzem einen Beweis des Zutrauens erhalten zu haben. Denn dies hatte mich auf den Antrag des Minister von Schrötter ein Lehrbuch der vaterländischen und auch ein Lehrbuch der Welt- und Menschen-Geschichte für die Neu-Ostpreußischen Schulen abzufassen beauftragt. Weil in diesen Anstalten die Geistlichkeit der Provinz gebildet würde, sollte in dem letzten auch das Wichtigste aus der Kirchengeschichte auf eine solche Weise, daß es weder dem gebildeten Katholiken, noch dem Protestanten anstößig wäre, und soviel Litteratur-Geschichte enthalten sein, daß man dadurch die vorzüglichsten Schriftsteller aus jedem Theile der Wissenschaften, und aus jedem Zeitalter wenigstens dem Namen nach kennen lernen könnte. Noch schwieriger wurde dieser Auftrag dadurch, daß ich die bisherigen Lehrbücher und die bisherige Methode

dabei besonders berücksichtigen sollte. Das Lehrbuch der Geschichte enthielt beinahe einen doppelten Cursus, nämlich ausführliche Summarien, die dem Gedächtnisse in den untern Klassen eingeprägt wurden, und die ausführliche Erläuterung oder den zweiten höhern Cursus, der eigentlich nur für den Lehrer diente, um, was ihm zweckmäßig schien, zu ergänzen. In den obern Classen aber sollte dieser zweite, höhere Cursus zu einem Lehrbuche dienen, über welches der Lehrer einen ausführlichen Vortrag halten könnte. Die Schwierigkeit, diesen Forderungen zu gnügen, wurde mir sehr anschaulich, und ich bekenne es freimüthig, daß mir unter solchen Umständen, die Abfassung dieses Werks nicht geringe Mühe kostete. Jetzt glaubte ich, daß es mir zur Empfehlung gereichen würde, berief mich daher in meinem Schreiben an den König darauf, daß ich von dem Ober-Schul-Collegio vor kurzem noch den Auftrag zur Abfassung dieses Compendii erhalten hätte, auch mein Lehramt bei der Artillerie mit Beifall verwaltete; bat aber, weil ich der Universität durchaus nicht zu nahe treten wollte, von einem alten Gesetze zu dispensiren, welches mir, einem Katholiken, entgegen wäre, und erhielt hierauf folgenden königlichen Bescheid:

Fester lieber Getreuer! Auf Euer Gesuch vom 4ten d. M., um Ertheilung der Mangelsdorffschen historischen Professur zu Königsberg, gebe ich Euch zu erkennen, daß bei Eurer entschiedenen Verdienstlichkeit, die Verschiedenheit Eures Religions-Bekenntnisses, wofern nicht die Privilegia der Universität ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen sollten, Mich nicht abhalten würde, Euch hierunter zu willfahren. Da ich aber den unglücklichen Zustand, worin Ihr Euch durch den Mangel des Gesichts befindet, für bedenklich halte, indem dieser, so sehr es Euch zur Ehre gereicht, dieses Hinderniß bekämpft zu haben, Euch doch immer außer Stand setzen muß, Euer Fach in dem größten Umfange zu studiren, als es von einem Lehrer der Universität erfordert wird, der nicht bloß die ersten Grundlinien einer Wissenschaft den Studenten vortragen, sondern auch die Wissenschaft selbst durch unabläßiges Forschen in den Quellen und Fortschreiten in der Litteratur vervollkommnen muß, so weiß ich sehr, daß Euren Wünschen wird Gehör gegeben werden können. Ehe ich indeß einen bestimmten Entschluß dieserhalb fasse, will ich das Gutachten des Staatministers von Massow, das ich dato von ihm erfordert habe, zuvor in Erwägung ziehen als ꝛc. Potsdam den 12ten October 1801. Friedrich Wilhelm.

Jetzt glaubte ich, obgleich ich die größte Bescheidenheit jederzeit für Pflicht hielt, mich über jede Bedenklichkeit hinwegsetzen zu müssen; daher erneuerte ich mein Gesuch bei des Königs Majestät, mit dem Bemerken, daß mein Werk über die Geschichte Preußens, im In- und Auslande mit Beifall aufgenommen, wol hinreichend verbürge, daß ich nicht vermessen genug gewesen wäre, mir ein Amt zu erbitten, dem vorzustehen meine Blindheit mich hindere, und daß die Gelehrten Berlins hoffentlich mir wol das Zeugniß geben würden, daß ich jedem Professor der Geschichte auf einer Preußischen Universität, ohne Schaamröthe an die Seite treten könne. Nun erhielt ich ein Schreiben des damaligen Herrn Geheime-Kabinetsrath Beyme, daß die ganze Sache dem Minister von Massow übergeben wäre. Herr Geheime-Rath Schmalz aber war schon früher durch Herrn Landrath von Lettau, einen Onkel des Ministers von Massow, mit diesem in Verbindung gekommen, beide empfahlen jetzt Herrn Consistorial-Rath Wald auf das Dringendste, der daher auch die von mir gesuchte Stelle erhielt.

Weit bin ich entfernt die Verdienste des Herrn Consistorial-Rath Wald, dieses eben so kenntnißreichen als ausgezeichnet arbeitsamen Gelehrten verkleinern zu wollen, viel-

mehr bin ich fest überzeugt, daß Consistorial-Rath Wald, damaliger Inspector des Friedrichs-Collegii, wenn er die reichliche Unterstützung erhalten hätte, die sein Nachfolger Director Dr. Gottbold erhielt, auch diese Anstalt gewiß in den blühendsten Zustand versetzt hätte, welches ihm bloß Mangel des Fonds, und der damalige, so höchst ärmliche Gehalt der Lehrer, unmöglich machte. Allein die Stelle des Inspectors, die er damals bekleidete, gehörte zu den einträglichsten Schullehrerstellen in Preußen, er war Professor der griechischen Sprache, dritter theologischer Professor, und erhielt jetzt auch noch die Professur der Geschichte. Er hatte bloß 2 historische Compendien der Kirchen- und Litteratur-Geschichte drucken lassen, bisher immer Geschichte als Nebensache betrieben, und legte auch nach wenig Jahren die ihm lästige Professur der Geschichte nieder.

Um so mehr fühlte ich das Schmähliche dieser Zurückweisung. Durch 18jährigen Fleiß, den ich auf die Geschichte Preußens verwandt hatte, wähnte ich das Mißtrauen des Sehenden in die Fähigkeit des Blinden besiegt zu haben. Jetzt war ich überzeugt, daß ich mich selbst getauscht, Zeit und Kräfte zwecklos verschwendet hatte; mit Wehmuth blickte

ich daher auf die fruchtlose Arbeit. Meiner Absicht, das Werk mit dem Tode des unsterblichen Friedrich zu enden, wozu ich schon beträchtliche Materialien gesammelt hatte, so wie der, einen preußischen diplomatischen Codex herauszugeben, entsagte ich sofort, und verkaufte auch, um nicht unangenehme Erinnerungen zu erneuern, meine Sammlung von 332 theils gedruckten, theils geschriebenen Büchern über Geschichte und Naturgeschichte Preußens und Preußisches Recht, an den damaligen General-Landschafts-Director, von Korff. Die Wissenschaften beschloß ich von nun an bloß zur Verscheuchung der Langweile zu benutzen, und zugleich als bloßes Erwerbsmittel, um mir dadurch so vielen Lebensgenuß und ein so sorgenfreies Alter als möglich zu verschaffen, auf den Ruhm des Gelehrten aber Verzicht zu leisten.

Das Glück wurde mir nun wieder von einer andern Seite günstig. Die Baronesse v. Schrötter, Schwester des Ministers und Kanzlers, ein edles, verständiges aber sehr kränkliches Frauenzimmer, hegte für meine Frau, welche ihr von ganzer Seele ergeben war, die größte Anhänglichkeit und wenn gleich sie, nachdem ihr Bruder, der Minister, sich nach Berlin begeben hatte, manchen Beweis der Achtung erhielt, so fehlte ihr doch

ein freundschaftlicher ungezwungener Umgang. Sie wünschte den Sommer in einem Garten zuzubringen, und der Zufall fügte es, daß meine Frau, hiezu von ihr beauftragt, ihr eine Wohnung mit einem großen Garten in der Nähe meines Hauses miethen konnte. Plötzlich erkrankte sie aber, und meine Frau hielt es für Pflicht, ihr nach Kräften beizustehen. Der Gedanke, daß sie auf den Herbst in ihre von uns sehr entfernte Wohnung zurückkehren sollte, erfüllte sie mit Schwermuth, und erzeugte den Wunsch, in unserer Nähe zu bleiben. Sie suchte eine Wohnung zu miethen; es fand sich keine, und sie beschloß nun, so sehr ich ihr solches widerrieth, ein Haus zu kaufen, ließ dieses für sich einrichten, bezog es im Herbste und meine Frau mußte sie jetzt täglich besuchen. Ich that es wöchentlich ein paarmal und sie ließ selbst zuweilen meine Kinder zu sich kommen. So lebten wir in den freundschaftlichsten Verhältnissen, man hielt uns beinahe überall für Verwandte. Sie war äußerst kränklich, hatte häufig Anfälle von Blutsturz, dachte aber mit der Ruhe einer schönen Seele an ihren Tod, war, obgleich in mäßigen Vermögensumständen, äußerst wohlthätig, und dieses beinahe ihr einzige Lebensfreude. Wir sprachen zuweilen über Tod und Bestimmung jenseit des Grabes. „O!“ sagte sie, „es

waren wenig Wochen vor ihrem Tode), „ich habe bei einem äußerst kränklichen Körper hier auf Erden so wenig Freuden gehabt, während meines ganzen Lebens so wenig zu wirken vermocht, daß ich schon aus diesem Grunde auf ein künftiges Leben rechne.“ Sie suchte mir jetzt auseinanderzusetzen, auf Erden beinahe kein Glück genossen zu haben. Ei! sagte ich, Sie genießen noch in diesem Augenblicke ein großes Glück, frei von Todesfurcht und heftigen Schmerzen Ihrer wahrscheinlich nahen Auflösung entgegen zu sehen. „Sie haben Recht,“ erwiderte sie, „der Mensch übersieht oft, wenn er das Glück anderer betrachtet, was ihm vor vielen Tausenden seiner Brüder zu Theil geworden ist.“ — Sie reifte so allmählig zum Grabe; am Morgen ihres Sterbetages stand meine Frau neben ihrem Krankenlager. „Jetzt,“ sagte sie, „wünsche ich Ihren Mann zu sprechen.“ Meine Frau erbot sich, mich augenblicklich rufen zu lassen. „Es ist nicht nöthig,“ antwortete sie; „aber sagen Sie ihm — denn ich weiß, er wird sich darüber freuen — daß ich, wie wir einst sprachen, frei von Todesfurcht und ohne heftige Schmerzen ruhig sterbe.“ Eine Stunde darauf war sie nicht mehr. Sie hinterließ durch ein Testament meiner Frau ihr Mobiliar-Vermögen und mir ihr Haus unter der Bedin-

gung, daß ich 1000 Thaler davon auszahlen, und, was ich alsdann daraus lösen würde, meinen Töchtern bleiben sollte. Bei dem Verkauf des Hauses gewann ich 4000 Gulden, so daß hievon jede meiner Töchter 1000 Gulden erhielt. Durch ihr Mobiliar-Vermögen wurde das unsere wichtig verbessert, und durch eine Auction für das, was uns überflüßig war, noch ein paar hundert Thaler gelöset.

Indeß hatte mich Consistorial-Rath Hasse aufgefordert, mit Professor Jacob zu Halle, der die Ruffsche Verlagshandlung gekauft hatte, in Verbindung zu treten, und dieser machte mir nun den Vorschlag, Mangelsdorffs Hausbedarf zu beendigen, und die Geschichte des 18ten Jahrhunderts in drei Bänden zu liefern. Die große Schwierigkeit, so viele Begebenheiten in einen so engen Raum pressen zu müssen, und überhaupt alle die Hindernisse, eine Geschichte des Zeitalters, worin man lebt und an den Begebenheiten Theil nimmt, zu liefern, waren mir nicht unbekannt; doch glaubte ich die Sache nicht von mir weisen zu müssen. Das Bestreben, kein wichtige Begebenheit auszulassen und doch so wenig Bogen als möglich zu füllen, hat mich vielleicht einen Styl zu wählen veranlaßt, dessen Gedrängtheit mir bei genauer Betrachtung

zu sehr dem Lateinischen nachgebildet zu sein scheint. Mit Genehmigung des Verlegers habe ich späterhin noch einen vierten Band hinzugefügt. Zwei andere Schriften erzeugte der Zufall. Meine Kinder forderten mich oft auf, ihnen ein Märchen zu erzählen, dies geschah gewöhnlich aus dem Stegreife, doch immer mit einer gewissen moralischen Tendenz, und die Ideen oder Gespräche, die während des Tages auf mich einen Eindruck machten, wirkten oft auf diese Märchen. So hatte ich einst mit einem Freunde über die Klöster gesprochen, diese Einrichtungen aus manchem Gesichtspunkte vertheidigt. Dies hatte Einfluß auf ein Märchen, welches ich den Abend darauf erzählte, und weil ich die folgende Nacht schlaflos zubrachte, dachte ich an mein Märchen zurück, spann die Sache weiter aus, und so entsprang das Kloster zu Vallombrosa, ein Roman, an dem vielleicht der Kunstrichter so manches mit Recht aussetzen wird, der aber, wie mir viele gute und achtungswerthe Menschen versichert haben, von ihnen mit Vergnügen und Rührung gelesen wurde. — Ein zweites Werk „Ueber mich und meine Unglücksgefährten, die Blinden," wurde dadurch veranlaßt, daß ich mit dem Cantor Corsepius, einem sehr talentvollen Blinden, auch wol mit dem blinden Professor v. Golz, häufig über die uns noch übrigen Hülfsmittel

sprach,

sprach, und einige Briefe über diesen Gegenstand mit dem Licent-Buchhalter Liedke zu Memel wechselte, der aus bloßer Menschenliebe sich in seinen Nebenstunden mit der Erziehung eines blinden Mädchens beschäftigte. Das Manuscript sandte ich an Herrn Kummer, der auf den Antrag des Etatsrath v. Kotzebue den Verlag übernommen hatte, gerade am ersten October 1806, und glaubte schon daß es vielleicht verloren gegangen wäre, als es mir gedruckt zugesandt wurde. Man wird es dem Werke ansehen, daß ich einige Vorliebe dafür hegte, auch habe ich es mehrere Jahre lang im Pulte liegen lassen und verschiedentlich umgearbeitet, besonders da Herr Professor Hauy aus Paris, der sich um die Erziehung der Blinden so verdient gemacht hat, mit seinem blinden Schüler, Herrn Fournier, beinahe 14 Tage lang zu Königsberg aufhielt, und ich in dieser Zeit seinen Umgang zu benutzen, mit ihm, Herrn Fournier und meinen hiesigen Unglücksgefährten, Herrn Professor v. Golz, Herrn Cantor Corsepius und Herrn Paarmann so manches in Beziehung auf die Blinden genauer zu prüfen Gelegenheit erhielt. Das Werk wurde überall mit Güte und Nachsicht beurtheilt, außer, daß Herr Rochlitz in der musikalischen Zeitung einiges daran tadelt, hierunter meinen Mißmuth, der auch

wol bei der letzten Umarbeitung, da mich das Bewußtsein unverdienter Zurücksetzung kränkte, auf dieses Werk Einfluß hatte. Einen dritten Band des Klosters zu Vallombrosa habe ich angefangen, ob ich ihn beendigen werden, hängt von verschiedenen Umständen ab. Die vorzüglichsten meiner Erzählungen habe ich verbessert, werde, wenn es mir Zeit und Laune gestatten, ein paar neue hinzufügen, und ob diese Sammlung nach meinem Tode erscheinen wird, hängt von dem Urtheile meiner Freunde und der Theilnahme des Publikums ab.

Mein alter jetzt bereits verstorbner Freund, Herr Assessor Collin, ein Mann mit einem Herzen das für alles Gute schlug, und Herr Prediger La Canal vereinigten sich mit mir nach dem Wunsche Haüys zur Anlegung eines Instituts für Blinde. Doch war es hiebei nicht unser Zweck, Blinde für die Wissenschaften zu bilden, denn meine Erfahrung hatte mich mit den ungeheuern Hindernissen, die dem Blinden dabei im Wege stehen, und auch damit bekannt gemacht, daß der sehende Gelehrte ihn nur immer als ein Wesen geringerer Art betrachtet, sondern wir wollten nur vorzüglich jedem Blinden die Gelegenheit verschaffen, sich durch Erlernung irgend einer kleinen Handarbeit die drückende Langweile zu

verkürzen und wenigstens so viel zu erwerben, daß er seinen Unterhalt nicht der leidigen Bettelei verdanken dürfe. Wir beabsichtigten zu diesem Ende eine Lichtzieherei anzulegen, worin der Blinde die Körner aus der Baumwolle suchen, diese nachher krempeln, spinnen, Dochte machen und endlich selbst die Lichte ziehen sollte. Auch hatte ich eine Vorrichtung erfunden, wodurch der Blinde die Rohrkämme für die Weber, wenigstens eben so gut und vielleicht noch in einem genauern Verhältniß der einzelnen Theile als der Sehende, zu machen im Stande war. Der blinde Cerfevius mit außerordentlichen mechanischen Anlagen, und Herr Garbrecht, ein vortrefflicher Mechaniker, der uns schon seinen Beistand zugesagt hatte, würden viel für diese Anstalt geleistet haben, zu der schon einige edeldenkende Personen Beiträge geliefert hatten, wenn nicht der Krieg und das traurige Schicksal unsers Vaterlandes alles in Stocken gebracht hätten. Wir hatten 180 Thaler in Pfandbriefen angelegt, aber da die Pfandbriefe seit der Zeit so beträchtlich sanken, so war auch dieses Capital äußerst herabgeschmolzen; und da bei der hier in Preußen noch mit jedem Tage höher steigenden Armuth keine Aussicht Statt fand, daß jemals eine solche Anstalt bloß durch Wohlthaten errichtet werden könne, so erbaten wir

uns durch öffentliche Blätter von Allen, die bereits etwas beigetragen hatten, die Erlaubniß, den Inhalt unserer Kasse an einige bedürftige Blinde zu vertheilen, und thaten, da kein Widerspruch erfolgte, solches auch unserer besten Ueberzeugung gemäß.

Zufällig hatte sich indeß im Jahre 1805 für eins meiner Kinder eine sehr vortheilhafte Aussicht eröffnet. Herr v. Brederlow auf Groß Salau war nach einer langwierigen Krankheit zu Königsberg gestorben, und da seine Familie bisher auf dem Lande gewohnt hatte, so eilte ich, sobald ich die Nachricht von dem Tode erhielt, ihr meine Dienste anzubieten. Die Wittwe schenkte mir ihr Zutrauen, und ersuchte mich nach der Beerdigung, ihr bei der Auseinandersetzung mit ihren Kindern behülflich zu sein. Da diese äußerst rechtschaffen gegen ihre Mutter dachten und die Vormünder der Billigkeit Gehör gaben, so konnte das ganze Geschäft ohne irgend einen Zwist oder Streitigkeit beendigt werden. Herr v. Brederlow auf Maldeuten und Powunden war mit meinem Benehmen zufrieden gewesen. Ihm hatte sein sterbender Bruder seine beiden jüngsten Söhne dringend empfohlen, von welchen sich aber die Mutter aus Zärtlichkeit nicht gern trennen wollte. Ich überzeugte die Letzte, daß dies

Pflicht und den Kindern selbst äußerst vortheilhaft wäre. Der ältere wurde bald bei dem damaligen Infanterie-Regimente v. Rüchel angestellt, der jüngste aber nach dem Wunsche des Vaters Herrn v. Brederlow übergeben, der, selbst kinderlos, als Gesellschafter seines Mündels meinen zweiten Sohn zu sich nahm und für dessen Erziehung väterlich sorgte. Da v. Brederlow und dessen Gemalin zu den besten edelsten Menschen gehörten, auf ihren großen Gütern überall Gutes verbreiteten, und mein Sohn selbst, mit einem heftigen und doch zugleich zur Schwermuth geneigten Charakter und einem weichen Herzen versehen, um nicht von den Menschen dereinst gemißbraucht zu werden, nothwendig sich in diese fügen und sie kennen lernen mußte, ich auch voraus sah, daß er durch das Beispiel guter Menschen unendlich gewinnen würde, so betrachtete ich seine Aufnahme in dieses Haus als ein Geschenk der Vorsehung, und bin jetzt, nachdem er dort erzogen wurde, noch dieser Meinung. Ihn und meinen ältesten Sohn hatte ich früher durch Privat-Unterricht zu bilden versucht, und zur Erleichterung der Kosten hatten die beiden Söhne meines Arztes des Doctor Grohnert, wovon der Aelteste jetzt auch Doctor der Arzeneigelahrtheit ist und zu Neureich wohnt, und der gegenwärtige Regierungs-Secretair v. Wichert

Antheil genommen. Ich wählte die Lehrer, ließ den Unterricht in meinem Hause geben, half nach, wo es nöthig war und die Kosten wurden in fünf gleiche Theile vertheilt, wovon jeder Vater den auf seine Söhne fallenden Antheil zahlte. Dieser Unterricht währte fort, bis ich glaubte, daß es Zeit wäre, meine Söhne in ein Gymnasium zu schicken, wo mein ältester Sohn bei seinem Eintritte auf die zweite, der jüngere auf die dritte Classe gesetzt wurde. Der Unterricht meiner Töchter war mit größern Schwierigkeiten verknüpft; ich wußte mich mit weiblichem Unterricht nicht gehörig zu befassen, der Privat-Unterricht, den ich meinen ältern Töchtern geben ließ, gnügte mir nicht. Mit desto größerm Dank muß ich der Lehranstalt erwähnen, welche Fräulein v. Oslau im Jahr 1807 errichtete und in der sie durch ihren Unterricht auf meine jüngern Töchter sehr vortheilhaft wirkte.

Ich aber schien allmälig meinem lange genährten Wunsche, mir ein sorgenfreies Alter zu erwerben, immer näher zu kommen; denn noch einen besondern Vortheil erwarb mir jene Humanität, die ich mir in meinen schriftstellerischen Verhältnissen immer zur Pflicht gemacht hatte. Herr Collegien-Rath v. Kotzebue begegnete mir einst auf der

Straße, in Gesellschaft des Herrn Oberforstmeisters Jester, der mich anredete, ihm vorstellte und zugleich hinzufügte: daß Kotzebue eine Geschichte Preußens zu liefern beschlossen habe. Ob mich gleich dies einigermaßen überraschte, weil es meine Arbeit doch immer für unnütz erklärte und ich sicher glaube, daß, wenn ein Gelehrter ein Werk gleich meiner Geschichte Preußens geliefert hätte, wol schwerlich sogleich einige Jahre darauf von einem Andern die nämliche Arbeit unternommen wäre, so versicherte ich doch, daß nach meiner Ueberzeugung im Reiche der Wissenschaften nur Wetteifer herrschen müsse, und ich mich daher freuen würde, Herrn v. Kotzebue selbst bei seinem Vorhaben nützlich sein zu können. Auf diese Art kamen wir in Verbindung und ich suchte Herrn v. Kotzebue, den ich bei seinen spätern Reisen durch Königsberg näher kennen lernte, so gefällig als möglich zu sein, erhielt auch von ihm einen sehr wichtigen Dienst. Ich erzählte ihm nämlich einst, daß König Friedrich Wilhelm II. mir die erste vacante katholische Präbende zu ertheilen geboten habe, ich darüber vom geistlichen Departement eine Ausfertigung erhalten, Minister v. Zedlitz aber die Erfüllung der königlichen Zusage nie gewährt hätte. Herr v. Kotzebue leitete die Sache zu Berlin ein; das Cabinetsschreiben König Frie-

drich Wilhelm II. und die Resolution des geistlichen Departements wurden von mir an den König gesandt, und in wenig Posttagen erhielt ich ein Cabinetsschreiben, wodurch mir die Anwartschaft auf die erste katholische Präbende im Dom zu Minden und zugleich die Erlaubniß ertheilt wurde, diese Anwartschaft auch einem Protestanten resignniren zu dürfen. Da die Ahnenprobe bei dem Dom zu Minden so äußerst schwierig war, indem nicht nur 16 Deutsche Ahnen gefordert wurden, sondern auch jeder Stammbaum in einem andern Stifte aufgeschworen sein sollte, so war es sehr schwierig für mich, einen Abnehmer zu finden. Ich erhielt aber die königliche Begünstigung, diese Stelle an jeden, der die bei dem Johanniter-Orden erforderliche Ahnenprobe leisten könne, resigniren, auch die Ordenszeichen nach geschehener Resignation beibehalten zu dürfen. Das Letzte war mir in mancher Rücksicht angenehm. Mein Aeußeres hatte mir häufig geschadet, und meine Blindheit konnten mir viele Menschen nicht verzeihen. In allen Fällen, wo ich mich dem Sehenden gleich stellte, wurde mir meine Blindheit zum Nachtheil gedeutet; selbst gute Menschen äußerten dennoch: der blinde Mann sollte sich nicht ganz gleich dem Sehenden benehmen. Die Freunde meiner Jugend hatten sich durchgängig von mir zu-

rückgezogen, ohne daß ich einen andern Grund als Gleichgültigkeit gegen den Blindgewordenen anzugeben wußte. Gewöhnliche Höflichkeiten, deren Unterlassung sich gegen den Sehenden jeder gebildete Mann niemals gestattet haben würde, wurden gegen mich bei Seite gesetzt. So war es z. B. gar nicht selten, daß irgend ein durchreisender Gelehrter oder ein anderer Mann von Wichtigkeit sich bei mir förmlich anmelden ließ, oder mich wol gar auf der Straße anredete, mir die Zeit seines Besuchs ansagte, und nachher weiter nicht mehr die geringste Notiz von mir nahm. Eine Sache, die mir gar nicht aufgefallen wäre, wenn sie sich nicht so äußerst häufig ereignet hätte, daß bei mir der Argwohn entstand, es könne vielleicht irgend einer oder der andere, der mir abgeneigt wäre, durch eine nachtheilige Schilderung meines Benehmens hiebei wirksam gewesen sein. Jeder Arzt sagte mir, ich solle mich bewegen; allein ein jeder Gang greift mich dergestalt an, daß ich einen Ruhepunkt suchen muß, wo ich mich wenigstens eine Stunde lang ausruhe, ehe ich ohne die äußerste Ermüdung nach Hause komme. An einen öffentlichen Ort zu gehen, trage ich Bedenken, weil ich in der Regel mißmüthig zurückkehre, da oft von 30 mir bekannten Stimmen, ein Einziger

mich auf die gewöhnliche Weise anredet oder begrüßt. So gleichgültig mir dies ist, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieses Alles Folge meiner Blindheit ist. Ich wünschte daher nur einen solchen Umgang, daß ich zuweilen einen gebildeten Mann auf eine oder ein paar Stunden besuchen, durch das Gespräch mit ihm, was mich drückt, vergessen, und hin und wieder eine neue Idee rege machen könnte. Aber außer dem Ober-Consistorial-Rath und Bischof Borowsk giebt es Niemanden zu Königsberg, mit dem ich in solchen Verhältnissen stehe. Dieser Mann aber ist mit so viel Geschäften belastet, daß, bei aller seiner liebreichen Aufnahme, ich ihm öfters einen Theil seiner Zeit zu entwenden für Mißbrauch seiner Güte halten würde. Da, wie ich freimüthig behaupten kann, wenigstens mein Ruf unbescholten ist, ich Heiterkeit des Geistes besitze, mein Wissen nie zur Schau lege, mich mit jedem über Dinge aus seinem Kreise zu unterhalten vermag, so glaube ich, daß dieses Zurückziehen der Menschen in meinem Aeußern den Grund hatte, und es entstand daher bei mir die Frage, ob nicht vielleicht irgend etwas Aeußeres die Menschen wieder anziehen könne. Auch leugne ich nicht, daß es mir einigermaßen wol that, der erste Blinde zu sein, der sich eine Auszeichnung dieser Art

erworben hatte, nach welcher mancher Se-hende lüstern ist. Doch machte die Sache mehr Aufmerksamkeit und Neid gegen mich rege, als sie mir die Menschen selbst näher rückte, und ich habe ihr daher auch wieder mit großer Gleichgültigkeit entsagt.

Das Wichtigste bei der Erspectanz blieb indeß immer der Verkauf derselben. Ich hätte unstreitig in jedem andern Zeitpunkte mehr hiedurch gewonnen, als gegenwärtig, da mir Westphalens Lage bedenklich, ein Krieg mit Frankreich nicht unwahrscheinlich schien. Daher schloß ich auch sogleich mit Herrn Regierungs-Präsidenten v. Arnim die Sache ab, als er mir für die Resignation dieser Stelle an seinen damals zu Halle stu-direnden Sohn, sobald dieser einrücken würde, 200, und bei Abschließung des Contracts 300 Friedrichsd'or zahlen zu wollen erklärte. Herr Kammer-Director Haß zu Minden hatte die Güte, die Sache für mich zu arrangiren, die Vorsehung, die immer für mich sorgte, führte mich auch zufällig an diesen rechtschaffenen Mann, und sehnlichst wünsche ich, daß Herr Regierungs-Präsident v. Arnim, der sich bei dieser Sache meine Hochachtung erworben und mir die 300 Friedrichsd'or gezahlt hat, keine Einbuße haben, sondern dereinst seinen Sohn im Genuß der Stelle sehen möge,

Diese Worte, die ich hier stehen lasse, hatte ich, ehe noch der Krieg mit Frankreich ausbrach, aufgezeichnet. Nach diesem unglücklichen Kriege hat König Hieronymus diese Exspectanz eingezogen, wodurch Herr Regierungs-Präsident v. Arnim 300 und ich 200 Friedrichsd'or verlor. Um beides zu verhindern, wandte ich mich, als den Preußischen Unterthanen für ihren Verlust in Westphalen vom Könige Entschädigung zugesagt wurde, vom Preußischen Departement der auswärtigen Angelegenheiten unterstützt, an den König von Westphalen, bat: Herrn v. Arnim die eingezogene Exspectanz wieder zu geben, und ihn, wenn er zur Erhebung gelangen würde, zur Zahlung der 200 Friedrichsd'or zu verpflichten, erhielt aber den Bescheid: Sr. Majestät der König von Westphalen hätten besondere Grundsätze in Betreff der Domkapitel angenommen, wovon auch bei mir keine Ausnahme gemacht werden könne.

Diese Begebenheiten in Betreff der Präbende habe ich hier zusammengezogen, um die Sache nicht noch einmal zu berühren. Jetzt muß ich nur noch hinzufügen, daß durch alle hier angezeigte mir sehr günstige Begebenheiten ich endlich auf den Punkt gekommen war, nach welchem ich lange getrachtet hatte. Ich war auf Empfehlung des Gene-

ral-Lieutenant v. Tempelhof förmlich zum Professor bei der Artillerie-Akademie bestellt. Das Gehalt bei derselben und das Honorar bei der Kriegsschule betrug jährlich ungefähr 300 Thaler. Ich besaß ein Vermögen von 17,000 Thaler, welches mir im Durchschnitt fünf Procent, folglich 850 Thaler trug, und durch Schriftstellerei, die ich mehr zum Vergnügen und zu meiner Unterhaltung, als um des Erwerbs willen trieb, hatte ich jährlich wenigstens 300 Thaler durch die Szembeck'sche Stiftung 200 Thaler, so daß mein Einkommen jährlich 1600 Thaler betrug. Außerdem hatte ich 7000 Gulden auf mein Haus bezahlt, in Pfandbriefen und baarem Gelde zur Deckung unverhoffter Ausgaben beinahe ein paar 1000 Gulden liegen und meine Töchter hatten 4000 Gulden durch das Legat der Baronesse v. Schrötter, so wie meine Frau durch die angezeigten Erbschaften ein kleines Capital erhalten, so daß, wenn ich dies alles zusammenrechne, mein und der Meinigen Vermögen etwas über 23000 Thaler betrug. Ich konnte daher ohne Nahrungssorgen leben, und gewährte mir jetzt so manches. Ich las zu meinem Vergnügen. Professor Henne, damals 5 Jahr hindurch mein Gehülfe, war mir herzlich ergeben, fand selbst an den Wissenschaften Freude, und betrieb jedes meiner Geschäfte mit dem

redlichsten Eifer; wöchentlich ließ ich ein paarmal einen Fuhrmann kommen, nicht um nach einem Lustorte, sondern vor die Stadt, blos zu fahren, und jedesmal wenigstens eine Stunde lang in freier Luft zuzubringen, was vortheilhaft auf meine Gesundheit wirkte, und eine der Entbehrungen ist, die mir am wehesten thut. Für alles, was meine Kinder bedurften, konnte ich hinlänglich sorgen, ohne daß es mir drückend geworden wäre. Vermögen zusammen zu sparen, hatte ich keinen Grund, denn unter den angezeigten Umständen hatte jedes meiner Kinder ein paar tausend Thaler, waren also vor drückender Armuth gesichert, die Söhne konnten sich frei von der Besorgniß, durch Dürftigkeit in ihrer Laufbahn gehemmt zu werden, einen Stand wählen, welchen sie wollten, und meiner Frau hatte ich noch überdem durch die Wittwenkasse ein Jahrgeld zugesichert. Kurz — ich hatte mir kein glänzendes Glück erworben, aber ich glaubte endlich auf den Punkt gekommen zu sein, nach welchem ich so lange gerungen hatte, nämlich: frei von drückenden Nahrungssorgen meine gewohnten Bedürfnisse befriedigen, aber auf Ueberfluß als Mangel rechnen, und selbst von diesem Ueberfluß bisweilen meinem Nächsten noch etwas abgeben zu können.

Daß alles dieses sich so schnell, so schrecklich ändern, Alles, was ich während eines 30jährigen Lebens errungen hatte, auf einmal zertrümmert werden sollte, davon hatte ich keine Ahnung. Es war selbst bei aller meiner Liebe zur Arbeit, in meiner Seele ein gewisses Sehnen nach Ruhe erwacht, und daher hatte ich mich auch, wofür ich jetzt dem Himmel nicht genug danken kann, ungefähr zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges ein Geschäft aufzugeben entschlossen, welches ich frei von Eigennutz aus Gefälligkeit bisher übernommen gehabt hatte. Es hatten mich nämlich verschiedene meiner Bekannten, die es wußten, mit welcher Pünktlichkeit und Ordnung ich meine eigenen Geschäfte führte, auch ihre Geldgeschäfte zu verwalten ersucht, so daß ich Manchen, die Gelder bedurften, solche auf ihre Güter verschafft, Andern wieder ihre Capitalien gemäs ihrer Vorschrift untergebracht hatte. Hiedurch waren in manchem Zeitpunkte wol 50,000 Thaler in meinen Händen, und weil man oft beträchtliche Summen in mein Haus und aus demselben tragen sah, so mag vielleicht hiedurch der Glaube entstanden sein, mich für wohlhabender zu halten, als ich wirklich war, welches mir wieder in verschiedener Hinsicht nachtheilig wurde, weil die Menschen nun zu-

weilen Forderungen an mich machten, die meine Kräfte und mein Vermögen überstiegen. Jetzt gab ich alle die fremden Gelder zurück, mit Ausnahme von 10,000 Gulden, die meinen Cousinen, der verwittweten Oberstlieutenantin v. Schönau und dem Fräulein v. Cotrepp zu Moskau gehörten und wovon ich die Zinsen immer zum Capitale schlagen und ihnen hiedurch einiges Vermögen sammeln sollte; 3000 Gulden, dem ganzen Vermögen meiner alten Schwiegermutter; 3700 Gulden, die meiner Nichte, dem Fräulein von Kuchmeister und 600 Gulden, die einem Bürger zu Heilsberg, Namens Partsch, gehörten; Summen, die ich bloß darum behielt, um den Eigenthümern, die mich darum baten, gefällig zu sein, die mir aber doch in der Folge große Sorgen und manchen Kummer veranlaßten. Denn es hatte jetzt auf meine Gesundheit, Zufriedenheit und Ruhe den wichtigsten Einfluß, daß ich aus dem Zeitpunkte, worin mir verschiedene meiner Freunde und Bekannten die Unterbringung ihrer Gelder übertrugen, manches Capital unvergebracht hatte, welches nach den Ansichten, die wir vor dem Kriege hatten, damals höchst sicher stand. Ich war nie unvorsichtig gewesen, aber alle die traurigen Folgen, welche der Krieg hervorbrachte, hatte in Preußen wol Niemand,

folglich auch ich nicht geahnt. Freilich hatte ich das Glück, daß kein von mir untergebrachtes Capital verloren ging: da ich aber zwei meiner eigenen Capitalien verlor, so war dies wol der sicherste Beweis, daß ich in Betreff meines eigenen Vermögens minder besorgt gewesen, und mehr als bei dem fremden Gelde der Rechtschaffenheit des Nächsten vertraut hatte. Allen, welche ich ihre Capitalien vormals untergebracht hatte, suchte ich, ob ich gleich jetzt nichts mehr damit zu schaffen hatte, wenn sie sich noch an mich wandten, nach Möglichkeit zu helfen und danke Gott, daß mir meine gute Absicht gelang. Wenn ich gleich nicht so schnell und so kräftig helfen konnte, als ich wünschte, so widerfuhr doch keinem ein größerer Nachtheil, als daß er die aufgelaufenen Zinsen, gemäß der zum Besten der Gutsbesitzer ergangenen Verordnung, in Lieferungs-Scheinen nach dem Nominal-Werthe nehmen mußte. Allein, wenn der arme Gläubiger keine Zinsen empfing, nur kümmerlich sein Dasein erhalten, viel entbehren oder selbst gegen sehr hohe Zinsen Geld borgen mußte, so ging mir dessen Schicksal doppelt zu Herzen.

Dies war besonders in Betreff eines nahen Verwandten der Fall, den ich wegen seiner pünktlichen Rechtschaffenheit und seiner

Herzensgüte schätzte. Ich war die erste Ursache, daß ein ansehnliches Capital desselben auf das Gut eines Mannes geliehen wurde, der, wie ich genau wußte, vor Kurzem ein bedeutendes Vermögen von seinem Vater geerbt hatte. Er hatte sich bei mir um dies Geld beworben, stellte mir Sicherheit, versprach das Capital auf eine vortheilhafte Stelle, noch innerhalb des zweiten Drittheils des Kaufpreises eintragen zu lassen; allein er täuschte mich und den Eigenthümer des Capitals, ließ solches, da er auf das neugekaufte Gut nur wenig zahlte, auf eine höchst unsichere Stelle eintragen, so daß wirklich die Gefahr solches wenigstens zum Theil zu verlieren, nicht fern schien, und machte durch die unterlassene Zahlung der Zinsen seinen Gläubiger höchst unglücklich. Endlich bestimmte ich ihn zur Deckung der Zinsen, er zahlte die laufenden baar, und auch die rückständigen zum Theil in Lieferungs-Scheinen und jetzt bei Wiederherstellung des Guts ist es beinahe gewiß, daß beim Verkauf desselben oder wenn die Capitalien ohne alle Einschränkung aufkündbar sind, auch dies Capital unverloren bleiben wird. Ein Wunsch, der mir wegen des rechtschaffenen Besitzers desselben doppelt am Herzen liegt; und die Sorge, der Kummer, der mir, so lange Gefahr des Verlustes war, beinahe nie aus der Seele wich,

sind hiedurch gehoben. Traurig aber blieb für mich die Erinnerung alles dessen, was ich bei dieser Sache litt.

Ich machte, nachdem ich die Geldgeschäfte abgegeben, und meine Anwartschaft auf die Präbende verkauft hatte, im Sommer 1806 eine kleine Reise, die auf meine Gesundheit den günstigsten Erfolg hatte, und von der ich nach einer Abwesenheit von vier Wochen an Leib und Geist gestärkt zurückkehrte. Jetzt begann der Krieg Preußens mit Frankreich; gerade als ich mich bei meiner Rückreise zu Braunsberg bei Herrn General v. Diericke befand, erhielt dieser die Ordre zur Mobilmachung seines Regiments, und bald hatte auch dieser Krieg und dessen unglückliche Folgen auf mich und die Meinigen den wichtigsten Einfluß. Bei meiner Liebe für König und Vaterland nahm ich daran um so innigern Antheil, und so sehr ich nach dem Durchmarsche der Französischen Truppen durch Anspach, am 3ten October 1805, den Krieg mit Frankreich für gerecht und zweckmäßig gehalten hätte, so wenig günstige Hoffnungen hatte ich im Herbste des Jahres 1806. Doch hegte ich mir einen so raschen Gang der Sache nicht gedacht, und bei meinem Vertrauen auf den Muth und das Ehrgefühl des Preußischen Heeres die schnellen Kapitulationen und

die Uebergabe der Festungen nicht träumen lassen. Alle Menschen, mit welchen ich einigen Umgang hatte, dachten mir ähnlich, und daher stimmte mich alles nur zu den schmerzlichsten Gefühlen. Doch suchte ich überall gesunkenen Muth zu wecken, und dadurch, daß ich selbst gegen Kleinmuth und feige Verzweiflung eiferte, welches bei mir blinden und gebrechlichen Manne um so mehr auffiel, zugleich schlummernde Kräfte da, wo ich es vermochte, neu zu beleben.

Unerwartet war jetzt für mich die Ankunft meines jüngsten Bruders. Er stand als Hauptma[illegible] bei dem Regimente v. Hagken zu Hameln, wurde bei der schändlichen Uebergabe dieser Festung gefangen, und erhielt vom General Savary einen Paß nach Königsberg, worunter man sich bei der Eilfertigkeit, womit man diese Pässe in Hameln austheilte, wol nicht Königsberg in Preußen gedacht hatte. Doch machte man ihm auf der Post gar keine Hindernisse, weil man sich wahrscheinlich Königsberg in der Neumark dachte, und in Frankfurt, wo er über die Oder ging, traf er, so wie in Westpreußen, keine Französischen Truppen. Er wandte sich an den General-Lieutenant v. Rüchel, und bat um seine Anstellung in einem solchen Fache, worin er, ohne sein Ehrenwort

zu verletzen, dem Staate dienen könne. Dieſer ließ ihn gar nicht ausreden, ſondern überhäufte ihn, ſobald er nur das Wort Anſtellung hörte, mit Vorwürfen. Mein Bruder ſchrieb ihm daher am folgenden Tage, daß er mißverſtanden wäre, und ſetzte ihm die ganze Sache auseinander. Rüchel, ein heftiger und jähzorniger, im Grunde ſeines Herzens aber höchſt gutmüthiger Mann, ſchrieb nun an ihn einen ſehr wohlwollenden Brief, und gab ihm ganz unerwartet die ſehr einträgliche Stelle des Lazareth-Directors. Viel alt hatte hiezu auch der gegenwärtige General-Intendant v. Rippentropp beigetragen. Dieſer ſtand an der Spitze des Commiſſariats bei dem Corps des General-Lieutenants v. Blücher, und letzterer war als Gouverneur von Münſter mit der unglücklichen Lage meines Bruders nicht unbekannt, der aus glühender Leidenſchaft in einem Alter von 21 Jahren die Enkelin ſeines Commandeurs, ein Mädchen von 17 Jahren, geheirathet hatte, und jetzt als Vater von ſieben Kindern nach einer Dienſtzeit von 22 Jahren ſchon drei Jahre lang der älteſte Staabskapitain war. Blücher, der ihn als einen tüchtigen Officier kannte und ſeine Lage zu verbeſſern wünſchte, that ihm den Antrag, ob er ſeinen Militair-Dienſt pünktlich verwalten und dabei noch die Geſchäfte des Lazareth-Directors übernehmen

wollte. Mein Bruder, dem eine ſolche Zulage erwünſcht war, verwaltete beide Geſchäfte zur Zufriedenheit Blüchers und Ribbentropps, und der Letzte hatte die Gelegenheit gefunden, den General-Lieutenant Rüchel damit bekannt zu machen. In der Folge wurde auch mein Bruder durch die Güte des Generals v. L'Eſtocq gegen einen Franzöſiſchen Hauptmann ausgewechſelt. Seine Stelle gab ihm Brot und Gelegenheit, ſeine zahlreiche Familie zu unterſtützen. Er wurde hier noch durch die Ankunft ſeines älteſten Sohnes überraſcht. Dieſer, jetzt im Jahr 1821 Hauptmann beim Grenadier-Regiment Kaiſer Franz, war damals im Regiment von Hagken, wurde auch zu Hameln Kriegsgefangener und mein Bruder hatte, als er nach Königsberg abging, ihn, mit Allem was er entbehren konnte, zur Unterſtützung ſeiner Mutter nach Münſter geſandt. Dort commandirte der Franzöſiſche General Loiſon, der alle Preußiſche gefangene Officiere zuſammenkommen ließ, und ihnen erklärte: daß, da der Preußiſche Staat aufgehört habe, Kaiſer Napoleon ſo gnädig ſein wolle, ſie in dem nämlichen Range, welchen ſie in der Preußiſchen Armee bekleidet hätten, in ſeinen Dienſt zu nehmen. Alle lehnten dies ab, mit Ausnahme eines einzigen Fähnrichs, den Loiſon aber auch dafür zum Sous-Lieutenant erklärte, und den Uebrigen andeutete: daß, da

sie sich der Gnade seines Kaisers, dessen Unterthanen sie jetzt wären, unwürdig bewiesen hätten, sie sich auch darauf gefaßt machen sollten, als Conscribirte an die Französische Armee transportirt zu werden. Eine solche, allem Kriegsrechte widersprechende, Erklärung entband auch wol zugleich jeden gefangenen Officier von seinem Ehrenworte und einige darunter, welche die Ausführung von der Drohung Loisons nicht erwarten wollten, entfernten sich insgeheim aus Münster, kamen, nachdem sie unzählige Schwierigkeiten überstanden hatten, glücklich nach Colberg, und von dort zu Schiffe hieher.

Die sämmtlichen Offiziere hatten von Colberg aus eine Nachricht von dem, was sich General Loison gegen sie erlaubt hatte, zu Protocoll gegeben und mit der beigefügten Erklärung: daß sie durch die Verletzung der ihnen als Kriegsgefangenen zuständigen Rechte, sich ihres Ehrenworts entbunden hielten, durch einen Parlamentair an die nächsten Französischen Truppen übersandt, und segelten nach ein paar Tagen wieder mit dem General v. Blücher nach Stralsund ab. — Mein ältester Bruder war indeß Chef des Dragoner-Regiments von Pasłau und General geworden, und sein fester Körper ertrug die Beschwerden des Krieges. Er erhielt ver-

schiedentlich Gelegenheit, seine Pflicht zu erfüllen, und der Russische General Kamenskoi, dessen militairische Verdienste Preußen und Russen allgemein anerkannten, und unter dem er in der Schlacht bei Heilsberg sich auszuzeichnen Gelegenheit erhielt, gab ihm Beweise von Hochachtung und Freundschaft. Allein wie man ihm das Verdienst, seine Schuldigkeit gethan zu haben, schmälerte, davon dieses Pröbchen. Französische Kürassiere suchten ihn in der Schlacht bei Heilsberg zu überflügeln, er aber fiel ihnen, ehe sie diesen Zweck erreichen konnten, durch eine Schwenkung selbst in die Flanke, als sie solche, da sie sich seitwärts zogen, preis gaben. Ein Husaren-Regiment kam den Französischen Kürassieren zu Hülfe, deren Zweck aber dennoch vereitelt wurde. Der Kampf war hiebei höchst blutig, und das Leben meines Bruders rettete ein sehr entschlossener neben ihm reitender Trompeter, der einen Französischen Kürassier-Offizier in dem Augenblicke, da er meinen Bruder durchbohren wollte, vom Pferde schoß. — Dafür wurde nun nachstehende Heldenthat des Obersten v. Malzahn, der als Commandeur bei dem Regimente meines Bruders in diesem Gefechte zugegen gewesen war, durch einen Kupferstich des Herrn Henne zu Berlin auf die Nachwelt gebracht. Ohne Anzeige des Orts und

des Tages bestürmten, diesem Kupferstiche gemäß, einst einige Französische Vierecke eine Preußische Batterie von 24 Kanonen. Der Herr Oberst läßt die feindlichen Vierecke niederhauen, rettet die Batterie, und da ein Französischer Officier ihn angreift, wird dieser von einem Trompeter niedergeschossen. Ein Offizier von dem Regimente meines Bruders ließ in dem Volksfreunde (einem Wochenblatte, welches damals zu Königsberg herauskam) eine Anfrage einrücken: daß weil er den ganzen Krieg hindurch keinen Tag vom Regimente abwesend gewesen, und ihm bloß aus der Schlacht bei Heilsberg die angezeigte Begebenheit meines Bruders bekannt wäre, er jeden auffordere, Tag und Ort anzuzeigen, an welchem Herr Oberst Malzahn die, der ganzen Armee in Preußen unbekannte, Heldenthat verübt habe. Die Anfrage blieb unbeantwortet, man lachte allgemein über die Deutsche Gasconade. Allein am Friedensschluß verlor mein Bruder das Regiment, Herr Oberst v. Malzahn trat an dessen Spitze, mein Bruder aber erhielt keine Brigade, wurde außer Thätigkeit gesetzt, und nach der mir ertheilten Versicherung eines wohl unterrichteten Mannes verdankt er es der Gnade unseres guten Königs, dem er persönlich bekannt zu sein das Glück hat, daß er nicht, dem gemachten Vorschlage gemäß, mit einer

höchst ärmlichen Pension abgefunden wurde; denn der redliche Mann besaß weiter nichts als Verdienste! — Als im Jahr 1812 der Krieg gegen Frankreich ausbrach, bat mein Bruder, ein gesunder, kraftvoller und abgehärteter Mann, den König aufs neue um Anstellung; allein er wurde mit einer Pension von 1000 Thaler völlig in Ruhe gesetzt.

Ueberhaupt theilten alle die Meinigen während dieses Krieges das Unglück des Vaterlandes. Meine Schwester v. Kurowski und ihre Tochter hatten das Unglück, ihre unweit Pr. Eylau gelegenen Güter verwüstet, und sich aus ihren sorgenfreien Verhältnissen in eine Lage versetzt zu sehen, woraus sie nur die Hand der Vorsehung erretten kann. Meine Verhältnisse verschlimmerten sich wieder seit dem Ausbruche des Krieges; mein schriftstellerischer Erwerb hörte völlig auf, die Pensien aus Schlesischen Fonds war mir nur bis zum ersten Januar, mein Professor-Gehalt aber bis zum Monat Mai 1807 entrichtet. Ich war lediglich auf mein Capital und dessen Zinsen eingeschränkt, und die Verordnung vom 9ten Mai, wodurch allen Grundeigenthümern Interims- und Moratorium auf eine unbestimmte Zeit gestattet wurde, entzog mir alle Gelegenheit, von meinen Zinsen und meinem Capital leben zu können.

Mein Glück war: daß ich noch etwas in baarem Gelde und Pfandbriefen vorräthig hatte, was aber doch auch nicht auf lange Zeit meine und der Meinigen Bedürfnisse befriedigen konnte, und dies hatte wieder die Folge, daß ich nur mit trüben Blicken in die Zukunft zu blicken im Stande war. Ich wußte freilich wol, wie wichtig das Grundeigenthum dem Staate sein mußte; allein ich glaubte, daß nicht Grundeigenthum und Grundeigenthümer gleich bedeutend wären. Als daher der verstorbene Landhofmeister Graf v. Dohna auf Schlobitten mich im Anfange des Jahres 1807 aufforderte, einen Plan zu entwerfen, wie nach erfolgtem Frieden dem verheerten Lande am schnellsten wieder aufzuhelfen wäre, that ich den Vorschlag, das Land in kleine Kreise zu theilen, und in jedem eine Commission aus einem Gutsbesitzer, einem Gelteigenthümer und einem Rechtsgelehrten anzuordnen, und durch diese auszumitteln, welche Gutsbesitzer noch retablissementsfähig wären, und wieviel ein jeder zur Wiederherstellung seines Gutes bedürfe. Wer nur in so weit verschuldet wäre, daß er nach dem Taxpreise oder der landschaftlichen Taxe noch 20 Procent seines Gutes unverschuldet übrig hätte, sollte noch als wiederherstellungsfähig betrachtet werden. Weil aber nicht jedes Gut abgeschätzt war, und die Preise der Güter seit einer Reihe

von Jahren unaufhörlich erhöht waren, so sollten sachkundige Männer mit der höchstmöglichen Schonung ein Regulativ entwerfen, woraus die Commissionen die Umstände jedes Gutsbesitzers nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit sofort bestimmen könnte. Z. B. ein Gutsbesitzer sollte noch als wohlhabend und fähig zur Wiederherstellung seines Gutes betrachtet werden, wenn er dieses zwischen den Jahren 1763 und 1765 gekauft hätte und nur dreimal so viel darauf schuldig wäre, als der damalige Kaufpreis betrug. Dies sollte von einem Gutsbesitzer, der sein Gut zwischen den Jahren 1765 und 1770 gekauft hätte, gelten, wenn er nur 2½ mal so viel schuldig wäre, als der damalige Kaufpreis betragen hätte, u. s. f. Um aber nun auch sofort zu wissen, wie viel zur Wiederherstellung jedes Gutes erforderlich sei; so sollten, da jeder Preußische Gutsbesitzer jährlich der Kriegs- und Domainenkammer einen Bericht über den Zustand seines Gutes einsenden mußte, die Tabellen des letzten Jahres jeder der angezeigten Commissionen mitgetheilt werden. Diese sollte nun jedem widerherstellungsfähigen Gutsbesitzer, nach Ansicht seines Kaufkontracts, der Taxe und des Hypothekenscheins, ein Zeugniß ausstellen; Sachkundige nun den Mittelpreis einer Kuh, eines Pferdes, eines Ochsen, und des zur Saat noth-

wendigen Getreides, so wie des bis zum neuen Einschnitt erforderlichen Brotgetreides bestimmen. Durch Vergleichung der angezeigten Tabelle des letzten Jahres mit dem, was jetzt noch auf einem jeden Gute befindlich wäre, sollten die Commissionen bestimmen, was ein Gutsbesitzer zur Wiederherstellung seines Gutes unentbehrlich haben müßte, und in dem darüber auszustellenden Zeugniß, gemäß der vorher angegebenen Taxe, den Werth dieser erforderlichen Gegenstände in baarem Gelde bestimmen. Jeder Gutsbesitzer sollte sobald er die beiden Zeugnisse einer vom Staate hiezu ernannten Behörde vorzeigen würde, Scheine für die ihm zuerkannte Summe nach Art der Pfandbriefe jeden über 10 Thaler erhalten. Für einen jeden solchen Schein sollte jährlich Ein Thaler an die Landschaft gezahlt werden, diese in einem zu bestimmenden Termin dem Vorzeiger eines solchen Scheins den erhaltenen Thaler entrichten, aber zugleich einen Stempel auf den Schein drücken, und nach 20 Jahren sollten diese Scheine, weil Capital und Zinsen dafür bezahlt wären, völlig vernichtet sein. Da viele Gutsbesitzer die Besorgniß äußerten: die Gläubiger würden ihnen sogleich nach dem Frieden ihre Capitale aufkündigen, so sollten diese Zehnthalerscheine durch eine Superingrossation die erste Stelle erhalten. Die Gläubiger,

welche nun ihre Capitale 20 Jahre lang ste-
hen ließen, würden um nichts gefährdet und
die nacheingetragenen Gläubiger bekommen
durch die Ueberzeugung, daß die vor ihnen
stehende Summe mit jedem Jahre abnehme,
ein besonderes Interesse, ihren Schuldner im
Besitzstande zu erhalten. Bei der Leichtigkeit
aber, durch diese Scheine auch eine kleine
Summe gut zu verzinsen, und der großen
Sicherheit würden sie gewiß bald ein Auf-
geld gegeben haben, sobald nur baares Geld
zu ihrer Realisirung im Staate vorräthig ge-
wesen wäre. Und daher that ich den Vor-
schlag, daß der König von allem Silber,
welches seine Unterthanen in einer bestimm-
ten Zeit in die Münze liefern würden, nach
Abzug der Prägekosten und des Zusatzes von
Kupfer zwei Drittel in Courant, ein Drittel
in Münze prägen lassen sollte. Durch das
Drittel in Scheidemünze würde das Silber
verhältnißmäßig hoch bezahlt werden, und
wenn man nun erwägt, wieviel die Silber-
steuer getragen, wieviel dabei verschwiegen,
wieviel eingeheim und in Barren aus dem
Lande geschafft worden, so wird man die
Summe von zwei Millionen Thaler, welche
durch eine solche Ausprägung in Ost- und
Westpreußen in Umlauf gebracht werden konnte,
nicht zu hoch finden.

Da aber der Stadt Königsberg die Münze leider entzogen war, so that ich den Vorschlag, dem damaligen Mechanikus Garbrecht seine Englische Knopf-Fabrik abzukaufen. Diese enthielt Walzen zur Streckung des Metalls und einen Prägestock, der zwölf Knöpfe von der Größe eines Vierguteng roschenstückes mit einemmal ausschnitt und prägte. Leicht hätte man daher diese Fabrike in eine vorläufige Münze umwandeln können; bei hinreichendem baarem Gelde würden die Gutsbesitzer ihre Güter schnell hergestellt haben, folglich wären weder ihr Credit noch die Pfandbriefe und sogar bei hinreichenden Zahlungsmitteln selbst die Grundstücke der nicht Wiederherstellungsfähigen nicht unter den wahren Werth herabgesunken. Groß wäre freilich die Zahl dieser nicht Wiederherstellungsfähigen gewesen. Der Staat aber hätte zugleich die Mißbräuche dieser Menschen kennen gelernt, welche mit unbedeutenden Fonds oder lauter fremdem Gelde Güter gekauft hatten, um sie durch einen schnellen Gewinn auszusaugen und hernach wieder mit einigem Vortheil zu verhandeln. Ein Benehmen, welches leider vor dem Kriege sehr häufig war. Daß übrigens solchen Gutsbesitzern, noch die retablissementsfähig waren, wenn sie von harten Gläubigern gedrängt wurden, spezielle Moratorien ertheilt werden müßten, lag selbst in meinem Plane,

und gerade dadurch: daß diese speciellen Moratorien in verschiedenen Terminen aufhörten, würde der Geldumlauf die Zahlungsmittel sicherer herbeigeschafft und die Grundeigenthümer nicht in jene drückende Verhältnisse gesetzt haben, die, wie der Generalindult aufhört, durch Aufkündigungen und Zahlungen, die beinahe an einem Tage fallen, unvermeidlich sind.

Der Graf von Dohna war über meinen Vorschlag höchst erfreut; er wurde noch andern Personen mitgetheilt, die ihm ihren Beifall gaben, obgleich auch wieder manche völlig gegen ihn waren. Ich widerlegte ihre Gründe, und setzte meinen Plan noch mit größerer Deutlichkeit auseinander. Graf Dohna schien entzückt, versicherte, meinen Plan dem Könige vorzulegen, kam aber nach ein paar Tagen wieder zu mir, um mir mit großer Freude zu erzählen, daß der gegenwärtige Geheime Staatsrath Stegemann einen „göttlichen Gedanken" habe, wodurch nach zwei Jahren alles auf dem alten Punkt sein würde, nämlich den General-Indult. Ich erschrack; suchte ihm aus Struensee die schrecklichen Folgen, welche der General-Indult zur Zeit Friedrichs des Großen auf Schlesien gehabt hatte, und die Nachtheile des gehemmten Geldumlaufs aus Büsch und Smith dar-

darzuthun, zeigte ihm, daß zwar jeder Gutsbesitzer, wäre er auch noch so verschuldet, auf seinem Grundstücke bleiben, und auf Kosten der Gläubiger vegetiren würde; aber der Credit der Grundeigenthümer würde im Allgemeinen verloren gehen, der rechtschaffenste und wohlhabendste Mann aus Mangel des Vorschusses sein Grundstück nicht wiederherstellen können, und daher geringe Production und ein unbedeutender Ertrag der Grundstücke allgemein werden, hiedurch aber die Grundeigenthümer und ihre Gläubiger verarmen, unsere milden Stiftungen zu Grunde gehen, Wittwen und Waisen in das höchste Elend versinken, und durch veränderte Achtung für die Unverletzlichkeit des Rechts und die Heiligkeit der Gesetze die Moralität der ganzen Nation sinken. — Allein umsonst; der Landhofmeister hielt sich von der Herrlichkeit des General-Indults überzeugt, und sagte mir, daß schon der Geheime Finanz-Rath von Dombard und der Kammerpräsident von Reck nach Varenstein abgegangen wären, um den König und den Minister von Hardenberg (die sich damals dort aufhielten) für den General-Indult zu bestimmen.

Ich sah das Unglück meines Vaterlandes als unvermeidlich zum voraus, wandte mich daher an die Etatsräthin Baronin v.

Krüdener, und bat diese, einen kurzen Aufsatz, worin ich die schrecklichen Folgen des General-Indults auseinander gesetzt hatte, unsrer verewigten Königinn zu überreichen. Die Etatsräthin von Krüdener sagte mir in der Folge, daß ich die Sache in zu schwarzem Lichte betrachtete. Ich glaubte nach Kräften dem Unglücke meines Vaterlandes entgegengewirkt zu haben, und schwieg. Ein Besuch, den mir die Frau Etatsräthin bei ihrer Ankunft zu Königsberg machte, und den ich erwiderte, hatte unsere Bekanntschaft angeknüpft, und diese verschafte mir die Gelegenheit zur Milderung eines gräßlichen Elends. Die gefangenen polnischen Insurgenten wurden nach der Festung Friedrichsburg gebracht, die Kranken nicht von den Gesunden getrennt, und ohne Aerzte und Lazareth sich selbst überlassen. Mein Bruder schilderte mir das Schreckliche ihrer Lage, jedermann aber glaubte unpatriotisch zu handeln, wenn er sich für diese Menschen, die gegen ihren König die Waffen geführt hatten, verwenden sollte. Frau Etatsräthin von Krüdener, der ich das Unglück der vernachläßigten Kranken und Verwundeten schilderte, eilte sofort zu unserer edlen, verewigten Königin, deren Vorwort nun sogleich ein Lazareth, das in der Festungskirche und dem Wagenhause angelegt wurde, Aerzte und Verpflegung gleich den Preußen, für die

kranken und verwundeten Insurgenten bewirkte.

An den Begebenheiten, die in der Zwischenzeit hier vorfielen, nahm ich zufällig wenigstens dadurch manchen Antheil, daß ich durch meine, wenn gleich oberflächliche, Kenntniß der Polnischen und Russischen Sprache da, wo ich es vermochte, zuweilen als Dolmetscher nützlich war. Da mein Bruder, der Lazareth-Director, bei mir wohnte, und die verwundeten Russen größtentheils nur nach ihm, nicht aber nach der Lazareth-Direction fragten, die auf dem Tragheim, in einem entfernten Stadttheile lag, wo er sich den größten Theil des Tages über aufhielt, so bekam ich hiedurch mit den Verwundeten manche Geschäfte, und oft, wenn mein Bruder, eh' er ausging, mir gesagt hatte, in welchem Lazarethe die Kranken untergebracht würden, konnte ich sie selbst dahin weisen; auch vermochte ich bei meiner Bekanntschaft und selbst den freundschaftlichen Verhältnissen, worin ich damals mit mehreren hiesigen Aerzten und Wundärzten stand, manchem verwundeten Offizier, den der Zufall mir zuführte, schnell Beistand zu verschaffen, und während war für mich die Herzlichkeit, selbst Freude, womit man einen verwundeten Russen schon ein paar Worte des Trostes aufnahm. Einst kam ein

junger Russischer, sehr kranker Offizier in mein Haus; ein Soldat, auf den er sich stützte, bat mich gleich um etwas zu essen. Ich ließ es ihm geben, setzte auch dem Offizier Essen und ein Glas Wein vor. Er genoß wenig. „Laß mich, Vaterchen," sagte er, „doch nur schnell in ein Lazareth bringen; ich will weiter nichts als unter meinen Kameraden sterben." Er starb auch wirklich zwei Tage darauf. Einst hielten einige zwanzig Schlitten mit Verwundeten vor meiner Thür, und indeß ich sie zurechtzuweisen suchte, baten ein paar Russen um die Erlaubniß, sich aufwärmen zu dürfen. Gern bewilligte ich dieses, sogleich aber platzte die ganze Menge in meine beiden kleinen Wohnstuben, so daß sich beinahe kein Mensch darin bewegen konnte. Meine Frau gab ihnen, was das Haus vermochte; vorzüglich reizte das Mitleid ein Soldat, der mit Wunden bedeckt war, nach seiner Aussage fünf Kugeln im Körper hatte und heißhungrig war. Die Bauern, welche sie gebracht hatten, äußerten den bösen Willen, fortzufahren; einige Verwundete waren auf den Schlitten liegen geblieben. Der Anblick ihres Elends zog viele Menschen herbei. Zwei junge Frauenzimmer von Stande brachten einen beträchtlichen Vorrath von Warmbier, einige Nachbaren brachten Branntwein und erquickten zuerst die,

welche auf den Schlitten lagen. Die Verwundeten in der Stube bemerkten dies, und eilten, um auch ihren Antheil zu bekommen, auf die Schlitten zurück. Nach ein paar Monaten hörte meine Frau, als sie über den Steindam ging, häufig „Matuschka" rufen. Man machte sie darauf aufmerksam, daß es ihr gälte. Ein Russe auf Krücken hinkte herbei, und gab sich ihr als den zu erkennen, der bei ihr im Hause gewesen wäre, und jetzt von den fünf Kugeln befreit, gesund würde. Auch mich hat mancher, den ich als Verwundeten kennen lernte, späterhin freundlich angeredet, und ich habe überhaupt die Bemerkung gemacht, daß Dankbarkeit, auch für die kleinste Gefälligkeit, ein schöner Zug im Charakter der Russen ist.

Ein andermal trieben die Bauern die Gefühllosigkeit so weit, daß sie durchaus nicht nach den Lazarethen, die ich ihnen anzeigte, fahren, sondern die Verwundeten vor meiner Thür auf die Straße legen wollten. Da alle Vorstellungen vergeblich waren, nahm ich einen hohen Ton an: wenn ihr nicht, sagte ich, gehorchen wollt, so werde ich dem Sergeanten, der die Kranken überliefert, und den Russen, die noch ihre Fäuste brauchen können, den Befehl geben, euch von den Schlitten zu werfen, und dahin zu fahren, wo

ich's anzeigen lasse. Wenn hiedurch eure Pferde und Schlitten verloren gehen, so ist es eure Schuld. Dies wirkte, besonders da ich nun gleich den Sergeanten auf Russisch anredete. Dieser Mann, der die Bauern verstanden zu haben schien, war äußerst erfreut, und als ich ihm nun bedeutete, daß, wenn er die Verwundeten abgeliefert hätte, er auf die Lazareth-Direction gehen müßte, um dort die Anzeige zu machen und seine Abfertigung zu erhalten, bat er mich, da ich doch der Lazareth-Director wäre, die Sache gleich mit ihm zu berichtigen. Auf meine Versicherung, daß ich dies nicht wäre, erwiderte er: Versprechen! du verstellst dich nur, du bist es gewiß. Ich sagte lachend, wie er auf den Einfall kommen könne, ich wäre ja blind, und der Director mein Bruder. Nun, sagte er, kann dein Bruder russisch sprechen? Als ich dieses verneinte, erwiderte er, so bist du doch der Rechte; denn man wird doch eher zu einem Geschäfte mit uns einen Menschen angesetzt haben, der, wenn er uns auch nicht sieht, uns doch sagen kann, was wir zu thun haben, als einen Menschen, der uns bloß ansehen und gar nichts sagen kann. Ich mußte über dieses Argument des Naturmenschen lachen, den ich erst durch viele Betheuerungen auf andere Gedanken zu bringen vermochte.

Nach der Schlacht bei Pr. Eylau war das Elend grenzenlos. Die Preußischen Lazarethe waren höchstens auf 2000 Mann eingerichtet, und dabei nur 19 Unter-Chirurgen. Nach der Schlacht kamen in den beiden ersten Tagen 11 000 Russen und nur zwei Russische Chirurgen hinzu. Meine genaue Kenntniß von Königsberg kam mir jetzt zu Statten, denn ich konnte meinem Bruder jedes große Gebäude, welches zum Lazareth tauglich war, bezeichnen, auch die Aerzte und Wundärzte angeben, die bei dieser Gelegenheit größtentheils einen Edelmuth und eine Uneigennützigkeit zeigten, die der höchsten Achtung würdig war; auch räumten verschiedene Einwohner Königsbergs freiwillig große Zimmer ein, worin die Verwundeten sofort verbunden und erquickt wurden. Mein Blut wallte zu ungestüm, um irgend an etwas Anderes als an Hülfsmittel zur Linderung der Noth denken zu können. Daher ging ich immer auf den Straßen umher, suchte den verwundeten Franzosen und Russen zum Dolmetscher zu dienen, und sie unter Dach zu bringen, oder Aerzte herbeizuschaffen. Einst fanden ein paar Schlitten auf der Königsstraße und neben einem Schlitten stand, wie mein Führer mir sagte, ein wohlgebildetes und gut gekleidetes Frauenzimmer, hielt einen Teller in der Hand, und fütterte zwei

schwer verwundete Russen. Ich nahte mich dem Schlitten, und sagte den Verwundeten, daß ich ihnen ein Lazareth anweisen könnte, worin sie Aufnahme erhalten würden. Ei! sagte der eine der Verwundeten mit ganz ruhigem Tone, was soll ich noch einem meiner Kameraden einen Platz wegnehmen, ich fühle ja, daß ich sterben werde und sterben muß. Ein junger Offizier, v. Mokrinsky vom Pawlowskischen Grenadier-Regimente, stand unter freiem Himmel. Die bei ihm befindlichen Russen wußten nicht, wo sie ihn hinbringen sollten, und die verwittwete Frau v. Brederlow auf Salau nahm ihn, so wie dies damals häufig geschah, freiwillig in ihr Haus auf. Sie trug mir auf, den Verwundeten zu sagen, sie habe drei Söhne, die gegen den Feind ständen, wüßte nicht, wie bald einen darunter ein dem seinigen ähnliches Schicksal beträfe, und würde sichs daher doppelt zur Pflicht machen, ihn so, als ob er ihr Sohn wäre, zu behandeln. Der junge Mann, der weder deutsch noch französisch konnte, erwiderte mit vieler Herzlichkeit: ich wollte, daß meine alten Eltern in diesem Augenblicke erfahren könnten, wie diese gute Frau mich aufnimmt, und daß sie wieder ihren Dank und ihre Gebete vernehmen könnte. Er wurde hergestellt und entfernte sich bei Annäherung der Franzosen aus Königsberg.

Auch manchen Preußischen Offizieren konnte ich helfen, und Medizinal-Rath Hirsch, Doctor Grohnert und Assessor Fallier haben auf meine Bitte sich vieler Verwundeten treulich angenommen; die beiden Letzten wurden ein Opfer ihres Eifers und starben am Lazareth-Fieber. Zufällig hatte ich auch nach der Schlacht bei Eylau den gefangenen Französischen Hauptmann Chaßlus vom 26sten Dragoner-Regiment kennen gelernt. Er war durch drei Säbelhiebe im Kopf stark verwundet und in meiner Nachbarschaft in das Haus eines Bäckers einquartirt, wo er wegen des Gewerbes seines Wirths weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, überdem von vielen Menschen, selbst gemeinen Russen, die Brot kaufen wollten, belästigt wurde, und mit Niemanden sprechen konnte. Ich nahm ihn in mein Haus auf, schaffte ihm durch meinen Bruder aus dem Preußischen Lazarethe einen vorzüglichen Arzt; er genas, wurde ausgewechselt und wir trennten uns mit herzlicher Rührung. Ich aber erhielt hiedurch Gelegenheit, verschiedene gefangene Französische Offiziere, und zugleich die Stimmung, die damals unter Russen und Franzosen herrschte, ziemlich genau kennen zu lernen.

Königsbergs Schicksal blieb höchst ungewiß, mein eigenes wurde trüber. Aus Rüh-

rung und Anhänglichkeit ging meine Frau, als mein Arzt Doctor Grohnert begraben wurde, auf den Kirchhof, um ihn noch in die Grube senken zu sehen, that bei der Rückkehr einen unglücklichen Fall, verrenkte sich die Knöchel, wurde hiedurch sechs Wochen bettlägerig und nicht ohne Schwierigkeit durch den edlen, uneigennützigen Beistand des Preußischen General-Chirurgus Völcke hergestellt. Auf ein Hauswesen, wie das meinige, hatte dies sehr nachtheiligen Einfluß, und da mein Vermögen auf Gütern in der Nähe von Eolau stand, so hörte auch jede Zahlung von Zinsen auf.

Der Vorsehung, die mich immer wieder aufgerichtet hat, verdankte ich auch jetzt wieder einen unerwarteten Trost. Mit Professor Cruse zu Mitau, meinem Jugendfreunde, stand ich im Briefwechsel und hatte ihm meine traurige Lage geschildert. Unerwartet erhielt ich nun die Nachricht: es sollte zu Mitau eine neue Professor-Stelle des Staatsrechts und der Geschichte errichtet werden, er habe mich dem Herrn Staatsrath Pistoli dazu in Vorschlag gebracht: dieser habe ihn versichert, daß er gern auf mich Rücksicht nehmen wolle, und ich noch keinen Nebenbuhler habe; und Frau Baronin v. Krüdener, versprach mir ihre Empfehlungen. Ob sie in der damaligen

Verwirrung erfolgt sind, weiß ich nicht; auch konnte ich bei dem nach Rußland gehemmten Briefwechsel nichts in dieser Sache thun. Piatolis Tod und der Widerspruch des Generals v. Klinger gegen die Verwandelung des Gymnasiums zu Mitau in eine Universität hat nachher diese ganze Hoffnung vernichtet; doch blieb es für mich tröstlich und erfreulich, daß ich in dem nämlichen Zeitpunkte, worin ich in meinem Vaterlande auf mancherlei Weise litt, aus dem Auslande Beweise des Zutrauens und Wohlwollens erhielt.

Während des für mein Vaterland so traurigen Feldzugs des Jahres 1807 folgerte ich aus allem, was ich hörte, eine höchst gefahrvolle Zukunft, und bei allem Vertrauen auf die verzweifelte Gegenwehr des kleinen preußischen Haufens und auf den Muth und die Entschlossenheit der Russen glaubte ich, da sie nie angriffsweise verfahren und Danzig sinken ließen, auch alles für Königsberg fürchten zu müssen. Bloß der Gedanke, daß Königsberg dem französischen Heere so viele Hülfsmittel darbiete, daß Napoleon diese schwerlich durch Plünderung und Zerstörung selbst vernichten würde, flößte mir einige Hoffnung ein, wenn gleich von der andern Seite die Heftigkeit des Generals v. Rüchel und die schwachen Werke, welche diese Stadt

vertheidigen sollten, mich für Königsberg das Schicksal Lübecks fürchten ließen. Am 13ten Junius des Abends kam ein Bote meines ältesten Bruders, der in der Nähe von Königsberg stand, und die Gefahr nahe, doch, mit der ihm eigenen ruhigen Kälte, auch noch nicht das Aergste besorgen zu müssen erklärte. Einige Russische Offiziere, unter andern die Barons v. Wachten und Manteufel, sprachen noch von hohen Dingen, versicherten, daß ein Russisches Corps bei Wehlau über den Pregel gehen, und durch Königsberg vordringen, indeß von der andern Seite die ganze Russische Hauptmacht zum Entsatze herbeieilen würde. Sie betheuerten die Gewißheit ihrer Nachrichten noch am 13ten des Abends. Am folgenden Morgen besuchte ich meine Verwandte und ging über den Königsgarten, als ich ein Getöse hörte, und damit bekannt, zu meinem Begleiter sagte, daß es Kanonenschüsse wären. Er versicherte dagegen, daß Bretter geworfen würden. Bald wurden die Schüsse deutlicher, und Preußische Truppen, hierunter auch das Regiment meines Bruders, zogen durch die Stadt. Meine Sorge stieg, doch verbarg ich bloß einige Sachen von Werth auf dem Schlosse in dem Zimmer der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, wozu ich als Geschäftsträger derselben die Schlüssel hatte, weil ich voraussetzte:

daß doch wol vor allem das hiesige Schloß, auch bei der möglichen Plünderung geschont werden dürfte. Uebrigens verließ ich mich auf meine Sprachkenntnisse, die mir schon bei den Russen viel genützt und manche herzliche wohlwollende Aeußerung erworben hatten. Am 16ten erfolgte das Einrücken der Franzosen; viele einzelne Soldaten zerstreuten sich jetzt in den abgelegenen Straßen, und verübten manchen Unfug. So wurden in meiner Nähe die Häuser der Roßgärtschen Geistlichen geplündert, und vier Soldaten stürzten in mein Haus. Wein war die erste Forderung, ich ließ ihnen diesen und zugleich etwas zu essen vorsetzen, unterhielt mich mit ihnen ganz freundlich von ihren großen Anstrengungen, schweren Märschen, ihrem Vaterlande, und bald sprachen wir so vertraulich als ob wir alte Bekannte wären. Einer der Soldaten schien ein junger gesitteter Mann. Meine Frau hatte in der Verwirrung ein Schächtelchen mit einem Ringe stehen lassen; er besah den Ring und setzte ihn ruhig wieder an seine Stelle. Sechs Bouteillen Wein wurden schnell geleert; die Hälfte davon stürzte ein einzelner hinunter, der auch bald trunken war. Er forderte, daß ich noch sechs Bouteillen Wein geben sollte, die er zum Theil ins Lager mitnehmen wollte. Ich fürchtete, daß er noch

mehr trinken und alsdann in der Trunkenheit sich Alles erlauben würde. Ich habe euch, meine Herrn! sagte ich, freundlich als Gäste aufgenommen. Die Hälfte meines Weins gab ich euch gern, die andere Hälfte gehört meinen Einquartierten, die ich heute gewiß bekomme, und gegen die ich nicht so unhöflich sein kann, ihnen ein Glas Wein zu versagen. Er meinte, auch ihm sei ich mehr Wein zu geben verpflichtet. Ich berief mich auf das Zeugniß der Uebrigen, ob ich ihn nicht für meine Einquartierten aufbewahren müßte, und forderte besonders den vorher erwähnten jungen Mann auf. Rendez grace au ciel, rief der Trunkene, que vous parlez francois — et que je parle aux Francois, fiel ich ihm ein, qui ne peuvent être ni desobligeants ni mal-honnêtes. Dies half; sie gaben mir freundschaftlich die Hand und nahmen Abschied. Ich verriegelte mein Haus, aber zwei Voltigeurs klopften ans Fenster, und forderten Einlaß und ein Frühstück, besonders Branntwein, den ich nicht vorräthig hatte. Es waren so gesittete Leute, daß der Eine, der sein Taschenmesser verloren zu haben beklagte, mir, da ich ihm ein anderes anbot, solches bezahlen wollte. Nun kam meine Einquartierung; zwei Chasseurs von 7ten und ein anderer Soldat von einem mir unbekannten Regiment. Der eine der Chas-

seurs — er hieß Lothaire und war aus Languedoc — forderte mich auf, da er meine vielen Kinder sah, ihm einen Ort zu zeigen, wo er sein Gewehr sicher hinsetzen könnte. Ich wieß ihm das Zimmer an, welches ich ihnen bestimmt hatte, und lud sie nun in das andere Zimmer zum vorläufigen Frühstück. Der eine von ihnen forderte Branntwein, den ich ihm nicht schaffen konnte, weil die Branntweinshäuser, die mir zunächst lagen, geplündert waren. Ich ging hinaus, um mit meiner Frau, einige Verabredungen zu nehmen. Plötzlich hörte ich im Zimmer ein heftiges Geschrei: Lothaire rief mich und sagte: ich sollte einen Offizier oder eine Wache schaffen. Als ich fragte was es sei, antwortete er: man will Sie plündern, und so lange ich in Ihrem Quartier bin, bin ich Sauvegarde; und nun trieb er mich mit der ihm eigenen Französischen Heftigkeit. Ich fand einen Offizier; dieser schaffte mir drei Mann Wache, und so eilte ich zurück. Lothaire empfing mich schon vor meiner Hausthür und rief mir freundlich zu: il a reçu une belle poignée. Nun erzählte er mir mit äußerster Fröhlichkeit, ich habe drei Einquartierte, aber einer wäre auf der Wache. Sein Kamerad, den er übrigens gar nicht kenne, habe ihn gebeten, an Frühstück und Mittagsessen Theil nehmen zu lassen. Er hätte ihm

diese Höflichkeit nicht abschlagen können, nun aber habe ihm dieser Mensch den Vorschlag gethan, noch ein paar seiner Kameraden herbeizurufen, die Schränke im Hause zu eröffnen, mit ihnen den Raub zu theilen, und dann durch den Vorwand, daß sie ihn und seine Kameraden gar nicht kannten, alle Schuld von sich abzuwälzen. Da er (Lothaire) und sein Kamerad ihre Gewehre in einem andern Zimmer gehabt, so hatte der Fremde sein Seitengewehr gezogen, um meine Kinder durch Schrecken aus dem Zimmer zu treiben. In dem Augenblicke ware ein Offizier vorüber gegangen, herbeigerufen und mit seiner Hülfe endlich der Soldat, welcher anfangs getrotzt hätte, indem alles auf ihn losgeschlagen habe, entfernt.

Ich sah also, daß ich gute Menschen im Quartier hatte, und gewann sie bald noch durch eine Kleinigkeit. Sie hatten eben gegessen, als ein französischer Soldat zu mir kam. Ich fragte ihn, ob er ein Billet auf mein Haus habe. Er aber bat im gebrochenen Deutsch, weil ich ihn auch deutsch angeredet hatte, nur um etwas Brot. Ich brachte ihn in das Zimmer meiner Einquartierten; sogleich forderte auch Lothaire von ihm ein Billet. Ich aber bat ihn, es mir zu erlauben, daß ich diesem meinem Gaste

hier

hier etwas zu essen verschaffen könnte. Es war ein junger Mann, äusserst ermattet, weil er seiner Versicherung zufolge seit ein paar Tagen nichts genossen hatte. Lethaire erklärte jetzt, daß ich ein guter Mann sei, und ersuchte mich, daß ich doch seinem Kameraden, der bei mir einquartiert, und vielleicht eben so hungrig jetzt auf der Wache wäre, etwas zu essen schicken möchte. Ich erklärte mich hiezu bereit; da ich aber keinen männlichen Dienstboten hatte, so konnte ich doch unmöglich ein Dienstmädchen zu den Soldaten auf die Wache schicken. Er gab mir Recht, sagte aber, er wolle das Mädchen geleiten, sie sollte ihm, sobald sie die Wache sähe, solche zeigen, und er wolle das Essen hineintragen. Sie sollte indeß auf der Straße stehen bleiben, bis er zurückkäme und ihm dann den Rückweg zeigen. Da ich vielleicht eine bedenkliche Miene machte, rief er: Foi d'honnête homme! und hielt auch so pünktlich sein Wort, daß er selbst das Geschirr, worin das Essen war, aus der Wache zurückbrachte. Am folgenden Tage kam dieser mein dritter Einquartierter. Meine Frau sagte, daß seine schwarze Farbe und seine ganz wilde Physiognomie sie in Angst setzten. Ich ging ihm freundlich entgegen, und weil mir sein Dialekt äusserst auffiel, fragte ich: aus welcher Provinz er wäre. Er antwor-

tete: aus Genua. Jetzt redete ich ihn italienisch an. Er faßte mich um, drückte mich an sich und rief mit lauter Stimme: o lieber Herr! Sie reden italienisch! Jetzt besaß ich sein ganzes Vertrauen. Er erzählte mir nu , er hieße Riccini und wäre Handlungsdiener aus Genua. Man habe ihn als Conscribirten in den Krieg getrieben, aber von 200 Genuesern, die bei demselben Regimente gestanden hätten, wären jetzt kaum noch 20 übrig. „Ach unser Schicksal," sagte er, „war sehr traurig; aber da wir alle noch lebten, da war gute Zeit. Wir konnten mit einander sprechen, uns von unsern Verwandten, von unserm Vaterlande erzählen, aber jetzt, wenn ich am Wachtfeuer liege, die Menschen um mich sprechen höre, recke ich oft den Kopf in die Höhe, und höre, ob Niemand italienisch spricht. Ach! ich horche oft vergeblich, und werfe mich dann traurig wieder hin." Da er meine Bücher sah, fragte er, ob auch Italienische darunter wären. Ich zeigte ihm Einige, er wählte den Tasso. Ich will, sagte er, wenn ich ihn lese, an mein Vaterland denken. Er begleitete mich, und wollte mich, da ich in meinem Hause allein ging, führen. Nach ein paar Tagen marschirten meine Einquartierten ab, und der Genueser schrieb noch auf einen Bogen Papier: „der Wirth dieses Hauses ist ein guter Mann,

der italienisch spricht, er hat mich liebevoll behandelt. Landsleute! wer zu ihm kommt, behandle ihn gleichmäßig."

Am folgenden Tage um 10 Uhr des Abends bekam ich drei neue Einquartierte; zwei darunter waren fürchterlich betrunken. Sie forderten ein Abendessen; so spät und unvorbereitet vermochte ich ihnen wenig zu geben. Ich ging zu ihnen, weil ich das Dienstmädchen nicht allein bei ihnen lassen wollte. Der eine der Trunkenen mußte doch meine Verlegenheit bemerken, und äußerte, ich sollte mich nicht fürchten. O! erwiderte ich, wenn ich mich fürchtete, wäre ich gar nicht zu euch gekommen; aber ihr seid ja Franzosen, vernünftige Menschen, und keine Kalmücken, weßhalb sollte ich mich fürchten? Nun erklärten mir die Trunkenen gleich, daß ich ein honnête homme wäre, und baten mich, daß ich mich ihretwegen nicht geniren, sondern zu Bette gehen möchte. Da ich sie nun ersuchte, daß sie das Licht doch sorgfältig auslöschen möchten, kam der Nüchterne ganz freundlich zu mir und sagte: ich sollte mich in diesem Stücke auf ihn verlassen. Am folgenden Morgen waren wir die besten Freunde. Ich erhielt jetzt noch einen jungen Offizier, Namens Meyr, einen sehr feinen gesitteten Mann, ins Quartier, und hatte folglich diese Zeit hindurch hinreichende

Gründe, mich glücklicher als viele Andere zu schätzen. Wahrscheinlich durch ein Versehen erhielten, als die kaiserliche Garde einrückte, vier Offiziere und vier Gemeine Billette auf mein Haus, und ich sollte auch acht Pferde beherbergen. Am Abend vor dem Einrücken der Garde kam einer der Offiziere zu mir. Ich zeigte ihm mein ganzes Haus, bat ihn, sich die Zimmer zu wählen, und erklärte ihm, daß ich mich in den übrigen mit meiner Familie einschränken wolle. Er fragte mich nach dem Stalle, und als ihm bewies, daß ich gar keinen hatte, gab er mir das Billet mit der Erklärung, daß ich auf die Municipalität gehen, das Billet zurück geben und dafür sorgen möchte, daß er bei seiner Rückkehr ein anderes Billet auf ein Haus, wobei Ställe wären, bei mir fände, welches denn auch erfolgte. Ueberhaupt waren die Franzosen wegen der Ställe zuweilen in Verlegenheit. Ein junger Französischer Husaren-Offizier, der in dem v. Bronikowskischen Stift, neben welchem ich wohne, einen Thorweg bemerkte, ging nun sogleich hinein und untersuchte die auf dem Hofe befindlichen Stallungen. Die Stiftsdamen ahneten von diesem Besuche nichts Gutes, machten die Fenster auf und riefen, da ich eben aus meinem Hause trat, mir zu, daß ich mich doch ihrer annehmen möchte. Freundlich trat

ich nun an den Offizier heran und sagte ihm, er würde aus dem Geschrei der Damen hören, daß sie mich um Hülfe bäten, und er erwiederte eben so freundlich, daß er für die Pferde seines Generals bequemere Stallungen suche, sagte aber noch hinzu: warum schreien diese Damen so gewaltig? Mir fehlte für das deutsche Wort Stube in diesem Augenblicke ein passendes Französisches, und ich sagte daher: verargen Sie den armen Mädchen ihre Furcht nicht, dies Haus ist ein Kloster (couvent). Ei! fragte er, haben die Lutheraner auch Klöster? Eine Art davon antwortete ich. Nun, sagte er, dann muß man die armen Nönnchen ruhig lassen, sonst sterben sie noch vor Schrecken, und so ging er lachend davon.

Sehr rührend wurde für mich die Herzlichkeit eines Französischen Offiziers, Namens Sommery. Er kam zu dem hiesigen Französischen Prediger La Canal, gerade als ich mich bei demselben befand, und erzählte, seine Vorfahren waren Hugenotten gewesen, und aus der Picardie ausgewandert. Sein Aeltervater hätte sich zum Schein für den Katholicismus erklärt, wäre aber im Innern seines Herzens ein Hugenotte geblieben, und dessen Nachkommen wären diesem Beispiele gefolgt, bis sie zur Zeit der Revolution ihre

Grundsätze wieder öffentlich geäußert hätten. Allein sie wären auch in dieser Periode umgekommen, oder ausgestorben; er hat daher den Prediger nachzuforschen, ob ein Sommery oder ein Abkömmling dieser Familie sich zu Königsberg befände. Ich bin, sagte er, in der Welt ganz isolirt, und würde mich freuen, einen Menschen zu finden, dem ich näher angehöre. — Während der Anwesenheit der Französischen Truppen erzeigten mir noch zwei Gardesoldaten einen vorzüglichen Dienst. Mein ältester Sohn wurde damals confirmirt; denn bei der Ueberzeugung, daß man in jeder Religion, die reine Moral lehrt, folglich in jeder christlichen Religion der Gottheit wohlgefällig sein könne, und durch eigene Erfahrung belehrt, daß der Katholik im Preußischen Staate manchem Nachtheil ausgesetzt ist, hatte ich es für Pflicht gehalten, meine Kinder in der Landesreligion erziehen zu lassen. Ich, meine Frau, meine Schwiegermutter, mein Sohn und meine älteste Tochter, kehrten in einem Wagen aus der Kirche zurück. Die Letzte bog sich lebhaft aus dem Wagen heraus, als dieser zu schwanken anfing. Schnell sprang ein Gardesoldat hinzu, faßte sie bei den Schultern, zog sie schnell durch die Oeffnung des Fensters aus dem Wagen, und ersparte ihr hiedurch wahrscheinlich eine Beschädigung, weil der Wagen,

dessen Achse gebrochen war, in dem Augenblicke auf die nämliche Seite umschlug. Ein anderer Gardesoldat öffnete die Thür des Wagens und hob meine Schwiegermutter heraus, die durch das Glas des zerschlagenen Fensters beschädigt war. — Ich lernte einen alten Oberstlieutenant Scherer als einen Mann von einem äußerst weichen Herzen kennen. Er trat einst in das Zimmer meines Schwagers und meiner Schwester v. Kurowski, und fand diese in Thränen, denn sie hatten eben von ihrem geplünderten Gute die traurigsten Nachrichten erhalten. Scherer versuchte sie zu trösten, und da die beiden alten Leute äußerten, ihre Lebenszeit und ihr Credit reiche nicht hin, um ihr Gut wieder herzustellen, sagte Scherer mit Herzlichkeit: ich bin ein armer Mann, denn ich habe mich gehütet, Unrecht zu thun, aber 100 Friedrichsd'or kann ich entbehren, und wenn ihr euch erholt habt, sendet ihr mir solche nach Nancy. Er wollte das Geld sogleich aufzählen, und schien traurig, als sein Anerbieten abgelehnt wurde. — Ich habe noch einige vortreffliche Männer, hierunter den Oberstlieutenant Scherbe vom 11ten Kürassier-Regiment, den Aide-Major Jubert, der auch in Egypten gewesen war, einen äußerst heitern Mann, dessen Namen ich nachher noch verschiedentlich in Zeitungen las, den Oberst Basie, der im Jahr

1812 wieder als Contre-Admiral zu Königsberg war, kennen gelernt. Dieser sagte einst, Preußen würde sich in ein paar Jahren erholt haben. Das, erwiderte ich, könnte nur durch ein Wunder geschehen, und auf dieses rechne ich nicht. Das ist, sagte er, weil sie nicht sehen können; denn vor Ihnen steht der Oberst Basse von den Französischen Seetruppen, der mit den letztern aus Preßt zu Fuße nach Königsberg kam, und wollen Sie das nicht für ein Wunder gelten lassen? — So war mir in der That die Anwesenheit der Franzosen nicht drückend. Als aber Königsbergs Bürger zur Erlegung der Contribution aufgefordert wurden, glaubte ich, daß jeder etwas einsenden müsse, damit man nicht an dem guten Willen zweifeln könne, und sandte deßhalb 66 Thaler 60 Groschen. Allein da in der Folge unser Magistrat erklärte, daß die Französischen Truppen vor dem Empfang einer gewissen bestimmten Summe Königsberg nicht räumen wollten, da glaubte ich, daß jeder gute Bürger das äußerste zu thun verpflichtet wäre und sandte noch 633 Thaler 30 Groschen, wofür ich die Beruhigung hatte, daß mein guter Wille anerkannt und zum gezwungenen Darlehn keine höhere Summe von mir eingefordert wurde. Dagegen aber erhielt ich für meine 700 Thaler Stadt-Obligationen, die, als keine Zinsen

mehr dafür bezahlt wurden, auf ein Viertel des Nominalwerths sanken, und wurde noch von Manchen darüber verlacht.

Doch hatte ich auch mehrere höchst schmerzliche und rührende Auftritte. Am 14ten Juny des Abends kamen vier noch durch Krankheit äußerst geschwächte Soldaten, und baten mich, weil mein Bruder, der Lazareth-Director, nicht zu Hause wäre, es doch schleunigst zu bewirken, daß ihnen ihre Gewehre und Patrontaschen gegeben würden, damit sie der Armee nachziehen könnten. Da sie noch äußerst ermattet waren, so fragte ich, warum sie nicht lieber hier ihr Schicksal erwarteten? Sie antworteten mir: wir wollen nicht gefangen genommen werden. Wir kennen die Gegend und werden uns durchschleichen; erreichen uns aber die Franzosen, so wollen wir deßhalb unsere Gewehre, um, wenn man uns angreift, wenigstens einen unserer Feinde zu tödten. Ueberhaupt entfernte sich jeder Preuße aus dem Lazarethe, der nur noch einige Kräfte hatte; mein jüngster Bruder aber, der auf Befehl des Generals Rüchel zurückblieb, um für die verwundeten Preußen und Russen zu sorgen, wurde von den Franzosen in Betreff seiner Person gut behandelt. Sie forderten, daß er seine Geschäfte fortsetzen sollte, gaben ihm eine schriftliche Versicherung,

daß Niemand ihn dabei aufhalten oder hindern ſollte, und ertheilten ihm ſogar Futter für ſein Pferd. Höchſt traurig war das Schickſal der hier Verwundeten und Kranken, vorzüglich der Ruſſen. Mein Bruder aber kam doch in die Lage, ihr Unglück ſehr mildern zu können. Denn es hatte ſich hier eine wohlthätige Geſellſchaft zur Unterſtützung der Verwundeten und Kranken gebildet. Der Graf v. Schlieben auf Gerdauen hatte die Kaſſe derſelben; er gab jetzt meinem Bruder den ganzen Beſtand, der über 2000 Thaler betrug, und nun von der Preußiſchen Lazareth-Direction zur Unterſtützung der Preußen und Ruſſen verwandt wurde. Dieſe Summe hat damals unendliche Leiden gemildert. Oberſt Denzel ſelbſt ſchien betroffen, als er in das Zimmer einiger verwundeten Ruſſiſchen Offiziere trat, und ſah, daß ihnen Wein und Zitronen gegeben waren. Er fragte meinen Bruder, woher dies käme, und als er, da mein Bruder Niemanden gern nennen wollte, die Antwort erhielt: daß wohlthätige Menſchen ihn hiezu in den Stand geſetzt hätten, machte er meinem Bruder ſelbſt ein Compliment über ſeinen Eifer, indem er ſagte: wer gute Menſchen zu ſolchen Handlungen beſtimmen könne, müſſe ſelbſt gut ſein. Dieſes aber war Denzel ſelbſt nicht, der ſich höchſt eigennützig und hartherzig bewies. So

wollte er 500 Preußen, die gefährlich krank oder schwer verwundet waren, nach Danzig transportiren lassen. Vergeblich waren die Vorstellungen meines Bruders und des General-Chirurgus Schack. Dieser rief endlich: hat ihr Kaiser sie zum Morde der Verwundeten berechtigt, so bitte ich solche sogleich erschießen zu lassen, denn diese Todesart ist leichter. Dies wirkte auf Denzel und die Kranken blieben zurück. Wir wurden zuletzt der Leiden gewohnt, doch wies sich überall Anhänglichkeit für den König. So auffallend Napoleon und seine Begleitung war, so rief ihm Niemand ein Vivat, und so sehr wir die Franzosen als gesittete Feinde, und viele darunter als edle gute Menschen kennen lernten, so war doch der Hauptgedanke, den Jeder dem Andern in der Stille zuflüsterte, an den König, dem auch Jeder sein Glück und sein Leben aufzuopfern bereit war. So kam mein Bruder der Lazareth-Director zu mir, als die Franzosen vor der Stadt standen. Ich habe, sagte er, eine beträchtliche Anzahl von Gewehren, ich weiß, daß mir solche die Franzosen sofort unter Drohungen abfordern werden; allein ich habe zwei Offizianten, ehemalige Feldwebel, auf die ich mich verlassen kann, und mit ihrer Hülfe will ich den größten Theil der Gewehre zu verbergen suchen. Ich pflichtete

ihm bei, und die erste Frage des Obersten Dengel war nach den Gewehren, mit beigefügter Drohung, daß er, wenn er ein einziges verheimliche, füsilirt werden sollte. Mein Bruder übergab alle die Gewehre, welche beschädigt waren, und erklärte, die guten Gewehre wären längst nach Memel geschickt. Doch wurde ein Theil der versteckten Gewehre einem Commissair verrathen; dieser aber verkaufte das Metall von einigen Trommeln und Degengefäßen, so wie die Beschläge von den Gewehren an einen Juden, und nahm, mit diesem Profit zufrieden, von der Sache keine weitere Notiz. Der König, dem mein Bruder am Friedensschlusse von der Erhaltung von 2000 Gewehren Nachricht gab, versicherte ihn seiner Gnade. Ueberhaupt war im Preußischen Lazareth, ungeachtet der heftigsten Epidemieen, nur der 1ste Mensch gestorben, obgleich mein Bruder genöthigt war, viel erbärmliche Menschen dabei anzustellen; doch half er sich dadurch, daß er von den Regimentern invalide Soldaten als Krankenwärter und invalide Unteroffiziere zu Aufsehern erbat, hiedurch die Andern bändigte, und im Ganzen herrschte im Preußischen Lazarethe große Reinlichkeit und Ordnung. Am Friedensschlusse wurde meinem Bruder durch die Gnade der Königin, welche die Lazarethe verschiedentlich besucht, und über die dort

herrschende Ordnung und Reinlichkeit ihm ihre Zufriedenheit bezeugt hatte, das halbe Gehalt als Lazareth-Director, 25 Thaler monatlich, belassen. Der Geheime-Staatsrath und Oberst Graf v. Lottum, hatte ihm häufig die größten Lobsprüche, und der König auf den Bericht desselben, verschiedentlich die Versicherungen seiner Gnade ertheilt. Vergeblich aber bat er jetzt um die Wiederanstellung im Militair, doch wurde ihm eine Civil-Versorgung zugesichert; allein er arbeitete drei Jahre lang bei dem Lizent- und Zollwesen ohne Gehalt und bestimmte Anstellung, und wurde im Jahr 1812, da er doch vormals Lazareth-Director war, als Inspector über ein einziges Lazareth angestellt, welches er, da er sich und seinen Kindern Alles schuldig ist, annahm. Er mußte mit diesem Lazarethe als das Yorksche Corps Kurland verließ, dort zurückbleiben, und ungeachtet seiner Vorstellungen, daß er 1787 den Feldzug in Holland mitgemacht, und während desselben dort die Flüsse und Kanäle beschifft und die Dienste als Pontonnier Offizier geleistet, in Magdeburg und Wesel in Garnison gestanden hätte; ungeachtet er als rechtschaffener Mann, und guter Soldat bekannt, und völlig gesund war, wurde er nicht bei der Armee, sondern bei einem Garnison-Bataillon angestellt, und erhielt erst im Jahr 1813, als im Großherzog-

thum Niederrhein Preußische Truppen gestiftet wurden, dort seine Anstellung, wurde aber im Jahr 1816 wieder an das nämliche Garnison-Bataillon als Hauptmann zurückgeschickt; und im Jahr 1820 bei Auflösung der Garnison-Bataillone, blieb er nur, da sich der kommandirende General von Borstell seiner menschenfreundlich annahm, im Besitz einer Divisions-Garnison-Compagnie.

Noch muß ich eine Schwäche bekennen. Von meinen Knabenjahren lag immer in meiner Seele der Wunsch nach großer That, und ich hing mit großer Innigkeit an König und Vaterland. Da hörte ich, und konnte dies auch aus Allem mit Recht folgern, die Schlacht bei Friedland solle über Königsbergs Schicksal entscheiden. Die Schlacht bei Eylau war unbenutzt geblieben, wie sehr wünschte ich, daß dies nicht der Fall wäre, wenn die bei Friedland einen ähnlichen Gang nehmen ollte. Die Geschichte belehrte mich wie leicht Menschen in allen Zeitaltern exaltirt werden konnten, und hierauf in der Ueberzeugung, daß, wenn ein blinder, lahmer Mann sich selbst preis gebe, die Menschen schon durch die unerwartete Kühnheit, die Seltenheit der That und des Anblicks mit hohem Muth beseelt werden würden, machte ich meine Pläne, und leitete manches ein, als das Französi-

ſche Corps unter dem Marſchall Soult vor Königsberg ſtand. Aber traurige Nachrichten von der Schlacht bei Friedland, Aeußerungen voll Schlaffheit, die ich häufig hörte, und manche Beweiſe von Kraftloſigkeit brachten den empörten Geiſt auch bald wieder zur Ruhe. Dieſe verhieß uns im Allgemeinen der Friede zu Tilſe; allein die Theurung und ihre Folgen waren höchſt drückend für uns, beſonders aber noch für mich, weil ich theils in der Ueberzeugung, daß jeder Staatsbürger ſein Aeußerſtes thun müſſe, theils in der Hoffnung, daß bald wieder Vieles ins vorige Gleis zurückkehren dürfte, wie ich bereits erzählt habe, meinen letzten Sparpfennig gegen Stadtobligationen hingegeben hatte. Das General-Moratorium raubte den Landleuten allen Credit; die Zinſen wurden nicht gezahlt, der Geldmangel ſtieg, und mit ihm zugleich die allgemeine Noth, wobei ich denn auch, weil meine Zinſen ausblieben, nicht leer ausging. Ich hatte indeß verſchiedentlich Gelegenheit erhalten, dem Hofe näher bekannt zu werden, da ich auf Erſuchen der deutſchen Geſellſchaft einige mündliche Vorträge hielt; mehr aber wirkte hiebei noch nachſtehende Kleinigkeit.

Ich hatte, als unſere Armee den Franzoſen gegen über bei Braunsberg ſtand, mich

häufig darüber gewundert, daß man nicht über die Passarge, diesen Fluß von unbedeutender Breite, an mehreren Orten ging, und mit diesem Gedanken beschäftigt, aus Wachs eine Brücke gebildet, die jeder Zimmermann leicht machen, und die, aus Balken und Brettern zusammengesetzt, schnell an flachen und steilen Ufern für Artillerie fahrbar errichtet, und beim Zurückziehen äußerst leicht wieder abgebrochen werden konnte. Ich ließ ein Modell dieser Brücke aus Holz machen, zeigte es einigen Offizieren vom Generalstabe, die den Eigenthümlichkeiten der Brücke, nämlich der Ineinanderfügung und einer Art von Gegengewicht, das nach dem Verhältniß der Schwere derjenigen Körper, die über die Brücke gingen, erhöht werden konnte, und beim Wegnehmen sie einstürzen machte, ihren Beifall gaben, und die Sache für neu und ausführbar erklärten. Der Herzog von Holstein-Beck, mit dem ich dem Kronprinzen und Herrn Geheime-Rath Doctor Delbrück als Abgeordneter der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft das Diplom eines Ehren-Mitgliedes dieser Gesellschaft überreichte, erzählte von meiner Brücke, und Herr Delbrück lud mich ein, dem Kronprinzen solche zu zeigen. Ich bat nun, mir einen Tag zu bestimmen, und Herr Delbrück ließ mich auffordern, in den Garten neben

dem

dem Lesgewangschen Stifte zu kommen. Der König und die Königin kamen gleichfalls dorthin, und man besah mein Modell; doch schien meine Idee, die auf die Gesetze des Hebels und des Schwerpunkts gegründet war, nicht durchgängig einzuleuchten. Indessen machte mir auch nur einzig der General L'Estocq eine wichtige Einwendung, auf die ich aber vorher schon selbst gefallen, ihn folglich zu widerlegen im Stande war. Die Königin ließ mich durch Herrn Delbrück auffordern, mich in ihre Nähe zu setzen, und zog mich in das Gespräch. Ein angesehener Officiant erzählte nun der Königin zu meinem nicht geringen Erstaunen, Preußen erhole sich schnell, und es stehe eine äußerst gesegnete Ernte bevor. O! sagte die Königin, Preußen ist ein äußerst fruchtbares Land, welches die Mark unendlich hierin übertrifft. Es wird auch daher, hieß es nun, die Leiden des Krieges bald überwunden haben. Es ging mir nahe, daß man diese täuschende Ansicht der wahrhaft guten Königin aufstellte. Preußen, fiel ich daher, vielleicht zu lebhaft ein, ist an einigen Gegenden, die man Niederungen nennt, so fruchtbar, daß wenn man nur zwölfmal so viel erntet, als man ausgesäet hat, dieses für eine mittelmäßige Ernte gilt; dagegen aber ist der größte Theil Preußens von Lötzen und Lyck bis nach Johannisburg und

Biala, und dann in dieser Breite durch ganz Ostpreußen, der größte Theil des Ermelandes und Oberlandes bis nach Riesenburg und Bischofswerder hinauf, so wenig fruchtbar wie die Neumark, und man nimmt bei den Pacht- und Verkaufs-Anschlägen nur das dritte Korn an. Ein so großer Theil Preußens, sagte die Königin ist so wenig fruchtbar? Ganz gewiß, fiel ich ein, und überdem ist selbst in den fruchtbarsten Gegenden durch den Mangel des vom Feinde geraubten und an der Seuche gestürzten Zugviehes ein großer Theil des Landes unbesäet geblieben. Sie werden, sagte ich, indem ich mich zu dem Lobredner meines Vaterlandes wandte, schwerlich große Heerden und eben so wenig so viel Pferde als sonst bemerkt haben. Nein, erwiderte er etwas verlegen, die Heerden sind gegenwärtig etwas klein. Ich erhielt bei dieser Gelegenheit einen Beweis, wie sehr man den Hof über Preußens wahre Lage zu täuschen suchte.

Noch ein anderes Uebel kam hinzu. Alle die Officianten, die während des Krieges hieher nach Preußen gekommen waren, hielten Berlin und die Mark für Alles, und es klang wie eine Antiphonie: wenn einer dieser Herren anfing „die armen Berliner," so fiel der Andere sofort ein, „und die lieben Märker." Wenn ich den Geheime-Rath Reimann be-

suchte, trieb ich nun zuweilen den Muthwillen, immer, wenn der armen Berliner und der lieben Märker gedacht wurde, wenn kein Anderer zugegen war, auf die angezeigte Weise einzufallen. Sie spotten, sagte einst Reimann, der es bemerkte. Entschuldigen Sie mich, antwortete ich, denn Juvenal sagt: quis est tam ferreus, ut teneat se. Es war in der That empörend, wenn diese Herrn oft Berlin für alles, Preußen hingegen für einen verworfenen Winkel der Erde erklärten. Wenn ihre Ansichten nach und nach allgemeiner wurden, ist es dann wol ein Wunder, wenn so viele Preußen sich und ihr Vaterland zurückgesetzt glauben? Einige Berliner äußerten gegen mich mit vieler Bitterkeit: Preußen betrachte sich immer wie einen isolirten Körper, denke aber nicht mit Herzlichkeit und Theilnahme an den ganzen Staat. Wenn ich ihnen aber auseinandersetzte, wie durch die Seehandlungs-Societät, wovon Berlin allein Vortheil zog, Preußens Handel zu Grunde gerichtet wurde, der Staat Millionen verlor, wie Preußens Fabriken wenige oder gar keine Unterstützung erhielten, und daher selbst Unternehmungen einzig in ihrer Art, wie die Steingutfabrik der Gebrüder Collin, die eine feuerfeste Masse, welche der einsichtsvolle Minister v. Heynitz in seiner Schrift sur les produits du regne mineral der Eng-

lischen gleich schätzt, erfunden hatten, und auch die mehresten Sachen durch Formen von unwissenden Arbeitern vermittelst selbst erfundener Werkzeuge machen ließen, aus Mangel der Unterstützung zu Grunde gehen mußten, so daß selbst die Erfindung verloren ging; wenn ich ihnen erzählte, daß man von der hiesigen Kaufmannschaft ein Aversionalquantum von 800000 Thalern an die inländischen Fabriken ausgeschlagen habe, und daß Berliner Fabrikanten baumwollene Zeuge mit ihrem Fabrikstempel verkauften, die den Schweizerischen gleich, aber bei weitem theurer waren, um hiedurch ein Verbot dieser Zeuge für Preußen auszuwirken, daß aber, als die hiesige Kaufmannschaft eine beträchtliche Quantität, das damalige Handlungshaus Friedländer allein 500 Stück auf einmal bestellte, nun auch allmälig ausgemittelt wurde, daß diese Waare gar nicht in Berlin verfertigt, sondern aus der Schweiz eingeschlichen und mit einem falschen Fabrikstempel versehen wäre, indem der Berliner Fabrikant die schändliche Absicht gehabt hätte, die Waare, welche er nicht verfertigen konnte, und wovon er keine Abgaben erlegt, sondern sie durch Schleichhandel eingeführt hatte, seinen Mitbürgern theuer zu verkaufen, um diese und zugleich den Staat zu übervortheilen; wenn ich eine Menge solcher Anekdoten erzählte —

dann wurde vieles entschuldigt oder höchstens zugegeben, dies solle so nicht sein.

Es war um diese Zeit ein Wochenblatt hier in Königsberg unter der Benennung des Volksfreundes existanten, und Lieutenant Bärsch vom Krockowschen Frei-Corps war dessen Herausgeber. Ich lernte diesen als einen lieben, gefälligen Mann kennen, der gleich mir mit Wehmuth auf mein Vaterland blickte. Da ich nun um eben diese Zeit den Gedanken gehegt und schon mit dem Buchdrucker Degen darüber gesprochen hatte, ein ähnliches Blatt zu liefern, so war mir Bärsch in gewisser Art zuvorgekommen. Weil aber zu den Fehlern meines Temperaments Jähzorn und Rachbegierde gehören, und ich dieses selbst einsehe, so habe ich es mir zur Pflicht gemacht, wenn mir Jemand in den Weg tritt, und ich nur einsehe, daß er nicht auch die Absicht hat, mich niederzutreten, durchaus meinen Leidenschaften Schweigen zu gebieten. Es ist mir daher auch bis jetzt gelungen, daß ich mich noch an Niemanden gerächt habe, allein wenn mir Jemand entgegen oder zu meinem Nachtheil handelt, so ist es auch mein Grundsatz, sobald ich einsehe, daß Bosheit oder niedriger Eigennutz dabei zum Grunde liegt, ihm mit aller möglichen Kraft die Spitze zu bieten, und offenba-

ren Krieg mit ihm zu führen, im entgegengesetzten Falle aber, sobald ich überzeugt bin, daß er mir nicht absichtlich wehe thun wollte, ihm jeden möglichen Beweis des Wohlwollens zu geben, und mich hiedurch an Selbstüberwindung zu gewöhnen. Ihr, meine Kinder! die ihr diese Blätter nach meinem Tode leset, euren Vater kanntet, und vielleicht in mancher seiner Handlungen, z. B. seiner aufsahrenden Heftigkeit, wenn er gekränkt wurde, und der oft wieder wohlwollenden Behandlung des Mannes, der ihm einigen Nachtheil zufügte, einen Widerspruch fandet, ihr werdet, wenn eures Vaters Temperament auch das eurige ist, gewiß euch selbst wohlthun, wenn ihr an die Ueberwindung eurer Leidenschaften denkt und hierin euren Vater zu übertreffen sucht.

Doch fort von dieser Herzenserleichterung zur periodischen Schrift, dem Volksfreunde. Gerade aus dem angezeigten Grunde, weil Bärsch mir — doch ohne böswillige Absicht — in den Weg trat, gab ich ihm, als er mich um Beiträge ersuchte, so viel, als ich in der Geschwindigkeit auftreiben konnte, und er wurde mir dafür nun wieder herzlich zugethan. Wir sprachen oft über die allgemeine Kraft- und Muthlosigkeit, über das trostlose Verzweifeln so vieler Menschen, und

über das Mittel, die Menschen aus diesem Zustande von Kraftlosigkeit zu erwecken, besonders da die Einwohner des Preußischen Staats jetzt von ihrer vormaligen Höhe so sehr herabgesunken waren, und da sie auf so viele gewohnte, wenn gleich überflüßige Genüsse Verzicht leisten mußten und sich deßhalb für unglücklich hielten, die Schuld davon einzig der Regierung beilegten, alles Vertrauen auf diese verloren hatten, gleichgültig gegen alles in den Tag hineinlebten und nur den Augenblick zu genießen suchten. Weil wir hievon täglich die Beispiele erhielten, so sprachen wir oft über die Mittel, dem Uebel zu steuern und zugleich die Noth des Vaterlandes zu vermindern. Wir kamen darin überein, daß es sehr vortheilhaft sein würde, wenn jetzt die kraftvollsten Menschen nach gemeinschaftlichem Plane als Schriftsteller, die geliebtesten und geachtetsten Einwohner jedes Orts durch ihr Privaturtheil, Rath und Umgang, und auch die guten Hausväter auf die allgemeine Meinung wirken, diese dem Staate wiedergewinnen und jede schlafende Kraft erwecken möchten. Ueberhaupt sah ich ein, daß der Staat, um Bonapartens ungeheuern Forderungen zu genügen, seine Wohlthaten zu vermindern, und die Last der Abgaben zu erhöhen gezwungen sein dürfte, daß solches das allgemeine Vertrauen schwächen würde,

und es daher Pflicht jedes guten Bürgers und Menschen wäre, dieses nach Möglichkeit zu beleben. Jetzt legte mir Bärsch einen Plan vor, der die Hauptidee enthielt, man müsse zuerst ein guter Mensch sein, um ein guter Bürger zu werden, man müsse daher nach dem ersten zuvörderst trachten und auf Verbesserung der Moralität, und dann zur Vermehrung jeder Bürgertugend und da dieses der Einzelne nicht zu thun im Stande wäre, durch die verbundene Kraft Mehrerer wirken, durch diese das Gute im Einzelnen und Allgemeinen befördern und jeder Noth nach Möglichkeit abhelfen. Ich billigte die Sache und sprach mit mehreren darüber. Mancher billigte, Mancher tadelte auch wieder diese Ansicht, häufig berief ich mich dabei auf das Beispiel Alfreds des Großen, der, als er sein Vaterland aus der schrecklichsten Lage riß und gegen den furchtbarsten Feind seines Zeitalters vertheidigen wollte, zehn Familien zu einer Tything oder Decennarie vereinigte, die gemeinschaftlich an allen ihren Begebenheiten Theil nahmen und durch einen gewählten Borsholder oder Sprecher, der im Kriege ihr Anführer war, ihre Streitigkeiten schlichten und ihre Rechte vertreten lassen sollten, und die Mitglieder dieser Verbindung mußten unter sich selbst über Erhaltung der Polizei und der Sittlichkeit wachen.

Zehn solcher Tythinge oder Decennarien bildeten den Hundréd, worin der gewählte Hundrédar die Stelle des Bersholders vertrat, und 10 Hundréds bildeten die Shire, die sich einen Aldermann wählte, und diese Aldermänner bildeten die Wittenagemot, an deren Spitze der König als gemeinschaftlicher Vater, Richter und Feldherr stand. Ich ehrte und liebte unsern König, von dem ich überzeugt bin, daß er ein guter herrlicher Mensch ist, und gewiß das Glück seines Volks und der Menschheit von ganzer Seele wünscht und meine Einbildungskraft schilderte mir das Glück meines Vaterlandes, wenn die weisesten, besten und kraftvollsten Menschen, die das allgemeine Zutrauen ihrer Mitbürger emporgehoben hätte, den König umgeben sollten, und durch diese wieder auf die allgemeine Meinung nach den Wünschen des Königs gewirkt würde.

Ich wurde um diese Zeit mit dem Geheime-Staatsrath Hufeland bekannt, und dieser sagte mir, daß die Königin sich meiner einst gnädigst erinnert und der Minister von Stein hiebei den Wunsch geäußert habe, mich kennen zu lernen. Er meinte, daß ich nicht unrecht thun würde, ihm meinen Besuch abzustatten. Ich that dieses, der Minister empfing mich sehr gütig, und ließ sich mit mir

über verschiedene Gegenstände ein, die mir ihn als einen einsichtsvollen, äußerst wohlwollenden, aber auch sehr feurigen und offenen Mann darstellten. Das Vaterland und dessen Schicksale waren Hauptgegenstände des Gesprächs, und mit meinem Staatssystem des großen Alfreds, welches ich gerade damals im Kopfe trug, rückte ich nun in etwas heraus. Der Minister schien meine Gedanken aufzufassen, fiel aber gleich mit der Frage ein: wodurch bildete sich der gegenwärtige Character der Franzosen? Durch die Revolution, antwortete ich. Was aber fragte er weiter, begeisterte Frankreich und das Ausland für diese Revolution? Freiheit und Gleichheit, erwiederte ich. Recht, sagte der Minister, das Sehnen darnach ist uns Allen angeboren. Und wenn nun, fuhr er fort, ein Monarch seinen Unterthanen die höchste Freiheit und Gleichheit, die in einer Monarchie und unter dem Gesetze möglich ist, ertheilte? Er würde vergöttert werden, fiel ich ein. Aber wie — Ja wie! wie! darüber zerbreche ich mir schon Jahre lang den Kopf. Ich wollte mit meinem Alfred hervorrücken, da wurde ein vornehmer Besuch angemeldet, und ich entfernte mich. Ich gründete auf dieses Gespräch, woran ich nachher oft dachte, die Schlußfolge: der Minister v. Stein, für das repräsentative System äußerst eingenommen,

hatte unſern guten König ſelbſt dafür gewonnen, der nach Steins Entfernung noch die Ausführung wünſchte. Aber Stein war mit der ganzen Sache noch ſelbſt nicht auf dem Reinen, es wurden daher von ihm entworfene Bruchſtücke, wie z. B. die Städte-Ordnung eingeführt, allein der Zuſammenhang des Ganzen fehlte, ſo wie Steins lebhafter Geiſt, der das Ganze gelenkt hatte, und daher hatte auch die Sache kein Gedeihen.

Noch einen mir höchſt merkwürdigen Mann lernte ich damals kennen, den jetzigen General der Infanterie v. Gneiſenau. Er hatte ſich durch Kolbergs tapfere Vertheidigung ausgezeichnet, war ein kraftvoller Mann, voll Liebe für den Staat und die Menſchheit. Er ſchien für die Militair-Conſcription; ich war äußerſt dagegen, denn die geringe Bevölkerung des Preußiſchen Staats und der Character des Nordländers, der, wenn er einmal ein Gewerbe gewählt hat, nicht ſo leicht wieder zu etwas Neuem greift, folglich durch die Conſcription in den Jahren, worin wir uns erſt für ein bürgerliches Gewerbe bilden, herausgeriſſen, dafür verloren gehen dürfte, und dann die Kälte des Characters, die gewöhnlich den Mann, der ſchon das 30ſte Jahr im ehelosen Zuſtande erreicht hat, ſelten geneigt macht, ſich über die Mühſeligkei-

ten der Ehe hinweg zu setzen, — dies Alles machte, daß ich nicht für die Conscription war. Dagegen brachte ich die allgemeine Landesbewaffnung in Vorschlag. Die Hauptideen meines schriftlich an Gneisenau gegebenen Plans waren folgende. In jeder Provinz des Preußischen Staats werden Gewehrfabriken angelegt, jeder Staatseinwohner erhält ein Gewehr für den möglichst wohlfeilen Preis. Niemand kann Großknecht, Geselle und Grundeigenthümer werden, studiren oder eine Bedienung erhalten, wenn er nicht ein Gewehr von dem angenommenen Kaliber besitzt, marschiren, die gewöhnlichen Wendungen machen, laden und in ein Ziel treffen kann, und Invaliden, durch das ganze Land vertheilt, müssen dies für eine mäßige Summe lehren. Jede Gemeine bildet Bataillone, alle invalide, auf halben Sold gesetzte, verabschiedete und pensionirte Offiziere müssen dabei dienen. Alle Sonntag wird in jedem Kirchdorf nach der Scheibe geschossen; Vormittags ist Kirchenparade, um die Menschen im Marschiren zu üben. Auf jeder Akademie wird ein militairischer Professor angesetzt, alle Studenten bekommen theoretischen und practischen Unterricht in den Artilleriewissenschaften. Es werden eiserne Kanonen gegossen, die kleinste Stadt muß wenigstens zwei, die größere mehrere kaufen. Bequeme Punkte z. B. in Preu-

ßen alle Furthen und zum Uebergange bequeme Stellen der großen Flüsse und leicht zu vertheidigende Defilees werden in Friedenszeiten verschanzt. Der Staat hält ein zahlreiches Ingenieur- und Artillerie-Corps, und nur ein kleines Corps stehender Infanterie. Jedes Bataillon hat schon in Friedenszeiten aus seiner Gemeine bestimmtes Schlachtvieh angewiesen, welches, wenn der Krieg ausbricht, dem Eigenthümer vergütet wird. Alle Böden der öffentlichen Gebäude, selbst Kirchen nicht ausgenommen, sind Magazine. Der Landmann liefert einen Theil der Abgaben in Roggen, der in Mehl verwandelt, hier aufgehoben, das alte Mehl in bestimmten Perioden verkauft und durch neues ersetzt wird. Jedes Dorf hat in der nächsten Stadt gewisse Häuser angewiesen, wohin es bei dem Ausbruche des Krieges sein ausgedroschenes Getreide, so wie seine besten Sachen bringt und wohin Weiber und Kinder sich flüchten. Greise und Knaben aber bringen alles Vieh und alle Pferde aus den bedrohten Gegenden nach bestimmten Punkten, z. B. auf die Inseln zwischen der Russe und Gilge und zwischen der Weichsel und Nogat. Jede Stadt wird mit einem Graben, der 15 Fuß breit und eben so tief ist, und mit einem 15 Fuß hohen zirkelförmigen Walle umgeben, und erhält einen alten oder inva-

liden Offizier zum Commandanten, der die Stadt nicht anders, als wenn Breſche geſchoſſen iſt, übergeben darf. Aus den Windmühlen wird das große Eiſen mit dem Getriebe, aus den Waſſermühlen das Kammrad genommen. Der Feind findet daher keine Subſiſtenz, ſeine leichten Truppen und Streifpartieen können ſich in Beſitz keiner Stadt ſetzen. Die Miliz verbindet ſich mit den Linientruppen, nach dem Verhältniß, wie es erforderlich iſt. In allen Städten wird Commißbrod gebacken, dieſes und das mitgenommene Schlachtvieh ernährt die Truppen. Der Preußiſche Staat konnte nach ſeiner Verkleinerung durch den Frieden zu Tilſit auf dieſe Weiſe noch 800000 Mann ſtellen, ſeine Selbſtſtändigkeit noch behaupten; die Nation konnte vertilgt, aber nicht unterjocht, das Land in eine Wüſte verwandelt, aber nicht erobert werden. — Preußen liefert vorzüglich eine National-Cavallerie, den Koſaken gleich. Dies wird durch unſere Pferdezucht, und eine dem Lande eigenthümliche Sitte befördert, nämlich das nächtliche Hüten der Pferde oder die Nachtzeche, wonach ſich jeder muntere ländliche Knabe als nach einem Freudenfeſte ſehnt. Daher lernen die Söhne unſerer Landleute ſo frühzeitig reiten, mit Pferden umgehen, dieſe, wenn es Noth thut, mit einem bloßen Stricke zäumen, die Nächte in jeder Witte-

rung beim Feuer hinbringen, sich dort manche einfache Speise bereiten, die ganze Nacht hindurch beinahe völlig schlaflos darauf merken, daß kein Pferd sich verirre: diese Pferde selbst aber, beständig nur an Weide gewöhnt, können da bestehen, wo jede andere Reiterei aus Mangel des harten Futters zu Grunde geht. Preußens Pferdezucht war bereits vorzüglich, durch die Landgestüte sehr verbessert; aber gerade jene großen schönen Pferde, an kostbare Fütterung und Wartung gewöhnt, entsprachen nicht ganz dem angezeigten Zweck. Ich machte daher den Vorschlag, wie der kleine gedrungne Schlag von Pferden, den man im Provinzial-Ausdruck die doppelten Litthauer nennt, mit geringer Beförderung von Seiten des Staats bei den Landleuten allgemein werden könnte; und ich bin überzeugt, daß die an wenig Bedürfnissen gewöhnten, abgehärteten Menschen, in jenem wenig fruchtbaren Theile Preußens, worin noch die Polnische Sprache gilt, besonders aber unsere Litthauer, dieses kräftige Volk, durch eigenthümliche Sprache und Sitte doppelt an das Vaterland gefesselt, im äußersten Fall ein Corps vortrefflicher Reiterei gewiß von 15000 Mann bilden könnten. — Ich wollte, daß von unsern Mennoniten, welchen ihre Religion Nothwehr und Selbstvertheidigung nicht untersagt, Garnison-Bataillone gebildet, und bei

Kriegszeiten in die Festungen verlegt werden sollten.

Alle diese Pläne legte ich dem wackern, kräftigen Gneisenau vor, der mir zu meiner Freude sagte, noch kein Mann vom Civilstande habe gegen ihn ähnliche Kühnheit geäußert, und die Sache sei ausführbar; nur dürfte unter den gegenwärtigen Verhältnissen wol nicht daran zu denken sein.

Alle diese Entwürfe, Ueberzeugung von den Leiden meines Vaterlandes, und der Wunsch, ihm zu helfen, machte, daß ich jetzt häufig über diese Gegenstände sprach, und da ich wünschte, daß der Volksfreund eine solche Richtung nehmen, beruhigen, trösten, aufmuntern, rathen, Hoffnungen und schlummernde Kräfte erwecken, kurz — auf den Geist der Nation wirken möchte, so sprach ich auch häufig darüber mit dessen Herausgeber, weil mir sein Blatt und manche darin enthaltene Aufsätze gar nicht gnügten. Mir ganz unerwartet lud mich Bärsch ein, an einer zum Besten des Vaterlandes verbundenen Gesellschaft wenigstens dadurch Theil zu nehmen, daß ich einer Vorlesung von den Grundzügen der Constitution einer solchen Gesellschaft beiwohnen möchte. Ich hatte indeß den Minister v. Stein etwas genauer kennen gelernt.

Dieser

Dieser hatte einen hohen Begriff von der Würde der Menschheit, hielt jeden Menschen für gut, ehe er vom Gegentheile überzeugt war, und seinem feurigen offenen Character gemäß vertraute er daher dem Einzelnen zu leicht und zu viel. Traurig aber war es auch, daß Niemand ihn warnte, sondern jeder noch, wenn nicht sein Privatvortheil dabei im Spiele stand, denjenigen, dem der Minister einiges Wohlwollen bezeigte, noch höher pries. So ist es bekannt, wie wenig Koppe, dem jener unglückliche Brief, der den Sturz des Ministers bewirkte, anvertraut war, dieses Zutrauen rechtfertigte; und doch sagte ein sehr geachteter Mann, dem sein Alter, seine Geistesbildung, seine Weltkenntniß und die Unabhängigkeit, worin er lebt, Zutrauen erwerben mußten, daß Koppe schon beim ersten Blick sich als einen ausgezeichneten Menschen darstelle und an sich fessele. Weil aber Minister von Stein ein Mensch war, so mußte er bei allen seinen vorzüglichen Eigenschaften unter solchen Umständen zu Fehlern hingerissen werden. Einst sagte ich dem Minister von der Idee einer Gesellschaft zur Beförderung des Guten, und er fragte nun lebhaft, wie ich davon dächte. Man muß, sagte ich, sie prüfen, sehen, was aus der Sache wird, und in wiefern man sich dann mit ihr einlassen kann. Ich wünschte vielmehr, sagte der Mi-

niſter, daß Menſchen von Einſicht und Kraft bei der Entſtehung der Geſellſchaft Theil nehmen und ihr die zweckmäßige Richtung geben möchten. Ich erkannte die Wahrheit dieſes Ausſpruchs, der mich bald an die Geſellſchaft zog, von der ich aber mit dem Miniſter ſeitdem nie wieder ein Wort ſprach. — Auch bin ich feſt überzeugt, daß der Miniſter v. Stein den ſittlich-wiſſenſchaftlichen Verein nie direct beförderte, ſondern der Sache vorläufig ihren Gang ließ.

Die Vorleſung vom Entwurf der Geſetze, wozu ich eingeladen war, erfolgte. Ich betrachtete ihn, ſo wie es mir Bärſch geſagt hatte, als rohen Entwurf, ſah ein, daß die Sache, woran ich viel auszuſetzen fand, gut, aber auch böſe, und ſchrecklich gemißbraucht werden könnte. Um das Erſte zu befördern, das Letzte aber zu verhindern, nahm ich daran Theil, und mein erſter Antrag war daher auch dieſer, daß eine Commiſſion feſtgeſetzt werden möchte, um alles ganz genau zu prüfen, und die Conſtitution mit großer Behutſamkeit abzufaſſen. Man hatte nichts dagegen. Wie ſehr aber erſtaunte ich, da ich nach ein paar Tagen aufs Neue zu einer Verſammlung eingeladen wurde, und hier, der durch das Werk „Preußens Zukunft" und mehrere Schriften bekannte Regierungs-Aſſeſ-

ser v. Bardeleben auftrat. Er erklärte, daß diese Gesetze, wovon er als Beweis ein königliches Handschreiben vorlegte, von der Regierung bestätigt, bereits abgedruckt und daher Vorschrift wären, woran nur durch eine besondere Gesetz-Commission einiges gemildert und verändert werden könnte. Lebhaft äußerte ich mich dagegen, besonders da es nun hieß, man müsse Glauben und Vertrauen hegen, wäre dieses nicht dem erhabenen Stifter des Christenthums zu Theil geworden, so würde nie sein Werk diese Wichtigkeit erreicht haben. Jetzt wurde auch ich lebhaft. Die Weisheit, sagte ich, in den Lehren Christi verbürgt ihren göttlichen Ursprung, und darauf gründete sich Glauben und Vertrauen. Wo aber ist hier diese Bürgschaft? Und der wackere Major, nachherige General und Kriegsminister, v. Boyen, der gleich mir zu prüfen und zu beobachten schien, stimmte sogleich ein: daß er seine Vernunft nie gefangen nehmen, nie blindlings Gesetzen oder Obern folgen werde, die er nicht als infallibel anerkenne. Einige Mitglieder traten auf unsere Seite; andere, wie Professor Lehmann, ein heftiger, aber sehr redlicher Mann, geriethen in Feuer und widersprachen diesen Gesetzen mit großer Heftigkeit. Mehrere Mitglieder wurden bedenklich, das Ganze schien der Auflösung nahe. Bardeleben schrieb noch denselben

Abend an mich einen sehr freundlichen Brief. Ich sah ein, es war ein guter, aber excentrischer Kopf; ein gutes Organ, Feuer und Beredsamkeit konnten ihm hohen Einfluß schaffen. Er war für die abgefaßte Constitution, die nach meiner Ueberzeugung schrecklichen Mißbräuchen ausgesetzt war. Ob er diese Mißbräuche begünstigen, sich selbst auf Kosten der Gesellschaft erheben, diese nicht vielleicht ganz von einem einzigen Obern abhängig machen wollte, darüber konnte ich, der ich ihn nicht genau kannte, nicht urtheilen, doch wurde ich äußerst mißtrauisch. Daher glaubte ich, bei der Sache thätig zu Werke gehen zu müssen, und hielt kraftvolles Einwirken für nothwendig, damit das Ganze nicht zum Nachtheile des Staats und vieler einzelnen Menschen gedeihen könnte, sondern wo möglich zum Guten ausschlagen müßte. Daß ich mir dabei manche Last aufbürden und Feinde machen würde, sah ich ein; allein die Gelegenheit, Gutes zu wirken, war mir ja so sehr benommen, warum sollte ich nicht diese ergreifen. Jetzt wurden diejenigen gewählt, welche das ganze Geschäft leiten sollten. Unter diesen war auch ich und Boyen, außerdem noch Professor Krug, den ich als einen trefflichen Mann bei dieser ganzen Sache kennen lernte, der nachherige Oberbürgermeister Deetz, Major Bothe, Major v. Grell,

mann, der nachher in Oestreichische Dienste ging, jetzt wieder Preußischer General ist, Oberfiskal Mosqua und Kriegsrath Velhagen. Es lag das sehr Gute in der Constitution, daß ein Censor, damals Professor Krug, ernannt wurde, um jeden Antrag zu prüfen, ob er gegen den Staat und gegen die bestehenden Landesgesetze sei, und ehe der Censor sein Gutachten abgegeben hatte, konnte nichts zum Vortrage kommen. Die Gesellschaft führte den Namen des sittlich-wissenschaftlichen Vereins, und die Mitglieder nahmen an einem besondern Militair-Institut oder an einem oder mehrern der nachstehenden Arbeitsfächer Antheil, um darin wirksam zu sein, nämlich: Erziehung, Volkswohlfahrt, Volksbildung, Polizei, Litteratur und Kunst. Man wollte den Geist der Nation für das Schöne und Gute bilden, jede schlummernde Kraft, Fleiß und Industrie überall wecken, der Noth und Armuth kräftig steuern. Den wahren Zweck, alles vorzubereiten und die Stimmung allgemein zu machen, im entscheidenden Augenblick für König und Vaterland und zur Zerbrechung jener schmählichen Fesseln, die uns Frankreich angelegt hatte, alles aufzubieten, kein Opfer dafür zu schwer zu halten, trug jeder im Busen, aber ihn öffentlich auszusprechen, oder in den Gesetzen niederzuschreiben, wäre damals Thorheit,

wenigstens ein zweckloses Wagestück gewesen. Zur Beförderung dieses Zweckes aber war es höchst vortheilhaft, daß die übereilt durchgetriebene Constitution, so mangelhaft sie übrigens war, doch überall einzugreifen, und wenn Frankreich die Sache erfahren und übel deuten sollte, überall Ausflüchte gestattete.

So sehr Mißbrauch auf der einen, Uebertreibung und Eigennutz auf der andern Seite, bei dieser ganzen Verbindung zu befürchten waren, so hatte bei mir doch auch wieder die Geschichte Deutschlands eine eigenthümliche Ansicht erzeugt. Die Art und Weise, wie die Deutschen unter Herrmann Rom's Fesseln brachen, die Völkerbünde der Franken und Allemannen, welche Rom in seinen Grundfesten erschütterte, das Fehmgericht, welches den verborgenen Sünden, die zum Theil Gottesurtheile sicherten, so fürchterlich entgegenwirkte, das Feudal-Wesen (eine nach meiner Ueberzeugung nur durch Unkunde verlästerte Einrichtung des Mittelalters, die, weil das Grundeigenthum unter alle Wehrhaften vertheilt, nicht wie bei Asiens Hordenführern Eigenthum des Einzigen wurde, auch Europa gegen Asiatischen Despotismus sicherte, und nur in seiner Ausartung schrecklich wurde), der Deutsche Orden, die reichsstädtische Verfassung, der hanseatische Bund, die Eidgenos-

senschaft, das Kammergericht zu Wetzlar und die damit verknüpfte Reichs-Execution; — alles dieses, welches in verschiedenen Zeitaltern so herrlich wirkte, war nicht das Werk einzelner großer Männer, sondern nur durch Vereinigung vieler Menschen zu kraftvoller Erreichung des gemeinschaftlichen Zwecks entstanden. Daher glaubte ich, es sei eigenthümlicher Gang des Deutschen Nationalcharakters, daß die verzüglichsten Einrichtungen Deutschlands nicht durch einzelne große Männer, sondern immer durch die Vereinigung Vieler für den gemeinschaftlichen Zweck entstanden wären. Mich bestärkte in dieser Meinung das Bestreben Friedrichs des Großen, zur Zeit Carls des 7ten die Verbindung der Deutschen Fürsten zum Besten dieses unglücklichen Kaisers, und endlich noch am Abende seines Lebens den Deutschen Fürstenbund zu bewirken. Ja selbst der schlaue Napoleon schien mit Rückblick auf diese Eigenthümlichkeit des Deutschen Characters den Rheinischen Bund geordnet zu haben.

Bei dieser meiner Ansicht schien mir in der Folge die Vereinigung Vieler zu einer heilsamen Absicht jetzt um so zweckmäßiger. Nur mußte nach meiner Ueberzeugung jeder Illuminatismus und jeder Mißbrauch sorgfältig verhütet, einzelnen Brauseköpfen und

allen übereilten Maßregeln entgegengewirkt, kurz ein bestimmter, ruhiger und fester Character erworben werden. Daher trachtete ich darnach, Männer von Wichtigkeit, Hausväter und solche, die Etwas zu verlieren hatten, und alsdann zugleich eine Menge junger Leute, die nicht ohne Anlage wären und folglich gebildet werden könnten, für die Gesellschaft zu gewinnen. Es gelang mir nebst Mehreren, dahin zu wirken, daß sogleich an einer Revision der Gesetze gearbeitet wurde. Meinem Gedanken, sie äußerst zu vereinfachen, durch den Druck zu veröffentlichen, und so eine patriotische und wohlthätige Gesellschaft zu bilden, bei der gar nichts Geheimes Statt finden, sondern nur gemeinschaftliche Sinnesart alle Guten ohne Ansehen des Standes und Vermögens durch herzliche Uebereinstimmung zu einem Bruderbunde vereinigen sollte, diesem Gedanken, der mir in der Seele lag, waren Viele entgegen. Sie meinten, nicht das Offene und Große, sondern nur das Geheimnißvolle reize die Menschen, die nicht zu den Weisern, Bessern und Kräftigern empor gezogen werden könnten, sondern bloß von diesen geleitet werden müßten. Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten wurde meinem Plane entgegen gewirkt. Denn theils glaubten Viele, daß der Schleier des Geheimnisses anziehe und enger verbinde, theils meinten andere,

wenn ein neuer Krieg ausbrechen sollte, so könnte die gute Absicht manchen Mitgliedern der Gesellschaft höchst nachtheilig ausgedeutet und sie deshalb auf mancherlei Weise bedrückt werden, welches ich gerade alsdann am wenigsten befürchtete, wenn Offenheit und reger Eifer für jedes Gute ihr selbst die Achtung eines edel denkenden Feindes erwerben mußten. Indeß gelangen manche meiner Vorschläge. Der erste hierunter war, eine wohlthatige Anstalt zur Speisung der Armen, weil damals die Lebensmittel durch den Krieg zu einem sehr hohen Preise gestiegen waren, der Krieg selbst die Zahl der Armen beträchtlich vermehrt, und diese zum Theil nach Königsberg getrieben hatte, ihnen Arbeit zu verschaffen unmöglich, der Armenfonds zu ihrer Versorgung nicht hinreichend war, und die Verarmung vieler sonst wohlhabender Menschen die Wohlthätigkeit verminderte. Um die Sache zuerst in Gang zu bringen, die Armen und ihren Zustand zu prüfen, machte ich den Entwurf und übernahm die Ausführung. Von dem Armen-Collegio, der Polizei, von den Predigern und den Aerzten sammelte ich Verzeichnisse der Armen, verglich solche, damit nicht durch fehlerhafte Orthographie ein Name zweimal aufgeführt wurde, und bei meiner genauen Kenntniß von Königsberg theilte ich nun die Stadt in viele kleine Bezirke oder

Sprengel, machte von jedem ein Verzeichniß der Straßen, zeichnete in jedem die Namen der Armen und ihre Wohnungen auf, so wie sie neben einander lagen, und setzte bei manchem Armen, von dem ich etwas specieller erfahren hatte, dieses noch durch ein paar Worte als Bemerkung hinzu, wodurch, ob sich gleich hiebei noch unendlich viel zu berichtigen fand, doch die Ausmittelung der Armen und ihre Verfassung um Vieles erleichtert wurde. Aber so gut auch diese Sache von der einen Seite gelang, indem anfänglich 300, und in den letzten Monaten des Winters 1808 täglich 640 Personen gespeist wurden, so fand die Anstalt doch auch manchen Gegner. Verschiedene Prediger meinten, dadurch würden die Wohlthaten geschmälert, die sonst durch die monatliche Collecte zum Besten der Armen zusammengebracht wurden; und doch war im Grunde von den Bürgern Königsbergs sehr wenig gesammelt. Officiere, Civil-Officianten, die Mitglieder der hiesigen Ludenschaft, selbst Reisende, wovon ein einziger 24 Ducaten gab, Menschen, die Neugier oder Theilnahme dahin bestimmte, die Speiseanstalt zu besuchen, und die der Anblick des Elends rührte, einige Handlungshäuser, die reichlich steuerten, ein Oratorium, welches Capellmeister Himmel in der deutsch-reformirten Kirche aufführte und welches über

1000 Thaler eintrug, eine Auction von allerlei kleinen Putzwaaren, die junge Damen der Anstalt schenkten — diese wurden ihr Fonds, und sie konnte, da noch einige Beiträge hinzukamen, während des Winters 1809 und 10 fortgesetzt werden. Doctor Möller, jetzt Director der Löbenichtschen Schule, ein guter Physiker, Klempnermeister Steinfurth und Kupferschmidt Storch, zwei sehr geschickte Männer, machten sich um diese Anstalt noch durch Anfertigung einer Kochmaschine, in welcher die Speisen durch Dampfe und mit äußerst geringer Feuerung bereitet wurden, außerordentlich verdient; und es war, als bei den wohlfeilen Preisen der Lebensmittel die Anstalt aufhörte, noch ein Ueberschuß von 2000 Thalern in Stadtobligationen. Diese wurden von einem Commitee, wozu der vormalige Oberbürgermeister Deez, der Assessor Collin, Stadtrath Degen, Medicinalrath Hirsch, die Kaufleute Schneider, Göttlich, Zimmermann und ich gehörten, dem Stadtrath Degen eingehändigt, um solche bei einer Kasse des Magistrats zu deponiren, die Zinsen zum Capital zu schlagen und so lange aufzubeben, bis eine unerwartete Noth neue Hülfe nöthig machte, worüber sich der angezeigte Commitee das Nähere zu bestimmen vorbehielt. Allein bei dem traurigen Schicksale unserer Stadtobli-

gationen wurde diese wohlthätige Absicht vorläufig vereitelt, und auf Ansuchen des Grafen von Dennewitz, da das Erblinden so vieler Krieger neue Hülfe nothwendig machte, dem hiesigen Blinden-Institute eingehändigt.

Noch muß ich mit Rührung des edlen Eifers erwähnen, womit an jedem Tage, bei Austheilung der Speisen, achtungswerthe Männer wie z. B. die Hauptleute v. Falkenhain und v. Knobelsdorf, der Hofprediger Weyl, Assessor Collin, Director Möller, Staderath Degen u. a. m. zugegen waren, und auf reinliche und zweckmäßige Bereitung der Speisen sahen. Auch wurde nicht Rumfordsche Suppe, sondern abwechselnd solche derbe Speisen gegeben, woran hier der gemeine Mann gewöhnt ist. Mancher Arme war unzufrieden, doch im Ganzen erkannten es die Menschen; oft mit großer Liebe und Freundlichkeit sagte mir Mancher, wenn ich ihm zufällig auf der Straße begegnete, seinen herzlichen Dank. Freilich lernte ich auch mehrere Armen hiebei von der schlechten Seite kennen; doch verdienen hier nachstehende Anekdoten zur Ehre der Menschheit aufgezeichnet zu werden. Verschiedene der angesehensten Männer, wie z. B. der Prinz von Hohenzollern, übernahmen es, die Armen in einem gewissen Bezirke zu besuchen, um sich von

ihrer häuslichen Lage zu unterrichten, und so erhielt die Gesellschaft eine sehr bestimmte Nachricht von der Verfassung eines jeden Armen. Als nun einer unserer Revisoren, der verstorbene Regierungs-Assessor Katter, auf dem Tragheim in das Haus einer Armen trat, wo eine kranke Frau auf dem Bette lag, der wir die Speise zugedacht hatten, so fragte Katter die anwesende gesunde Frau, wovon die Kranke bisher gelebt habe. Ich ernähre sie, lautete die Antwort; und auf die Frage, ob dies ihre Umstände gestatteten, erwiderte sie: vor einigen Monaten, als das Russische und Französische Heer nahe vor Königsberg stand, kam diese kranke Frau, die ich vorher nicht kannte, und die kein Obdach hatte, weil hartherzige Menschen sie ausstießen, und setzte sich vor meine Thür. Ich sah ihr Elend, nahm sie auf, und wenn ich mich gleich vom Spinnen und Waschen ernähre, so hat mir Gott doch täglich so viel beschert, daß ich der Kranken etwas Grütze oder Wassersuppe mittheilen konnte. — Auf der Laak waren vier alte Leute in einer kleinen ärmlichen Stube und spannen: Es sieht bei euch, liebe Leute! sagte der zu Danzig verstorbene Prediger Weigoldt, wol sehr ärmlich aus, aber die Armenspeise ist nur für die Dürftigsten und Unglücklichsten bestimmt. Seid ihr daher noch in der Lage, euch ernähren zu kön-

nen, so werdet ihr gewiß euren noch unglücklicheren Nebenmenschen die Wohlthat nicht entziehen. Ach! riefen zwei arme Frauen, wir sind gewiß so arm, daß wir sie bedürfen. Nicht doch, rief ein Greis, der hinter dem Spinnrade aufstand, wir sind arm, aber noch nicht nackend und bloß, wir haben noch immer unsern Hunger stillen können. Daher laßt uns die Wohlthaten Aermern überlassen. Nur wollen wir bitten, wenn Einer unter uns krank würde, daß man ihm alsdann die Wohlthat ertheile, und alle stimmten nun mit dem Rathe des Greises überein. —

Sobald die Speiseanstalt im Gange war, so suchte ich nur dabei eine Nebenrolle zu übernehmen, indem mir noch so Manches auf dem Herzen lag, und ich fürchtete, daß, wenn ich mich selbst hin und wieder an die Spitze stellte, es mir als Stolz mißgedeutet werden und hiedurch scheitern könnte. Die Sache, die ich nun in Anregung brachte, hatte einigen Bezug auf das Militair. Der Major Rhode, Hauptmann Seidel, Feldprobst Rockner und ich waren zu Examinatoren derjenigen, welche Port d'Epee-Fähnriche und Offiziere werden wollten, vom Könige ernannt worden; allein bei den Prüfungen sah ich ein, wie viel manchem jungen Manne noch

fehlte, erhielt Ueberzeugung, daß mehrere nicht unwissende Jünglinge, die sich dem Militair weihten, doch nicht für diesen Stand gebildet waren. Ueberdem war ich mit dem unsäglichen Elende, welches mein Vaterland niederbeugte, bekannt. Das Cadettenhaus zu Culm war für Preußen verloren; wegen der übrigen Cadettenhäuser war noch nichts Näheres bestimmt. Die Lage der Wittwenkasse war äußerst schwankend. Viele Wittwen erhielten die von ihren verstorbenen Gatten ihnen erkaufte Pension nicht gehörig ausgezahlt, und zu den schrecklichen Folgen des General-Indults gehörte auch dieses, daß Eltern, die sonst ihr Letztes zu der Erziehung ihrer Kinder verwandt haben würden, jetzt, weil sie kein Capital dazu aufkündigen konnten, und häufig auch nicht die geringsten Zinsen erhielten, ihre heiligste Pflicht, die Erziehung ihrer Kinder, vernachläßigen mußten. Viele Offiziere, vormals wohlhabend, jetzt auf halben Sold gesetzt, viele Gutsbesitzer, vormals in glänzenden Umständen, jetzt geplündert, zu Grunde gerichtet, und ihres vorigen Kredits beraubt, waren folglich außer Stande, viel auf die Erziehung ihrer Kinder zu wenden. Ich hatte die meinigen anfänglich durch Hauslehrer unterrichten lassen, aber von der Schwierigkeit überzeugt, tüchtige Männer zum Unterrichte aufzufinden, sie in die berühmteste unserer

öffentlichen Schulen geschickt, jedoch die Ueberzeugung erhalten, daß es ungleich vortheilhafter ist, einen Knaben, bis er auf die höhern Klassen kommt, durch Privat-Unterricht zu bilden, weil auf den untern Klassen auch ein vorzüglicher Lehrer die oft zahlreichen Schüler nicht hinlänglich beschäftigen kann. Dieses und die königliche Erklärung, daß jeder junge Mann mit den erforderlichen Kenntnissen im Militair avanciren solle, und das Gerücht von der auch in dem Preußischen Staate einzuführenden Militair-Conscription, erzeugten meinen Entschluß: aus Mitgliedern des sittlich-wissenschaftlichen Vereins eine militairische Erziehungsanstalt zu bilden.

Die Sache gewann guten Fortgang. Der Hofprediger und Superintendent Weyl übernahm den Unterricht in der Deutschen Sprache, Candidat Weigoldt in der Orthographie und praktischen Uebungen im Briefstyl, Lieutenant Bräske, vom Ingenieur-Corps den Unterricht in reiner Mathematik, Lieutenant Stieler und Lieutenant Schulz im Planzeichnen; Kriegsrath Vollhagen, der vormals Ober-Auditeur gewesen war, wollte die Zöglinge mit dem militairischen Recht, der militairischen Rechtspflege und dem dabei üblichen Verfahren bekannt machen, Lieutenant Bärsch politische Geographie und das Nothwendigste von

Ela-

Statistik, ich aber mathematische und physikalische Geographie, so wie Geschichte lehren. Auch war schon für einen Lehrer im Schönschreiben und Rechnen fürs gemeine Leben gesorgt. Ich schrieb daher an des Königs Majestät und übersandte unsern Plan, der gewiß, da schon Herr Rector Chifflard von der Französisch-Reformirten Schule sich auch einigen Unterricht im Französischen zu ertheilen erklärt hatte, noch sehr erweitert worden wäre. Wir baten blos um ein unentgeltliches Lokal, welches ich vorläufig angab, und eine kleine Summe, um dieses in den Stand zu setzen und den Armen Bücher, so wie die Materialien zum Zeichnen anschaffen zu können. Zuletzt wünschte ich noch die Oberaufsicht unserer Anstalt durch einen kenntnißreichen und edeldenkenden Staabs-Officier, der uns revidiren, die etwanigen Ungehorsamen und Widerspenstigen vom Militair in ihre Schranken weisen, uns Lehrer aber, wenn wir unsere Pflicht verletzen könnten, dem Monarchen selbst anzeigen sollte. Lehrbegierige gemeine Soldaten und Unteroffiziere, so wie arme Jünglinge, die Neigung zum Militair hätten, sollten unentgeltlich, hingegen die Kinder wohlhabender Eltern nur für ein monatliches Schulgeld von drei Thalern unterrichtet werden. Hievon sollte eine besondere Kasse angelegt, und denjenigen unserer

armen Schüler, die sich durch Fleiß und Sittlichkeit ein vortheilhaftes Zeugniß aller ihrer Lehrer erwerben würden, 100 bis 150 Thaler von diesem gesammelten Schulgelde, wenn sie dereinst Offiziere würden, zu ihrer Equipage ausgezahlt werden. Des Königs Majestät gaben mir die Resolution: daß die Sache für jetzt noch ausgesetzt bleiben müßte, und so zerschlug sie sich. Vom Hörensagen habe ich, daß der König sich sehr menschenfreundlich geäußert habe, daß die bisherigen Junker und die auf halben Sold gesetzten Offiziere verzweifeln müßten, wenn so viele junge Leute für das Militair ausgebildet werden sollten, weil ihnen alsdann jedes weitere Fortkommen und jede neue Anstellung im Militair wenigstens höchst erschwert scheinen würde.

Es that mir sehr leid, daß mein Entwurf gescheitert war, allein dieses hemmte meine Thätigkeit nicht, obgleich meine eigene bedrängte Lage mich oft tief niederbeugte. Denn ich bekam keine Zinsen, weil meine Schuldner theils durch den Feind, theils durch den General-Indult, der ihnen allen Kredit nahm, zu Grunde gerichtet waren. Ich hatte zwar noch ein kleines Capital bei einem wohlhabenden Manne stehen. Dieser zahlte mir die Zinsen: allein da ich ihn in

der Folge, mir, als er eine beträchtliche Erbschaft gemacht hatte, nur den fünften Theil meines Capitals zu geben hat, so ließ er mir durch seine Frau einen empfindsamen Brief schreiben, der zuletzt den guten Rath enthielt, ich könne die von ihm ausgestellten Obligationen verpfänden, d. h. in die Sprache des gemeinen Lebens übersetzt, mich einem Wucherer preis geben und zu Grunde richten. Der nämliche Mann hatte ein Vermögen von beinahe 40000 Thaler nebst seiner Gattin durch übermäßigen Luxus verzehrt; er und seine Frau verließen hierauf Preußen, nachdem sie zuvor ihr Gut auf eine den Gläubigern höchst nachtheilige Weise verpachtet hatten. Es kam nach ihrer Entfernung zum Konkurs, und ich habe dabei 3000 Thaler Capital und 1000 Thaler als die vierjährigen Zinsen desselben verloren, weil man noch zuletzt den Wald zu Grunde gerichtet und bloß an einen benachbarten Müller für 1000 Thaler Eichen verkauft hatte. Noch kam die Kränkung hinzu, daß mein Schuldner, auf dessen Gut mein Kapital auf pupillarische Sicherheit zum Theil noch in der ersten Hälfte des Kaufpreises stand, und der mir 1807 noch einen Aufschlag zuschlagen, laut welchem es die Zinsen von 7500 Thaler trug, die Schuld seiner Sünden, meinem sehr redlichen Schwager von Kurowski aufbürden wollte, weil die-

ser ihm, in der Zeit der höchsten Güterpreise, dies Grundstück für 62000 Thaler verkauft hatte. Er pries sich damals bald nach abgeschlossenem Kauf höchst glücklich, erklärte, daß er es nicht unter 70000 Thaler verkaufen würde, und ich mußte, weil meine Capitalien durch den Indult indisponible waren, und ich folglich bei der Subhastation nicht mitbieten konnte, mir den Zuschlag für 35000 Thaler gefallen lassen. Meine Lage wurde dadurch trübselig. Ich brach allen Umgang ab, denn die Leute zogen sich, wie ich dies häufig merkte, von mir zurück. Nur der Ober-Consistorialrath und Bischof Borowski behandelte mich noch ganz auf die vorige Weise, und oft verließ ich sein Haus ruhiger, als ich es betreten hatte. Auch der Canzler von Schrötter lud mich oft zu sich ein und behandelte mich jederzeit mit Wohlwollen und Theilnahme. Meine Pension von 200 Thalern war eingezogen, mein schriftstellerischer Erwerb erlosch, mein Gehalt bei der Ecole militaire war 150 Thaler, bei der Artillerie 150 Thaler; allein bei meinem gebrechlichen Körper konnte ich nicht jederzeit nach den Orten, wohin mich meine Bestimmung rief, gehen, mußte oft einen Fuhrmann nehmen; hiebei gingen wol jährlich 50 Thaler verloren, und hätte nicht der Oberst von Oppen, ein äußerst rechtschaffener Mann, die

Artilleriſten zu mir geſandt, ſondern von mir den Unterricht im Collegienhauſe zu geben gefordert, ſo würden wenigſtens 150 Thaler für den Fuhrmann erforderlich geweſen ſein. Es war mir alſo wol nicht zu verdenken, wenn ich auf Verbeſſerung meiner Lage dachte. Als daher Profeſſor Bredow die ihm angetragene Stelle als Profeſſor der Geſchichte zu Königsberg ausſchlug und der Geheimerath Hufeland beiläufig den Gedanken fallen ließ, daß ich mich darum bewerben könnte, indem die Königin die gnädigſten Geſinnungen gegen mich hege, ſo wandte ich mich deshalb an den Miniſter von Stein, der ſich ſogleich mit Wärme für mich zu verwenden und mein Geſuch ſelbſt dem Könige überreichen zu wollen erklärte. Da ich wußte, wie Kriegsrath Scheffner ſich jederzeit einen Einfluß auf Königsbergs wichtigſte Männer zu verſchaffen geſucht und dieſen auch behauptet hatte, ſo wandte ich mich auch an ihn. Ich merkte wol gleich, daß er nicht in meine Abſichten einging. Da ich indeß überzeugt war, nichts zu fordern, welches meine Kräfte überſchritt, ſo ging ich zu dem Geheime-Staatsrath v. Auerswald, indem ich glaubte, daß derjenige, der ſich als Preußens Geſchichtſchreiber legitimirt hätte, auch gerade in Preußen den erſten Anſpruch auf die Stelle des Geſchichtlehrers habe. Daß Auerswald noch als

Jugendfreund für mich handeln ſollte, hoffte und verlangte ich nicht, aber daß er unbefangen handeln würde, glaubte ich erwarten zu können. Ich bat ihn daher, mir es geradeaus zu ſagen, wenn er mir bei dieſer Sache entgegen ſein wolle, weil ich mich alsdann gar nicht melden würde. Vielleicht war dies zu viel gefordert, und ich bekenne, daß mein offener gerader Sinn mich verſchiedentlich zu ähnlichen Schritten beſtimmt hat. Auerswald ſagte: man reflectire zwar auf den Profeſſor Ludens, doch würde er auch mir nicht entgegen ſein, könne ſich aber unmöglich gleich, ſo wie ich es fordere, beſtimmt erklären. Nun kam ich beim Könige ein, ſagte: ich wäre ein Katholik, bäte daher, mich, wenn mir dieſe Stelle ertheilt werden ſollte, in Betreff meiner Religion zu dispenſiren, und Miniſter von Stein verſicherte nun: dem Kanzler Freiherrn von Schrötter ſei die Sache vorgelegt, und zugleich angefragt worden: ob der König in einem ſolchen Falle dispenſiren könne. Es ſei nicht zu bezweifeln die Antwort würde bejahend ausfallen, und dann ſtehe mir hoffentlich nichts im Wege.

Allein der Profeſſor und nachherige Staatsrath Suvern, mit dem Bruder des Profeſſor Hullmann verſchwägert, hatte für den Letzten, der anfänglich ſelbſt keine beſondere Luſt,

sich darum zu bewerben äußerte, auf diese Stelle Rücksicht genommen. Süvern selbst hatte hier historische Vorlesungen, hierunter eine vor einer gemischten Versammlung, worunter selbst viele Damen waren, bei der Anwesenheit des Hofes gehalten, und sich Beifall und Gönner erworben, welches auch schon der Antheil, den er an der Herausgabe der Schriften des Professor Kraus genommen hatte, hin und wieder bewirkt haben mochte; und leicht konnte ich wol ahnen, daß wenn Süvern zu der Stelle, die ich wünschte, einen andern vorschlug, dies mir nachtheilig sein mußte. Besonders aber war es auch unvortheilhaft für mich, daß ich zu einer alten Schule gehörte, und mich nicht so ganz in die neue Weise zu fügen im Stande war. Freilich hatte auch ich das Zweckmäßige und Herzerhebende eines allgemeinen Gesichtspunktes in der Geschichte nicht übersehen, doch glaubte ich nicht an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, sondern vielmehr: alles sei dem Wechsel unterworfen, gerade um den Menschen zu belehren, daß nichts hienieden eine unvergängliche Dauer habe, damit er nicht einzig an diesem Staubball hänge, sondern sein Auge auf einen höhern Zweck richte, auf daß er nie im Unglück kleinmüthig verzage, im Glücke hingegen den Uebermuth scheue, und seinen Blick auf seine höhere Bestimmung gerichtet

nie vergesse, daß es einen Gott, eine Zukunft und eine Ewigkeit giebt. Ich glaubte: daß wie in der physischen Welt die Sonne an einem Orte untergeht, um an einem andern aufzugehen, auch deses hier auf Erden in Betreff der moralischen und wissenschaftlichen Cultur der Fall wäre, und (überzeugt: daß der Mensch in jedem Zeitalter von Vorurtheil, Sinnlichkeit und Leidenschaft abhängig war,) daß Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts auf dieser Erde nicht einmal Plan des Schöpfers wäre, sondern vielmehr, daß wir uns durch eine beständige Uebung und Ausbildung unserer Kräfte zu der künftigen höheren Bestimmung vorbereiten und daher unaufhörlich an unserer physischen und moralischen Cultur arbeiten sollten. Ueberhaupt gehörte ich zu denjenigen, die nur über und aus der Geschichte, nicht aber zu den Anhängern der neuen Schule, die in die Geschichte hinein philosophiren. Denn ich glaubte nicht mit dichterischer Phantasie meine Hypothesen in die Geschichte hineintragen, sondern vielmehr nach genauer Prüfung der Quellen und aller Nebenumstände aus bewährten Thatsachen, Lehren und Beispiele zur Erweckung großer und edler Gesinnungen, zur Vermehrung der Achtung für Moralität, zur Erweiterung der Menschenkenntniß und zur Verachtung des glücklichen Lasters, das wenigstens nach Jahrhunderten vor

dem Richterstuhle der Geschichte seine Strafen erhält, zu der allgemeinen Beherzigung meiner Zuhörer aufstellen zu müssen; und mich von dieser Ansicht zu entfernen, hat mir weder mein Kopf noch mein Herz gestattet, ob ich gleich bei meiner lebhaften Phantasie mit einer Menge neuer Ansichten zu glänzen und diesen den höchsten Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben im Stande gewesen wäre. Allein ich hatte diese erbärmlichen neuen Ansichten so oft belacht, daß ich in Betreff ihrer der Mode, die leider auch im Reich der Wissenschaften gebietet, unmöglich huldigen konnte. Daß diese meine Ansicht die rechte und wahre ist, davon halte ich mich überzeugt, war aber nie intolerant, sondern gönnte von Herzen Jedem auch seine andere Ueberzeugung, sobald er sie für besser hielt. Nun aber hörte ich mit einem mal viel von neuen Ansichten reden. Ich merkte also wol, daß man mir von dieser Seite etwas anhaben wollte, und da ich zu gleicher Zeit erfuhr, daß Professor Hüllmann sich nun um die Stelle als Professor der Geschichte bewerbe, so fühlte ich selbst, da ich für ihn und seine Talente aufrichtige Achtung hege, daß ich vielleicht an jedem andern Orte, nur nicht in meinem Vaterlande, bei dessen Geschichte ich einen großen Theil meiner Lebenszeit aufgeopfert hatte, einem solchen Manne

nachgesetzt werden könnte. Ich merkte nun, daß der Minister v. Stein verlegen zu werden anfing, wenn ich ihn auf mein Gesuch brachte; und da er mich einst statt aller Antwort fragte, ob ich mit Kriegsrath Scheffner gesprochen habe, so sah ich bald, indem ich Scheffners früheres Benehmen hiemit verglich, was ich zu erwarten hätte. Ueberhaupt schien mich der Minister v. Stein nicht mehr mit der vorigen Geneigtheit zu betrachten, wovon ich die Gründe nicht anzugeben weiß, und ich hielt es daher für Pflicht, ihn nicht weiter mit meinen Besuchen zu belästigen. Ob ich bei ihm verkleinert worden bin, weiß ich nicht, vielleicht kann ich auch auf folgende Weise gegen ihn verstoßen haben.

Als jener Brief des Ministers an den Grafen von Wittgenstein öffentlich bekannt wurde, und es allgemein hieß, daß ihn der König seiner Dienste entlassen würde, da wurde im sittlich-wissenschaftlichen Verein der Antrag gemacht, eine Bittschrift an den König um die Beibehaltung dieses Ministers zu unterzeichnen. Mit Lebhaftigkeit trat ich jetzt auf und widersprach. Ich verehre, sagte ich, den Minister v. Stein, und dies ist meine Privat-Ueberzeugung; allein was die Verhältnisse des Staats und des Monarchen erfordern, kann dieser Letzte nur wissen, und meine

Privat-Ueberzeugung kann darauf keinen Bezug haben. Ob der König einen Minister beibehalten will oder nicht, gehört ins Gebiet der Staatsverwaltung, und will unsere Gesellschaft in diese eingreifen, so muß sie dem Staate bedenklich, und kann ihm auch vielleicht gefährlich werden. Dies aber zu vermeiden muß uns heilige Pflicht sein. Einige gebildete und achtungswerthe Männer stimmten mir sofort bei, und die ganze Sache wurde nun hiedurch hintertrieben. Dies hat mich aber nicht verhindert, dem Minister auch noch bei seiner Abreise jeden Beweis der Achtung, so weit ichs vermochte, zu geben. Ehe dieser aber noch Königsberg verließ, hatte schon der Professor Hüllmann die von mir gesuchte Stelle erhalten. Zuvor aber fielen in Bezug auf mich noch folgende Umstände dabei vor. Der Kanzler v. Schrötter hatte das Ober-Curatorium der Akademie erhalten, und äußerte mir auf mein Gesuch: daß auch Hüllmann sich um die Stelle bewerbe. Nach einiger Zeit sagte er mir, daß sein Bruder, der Minister, die akademischen Geschäfte statt seiner bekommen habe. Ich ging sogleich zum Minister. Es ist wahr, sagte dieser, mir sind die Geschäfte übertragen, allein noch bin ich von allem nicht unterrichtet, die Acten sind in den Händen meines Bruders, und sagen Sie ihm, daß ich

Niemanden die Stelle lieber gönne, als Ihnen. Ich ging sogleich zum Kanzler; dieser schien verlegen. Er fragte nach meinem Alter, und als er hörte, daß ich 52 Jahre alt wäre, fragte er: Ei! fühlen Sie noch keine Abnahme Ihres Gedächtnisses? O ja! erwiderte ich, wenn Krankheit auf mich wirkt. Auch hatte ich, als ich meine Augen besoß, ein ungleich stärkeres Gedächtniß. Dieses hat sogleich nach meinem Erblinden beträchtlich, seit diesen 30 Jahren aber nicht weiter abgenommen. Auch beweist es die Lebensgeschichte aller merkwürdigen Blinden, daß ihnen ihr Gedächtniß bis an den Tod blieb. — Nun, sagte er, so kommen Sie sofort bei mir ein, und erklären, daß Sie auf den Fall, daß ihr Gedächtniß verloren ginge, sich selbst Ihrer Stelle begeben wollten. Ich that dieses mit den Worten, daß ich auf Ehre und Gewissen versicherte, jede Abnahme meines Gedächtnisses selbst anzeigen zu wollen. Ich erfuhr nun, daß da man gegen meine wissenschaftlichen Kenntnisse nichts einwenden konnte, ich durch verschiedene in der Deutschen Gesellschaft bei der Anwesenheit des Hofes gehaltenen Vorträge die Stärke meines Gedächtnisses, und daß mir nicht die Gabe des mündlichen Vortrages fehle, hinreichend bewiesen hatte, auch der König mir die Stelle zu geben nicht abgeneigt war, dieser doch end-

lich dadurch für den Professor Hüllmann bestimmt wurde, daß man ihn auf mein Alter, meine abnehmende Gesundheit und die hiemit verbundene Abnahme meines Gedächtnisses aufmerksam gemacht hatte. Man wollte indeß, da der König sich doch gnädig gegen mich geäußert hatte, ein kleines Linderungsmittel auf die unheilbare Wunde legen, und gab mir eine Pension von 200 Thalern wieder, die ich aus Schlesischen Fonds bis zur Besetzung Schlesiens durch die Französischen Truppen, erhalten hatte. Ich gestehe, daß ich dies dankbar erkannte, allein ein Ersatz war es nicht. Die Stelle des Professors der Geschichte war seit beinahe 30 Jahren das Ziel meines Strebens. Der Gedanke: auf den Geist und die Denkungsart einer künftigen Generation zu wirken, meiner Blindheit und meines gebrechlichen Körpers ungeachtet schlummernde Kräfte zu wecken, Achtung für jedes Gute und Edle, Muth zum Wagen und Dulden, Verachtung der Gefahr und des siegenden Lasters, Vertrauen auf die Vorsehung und die Kraft des Mannes, der sich für einen großen edlen Zweck hinzuopfern bereit ist, überall zu verbreiten, so vielleicht selbst (man verzeihe mir diesen Stolz) durch meinen Anblick und die Kraft, womit ich jeder Widerwärtigkeit getrotzt, meinen anerkannt lebhaften Vortrag um so eindringlicher

zu machen, noch im Grabe zum Besten der Menschheit und des Vaterlandes zu wirken — dieser Zweck, dem ich mein Leben hingeopfert hatte, er war mir entwandt!

Mein Glaube an die Menschen war hingeschwunden. Daß der Blinde, wenn er 30 Jahre lang mit größerer Anstrengung, mit größerer Kraft handelte, als der Sehende, dennoch die Schwach der Blindheit nicht auslöschte, diese Ueberzeugung nahm mir jede Lebensfreude, und ich gestehe, daß mein ganzer Charakter sich hiedurch veränderte. Vorher hatte ich das Unglück der Blindheit weniger gefühlt, und bei jedem Hindernisse, das sie mir in den Weg stellte, entsprang nur der Gedanke: wie dasselbe künftighin zu überwinden oder zu vermeiden wäre, und die Erreichung dieses Zwecks war für mich jederzeit ein herrlicher Genuß, ja vielleicht eine Entschädigung aus der Hand der Vorsehung für alle mit der Blindheit verknüpfte Leiden. Jetzt war meine Reizbarkeit durch Unmuth erhöht, und das unbedeutendste Hinderniß, durch meine Blindheit erzeugt, machte zugleich Unwillen und Bitterkeit rege, so daß ich beinahe erst seit diesem Zeitpunkte das Unglück der Blindheit, worüber ich mich bis dahin kräftig hinweg gesetzt hatte, höchst schmerzlich zu fühlen begann. O ihr Menschen! die ihr

glaubtet, es habe ja nichts zu bedeuten, daß ihr den Blinden um eurer Privat-Absichten willen an die Seite schobt, seid ihr es fähig, euch in seine Lage zu setzen, so werdet ihr auch nur über die Stimmung, die ihr erzeugtet, urtheilen können.

Noch schmerzlicher mußte mir die Sache werden, da man viel von der Wichtigkeit des akademischen Lehramtes sprach und mir hiedurch zu verstehen geben wollte, daß man es mir doch nicht habe anvertrauen können, als ob ein halb Dutzend neue Ansichten aus Volneys Ruinen, Schlegel über die Weisheit der Indier, oder, damit man nicht so leicht auf die Spur kommen könnte, aus Boulanger's oeuvres chronologiques entlehnt, einen großen akademischen Lehrer bilden und auf Kopf und Herz der Nachkommenschaft vortheilhaft wirken könnten. O ihr alten Kinder! ihr sagt: die jetzige Generation wäre verloren, von der künftigen muß ein neues Heil kommen; glaubt ihr kraftvolle Menschen zu erziehen, Religiosität und hiedurch hohes Pflichtgefühl zu wecken, wenn ihr alles Positive untergrabt und dafür Zweifler und Hypothesen-Krämer bildet? Der redliche Mann, der dieses Unwesen betrachtet, weiß nicht, ob er über euch weinen oder lachen soll.

Der Kanzler Schrötter äußerte einst, ich hätte in mein Gesuch setzen sollen, daß ich mir, sobald man die Abnahme meines Gedächtnisses bemerken würde, sofort die Remotion gefallen lasse; dann würde vielleicht die Sache noch zu meinem Vortheil durchgegangen sein. Eine solche Forderung konnte ich wol nicht erwarten, allein daß der rechtschaffene Kanzler v. Schrötter doch meinen Gegnern bei der Universität nicht hatte entgegenwirken wollen, und daß man unsern guten König durch eine falsche Angabe, in Betreff meines Gedächtnisses gegen mich bestimmt hatte lag wol offenbar zu Tage. Auffallend blieb' es doch immer, daß der blinde Baron von Golz, dem ich jedes Glück von ganzem Herzen wünsche und gönne, sobald er eine akademische Dissertation geschrieben hatte, die Stelle als Professor der Rechte erhielt, ohne daß man in seine Blindheit Bedenken setzte. Dieses fand folglich nur bei mir allein Statt, und meine Geschichte Preußens wurde nicht so wichtig gehalten, daß man sie als einen Bewegungsgrund zu meiner Beförderung betrachtet hätte.

Meine Lage wurde jetzt in etwas gebessert. Im Herbste des Jahres 1808 erhielt die Kriegsschule eine neue Einrichtung. Die Offiziere hatten vorher meine Vorlesungen

aus

aus eigenen Mitteln bezahlt. Nun hörte dies auf, und mir wurden 150 Thaler dafür jährlich angewiesen, aber auch zugleich die Verpflichtung auferlegt, innerhalb eines halben Jahres die ganze Geschichte zu lehren, wobei sich denn freilich nicht viel leisten ließ, weil nach meiner Ueberzeugung eine Vorlesung von so kurzer Dauer bei der Geschichte von beinahe gar keinem Nutzen ist; denn die bloßen Begebenheiten, Namen und Jahrzahlen lassen sich von einem mündlichen Vortrage gar nicht behalten, und der wahre Zweck einer historischen Vorlesung, Anwendung der Begebenheiten und Raisonnement darüber zur Bildung des Charakters und zur Belehrung der Zuhörer geht beinahe völlig verloren. Ich konnte daher auch bei der Kriegsschule, wo die mehresten Zuhörer ohne Vorkenntnisse und so arm sind, daß sich kaum der vierte Theil derselben ein Compendium kaufen kann, und wo ich ihnen die ganze Geschichte vom 15ten October bis 15ten Julius vortragen mußte, unmöglich großen Nutzen stiften, und dies wird auch das Schicksal meiner Nachfolger sein. Ich kann nur Bemerkungen und kurze Winke einschalten; denn oft wenn meine Lebhaftigkeit mich fortriß, und ich mit der größten Herzlichkeit und Wärme sprach, dann war es, als ob ein böser Dämon mir zurief: Du über-

schreitest deine Grenzen, die Zeit erlaubt es nicht. Schmerzlich abgekühlt kehrte ich dann zur trocknen Erzählung der Begebenheiten zurück und fühlte, daß mir die Flügel zum Aufschwunge beschnitten waren. Doch war mein Einkommen jetzt bei der Artillerie und Kriegsschule auf 300 Thaler bestimmt, wofür ich während des Winters acht Stunden wöchentlich zu geben hatte. Außerdem wurde mir bei der Militair-Examinations-Commission ein Gehalt von 50 Thaler angewiesen. So stieg mein Einkommen, aber meine Lage wurde dennoch außerordentlich verschlimmert. Mein Erwerb als Schriftsteller ging durch die Zeitumstände völlig verloren, mein Vermögen, zum Theil durch die Wohlthaten des Staates, theils durch Glück, Fleiß und Sparsamkeit erworben, stand mit Ausnahme von 3000 Thalern, die ich in Pfandbriefen und Stadtobligationen besaß und allmälig für den damals sehr geringen Kours zu verkaufen gezwungen wurde, auf Landgütern eingetragen. Daher wurden die Zinsen gar nicht, oder höchst unbestimmt in kleinen Posten gezahlt. Meine ganze häusliche Verfassung wurde hiedurch zerrüttet. Ich und meine Frau, an die pünktlichste Ordnung und in unserm Hauswesen daran gewöhnt, nie etwas zu borgen, jedem das Seine in dem Augenblicke, wo es fällig war, zu ent-

richten, wurden in tausend kleine Unannehmlichkeiten verwickelt. Mein Herz gebot mir jederzeit Schonung des Nächsten; die Ueberzeugung aber, daß meine Schuldner dennoch nicht zu retten wären, und die Pflicht gegen Weib und Kind, machten Strenge nothwendig. Hätte ich einem meiner Schuldner, der mir gleich nach dem Kriege zu zahlen im Stande war', das Capital aufkündigen können, so würde ich vielleicht zwei andere Familien, die jetzt zu Grunde gehen mußten, durch Vorschüsse zur Wiederherstellung ihrer Grundstücke gerettet haben.

Jetzt trübte sich unaufhörlich meine Lage. Was ich damals für Gutmüthigkeit hielt, jetzt für Schwäche erkläre, trug viel dazu bei. Ein Gutsbesitzer, an dessen Schicksal ich herzlichen Antheil nahm, forderte, daß ich, um ihn und seine Familie zu retten, ihm 2000 Thaler schaffen sollte', weil er alsdann sein Gut behaupten und jedem gerecht werden könnte. Ich schlug es ihm ab. Aber kaum hatte er mich verlassen, da trat Major Ziehen vom Generalstabe in mein Zimmer, erzählte mir, daß er 100 Friedrichsd'or in seiner Börse hätte, die er, weil es ihm lästig wäre, sie bei sich zu tragen, bei einem ehrlichen Manne unterzubringen wünsche. — Hartherziger! sagte mir mein

Gewissen, dir wird Geld angeboten, und du schickst deinen Nächsten trostlos von dir. Ich nahm die 100 Friedrichsd'or von Zieben, ließ, da ich dem Manne Sicherheit schuldig war, solche auf mein Haus eintragen, und gab das Geld dem Gutsbesitzer. Mit diesem war ich nun einmal verwickelt, mußte nun auch für das Uebrige sorgen, bis die 2000 Thaler vollzählig waren; zuletzt wurde ich, beinahe gegen meinen Willen, dahin bestimmt, mich für 666 Thaler 60 Groschen bei Herrn Conrad Jacobi zu verbürgen. Im ersten halben Jahr erhielt ich Zinsen, nachher während vier Jahren nicht mehr, verlor folglich, da ich 6 Prozent geben und für das Ganze als Bürge aufkommen mußte, 480 Thaler an Zinsen und 1333 Th. 30 Gr vom Capital, indem ich zufrieden sein mußte, für meine ganze Forderung 666 Thaler 60 Groschen zu erhalten. Zieben war indeß gestorben, seinen Erben habe ich das Capital wieder bezahlen müssen.

Um mir eine neue Erwerbsquelle zu öffnen, legte ich seit dem ersten Januar 1810 eine Leihbibliothek an. Mein Wunsch war, belehrende und nützliche Werke zu verbreiten, die neuesten Romane nicht ohne Auswahl anzukaufen, und durch das Verzeichniß selbst, dem ich kleine Anmerkungen beifügte, jeden

Hausvater in den Stand zu setzen, eine schickliche Auswahl treffen zu können. Die Sache aber verleitete mich zu neuen Schulden und überdem war ich den Geschwistern Collrepp, welchen ich von den mir anvertrauten 4333 Th. 30 Gr. durch Ersparung der Zinsen ein Capital von 7333 Th. 30 Gr zusammengebracht hatte, und zwei armen Leuten welchen ich aus Gefälligkeit 333 Th. 30 Gr. zugleich mit meinem Vermögen untergebracht hatte, dafür verantwortlich.

Jetzt muß ich noch ein Mal zum sittlich-wissenschaftlichen Verein zurückkehren. Meine hohen Ideen, durch ihn auf Preußens künftige Generation, und auch für unsern guten König nach dem Vorbilde zu wirken, welches mir von Alfred dem Großen vor der Seele schwebte, hatte ich freilich aus mehr als einem Grunde späterhin für zu groß gehalten. Aber als der hiesigen Armen'asse das Erforderliche zur Einrichtung eines Locals für die Unheilbaren fehlte, gab der Verein das Geld dazu aus seiner Kasse; mancher Noth des Einzelnen wurde abgeholfen, mancher Kranke erquickt, mancher Hausvater getröstet. Allein den Freimaurern schien der Verein zuwider zu sein. Sie forderten ihre Mitglieder auf, sich von demselben zu trennen, wodurch in dem Vereine selbst, dem aber dennoch alle darin befindlichen Freimaurer treu blieben, manche Aergernisse entstanden; und

um den wohlthätigen Handlungen des Vereins entgegen zu wirken, oder sie wenigstens durch eine aus Freimaurern errichtete Gesellschaft verrichten zu lassen, machten der damalige Oberlandesgerichts-Rath nachmalige Oberbürgermeister Heidemann und Herr Diaconus Riemain auch einen Plan bekannt, wie sie jeder Noth steuern und überall das Gute bewirken, das Fehlende ergänzen wollten. Männer von Einfluß und Ansehen wurden zu Mitgliedern und zum Wirken für ihre Pläne erwählt, auf dem Kneiphöfschen Junkerhofe Versammlungen gehalten, Koncerte, Declamationen und Bälle sollten eine Kasse verschaffen, woraus, als die ganze Sache, welche im ersten Augenblick viel verhieß, aber, weil ihr das herzliche vertrauliche Band fehlte, welches in dem Verein Statt fand, bald erlosch, der hiesigen Armenkasse ein nicht unbeträchtlicher Vortheil erwuchs. Dem Vereine aber wurde hiebei zugleich auf mancherlei Weise entgegengewirkt, und selbst die Maurer-Logen wurden gegen ihn aufgereizt; denn man machte den Argwohn rege, durch den Verein könne eine Art von Maurerei entstehen. Da indeß der Verein keine Mysterien hatte, sondern bloß eine zu moralischen Zwecken verbundene Gesellschaft war, die, was dem Einzelnen zu schwer wurde, durch die vereinte Kraft vieler zu bewirken

ſuchte, und noch den beſondern politiſchen Zweck hatte; der durch das Unglück herbeigeführten Muthloſigkeit und dem Gedanken von Napoleons Unüberwindlichkeit entgegen zu wirken, dagegen die Ueberzeugung zu verbreiten, daß kleine Völkerſchaften durch Muth, Kraft und Beharrlichkeit ihre Freiheit erkämpft hätten, und jeder gute Menſch und jeder gute Bürger es dem Vaterlande ſchuldig wäre, auf Befehl des Monarchen zu den Waffen zu greifen, und dem Staate jedes Opfer, ſelbſt das ſeines Lebens zu bringen, um hiedurch, wenn dereinſt noch ein glücklicher Zeitpunkt erwachen ſollte, die höchſte Anſtrengung jeder Kraft für König und Vaterland eingeleitet zu haben; ſo ſchien nach meiner Ueberzeugung unter beiden Geſellſchaften kein Argwohn oder Unwille gegen eine derſelben, ſondern bloß ein edler Wetteifer Statt zu finden, wer von beiden der Menſchheit und dem Vaterlande das Meiſte zu nützen vermöge.

Die Zahl der Mitglieder des Vereins in und außerhalb Preußen ſtieg beträchtlich, und wenn der Staat dieſer Verbindung Zutrauen ſchenkte und ſie zweckmäßig leitete, ſo ließ ſich viel Gutes vorausſehen, wenigſtens konnte er ein herrliches Beförderungsmittel des Gemeinſinnes werden, der leider in un-

ſtrm ſelbſtſüchtigen Zeitalter beinahe allgemein gebricht, beſonders da manche neue Einrichtung und mancher durch die Zeitumſtände herbeigeführte Druck der Vaterlandsliebe nachtheilig zu werden anfingen, folglich auch die Abſicht des Vereins, dieſer Stimmung entgegen zu wirken, nicht unzweckmäßig war. Allein die Sache fing jetzt an Mehreren bedenklich zu werden, die es glaubten: daß der Verein bei einigen tauſend Menſchen die nämliche Anſicht erzeugen, dadurch auf die allgemeine Meinung wirken und vielleicht Manchem nachtheilig werden könnte. Nun ſprengte man, weiß Gott! welche revolutionaire Abſichten aus, an die wol Niemand im Verein gedacht hatte, wenn ſich gleich andere Verbindungen, die vielleicht dergleichen Abſichten hegen konnten, dem Verein anzuſchließen geſucht, jedoch, obgleich ein paar Mitglieder eifrig für dieſe Verbindung ſprachen, zurückgewieſen waren. Ja man hatte ſelbſt den Antrag, in einer noch von Franzöſiſchen Truppen beſetzten Feſtung eine Kammer des Vereins anzulegen, deshalb zurückgewieſen, weil die Sache gemißdeutet und der Staat hiedurch compromittirt werden könnte. Allein es gab Menſchen, die, weil der Verein, dem noch alle Abſcheulichkeiten aus den Jahren 1809, und 1807 verſchwebten, Beobachtung der Staatsdiener, beſonders ſolcher die mit im Ver-

ein waren, und wenn sie ihre Pflicht vergessen könnten, ihre öffentliche Anzeige unter seine Gesetze aufgenommen hatte, eine gewisse Controlle scheuten, ja solche vielleicht von Seiten des Vereins befürchteten; ihm daher nicht bloß die Absicht, daß er den Adel vernichten, die Abschaffung der stehenden Truppen und eine neue Staatsverfassung bewirken wollte, sondern sogar höchst revolutionaire und verbrecherische Absichten aufzubürden suchten. Der König selbst hatte von der Sache keine nachtheilige Meinung, allein es ging ins Lächerliche, wie einige Menschen, die sich selbst in der Regel viel erlaubten, theils durch Spott, theils durch verbreitete Unwahrheiten, theils durch grobe, unsittliche Ausfälle dem Verein zu schaden suchten. Ich wiederholte, als es darüber zur Sprache kam, jenen Ausspruch des Apollonius von Thyana, „Was über das Gemeine erhaben ist, muß schlecht von sich sprechen lassen," und so rieth ich, gerubig den weitern Gang zu gehen und nur keine Veranlassung zu gerechtem Tadel zu geben, und war auch, als der Director der damaligen geheimen Polizei, der Geheime Secretair Beine, in den Verein aufgenommen zu werden wünschte, äußerst dafür, weshalb er auch ohne alles Bedenken der übrigen Mitglieder willig angenommen wurde. Lächerlich aber wurde das Bench-

men vieler Menschen, die, so lange sie die Sache von dem Hofe und einigen Großen beschützt glaubten, äußerst dafür waren und nachher im Verleugnen den Petrus hinter sich zurückließen. Einige Männer hatten sich gleich von Anfang kalt benommen, andere, die den Verein befördert hatten, thaten jetzt, als ob er ihnen ganz fremd wäre, und daß viele Männer, selbst von denen, die ich zum Beitritt bestimmt hatte, um ihres Friedens willen die Gesellschaft verließen, war ihnen wol nicht zu verargen.

Demungeachtet wurde manches Gute in Anregung gebracht oder entworfen. Die Ueberzeugung, daß mancher talentvolle junge Mann, der die hiesige Akademie besucht, oft wegen des Mangels an Bekanntschaft und Unterstützung darben und nicht so schnelle Fortschritte, als wol sonst leicht möglich wäre, machen kann, bestimmte mich zu dem Vorschlage, daß die Mitglieder der Gesellschaft auf arme, aber fähige und gut gesittete Studirende vorzüglich Rücksicht nehmen, sich das Zutrauen dieser jungen Leute zu erwerben suchen, und ihre Studien und Lectüre leiten sollten. Wenn ein junger Mann sich durch Moralität, Fleiß und Kenntnisse auszeichnete, dann sollten ihm die Mitglieder der Gesellschaft Freitische und Privat-Unterricht,

wenn er zur Erlernung irgend einer Sprache oder Kunst Neigung verriethe, hiezu Gelegenheit und die erforderlichen Kosten verschaffen, und ihn am Ende der akademischen Laufbahn als Hauslehrer oder im Schulfache anzustellen bemüht sein. Hiedurch, glaubte ich, könnten Talente aufgemuntert und vielleicht mancher würdige Mann zum Besten des Vaterlandes gebildet werden. Vor allen Dingen aber ging mir die Noth im Oberlande zu Herzen, besonders in den Gegenden der Passarge, wo das Französische Heer so lange gestanden hatte; und dies erzeugte den Wunsch, dem Uebel zu steuern. Mir wurde die Ausarbeitung des Plans übertragen und der Ober-Fiscal Mosqua mir zugeordnet. Der mit seiner Hülfe revidirte Plan wurde genehmigt, und der Prinz von Hohenzollern wurde nebst mir abgeordnet, die Sache dem Minister des Innern, Grafen v. Dohna, vorzulegen. Wir thaten di , überreichten unsern Plan und erhielten den Bescheid: die Ausführbarkeit unserer Vorschläge wäre noch nicht gewiß, die Unterstützung so vieler Unglücklichen gehöre ins Gebiet der Staatsverwaltung, doch sei es dem Vereine unbenommen durch einige seiner Mitglieder mit Genehmigung der Ostpreußischen Regierung die Unglücklichen zu unterstützen. Dieses bewies, daß der Minister Graf v. Dohna der ganzen Sache ab-

geneigt war und nicht den Verein begünstigen wollte, sich das Vertrauen des Monarchen und der Mitbürger zu erwerben. Dies war um so auffallender, da der Minister v Dohna sein Vaterland aufrichtig liebte und wegen seiner Herzensgüte hohe Achtung verdient. Allein viele angesehene Männer handelten gegen den Verein mit der größten Erbitterung, und gegen einzelne Mitglieder des Vereins erlaubte man sich aus diesem Grunde Beleidigungen und Grobheiten, denn man ging damals so weit, daß, unzeachtet der König durch den Herzog von Holstein-Beck und den Prinzen von Hohenzollern den Verein seines Vertrauens und seiner Gnade versichern ließ, dennoch auf der Parade und auf der Börse ausgesprengt wurde, der König habe die Gesellschaft unter Aeußerungen der Ungnade aufgehoben. Man suchte hiedurch zu bewirken, daß Niemand dem Verein beitreten sollte; einige armselige Menschen, die sich bei den Gegnern des Vereins hiedurch einzuschmeicheln hofften, liefen auf den Kaffeehäusern umher, um Erbärmlichkeiten, welche sie witzige Einfälle nannten, in Umlauf zu bringen, oder auf den Verein, den sie nicht kannten, zu schimpfen. Daß dieser hiedurch im Ganzen schwankend und unthätig werden mußte, bedarf wol keines Beweises. Ich sahe ein, daß er bis zu einem Schatten herabsinken

müsse, sobald die Regierung ihm entgegen wäre, wollte hierüber Gewißheit, legte daher dem Minister v. Dohna mündlich die Frage vor, ob die Regierung es wünsche, daß der Verein durch das Zurücktreten seiner wirksamsten Mitglieder erlösche, und fügte hinzu, daß ich ihn alsdann zu verlassen bereit sei, erhielt aber die Antwort: ein Jeder müsse hierbei nach seiner Ueberzeugung handeln. Ich wandte mich jetzt an den Geheime-Rath Delbrück; dieser rieth mir, an den König zu schreiben, daß ich aus Liebe zu ihm der Gesellschaft beigetreten und aus dem nämlichen Grunde sie zu verlassen bereit sei. Allein ich unterließ die Befolgung dieses Raths, weil ich durch nachstehenden Schritt meinem Ziele näher zu rücken glaubte. Ich hatte nämlich schon gleich bei meiner Theilnahme am Verein auf Abänderung der Constitution gedrungen. Diese war von Schlacken gesäubert, vom vielen Einmischen und Eingreifen auf ihren ursprünglichen Zweck zurückgeführt, nämlich auf eine Gesellschaft, die mit regem Eifer jedes Gute verbreiten, dem Staate bei seinen guten Absichten durch Gewinnung der allgemeinen Meinung nützlich werden, und da, wo der Staat nicht helfen, nicht jedes Unglück mildern könnte, die allgemeine Theilnahme zu erwecken und so der Noth zu steuern suchen sollte. Der Plan wurde nun dem

Minister des Innern zur Bestätigung übersandt, allein es erfolgte kein Bescheid; und dies, so wie die Resolution auf unsern Vorschlag zur Unterstützung des Oberlandes überzeugte mich, daß der Verein nicht das Zutrauen der Behörden besitze, sondern daß vielmehr jene nachtheiligen Gerüchte Wurzel geschlagen hätten. Auch merkte ich, daß manche Menschen, wie der Kriegsrath v. Kölln, der in Schlesien im Verein aufgenommen war, Ansichten hatten, die von den meinigen himmelweit verschieden waren. So äußerte er, man müsse in die Wunden des Staats nicht Balsam, sondern Höllenstein legen, und ich hatte daher diese Grundsätze, so wie überhaupt seine Aufnahme, die mir zuwider war, ziemlich laut zur Sprache gebracht. Unter diesen Umständen glaubte ich, daß es meine Ruhe erfordere, weil ich hier einmal nicht nützen könne, von dem Verein zurückzutreten, der gut geleitet und vom Staate gehörig beobachtet sehr viel Nutzen stiften konnte. Jeden Mißbrauch dabei zu verhüten, lag ganz in den Händen des Staats, der freilich sobald er sich enge an Frankreich anschloß, dieser Verbindung den Verein, der schon die Aufmerksamkeit Französischer Behörden erregt hatte, und bei dem unleugbar ein Wirken gegen Frankreich im Hintergrunde lag, aufopfern mußte.

Außer dem, was ich hier angeführt habe, bestanden die Vorschläge im Verein, welche ich durchzusetzen suchte, auf genaue Censur aller Volksschriften, so daß man selbst die Gassenlieder, Traumbücher, Nachrichten von Wundergeschichten allmälig verdrängen, und dem gemeinen Manne etwas Besseres dafür in die Hände liefern sollte. Ferner wollte ich, daß ein Lombard zur Steuerung des Wuchers angelegt, und eine Krankenanstalt für das Gesinde errichtet werden sollte. Ich bin es fest überzeugt, daß in allen diesen Vorschlägen nichts Strafbares enthalten ist, und doch ließ mir ein wichtiger Mann andeuten, er müsse den König darauf aufmerksam machen, daß es mein Plan wäre, den ganzen Staat gegen Frankreich zu bewaffnen. Ich lachte darüber herzlich, denn ich hatte ja bloß die Ueberzeugung zu bewirken gesucht, daß jeder Unterthan, wenn es der Monarch fordere, für das Vaterland zu den Waffen zu greifen verpflichtet wäre. Als mir dies aber aufs Neue angedeutet und ich endlich zugleich auf das Beispiel des Buchhändlers Palm aufmerksam gemacht wurde, so erwiderte ich lachend: wenn man wirklich im Stande wäre, mich für den Mann zu halten, der so außerordentliche Dinge ausführen könnte, so würde es wol des Beste sein, mich so schnell als möglich zum Füsiliren auszu-

liefern, weil ich alsdann auf eine unerwartete Art in der Geschichte glänzen, und diese es gewiß den spätesten Nachkommen aufbewahren würde, daß ich, blind und an Hand und Fuß gelähmt, noch so wichtig und so außerordentlich furchtbar gewesen wäre, daß Napoleon nur durch meinen Tod auf seinem Thron und in der Beherrschung Deutschlands habe gesichert werden können. Ich weiß nicht, ob man dies wieder erzählt hat, allein ich erfuhr jetzt auch so manche lebhafte Aeußerung des Unwillens, erhielt leidenschaftliche Gegner, und hielt es daher für meine Ruhe nothwendig, eine Gesellschaft zu verlassen, bei der ich, da ihre Wirksamkeit einmal gehemmt war, wenig nützen aber viel leiden, und deren Aufhebung ich bei Annäherung Preußens an Frankreich als nahe voraussehen konnte.

Noch muß ich einer Begebenheit aus den Zeiten des Vereins erwähnen, die vielleicht nicht unter aller Aufmerksamkeit ist. Französische Caper thaten dem Handel von Königsberg beträchtlichen Schaden. Als nun die Aequinoctial-Stürme nahe waren, traten einige Mitglieder des Vereins zusammen, erkundigten sich sorgfältig, ob Kaufleute aus Königsberg und Memel Schiffe in diesem Zeitpunkte erwarteten. Da dies nicht der Fall war,

war, so schrieben sie an ihre Freunde nach Danzig, und berührten gelegentlich die Französischen Caper mit der Aeußerung, daß diese es doch wol nicht wagen würden, den Aequinoctial-Stürmen in der Ostsee zu trotzen. Die Sache ging nach Wunsch, die Frage erregte zu Danzig einige Aufmerksamkeit. Die sämmtlichen Französischen Caper liefen aus, erbeuteten nichts, wurden insgesammt beschädigt, und einer darunter strandete auf der frischen Nehrung. So lange aber, bis die übrigen sich erholt und den erlittenen Schaden ausgebessert hatten, blieb Königsbergs Schifffahrt ungestört. Dieser Zug war nicht Sache des ganzen Vereins, sondern bloß einiger Mitglieder, und so traten nicht selten einige derselben zusammen und suchten, was ihnen gut dünkte, zu bewirken. Dies hätte hin und wieder schädlich werden können; aber da dies mehrentheils nur wohlthätige Handlungen betraf, wenn nämlich einige der Wohlhabendern nicht die Aermern durch Collecten in Verlegenheit setzen wollten, der Name des Vereins nie dabei gebraucht wurde, wenn die Sache eine nachtheilige Seite erhielt, die Mitglieder demungeachtet dem Verein verantwortlich waren, und, wenn die Sache gut ausfiel, nie ein Lob dafür erhielten, so waren auch solche Handlungen gar nicht Sache des Vereins, sondern kamen bloß auf die

Rechnung einiger Freunde und Bekannten, die, so wie im gemeinen Leben täglich der Fall ist, durch gleiche Sinnesart zu gleicher Handlungsweise bestimmt wurden, und dabei noch um so behutsamer und frei von Leidenschaft handeln mußten, um sich nicht verantwortlich zu machen.

Mein Hauptaugenmerk waren indeß meine Geschäfte, hierunter meine Vorlesungen. Auffallend war die mir gemachte Verpflichtung, in einem halben Jahre die ganze Geschichte von der frühesten bis auf die gegenwärtige Zeit vorzutragen. Ich machte daraus, wie wenig ich hiebei leisten könnte, kein Geheimniß, und hoffte es doch wol endlich dahin zu bringen, daß mir wenigstens ein halbes Jahr zum Vortrag der neuesten Geschichte gestattet werden dürfte. — Die physikalisch-ökonomische Gesellschaft, die dem Erlöschen nahe war, suchte ich nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Der Herzog von Holstein-Beck, der Domprobst v. Matthy, der Staatsrath Hoffmann, der Amtmann Schmidt und ich, wurden zur Revision der Constitution der Gesellschaft bevollmächtigt. Die Abänderungen wurden durch den Staatsrath Hoffmann in Ordnung gebracht; der Vorschlag des Herzogs von Holstein-Beck, specielle Zirkel zu errichten, und mein Plan, eine besondere Oeko-

nomische und Physische Abtheilung zu bilden, erhielten Beifall, die Physische Abtheilung zu Königsberg schien, von Professor Wrede dirigirt, Festigkeit zu gewinnen, und dürfte wol nur allein, da die ganze Gesellschaft, die durch Mangel an Thätigkeit und Gemeinsinn dem Erlöschen nahe kam, aufrecht erhalten werden. — So suchte ich mich durch Thätigkeit zu zerstreuen, Manches, das mich drückte, zu vergessen; doch mannigfache Leiden haben jetzt meine frohe Stimmung geschwächt, und mein Körper, dem die Natur eine seltene Stärke verlieh, scheint doch endlich dem Grame und dem Drucke der Gegenwart zu unterliegen. Ich fühle mich äußerst entkräftet, Schlaflosigkeit und ein heftiger Schmerz im Hinterkopfe rauben mir die letzten Kräfte. Die Zinsen meines kleinen Vermögens bleiben völlig aus. Meine Kinder wachsen heran, und bei der höchsten Einschränkung meiner Bedürfnisse steigen doch täglich meine Sorgen. Die Ueberzeugung, für diese Welt verloren zu sein, und daß ein guter Gott diese Kraft, die sich zwecklos in meinem Innern verzehrt, zu einem höhern Wirken jenseit des Grabes bestimmt habe, macht, daß ich täglich an meinen Tod mit froher Erwartung denke, und der Wunsch, vorzüglich auf mein Inneres zu wirken, der nie in meiner Seele schlief, wurde immer lebhafter

rege. Liebe Kinder! wähnt nicht, daß, wenn ich hier mit einem gewissen Selbstgefühl von mir spreche, Stolz hiebei zum Grunde liege. Ich wiederhole hier, was ich oft meinen Freunden sagte, keine besondere Geistesanlagen haben mich zum Schriftsteller gemacht, die Noth bestimmte mich dazu. Das Feuer, womit ich einen Gegenstand ergreife, der unablässige Fleiß, womit ich darüber brüte, und die Kühnheit, womit ich oft kein Hinderniß achte, hätten mich auch zum Bösen hinreißen können: und vielleicht war mein verkrüppelter Körper und der Druck, mit dem ich beständig kämpfen mußte, ein Geschenk der Vorsehung, meine heftigen Leidenschaften zu zügeln und meinen Geist zu einer höhern Bestimmung vorzubereiten. Allein gerade diese Gleichgültigkeit, worin ich in Bezug auf mich diese Welt betrachtete, hat mich oft dahin verleitet, mich auch über Vieles hinwegzusetzen: und da die Menschen mich manchmal wie meine Glaubensgenossen den heiligen Advocaten Ivo betrachteten, der, weil er die Prozesse der Armen unentgeltlich führte, canonisirt wurde, so hatten auch viele bei mir Trost und Hülfe gesucht, und ich wagte es daher, gegen manchen Mächtigen aufzutreten. Doch habe ich nie cabalirt, sondern jederzeit offen und gerade angegriffen. Theils aber um meinen Kindern nicht Feinde zu erwecken, theils

auch weil ich wenig ausrichtete, lasse ich dieses unberührt. Ich selbst verlor hiebei nicht; von Seiten des Hofes, besonders der guten edlen Königin, der Prinzessin Louise von Preussen Radzivil und der Prinzeß Wilhelm erhielt ich manchen Beweis der Gnade. Meine Mitbürger gaben mir im Einzelnen Beweise der Liebe und des Zutrauens. Das Armen-Directorium forderte mich auf, an seinen Geschäften Theil zu nehmen, und ich machte einige Versuche, aber theils die Entfernung meines Hauses von dem Versammlungsorte, theils die Ueberzeugung, daß bei dem Mangel der Fonds und der jetzt allgemeinen Armuth die beste Absicht fruchtlos bleibt, lähmte auch meinen guten Willen.

Verschiedene öffentliche Vorträge, die ich damals in der Deutschen Gesellschaft hielt, schienen hin und wieder einige Aufmerksamkeit zu erregen, doch hatte dies auf meine äußeren Verhältnisse keinen vortheilhaften Einfluß; sondern wie um eines Gutsbesitzers willen fünf Familien im Durchschnitt in Noth und Elend gerieben, so gehörte ich auch zu diesen Letzten, indem mein Vermögen durch den General-Indult in die Hände meiner Schuldner gekommen war, deren Lage mit jedem Tage schlechter wurde. Da meine Frau zum Besten ihrer Kinder

keine Arbeit scheut und sich gleich mir über jedes Vorurtheil hinwegsetzt, so würden wir sehr gern irgend ein städtisches Gewerbe angefangen haben. Allein es war unmöglich, denn eben diese Verordnung hatte alle Fonds indisponibel gemacht, und hiedurch auch manchen Zweig städtischer Industrie gelähmt; sonst würde ich vielleicht bei meinen Kenntnissen in der Technologie wol noch manche Erwerbsquelle ausgemittelt haben. Meine Gesundheit litt auch zu viel, um etwas Wichtiges wagen zu können. Durch die Geschichte mit Roms und Griechenlands großen Männern bekannt, wurden diese mein Maßstab, hiedurch verlor die Gegenwart. Mißmuth tödtete meinen Frohsinn; Uebel des Unterleibes und steigende Nervenschwäche, Folge der sitzenden Lebensart, der Sorge und des Grams, erzeugten eine höchst traurige Stimmung meines Geistes. Angst und Schwermuth folterten mich nicht selten, und eine weit gehende Empfindlichkeit, die mich auch zum Jähzorn hinreißt, hiedurch mich mit mir selbst unzufrieden macht, ängstliche Besorgnisse und Furcht vor Unfällen, selbst zuweilen wo Beides nicht nöthig ist, haben ihren Grund offenbar in meinem Krankheitszustande. Denn dies ist mit meiner Denkungsart und meinen ehemaligen Grundsätzen, die mich oft zu einer Furchtlosigkeit bestimmten, die vielen Sehen-

den auffallend war, im offenbarſten Widerſpruch. Ich ſehe wol ein, daß mein Körper noch immer wieder geſtärkt werden könnte, wenn ich mir manches, beſonders Bewegung durch Fahren, geſtatten könnte. Wäre ich Herr meines Vermögens, ſo würde es Pflicht ſein, dies zu thun. Jetzt aber bin ich meinen Kindern, welchen ich das Leben gab, nicht das Letzte zu verzehren, und mir ſelbſt, was irgend möglich iſt, zu verſagen ſchuldig, damit den Meinigen wenigſtens das Erbtheil bleibe, daß ich als ehrlicher Mann ſtarb.

Die mannichfachen Leiden und Sorgen entwickelten in mir eine gewiſſe Seelenkrankheit, wozu ſchon lange der Keim in mir lag, und ich habe es bereits erzählt, daß ich in meinen Knabenjahren eine Geiſterſtimme zu hören, nach meinem Aufenthalte zu Schippenbeil aber, durch Krankheit geſchwächt, allerlei Phantasmen zu ſehen glaubte. Mein thätiger Geiſt, durch die Gebrechlichkeit meines Körpers und die Blindheit eingekerkert, iſt vielleicht hiedurch um ſo regſamer, und bei meiner Liebe für König und Vaterland erwachte, als der Krieg mit Frankreich ausbrach, die höchſte Reizbarkeit und der Wunſch, doch etwas zu nützen. Ich machte daher Verſuche mit Knallſilber, die mir wenigſtens das Reſultat gaben, daß es zur Vertheidigung

trockner Graben und auch in einer gewissen Vorrichtung zu andern militairischen Zwecken sehr nützlich sein könnte. Ich wußte, daß Hyder Ali die Raketen im Kriege gebraucht hatte; ich ließ nun dergleichen Raketen machen, die ich noch durch Mordschläge verstärkte, und sie dann durch eine besondere Vorrichtung anzünden und werfen. Der Oberfeuerwerker Jahnke führte diese Versuche nach meiner Angabe aus, und sie gaben mir wenigstens die Ueberzeugung, daß die Sache gegen Reuterei und gegen die Spitzen der Colonnen angewandt werden könnte.

Nach der Schlacht bei Auerstädt überzeugte ich mich, daß Bonaparte gleich auf die Polen zu wirken suchen würde. Ich setzte eine Schrift auf, worin ich sagte, daß ich durch meine Vorfahren aus Polen stamme, und durch Gleichheit der Religion mit den Polen verbunden, wie ein Bruder zu dem andern, voll Herzlichkeit und Liebe zu ihnen sprechen wollte; ich schilderte ihnen, wie schmählich Napoleon die Italienische Republik behandelt und sie zur Sklavin Frankreichs gemacht habe; wie schimpflich er mit der Polnischen Legion umgegangen wäre, wovon er einen Theil zu ihrem größten Verderben nach St. Domingo einschiffen lassen. Ich setzte den Polen Frankreichs Stärke,

Preußens ihnen erwieſene Wohlthaten auseinander, und machte ſie auf den Lohn der Treue, ſo wie auf die möglichen Folgen der Treuloſigkeit aufmerkſam, und der verſtorbene Polniſch-Reformirte Prediger Wannowski hatte die Güte, meine Ueberſetzung dieſer Schrift ins Polniſche auszufeilen und zu verbeſſern. Ich ſandte ſie hierauf an den damals in Neu-Oſtpreußen ſtehenden Herrn General-Lieutenant v. Dierike, der mir ſolche drucken und austheilen zu laſſen verſprach, woran ihn aber die ſchnellen Fortſchritte der Franzoſen hinderten. Lange hatte ich mich nicht mit der Polniſchen Sprache beſchäftigt, daher wurde die Ueberſetzung für mich eine ſehr anſtrengende Arbeit. Die traurigen Nachrichten, die täglich von der Armee eintrafen, kamen hinzu, und ſo verlor ich beinahe allen Schlaf.

In dieſem Zuſtande, der meine Nerven angriff und das Blut erhitzte, fühlte ich einſt während des Ueberſetzens einen ſchmerzlichen Druck auf der Lende, und wähnte zugleich einen Neger ungefähr von der Größe eines zwölfjährigen Knaben zu bemerken, der die Spitze des Ellenbogens auf meine Lende ſtellte. Ich ſchob dieſe Geſtalt von mir, die mir nun auf die nämliche Weiſe den linken Oberarm drückte. Ich trug Bedenken, jemanden davon etwas zu ſagen, um nicht in der Meinung

der Menschen zu verlieren, und die Meinigen zu ängstigen; scheute übrigens diese Gestalt gar nicht, stieß sie oft mit Heftigkeit und Unwillen von mir, und schien dabei den Widerstand eines Körpers zu fühlen. Länger als vier Monate wich diese Gestalt und der abwechselnde Schmerz des Druckes gar nicht von mir, weckte mich oft aus dem Schlafe; auffallend aber war es, daß ich sie nicht an der verkrüppelten rechten, sondern immer an der gesundern linken Seite fühlte. Allmälig kam das Phantasm seltener, verschwand zuletzt völlig. Dagegen bemerkte ich oft beim Schlafengehen eine braungelbe männliche Gestalt, die den Kopf einer Eule hatte, an den Füßen meines Bettes stehen, und während meiner Arbeiten schwebten ganz unerwartet, aber jederzeit von der Rechten zur Linken, Wolken durch das Zimmer, worin allerlei Gestalten saßen, am häufigsten ein schöner majestätischer Mann, mit blondem Haar, in einer braunen Tunica, und diese Wolken zogen oft so nahe an meinem Gesichte vorüber, daß ich unwillkührlich den Kopf zurückzog. — Aehnliche Phantasmen schweben mir zuweilen häufiger, zuweilen auch nur selten vor. Noch im Herbste des Jahres 1815 konnte ich einige Tage hindurch eine große borstige Schlange nicht los werden, die mir queer über dem Schooße lag, und deren Borsten ich zuweilen

zu fühlen wähnte. Doch erzeugten solche Phantasmen bei mir weder Angst noch Schrecken, sondern bloß einige Unruhe und Mißbehagen.

Weit unangenehmer sind mir manche bald mehr bald minder laute Stimmen, die mir nie etwas Angenehmes, jederzeit aber etwas Schreckhaftes zuflüstern, welches nie erfüllt wird, und daher offenbare Krankheit ist. Doch kann ich mich dabei eines gewissen Schauers nicht erwehren. Wenn ich zuweilen ohne Führer die Treppe in meinem Hause hinauf oder hinab gehe, (wie dies jederzeit der Fall ist) so kommt es mir vor, als wenn mir jemand sagt: jetzt fällst du, jetzt wirst du einen Arm oder ein Bein brechen. Zuweilen ruft es mir zu: in diesem Augenblick brennt das Haus deines Bruders, deiner Schwester; in diesem Augenblick ertrinkt eins deiner Kinder, oder kommt auf eine andere schreckliche Weise um das Leben. Ja ich habe schon den sonderbaren Zuruf: Jetzt haue ich dir den Kopf ab! zu hören gewähnt. Da mir dieses nur widerfährt, wenn ich einsam und allein bin, und besonders wenn mich ein tiefer Kummer drückt, oder ich anstrengend über etwas denke, so sehe ich wol ein, was eigentlich diesen Zustand veranlaßt. Es enthält nämlich die Einbildungskraft eines Sehenden, indeß seine Denkkraft beschäftigt ist, durch das Auge

einige Nahrung, nicht so bei dem Blinden, dem sie daher, weil sie doch nicht unthätig bleiben kann, auch selbst wenn er wacht, so wie im Traume, unzusammenhängende Bilder, oft mit großer Lebhaftigkeit vorgaukelt. Zuweilen riß mich die Lebhaftigkeit zu antworten hin: Wer sagt mir das, wer droht mir? und dann wird nie etwas drauf geantwortet, zum Beweise, daß bei gehöriger Aufmerksamkeit und Besonnenheit des Geistes dergleichen Phantasmen verschwinden.

Besonders aber haben sich dergleichen Stimmen, seitdem ich ein neues körperliches Gebrechen bekam, häufiger gefunden. Die Veranlassung zu diesem neuen Unfall war folgende: Am 25. Dezember 1812, bei der Flucht der Franzosen aus Rußland, hatte ich fünf Französische Aerzte (officiers de santé) und drei Gemeine bei mir im Quartier. Die Einquartierten waren am Nachmittage dieses Tages sämmtlich ausgegangen. Meine Frau, die einige Tage lang das Bett gehütet hatte, war aufgestanden, und hatte ihre achtzigjährige Mutter bei sich zum Besuche, meine Kinder wünschten einen Spaziergang; ich gestattete ihnen solchen und meine Frau forderte mich auf, mich auch zu zerstreuen. Ich ließ mich von meinem jüngsten Sohne in die benachbarte Ressource führen, aber kaum war

ich hört, als meine Frau, welcher der Arzt die Verlassung des Zimmers untersagt hatte, mir dennoch nachgeeilt kam. Ein Landedelmann hatte zwei kranke Gensd'armes, wovon der eine das Nervenfieber im höchsten Grade hatte, zu mir gesandt, entschuldigte sich aber in der Folge damit, daß er ihnen bloß das Empfehlungsschreiben an mich gegeben, und sie sich den Fuhrmann selbst gemiethet hätten; dieser brachte die beiden Franzosen mit ihrem Gepäck in mein Haus, sagte, daß ich mich nun mit ihnen wissen möchte und jagte davon. Unmöglich konnte ich mich der Ansteckung durch das Nervenfieber aussetzen, hatte auch keinen Platz im Hause. Ich eilte daher, von meinem jüngsten Sohne geführt, zu dem Französischen Commandanten, fand dessen Haus gedrängt voll unglücklicher Franzosen. Eine Schildwache stand vor der Thür des Vorzimmers; dies war verriegelt, alles Pochen vergeblich. Da kam der Secretair des Commandanten, diesem sagte ich den Vorgang. Warum haben Sie solche Menschen aufgenommen? antwortete er trotzig. Hätte ich es nicht gethan, so wären sie auf der Straße umgekommen. Nun, sagte er, dann hätte man sie begraben. Aber wo soll ich sie jetzt unterbringen? fragte ich weiter. Dies geht mich nichts an, antwortete er. Ich kann sie doch nicht, rief ich, auf die Straße wer-

sen! Warum nicht? fragte der Franzese ganz ruhig. Gut, sagte ich, ich werde es thun, aber den Kranken einen Zettel in Französischer Sprache auf die Brust heften: daß dieses auf Befehl der Französischen Commandantur geschehen sei. — Er ließ mich nun ins Zimmer, zankte sich noch mit mir eine Weile, und gab mir endlich ein Billet, womit ich auf das Einquartierungs-Büreau gehen sollte. Ich that dies, und wurde nun wieder zu dem Oberst de la Salle geschickt, welcher es befohlen hatte, daß kein Französischer Gensd'arme hier untergebracht, sondern jeder an ihn gewiesen werden sollte. Der Oberst, ein feiner gesitteter Mann, gab mir seinen Bedienten mit, um mich zu einem Hauptmann der Gensd'armerie zu führen, welcher diese Leute unterbringen sollte. Der Hauptmann saß bei der Weinflasche, fertigte mich kurz ab: daß ich mich an seinen Marechal de Logis wenden möchte, den ich auf der Wache der Gensd'armerie finden würde. Der Diener des Obersten, ein anscheinend guter Mensch, brachte mich nach dieser Wache. Die dort befindlichen Gensd'armen fluchten auf den Hauptmann, als sie meinen Antrag hörten. Der Elende, riefen sie, würde, wenn er zu fressen und saufen hat, uns alle dem Teufel geben. Er hat ja selbst den Marechal de Logis vor drei Stunden nach Elbing geschickt.

Ich eilte nun wieder auf das Rathhaus, wo Stadtrath Albrecht die Gefälligkeit hatte, die Kranken unterzubringen.

Während daß ich bei dem Französischen Commandanten war, erhielt ich im Gedränge einen Stoß in die rechte Seite, worauf ich nicht viel achtete; doch blieb einiger Schmerz zurück. Da ich aber von 4 bis nach 8 Uhr durch das angezeigte Geschäft auf den Beinen war, so wurde ich hiedurch und auch durch den damit verknüpften Verdruß heftig angegriffen, hatte die Nacht hindurch ein Fieber, und bekam einen starken Husten. Ich weiß es nicht, ob einer oder alle diese Umstände zusammengenommen wirkten; es zeigte sich nach einigen Tagen ein Leistenbruch. Ich kannte und achtete das Uebel nicht, bis es größer wurde. Ein Band, den ich nun beständig tragen mußte, wirkte, da ich schon Hämorhoidal-Zufälle habe, um so nachtheiliger auf den Unterleib. Häufig wurden seit diesem Zeitpunkte die Stimmen, welche ich zu hören wähnte; der Husten hörte beinahe nicht mehr auf, und es fand sich auch Engbrüstigkeit ein.

Unter solchen Umständen mußte ich den Kampf mit dem Schicksale fortsetzen. Um meine Erwerbsquellen zu vermehren und meine

Schulden zu bezahlen, fiel ich darauf, Journale zu halten, und gegen einen bestimmten Lesebeitrag durch einen Boten umherzusenden. Die Pünktlichkeit und die Ordnung, welche ich dabei zu beobachten suchte, verschafften mir Theilnehmer. Doch war auch dabei manches Kleinliche und mancher Verdruß unvermeidlich. Um den Ertrag meiner Leihbibliothek zu behalten, die neuen Bücher durch meinen Erwerb herbeischaffen zu können, griff ich wieder zur Schriftstellerei. Das schmerzliche Gefühl, ungeachtet aller meiner Anstrengungen im Gebiete der Geschichte nicht einmal unverdienter Geringschätzung entgangen zu sein, veranlaßte, daß, — so oft ich auch meine Geschichte Preußens fortzusetzen dachte — ich immer durch einen tiefen innern Schmerz, dessen ich mich nicht erwehren konnte, davon zurückgehalten wurde. Nicht besser ging es mir, wenn ich andere Zweige der Geschichte zu bearbeiten beabsichtigte; auch stand mit den Schwierigkeiten und dem Mühseligen der Arbeit der schriftstellerische Erwerb in keinem Verhältniß. Daher fiel ich wieder auf das Romanschreiben, und so verdankten nicht meinem Genie, nicht meinem Autor-Kitzel, sondern meinem Bedürfnisse zwei Bände „Nachtviolen," „Galeazzo Visconti," „die Familie Eisenberg" und „Legenden, Volkssagen, Gespenster und Zaubergeschichten," die insgesammt

sammt im Russischen Verlage zu Halle erschienen, ihren Ursprung. Wie durch manche Sorge, durch manchen Gram gebeugt, unter Körperschmerzen, über die ich mich durch Gewohnheit hinweg zu setzen erlernt habe, oft von schrecklicher Seelenangst gepeinigt, ich dies Alles, welches ich zum Theil in schlaflosen Nächten ausgebrütet hatte, niederschreiben ließ, — wenn ich dieses überdenke; so ergreift mich ein sonderbares Gefühl. Nicht, als ob ich auf diese Dinge einen Werth setzte; was sie sind, weiß ich besser als irgend ein Recensent. Ich bin nicht stolz, aber meine Ueberzeugung sagt es mir: daß unter den Umständen, unter welchen ich schrieb, keine geringe Kraft dazu gehörte, auch diese Dinge abzufassen. Hätte ich diese Kraft nicht vergeuden müssen; hätte man mich nicht aus einem edlern höhern Wirkungskreise zurückgedrängt, so würde diese Kraft vielleicht herrliche Früchte für die Menschheit und das Vaterland gebracht haben. Ich würde im Gebiete der Staatswirthschaft und Geschichte etwas Vorzügliches zu leisten im Stande gewesen sein; jetzt betrachte ich selbst alles, was ich geleistet habe, nur wie eine hingewelkte Blüte.

Von dem, was ich hier um des Zusammenhanges Willen bei einander aufstellte, kehre

ich wieder zu den Begebenheiten, welche mich seit dem Jahre 1807 betrafen, in einer bestimmtern Zeitfolge zurück. Jedermann hoffte auf bessere Zeiten, und daher glaubte ich, bei dem Abgange des Einkommens, es mir erlauben zu können, Geld zu erborgen, weil mich, auf den schlimmsten Fall eine solche Verminderung meines Vermögens nicht unglücklich machte. Nun aber entsprang bald ein neues schreckliches Uebel. Man hatte in den Schriften des Professors Kraus Rettung gesucht. Der wirklich gelehrte Mann, der aber für jede Lieblingsmeinung enthusiastisch eingenommen war, die Welt nur aus seinem Studir-Zimmer kannte, und keine Gegengründe achtete, hatte manches Sonderbare aufgetischt, wovon freilich vieles in den vorigen, besonders glücklichen Zeiten höchst brauchbar gewesen wäre, jetzt aber sich zu dem kränkelnden Staate so verhielt, wie ein Kleidungsstück, das in gesunden Tagen recht wohlanständig gewesen war, zu dem abgezehrten Körper eines Schwindsüchtigen. So glaubte man, daß wenn alle Wuchergesetze aufhören sollten, und der freie Zinsfuß Statt finden würde, es dem Staate nicht an Geld fehlen könne, weil die Ausländer alle ihre baaren Fonds um der hohen Zinsen willen nach Preußen schicken würden, wo alsdann wegen der hinzuströmenden Menge des baaren Geldes

sich der Zinsfuß bald reguliren dürfte. Man schrie noch überdem von freier Concurrenz, dem Nachtheil der Zunftgesetze und Privilegien; riß dieses Alles in einem Zeitpunkt nieder, worin schon soviel aufgelöset und zerstört war. Alles kam daher aus seinen Fugen, niemand wußte Rath; bloß die Wucherer und gewissenlosen Menschen wurden reich und triumphirten, und das Verderben wurde allgemein.

Ich hatte am liebsten in kleinen Summen Geld geborgt, weil ich solche, sobald meine Einnahme nur erhöht würde, oder die Zahlung der Zinsen wieder Statt fände, leichter abzahlen zu können hoffte, und nun wurden mir diese Gelder, theils, weil meine Gläubiger sie wirklich bedurften, theils, weil sie solche zu einem Gewerbe anlegen, oder höhere Zinsen haben wollten, aufgekündigt. Herr C. Jacobi, bei dem ich mich für 2000 Gulden verbürgt hatte, war nicht unter dieser Zahl, und Justiz-Rath Schulz, der mir 1000 Thaler in diesem Zeitpunkte vorschoß, rettete mich aus drückender Verlegenheit. Ich hätte mich freilich als Hausbesitzer auch auf die Rechte der Grundeigenthümer berufen können; allein meine durch Hand und Siegel gegebene Zusage zu verletzen, war gegen meine Denkungsart. Daher zahlte ich pünktlich Capital und Zinsen, es mochte so schwer wer-

den als es wollte; und so fand ich mich bald, mit Inbegriff dessen, wofür ich mich verbürgt hatte, in eine Schuldenlast von 6000 Thaler verwickelt. — Jetzt mußte ich, schwindelte ich ferner, untergehen, oder das Aeußerste aufbieten. Ich verschmähte fortan keinen Erwerb, übernahm selbst armselige Gelegenheitsgedichte. Sonst hatte ich, um jeden etwas entfernten Weg zurückzulegen, einen Miethwagen gebraucht, jetzt ging ich zu Fuß, ob mich dies gleich bei meinem gebrechlichen Körper oft dergestalt angriff, daß ich aus Kraftlosigkeit dem Niedersinken auf der Straße nicht selten nahe war. Statt zwei Gehülfen, die sich abwechselten, und wovon, im Sommer früh von 5 Uhr bis Abends um 10 Uhr, jederzeit einer bei mir war, hatte ich jetzt nur einen Gehülfen, der noch überdem meine Leihbibliothek verwalten, und daher, so oft ein Leser ein Buch forderte, das Vorlesen und Schreiben unterbrechen mußte. Daher konnte ich weder im Zusammenhange studiren noch schreiben, und blieb auch, weil ich mich meines Gehülfen nur bloß zum Schreiben bediente, ihm doch auch einige Stunden für sich lassen mußte, und daher auf das Vorlesen, eine Sache die mir bisher Vergnügen und Erholung gewährt hatte, Verzicht leistete, während mancher Stunden und durchgängig des Abends unbeschäftigt. Deshalb kostete

mir die Abfassung der angezeigten Romane, der „historischen Unterhaltungen", des „Thomas Münzer", den ich meinem ehrwürdigen Freunde Borowski bei der funfzigjährigen Jubelfeier seines Amtes widmete, und der Schrift „Rußland und Frankreich," die zu Moskau ins Russische übersetzt wurde, keine geringe Mühe. Und bei dem großen Zeitaufwande, den dieses Alles mir jetzt verursachte, blieb ich in Betreff der neuesten Literatur zurück, und sank sogar in meiner Geistesbildung.

Einschränkungen konnten nur wenig helfen, denn nie hatte bei mir Ueberfluß geherscht, und nie hatte ich Luxus getrieben. Doch wurde ich von meiner Frau auf das redlichste unterstützt. Ungeachtet unserer vielen Kinder, wurde von den zwei Dienstmädchen, die wir bisher gehalten hatten, eins abgeschaft, und dagegen manche häusliche Arbeit von meiner Frau und meinen Töchtern verrichtet. In Betref des Hausraths, der Kleidung und der ganzen Lebensweise schränkten wir uns auf das äußerste ein, entsagten allem Umgange, allem Vergnügen, sobald es nur mit einigem Kostenaufwande verknüpft war. Meine Kinder unterstützten mich dabei treulich. Mein ältester Sohn, der im Jahr 1809 auf die Akademie

kam, lebte äußerst eingezogen, meine Töchter erlangten durch geringen Unterricht beträchtliche Fertigkeit in weiblichen Arbeiten, ließen solche verkaufen, und besorgten davon größtentheils ihre Kleider. Doch that es mir sehr wehe, daß ich zweien meiner Töchter, die einige Anlagen zur Tonkunst hatten, die Erlernung derselben, und den hiemit verknüpften Genuß unschuldiger Lebensfreude nicht gestatten konnte.

Bei einer solchen Lebensweise verstießen wir doch im Aeußern nicht. Jeder erhielt von mir das Seine pünktlich; ich entrichtete meine Abgaben, und Gott gewährte mir noch zuweilen die Freude, dem Nächsten nützlich zu sein. So kannte ich den hiesigen Schauspiel-Director Steinberg, wußte, daß er zur Zeit meiner Universitäts-Jahre Theologie hatte studiren wollen, und von seiner Mutter, der Wittwe Schuch, gegen seinen Willen zum Theater bestimmt, bei dem Mangel eigener Fonds und manchen ungünstigen Verhältnissen nicht hatte fortkommen können. Er stand im Begriff, sich etwas emporzuarbeiten, als das neue Schauspielhaus abbrannte, und er hiedurch völlig unglücklich wurde; Ich ließ „die Mennoniten," ein Familiengemälde welches unter meinen Papieren lag, zu seinem Vortheil drucken; mancher zahlte mehr als

den Pränumerations-Preis, ich erhielt einige ansehnliche Summen zur Abgabe an Steinberg, und hatte hiedurch die Freude, ihm gegen 500 Thaler zahlen zu können. Dies blieb mir nicht unvergolten. Madame Händel-Schütz bot mir, so lange sie hier die Direction hatte, für mich und meine Familie eine Loge unentgeltlich an, die ich unter der Bedingung annahm, daß ich darauf Verzicht leistete, so oft sie solche an einen Andern zu vermiethen im Stande wäre, und in der Folge behielt ich für mich und meine Frau freien Eintritt in's Theater, wovon ich aber, weil mir jetzt das das Gehen so äußerst schwer fällt, auch meine Phantasie mir nicht mehr wie vormals das ganze Schauspiel, sobald ich die Deklamation höre, vor die Seele führt, nur selten und späterhin gar keinen Gebrauch machte.

Bei den Geschäften der Examinations-Commission that es mir oft weh, wenn junge kräftige Männer, die sich im Kriege ausgezeichnet, aber darüber die Schulwissenschaften vergessen, oder wol aus Mangel an Gelegenheit wenig darin getban hatten, zurückgewiesen werden sollten: und wenn ich fand, daß ein junger Mann seinen Verstand im Denken geübt hatte, so war ich für ihn. Daher examinirte ich zuweilen wirklich etwas sonder-

bar, indem ich nämlich ſelbſt eine Begebenheit erzählte, und dann darüber das Urtheil des jungen Mannes, den ich examinirte forderte; und ich hoffe, daß kein Einziger ſagen wird, daß ich ihm geſchadet hätte. Doch hielt ich es auch meiner unwürdig, gegen Anmaßung und offenbaren Unverſtand nachſichtig zu ſein. Wo ich Talent und Kenntniſſe fand, trat ich als Vertheidiger auf, und vereint mit dem Major Rhode brachte ich es dahin, daß ein fähiger junger Mann, der einige Jahre gedient hatte, und im Examen zum Port'epee-Fähnrich vorzüglich beſtand, acht Tage darauf zum Offizier examinirt wurde. So hatte dieſes an ſich unangenehme Geſchäft, für mich doch ſeine angenehme Seite. Seitdem aber Herr General-Lieutenant v. Diericke Königsberg verließ, auch Major Rhode und Feldpropſt Röckner aus der Examinations-Commiſſion ſchieden, und hingegen Major von Trabenfeld, Profeſſor Gaspari, die Hauptleute Hommeyer und v. Sabrowski Mitglieder derſelben wurden; ſo mußte jeder junge Mann, der Offizier werden wollte, zur Prüfung nach Berlin gehen, und wir wurden bloß auf Prüfung der Port'epee-Fähnriche beſchränkt.

Nachdem ich erfahren hatte, daß alle militairiſche Lehranſtalten zu einer Kriegsſchule vereinigt werden ſollten, entſtand bei

mir der Gedanke: daß, da man unsern guten König auf die Abnahme meines Gedächtnisses aufmerksam gemacht, und zugleich ziemlich laut gesprochen hatte, daß, wenn man mir bei meinem herangerückten Alter noch eine Lehrerstelle bei der Akademie geben würde, man mich höchstens noch einige Jahre benutzen könne und alsdann eine Pension für mich ausmitteln müßte, — mir dies auch bei der Kriegsschule nachtheilig sein würde. Ich verwandte mich daher an Herrn General-Lieutenant v. Diericke. Der sanfte edle Mann, der aber jedes kräftige Durchgreifen scheute, schrieb mir: daß bei der Aufsicht über das Allgemeine er sich nicht mit dem Detail befassen könne, der General Scharnhorst aber: er wisse noch gar nicht, welche Lehrsachen mir anvertraut werden könnten. Ich bat jetzt die Prinzessin Louise von Preußen Radziwil um ihre gnädige Verwendung, sie erfolgte, und mir wurde der Unterricht in der Geschichte, mit einem Gehalte von 300, und in der deutschen Sprache mit einem Gehalte von 150 Thaler zugewiesen. Die 50 Thaler aber, welche ich bei der Militair-Examinations-Commission hatte, wurden mir damals genommen; doch sollte ich die Geschäfte noch fernerhin beibehalten. Dies gab mir keinen Grund zur Beschwerde, denn auch meine Collegen bekamen für diese Geschäfte nichts

vergütet; merkwürdig aber war es, daß mir diese 50 Thaler gerade in einem Zeitpunkte genommen wurden, worin den Mitgliedern der wissenschaftlichen Deputation, die im Durchschnitte jeder ein Gehalt von 1000 Thaler hatten, für die Geschäfte bei derselben jedem 200 Thaler ertheilt wurden. Bei dem Unterrichte in der Kriegsschule fanden sich große Schwierigkeiten. Manche Zuhörer waren beinahe völlig ununterrichtet, andere hatten schon die obern Klassen einer Schule und mancher selbst die Universität besucht. Allen zu genügen und die ganze Geschichte in neun Monaten zu endigen, war eine höchst schwierige Aufgabe, besonders da ich für die Anfänger mit der alten Geschichte auch die alte Geographie verbinden mußte. Es fehlte mir nicht an Kenntnissen, um die Geschichte der Kriegskunst in meinen Vortrag zu verflechten. Sollte ich aber Schlachten und Belagerungen nicht bloß anführen, sondern meinen Zuhörern auch auseinandersetzen, wodurch dabei entscheidend gewirkt wurde; wollte ich sie auf den weisen Gang der Vorsehung, auf die Charaktere der handelnden Personen aufmerksam machen, ihr Herz für das Gute und Schöne, Edle und Große erwärmen; so hätte ich nicht in Betreff der Zeit so äußerst beschränkt sein müssen. Frei von Eigennutz gab ich den Anfängern des Sonntags eine

Stunde, und noch andere wurden von mir zum Examen vorbereitet.

Die Ertheilung des Unterrichts in der Deutschen Sprache hatte anfänglich für mich Schwierigkeiten; ich mußte die ganze Sprachlehre auswendig lernen, denn obgleich ich die Regeln kannte, so war es nothwendig, damit die jungen Leute um so zweckmäßiger wiederholen könnten und in nichts irre würden, ihnen die Regeln in der nämlichen Form und mit den nämlichen Worten zu sagen, wie sie in der Sprachlehre standen, und doch mußte ich zugleich hindern, daß der Unterricht nicht durch Steifheit zur Pedanterie ausartete. Die Hälfte der jungen Leute, welche die Kriegsschule besuchten, gewöhnlich einige vierzig, kam zu mir in den Sprachunterricht, und vielen war, da sie ihn noch nie genossen hatten, jeder Kunstausdruck unverständlich. Ich drang zuvörderst auf richtige Aussprache und Rechtschreibung, ging vorschriftmäßig die ganze Grammatik durch, gab aber meinen Zuhörern besonders viel praktische Arbeiten auf. Aus einigen Adjudanturen, besonders aus der des vormaligen Generals Günther, hatte ich mir Briefe und Aufsätze aus den mannigfaltigsten militairischen Verhältnissen verschafft. Aus diesen wählte ich den Stoff der Aufgaben und suchte meinen Zöglingen

Kürze, Bestimmtheit und Richtigkeit des Ausdrucks eigen zu machen. Das Verbessern dieser Aufsätze war eine saure Arbeit, ich scheute sie nicht, weil ich dadurch im Allgemeinen nützen zu können glaubte, und nur bei den besten Köpfen hielt ich pünktlich darauf, daß sie jede Regel auch im Gedächtnisse haben mußten.

Eine Schwierigkeit, die mich noch bei diesem Unterrichte besonders betraf, bestand darin, diese jungen Leute, worunter es doch auch manchen flüchtigen und leichtsinnigen gab, so zu gewinnen, daß keiner auf den Einfall kam, meine Blindheit mißbrauchen zu wollen. Ich benutzte hiezu gleich die erste Stunde, kam früh, setzte mich in jener gebückten, hinfälligen Stellung, die meinem Körper immer eigen ist, in die Ecke des Katheders, und überraschte nun, wenn ich meine Zuhörer, die keine besondern Erwartungen hatten, mit aller mir möglichen Kraft und Wärme anredete, und mit Herzlichkeit und Würde über ihre Bestimmung und unsere Verhältnisse sprach. Am Ende jeder Stunde legte ich einige Fragen vor, um zu hören, wer etwas behalten hatte. Dem Unwissenden sagte ich nichts, dem, der mir gut geantwortet hatte, ein paar freundliche Worte. Von diesen Fleißigen und Fähigen, die ich nach ein

paar Stunden kennen gelernt hatte, redete ich, indem ich immer mit dem Glockenschlage eintrat, vor Anfang der Stunde bald diesen oder jenen an, erkundigte mich nach seinen Eltern, Verwandten, seiner frühern Erziehung, äußerte ihm meine Theilnahme, auch wol einigen Beifall, fragte nach der Lectüre, empfahl oder lieh ihm Bücher, und hatte hiedurch bald die bessern auf meiner Seite, welche nun die minderguten in Ordnung hielten, und mir, da ich noch besonders jedem, wo ich konnte, in seinen Verhältnissen nützlich war, manchen Beweis herzlicher Anhänglichkeit gaben.

Als ich bei der Artillerie-Schule angestellt und zum königlichen Professor ernannt wurde, erhielt ich eine förmliche Bestallung, wodurch mir mein Gehalt auch bei Kriegszeiten gesichert wurde; bei Errichtung der Kriegsschule wurde mir eine neue Bestallung zu Theil, und die Militair-Studien-Commission hatte bei dem letzten Schluß der Kriegsschule mir ein Belobungs-Decret ertheilt. Es machte daher nicht bloß mein Erstaunen, sonders auch ein sehr schmerzliches Gefühl rege, als General-Lieutenant v. Diericke, von dessen menschenfreundlichem Charakter und Gewogenheit gegen mich ich überzeugt war, mir den Wink ertheilte, daß mir mein

Gehalt bei der Kriegsschule nur bis zum Jahr 1813 zugesichert wäre. Herrn Professor Gaspari, der 1000 Thaler von der Akademie und damals auch 200 Thaler von der Wissenschaftlichen Deputation erhielt, Herrn Professor Riemann, Diakonus bei der Altstadt, und Herrn Professor Chambon, damals Rector bei der Französischen Schule, insgesammt meine Collegen bei der Kriegsschule, achtungswerthe Männer, welchen ich nicht bloß dies, sondern auch weit mehr gönnte, hatte niemand ihr Gehalt bei der Kriegsschule auch nur im geringsten verkürzen wollen; es wurde ihnen während des Krieges noch wie vor bezahlt. Woher wollte man mir, der ich kein öffentliches Amt hatte, das meinige ganz nehmen? War es noch ein Nachhall von jener Verkleinerung, die man wegen der Abnahme meines Gedächtnisses und meiner Altersschwäche verbreitet hatte? Meine Collegen, die ich hier erwähnt habe, waren insgesammt Freimaurer. Daß die Logen äußerst gegen den sittlich-wissenschaftlichen Verein waren, habe ich bereits erwähnt, und daher wurde mir verschiedentlich die Ansicht aufgestellt, daß die Maurerei meine Collegen geschützt, mir aber nachtheilig gewesen wäre. Wenn dieses gleich einigen Schein haben könnte, so kann ich mich doch unmöglich davon überzeugen, daß ich, jetzt in vielen Ver-

hältnissen so höchst unglücklicher Mann, weil ich einer von dem Könige bestätigten Verbindung aus redlicher Absicht beigetreten war und ihr vorlängst entsagt hatte, noch darüber Kränkungen und Verfolgungen hätte erdulden müssen. Ich schreibe daher dieses bloß aus dem Grunde nieder, damit, wenn keinem andern Mitgliede des Vereins etwas Aehnliches widerfahren ist, auch hiedurch die Unwahrheit des Argwohns, den man mir einzuflößen suchte, erwiesen werde.

Mir war daher in diesem Zeitpunkte, wenn ich mein Gehalt verlor, da meine auf Landgütern stehenden Capitalien unaufkündbar waren, ich keine Zinsen erhielt, Wechselschulden hatte, und selbst Zinsen zahlen mußte, ob ich gleich noch gar nicht ohne Vermögen war, beinahe nichts als ein Concurs übrig. Dem Könige und dem Staatskanzler stellte ich diese meine Noth vor. Von beiden erhielt ich die beinahe völlig gleichlautende abschlägige Antwort, daß über den Fonds, aus welchem ich bisher mein Gehalt bezogen, anderweitig verfügt sei. Meine verzweifelte Lage zwang mich, nach jedem Rettungsmittel zu greifen, und daher, als jetzt der Conrector Chiflard bei der Kneiphöfschen Bürgerschule starb, hegte ich den Plan, diese Stelle zu suchen. Da ich doch außer dem

Unterricht in mancher Sprache, auch den in der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Naturlehre ertheilen konnte, und in Staatswirthschaft überhaupt, besonders im Gebiet der Handelswissenschaft und Technologie nicht alltägliche Kenntnisse besaß, so hegte ich den Plan, einen Lehrer zu besolden, um an meiner Stelle denjenigen Unterricht zu ertheilen, den ich nicht zu geben im Stande und wozu das Auge erforderlich wäre. Ich aber wollte mit der Bürgerschule zugleich eine Handelsschule verbinden, hoffte die erste hiedurch zu heben und gemeinnützig zu werden. Herr Professor Lehmann, Rector der Schule, schien anfänglich sehr für meine Pläne zu sein, unterstützte aber in der Folge Herrn Borcius, der zuerst eine kleine Schule gehalten, nachher Oekonom bei der Loge zum Lorbeerkopf geworden war. Herr Oberbürgermeister Heidemann, an den ich mich wandte, war mit Geschäften überladen, ließ wahrscheinlich daher meinen Brief unbeantwortet, schlug mich auch nicht einmal bei dem Magistrate vor. So tief gedemüthigt zu sein, that sehr wehe. Mißtrauen in meine Kenntnisse konnte daran nicht Schuld sein; denn Herr Regierungsrath Graff, Director bei der höhern Töchterschule, machte mir noch späterhin den Antrag, einigen Unterricht daher zu übernehmen, und Herr Consistorial-

Rath

Krause fragte gütigst bei mir an: ob ich in der Töchterschule und in der Kneiphöfschen Bürgerschule einige Stunden annehmen wollte. Ich erklärte mich dazu bereit, wenn man mir eine Wohnung im Kneiphofe und soviel Gehalt geben wollte, daß ich, ohne zuviel dadurch einzubüßen, mein Haus verkaufen oder vermiethen könnte; oder man sollte mir den Unterricht in einigen auf einander folgenden Stunden anvertrauen, damit ich nur einmal des Tages in den von mir so entfernten Theil der Stadt gehen dürfte und so viel geben, daß ich davon einen Führer und bei schlechter Witterung, die mir bei meinem gebrechlichen Körper nicht zu gehen erlaubte, einen Fuhrmannswagen bezahlen könnte. Ich erklärte: daß ich nur unter diesen Bedingungen dem Antrage genügen könnte. Wahrscheinlich konnte man meine Forderung nicht eingehen, und die Sache unterblieb.

Viel gute Menschen, besonders der Kanzler von Schrötter und dessen edle Gemalin, nahmen an meinem Schicksale Theil. Der Landhofmeister v. Auerswald versprach mir auf jeden Fall 20 Thaler monatlich zu verschaffen. Ich aber wagte es, noch einmal an den König und den Staatskanzler zu schreiben. Wie die Sache ausfallen würde, wußte ich nicht, und da ich indeß die Bekanntschafe

des wackern und kräftigen Professors E. M. Arndt gemacht hatte, so übernahm es solcher, einen Brief von mir an den Minister Freiherrn von Stein zu befördern, worin ich diesem meine unglückliche Lage schilderte, und ihn, da ich in meinem Vaterlande zu Grunde gerichtet wäre, um seine Fürsprache zur Anstellung bei einem Lehramte in Rußland bat. Ich erhielt von ihm keine Antwort, allein der König und der Staatskanzler gewährten mir das halbe Gehalt. Ich dankte Gott auch dafür, ob es gleich mir nahe ging, so sehr meinen Kollegen niedergesetzt zu werden, die ihr ganzes Gehalt erhielten. Unerwartet war mir nun ein sehr gnädiges Schreiben des Staatskanzlers vom 6. Mai 1813 aus Dresden, gerade aus dem unruhigsten Zeitpunkte nach der Schlacht bei Gr. Görschen, worin mir mein ganzes Gehalt zugesichert wurde. — Daß sich viel gute und edle Menschen für mich verwandten, ist gewiß, aber wem ich eigentlich diese günstige Wendung verdanke, kann ich nicht entscheiden.

Daß ich indeß nicht aufkommen und wegen meines vorhabenden schriftstellerischen Produkts, der Geschichte Preußens, nichts gelten, wegen meiner Blindheit hingegen als Geschichtschreiber verdächtig werden sollte, dafür wurde auf mancherlei Weise gesorgt, wozu viel-

leicht Herr Etatsrath v. Kotzebue, ohne beſtimmte Abſicht, den Ton angegeben zu haben ſcheint. Da er ſich gütig und liebreich gegen mich bewieſen hatte, ich mich noch dankbar erinnerte, wie viel mir der verſtorbene Profeſſor Brunſfeld, der doch auch preußens Geſchichte zu bearbeiten entſchloſſen war, mitgetheilt hatte, ſo hatte ich es für doppelt unrecht gehalten, Herrn v. Kotzebue nicht gefällig zu ſein. Die Urkunden-Sammlung der Schloßbibliothek hatte ich benutzt, aus dem geheimen Archiv war einiges indirect erhalten, weil mir erſt, als der vierte Band ſchon unter der Preſſe war, die Benutzung des Archivs durch das damalige Etats-Miniſterium zugeſtanden wurde. Ich hielt mich daher überzeugt, daß noch manches aufzufinden ſein würde. Den ſpäterhin angelegten Regiſtranten ging ich mit Herrn v. Kotzebue durch, ſagte ihm, was mir daraus noch unbekannt wäre und ich noch nicht benutzt hätte, und aus welchen Gründen ich ſolches ſeiner Prüfung und Aufmerkſamkeit würdig fände, theilte ihm ſo viel mit, als ich konnte, und verwies ihn wegen der handſchriftlichen Chroniken, die ihm damals noch unbekannt waren, beſonders des Lindenblatt und Simon Grunau, an den Beſitzer derſelben, Herrn Kriegsrath Bolz, und die Verſchiedenheit unſerer Anſichten trennte uns übrigens nicht. So hielt ich den Deut-

schen Orden für eine herrliche Einrichtung des Mittelalters, Herr v. Kotzebue betrachtete ihn mit demjenigen Unwillen, den der Orden mit allem Recht verdient hätte, wenn er ein Institut unserer Tage gewesen wäre. Herr v. Kotzebue war für und ich gegen die Aufnahme der von unsern Chroniken-Schreibern erzählten Mythen in die Preußische Geschichte. Besonders hatte ich über die Chronik des Bischofs Christian folgende Ansicht.

Weit war ich davon entfernt, sie blos aus dem Grund: als erdichtet zu betrachten, weil sie nicht bis auf uns gekommen ist und kein Chroniken-Schreiber, außer dem so höchst leichtgläubigen Simon Grunau ihrer gedenkt. Allein wenn man die Nachrichten prüft, die uns Simon Grunau von dieser Chronik mitgetheilt hat, und die auch schon das Mißtrauen des wackern Hartknoch (altes und neues Preußen Seite 20) erzeugten, so muß man gleich darüber erstaunen: daß nach diesen Nachrichten ein gewisser Dionysius der von den Astrommen aus Sakura in Bythinien zu Zeiten des Kaiser Octavianus Augustus nach dem Norden gesandt, und hier zu Plozk gestorben sein soll, ein in Russischer Sprache mit Griechischen Buchstaben geschriebenes Buch dem Domprobste Jaroslaus zu Plozk gegeben hat, von welchem es wieder der Bischof Christian mit-

getheilt erhalten hätte. Alles was für diese Nachricht gesagt werden kann, ist in den Preußischen Lieferungen Seite 17 — 44 enthalten. Allein meine Ansicht war: daß sich in Bythinien keine Stadt Salura, und zur Zeit des Kaiser Augustus wol in Masovien keine Stadt Plozk befand, daß Diwonius seine Nachrichten für die Bythinischen Astronomen nicht in Russischer Sprache niedergeschrieben, viel weniger, wenn er im Zeitalter des Augustus reiste, dem Domprobste Jaroslaus gegeben haben kann, und daß folglich diese Nachricht nicht den geringsten Glauben verdient. Daß übrigens Grunau die Chronik eines gewissen Christian benutzt, und die Nachricht von dem Buche des Jaroslaus darin enthalten gewesen sein kann, ist leicht möglich würde aber blos beweisen: daß man sich auch hier im Norden solche Dichtungen erlaubte, wie im Süden im Betreff des falschen Turpin, deren Echtheit im Betreff der Züge Carl des Großen nach dem Morgenlande, selbst Pabst Calixt der 2te im Jahr 1122 anerkannte. (S. Eichhorns Culturgeschichte Seite 42 — 43.) Von jener Inschrift einer Preußischen Fahne, die uns außer Simon Grunau noch Lucas David und die Ordenschronik aufbehalten und die, (S. Acad. Imp. Petrop. II. pag. 470.) einen sehr gelehrten Ausleger gefunden hat, glaubte ich: daß, wenn

so etwas in einer Preußischen Fahne statt gefunden hätte, es blos Zeichen gewesen wären, welchen die Priester und Zauberer eine gewisse geheimnißvolle Kraft beilegten. Wir finden noch etwas ähnliches bei verschiedenen wilden Völkern, ohne daß solche schreiben können. Unsere Chroniken-Schreiber aber, welche diese Zeichnungen nicht zu deuten wußten, staunten sie an und zirkelten daran so lange, bis sie etwas buchstabenähnliches herausbrachten, welches nun wieder mühsamer Fleiß und Scharfsinn deutete. Mein Mißtrauen gegen die Nachrichten Christians setzt noch dadurch, daß gesetzt auch: daß sich die Schrift des Dimo länger als ein Jahrtausend bis auf die Zeit des Jaroslaus erhalten hätte, es mir unbegreiflich blieb, auf welchem Material er schrieb, wodurch er bei den Barbaren, die nicht lesen und schreiben konnten, eine so hohe Achtung für sein Werk erzeugte, und warum der Polabinier nicht in der gelehrten Sprache seiner Zeit, in der Griechischen, sondern in der Russischen Sprache, die doch wol in Polabien niemand verstand, geschrieben haben sollte. Höchstens nehme ich also an: daß Jaroslaus selbst eine Chronik in dieser Sprache geschrieben, oder von einem andern Verfasser mitgetheilt erhalten habe, der aber, denen ähnlich handelte, von welchen Eichhorn in seiner Geschichte der Cultur erzählt: daß sie,

um ihren fabelhaften Sagen Glaubwürdigkeit zu verschaffen, sie für Uebersetzungen älterer Werke ausgaben.

Ich hielt mich daher verpflichtet: diesen Erzählungen, der Erfindung eines müßigen Mönchs, keinen Glauben schenken zu müssen, und da ich bei meiner Bekanntschaft mit den Preußischen Chroniken kennen gelernt hatte, wie häufig Einer dem Andern nachschrieb, welches auch vor Kurzem der Herr Geheime-Archivarius Faber in den Beiträgen zur Kunde Preußens, vierten Bandes fünftes Stück, Seite 416 mit den Worten bestätigt: „Lucas David hat übrigens den Simon Grunau sehr häufig wörtlich ausgeschrieben," setzte ich in die Nachrichten von Prutenus und Waldewuth überhaupt in alle die Mythen des Lucas David und Simon Grunau, die ich der Geschichte unwürdig hielt, nach meiner Ueberzeugung ein gerechtes Mißtrauen und erlaubte mir daher auch die Aeußerung in meiner Geschichte Preußens: Lucas David hätte diese Erzählung dem Grunau nachgeschrieben. Herr v. Kotzebue, der auf diese Nachrichten einigen Werth setzt, widerlegt mich nicht mit Gründen, sondern sagt bloß in seiner Geschichte Preußens: meine Gehülfen müßten einige Blätter überschlagen und mir nicht vorgelesen haben. Dieses

hieße denn nun freilich, das Vertrauen auf meine Angaben durch einen Angriff auf meine Blindheit schwächen; und wenn mich diese hinderte, meine Pflicht als Geschichtsschreiber zu erfüllen, so hatte freilich mein Geschichte gar keinen Werth. Auch den Lindenblatt sollte ich nach Herr v. Kotzebue nicht benutzt haben, sondern bloß den Auszug in den Preußischen Sammlungen, da doch Stellen, die in den Preußischen Sammlungen nicht stehen, als Beilage zum 8ten Buche meiner Geschichte abgedruckt sind, und ich hatte ja selbst diese Chronik Herrn v. Kotzebue nachgewiesen; allein Merkel und andere Gegner des Herrn Etatsraths waren so schmählich behandelt worden, daß ich mich einem solchen Schicksale nicht aussetzen wollte, und daher, um des lieben Friedens willen, zu diesem allen schwieg.

Ach ich sollte diesen Frieden dennoch nicht erhalten. Ich hatte im Jahr 1803, auf Verlangen des Ministers Schrötter, ein kleines Lehrbuch der vaterländischen Geschichte für die Schulen in Neu-Ostpreußen geschrieben, und jetzt wurde nach sieben Jahren, — ein höchst seltner Fall! — dieses kleine Buch im Jahr 1810 als in Neu-Ostpreußen keine Schulen die es gebrauchten, mehr Statt fanden, in der Allgemeinen Literatur-Zeitung beurtheilt, nicht von Herrn

v. Kotzebue, den ich von allem Antheil hieran freispreche, sondern von einem andern mir wohlbekannten Recensenten, der gleich im Eingange sagt: diesem Buche wären die Fehler eigen, die bei meiner körperlichen Lage unvermeidlich wären. Die Absichten des Recensenten waren also offenbar, mir durch Verbreitung der öffentlichen Meinung: daß meine körperliche Lage unvermeidliche Fehler erzeuge, nachtheilig zu werden. Empörend, ich leugne es nicht, war für mich der hiedurch erhaltene Beweis, daß all mein Ringen und Streben im Gebiete der Wissenschaften die sehenden Gelehrten nie so human machen würde, mir meine Blindheit zu verzeihen, und daß meine Gegner, wenn ich auch zu allem schweigen und nachgeben wollte, mich herabzuwürdigen nicht ermüdeten. — O! wenn Ihr einst, die Ihr dieses lesen werdet, verschiedentlich hörtet, ich war ein unruhiger Mann, so bedenkt: daß ich ohne bestimmten Wirkungskreis, ohne hinreichende Geschäfte, mit einem Herzen, das vielleicht zu lebhaft und innig an dem Wohl und Wehe des Allgemeinen und Einzelnen Theil nahm, schon durch die Blindheit nicht in den Gedanken unterbrochen, die einmal meine Seele füllten, in meinen Hoffnungen getäuscht, bei fehlgeschlagenen Wünschen und körperlichen Leiden noch auf mancherlei Weise geneckt und ge-

drückt, zu einer gewissen Spannung und Reizbarkeit gelangen mußte, die meinem Charakter, worin auch ein großer Hang zu Frohsinn und wieder zu sanfter Schwermuth liegt, nicht eigenthümlich waren. Alles, was jetzt auf mich einstürmte, bestimmte mich zu dem Entschluß, mich, wo es irgend möglich wäre, von den Menschen zurückzuziehen, sie nicht zu hassen, ihnen zu nützen, wo ich es konnte, aber selbst nichts zu hoffen, nichts zu wünschen, nichts zu suchen, als für mich den Frieden der Sterbestunde; allein Liebe zu euch, meine Kinder! für die ich doch in jeder Hinsicht thätig zu sein wünschte, entfernte mich wieder nicht selten von diesem Vorsatze. Die Fehler meiner frühern Erziehung für Recht und Wahrheit alles zu thun, zu wagen, und hohe Achtung für die Heiligkeit des Gesetzes, welche mir durch Denkungsart und Beispiel meines Vaters seit der frühesten Kindheit eingeprägt war, rissen mich mit beinahe unwiderstehlicher Kraft zu manchen Schritten, hierunter auch zu dem folgenden, hin.

Consistorial-Rath Hennig, Präsident der Deutschen Gesellschaft, war gestorben. Ich hatte mich nie in dieser Gesellschaft, die mich zum Ehrenmitgliede aufnahm, zu etwas gedrängt, aber so oft man mich aufforderte,

war ich in ihr aufgetreten, selbst unter manchen mißlichen Verhältnissen. Denn als am 18. Januar 1807 die Franzosen in Partenstein standen, und jeder am Krönungstage den Vortrag zu halten scheute, da erzählte ich, wie nach der Schlacht bei Jannenberg Preußen in einer noch unglücklicheren Lage gewesen wäre, ein einziger Mann, Heinrich Reuß von Plauen, durch Kraft und Muth den Staat gerettet hätte; daher auch jetzt nur Kleinmuth verzweifeln könne, hingegen jeder kräftige Mann, alles zu der allgemeinen Begeisterung aufbieten müsse. Ich hatte in dieser Gesellschaft vor 25 Jahren den Entwurf einer Bildungs-Anstalt für Jünglinge, besonders für hiesige Studirende, vorgetragen; die Sache war mit Beifall aufgenommen, Herr Geheimerath Schmalz hatte sich zur Ausführung erboten, und ich war daher sogleich zurückgetreten, die Sache selbst aber aus mancherlei Gründen liegen geblieben. Auch hatte ich oft den Wunsch zu einer Reform der Deutschen Gesellschaft geäußert. Statt ihren Gesetzen sollten alle Wahlen mündlich geschehen, und nur nach dem Tode des Herrn Consistorial-Raths Hennig erschien ein Umlaufschreiben, wodurch Herr Professor Hüllmann, der erst vor kurzem zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft erklärt, noch durch nichts seine Theilnahme geäußert hatte, zum Direc-

ter der Gesellschaft in Vorschlag gebracht wurde. Ich verehrte diesen gelehrten Mann und sehr achtungswerthen Schriftsteller; allein ich ehre auch das Gesetz, und es war mir äußerst auffallend, daß zwei unbedeutende Mitglieder der Gesellschaft, Herr Doctor Hennig als Senior, und Herr Kriegsrath Velhagen als Secretair der Gesellschaft, allen übrigen Mitgliedern imponiren und die Wahl zu einer Acclamation machen wollten. Herr Stadtgerichts-Secretair Gräf hatte die Bestallung als Secretair der Gesellschaft, Herr Kriegsrath Velhagen war es folglich nicht. Herr Ober-Consistorial-Rath Borowski und Herr Kriegsrath Bock waren, ehe Herr Doctor Hennig geboren war, Mitglieder der Gesellschaft, und Herr Consistorial-Rath Gräf und ich waren es, als der Herr Doctor noch die untern Klassen einer hiesigen Schule besuchte. Ich erklärte daher dieses Verfahren für illegal, sagte, daß der Vorschlag von zwei Männern gemacht wäre, die, ob sie sich gleich dafür ausgegeben, weder Senior noch Secretair der Gesellschaft gewesen wären. Man nahm hierauf so viel Rücksicht, eine schriftliche Wahl zu veranstalten, und ich gab nun, damit man mich keiner Animosität beschuldigen könnte, selbst meine Stimme Herrn Professor Hüllmann, der nun Director wurde.

Von ihm aufgefordert übernahm ich es, einen Vortrag zu halten, kam aber nachher nicht mehr in die Versammlung, als ich hörte, daß andere Mitglieder eingeladen würden, ich aber nicht. Herr Professor Hüllmann besuchte mich; ich hielt mich zu einem Gegenbesuche durch die Höflichkeit verpflichtet, wurde von ihm in der Gesellschaft wieder zu erscheinen aufgefordert, und erhielt die Erläuterung, daß nur die neuen Mitglieder, welche die Versammlungstage nicht gekannt hätten, eingeladen wären. Als ich das erstemal erschien, forderte Herr Doctor Hennig die Erlaubniß, einen außerordentlichen Vortrag halten zu dürfen, und dieser war: Ueber die Quellen der Preußischen Geschichte und ihre Benutzung durch v. Baczko und v. Kotzebue. Ich bin überzeugt, daß der gebildete und fein fühlende Professor Hüllmann hievon gewiß nichts gewußt haben kann; aber ich gerieth in die äußerste Verlegenheit, und mehrere mußten dies fühlen, da selbst mein Nachbar, der Kriegsrath Scheffner, sobald er den Titel hörte, mich mit den Worten anstieß: Nun, das ist für Sie. Im Eingange sagte mir der Herr Doctor ein Compliment, bald aber direct und indirect eine Menge Bitterkeiten; folgendes ist mir noch erinnerlich. Preußen hat keinen Livius, wol aber seinen Sallust: v. Kotzebue. Dieser hat klüglich gehandelt, seine Geschichte

mit dem Jahre 1466 zu endigen, denn die Geschichte wird von da an unfruchtbar, und es fehlen die Mittel zu Baczko's Berichtigung, die aber v. Kotzebue, wenn er das Gewölbe im geheimen Archiv gekannt hätte, auch vorgefunden haben würde. Ueber Gerhard von Malbergh, den Pelzer entdeckt und Bachem aufgenommen, habe v. Kotzebue nichts weiter anführen können, weil die Urkunde, die einiges von ihm enthält, noch nicht gedruckt gewesen; und wenn Herr v. Kotzebue das Archiv so genau, wie er (Doctor Hennig) gekannt hätte, so würde er auch auf einen Friedrich von Wildenberg gestoßen sein, der sich in einer Urkunde Meister von Preußen nennt; und über Staatsrecht und Literär-Geschichte Preußens wäre bisher nichts geliefert worden.

Dieses Alles war doppelt hart, und um die Bitterkeit, die hierin lag, ganz fühlbar zu machen, muß ich auseinandersetzen, daß, wer nur einen Blick auf den fünften und sechsten Band meiner Geschichte Preußens wirft, auch finden wird, daß sie größtentheils aus archivalischen Nachrichten entlehnt sind, und zwar größtentheils aus diesem Gewölbe; worin ich aber freilich nach frühern Nachrichten nicht weiter suchte. Herr Doctor Hennig, der über meine Benutzung der Quellen sprach, hatte

folglich nicht ein einziges meiner Allegate oder nur eine Beilage im Archiv nachgeschlagen, dessen Director er doch war. Das unbedeutende Verdienst, die Spuren über Gerhard von Malbergh aus Dogiel, Hanselmann und Petrus de Vineis zusammengetragen und zugleich mit der mir vom Herrn Geheimerath Polzer mitgetheilten Urkunde veröffentlicht zu haben, sollte verkleinert, Herr v. Kotzebue zugleich entschuldigt werden. Ihm hatte ich bei seiner Anwesenheit meinen Aufsatz über Gerhard von Malbergh in der Handschrift mitgetheilt, und dieser war ein Jahr früher als die Kotzebuesche Geschichte Preußens gedruckt worden. Uebrigens wird jeder Anfänger preußischer Geschichte und Diplomatik wissen, daß kein Hochmeister sich „Meister von Preußen" geschrieben hat, und in Betreff des vom Herrn Doctor Hennig vermuthlich neu aufgefundenen Friedrichs von Wildenberg, den Lukas David Gildenberg nennt, ist im zweiten Bande meiner Geschichte S. 66 angeführt, daß der Hochmeister, da ihn Geschäfte zu langer Abwesenheit aus Preußen bestimmten, diesen Friedrich von Gildenberg zum Landmeister in Preußen ernannt hatte. — Der Herr Doctor sagte auch noch: Preußen habe keine Literär-Geschichte und nichts über seine Staatsverfassung, und schien folglich die sechs Kapitel meiner Geschichte Preußens, worin ich

die Literär-Geschichte, und diejenigen Kapitel, worin ich am Ende jeder Periode das Staatsrecht Preußens abgehandelt habe, für nichts zu erklären. Seine Privat-Meinungen sind mir gleichgültig, auch mag der Herr Doctor sagen und schreiben was ihm beliebt; ob er aber in meiner Gegenwart in einer Gesellschaft mich auf diese Weise zu kränken berechtigt war, darüber mag jeder billig denkende Mann seinem Verstande und Herzen gemäß entscheiden. Ich glaube, daß Herr v. Kotzebue selbst das Benehmen des Herrn Doctor Hennig nicht billigen, und ihn gerade deßhalb nicht einer besondern Protection würdigen dürfte. Herr Hennig selbst milderte aber in etwas seinen Aufsatz, und ließ ihn — ein Beweis des hohen Werths, den er darauf setzte, oder der Nebenabsicht, die er damit verband — in zwei periodischen Schriften, dem Hausfreunde zu Berlin und der Ruthenia zu Petersburg, abdrucken.

Ich aber, der ich meine Ruhe durch einen solchen Kampf befördern zu müssen glaubte, erbat mir nun auch in der nächsten Sitzung der Deutschen Gesellschaft das Recht zu einem außerordentlichen Vortrage. Herr Professor Hüllmann verweigerte mir dies anfänglich, sagte, ich möchte meinen Gegenaufsatz drucken lassen. Auf meine Erklärung, daß

da,

da, wo ein Angriff auf mich gestattet wäre, mir auch die Vertheidigung gewährt werden müßte, wurde mir solches endlich zugestanden. Ich sagte nun zur Widerlegung der Aeußerungen des Herrn Doctors Hennig, was ich hier bereits angeführt habe, und endigte mit der Erklärung: einem Manne in meiner Lage, den sein Schicksal und die gegenwärtigen Zeitumstände tiefer und schmerzlicher als viele seiner Mitbürger niedergebeugt hätten, sollte man doch wol das Letzte, was er noch hienieden besitze, den ärmlichen Ueberrest von Ruhe, gönnen; und wenn daher meine schriftstellerischen Arbeiten, mein ganzes Leben, mein moralischer Character und meine Leiden nicht hinreichend wären, mir die Theilnahme und das Wohlwollen der Anwesenden zu erwerben, so bäte ich sie: um meiner Ruhe willen meine Geschichte Preußens und mich selbst zu vergessen. — Der Herr Doctor Hennig wurde bald darauf Professor der historischen Hülfswissenschaften. Als ich aber in der Folge den allgemein verehrten Direktor Hamann schriftlich zum Mitgliede der Gesellschaft vorschlug, und durch einen Zufall bei der Wahl zu erscheinen verhindert wurde, fehlte eine Stimme an den $\frac{3}{4}$ die zur Aufnahme erforderlich sind, und nur durch die Unterstützung des edeln Protektors der Gesellschaft, Kanzlers von Schrötter, vermochte ich meinen schrift-

lichen Vorschlag, was mir vorher verweigert wurde, als meine Stimme geltend zu machen, und so Hamanns Aufnahme zu bewirken. Seit dieser Zeit lebte ich in der Deutschen Gesellschaft in Ruhe, drängte mich nicht zu irgend etwas, hielt aber, wenn ich aufgefordert wurde, die verlangten Vorträge, wurde für das Jahr 1816 zum Director der Gesellschaft ernannt, und übernahm, um nicht den Verdacht von Empfindlichkeit oder affectirter Bescheidenheit auf mich zu laden, diese Stelle, die ich gern abgelehnt hätte. Daß meine Herabwürdigung dem verstorbenen Hennig einige Vortheile verschafft habe, glaube ich nicht, wol aber, daß er einem oder dem andern sich dadurch gefällig zu machen glaubte, und würde, wenn ich nicht nach langer Abwesenheit mündlich und schriftlich eingeladen, Hennig an diesem Tage zu einem Vortrage verpflichtet gewesen wäre, und wenn Herr Professor Hüllmann mir, als Beweis seines Unwillens über diese unverdiente Kränkung, meine Vertheidigung sofort gestattet hätte, alles für bloßen Zufall erklären.

Jetzt machte die Sache auf mich einen besondern Eindruck, denn ich hatte zuvor zwar schon die Ueberzeugung erhalten: daß mir meine Geschichte Preußens für nichts angerechnet wurde, und mir nicht einmal eine geringschätzige Zurückweisung ersparte; aber daß man mich

blinden unglücklichen Mann noch gerade mit Bezug auf diese Geschichte Preußens hohnnecken und ins Angesicht verspotten sollte, — das hatte ich von der Humanität meiner Nebenmenschen nicht erwartet. Dies überzeugte mich, daß ich für diese Welt verloren wäre, daß aller redliche Fleiß, alle Mühe und Anstrengung, daß alles, was ich als Geschenk der allgütigen Vorsehung durch glückliche Naturanlagen im Gebiete der Wissenschaften zu leisten im Stande wäre, mir blindem und einmal niedergetretenem Manne nicht zu gut gerechnet werden dürfte. — Daher entsprang nun einmal bei mir der Grundsatz, die Wissenschaften nur in so fern zu ehren, als sie auf mein Inneres wirkten, und alles aufzubieten, um durch sie meinen Berufsgeschäften und wo ich's vermöchte, meinem Vaterlande und meinem Nächsten zu nützen; übrigens aber Schriftstellerei nicht höher zu achten, als der Schuhmacher den Leisten, oder der Schneider sein Bügeleisen, und bloß darnach zu trachten, mir durch Schriftstellerei, besonders aber für die Meinen, etwas zu erwerben. Wer nun etwas von meinen spätern Schriften liest, der erinnere sich zugleich dieser Erinnerung, worin ich sie schrieb.

Daß ich unter diesen Umständen gern nach jedem rechtlichen Erwerb griff, versteht sich wol von selbst. Da ich nun hörte, daß eine Stadt-Chronik von Königsberg geschrieben

werden sollte, und sich dabei ein kleines jährliches Gehalt voraussetzen ließ, so ersuchte ich Herrn Landhofmeister v. Auerswald und Herrn Kriegsrath Scheffner, mich zu empfehlen, die mich an den Herrn Oberbürgermeister Horn verwiesen. Dieser, mit dem ich früherhin zuweilen in Gesellschaft kam, hatte mich gütig, selbst zuvorkommend behandelt, und da ich wußte, daß er mit dem Regierungsrath und Oberbaudirector Müller, den ich nicht blos als einen wissenschaftlich gebildeten, sondern auch als einen lieben guten Mann kannte, im freundschaftlichen Verhältnissen stand, und oft zusammen kam, so bat ich Müller, die Sache für mich wo möglich aufs Reine zu bringen. Müller ruft mich eines Tages, als ich seiner Wohnung vorübergehe, an, und frägt mich, ob ich wol mit 200 Thaler jährlich zufrieden sein würde. Ich erkläre mich bereit, dieses mit Dank anzunehmen. Müller sagt mir: die Sache müsse den Stadtverordneten vorgetragen werden und giebt mir den Wink, einige derselben mit meinem Plane bekannt zu machen. Einigen zwanzig Stadtverordneten theile ich meine Absicht mit; alle äußern, daß ihnen die Sache sehr willkommen wäre, allein wenig Wochen, nachdem mich Müller, im Namen des Oberbürgermeister Horn, nach dem Honorar befragt hatte, läßt der letzte „Nachrichten über

die Stadtverwaltung des Jahres 1814 zu Königsberg" drucken, und darin heißt es S. 32: „Es wäre unrichtig, wenn die Meinung obwalten sollte, daß diese Chronik, namentlich auch unsere Stadt-Chronik, ein historisches Werk sei, zu welchem die vorliegenden Materialien kunstmäßig verarbeitet werden mußten, und daß hier etwas zu thun sei, was einer Buchmacherei gleich kommt." Dieses öffentliche Hohnnecken war ohne allen Zweck; denn ich würde bei dem leisesten Wink, daß mein Gesuch dem Herrn Oberbürgermeister zuwider wäre, davon augenblicklich abgestanden sein, wenn gleich mich blos meine gepreßte Lage dazu veranlaßt hatte, und ich, der ich mir gegen den Herrn Oberbürgermeister nie etwas hatte zu Schulden kommen lassen, fühlte bei dieser Sache die Wahrheit vom Ausspruche des Seneca: daß es um so härter ist, die Armuth zu ertragen, weil sie den Menschen auch dem Gespötte preis giebt. Es schien Mode geworden zu sein: daß Jeder an mir zum Ritter werden wollte; einen Beweis hievon gab auch Herr Pfarrer Krause in Prenschmark im 2ten Hefte des 4ten Bandes zur Kunde Preußens. Der Verfasser ist so gütig selbst meine Worte nachzuschreiben; so sagt er Seite 89 die letzte und Seite 90 die ersten 3 Zeilen: „Dieser Orden, im Orient gebildet, dann plötzlich

an die Küste des baltischen Meeres versetzt, ist, wie der von ihm hieselbst gestiftete Staat, eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte." In meiner größern Geschichte Preußens Band 1, Seite 3, in der 4ten Zeile vom Ende und der 1sten der folgenden Seite, stehen diese Worte: „und der Orden, selbst von Deutschen im Orient gebildet, dann plötzlich bis an die Küsten des baltischen Meeres versetzt, ist, so wie der von ihm gebildete Staat, eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte." und Seite 91 sagt Herr Krause Zeile 4 — 6. „da es läßt den theilnehmenden Beobachter des Menschengeschlechts, ein mannigfaltiges Spiel der Leidenschaften erwarten." In meiner Geschichte Preußens Seite 4 Zeile 8 — 11 heißt es: „aber alles dies giebt der Geschichte Preußens etwas Anziehendes, und läßt den Beobachter des Menschen ein mannigfaltiges Spiel der Leidenschaften erwarten."

Herr K. äußert sich nun am gedachten Orte: „ein einsichtsvoller Kenner Preußischer Geschichte behauptet neuerdings: für den Zeitraum welchen Kotzebue bearbeitet habe, bleibt wenig zu thun übrig." Dagegen habe ich nun nichts einzuwenden; denn wenn ich gleich anderer Meinung wäre, so bin ich doch sehr weit entfernt: irgend Jemanden seine Ueberzeugung rauben zu wollen; aber sehr schmerzlich hat mich Herr K. Seite 96 durch die

sonderbare Entschuldigung verwundet: „doch konnte er auch (nämlich Baczko) in diesem Werke, häufig nur trockne Verzeichnisse von Begebenheiten liefern, welche einzeln dastehen, und dies war auch, da der hochgeachtete Verfasser nicht selbst mit Augen sehen, besonders aber nicht alle Quellen benutzen konnte, kein Wunder.“ Denn wenn meine Blindheit bei meiner Arbeit ein unübersteigliches Hinderniß war, so hatte ich mich ja einer thörigten Vermessenheit schuldig gemacht, und 18 Jahre meines Lebens und alle Mühe, die ich auf das Studium und die Bearbeitung der Preußischen Geschichte verwandte, zwecklos vergeudet. Ueberhaupt sei mir die Frage erlaubt: warum finden sich so Viele, die meine Geschichte Preußens verbessern und berichtigen? ich bin dadurch gewiß weder gekränkt noch beleidigt, sondern ich erkenne es vielmehr mit aufrichtigem Dank, denn es ist ein reiner Gewinn für die vaterländische Geschichte und selbst schmeichelhaft für mich, hiedurch den Beweis zu erhalten: daß mein Werk noch immer aufmerksame Leser hat. Allein ist denn die Geschichte des Herrn v. Kotzebue so vollkommen: daß sich hier nichts zu berichtigen findet? Ich ehre den Mann, der mit seinem vielumfassenden Geiste, selbst einen, ihm bisher fremden Gegenstand, mit so großer Schnelle, so großer Leichtig-

keit vorzüglich bearbeitet, und erinnere mich mit dankbarem Herzen mancher von ihm erhaltenen Beweise der Freundschaft und Gewogenheit. Allein dies hindert die Aeußerung nicht: daß ich wol noch Manches in seinem Werke zu berichtigen im Stande wäre. Was ist denn also wol der Grund: daß diese Berichtigungen durchgängig unterlassen werden? fürchteten die, welche es vermögen, so lange er lebte, seine Bitterkeit und Spott? ist es dadurch Gewohnheit geworden zu schweigen? und glaubt man hingegen auf mich, den blinden, kranken und gebrechlichen Greis, keine schonende Rücksicht nehmen zu dürfen?

Dieses und mancherlei Bedrückungen, die Einbuße an meinem Vermögen, die Ueberzeugung, daß Selbstsucht kein Mittel verschmähe, um dem Nächsten das Seinige zu entziehen; das bei meiner innigen Liebe für mein Vaterland doppelt schmerzliche Gefühl, wie sehr bei den jetzigen Zeitumständen so viele Menschen sich alles erlaubten, und die traurige Aussicht, welche hiedurch für mich und meine Kinder, so wie für jeden rechtlichen Mann entsprang — alles dieses erzeugte einen gewissen Unmuth und eine Bitterkeit in meiner Seele, mit der ich selbst nicht zufrieden war. Ich, der ich sonst mein höchstes Glück darin setzte, meinem Nächsten nützlich

zu sein, wurde wenigstens gleichgültiger gegen fremde Noth. Ja ich schauderte ein paar mal zusammen, als ich mich auf einem Gefühl ertappte, das einer halben Schadenfreude glich. Ich, der ich vormals den Teufel glücklich zu machen wünschte, wenn seine Besserung zu bewirken möglich wäre; der bei der Ueberzeugung, für diese Welt verloren zu sein, nichts sehnlicher von Gott erbat, als gut zu sein und täglich besser zu werden, fühlte selbst nun die neuen Hindernisse meiner Moralität. Bei der hohen Achtung, die ich für Eigenthum und die Heiligkeit der Gesetze hegte, konnte ich mich der Bitterkeit nicht erwehren, da der Staat meine Schuldner von ihren Verpflichtungen lossprach. Gern hätte ich mich mit jedem, der mir schuldig war, gütlich geeinigt, und ihm die Hälfte, ja mehr seiner Schuld erlassen, und für alle dadurch entsprungene Entbehrungen hätte mich das Verdienst einer schönen Handlung getröstet. Jetzt bei der Suspension der Schuldgesetze konnte ich mir dies nicht einmal erwerben, und daß ich, der ich als das reine Product meiner Arbeit und der meiner Gehülfen jährlich, nach Abzug des Materials, einige hundert Thaler durch schriftstellerische Arbeit ins Land gezogen hatte, welches wahrlich wenig große Gutsbesitzer, wenn sie den Werth des Materials und der Arbeit der

vielen Hände abzogen, von ihrem Erwerb sagen konnten, fühlte mich doppelt gebeugt, mich jetzt so tief unter die Gutsbesitzer, in gewisser Art außer dem Gesetze erklärt, und hiedurch in die traurigste kummervolle Lage versetzt zu sehn, da ich doch gern meinen Schuldnern freiwillig ein großes Opfer gebracht hätte.

Bei dieser Gemüthsstimmung machte ich es mir doppelt zur Pflicht, mich nicht von meinen Gefühlen fortreißen zu lassen, sondern für König und Vaterland, wo ich konnte, zu wirken. Als unsere Truppen nach Kurland zogen, tröstete ich jeden mit der Nothwendigkeit und mit der hohen Wahrscheinlichkeit, daß der Länderstürmer in Rußland seinen Untergang finden werde. Bei der Flucht der Franzosen empfahl ich überall Menschlichkeit, und sich nicht von den Gefühlen der Rache hinreißen zu lassen. Als sich das Vaterland rüstete, suchte ich durch Volkslieder und selbst durch unsere Bühne auf die allgemeine Stimmung zu wirken. Ich, der blinde, lahme, gebrechliche Mann, glaubte um so eindringlicher zu handeln, wenn ich jeden aufforderte, die Gefahr zu verachten, sich aber auch nicht schwärmerischen Hoffnungen hinzugeben, sondern bei dem Wankelmuth des Glücks, Bonapartens Feldherrn-Talent und der Kraft

die ihm der Despotismus gab, auf große Opfer und Anstrengungen zu rechnen. Als patriotische Beiträge gefordert wurden, da wünschte ich ein Beispiel zu geben, daß ich doch das Mögliche zu thun bereit wäre, verauctionirte daher funfzig Exemplare meines Handbuchs der Geschichte ꝛc. Preußens, und gab den Ertrag davon, 65 Thaler, zur Bewaffnung freiwilliger Jäger. Das zweitemal beim Wiederausbruch des Krieges ging es nicht so gut. Ich löfete für ein paar Schriften, deren Ladenpreis ich herabgesetzt hatte, nur 14 Thaler; meine Frau hatte in der Stille, ohne Anzeige ihres Namens zu fordern, die Uhr, die ich als Bräutigam ihr schenkte, dem hiesigen Frauenverein eingehändigt. Um für ihn durch mein öffentliches Urtheil zu wirken, widmete ich den Vorsteherinnen einen Roman: die Familie Eisenberg. Und da die Frau Kanzlerin von Schrötter gegen mich äußerte, daß die Einnahme des Frauenvereins spärlicher werde, so kündigte ich Vorlesungen über die Preußisch-Brandenburgische Geschichte an, und zahlte den Ertrag mit 156 Thaler an die Kasse des Frauenvereins. — Wer mir dies für Moralität auslegt, urtheilt zu günstig; ich will nicht besser scheinen, als ich bin, und gestehe, daß ich hiebei einen doppelten Zweck hatte. Ich wollte mir das Selbstgefühl hiedurch verschaf-

sen, nicht verdient zu leiden, weil ich ungeachtet alles Druckes der Gegenwart und bei der Entbehrung meines Vermögens mehr leistete, als viele, die nichts eingebüßt hatten, und dann that es mir wohl durch die Ueberzeugung, auch in meiner unglücklichen Lage noch nicht zum Guten kraftlos zu sein, jenem Unwillen und jener Bitterkeit entgegen zu wirken, die durch das Gefühl meiner Leiden und manches empörende Benehmen meiner Schuldner neue Nahrung erhielten. Späterhin schrieb mir mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, der General v. Diericke: daß er, was ich geleistet, und auch: daß ich alle meine Söhne in den heiligen Krieg gesandt, unserm edlen Könige anzeigen und mir hierdurch eine öffentliche Auszeichnung verschaffen wolle. Ich dankte dem ehrwürdigen Greise von ganzem Herzen, schrieb ihm: daß wenn unser, von mir innigst geliebter und verehrter Monarch mir aus höchst eigner Bewegung eine solche Auszeichnung ertheilen wollte, mich dieses unendlich glücklich machen würde, doch müßte ich recht sehr bitten: mich dazu nicht vorzuschlagen, denn der Neid würde gewiß rege werden, man würde mich auf mancherlei Weise verlästern, und über meine Eitelkeit: daß ich eine solche Auszeichnung gesucht hätte, spotten, und ich könnte, da ich von der gnädigen Absicht Sr. Excellenz jetzt

unterrichtet wäre, doch nicht einem Jeden dreist in's Gesicht sagen: diese Auszeichnung ohne mein Zuthun erhalten zu haben.

Alle meine Verwandte und Bekannte waren in einer mir ähnlichen unglücklichen Lage, die Suspension der Schuldgesetze hatte keinen gerettet, aber wol die meisten zu Grunde gerichtet. Was sonst den Kummer verscheuchte — alle Freuden des Umgangs — hörten auf; ich, der ich sonst kein Gasthaus oder Ressource besuchte, sondern meine Erholungsstunden unter den Meinigen zubrachte, fand dort den Frieden nicht mehr. Meine Töchter in ihren weiblichen Arbeiten, dem kleinen Erwerbe, zu stören, um mir etwas vorlesen zu lassen, that mir zu wehe; sie forderten von mir nichts als die dringendsten Bedürfnisse und diese konnte ich Gottlob befriedigen, aber wenn auch auf die leiseste Weise ein gerechter Wunsch, etwas zu lernen oder zu erhalten, zufällig geäußert wurde, so griff mich dies heftig an, und da bei der Abgezogenheit, worin wir lebten, wenig von außen her Stoff zum Gespräche verlieh, so verscheuchte nichts die unangenehmen Erinnerungen. Daher kam ich endlich auf den Gedanken, nicht Trost oder innern Frieden, sondern Zerstreuung außer meinem Hause zu suchen, und nahm an der mir ganz nahe liegenden

Deutschen Ressource Antheil, blos, um mit andern Menschen über andere Gegenstände zu sprechen. Ich erwarb mir bald die Theilnahme und Anhänglichkeit der mehresten Mitglieder, wurde ihnen zuweilen durch mündliche Vorträge oder bei feierlichen Veranlassungen, dazu aufgefordert, durch Gelegenheitsgedichte gefällig, und erhielt hiedurch die Gelegenheit, manches gute Gefühl zu erregen, manchen wohlthätigen Zweck zu befördern, bis endlich auch hier solche Verhältnisse eintraten, daß es mir am zweckmäßigsten schien, diese Gesellschaft einzig zu meiner Unterhaltung zu besuchen, und mich jedes andern Wirkens, jeder Theilnahme an einer Vorsteherstelle zu entbasten.

Wie sehr hatte sich jetzt meine Lage verändert. Vormals, selbst in meinen Leiden, von der gütigen Vorsehung mit Heiterkeit und Frohsinn beschenkt, unaufhörlich beschäftigt, lebhaft, unverdrossen und thätig, gab es nur Augenblicke, worin ich mich unglücklich fühlte, und ich sagte häufig, daß ich mich für einen der glücklichsten Blinden halte. Da ich jeden Gegenstand schnell von allen Seiten betrachtete und erwog, mit dem, was Pflicht und die Gesetze des Staates erforderten, bekannt war, so fragte mich mancher um meinen Rath, befolgte ihn, befand sich dabei gut, und ich

hatte die Freude, meinem Nächsten genützt zu haben. Nach dem Kriege wurde alles schwankend, Geradsinn hörte auf: man dachte beinahe durchgängig darauf, die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen. Täuschen, übervortheilen und überlisten wurde gewöhnlich; was Ehre, Pflicht und Gesetz erforderten, wurde, sobald man das letzte umgehn konnte, bei der allgemeinen drückenden Noth nur von wenigen Edeln geachtet. Daher befand ich mich wie in einer neuen Welt, verstieß häufig und kam zu kurz; und das nämliche widerfuhr oft denjenigen, die mich um meinen Rath gefragt hatten. Dies machte mich ängstlich, Krankheiten kamen hinzu. Zuerst schwankte ich bei meinen Entschlüssen in wichtigen Sachen, suchte jede mögliche Ansicht dabei auf, um kälter und vorsichtiger zu Werke zu gehen. Es schmerzte mich, von den Menschen, die ich liebte, eine andere Meinung fassen und mißtrauisch werden zu müssen. Mein Blut war dadurch in beständiger Wallung, Angst und Sorge kamen hinzu; die Furcht: zu verstoßen oder einen falschen Schritt zu thun, und eine Kleinigkeit könne wichtige Folgen haben, wurde immer heftiger und lebhafter. Dies alles zusammengenommen scheint jene Phantasmen erzeugt zu haben, und jene Stimmen, wovon ich schon früher erzählte, die ich oft zu hören glaubte, und die mich

jetzt zuweilen sogar gegen meine Absichten und Grundsätze bestimmen wollten.

Daß ich, der ich mich bei dieser Gemüthsstimmung beinahe von allem, selbst dem Besuchen der Deutschen und der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zurückzog und an wenig Dingen lebhaften Antheil nahm, mich dennoch in eine schriftstellerische Streitigkeit einließ, wird vielleicht Manchem auffallen. Allein ich hatte häufig über den Gegenstand gedacht und gesprochen: denn als Preußens Adel im Jahr 1786 die ständischen Rechte zu erweitern suchte und dabei Banquiers, Fabrikanten, Geldeigenthümern, Hausvätern, die durch zahlreiche Familien, welche sie von den Früchten ihres Fleißes erzogen, den Geist derselben für König und Vaterland bildeten und hiedurch dem Staate nach meiner Ansicht so gut als diejenigen nützten, welche Viehheerden erzogen und für gute Bestellung des Ackers sorgten, kurz als man dem dritten Stande nicht Theilnahme zu gestatten geneigt war; da strebte man schon, den Grundsatz in Umlauf zu bringen: daß nur der landliche Grundeigenthümer der einzige wahre Staatsbürger wäre. Der Geheime-Rath Schmalz, der hier Professor und Consistorial-Rath war, und der als ein äußerst geschmeidiger Mann sich immer an die herrschende Partei hielt, stellte damals schon den Grund-

ſatz auf: daß der Staat eine Geſellſchaft von Ackerbauern wäre. Seit dieſer Zeit wurde bei den Gutsbeſitzern der Glaube allgemein: ſie wären einzig diejenigen, welche den Staat ſtützten, alle übrigen Einwohner des Staats wären eine niedrige, tief unter ihnen ſtehende Kaſte, deren Glück und Wohlfahrt der Staat ihnen aufzuopfern verpflichtet wäre. Ich habe mehr als einmal Aeußerungen dieſer Art mit Wehmuth angehört. Edle Menſchen, die Gott fürchteten und den Nächſten liebten, kamen freilich nicht aus ihrem Gleiſe; aber bei eitlen Schwachköpfen ſtiegen Stolz und Anmaſſung, ja ſelbſt Verachtung des Nächſten wurde häufig. Nun wurde, theils als Vereinigungspunkt für die Gutsbeſitzer, theils auch, weil viele durch vermehrten Credit und erhöhte Güterpreiſe, dem Banquerot, welchem ſie damals ſchon nahe waren, entgehen zu können hofften, das landſchaftliche Credit-Syſtem eingeführt. Es war im Verhältniſſe zu den damaligen Güterpreiſen viel baares Geld im Lande, dies mehrte ſich noch durch die vortheilhafte Handels-Bilanz. Daher waren die Zinſen ſchon im Jahr 1786 bei hinlänglich ſicherer Hypothek auf 4½ Procent, auch noch darunter geſunken, und würden auch ohne Dazwiſchenkunft der Landſchaft allmälig noch mehr herunter gegangen ſein. Die Hoffnung, womit man den Gutsbeſitzern ſchmei-

chelte, aus den Zinsen des vom Könige erhaltenen Fonds und von dem einen Drittel Procent, welches die Landschaft mehr nahm, als gab, einen Tilgungsfonds zu bilden, wurde sogleich verkümmert, als die Landschaft große Gebäude kaufte, den Officianten darin standliche Wohnungen und außer dem ursprünglichen Gehalte noch beträchtliche Zulagen gab. Den Geldeigenthümern war die Landschaft höchst nachtheilig, weil sie eine Behörde war, die von den Schuldnern constituirt, zum Theil aus der Mitte derselben gewählt, und von ihnen besoldet wurde, besonders aber dadurch, daß sie die Vorrechte der zur ersten Stelle stehenden Capitalien noch erweiterte; denn diese bekommen bei einem Concurs nur zweijährige Zinsen, die Landschaft hingegen nahm nicht nur die Zinsen, die Sache daure so viel Jahre, als sie wolle, sondern ließ sich — obgleich der Anatocismus durch die Preußischen Gesetze verboten ist — von diesen Zinsen noch Retardats-Zinsen zahlen, wodurch die Schuldenlast gehäuft wurde und der nacheingetragene Gläubiger in Ansehung seiner Sicherheit wichtigen Nachtheil erlitt. Weil aber die Landschaft, da ihr Depositorien und milde Stiftungen ihre Gelder anvertrauen mußten, immer hinreichende Fonds hatte und überall die erste Stelle nahm; so wurden viele Personen, die nun einmal von ihren Zinsen leben mußten, ihr Geld auch hinter der Land-

schaft, folglich unsicher, unterzubringen gezwungen. Noch mehr wurde die Lage der Gutsbesitzer durch die Landschaft verschlimmert. Die Güter wurden damals nach sehr sichern Grundsätzen zu 6 Procent abgeschätzt, d. h. so viel mal als der reine Ertrag eines Grundstücks 60 Thaler war, so viel 1000 Thaler wurde es werth geschätzt. Die Landschaft taxirte nur zu 5 Procent, nach verschiedentlich veränderten und schon daher minder sichern Grundsätzen, weil bei der Classification des Bodens und der Wiesen so viel der Willkühr der Taxatoren überlassen war. Wie sehr diese aber sich nach demjenigen, dem sie wohlwollten fügen oder wenigstens wie sicher sie getäuscht werden konnten, beweiset die hohe Taxe der Güter des vormaligen General-Landschaftsraths Baron v. d. Trenk, und die Taxe des Gutes Penwarden, welches damals dem Kammer-Director v. Buddenbrock gehörte, und wo ein Vorwerk Ringelhoff, welches bis diesen Augenblick nicht existirt, sondern von dem Eigenthümer bloß projectirt war, mit seinem Ertrage in die Taxe aufgenommen wurde.

Bei den vormaligen Taxen trugen die Güter, die an keinen Bürgerlichen verkauft werden konnten, im Durchschnitte 10 Procent, wie ich von meinen zahlreichen Verwandten

ſicher weiß. Wer damals 6000 Thaler eigenes Vermögen beſaß, konnte ſehr leicht auf ein Grundſtück welches 12000 Thaler koſtete, die erſte Hälfte oder 6000 Thaler zu 5, höchſtens 6 Procent geliehen erhalten. Ein ſolches Grundſtück, brachte, den Ertrag zu 10 Procent gerechnet, jährlich 1200 Thaler. Zieht man hievon die Zinſen der geliehenen 6000 Thaler zu 6 Procent mit 360 Thaler ab, ſo blieb der reine Ertrag des Beſitzers 840 Thaler, wovon damals eine Familie leben und die Kinder gehörig erziehen konnte. Da die Landſchaft nicht wie in den übrigen Provinzen die Hälfte, ſondern in Preußen zwei Drittel von dem nach ihrer Taxe ausgemittelten Ertrage eines Gutes darauf lieh, ſo konnte der Adelige mit 6000 Thaler ein Grundſtück von 18000 Thaler kaufen. Allein die Leichtigkeit, womit man jetzt Credit erhielt und mit geringen Fonds kaufen konnte, erhöhte nun auch die Güterpreiſe, und ſie trugen nun höchſtens 6 Procent. Daher war der Ertrag eines Gutes, welches 18000 Thaler koſtete, nicht mehr als jährlich 1080 Thaler. Zieht man hievon die landſchaftlichen Zinſen der darauf geliehenen 12000 Thaler zu 4½ Procent mit 520 Thaler ab, ſo bleibt nur ein Reinertrag von 560 Thaler, wovon bei den geſtiegenen Preiſen aller Bedürfniſſe keine Familie leben konnte. Daher fielen die Gutsbeſitzer auf zwei Rettungsmittel. Sie ſuchten, wo

sie konnten, Credit zu erhalten, um größere Güter zu kaufen und hiedurch ihr Einkommen zu mehren, oder sie verfielen auf Güterschacher: und nicht der Krieg, — denn auch unsere Vorfahren mußten dessen Uebel erdulden — sondern die durch Zuthun der Landschaft so hoch verschuldeten Güter, und der geringe Fonds der Grundeigenthümer setzte sie außer Stande, einen Unfall zu ertragen; und ihr bereits völlig erschöpfter Credit war der Grund, daß die mehresten keine Sicherheit mehr demjenigen, von welchem sie ein Retablissements-Capital zu erhalten suchten, darzubieten vermochten.

Der Geist der Zeiten hatte die Lage der Gutsbesitzer noch um vieles verschlimmert. Unsere Vorfahren dienten im Civil- oder Militair-Stande und vermehrten durch den Ertrag ihrer Aemter noch das Vermögen ihrer Nachkommen; allein jetzt, seitdem ein unruhiges Treiben und ein Sehnen nach immer neuen Genüssen entstanden war, wurden Arbeit und Abhängigkeit lästig: man dachte nicht an Erwerben, sondern nur an Genießen. Jene Ordnungsliebe: nicht mehr auszugeben, als man einnahm, und der Stolz unserer Vorfahren: ein schuldenfreies Gut zu besitzen, war dahin, seitdem jeder Gutsbesitzer es für eine Klugheitsregel hielt,

Schuldner der Landschaft zu sein. Die hohen Taxen der Güter durch die Landschaft erzeugten den Wahn vieler Gutsbesitzer, und diesen gemäß, für reich zu halten. Die Landschaft bot die Gelegenheit zum Schuldenmachen dar, Eitelkeit und Sinnlichkeit wurden durch Beispiele rege gemacht, und so nahm ein weitgehender Luxus überhand; Selbstsucht der Glieder unseres Zeitalters, trug das Ihrige im hohen Maße bei. Religion, durch After-Philosophie für eine lästige Fessel der Leidenschaften erklärt, konnte nicht mehr entgegen wirken; Ehrfurcht und Pünktlichkeit, die Preußens Landadel vormals so ehrwürdig machten, fanden bei unsern modernen Herren und Damen nicht mehr Statt. Der junge Mann, durch Journal-Lectüre und Vielwisserei aufgebläht, glaubte allem, folglich auch der Landwirthschaft, als einer unbedeutenden Kleinigkeit, gewachsen zu sein, dachte bei der Wahl seiner Gattin nicht an die Hausmutter, sondern eilte an der Hand einer modernen Dame, die ihn oft nur durch Gesang oder Tanz bezaubert hatte, auf dem Lande ein Elysium oder ein Arkadien zu suchen. Bald trat die Langweile und das, leider! fast gewöhnliche, Sehnen nach neuen, abwechselnden Genüssen ein. Schöne Wohnungen und englische Parks, Gartenhäuser, chinesische Tempel und Grabmäler, herrliche

Möbeln und Equipagen aus England, schönes Silbergeschirr und Porzellain sah man jetzt häufig auf dem Lande. Eine zahlreiche Dienerschaft, Französische Gouvernanten und Kammer-Jungfern, zahlreiche Gesellschaften, leckere Gastmäler, feine Weine, häufige Bälle, selbst in allen kleinen Städten, der Winteraufenthalt in Königsberg, ja sogar Reisen nach der Schweiz und Paris, — diese Thorheiten und Bedürfnisse richteten die Gutsbesitzer zu Grunde. Sie setzten jetzt keinen Werth mehr auf das von den Vorfahren ererbte Eigenthum, worin die Asche der Eltern ruhete, und das schöne Band, welches durch Bekanntschaft von der Wiege bis an's Grab Herrschaft und Unterthanen vormals mit grosser Herzlichkeit vereinigte, verlor jetzt seinen Werth. Man dachte nur an die Bedürfnisse des Augenblicks, suchte durch Ausbauung von Wäldern, Vererbpachtung von Mühlen und Krügen schnell einigen Vortheil zu ziehen. Die Güter wurden bloße Waare, und so wie der Kaufmann das Zeichen vom Werth der Waare höher, als diese selbst hält und seinen grösten Gewinn durch häufigen Umsatz sucht, so ging auch jetzt mit den Gutsbesitzern, die durch Aufputz von Gebäuden und Gärten durch ausländisches Vieh und Ackergeräth den Käufer zu locken suchten. Durch solche häufige Besitzveränderungen

konnten wenige gründliche Verbesserungen gedeihen. Was durch Güterhandel erworben wurde, hatte nicht den Werth von einem durch Mühe und Fleiß schwer errungenen Vortheil, sondern wurde, wie der Gewinn bei einem Glücksspiele, in der Hoffnung, daß es bald wieder so kommen würde, größtentheils leichsinnig verthan; denn es fehlte ja nicht an Käufern, weil Unkunde und Leichtsinn die durch das Zusammentreffen zufälliger Umstände herbeigeführten hohen Getreidepreise für unveränderlich hielten, und bei diesem Wahne wurde nicht mehr eine gründliche Taxe, sondern der Marktpreis des Getreides von den leichtsinnigen Käufern zum Maaßstabe beim Güterkauf angenommen.

So hatte der Geist der Zeit und vorzüglich das landschaftliche Credit-Wesen, welches ohne alle persönliche Rücksicht, zu niedrigen Zinsen, ohne Verpflichtung, zurückzuzahlen, den größten Theil des Kaufpreises vorschoß, die ländlichen Grundeigenthümer zu allen den angezeigten Uebeln verleitet. Daher, wie die Hypotheken-Bücher beweisen müssen und vielfältige Concurse zeigten, fand schon vor dem Kriege Insolvenz, wenigstens sehr hohe, zum Theil völlige, Verschuldung bei vielen Gutsbesitzern Statt. Als aber

durch den Krieg das Eigenthum vieler, hierunter auch hoher Achtung würdiger Gutsbesitzer zerstört wurde, welchen nach den schon bestehenden Landesgesetzen specielle Moratorien nicht verweigert werden konnten, da versteckten sich hinter diesen die schon früher durch eigene Schuld Insolventen, worunter sich auch Männer von hohem Range und Einfluß befanden, und bewirkten den General-Indult in Betreff der Capitalien. Da dieser sie nicht retten konnte, und der erste Schritt auch den folgenden erleichterte, erhielten sie die Ausdehnung auf die Zinsen. Da auch dies nicht half, so fielen die Insolventen — denn rechtliche Gutsbesitzer verachteten solche Schritte — sogar auf den Gedanken, sich auf Kosten der Gläubiger durch Niederschlagung des Capitals, wenigstens der aufgesammelten Zinsen zu retten. Fälschlich schilderten sie sich daher als die einzigen, welche gelitten hätten, machten ungeheuere, zum Theil lächerliche Liquidationen, die der Staat nicht befriedigen konnte, um ihn hiedurch zu zwingen, ihre Entschädigung den Gläubigern aufzubürden, die doch keineswegs den Staat zu vertreten verpflichtet waren. Supplicanten bestürmten die Staatsbehörden, kein Mittel blieb unversucht, und durch Schriftstellerei zu wirken, übernahm Herr Justiz-Rath Manitius, der selbst als Guts-

besitzer einen Concurs gemacht, in dem Zeitpunkte, wo die Landschaft niemanden Zinsen zahlte, sein ursprüngliches Gehalt und die späterhin damit verknüpften Zulagen gezogen hatte, und überhaupt durch seine Bedienung mit den Gutsbesitzern in Verbindung war. Er bot alle Künste der Verführung auf und stellte in seiner Schrift: Was hat der Landwirth in Preußen zu thun, um auch unter den heutigen Umständen zu bestehen, und die Zinsen seinen Gläubigern zu berichtigen ꝛc. diese vier Grundsätze auf:

1) „Der Grundbesitzer verdiene das Mitleid, die Schonung seiner Gläubiger, nicht die Strenge des für friedliche Verhältnisse gegebenen Gesetzes."

2) „Die Gründe der Unzahlbarkeit des Gutsbesitzers, lägen alle außer seiner Schuld in Handlungen des Staats, deren mittelbare und unmittelbare Folgen nur der Staat, nicht er, zu vertreten hat.

3) „Der Grundbesitzer dürfen den Schutz des Staats für sein Kauf-Capital, es sei groß oder klein, mit gleichem Rechte fordern, als der Gläubiger für sein Leih-Capital."

4) Der Grundbesitzer würde, wenn dem

Staat kein richtigeres Mittel der Ausgleichung zu Gebot stände, wol zu dem Anspruche berechtet (berechtigt) sein, seinen Verlust zum Theil auch auf den Gläubiger, als Bürger eines und desselben Staats, vertheilt zu sehen."

Um ihnen Eingang zu schaffen, schildert er das gegenwärtige Unglück als beispiellos in Preußens Geschichte, behauptet, daß die Güter keine Rente tragen, will durch eine neue Wirthschafts-Methode eine Rente bewirken; allein die Gläubiger sollen neue Vorschüsse geben. Er wußte, daß, da ihre Capitalien und Zinsen durch den General-Indult in den Händen der Gutsbesitzer, solche Vorschüsse ihnen unmöglich sind, und verräth nun ganz seinen Plan, da er sich in seiner zweiten Abhandlung: Prüfung der Ansichten des ꝛc. v. Baczko ꝛc. auf ein Gesetz vom 21sten December 1717 beruft, welches die Festsetzung enthielte:" daß, wenn der Besitzer eines Grundstücks es bis Ostern 1718 nicht retablirte, die eingetragenen Gläubiger hiezu verpflichtet sein sollten, und wenn diese bis zum ersten Januar 1719 ihrer Pflicht nicht nachkämen, sie ihre Ansprüche an das Grundstück verlieren sollten". — Daß die meisten Gutsbesitzer durch den Krieg, dessen unmittelbare Folge der General-In-

dult war, nicht gelitten, sondern vielmehr gevortheilt haben, weil sie ohne denselben und ohne den Indult schon längst durch die Justiz von ihren Besitzungen verjagt worden wären, — dies ließ er unberührt, suchte das Mitleid rege zu machen, durch Schmeichelei die Obrigkeit zu bestechen, und durch seine vier Grundsätze die Beraubung der Gläubiger als nothwendig und gerecht darzustellen. Alles wurde aufgeboten, dieser Schrift Eingang zu schaffen. Da ich aber in meiner unglücklichen Lage die Früchte eines vierzigjährigen Fleißes mir und den Meinigen nicht entziehen lassen wollte, so beschloß ich, da mein Alter keine Rücksichten mehr nothwendig machte, ob es gleich gefährlich war, dagegen aufzutreten. Ich setzte in meiner Schrift: Ueber die unglücklichen Verhältnisse der Grundeigenthümer und Geldeigenthümer in Ostpreußen ꝛc. das ganze Gewebe auseinander. Die Insolventen tobten, drohten mit Rache. Zu einem zweiten Werke des Herrn Manitius wurden nun Beiträge von allen Seiten zusammengetrieben. Daher ist manches von geübtern Händen, anderes erbärmlich; schon die Schreibart verräth mehrere Verfasser, und selbst fade Späße wurden, um mich zu kränken, nicht verschmäht. — Ich antwortete, widerlegte die Grundsätze, zeigte, daß Preußen in ältern

Perioden mehr gelitten, und zugleich durch einen Gegenanschlag, daß die Güter noch Renten trügen, machte auf manches in dem ökonomischen Vorschlage des Herrn Manitius, besonders darauf aufmerksam, daß die Futterung des Viehes nur auf die Hälfte des Jahres berechnet war, fand das angezeigte Edikt in Grube Corpus constitutionum prutenicarum, und daß Herr Manitius hiebei ein offenbares Falsum begangen. Denn es sagt weiter nichts, als, daß wenn der Eigenthümer eines baufälligen Hauses es nicht wieder bauen kann, und die eingetragenen Gläubiger es unter der Bedingung des Wiederaufbaues nicht als ihr Eigenthum annehmen wollen, sie ihre Ansprüche verlieren, und das baufällige Gebäude Eigenthum der Stadt und an einen Baulustigen ausgethan werden soll.

Meine Gegner schwiegen, offen wagten sie nichts mehr, aber drohten häufig. Mir wurde erzählt, daß ein Mann aus einer angesehenen Familie sich des Ausdrucks bedient hätte: es solle ihm nicht schwer fallen, hundert Dukaten für denjenigen zusammenlegen zu lassen, der mir das Maul stopfen würde.

Bald erhielt ich einen Beweis von der Thä-

tigkeit meiner Gegner, die sich eine Billigung ihrer saubern Pläne in der Jenaischen allgemeinen Literatur Zeitung zu verschaffen wußten, denn der Recensent (in Num. 134. Julius 1815. S. 113 ff.) bequemte sich ganz nach den Ideen des Herrn Manitius. In meiner Schrift: Wodurch entstanden Ostpreußens Leiden, und was berechtigt uns ihre Linderung zu hoffen? ꝛc. S. 6. sagte ich, daß nicht sein ökonomischer Plan, sondern die vier Grundsätze des Herrn Manitius Hauptgegenstand des Streites wären, und ebendaselbst S. 13. f. daß, wenn der Staat nicht baare Zahlung leisten könne und diese in einem Papiergelde an die Gutsbesitzer erfolge, womit alsdann diese ihre Zinsen an die Gläubiger nach dem Nominal-Werthe abtrügen, solches, wenn die Gläubiger durchaus ihren Schuldnern ein Opfer bringen sollten, für sie am mindesten drükkend sein würde. — Herr Manitius, der wol die Unhaltbarkeit seiner vier Grundsätze gefühlt hatte, und dem die Abscheulichkeit derselben und die möglichen schrecklichen Folgen von so manchem rechtlichen Manne zu Gemüth geführt waren, hatte in seiner Vertheidigungsschrift, oder der sogenannten Prüfung meiner Aufsätze, die Sophisterei verübt, die vier Grundsätze des eigentlichen Streitpunkts mit keiner Silbe zu berühren,

sondern nahm ganz die unschuldige Miene an, als ob er bloß einen neuen ökonomischen Plan vorgeschlagen, und ich dagegen über ihn hergefallen wäre und ein Papiergeld in Vorschlag gebracht hätte. Der Recensent hatte die freundschaftliche Gefälligkeit für ihn, ganz diese seine Ansicht aufzunehmen und über die vier empörenden Grundsätze völlig zu schweigen; auch recensirte er gar nicht die Streitschriften, sondern die eigentliche Sache selbst, nahm dabei die Partei der Insolventen, die er durch die Sprüchelchen: Noth kennt kein Gebot, und: summum jus est summa saepe injuria vertheidigt. Er nimmt mit festem Glauben an alle aufgezählte Leiden an: „daß bei diesem Zusammentreffen der unglückseligsten Ereignisse auch der am festesten begründete Wohlstand eines Landes, und insbesondere der des Landmanns zerrüttet und diesem manche Leistungen unmöglich werden können.“ Allein der reelle Grundeigenthümer erfüllte seine Verpflichtungen und hatte Credit, da hingegen die Schwindler und Insolventen damals schon ins achte Jahr nicht „manche“, sondern häufig „alle“ Leistungen gegen ihre darbenden Gläubiger unterließen, und, ob sie gleich seit dieser Zeit, ohne dadurch aufgeholfen zu sein, im ruhigen Besitz und Genuß ihrer Grundstücke blieben, dennoch Entschädigung auf

Kosten der durch sie unglücklich gemachten Gläubiger fordern.

Ohne auf das Beispiel Englands, welches bei strengen Schuldgesetzen blüht, ohne auf die nachtheiligen Folgen des gehemmten Geldumlaufs nach Büsch und Smith zu achten, meint Recensent: „daß strenges Recht den Staat und den Wohlstand Aller ganz zu Grunde richten kann", und sagt: „den regelmäßigen Gang der Dinge in solchen regellosen Zeiten ohne alles Nachgeben und ohne alles Fügen in die Zeitumstände aufrecht erhalten zu wollen, ist eben so unmöglich als thöricht", und wußte folglich nicht, oder wollte nicht wissen, um alle Insolventen vertreten zu können, daß die Preußischen Gesetze jedem reellen Grundeigenthümer auch durch specielle Moratorien fügen und nachgeben. Und so hatten denn Herr Manitius und seine insolventen Freunde ihren Zweck erreicht, und durch diese originelle Recension eine neue Autorität erhalten, worauf sie sich gegen die höchsten Staatsbehörden stützen konnten.

In wiefern der Redacteur der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung, Herr Geheime-Hofrath Eichstädt, hieran Theil hat, weiß ich nicht; allein da ich bescheiden an

ihn

ihn schrieb, ihn auf das ganze saubere Gewebe, so wie hier geschehn ist, aufmerksam machte und vor dem Recensenten, der sein Institut auf diese Weise gemißbraucht hatte, warnte, erhielt ich — keine Antwort. Im Ganzen aber hatte ich doch einiges Gute bewirkt, denn mancher wichtige Mann war durch diese Streitschriften aufmerksam geworden; und wenn ich gleich darüber von Vielen, selbst zwei angesehenen Männern der Provinz, Jugendfreunden des Herrn Manitius, getadelt wurde, und die Insolventen über mich: Kreuzige, riefen; so kann ich doch nicht laugnen, daß es mir wohl that, daß ich alter, blinder, lahmer, tiefgebeugter Mann Kraft genug gehabt, um für Wahrheit und Recht zu kämpfen und zu leiden, und daß ich dabei nicht auf Menschenfurcht Rücksicht genommen hatte.

Hauptaugenmerk wurde es indeß für mich, da meine Einnahme sich immer mehr verringerte, manches Capital verloren ging, andre Zweige des Erwerbs aufzusuchen. Der eine, wozu ich im Jahr 1812 eine Aussicht erhielt, schwand bald hin. Zwei meiner Töchter besuchten damals die Lehranstalt des Fräulein von Osiau, und da ich meinen Töchtern Unterricht in der Geschichte gab, gestattete ich, frei von jedem Eigennutz, den

übrigen Zöglingen des Fräulein v. Oſtau daran Theil zu nehmen. Mehrere junge Damen wünſchten jetzt noch den Zutritt; wegen des engen Raums konnte dies nicht geſtattet werden, und da man nun in verſchiedenen angeſehenen Häuſern für hieſige Profeſſoren Zirkel von Zuhörern verſammelt, mir auch wegen meiner mündlichen Vorträge in der Deutſchen Geſellſchaft ſo oft Beifall geäußert hatte; ſo kam ich auf den Einfall zu glauben, daß, wenn ich Vorleſungen über die Geſchichte, für Damen, ankündigen würde, lebhafte Theilnahme dafür erwachen dürfte. Bei der Frau General-Lieutenant von York, jetzt Gräfin v. Wartenburg, die auch ganz für die Sache war und blieb, bei Madame Schindelmeißer und unter andern jungen Damen ſchienen ſich drei verſchiedene Zirkel von Zuhörerinnen bilden zu wollen; allein die anfangliche Wärme erkaltete plötzlich. Wirkten mir die Zeitumſtände, oder wirkten mir auch vielleicht Menſchen entgegen, die es nicht wollten, daß ich mir hiedurch einige Verbindungen und Einfluß verſchaffen ſollte? oder wirkte beides gemeinſchaftlich? Ich wage darüber nichts zu entſcheiden; die ganze Sache aber zerſchlug ſich.

Bald aber hätte der Vortrag, den ich am 3ten Auguſt 1812 in der Deutſchen Ge-

sellschaft hielt, mir eine unerwartete und unverdiente Ehre verschafft. Es waren dabei einige Französische Offiziere und auch der Consul zugegen. Ich aber hatte die Frage: ob Friedrich der Große den siebenjährigen Krieg zu vermeiden im Stande gewesen wäre? zum Stoff meines Vortrages gewählt, wobei mich vielleicht manche Rückerinnerung begeisterte. Als man nun aber beim Rückzuge der Französischen Armee noch darauf rechnete: Marschall Macdonald und die Preußen unter York sollten den nachrückenden Russen Einhalt thun; da hielt der König von Neapel und der Marschall Berthier auf dem Schlosse zu Königsberg einen großen Kriegsrath, und es wurde der Beschluß gefaßt: man müsse Preußen für Frankreich gewinnen, und, um dies zu erreichen, die Männer von Einfluß auf Französische Seite ziehen, um mit Hülfe derselben die Nation gegen Rußland aufzureizen. Der Gedanke war gar nicht übel, und die Herrn glaubten Zeit genug zur Ausführung zu haben. Der Consul Framery d'Ambreuc wurde beſehligt, ein Verzeichniß aller Manner von Einfluß, die man gewinnen mußte, aufzusetzen, und durch den Abschreiber dieser Liste erfuhr ich nun zufällig: daß auch ich wegen meiner Beredsamkeit und Popularität eine Stelle darauf erhalten hatte. Es war noch dabei bemerkt,

daß ich durch die Zeitumstände viel verlieren und dabei wol verdient hätte, durch die Gnade des Kaisers entschädigt zu werden. — Da indeß die Kosaken sich so schnell naherten, daß der König von Neapel und die Herrn Marschälle, nebst dem Consul in aller Eile davonliefen, so mußte auch der schöne Französische Plan, die öffentliche Meinung hier in Preußen zu bearbeiten, völlig unausgeführt bleiben. Doch mag die Nachricht davon hier zu einem neuen Beweise dienen, wie Frankreich jedes Mittel zur Erreichung seiner Absichten wählte.

So sehr ich diese Nation und ihre Maßregeln im Ganzen verabscheute, so sehr achtete ich den einzelnen guten Menschen, wo ich ihn antraf, und meine Fertigkeit in der Französischen und Italienischen Sprache machte mir auch die Menschen bald zugethan. Ueberhaupt fiel mir Wieland's Scherasmin, den der schöne Ton von den Ufern der Garonne entzückte, häufig ein. Die Italiener, wovon ein Regiment, größtentheils Calabrier, in der Gegend lag, die ich bewohne, hatten beinahe in jedem Hause Händel, waren in dem meinigen äußerst gesittet, und ein junger Neapolitanischer Offizier bat, ich möchte meinen Namen und meine Wohnung in seine Schreibtafel setzen lassen. Ich

that dies, und nun sagte er mit vieler Herzlichkeit: „Erlaubt mir, wenn ich krank oder verwundet aus Rußland zurückkehre, mir wieder ein Quartier bei euch ausbitten zu dürfen.“ Der Paveur Mochon, der bei mir im Quartier gelegen hatte, bat sich solches, da er zum zweitenmal nach Königsberg kam, auf dem Service-Büreau wieder aus; und doch wurden diese Leute in andern Häusern weit besser aufgenommen. Ich sandte ihnen alles, was ich ihnen geben mußte, in ihr Zimmer, nöthigte sie erst an meinen Tisch und machte sie mit meiner Familie bekannt, wenn ich sah, daß es gesittete Menschen waren, und glaube, daß ich gerade hiedurch und weil ich ihnen alles, was ich ihnen einmal geben mußte, unaufgefordert und mit Freundlichkeit reichte, allen Unannehmlichkeiten entging. Unter denen, die nach Rußland zogen, fragte mich mancher um meine Meinung. Vous vainquerez peut etre l'ênnemi, mais vous no vainquerez pas la nature, sagte ich allen mit Offenheit, und die mehrsten gaben mir zu, daß sie nichts Gutes erwarteten. Die Großsprecher schaffte ich mir sehr bald vom Halse. Wir wissen, sagte ich, daß Cäsar ganz Frankreich erobert hat, er allein hatte davon die Ehre, die Namen seiner Offiziere sind vergessen; so wird man auch Napo-

leons noch nach Jahrhunderten und höchstens der Marschälle noch beiläufig gedenken. Ueberhaupt aber bedaure ich die Franzosen, denn Mancher, der, wie Montagne und Montesquieu, Corneille und Racine, Rousseau und Voltaire, Lavoisier, Buffon und ähnliche Männer der Nation, die Achtung der Nachwelt erhalten würde, geht jetzt verloren, mancher talentvolle Jüngling mit ähnlichem Geiste verliert als Conscribirter die Gelegenheit, sich auszubilden, und stirbt unbemerkt auf dem Schlachtfelde oder im Lazareth. Die Nation erhält hiebei freilich den Ruhm der Eroberer, verliert aber jenes Wohlwollen und jene Achtung, welche sie sich durch Beförderung der Wissenschaften vormals so allgemein erwarb.

Zur Zeit des Rückzuges hatte ich auch Gelegenheit viele Scenen des äußersten Elends zu erblicken; Napoleon und dessen Heere gönnte ich dieses alles, vergaß aber nie, was ich dem einzelnen Unglücklichen schuldig wäre. Der Hauptmann de Riaz von den Schweizern, der kaum von einer Wunde in der Brust und dem Nervenfieber genesen, noch äußerst entkräftet in mein Haus kam, gewann, weil er seinen Bedienten, dem die Füße erfroren, der ihn aber während seiner Krankheit gepflegt hatte, dankbar und liebevoll

behandelte, sogleich meine Achtung. Als nachher die Flüchtlinge von seinem Regimente hieher kamen, brachte ihm der eine ein Pferd, der andere die Paradeuniform, welche er auf dem Schlachtfelde bei Polezk für ihn gerettet hatte, und sein im Lazareth verstorbener Oberst schickte ihm, da er nun Bataillons-Chefs wurde, seine Epauletts zum Andenken. Dies bewies mir die Achtung und Liebe, die er im Allgemeinen besaß. Er war ein paar Wochen lang in meinem Hause; ich bot alles zu seiner Genesung auf, und suchte ihm, was seine fernere Reise erleichtern konnte, zu verschaffen; denn wenn es ihm gleich hiezu nicht an Geld fehlte, so war doch der damalige Zeitpunkt so stürmisch, daß ein durch Krankheit entkräfteter Mann, der nicht einmal deusch sprach, sich hier nur in äußerst mißlichen Verhältnissen befand. Er entfernte sich noch zu rechter Zeit, und nun bekam ich einen Einquartierten über den andern; fünf Chirurgen und drei Bediente auf einmal. Unter diesen war ein alter Chirurgien-Major Moureau, vormals praktischer Arzt zu Orleans, ein Mann, der Kenntnisse in seinem Fache besaß; wogegen alle übrige Französische Aerzte, die bei mir im Quartier gewesen waren, die höchste Unwissenheit zeigten. Sie sprachen von den chirurgischen Operationen wie von den größten Kleinigkeiten, und verriethen doch dabei

die höchste Unkunde. Ein Chirurgien-Major belehrte mich: das Lazareth-Fieber, welches damals hier herrschte, und das gelbe Fieber in Spanien, wäre eine und die nämliche Krankheit. Ihr Dispensatorium war sehr einfach; aber viele der herrlichsten Arzneimittel waren ihnen völlig unbekannt. Ihre Unterchirurgen waren höchst unwissend. Einer darunter, Duval, gestand mir ganz aufrichtig, er verstehe gar nichts; denn er ware bloß Chirurgus geworden, um als Conscribirter der Muskete zu entgehen, und durch seine Erzählung erfuhr ich, daß die Unter-Chirurgen ihr Gewerbe bloß praktisch, ohne alle Vorbereitung und Lectüre, zu erlernen suchten, und wenn sie sich während einiger Jahre durch Erfahrung Kenntnisse gesammelt hätten, allmälig emporrückten. Junge Männer, die in der Ecole polytechnique gebildet waren und nachher Offizier-Stellen erhalten hatten, suchten mir von diesen Erziehungs-Anstalten einen glänzenden Begriff beizubringen, waren aber selbst in allen militairischen Wissenschaften äußerst schwach. Dieses äußerte ich einst gegen einen Französischen Artillerie-Capitain, mit dem ich zufällig in einem öffentlichen Garten Bekanntschaft machte, und den ich als einen sehr gebildeten Mann kennen lernte. Er sprach mit mir über die Französischen Festungen und

den sehr wichtigen Widerstand, welchen die Preußischen Festungen noch im Jahr 1807 zu thun im Stande gewesen wären; sagte mir mit vieler Freimüthigkeit: er wäre schon als Offizier zur Zeit Ludwig des XVI. ausgewandert, würde wahrscheinlich als Capitain sterben und bald diese unwissenden jungen Leute, welche Protection besäßen, zu Vorgesetzten haben. „O!" fügte er mit Heftigkeit hinzu, diese Protection und diese Unwissenheit, die sich unaufhörlich stärker äußern, werden die Französische Armee und hiedurch auch den Tirannen zu Grunde richten." Ich erschrack, denn ein Franzose konnte uns gehört haben, und äußerte daher mein Erstaunen. „O!" rief er, „ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, und sage Ihnen daher unverhohlen, es giebt Tausende unter unserer Armee, die noch täglich für die Bourbons beten."

Bei Gelegenheit des Rückzuges der Franzosen lernte ich sie auch noch ein wenig genauer kennen. Ein kranker Franzose, der wahrscheinlich nach dem in der Rosgärtschen Kirche befindlichen Lazareth ging, fragte mich, indem er auf die Französisch-reformirte Kirche zeigte: Est cela l'eglise de Rosgarte? Non, antwortete ich, c'est l'eglise des Francais. Par Dieu, des Francais? rief er trotzig.

Des Francais refugiées, erwiderte ich gerubig. Ah Monsieur! rief er aus, a present tous les Francais sont des refugiées. — Nicht so aufrichtig waren zwei Offiziere von der Französischen Garde-Artillerie, die bei der Etats-Räthin v. Baumann ins Quartier kamen. Sie erzählten, daß sie aus Paris gekommen wären, und hier nähere Befehle abwarten wollten, um an ihr Corps abzugeben, und bis hieher Vorspann erhalten hätten. Da mir die Sache auffiel, so erkundigte ich mich bei dem Bauern, auf dessen Schlitten sie kamen, und erfuhr, daß sie ihn aus der Gegend von Tapiau gemiethet hätten. Ich glaubte den Herrn zeigen zu müssen, daß uns Prahlerei nicht täuschte, und sagte ihnen daher, daß sie, wie ich von dem Bauern eben höre, auf der Reise von Paris nach Königsberg einen beträchtlichen Umweg gemacht hätten. Vous avez raison, erwiderte der eine Franzose ganz ruhig, nous avons fait un petit detour; mais cela ne fait rien. — Manche der Flüchtlinge brachten noch einen beträchtlichen Theil ihres Raubes mit. Der Hauptmann Riquetti und der Chirurgien-Major Darbonnala kamen mit zwei schwer befrachteten Schlitten. Sie packten alles um, verkauften manches, wovon ich keine Notiz nahm, als aber, nachdem sie abgereiset waren, das

Zimmer gereinigt wurde, so fand ich, daß diese Herrn in der Eil manches mitgenommen hatten, ohne es näher zu prüfen; denn sie hatten ein großes Pack Siegellack und auch den neuen baumwollenen Strumpf eines Kindes, welcher oben den Russischen Stempel hatte, liegen lassen. — Als sie bei mir im Quartier waren, besuchte mich der aus Wilna zurückgekehrte Payeur Mechen. Sie fragten ihn, ob er noch viel Geld zurückgebracht hätte. Ich würde alles gerettet haben, antwortete dieser, wenn mich nicht die Garden geplündert hätten. — Der Kaiser hat es erlaubt, antwortete Riquetti. — Bei Wilna, sagte Mechen, nicht aber bei Kauen, wo schon alles in Sicherheit war. Ich habe einen Theil des Silbergeldes hieher gebracht, aber auch selbst im Wagen eines Generals zwei von den mir geraubten Fässern mit Geld gesehen. — Il est vrai, sagte Riquetti, l'armée etoit un peu desorganisée. — Il y a longtems, rief Mechen, qu'elle etoit demoralisée. — So urtheilten die Franzosen selbst.

Als die Franzosen hier gegen Königsberg vorrückten, war mein Sohn, der bei den schwarzen Husaren und damals hier zu Königsberg stand, beschligt worden, einige Gelder nach Graudenz zu escortiren, und

von dort marschirte er mit dem Bülowschen Corps aus Preußen. Es war für mich eine höchst schmerzliche Empfindung, als unerwartet einige meiner Zuhörer und auch mehrere Preußische Offiziere an mich traten um Abschied zu nehmen, weil alle Preußische Truppen Königsberg verlassen mußten. Wir waren folglich der Discretion der Franzosen Preis gegeben, und nach der Capitulation des Generals v. York äußerten die Franzosen ihren Unwillen durch Drohungen, wenigstens beschuldigte man uns allgemein — und das auch wahrlich nicht mit Unrecht — der Anhänglichkeit für Rußland, und manches schien bedenklich, besonders da der König von Neapel und der Marschall Ney täglich in die Nähe von Königsberg ritten und ihr Gefolge die Nachricht verbreitete, daß man sich hier auf das hartnäckigste vertheidigen wolle. Alle Besorgnisse aber schwanden bei der erbärmlichen Beschaffenheit der Zurückgekehrten, wovon nur die wenigsten noch die Waffen führen konnten und durch die schnelle Abreise der Großen; auch der Abmarsch des klägelichen Ueberrestes der Garde, den die Franzosen 12000 Mann stark angaben, und der höchstens 1500 betrug, überzeugte uns, daß diese Herrn uns nicht länger mit ihrer Gegenwart beehren wollten. Nur das Corps

von Macdonald, welches nicht gleich der übrigen Französischen Armee aus Kranken und kraftlosen Menschen bestand, flößte die Besorgniß ein, daß es vielleicht bei seinem Rückzuge Königsberg anzünden, sich Plünderungen und Excesse erlauben könnte. Es war aber auch hier eine solche Stimmung allgemein, daß ein jeder auf die Zurückziehenden losgeschlagen hätte, und ihre Lage würde, wenn alsdann die Russen eingerückt wären, höchst nachtheilig geworden sein. Der König von Neapel scheint etwas ähnliches befürchtet zu haben, denn er fragte den damaligen Oberbürgermeister Heidemann, wieviel wehrhafte Menschen wol Königsberg enthielte. Ungefähr 30000, antwortete Heidemann, der den Grund der Frage merkte, und die Franzosen betrugen sich nun äußerst schüchtern. In der letzten Nacht ihres Hierseyns hatte ich mich nicht ohne Besorgniß angekleidet aufs Bett geworfen, da lief gleich nach Mitternacht ein Mensch durch die Straße, und rief mit großem Freudengeschrei: die Kosaken sind da! und bald darauf brachte mir einer meiner Nachbarn die Nachricht, daß die Franzosen ruhig aus der Stadt zögen. Am Morgen kam der Westphälische Hoboist Müller, der bei mir im Quartier gelegen hatte, ein bescheidener Mann, aus dem Halberstädtschen gebürtig,

und bat mich, es doch zu verhindern, daß er nicht als Gefangener betrachtet und nach Rußland gebracht wurde. Ich schickte ihn mit einem Billet an den gefangenen Russischen Rittmeister Soriez, den die Franzosen bei der übereilten Flucht zurück gelassen hatten, und durch diesen beschützt, blieb Müller hier zurück. — Bei den Russischen Einquartierten half mir auch wieder die Kenntniß ihrer Sprache, und wenn ich die Ausgaben und die Beschränkung in meiner Wohnung abrechne, so habe ich den Druck der Einquartierung bei weitem nicht so sehr meine Nachbarn gefühlt.

Der Wunsch, auf die Befreiung des Vaterlandes zu wirken, lag auch in meinem Herzen, und da ich fühlte, daß Geldmangel das vorzüglichste Hinderniß bei den Rüstungen sein würde, aber auch wieder einsah, wie blühend Preußens Handel werden müßte, wenn dessen Häfen beinahe einzig den Engländern offen standen; so wagte ich, dem Herrn General v. York, welchem ich persönlich bekannt war, ein Memoire zu überreichen, worin ich die unglückliche Lage meines schon durch den vorigen Krieg, den General-Indult, die Suspension der Wechergesetze, die Aufhebung der Privilegien und den Durchmarsch der Franzö-

fischen Truppen verarmten Vaterlandes auseinandersetzte. Dagegen that ich den Vorschlag, einen Impost während des Krieges auf alle eingehende Güter einzuführen; dieser würde in Preußen nur den reichen Consumenten drücken, und beinah einzig den Ausländer treffen, so lange dieser die Englischen Waaren nur aus Preußen ziehen könnte. In wiefern hierauf Rücksicht genommen und die Einführung des Kriegs-Impostes, der dem Staate so große Summen brachte, hiedurch veranlaßt wurde, ist mir unbewußt; denn es genügte mir jederzeit, wenn ich etwas Nützliches und Gutes bewirken zu können glaubte, nicht ruhig und müßig zu bleiben. Damit man aber meine Schritte nie als Anmaßung und mich als einen Menschen betrachten könne, der nur Belohnung suche, so war es allezeit mein Grundsatz, wenn ich mit meinen Einsichten nützen zu können glaubte, mich an denjenigen zu wenden, der auf die Ausführung zu wirken im Stande war, ihm die Sache auseinanderzusetzen und alsdann, wenn er mich nicht weiter aufforderte, in den Schatten zurückzutreten.

Höchst erfreulich war mir um diese Zeit die Bemerkung, daß jener gute Geist, der bei den Mitgliedern des sittlich-wissenschaft-

lichen Vereins herrschte, nicht erloschen war: viele, wenn ich zufällig auf sie stieß, ihnen nur auf der Straße begegnete, sagten mir mit Herzlichkeit: Wenn jetzt noch der Verein bestände, wie wollten wir wirken! Wirket, antwortete ich dann, im Einzelnen, wo Ihr Einfluß habt, und bestimmt jeden auf diese Weise zu handeln. Das geschah denn auch wol treulich, drei Viertel von den ehemaligen Mitgliedern des Vereins griffen zu den Waffen, und besonders angenehm war es nur noch, daß keiner eigenmächtig oder nach seiner Privat-Meinung handelte, obgleich jeder vom höchsten Haß gegen Frankreich beseelt war. Es war beinahe nur eine Stimme: wir wollen unser Vermögen, unser Leben willig opfern, aber nicht eher, als bis es der König befiehlt — und dies diente mir zum offenbarsten Beweise, daß der Verein eine gute Stimmung verbreitet hatte und dem Staate durchaus nicht nachtheilig geworden war.

Ich hatte bei allen Leiden doch auch zuweilen eine Veranlassung zum Lachen; so wurde der alte Doctor Moyreau sehr entrüstet, als ich ihm nicht ein besonderes, sondern nur ein gemeinschaftliches Zimmer mit den andern Aerzten geben wollte. Er schlug mit geballter Faust auf den Tisch und rief:

„sacher

„sachez Monsieur, qu'il faut respecter les Français, car les Cosaques ne sont pas encore ici.“ Ich schlug aber eben so heftig auf den Tisch und rief: mais sachez Monsieur, qu'ils viendront! Er schwieg, ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab und fragte nun ganz gelassen: wie weit mögen wol die Russischen Vorposten noch von Königsberg entfernt sein? und ich, der ich mich kaum des Lachens enthalten konnte, antwortete in dem nämlichen Tone: wenn man dem Gerüchte trauen darf, nur wenig Meilen.

Schon habe ich erwähnt, welche traurige Folgen es für mich hatte: daß zwei nervenkranke Französische Gensd'armen zu mir geschickt wurden; der Eine darunter Fiatti, hatte sich auf dem Hinmarsch nach Rußland sehr gut benommen, es gelang mir, ihn in das Offizier-Lazareth zu bringen, ich nahm mich seiner nach Möglichkeit an, und als nachher ein kranker Französischer Capitain zu mir ins Quartier kam, bat ich ihn: es seinem Bedienten zu erlauben, täglich etwas an Fiatti zu bringen. Der junge Mensch hieß Bonneaut und als ich ihm bei seinem Abmarsch ein kleines Geschenk machen wollte, schlug er solches hartnäckig aus, mit der Aeu-

ſterung: wie er mir dafür Dank ſchuldig wäre, daß ich mich ſeines kranken Cameraden angenommen hätte. Der kranke Hauptmann ließ mich durch ihn zu ſich bitten. „Ich halte Sie," redete er mich an, „für einen ehrlichen Mann und es kann Ihnen daher wol keine Freude machen, wenn ich kranker Mann, der ich den Transport nach Rußland nicht überleben würde, den Ruſſen als Gefangener in die Hände falle. Allein ich bin auch ſo entkräftet, daß ich mich gerne ein paar Tage auszuruhen wünſche und bitte Sie daher, wenn Sie beſtimmt wiſſen, daß die Ruſſen in der Nähe ſind, mir davon Nachricht zu geben." Ich glaubte die Menſchlichkeit fordere es, die Bitte des Kranken zu gewähren, doch erfuhr ich nichts beſtimmtes, bis ich eines Tages ausging und mein Führer mich darauf aufmerkſam machte, daß einige Menſchen auf etwas zu horchen ſchienen. Sie glaubten entfernte Kanonenſchüſſe zu hören und ich fand dies beſtätigt. Es war das Gefecht zwiſchen Ruſſen und Franzoſen bei Labiau. Ich ſagte dies dem kranken Hauptmann, der nun mit Mühe ſein Pferd beſtieg, welches Bonneaut am Ziegel leitete.

Der Transport nach Rußland war überhaupt jedem Franzoſen ein ſchrecklicher

Gedanke, auch Fiatti forderte mich auf, ihn davon zu befreien, dies vermochte ich nicht: er war bereits genesen und hatte ein Quartier außerhalb dem Lazarethe erhalten und ich hatte ein paar Tage hindurch nichts mehr von ihm gehört, als er sich an einem Morgen in Begleitung eines Kosaken einstellte. Mit großer Angst erzählte er mir: er habe erfahren, daß die Garnison aus Pillau, welche freien Abzug erhalten hätte, nicht weit von Königsberg vorbeimarschiere, hätte diese zu erreichen und sich ihr anzuschließen gehofft, wäre aber von den Bauern aufgefangen und hieher gebracht worden, säße auf der Hauptwache, hätte bereits ein langes Verhör ausgestanden und sich darauf berufen, daß er mir als ein ehrlicher Mann bekannt wäre. Herr Etatsrath v. Kotzebue, an den ich mich wandte, hatte die Güte sich seiner anzunehmen. Er brachte mir die Nachricht: daß Fiatti, der sich Mühe gegeben, seine Flucht von hier zu verheimlichen, durch eine Menge schiefer Antworten sich in Verdacht gebracht hätte, ein Französischer Spion zu sein; daher hätte mein Zeugniß und seine Verwendung ihn aus einer sehr mißlichen Lage gerettet, doch könnte er von dem Transport nach Rußland nicht befreit werden.

Fiatti hatte mich eines Tages zu sich in das Lazareth bitten lassen, und als der Baiersche Lieutenant Thomas, der bei mir im Quartier gelegen hatte, mich bei dem Fenster vorübergehen sah, bat auch er mich, hinein zu treten. Es befanden sich in dem Zimmer acht kranke Offiziere, lauter Deutsche, welche ich auf ihre Bitte: sie wo möglich vom Transport nach Moskau zu befreien, gleichfalls an Herrn v. Kotzebue empfahl. Es sind dies diejenigen, welche auf seine Veranlassung in unsern öffentlichen Blättern eine Aufforderung an ihre deutsche Kameraden erließen, nicht mehr unter Bonaparte zu dienen, sondern vielmehr darnach zu trachten, ihre Fürsten von dessen Unabhängigkeit zu befreien.

Ueberhaupt muß ich dankbar des Wohlwollens erwähnen, welches mir Herr von Kotzebue bezeugte. Er hatte einst bei mir seines Sohnes, des Weltumseglers, mit Vaterliebe und Vaterfreude gedacht. Mein jüngster Sohn, ein feuriger Knabe, horchte hoch auf und äußerte: daß er wol auch eine solche Reise mitzumachen wünsche. Hr. v. Kotzebue faßte dies auf, und da gerade die regierende Kaiserin von Rußland hier durchging, verwandte er sich bei derselben, daß mein Sohn unter die Russischen See-

Cadetten aufgenommen werden möchte, und versprach mir: daß er alsdann Begleiter seines jüngern Sohns werden sollte, der auch eine Reise um die Welt zu thun beabsichtigte. Die Kaiserin lehnte es ab, sich für meinen Sohn zu verwenden, versprach aber, es bei ihrem erhabenen Gemahl zu thun, wenn ich demselben ein Bittschreiben überreichen wollte. Bei genauer Erwägung schien es mir Unrecht, meinen Sohn in fremde Kriegsdienste zu geben und so unterließ ich die Abfassung des Bittschreibens, dessen Bestellung Herr v. Kotzebue gütigst übernehmen wollte.

Mein zweiter Sohn kämpfte unter dem Corps des Grafen Bülow von Dennewitz, that seine Schuldigkeit und erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Offiziers. Bei seiner Anspruchlosigkeit hielt er es für nothwendig, seinen Geist weiter auszubilden und faßte daher den Entschluß, da ihm im Jahre 1815 die Gelegenheit fehlte, sich im Kriege auszuzeichnen, weil das Regiment, bei welchem er stand, zur Besatzung von Posen gehörte, nach Berlin auf die Kriegsschule zu gehen, als er am Ende des Jahres 1815 nach Remonte an den Don commandirt wurde. Bei seiner Rückkehr aber ward er Regiments-Adjutant und daher unterblieb sein

Plan. Er fordert nichts von mir zu seiner Unterstützung, steht in Betreff seiner Equipage keinem seiner Cameraden nach und versichert mit seiner Besoldung auskommen zu können. Meinen ältesten Sohn, welcher im Jahre 1813 Auscultator wurde, hielt ich von der Theilnahme an dem Kriege zurück, denn meine Vermögensumstände waren verwirrt, ich in eine Menge von Prozessen verwickelt. So lange ich lebte, war ich durch meinen Credit meine Lage zu erhalten und die vielen Prozesse mit meinen Schuldnern zu führen im Stande. Starb ich, so konnte nur dieser Sohn, ein pünktlicher junger Mann, der mit allen meinen Verhältnissen genau bekannt war, was seine Mutter und Geschwister bedrohte, nach Möglichkeit abwenden. Ueberdem hatte Sr. Excellenz der Kanzler von Schrötter den wenigen Referendarien das Zeugniß der Unentbehrlichkeit ertheilt. Als aber im Jahre 1815 ein neuer Königlicher Befehl alle junge Männer unter 25 Jahren zu den Waffen rief, und jeden, der zurückblieb, zu keinem Amte vorzuschlagen gebot, da glaubte ich nicht selbstsüchtig handeln, meinen Sohn nicht zum Opfer für mich und die Meinigen machen zu müssen, auch wollte ich lieber das Aergste erdulden, als durch Zurückhaltung meines Sohnes ein böses Beispiel geben und

daher ließ ich ihn zum Heere nach Frankreich abgehen. Nach geschlossenem Frieden wurde er als Lieutenant vom zweiten Brandenburgschen Infanterie-Regimente entlassen und konnte sich wieder ganz seiner Bestimmung weihen. Die Summe, welche seine Ausrüstung und die Reisekosten erforderten, war für mich nicht leicht aufzutreiben, doch habe ich auch dieses Opfer, welches das Vaterland und die Zeitumstände von mir erheischten, gern verschmerzt, umsomehr, da ich die Freude erlebt habe, daß mein Sohn nach zurückgelegtem Examen als Assessor und späterhin als Rath beim hiesigen Ober-Landesgerichte angestellt wurde. Er lebt mit seiner Frau glücklich und zufrieden, und vier Enkel gewähren mir eine neue Freude. Meinen jüngsten Sohn trieb auch während des Krieges die Neigung zu den Waffen, aber bei den wenigen Aussichten, nach dem Frieden im Militair eine Versorgung zu erlangen, suchte ich für ihn nach beendigter Dienstzeit seine Entlassung, damit er sich dem Studium der Rechte weihen könne.

Im Anfang des Jahres 1815 traf mich ein neues unerwartetes Leiden; meine jüngste Tochter, die äußerst lebhaft ist, war zufällig dabei zugegen, als ein junges Frauen-

zimmer unerwartet heftige Krämpfe bekam. Sie befand sich unwohl und als sie bald darauf einen Schrecken hatte, bekam sie selbst Krämpfe. Mir blindem Manne, der dies nicht sah, dem aber seine aufgeregte Phantasie die Sache vielleicht noch gräßlicher mahlte, als sie in der Natur ist, ging dies sehr zu Herzen. Einige Monate lang währte dieser Krankheitszustand; allein die Vorsehung erbarmte sich meiner und meines Kindes und Hr. Medizinalrath Hirsch, dieser vorzügliche Arzt, stellte sie völlig her.

Hin und wieder machte mich Gott so glücklich ein Werkzeug zum Guten zu sein, ob ich gleich durch eigene Kraft wenig thun konnte. Durch meine Frau war ich mit den Familien von Wegnern und von Collrepp verwandt und der verstorbene Major von Collrepp, ein äußerst redlicher und wissenschaftlich gebildeter Mann, dem ich herzlich zugethan war, forderte mich auf, statt seiner die Stelle des Curators der v. Wegnern-Bironschen Stiftung zu übernehmen. Die Mitglieder, welche ein Recht zur Theilnahme hatten, erhielten in vielen Jahren nichts, höchstens eine Kleinigkeit. Die Vorsehung schenkte meinem guten Willen das Gedeihen. Durch milde Maaßregeln — denn nur gegen einen Einzigen mußte ich Härte gebrau-

chen — befreite ich die Einsaaßen des Stifts-guts Wickbold ganz oder doch größtentheils von ihren beträchtlichen Schulden, indem ich die Staatspapiere, welche sie zum Ersatz für Lieferungen und Leistungen erhielten, nach dem Nominalwerth annahm. Seit vier Jahren habe ich den Theilnehmern mehr entrichtet, als irgend einer meiner Vorgänger und da mir die Vererbpachtung von Wickbold gelungen ist, so dürfte dieser Vortheil bleibend sein und die der Stiftung vorbehaltenen Ländereien noch das Einkommen derselben erhöhen.

Im Sommer 1815 wurde auch das Testament des Major v. Kowalsky publicirt. Dieser hatte nach seinem Tode und dem seiner Gemalin sein Gut Spitzings und ein Capital von 7000 Rthlr. zu einem ländlichen Waisenhause bestimmt, mir, wenn ich den Tod seiner Gemalin erleben würde, ein Legat von 1000 Gulden ausgesetzt, mich zum Curator dieser Stiftung ernannt und meinen Nachfolger zu ernennen berechtigt. Da ich mit dem Major von Kowalsky weder verwandt noch genau bekannt war, denn ich hatte blos in meinen Jünglingsjahren, als ich wegen meiner Augenkrankheit den Regimentschirurgus Haudy zu Rathe zog, ein paar Wochen lang in dem nämlichen Hause

mit ihm gewohnt und späterhin mit ihm in zwei Familien einigen Umgang gehabt, rühre mich dies ehrenvolle Zutrauen. Ich eilte sogleich einen kenntnißreichen und sehr rechtschaffenen Mann, Herrn Regierungsrath und Professor Hagen, zu meinem Nachfolger zu ernennen. Da ich auch den Tod der Frau Majorin von Kowalsky im Jahre 1817 erlebte, so kam ich in Wirksamkeit, habe alle Legate ausgezahlt, und hoffte den Fonds um einige 100 Thaler zu erhöhen. Dieser Fonds ist bei den jetzigen Umständen nicht hinreichend zu der durch das Testament beabsichtigten Stiftung; doch zweifle ich nicht, wenn die von mir den Behörden gemachten Vorschläge angenommen werden, die ganze Sache auszuführen, dafern meine Gesundheit mir die Beibehaltung dieses Geschäfts noch einige Jahre hindurch gestatten sollte. Dies war meine Ansicht; allein der Orkan am 17. Januar 1818 richtete in dem Gute beträchtliche Verheerungen an, ich konnte bei dem Mangel des Gesichts hier um so weniger wirken, da der zweite Curator, Hauptmann von Falkenhayn, ein sehr rechtschaffener Mann, so erkrankte, daß er mich gar nicht unterstützen konnte und auch am 28. Januar 1819 starb. Die Physicalisch-Oekonomische Gesellschaft, die laut dem Testamente die Oberaufsicht hatte, übernahm

solche, fand sie aber bald lästig und entschlug sich derselben. Die Stiftung kam hiedurch unter Aufsicht der Ostpreußischen Regierung. Unbekannt mit dem officiellen Gang der Geschäfte und da meine Gesundheit äußerst abnahm, fühlten ich und Hauptmann von Falkenhayn der Sache nicht gewachsen zu sein. Allein die Regierung zwang uns, da wir unsere Curatorstellen niederlegen wollten, solche beizubehalten, weil Niemand sie gleich uns unentgeldlich übernehmen wollte. Bei Falkenhayns Krankheit fiel die ganze Last der Geschäfte auf mich, ich that, was ich konnte. Die Vorsehung schenkte mir den Beistand eines sehr rechtlichen und verständigen Mannes, des Mühlenbesitzers Schröder zu Waldau, von diesem unterstützt, wurden die durch den Orkan zerstörten Gebäude wieder hergestellt, und durch zweckmäßige Sparsamkeit ist dennoch in zwei Jahren der Fonds beträchtlich erhöht, so, daß sich bereits schon 9400 Thaler im Depositorio der Ostpreußischen Regierung befinden. Daß ich jetzt, nach dem Tode des Hauptmann von Falkenhayn, die Befreiung von dieser Curatorstelle, die zu verwalten mir physisch unmöglich ist, erhalten werde, wage ich wenigstens zu hoffen, da selbst Sr. Excellenz der Landhofmeister und Ober-Präsident von Auerswald durch zwei Versu-

gungen an die Ostpreußische Regierung dies zu bewirken gesucht hat, und ich wünsche, daß mein Beispiel nicht für jeden ehrlichen Mann abschreckend sein möge: sich bei völliger Gesundheit und unter günstigen Umständen einem Geschäfte für das allgemeine Beste zu unterziehen, von welchem man ihm nachher, unter veränderten Umständen, sich nicht wieder zurückzuziehen gestattet. Meine Hoffnungen in Betreff meiner Entlassung wurden auch endlich von der Königl. Regierung erfüllt und ich, so wie die Erben des Hauptmann von Falkenhayn, völlig dechargirt.

Bei Errichtung des Graf Bülow-Dennewitzschen Blinden-Instituts wurde ich zum Vorsteher ernannt. Ich kann wenig nützen, weil mir das Gehen beinahe täglich schwerer wird; sollte aber der künftige Sommer mir vielleicht wieder einige Kräfte schenken, so hoffe ich auch hier einiges Gute bewirken und den Blinden manche kleine Arbeit lehren zu können. Bei der beständigen Abnahme meiner Kräfte blieb dieser gute Wunsch unerfüllt; allein da den Blinden ein Führer nach der Kirche nöthig, zuweilen ein Vorleser erbaulich und nützlich war, so hatte ich das Glück, durch Herrn Grafen v. Dönhof den Jüngeren auf Hohendorf mit

den erforderlichen Kosten hiezu unterstützt, ihnen beides verschaffen zu können. Uebrigens war zuweilen ein guter Rath alles, was ich zu leisten vermochte. Hin und wieder wurde dieser auch von guten Freunden und Bekannten, ja auch wol von Unbekannten von mir gefordert, und wenn gleich die Lebhaftigkeit meines Temperaments mich besonders in frühern Jahren zu rastloser Thätigkeit antrieb, so war dieses nicht der einzige Bewegungsgrund mich zuweilen mit Geschäften zu befassen, die ich eben so füglich hätte von mir weisen können, wenn es mir nicht wohl gethan hätte, auch noch in meiner unglücklichen Lage, meinen hülfsbedürftigen Nächsten nützen zu können; und da die Vorsehung so viel für mich gethan hatte, so hielt ich es um so mehr für Pflicht, keine Gelegenheit von mir zu weisen, wobei ich meinen Dank gegen Gott durch Liebe des Nächsten äußern konnte.

Wegen meiner vier Töchter war ich in großen Sorgen. Sie waren zwar geschickt in weiblichen Arbeiten; allein mir war auch die Ueberzeugung geworden, daß dieser Erwerb nur höchst ärmlich ist. Daher wandte ich mich auch in dem Zeitpunkte, worin man mir mein Gehalt bei der Kriegsschule nehmen wollte, an den Minister v.

Schuckmann, der mir bei dem besten Willen in dieser Sache nicht nützen zu können erklärte, aber mit vieler Güte die Gewährung meines Gesuchs bewirkte, daß die 200 Thaler, die ich aus der Szembeckschen Stiftung genoß, dereinst nach meinem Tode meine Töchter jährlich genießen sollten, und wenn, wie ich hoffe, das Capital dieser Stiftung erhalten wird, wozu ich nach Möglichkeit wirken werde, so sind wenigstens meine Töchter gegen die äußerste Dürftigkeit gesichert. Allein jetzt ist das Gut Palmnicken, worauf dies Capital steht, sequestrirt, es wird mir nichts mehr gezahlt und ob ich und meine Töchter jemals etwas erhalten werden, steht in Gottes Hand.

Vortheilhaft wirkte für eine meiner Töchter ein alter Freund, der Hofrath Kaufmann von Löwenberg. Ich hatte mit ihm in meinen frühern akademischen Jahren, als ich Medicin studiren wollte, die Osteologie und Anatomie bei Doctor Büttner und die Botanik bei Doctor Tiesen gehört; hiedurch war eine oberflächliche Bekanntschaft entstanden, die wir in dem Zeitpunkte erneuerten, da ich mich, um einige Versuche zur Wiederherstellung meines Gesichts zu machen, in Schippenbeil aufhielt. Er hatte sich in

der Folge ein beträchtliches Vermögen erworben, war kinderlos, und beschloß daher nebst seiner äußerst gutmüthigen Gemalin eine Stiftung zu errichten, wodurch, wenn beide gestorben wären, vier adeliche Frauenzimmer, die sich im Preußischen Staate, wo sie wollten, aufhalten könnten, jede jährlich 150 Thaler erhalten sollten. Er benannte die vier ersten, und erklärte, daß, wenn eine davon abginge, eine meiner Töchter meiner eigenen Bestimmung gemäß eintreten, und ich ihr, wenn sie nicht zur Hebung gelangte, eine andere substituiren sollte. Ich ernannte die jüngste Tochter zu dieser Anwartschaft, und substituirte, wenn sie durch den Tod oder eine Heirath nicht zur Hebung gelangen sollte, die älteste meiner alsdann noch unverheiratheten Töchter. Sechs Wochen, nachdem mein alter Freund mir hievon Nachricht gegeben hatte, war er nicht mehr am Leben. Der Hauptmann v. Falkenhayn sorgte durch sein Testament für meine zweite Tochter, indem er ihr so lange seine Gemahlin lebt, 50, nach dem Tode derselben 100 Thaler jährlich als eine Leibrente aussetzte. Ich aber sehe ein, daß bei allen Unfällen und Leiden, die auf mich losstürmen, mir die Vorsehung doch auch hin und wieder eine Tröstung zuwendet; denn auch mein Wunsch, meinen Gläubi-

gern gerecht zu werden, fing an, in Erfüllung überzugehen, weil ich, als die Stadt-Obligationen 78, die Pfandbriefe 84 Procent fanden, was mir davon noch übrig war, verkaufte und hiedurch, so wie durch Ersparungen und durch meinen Erwerb einen Theil meiner Schulden bezahlte. Meine gute redliche Schwiegermutter, die bei ihrem hohen Alter noch Gesundheit und Heiterkeit besaß, lebte äußerst abgesondert im Röderschen Stifte, und ich hegte daher den Wunsch, daß, wenn Gott sie aufs Kranken- oder Sterbelager brächte, sie es sich wenigstens gefallen lassen und ich so viel Zeit gewinnen möchte, sie zu mir zu nehmen, um ihr jeden möglichen Beistand zu leisten; denn wenn sie gleich zuweilen einige Wochen in meinem Hause zubrachte, so wollte sie sich doch von der, ihr durch eine lange Reihe von Jahren sehr lieb gewordenen Stiftsstelle nicht ganz trennen. Sie wurde zur Feier ihres 81sten Geburtstages in mein Haus geladen, war recht heiter und erfreute sich bei dem Gedanken an die nahe Rückkehr meines ältesten Sohnes, ihres Lieblingsenkels. Da erkrankte sie nach ein paar Tagen plötzlich, und die anscheinend unbedeutende Krankheit wurde ihr durch Altersschwäche tödtlich. Ihr ganzes Vermögen, 3700 Gulden, hatte ich auf ihr Verlangen zugleich mit dem meinigen, auf

dem

auf dem Gute Perguschen zur ersten Stelle untergebracht und ihr darüber einen Wechsel ausgestellt. Ich kannte meinen Schwager, den Major von Montowt, als einen sehr redlichen Mann und wußte, daß er mich wegen seines Antheils nicht drücken würde; allein ich wünschte ihm doch denselben gleich auszahlen zu können und machte dazu verschiedene Plane. Da erklärte Montowt mit einem Gefühle, das mich herzlich rührte, daß er nur den Trauring mit dem Namen seines Vaters wünsche und trat übrigens meiner Frau seinen Antheil an dem Mobiliar-Nachlaß und meinen vier Töchtern den an dem Capitalvermögen seiner Mutter ab.

Ein Landedelmann, der in Betreff seines Vermögens völlig zurückgekommen war, hatte bisher den jüngsten Sohn meines zweiten Bruders zugleich mit seinen Kindern erzogen und sandte ihn mir jetzt zu. Ich ließ ihn eine Schule besuchen, und der sanfte gutgesittete Knabe wurde von mir und meiner Frau so betrachtet, als ob er unser Kind wäre. Er wünschte bei der Cavallerie Dienste zu nehmen und wurde daher bei dem 6ten Ulahnen-Regimente engagirt. Wenig Wochen darauf fiel er in ein heftiges Nervenfieber; ich und meine Frau stimmten darin überein, ihn zu uns ins Haus zu nehmen.

Er litt viel, war dem Tode nahe, iſt aber wieder völlig geneſen, mit dem Regimente nach Poſen marſchirt und jetzt ſeit kurzem Offizier geworden. Der zweiten ſehr unglücklichen Tochter meines jüngſten Bruders, die an fürchterlichen Krämpfen leidet, ertheilte der Landhofmeiſter v. Auerswald eine conditionirte Stelle im großen Königl. Hospital. Sie hat dort ein Zimmer, Heitzung, Licht, das Eſſen für ihre Aufwärterin und noch einige kleine Vortheile, und der Profeſſor Henne, mein ehemaliger Gehülfe, iſt ohne allen Eigennutz ihr Arzt.

Ich ſelbſt begann immer mehr zu kränkeln, achtete aber darauf nicht, ſondern als mir die Königl. Calender-Deputation zu Berlin im Jahre 1816 den Auftrag machte, Aufſätze für den Oſt- und Weſtpreußiſchen Calender zu liefern, ergriff ich mit Freuden dieſe Gelegenheit, um in einem populären Vortrage manches Belehrende, vorzüglich aber gute Geſinnungen und Liebe für König und Vaterland zu verbreiten, dem Vorurtheil und Aberglauben entgegen zu wirken. Um meinen Erwerb zu mehren, gab ich noch im Jahre 1816 in den Abendſtunden einigen Jünglingen, die ſich zum Militair-Examen vorbereiten wollten, Unterricht in der Geſchichte. Es war ſchwer für mich, dies

zwei Stunden hintereinander und des Abends zu thun, doch bot ich Alles auf, hiebei nicht zu ermatten.

Die Vorsehung half mir indeß allmälig so weit, daß ich einigermaßen aufs Reine kam. Bei dem Verkauf des Guts Ueberwangen, auf welchem ich 9265 Rthlr. 20 Sgr. stehen hatte, wovon 7333 Rthlr. 10 Sgr. den Geschwistern von Collrepp gehörten, kam ich mit dem Verlust von etwas mehr als zweijährigen Zinsen davon und das Gut Perguschen, welches ich in der eingeleiteten nothwendigen Subhastation zu erkaufen mich genöthigt sah, um mein darauf eingetragenes Capital nicht zu verlieren, verkaufte ich sogleich wieder an den Landschaftsrath von Oldenburg auf Beiseleiden. Auch der Prozeß mit dem Pächter dieses Guts, wegen der geforderten Schadloshaltug, wurde zu meinem Vortheil entschieden, so daß ich endlich die Hoffnung schöpfen konnte, dereinst nach meinem Tode meine Familie im ruhigen Besitz des Meinigen zurückzulassen und noch zuvor meine beträchtlichen persönlichen Schulden zu tilgen. Dies blos durch Ersparungen zu thun war mir unmöglich, weil bei einer so zahlreichen Familie, als die meinige ist, oft unerwartete Ausgaben kommen, auch bei einem so vorgerückten Al-

ter, als worin ich mich befand und bei einem sehr kränklichen Körper, für mich die Abfassung schriftstellerischer Arbeiten, die ohnehin der Mangel der Augen erschwert, mit großen Schwierigkeiten verbunden, der Erwerb hiebei folglich nicht sehr beträchtlich ist. Dies galt auch in Betreff der Leihbibliothek, da sich die Zahl solcher Lese-Anstalten zu Königsberg und in den kleinen Städten unaufhörlich mehrte, auch meine Wohnung abgelegen war. Die damit verbundenen kleinen Unannehmlichkeiten machten mir überdem solche lästig und als mein Gehülfe die Absicht sich von mir zu entfernen äußerte, ich aber einsah, daß mir Geduld und Kräfte mangelten wieder einen jungen Menschen zu erziehen und für alle meine Geschäfte zu bilden, meine Einnahme aber nicht hinreichte, einem schon gebildeten jungen Manne seine Bemühungen gemäß den jetzt üblichen Preisen vergelten zu können, so entschloß ich mich: meine Leihbibliothek für den sehr mäßigen Preis von 1800 Rthlr. zu verkaufen.

Das Glück meiner Kinder ist jetzt mein wichtigster Wunsch; meine übrigen Wünsche sind unbedeutend, der hauptsächlichste: Ruhe für meine letzten, soviel als möglich sorgenfreien Lebenstage. Könnte ich aber mich insoweit aus allen schriftstellerischen Verhältnissen setzen, daß

ich bloß, wenn mein eigener Wunsch, nicht wenn das Bedürfniß dazu treibt, etwas niederschreiben lasse, mich meines Gehülfen größtentheils nur als eines Vorlesers bedienen und — welches für mich der höchste Lebensgenuß ist — mir zuweilen durch Fahren eine Bewegung in freier Luft gestatten, meinen Kindern keinen billigen Wunsch verweigern und doch noch etwas für den Nothleidenden übrig behalten, so wären alle meine Wünsche erreicht.

Durch 2000 Rthlr. baar Geld, welche ich beim Verkauf von Perguschen, durch die 1800 Rthlr., welche ich beim Verkauf meiner Leihbibliothek erhielt, durch Verkauf von Stadtobligationen und Pfandbriefen habe ich meine sämmtlichen persönlichen Schulden späterhin getilgt und durch die Gnade des Königs ist mir mein Gehalt bei der Divisionsschule als Pension geblieben, als ich meine Stelle und die bei der Militair-Examinations-Commission niederzulegen gezwungen wurde. Denn eine zunehmende Körperschwäche erschöpft meine Kräfte auch bei einem unbedeutenden Gange; kommt noch, was bei den Hörsälen der Divisionsschule der Fall ist, das Steigen hoher Treppen hinzu, so bin ich völlig athemlos, bedarf einige Minuten zur Erholung. Ein krampf-

hafter Huſten, von dem ich oft Tage hindurch frei bin, äußert ſich zuweilen ſo heftig und anhaltend, daß er den zuſammenhängenden Vortrag erſchwert, beſonders überfallen mich aber plötzliche Beängſtigungen, deren Grund ich nicht anzugeben weiß, häufig ſelbſt während des Unterrichts. Nicht ſo glücklich: wie der Sehende, mir durch ein Lehrbuch oder ein Heft einhelfen zu können, mußte ich die höchſte Kraft aufbieten, um nicht unterbrochen zu werden. Dieſes erforderte in einem ſolchen Zuſtande, eine ungeheure Anſtrengung, die mir den Schweiß auf die Stirne trieb, und mich ſo erſchöpfte, daß ich beinahe zu Boden fiel; daher glaubte ich, da ich, ſelbſt wenn ich in meinem Zimmer in dieſem Zuſtand gerathe, der einfachſten Lectüre entſagen muß, meine Stelle aufgeben zu müſſen. Ueberzeugt, daß, wenn es auch noch in manchem Jahre der Fall ſein ſollte, ich dennoch nicht durchgängig die Koſten für einen oder wol gar wie vormals für zwei Gehülfen durch meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zuſammenbringen kann, habe ich das Anerbieten meines jüngſten Sohnes und meiner beiden jüngſten Töchter mit Vergnügen angenommen, die ſich nach dem Abgange meines letzten Gehülfen, abwechſelnd einige Stunden täglich, meinen Geſchäften zu widmen erklärten, doch mußte ich die jüngſte

Tochter wegen ihres blöden Gesichts, bald von dieser Verpflichtung frei sprechen; und so reise ich jetzt, wenigstens von ängstlicher Sorge befreit, allmälig meinem Grabe entgegen.

Mein Geist hat von seiner Jugendkraft noch wenig verloren. Mein Gedächtniß ist noch stark, meine Einbildungskraft lebhaft und dennoch bin ich mit mir selbst unzufrieden; denn alle seit vielen, besonders den letzten Jahren erlittene Unglücksfälle haben sehr lebhaft auf mein Nerven-System gewirkt, und eine Reizbarkeit erzeugt, die mein Verstand mißbilligt. Ich fürchte bei jedem Schritte entweder selbst zu leiden und in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, oder auch gegen meinen Nächsten zu verstoßen. Bitterkeit und Wehmuth, Behutsamkeit auf einer, Uebereilung auf der andern Seite, Schrecken, Angst und Jähzorn geben meinem Charakter eine Richtung, mit der ich unzufrieden bin, und der ich, so lange es noch meine Seelenkräfte gestatten, entgegenwirke, und jenen festen, furchtlosen, offenen und geraden Gang, der mir sonst eigen war, zu erhalten suche. Sonst war mein Herz der Freude so offen. Eine schöne große und edle That, wäre sie auch in Australien geschehen, konnte mich aufheitern und froh machen;

jetzt iſt dies nicht der Fall, ſondern — indeß mich dieſes oft ſelbſt verdrießt — erwacht zuweilen wie ein böſer Dämon der Argwohn, welcher auf einen unreinen eigennützigen Nebengrund hindeutet.

Kurz — mein Vertrauen auf die Menſchen und die Tugend, welches mich ſonſt ſo froh und ruhig machte, iſt geſchwächt. Die Freude, jenes frohe Gefühl, welches uns das Leben ſo angenehm macht, kann ich nicht wieder erwecken. Mir wurde ein Enkel geboren; meine Frau wurde darüber äußerſt gerührt. Es iſt ein Menſch mehr, ſagte ich, der Anſprüche auf das Glück der Ewigkeit hat. Dies war meine ganze Empfindung. Mein zweiter Sohn, den ich herzlich liebe, und der dies auch in jeder Hinſicht verdient, beſuchte mich unlängſt. Es war mir ſehr lieb; aber jene Herzenswärme, jenes innige Frohſein, das ich ſonſt bei ähnlichen Veranlaſſungen empfunden hatte, fühlte ich nicht. Vormals, wenn mir etwas Gutes widerfuhr, auch nur, wenn mir ein guter Menſch einen Beweis der Liebe und des Wohlwollens gab, wenn ich meinem Nächſten nützlich ſein konnte, zuweilen, wenn ich im Sommer da ſaß, das Wehen der Abendluft, den Duft der Blüten, den Geſang der Vögel bemerkte; dann

sagte ich oft zu mir selbst mit innigem Dankgefühl: Wie viel Gutes hat Gott noch selbst mir Blindem in dieser Welt beschcert, und meine Empfindungen waren gewiß das herzlichste Gebet. Jetzt kann ich diese Empfindungen nicht mehr erwecken. Noch bin ich meinem Nächsten gerne nützlich, aber nicht, weil es mir Freude macht, sondern weil es Pflicht ist, oder auch wol — ein Gedanke der mich häufig mit großer Wehmuth erfüllt — aus Eitelkeit, weil ich besser als Andere zu sein wünsche, oder aus Eigennutz, um mich eines bessern Schicksals jenseits des Grabes würdig zu machen.

O, Menschen! hat, was ich durch euch erduldete, mich in diese Gemüthsstimmung versetzt, so habt ihr mir unendlich viel genommen.

Da ich gut zu sein, nicht am Rande des Grabes in Betreff der Moralität zu sinken und dem Menschenhasse Raum zu geben wünsche, so suche ich diese meine Gemüthsstimmung dem Alter und der Krankheit zuzuschreiben, zittere aber zugleich bei dem Gedanken, daß dieses mich immer allmälig mehr in den mir so widerwärtigen Zustand versetzen wird. Vielleicht hat das Selbstbeobachten, welches Kant in seiner

Anthropologie so lebhaft tadelt, mich zu jener ängstlichen Stimmung verleitet, daß ich überall zu verstoßen, ja oft selbst ein beängstigendes Flüstern zu hören oder vielmehr in meiner Seele zu empfinden wähne, welches mit meinen Gedanken und Vorsätzen im Widerspruch steht und welches ich für einen Krankheitszustand halte, der, so sehr ich ihn bekämpfe, mir das Leben verbittert. Der Glaube an Gottes Vaterhand richtet mich hiebei auf. Ich mache mir oft Vorwürfe über meinen Unmuth, da ich noch glücklicher als viele tausend meiner Nebenmenschen bin, und daß ich nicht in meinem Kreise so viel Gutes wirke, als möglich ist — nicht genugsam an der Erhöhung meiner moralischen Kräfte arbeite. Diese Unzufriedenheit mit mir selbst, wird die Quelle der Schwermuth, und führt am Ende doch immer zu dem Resultat, daß der Mensch nur jederzeit von Vorurtheil und Leidenschaft, vom Schicksal und von Umständen abhängig ist, und ihm daher nichts übrig bleibt, als sich mit redlichem Willen und regem Eifer zu der Beförderung des Guten und ruhiger Ergebung der höhern Leitung desjenigen zu überlassen, der Millionen von Welten zu einem großen Zwecke lenkt, und nach den herrlichen Verheißungen, die uns das Chri-

stenthum darbietet, auch über jeden Sterblichen väterlich wacht.

Vielleicht erspare ich Manchem den mühsamen und zuweilen angstvollen Weg, den ich ging, wenn ich hier die Entwickelung meiner religiösen Ideen auseinandersetze, wozu ich gerade jetzt, in einem Augenblick schreite, worin ich mich durch Krankheit äußerst angegriffen und entkräftet fühle. In meinen frühesten Jahren wurde ich anfänglich in der lutherischen, dann in der katholischen Religion unterrichtet, hiedurch zu schwankenden Religionsbegriffen und durch heimliches Lesen solcher Werke, wie d'Argents Philosophie der gesunden Vernunft und Helvetius System der Natur, mit Zweifel und Unglaube erfüllt. Das Lesen der schlüpfrigsten Werke in deutscher und französischer Sprache, Voltaire's Spöttereien über alles Heilige und Ehrwürdige, die mir unglücklicher Weise noch im Knabenalter in die Hände fielen, machten, daß ich die Menschen als Heuchler betrachtete, selbst den Glauben an Tugend verlor. Der Religionsunterricht, den ich durch v. Lenczinski bekam, das Beispiel der Religiösität meiner Eltern wirkte entgegen, und durch die Erziehung, die ich im Friedericiano erhielt, wurden manche fromme Gefühle erweckt. In dieser Stimmung

las ich, der ich nach jedem Buche zu greifen gewöhnt war, auf die Anpreisung meines Inspizienten, einige Bände von Lilienthals guter Sache der heiligen Schrift, die mich späterhin, als ich dies Werk nochmals zur Hand nahm, gar nicht befriedigten, theils wegen der großen Weitläuftigkeit, mehr aber noch, weil die Menge darin aufgestellter Zweifel nach meiner Ueberzeugung oft nicht hinreichend widerlegt waren; und Miltons verlornes Paradies, Klopstocks Messias, die mein Herz mit Ehrfurcht und Liebe zu Gott erfüllten, würden vielleicht einen bleibenden Eindruck gemacht haben, wenn in der katholischen Kirche, bei welcher damals Jesuiten den Gottesdienst verrichteten, gleich dem Pater Wagner, dessen Predigten ich mit Nutzen hörte, auch die übrigen Kanzelredner auf mich gut gewirkt hätten.

Ich kam auf die Universität, strebte nach Wahrheit, suchte Belehrung, konnte mir selbst keine Bücher kaufen, las alles, was mir in die Hände fiel, und wenn gleich bei manchem Druck äußerer Verhältnisse, zuweilen eine sanfte Schwermuth, ein Sehnen nach Tod und Ewigkeit meine Seele füllte, so störten auch wieder jugendlicher Frohsinn und die Macht des Beispiels man-

chen sanften, frommen Eindruck. Mein Wunsch mit allen lateinischen Classikern bekannt zu werden, machte, daß auch Juvenal, Petron und mancher ähnliche Schriftsteller, wieder die alten schlüpfrigen Bilder und ohne, daß ich es mir deutlich dachte, manche der alten Ideeen in Betreff der beinahe allgemeinen Heuchelei und den Zweifel an Tugend aufs Neue rege machten. Da erkrankte ich an den Blattern. Die Nähe des Todes führte zu ernster Betrachtung. Der Verlust eines Auges, ein siecher Körper, ließen mich wol einsehen, daß die Zukunft hienieden für mich nicht freudenvoll sein werde. Druck der Armuth und manche Entbehrungen, die Unmöglichkeit, an der unschuldigsten Freude, wenn sie nur mit einigen unbedeutenden Kosten verknüpft war, Theil nehmen zu können, trennte mich von meinen jugendlichen Zeitgenossen, indeß Eitelkeit, durch frühere Lobsprüche rege gemacht, mich doch immer nach einem glänzenden Glücke zu trachten anspornte. Ich wähnte dies in Alchemie und Theosophie zu finden, las die Bibel, freilich nicht um meine Religionsbegriffe zu läutern, mein Herz zu bessern, sondern um Nahrung für meine Schwärmerei zu finden. Doch blieb ich bei mancher schönen, herzerhebenden Stelle nicht ungerührt. Seltener war dies bei der Lecture der Kirchenväter, die ich oft unbefrie-

digt aus der Hand legte. Durch erneuerte Krankheiten häufig an meinen Tod, und wenigstens an meinen gebrechlichen Körper erinnert, entsprang der Wunsch, nach einem Glück in jener Welt. Oft bat ich Gott, mich selbst die rechte Bahn zu führen. Ich hörte bei Kant die natürliche Religion, sie wirkte weniger auf mich, als seine Vorlesungen über Moral, die mir einen eigenthümlichen Schwung gaben. Gerecht vor Gott und Menschen wandeln, mir selbst sagen zu können: du bist des höchsten Glücks werth, dieser Gedanke begeisterte mich, und der heimliche Stolz mich meinem Ideale zu nähern, trocknete zuweilen, bei dem Gedanken, es muß dort für dich besser werden, manche Thräne, die mir mein Schicksal abpreßte. Aber ich blieb abhängig von Vorurtheil und Leidenschaft, und oft sagte mir mein Selbstgefühl: „hier hast du nicht aus den reinsten Bewegungsgründen, hier hast du nicht einmal gut und gerecht gehandelt;" und eine hohe Unzufriedenheit mit mir selbst, brachte mich oft der Verzweiflung nahe. Der schöne Grundsatz des Christenthums: Reu. führt zur Tugend, diese zur Vergebung, erschien mir wieder in seiner tröstlichen Gestalt. Ich las die Geschichte der Philosophie von Bruckers, nachher von Meiners, sah das Schwanken aller philosophischen Systeme und dachte oft

an die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion, da erschien Stark's Hyphesien der hier soviel Aufsehn erregte, später die Wolfenbüttelschen Fragmente; beide machten mich völlig irre; hiezu kamen noch die Rezensionen theologischer Schriften in der allgemeinen deutschen Bibliothek, die ich, weil ich hier meinen Durst nach Wahrheit zu befriedigen hoffte, eifrig selbst in den frühern Jahrgängen las. Ich lernte englisch, einige der eifrigsten Feinde des Christenthums fielen mir in die Hände. Jetzt erschienen Bahrdt's Briefe über die Offenbarung und stellten, was mir vorher heilig und ehrwürdig gewesen war, als das trügerische Spiel einer geheimen Gesellschaft vor. Mein ganzer Glaube schwand dahin, ich zweifelte wieder an Allem. Um diese Zeit erblindete ich, unter dem Druck der Leiden sehnte ich mich nach Trost und suchte ihn wieder von einem höhern Wesen; so entsprang mein Gebet und einige ähnliche Gedichte. Aber je höher meine Leiden stiegen, um so mehr als ich meine Hofnungen zertrümmert und mich verlassen fühlte, um so mehr stieg auch die Schwermuth und mein Vertrauen auf die Vorsehung sank, indem ich wieder das Spiel des Zufalls zu sein fürchtete; und in manchen Augenblicken, war es Verhärtung oder Leichtsinn, machte, was mich vormals oft innigst gerührt oder begei-

ſtert hatte, auf mich keinen Eindruck, wenn ſich gleich mein Herz noch gegen den gräßlichen Gedanken ſträubte, daß Gott weiter nichts als die höchſte und letzte Urſache aller Dinge wäre. Der Tod meiner Mutter, die mit der Ruhe einer Chriſtin ſtarb, welche dem Allbarmherzigen kindlich vertraut, blieb auf mich nicht unwirkſam, von allen Seiten aber ſtürmte es nun auch bald wieder heftiger auf mich ein. Oft ſuchte ich Tröſtung und Schutz eines höhern Weſens, ſank aber, wenn ich mein ausgezeichnetes Leid betrachtete, mein Schickſal mit dem ſo vieler meiner Nebenmenſchen verglich, zu hoffnungsloſer Verzweiflung herab. Da klärten ſich meine Ausſichten etwas auf, ich zog wieder nach Königsberg. Gedankenlos und leichtſinnig in den Tag hinein zu leben, war nicht meine Sache, und da ich nun viele Stunden täglich unbeſchäftigt ſaß, ſo wünſchte ich mit meinem religiöſen Syſtem aufs Reine zu kommen. Die Lehren des Chriſtenthums glaubte ich zu kennen, aber, wenn ich daran dachte, ſo führte mir auch immer mein lebhaftes Gedächtniß was ich von Shafts-bury und Hume, Helvetius, Voltaire, Rouſſeau und Spinoza geleſen hatte, wieder vor die Seele zurück, ich glaubte endlich, daß reiner Deismus mit innern Frieden

ge-

gewähren würde. Ein weises, erhabenes, göttliches Wesen, der Inbegriff der höchsten Tugend und Vollkommenheit, wurde der Gegenstand meiner Ehrfurcht und meiner Bewunderung; aber mit der Liebe, mit dem kindlichen Vertrauen des Christen konnte ich mich diesem erhabenen Wesen, welches Millionen von Welten lenkt, unmöglich nähern, nicht von ihm die Leitung meines Schicksals im Gefühl meiner eigenen Unbedeutenheit hoffen, ja nicht einmal verlangen. Und wie sollte ich, auf den, bei dem herzlichsten Willen gut zu sein, doch immer Sinnlichkeit, Vorurtheil und Leidenschaft wirkten, vor einem Richter bestehen, dem nur strenge Gerechtigkeit, nicht aber Barmherzigkeit eigen war, und der selbst durch die Gesetze der ewigen Gerechtigkeit gefesselt nicht einmal als ein freies Wesen handeln, und daher auch dem reuigsten Sünder nicht vergeben konnte. Dies zog mich wieder zu den Grundsätzen des Christenthums: ein Gott voll Güte und Vaterhuld bekannt mit der Schwäche seiner Geschöpfe, überall Beschützer und Erbarmer, jedem liebevoll zu helfen bereit, vor dem Reue des fühlenden Kindes zur Vergebung führt, diese herrliche Vorstellung, die uns das Christenthum von der Gottheit macht, keine natürliche Religion konnte mir ein so tröstliches Bild ge-

ben. Ich wünschte Glauben, fühlte, daß er zur innern Ruhe nothwendig sei, und da ich mich damals beinahe ausschließend mit Geschichte beschäftigte, so hoffte ich: das Studium der Kirchengeschichte, sollte mich wieder mit dem Christenthum aussöhnen, wenigstens manchen meiner Zweifel beseitigen. Allein, was mich in jenem Zeitpunkte, da ich wegen meiner theosophischen Schwärmereien einige Kirchenväter las, oft verlegen gemacht hatte, fand ich auch wieder in der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte, ich traf auf soviel Schwankendes in Betreff der Meinungen, auf so viel Menschliches und das Spiel so mancher Leidenschaften, daß ich wieder zu zweifeln anfing, ob die Gottheit auf diesem Wege das Menschengeschlecht am sichersten zu einer höhern Bestimmung zu führen beabsichtige. Otto, mein guter, redlicher Gehülfe, dachte im Geist der damaligen Zeiten, er glaubte in natürlicher Religion Trost und Ruhe zu finden. Mit meinen Kostgängern unterließ ich sorgfältig über ähnliche Gegenstände zu sprechen, ich wollte durchaus nicht die Ruhe des Nächsten stören, und so oft sich dazu eine Gelegenheit ergab, suchte ich: hohe Ehrfurcht gegen Gott, Achtung für Tugend und strenge Beobachtung jeder Pflicht ihnen so innig als möglich ans Herz zu legen.

indem ich zugleich Jeden, der sich eine Spötterei, eine Gleichgültigkeit gegen Religion erlaubte, darauf aufmerksam machte: ob er bei der gewissen Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Stunde die letzte seines Lebens wäre, auch wol ohne Vorwurf seines Gewissens und ohne alle Bedenklichkeit auf die nämliche Weise denken und sich äußern würde. So hinderte ich wenigstens die Ausbrüche des jugendlichen Leichtsinns, und hoffte nichts zu verderben.

Der Gedanke, der menschliche Geist müssen die Kraft haben, durch eigenes Nachdenken, sich endlich einen zuverlässigen Weg zu bahnen, ließ mich nicht unbeschäftigt. Ich las manches und als Professor Kraus, der mir in meinen jüngern Jahren die Ethik des Spinoza gepriesen hatte, mich einst besuchte und wir allein im Zimmer waren, erinnerte ich ihn an Spinoza, und er gestand, daß er freilich mit seinen religiösen Begriffen auf dem Reinen zu sein glaube; aber fügte er mit einer gewissen Wehmuth hinzu: was helfen mir alle Resultate des Forschens und Nachdenkens, oft, wenn ich mich an mein Clavier stelle, einen schönen Choral spiele und singe, so fühle ich mehr Ruhe und innern Frieden, als mir das herrlichste philosophische Werk

gewähren kann. O liebe Seele, fügte er mit ſeinem eigenthümlichen Tone hinzu, vor kurzem las ich noch, daß die Negerſklaven auf den däniſchen Inſeln in Weſtindien, ſeitdem die Miſſionarien der Brüdergemeinde ſie zum Chriſtenthume leiten, ihren Zuſtand mit Geduld ertragen und der Gedanke durch Chriſtum mit Gott in Verbindung zu kommen, ſie mit Muth und Ruhe erfüllt. — Er brach ab, und verließ mich ſchnell, aber dieſe Aeußerung eines Mannes, von dem ich wußte, daß er den größten Theil ſeines Lebens dem Nachdenken und der Philoſophie geweiht hatte, machte auf mich einen lebhaften Eindruck, und oft in ſpäteren Jahren erinnerte ich mich dieſes ſeines Ausſpruchs, fing an, wenn gleich, ich weiß nicht, ſoll ich es Stolz oder Anmaaßung der Vernunft oder Macht der Gewohnheit nennen, ſich manches bei mir dagegenſträubte über Jeſum, ſeine Perſon, ſeine Eigenſchaften, ſein Erlöſungswerk und alles, was er für die Menſchen that, ernſtlich nachzudenken. Schmidt wurde mein Gehülfe, er war Theolog, und hatte gleich mir die griechiſche Sprache beinahe völlig vergeſſen. Wir nahmen Privat-Unterricht beim Magiſter Wlochatius und überſetzten zu unſerer Uebung das neue Teſtament, wobei wir dann eine lateiniſche Ueberſetzung von Beza,

und die deutschen Uebersetzungen von Luther und Bahrdt, bei schwierigen Stellen zu Rathe zogen, auch wol, um uns durch einen richtigern Begriff von den Gegenständen das Uebersetzen selbst zu erleichtern, Tellers bibliſches Wörterbuch nachschlugen, wodurch wieder besondere Ansichten und Zweifel erwachten. Dies führte auf manche Gespräche und da Schmidt einen Theil seiner Zeit dem Studium der Theologie weihen mußte, ich aber, bei meiner Lebhaftigkeit nicht gerne müßig sein wollte, las er mir verschiedene theologische Werke und Schriften über Kirchengeschichte vor. Ich überzeugte mich hiebei, daß ungeachtet aller kühnen, oft willkührlichen Exegese, doch unmöglich das Christenthum ganz zur Vernunft-Religion umgeschaffen werden könnte, und daß, nach dem Verhältniß, wie dieses geschehe, dabei das Herz unerwärmt bleiben, und jedes kindliche Vertrauen auf den liebevollen Vater und Erbarmer, der überall zur Leitung und Schutz der Seinen gegenwärtig iſt, und alles Vertrauen auf Jesum, das unserm Herzen doch so wohl thut, dahin schwinden würde; und doch hatte mich jene Schilderung von der edlen Einfalt der ersten Christen so sehr gewonnen, daß ich die Lehre Christi zum Glück des Menschengeschlechts überall erhalten zu se-

pen wünschte. Die Werke der Prediger Schulz, die vielen Schriften über das Religionsedikt, gaben wieder Stoff zu vielfältigen Gesprächen und erneuerten mein Nachdenken über religiöse Gegenstände. Ich erwog, wozu Aberglaube und Fanatismus das Christenthum gemißbraucht hatten, und ob nicht bei der schönen Hoffnung der Philosophen auf das Fortschreiten des Menschengeschlechts, dieses sich ohne irgend einen andern Antrieb, als eigene Kraft, zur höhern Moralität ausbilden würde. Allein ich fand, daß eigener Antrieb und eigenes Nachdenken wilde Völker in dem nämlichen Zustande gelassen hatten, worin sie sich bei ihrer Entdeckung vor Jahrhunderten befanden, sah, daß bei den gebildetesten Völkern des Alterthums die Vernunft nur wenig, auf moralische Vervollkommnung gewirkt hatte erinnerte mich an die gräßliche Gesellschaft der Bachanalien, an jene grenzenlose Wollust und die empörenden Grausamkeiten der Imperatoren, sah ein, daß die Cultur, wie aus Aegipten, Asien und Griechenland, aus einem Lande verschwinde, um in das andere überzugehen. Mein Glaube an das Fortschreiten des Menschengeschlechts erlosch und die Meinung Lessings von der Erziehung desselben und daß der Mensch auf dieser Erde, wie in einem Er-

ziehungs-Orte, nicht zur Vollkommenheit, sondern dazu bestimmt wäre, um durch Uebung seiner Kräfte, sich zu einem höhern Wirken jenseits des Grabes vorzubereiten, so wie daß die Religion für das ganze Menschengeschlecht dasjenige sei, was Erziehung für den Einzelnen, gewährte mir Ueberzeugung und Trost. Sehr natürlich war nun die Frage: welche Religion uns dann wol vorzüglich zu bilden im Stande wäre? Der Gedanke Lessings, daß Gott vorzüglich das rohe Volk der Juden gewählt habe, um aller Welt zu zeigen, wie viel auch bei einem solchen Zögling ein weiser Erzieher vermöge, hatte für mich viel Einleuchtendes. Gibbons Ausspruch Band I. S. 329. kam hinzu. „Jede Religion, wenn sie star„ken und bleibenden Eindruck auf den Geist „des Menschen machen soll, muß durch an„befohlene Andachtsübungen, wovon wir kei„nen Grund anzugeben vermögen, unsern „Gehorsam thätig erhalten, und unsere Ach„tung durch Einschärfung moralischer Pflich„ten fesseln, die den Eingebungen unseres „Herzens entsprechen." Die Geschichte der Socinianer in Polen, dieser vormals dort beträchtlichen Religionspartbei, lieferte mir den Beweis: daß Religion von allem Positiven entkleidet, und bloß als Philosophie dargeboten, weil sie das Herz unerwärmt

läßt, bei ihren anfänglichen Anhängern durch allmälig entstandene Gleichgültigkeit und Kälte erlischt.

Dies alles zusammen genommen überzeugte mich von der Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion und Gott mußte, wenn diese stattfinden sollte, sich doch auch zu den Begriffen und der Sprache des Menschen herablassen; sollte ich daher wol länger an der Göttlichkeit und Sendung desjenigen zweifeln, der überall mit der höchsten Weisheit und Liebe handelte? der nicht, wie die Philosophen der Alten, Unsträflichkeit der Handlungen und Entsagung des Stolzes, sondern selbst Unsträflichkeit der Gedanken und bei allem Verdienstlichen unserer Handlungen, Demuth und Ueberzeugung von unserer Schwäche forderte, und die Göttlichkeit seiner weisen Lehren, aus Liebe zu den Menschen, mit dem schmälichsten Tode besiegelte. Seine Jünger verbreiteten nicht, wie die Philosophen der Alten, die Lehren der Weisheit und Tugend bloß in den höhern Ständen, sondern brachten sie mit eigener Aufopferung bis in die armseligste Hütte und den Kerker des Sklaven. Diese Religion schützte gerade in einem Zeitpunkte, worin der schändlichste Despotismus und alle die Leiden, welche die Völkerwanderung

begleiteten, das Menschengeschlecht beugten, gegen Stumpfsinn und Verzweiflung, wirkte selbst auf die wilden Eroberer des Römischen Reichs, machte sie, die auch bald das Christenthum annahmen, mit der Heiligkeit der Eide und mit der Achtung des Menschen als eines Bruders bekannt, und ohne dies Christenthum, welches den Neubekehrten Achtung für die heilige Schrift und die Kirchenväter einflößte, würden die alten Sprachen, worin diese Werke abgefaßt waren, vergessen, unsere ganze wissenschaftliche Bildung erloschen sein.

Ueber diese und ähnliche Ideen, wovon ich mich oft mächtig ergriffen fühlte, sprach ich nicht selten mit dem von mir gewiß herzlich geachteten Bischof Borowski, und diese Gespräche führten auch auf die Gleichgültigkeit unserer Schulen in Betreff des Religions-Unterrichts, die geringe Achtung der Menschen in höhern Ständen, besonders der Gelehrten, gegen positive Religion und öffentliche Gottesverehrung, und ein paar mal sagte nun der ehrwürdige Greis mit der ihm eigenen Treuherzigkeit: Warum wirken Sie nicht selbst, in jedem Verhältniß, worin Sie es vermögen, diesem Uebel entgegen, und warum nehmen Sie nicht, bei Ihrer hohen Achtung gegen Gott,

Christum und Tugend, an dem öffentlichen Gottesdienst Ihrer Kirche Antheil? Ich fühlte die Wahrheit dieser Erinnerung und hatte auch immer die Meinen zur Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes ermuntert; als ich aber meinen Sohn, einen damals feurigen Knaben, an die Besuchung der Kirche erinnerte und dieser, weil ich meinen Kindern jederzeit das Recht mich freimüthig zu fragen gestattet hatte, mir nun auch die Frage vorlegte: warum ich die Besuchung der Kirche unterließe, erklärte ich ihm, daß Gott überall verehrt werden könne, daß aber in den Jahren der Jugend, worin der Mensch dem Leichtsinn und der Zerstreuung am höchsten ausgesetzt wäre, keine Erinnerung, keine Aufmunterung zum Guten, keine Befestigung im Glauben versäumt werden müsse. Anschaulich aber wurde mir nun, wie sehr es Pflicht wäre, auch durch mein Beispiel zu wirken, und daß, da ich jederzeit sehnlichst das Gute zu befördern wünschte, selbst die Unterlassung dieses Beispiels mir als Mangel des Eifers für das Gute um so mehr zum Vorwurf gereichen müsse, da ich bei meiner Blindheit und bei meinen häufigen Leiden, so oft in dem Vertrauen auf Gott, Trost gefunden hatte, und wenn ich dies auch öffentlich zu beweisen unterließe, dem Leicht-

ſinn Stoff und Nahrung gäbe. Daher hielt ich ſeitdem die Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes und die Beobachtung der Vorſchriften derjenigen Kirche, worin mich der Wille der Vorſehung geſetzt hatte, für Pflicht, und da ich jederzeit Sinn für fromme Gefühle hatte, ſo thut es meinem Herzen wohl, ſolche auch auf dieſe Weiſe zu befördern. Wenn noch zuweilen, denn warum ſollte ich leugnen, daß ich noch in mancher Stunde mit mir ſelbſt kämpfe, Zweifel in meiner Seele erwachen, ſo denke ich mit kindlichem Vertrauen an den, der mich gewiß zum Glück erſchuf, und an die Worte, die ſelbſt der göttliche Erlöſer nicht von ſich wies:

Hilf meinem Unglauben.

Ueberhaupt ſank, nach dem Verhältniſſe, wie mein Jugendfeuer erloſch, das Vertrauen auf die menſchliche Vernunft. Wir ſprechen von einer unendlichen Zeit, die unſerm Daſein vorherging, von einem unendlichen Raum, und können doch, wenn wir dies nur aufrichtig bekennen wollen, uns keinen vollſtändigen deutlichen Begriff davon machen. Wie Gott, wenn wir uns ihn als eine Intelligenz, ein mit Freiheit und Verſtand begabtes Weſen, welches der Schöpfer und Regierer der Welt iſt, denken, auf

dieſe Körperwelt wirkte und fortdauernd wirkt, dies können wir uns durchaus nicht vorſtellen, und warum wollen wir dann vermeſſen zweifeln, daß er den Lehren des Evangelii gemäß zum Heil des Menſchengeſchlechts gewirkt habe? Wir tappen beſtändig im Dunkeln; Kant ſelbſt lehrt in ſeinen Antropologie, daß der größte Schatz von den Erkenntniſſen der Seele in der Dunkelheit beſtehe; indem wir ein geachtetes Werk leſen, bilden ſich die Buchſtaben zu Silben, dieſe zu Worte und dieſe führen uns, ohne, daß wir uns der Art und Weiſe dieſes Ganges bewußt ſind, den Gedanken des Schriftſtellers vor die Seele. Der Tonkünſtler entzückt uns durch ſein Spiel, und es iſt bloß ſein Wille, der die Töne hervorbringt und wie der Körper hiebei dieſem Willen gehorcht, iſt er ſich nicht deutlich bewußt.

Da wir beinahe in jedem Augenblicke die Ueberzeugung erhalten, daß unſere Seele mit ungeheurer Schnelligkeit auf unſern Körper und gemäß unſerm Willen wirkt, warum ſollten wir es denn durchaus bezweifeln wollen, daß ein höheres Weſen auf unſere Seele und zum Beſten derſelben auf eine uns unbegreifliche Weiſe wirke, uns aber zur Erreichung ſeiner hohen und

weisen Zwecke durch die Offenbarung mit den Mitteln bekannt gemacht habe, wodurch wir das Glück erreichen können, wozu er, ein liebevoller Vater, alle seine Geschöpfe bestimmt hat? So und auf ähnliche Weise dachte ich in mancher einsamen Stunde und in den vielen schlaflosen Nächten; aber wenn ich dann mich völlig überzeugt, oft meinen innern Frieden errungen zu haben glaubte, dann erwachte wieder der Gedanke, ob mein Glaube auch wol völlige Ueberzeugung, meine Liebe zu Gott und Jesu, nicht vielleicht bloß Aufregung lebhafter Gefühle wäre? und die augenblickliche Ruhe machte dann nicht selten wieder ängstlicher Sorge Platz.

Glücklich preise ich daher einen Jeden, der mit edler Einfalt unwandelbar an den Vorschriften des Christenthums hängt und füge aus ganzer Fülle des Herzens die Warnung hinzu: sich nicht durch Forschen und Grübeln, durch die stolze Hoffnung mit Hülfe seiner Vernunft, alles was zum innern Frieden dient, erreichen zu können, gerade um diesen innern Frieden zu bringen; vielmehr glaube ich jeden auf die Stelle aufmerksam machen zu müssen, daß denen, die in Einfalt ihres Herzens, ohne auf den Reichthum ihrer Kenntnisse zu vertrauen, an Christum glauben, durch

diesen das Glück der Ewigkeit verheißen ist.

Hiemit glaubte ich meine Lebensbeschreibung geendigt zu haben, allein es kamen noch manche Begebenheiten hinzu, die ich wenigstens oberflächlich berühre. Mein zweiter Sohn, gab mir nach seiner Rückkehr sein Tagebuch, und was er an Ort und Stelle über Pferdezucht, Ankauf und Behandlung der Remonte gesammelt hatte; ich ordnete diese Materialien und ließ sie unter dem Titel „Reise von Posen durch „Polen und das südliche Rußland bis an „das Meer von Asow, von Ferdinand von „Baczko, herausgegeben von seinem Vater" bei Kollmann in Leipzig drucken. Bei dem nämlichen Verleger erschien von mir: das Leben des Klosterbruders Paolo Pennalosa. Ich hatte schon längst diesen Roman angefangen und ihn zum dritten Theile des Klosters zu Vallombrosa bestimmt, und ordnete nur jetzt das Ganze. Man wird sich vielleicht wundern, daß ich im Alter auf diese Romane fiel. In meinen frühern Jahren war ich Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek und verschiedenen periodischen Schriften, dies schaffte mir Beschäftigung trug aber sehr wenig ein; da nun die Kosten eines Gehülfen und der Copialien

immer höher steigen, so mußte ich, wenn ich diese nicht von meinem reinen Einkommen abgeben wollte, mich mit einem leichten und einträglichen Geschäft befassen, um so mehr da ich die Leihbibliothek verkauft hatte und sich manche neue Ausgaben fanden.

In meiner Familie selbst fielen wenig Veränderungen vor. Meine jüngste Tochter verheirathete sich mit dem Rittmeister Müller vom 1sten Leibhusaren-Regimente, beide leben zufrieden und glücklich und die Geburt ihrer Tochter am 27sten November 1821 vermehrte die Zahl meiner Enkel. Mein jüngster Sohn wurde Auscultator beim Stadtgerichte und ging nachher an das Oberlandesgericht in Insterburg, wo Herr Oberlandesgerichtsrath Leman, dieser achtungswerthe Mann, dem ich seine Güte nie genug verdanken kann, sich um ihn und mich hoch verdient machte.

Das Alter und seine Folgen wurden mir immer fühlbarer, Brustbeklemmungen, die mich oft der Erstickung nahe bringen, und mit der schrecklichsten Angst verbunden sind, Schlaflosigkeit, die völlige Entkräftung herbeiführt, erinnern mich täglich: daß mein Ende nicht weit ist. Doch mein edeldenkender Arzt, Medicinalrath Hirsch, meine brave

Frau, wenn sie gleich selbst kränklich ist, und meine Kinder thun für mich, was sie vermögen. Höchst schmerzlich aber bleibt es mir: daß Nervenschwäche erhöhte Reizbarkeit herbeigeführt hat und daher, so sehr ich dies zu hindern wünsche, Jähzorn, Uebereilung und Ungeduld doch zuweilen ausbrechen. Ich sehe alles schwarz, und manche Sache, worüber ein Anderer lächelt, sich wenigstens leicht hinwegsetzen würde, ist für mich Ursache zu Gram, Angst und Sorge. So hatte ich einst, um einem armen Landmanne nützlich zu werden, für ihn einen Briefwechsel, frei von jedem Eigennutz, geführt. Ich ließ diese Briefe mit dem Vornamen dieses Mannes unterschreiben, den ich aus Briefen, die er mir zur Beantwortung brachte, kennen gelernt hatte, und erfuhr erst nach langer Zeit: daß dieses der Vorname seines verstorbenen Vaters wäre, er hingegen einen ganz andern führe. Jedermann dem ich dies sagte, erklärte, weil Niemand etwas dadurch eingebüßt, oder einen Vortheil erhalten hätte, dies für einen ganz unschädlichen Irrthum; allein ich ängstigte mich lange darüber, daß diese Sache bemerkt, und weiß Gott, wie nachtheilig für mich ausgedeutet werden könnte. Des Nachts, wenn ich schlaflos daliege, kämpfe ich oft mit mir selbst, um genau zu prüfen:

sen: ob ich nicht bei dieser oder jener Handlung unrecht oder selbstsüchtig gehandelt habe. Oft scheint mir mein Lager von allerlei ängstlichen Gestalten umgeben, und fürchterliche Träume führen mir schreckliche Bilder zu, die ich gar nicht los werden kann. So fühle ich alle Beschwerden des Alters und meiner sitzenden Lebensart und Bewegung, die mir der Arzt so oft als möglich in freier Luft empfiehlt, mir aber mein Einkommen nicht so häufig als ich es wünsche gestattet, ist das einzige Gegenmittel. Ich bin äußerst weich, wünsche Jedem zu helfen und grämе, ja ärgere mich wol gar über mein Unvermögen. Der Umgang guter Menschen ist mir Erholung und Freude; allein wer wird wol einem Greise meiner Art seine Zeit zum Opfer bringen. Eine kleine Reise vor 3 Jahren zu meinem Freunde dem Kreis-Justizrath Schulz zu Neuenburg, wobei ich mich einige Tage bei dem Grafen Dohna in Schlodien aufhielt und ein Besuch den ich späterhin diesem Letzten auf einige Tage abstattete, wirkten auf mich wie eine Badecur. Besonders fühlte ich mich von dem jederzeit gleichen Benehmen, dem innern Frieden und jener Seelenruhe, die sich in jedem Ausdrucke, frei von Leidenschaft äußerte, gegen den Grafen von Dohna mit einer Hochachtung und einem

Zutrauen beseelt, welches ich mir beinahe selbst nicht erklären konnte, und der fromme religiöse Sinn, der in diesem ganzen Hause herrschte, wirkte auf mich eben so rührend als wohlthätig. Der Wunsch: frei von allen weltlichen Sorgen, von allen stürmischen Leidenschaften, ein stilles ruhiges Leben zu führen und vorzüglich auf mein Inneres wirken zu können, lag mir seit dieser Zeit unaufhörlich am Herzen.

Meine Gesundheit litt indeß nicht blos durch die Jahre; Mangel an Bewegung erzeugte Schwermuth und Beängstigungen, so daß mir zuweilen ohne allen Grund der Gedanke im Kopfe lag, daß ich etwas Böses oder Unrechtes verübt hätte. Im October 1821 bekam ich die Gicht, vorzüglich im rechten Arme, die zwar abnahm aber nicht aufhörte. Dazu kam ein zweites Uebel; ich fühlte einen mäßigen Druck auf der Brust, der allmälig zunahm, nach dem Verhältnisse stiegen meine Beängstigungen und die Luft verging. Dies Uebel ließ mit dem Antritte des Jahres 1822 nach; allein während dieser Krankheit hatte sich eine Schlaflosigkeit erzeugt, die immer stieg und eine große Entkräftung zur Folge hatte. Ich änderte meine ganze Lebensweise, genoß weniger, des Abends nichts; dies that zuweilen wohl, allein die

kleinſte Gemüthsbewegung, beſonders am Abende, erzeugte wieder Schlafloſigkeit. Dies überzeugte mich von der Nähe meines Todes. Oft dachte ich an Gott und Ewigkeit, ſehnlich ſuchte ich mich aller Zweifel zu entſchlagen, alle Worte des Erlöſers in kindlicher Einfalt zu glauben, aber dann ſtieg wieder der Gedanke in mir auf: Unterdrükkung der Zweifel iſt nur Wille zum Glauben, nicht Glaube ſelbſt, du trügſt dich alſo und dein Glaube iſt erheuchelt. Ich betete oft mit Inbrunſt um dieſe und ähnliche Vorſtellungen von mir zu wenden, allein ſie kehrten, ſo wie manche Zweifel und Gedanken, die mir in die Seele geflüſtert und von mir verabſcheut wurden, wider meinen Willen zurück.

Dies alles brachte eine gewiſſe Wehmuth über meinem Lebensabend und da ich zugleich eine merkliche Abnahme aller meiner Geiſteskräfte fühlte, ſo entſtand oft der gräßliche Gedanke: daß Geiſtesſchwäche, vielleicht wenn noch Gram und große Leiden auf mich einſtürmen ſollten, ſelbſt Geiſteszerrüttung das Loos meiner letzten Tage ſein könnte.

Bis hieher hatte mein Vater geschrieben und das Vorgefühl eines nahen Todes, das ihn seit einiger Zeit nie wieder verließ, bestätigte sich nur zu bald. Am 18ten März 1823 befand er sich bei mir, spielte noch bis 9 Uhr Abends Schach, erkrankte aber plötzlich und erklärte sogleich, ohne die geringste ängstliche Sorge zu zeigen, daß er an seiner Genesung zweifle. Medizinalrath Hirsch, sein Arzt und Freund, der ihm bald in die Ewigkeit folgte, erklärte die Krankheit für eine Entzündung des Unterleibes, hob dieselbe aber nach wenig Tagen durch seine Bemühungen. Dennoch blieb der Kranke bettlägrig und erst an seinem Todestage, dem 27sten März, als der Arzt ihn für völlig außer Gefahr erklärte, hoffte er Genesung. Um 4 Uhr Nachmittag fühlte er sich so munter, daß er, der die ganze Krankheit hindurch unbeschäftigt gewesen war, wieder etwas zu lesen wünschte und daher noch ein Brief an Herrn Buchhändler Unzer dictirte, in welchem er diesen ersuchte, ihm einige Bücher zu den Feiertagen zu leihen. Um halb sechs Uhr wahrscheinlich traf ihn ein Schlagfluß, denn als er hier meine Mutter zu sich in die Stube rufen ließ, fand ihn diese bereits so verändert, daß sie nicht länger an seinem Tode zweifeln konnte. Er wünschte noch das Abend-

mahl zu genießen, dictirte daher noch einige Zeilen an den katholischen Geistlichen, den er zu eilen bat, weil es sonst zu spät werden möchte, ließ sich hierauf von meiner zweiten Schwester das Lied: „Ich will Dich sterbend noch erheben" vorlesen, sprach die Worte nach und blieb dann mit geschlossenen Augen ohne das geringste Zeichen von Schmerz oder Todesangst sitzen. In diesem Augenblicke trat ich in das Zimmer, er schien uns allen zu schlafen, aber der mit dem Geistlichen zugleich herbeigerufene Arzt erklärte sofort, daß mein Vater für immer entschlafen sei und menschliche Hülfe nichts mehr leisten könne. Er war in dem Augenblicke, als das Fest des Charfreitags eingeläutet wurde, hinüber gegangen, um dort die Herrlichkeit Gottes zu sehen, die hier seinem Auge unsichtbar geblieben war. Am 9ten April wurden seine irdischen Ueberreste auf dem katholischen Kirchhofe beerdigt; die Bewohner des hiesigen Blindeninstituts folgten zunächst dem Sarge, welchem sich außer den Leidtragenden die Mitglieder der Deutschen Ressource anschlossen. Nach dem Tode zeigte sich, was er so oft im Leben schmerzlich vermißt hatte: die allgemeine Theilnahme an seinem Schicksale und Viele bemühten sich durch Beweise der Achtung für den Verstorbenen den Schmerz der Hinterbliebenen zu mildern.

Mein Vater war während der Krankheit in seinem ganzen Wesen so verändert, daß der aufmerksame Beobachter schon hierin das Hinwenden nach einem andern Wirkungskreise erkennen konnte. Jede ängstliche Sorge, die ihn früher bei der kleinsten Veranlassung erfüllte, war verschwunden und statt derselben freudiges Vertrauen auf Gottes Hülfe in seiner Seele.

Seinem mir heiligen Auftrage gemäß übernahm ich die Herausgabe dieses Werks und würde mich freuen, wenn mancher Gebeugte durch die Leiden des Verstorbenen und das Bewähren des Wortes: „Wo die Noth am höchsten ist Gottes Hülfe am nächsten" aufgerichtet und mit Muth und Geduld zur fernern Tragung seines feindlichen Geschicks erfüllt werden möchte.

L. v. Baczko.
Ober-Landes-Gerichts-Rath.

Verzeichniß der Pränumeranten,

welche sich seit dem Erscheinen der ersten beiden Bände gemeldet haben.

Sr. Königl. Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, 6 Exemplare.

Ihro Königl. Hoh. d. Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, 6 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen, Sohn Sr. Majestät des Königs, 4 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder Sr. Majestät des Königs, 5 Exemplare.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Marianne von Preußen, 3 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz August von Preußen, 6 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich von Preußen, 4 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Adalbert von Preußen.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Elisabeth von Preußen.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Luise von Preußen, vermählte Fürstin Radzivil, 3 Exemplare.

Sr. Hochfürstliche Durchl. der Fürst Anton v. Radzivil, Statthalter des Großherzogthums Posen, 3 Exemplare.

Sr. Hochfürstliche Hoheit der Erbprinz Karl von Meklenburg-Strelitz, 4 Exemplare.

Sr. Hochfürstliche Durchl. der Prinz Ludwig zu Hessen-Homburg.

Sr. Hochfürstliche Durchl. Prinz Wilhelm v. Radzivil Major, 2 Exemplare.

Sr. Hochfürstliche Durchl. Prinz Ferdinand v. Radzivil, 2 Exemplare.

Ihro Hochfürſtliche Durchl. Prinzeſſin Eliſe v. Radzivil.
Sr. Hochfürſtliche Durchlaucht der Prinz von Schwarzburg.
Sr. Durchl. der Fürſt v. Wittgenſtein.
Hr. Aarons, Kaufmann in Memel.
— v. Ancillon, wirklicher Geheime-Legations-Rath zu Berlin.
Das Königl. Geheime Archiv zu Königsberg.
Hr. v. Behrnauer, Geheime-Ober-Regierungsrath zu Berlin.
— Benjamin, Kaufmann in Memel.
— Bergmann, Medicinal-Aſſeſſor in Poſen.
— Bienemann, Oberlehrer in Mitau.
— Dr. Bitterlina, Profeſſor in Mitau.
— v. Both, Generalmajor und Landwehr-Inſpecteur in Berlin.
— v. Brockhuſen Excellenz, Staatsminiſter in Berlin.
— Cruſe, Profeſſor in Mitau.
— Dohna, Graf auf Schlodien.
Fr. C. Dohna, Gräfin zu Carwinden.
Hr. v. Donin, Domkanzler in Gneſen.
— Ferber, Geheime-Ober-Finanzrath in Berlin.
— Flottwell, Criminaldirector in Inſterburg.
— Fluge, Juſtizrath in Danzig.
— v. Gerhard, Oberberghauptmann in Berlin.
— Gehler, Intendant in Poſen.
— Graf. v. Gneiſenau Excellenz, General d. Infanterie, 2 Exemplare.
— Goldbeck, Geheimerath in Memel.
— Grützmacher, Doktor in Danzig.
— v. Hacke Excellenz, General-Lieutenant u. Kriegsminiſter, 2 Exemplare.
— v. Heydebreck Excellenz, wirklicher Geheimerath und Ober-Präſident zu Berlin.

Hr. Freiherr v. Hiller, in Berlin.
— Heyer, Justiz-Commissarius in Posen.
— Hoyoll, Oberlandes-Gerichts Präsident in Insterburg.
— Ihlo, Kaufmann in Memel.
Das Königl. Erste Infanterie-Regiment.
Hr. v Jordan, Königl. Preuß. Gesandte in Dresden.
Frau v. Kleist, geb. v. Kleist, in Mitau.
Hr. Knabe, Amtsrath in Pr. Mark.
— Krampitz, (J. W.) in Danzig.
— Krüger, Landes-Oekonomierath in Posen.
— Lehnert, in Kaukehnen bei Tilsit.
— Löffler, Lieutenant in Posen.
— Graf v. Lottum Excellenz, Staatsminister und General-Lieutenant in Berlin.
— v. Miaskowsky, Domprobst in Gnesen.
— v. Michalsky, Geheime-Regierungs- u. vortragender-Rath im Büreau des Herrn Fürsten Statthalters von Posen.
— Muttrey, Kaufmann in Memel.
— v. Nagler Excellenz, General Postmeister in Berlin.
Frau Gräfin v. Reale Excellenz, Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand von Preußen.
Hr. Neumann, Director des Taubstummen-Instituts zu Königsberg.
— Nicolovius, wirklicher Geheime-Ober-Regierungsrath u. Director im Ministerio des Cultus in Berlin.
— Nicolovius, Regierungs-Chef-Präsident in Danzig.
— Peterson, Regierungsrath in Posen.
— Pohl, Land- und Stadtgerichts-Assessor in Memel.
— Pohl, (J. H.) Vorsteher und Kaufmann in Königsberg.
— Pohlmann, Diaconus in Danzig.

— v. Rebdiger, Staatsrath in Berlin.
Hr. v. Ribbentropp, General-Intendant der Armee, in Berlin.
— v. Savigny, Geheime-Ober-Reviſionsrath in Berlin.
— Schiemann, Bürgermeiſter zu Winden in Liefland.
— v. Schöler, Generalmajor in Berlin.
— v. Schön Excellenz, wirklicher Geheime-Rath und Ober-Präſident von Preußen.
— v. Schönberg, Reg. Chef-Präſident in Berlin.
— v. Schönnermark, Präſident des Ober-Appellations-Gerichts in Poſen.
— Schubert, Pfarrer zu Alt-Dellſtadt
— v. Schuckmann Excellenz, Miniſter des Innern.
— Schumann, Prokurator und erſter Juſtitiarius d. General-Commiſſion in Poſen.
— Schulz, Prediger in Liebwalde.
— v. Serbe, Präſident des Ober-Reviſionshofes in Berlin
— v. Stägemann, Geheime-Stagtsrath in Berlin.
— v. Walther u. Cronegk, Capitain im 1ſten Infanterie-Regimente.
— v. Weikhmann, Geheimerath und Oberbürgermeiſter in Danzig.
— Wiebers, Medizinalrath in Poſen.
— v. Winterfeldt, Lieutenant im 1ſten Leibhuſaren Regimente zu Danzig.
— Wolffgramm, Juſtiz-Commiſſarius in Memel.
— v. Zerboni di Sposetti Excellenz, wirklicher Geheimerath und Oberpräſident des Großherzogthums Poſen.

Poetiſche Verſuche

eines Blinden

von

Ludwig v. Baczko.

Königsberg, 1824.
Auf Koſten der Erben des Verfaſſers.
(In Commiſſion bei Aug. Wilh. Unzer.)

Der verſtorbene Profeſſor der Dichtkunſt Kreutzfeld, ein Mann, an den ich jederzeit mit Liebe und Achtung denke, und von dem ich auch manches durch Umgang und freundſchaftliche Belehrung erlernte, ſagte einſt, da wir über Dichtkunſt ſprachen: ſie gleiche auch darin der Tonkunſt, daß es leicht wäre, ſich mit ihr angenehm zu unterhalten; doch daß allein nur der Virtuoſe berechtigt wäre, ſich öffentlich hören zu laſſen. Aber, fragte ich, wenn der Dichter und der Tonkünſtler, der ſich ſelbſt nur für einen Dilettanten hält, einen Zirkel hat, der ſich durch ihn angenehm unterhalten fühlt, ſollte er es alsdann auch nicht wagen dürfen, vor mehreren aufzutreten? und ſo denke ich auch noch jetzt. Ich ſelbſt hielt mich nie für einen großen Dichter, aber eben ſo frei von Eigenliebe glaube ich auch ſagen zu können, daß ich in meinem Zirkel und in meinem Vaterlande Beifall fand. Ob ich ihn auch im Auslande,

ob ich ihn beim Kenner finden werde? ob was von dem Jünglinge und dem Manne galt, jetzt nach einer Reihe von Jahren noch gelten wird? Freunde! die Ihr einst nach meinem Tode dieſe Blätter leſen werdet, Euch überlaſſe ich die Entſcheidung. Ausdruck meiner Empfindungen war mir jederzeit Hauptzweck bei meinen Gedichten, die übrigens unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen und in ſehr verſchiedenen Perioden meines Lebens, wie die bei mehreren darübet geſetzten Jahrzahlen beweiſen, abgefaßt wurden. Viele der frühſten, vielleicht der beſten, ſind vergeſſen, weil ich erſt in meinen ſpätern Jahren zum Sammeln dieſer Kleinigkeiten bewegen wurde.

Ludwig v. Baczko.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Gedichte religiösen Inhalts.

	Seite
Mein Trost. 1776.	3
An Gott, auf dem Krankenbette, in einer schlaflosen Nacht. 1807.	4
Lied eines Schwermüthigen. 1804. . . .	5
Morgen-Phantasie eines Blinden. 1784.	6
Trostlied. 1821.	7
Trostgesang. 1820.	8
Pax vobiscum. Fragment aus einer Deutschen Messe. 1804.	9
Trost. 1812.	10
Beruhigung im Leiden. 1819.	11
Mein Gebet. 1776.	13
Mein Erlöser lebt. 1822.	15
Tröstliche Hoffnung. 1820.	16
Bei einem großen Leiden. 1822. . . .	16
Das Gewitter. Ein Oratorium. 1796. .	17
Grabesgedanken.	28
Letzte Hoffnung.	29
Die Pilgerin zu Loretto.	30
Die erblindeten Krieger.	31
Abendlied in einer Krankheit.	33

Zweiter Abschnitt.

Romanzen, Fabeln und Erzählungen.

	Seite
Das Kleinod der Ruhe. 1790. Romanze.	37
Zephir und die Rose. 1773. Eine Fabel.	38

Seite
Der wahre Adel. 1798. Eine Erzählung. 39
Der Fuchs und die Schlange. 1802. Eine Fabel. 40
Hannchen und der Ritter. 1774. 40
Das Opfer. 1810. Eine Erzählung. . 48
Das Schiff. 1807. Eine Erzählung. . 49
Der Gärtner und die Blume. 1773. Eine Fabel 51
Die weißen Rosen. Eine Romanze. . . 52
Das Gesicht des Greises. Eine Erzählung. 1798. 57
Die Besserung 58
Venus und Vulkan. Romanze. . . . 59
Wilibald. 60
Die Uhrtasche. Ein Schwank. 1806. . 66
Der junge Philosoph. 67
Der Hirsch. Eine Fabel. 69
Gertrude und Bertold. 70

Dritter Abschnitt.

Oden, Elegieen, Lieder und Gesänge.

Seite
Rundgesang im Mai. 1790 83
Lied nach dem Regen. 1774. 84
Trinklied für Wassertrinker. 1773. . . 85
Gesang am 3ten August 1808 86
Dem Manne. 88
Freie Nachahmung der dritten Ballade des Petrarch. 90
Nach einem Neapolitanischen Volksliede. . 91
Gesänge bei der Huldigung Friedrich Wilhelm III. 92
Lied nach der Schlacht bei Laon. 97
Nachahmung der 11ten Ode des Horaz im 1sten Buch. 99
An mein neben mir schlafendes Kind. 1793. 101
An die Dürftigkeit. 1796. 102

Seite

Einladung im Herbst. 1788. 103
Elegie beim Frühlingsanfange. 1796. . 104
An die Erbärmlichkeit. 1808. 107
Wiegenlied für meinen Sohn. 111
An die Preußen nach der Schlacht bei Auerstadt. 112
Am Grabe meines Unglücksgefährten, des guten blinden Pfeffel. 113
Der Verzweifelnde. 1807. 115
Empfindungen bei der Verbindung Oesterreichs mit Preußen und Rußland. 1813. 116
Elegie im Frühling. 1816. 118
Friedensschluß. 1774. 121
Das wahre Glück. 122
Beim Friedensschluß. 123

Vierter Abschnitt.

Gelegenheits-Gedichte.

Seite

Bei der Urne Sr. Excellenz des Grafen Henkel von Donnersmark. 127
Beim Grabe der Frau von Werder. . . 129
An des Prinzen Friedrich von Preußen Königl. Hoheit bei Uebersendung eines Rosenstocks. 131
Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich von Preußen. An seinem Geburtsfeste, bei Uebersendung einer Insekten-Sammlung. 132
Dem Herrn Probst Hanstein in Berlin. An seinem Geburtstage, den 7ten September 1808. 134
Antwort des Herrn Probst Hanstein . . 137
Herrn Obristwachtmeister von Kendell und Fräulein Wilhelmine von Hartmann am Tage ihrer Vermahlung. 139

Seite

Am Wiegenfeſte der Fräulein Jeanette von Rehr. 141
An Demoiſelle Milß, bei Ueberſendung einiger Blumen. An ihrem Geburtstage, den 2ten December 1799. 143
Am Geburtsfeſte eines Freundes im Namen ſeiner Gattin und Kinder. . . . 145
Herrn General von Hartmann an ſeinem 50jährigen militairiſchen Jubelfeſte im Namen des Artillerie-Corps. 147
Beim Grabe der Frau Geheime-Räthin Gervais. 1803. 149
Prolog bei Eröffnung der Schaubühne auf dem Altſtadtſchen Junkerhofe, nach dem Brande des alten Schauſpielhauſes. . 151
Prolog zur Gedächtnißfeier des Sieges bei Leipzig. 1814. 153
Am Grabe meines Freundes und Arztes, des Doctor Grohnert. 155
Am Sarge meines Freundes, des Hauptmann von Falkenhayn 157
An Ihro Majeſtät die Königin Louiſe von Preußen, von den Kindern des General-Major von Baczko. 158
Am Grabe meines Freundes Schuhmacher 159
Am Grabe des Hospital-Director Hauptmann von Lippelskirch. 1806. . . . 161
Beim Grabe des Ruſſiſch-Kaiſerl. Etatsrath von Baumann. 1794. 163
An Bendas Grab. 164
An die Königin Louiſe von Preußen, bei ihrer Zuſammenkunft in Memel mit dem Kaiſer Alexander. 1802. 166
Als die Kirchen zu Lazarethen genommen wurden. 169
Am Grabe des Grafen Bülow v. Dennewitz 169

Seite

An Herrn Pfarrer Copinus am Tage seiner Abschiedspredigt in Mohrungen. . 172

Fünfter Abschnitt.

Episteln, Epigramme und versifizirte mündliche Vorträge.

Seite

Dem Könige Friedrich Wilhelm III. am Huldigungstage. 1798. 177
Epistel an den blinden Flötenspieler Dulon. 1790. 177
Epistel an Frau Geheimeräthin Schmalz. 1790. 179
Epistel an Fräulein Therese Paradies, zu Wien. 1791. 182
Lurpil. 184
Als *** starb. 185
Ursache zur Dankbarkeit. 185
Gargil. 185
Hans Kunz. 185
Ernst und Fabull. 186
Der alte Witzling. 186
Ehrentausch. 186
Zur Feier des 3ten August 1808. Vorgetragen in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. 186
Empfindungen am 3ten August 1809. Vorgetragen in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. 188
Epistel an Herrn Reimann, Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen, an seinem Geburtstage. 1808. 191
An ein junges Mädchen, bei Uebersendung einer Rose. 193
Grabschrift auf einen Säugling. . . . 194
Lupill. 194
Das seltene Geständniß. 194

	Seite
Inschrift einer Mutter auf das Grab ihres Säuglings.	195
Die reiche Erbin.	195
Grabschrift auf ein Ehepaar.	196
Gebemmte Beschwerde.	196
Die Mondflecken. Einer Freundin geweiht.	196
Der junge Kauz.	199
Ueber die unbegrabenen Gebeine auf dem Schlachtfelde.	199
Sänger Franz.	200
Zorn und Argwohn.	200
Bei der Aufführung von Haydns Schöpfung	200
An Madam Schütz bei der Aufführung von Maria Stuart.	201
An den großbärtigen N. N.	201
Die Klätscher.	201
Tischrede zur Einweihung des neuen Locals der Deutschen Ressource. 1815.	202
Vortrag gehalten in der Deutschen Ressource nach dem Siege der Verbündeten bei Leipzig. 1813.	207
Grabschrift.	211
Bittschrift an einen Finanzminister.	211
Die Schnecke.	211
Als *** nach dem Kriege seinen feierlichen Einzug hielt.	212
Als man sich wunderte, daß hier der große Mann kein Denkmal hätte.	212
Unter den Schattenriß Sr. Excellenz, des Kanzlers Freiherrn v. Schrötter.	212
In ein Stammbuch.	213
Als das Bild der Gerechtigkeit vor dem Rathhause in *** aufgestellt wurde.	213
Als *** Rath wurde.	213
Grabschrift auf meinen Jugendfreund Conrad Jacoby.	214

Verzeichniß der Pränumeranten.

Sr. Königl. Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, 6 Exemplare.

Ihro Königl. Hoh. d. Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, 6 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen, Sohn Sr. Majestät des Königs, 4 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder Sr. Majestät des Königs, 5 Exemplare.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Marianne von Preußen, 3 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz August von Preußen, 6 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich von Preußen, 4 Exemplare.

Sr. Königl. Hoheit der Prinz Adalbert von Preußen.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Elisabeth von Preußen.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Luise von Preußen, vermählte Fürstin Radzivil, 3 Exemplare.

Sr. Hochfürstliche Durchl. der Fürst Anton v. Radzivil, Statthalter des Großherzogthums Posen, 3 Exemplare.

Sr. Hochfürstliche Hoheit der Erbprinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, 4 Exemplare.

Sr. Hochfürſtliche Durchl. der Prinz Ludwig zu Heſſen-Homburg.

Sr. Hochfürſtliche Durchl. Prinz Wilhelm v. Radzivil Major, 2 Exemplare.

Sr. Hochfürſtliche Durchl. Prinz Ferdinand v. Radzivil, 2 Exemplare.

Ihro Hochfürſtliche Durchl. Prinzeſſin Eliſe v. Radzivil.

Sr. Hochfürſtliche Durchl. der Prinz v. Hohenzollern, Generalmajor und Kommandeur der 2. Landwehrbrigade zu Danzig, 2 Exemplare.

Sr. Hochfürſtliche Durchlaucht der Prinz von Schwarzburg.

Sr. Durchl. der Fürſt v. Wittgenſtein.

Hr. Aarons, Kaufmann in Memel.

— Adolph, Kaufmann in Thorn.

— Albrecht, Kriegs-Zahlmeiſter.

— Andreſohn, Bürgermeiſter in Ragnit.

— Auſchra, Actuarius in Inſterburg.

— Bartſch, Kaufmann.

— Becker, Commerzienrath.

— Benjamin, Kaufmann in Memel.

Die Bibliothek des 4ten Infanterie-Regiments zu Danzig.

Die Bibliothek der deutſchen Reſſource zu Königsberg.

Hr. Bienemann, Oberlehrer in Mitau.

— Binder, Landbaumeiſter in Pr. Stargard.

— Blindow, Referendarius in Pr. Stargard.

— v. Both, Generalmajor und Landwehr-Inſpecteur in Berlin.

Hr. v. Borstell Excellenz, General-Lieutenant und kommandirender General in Ostpreußen, Westpreußen und Litthauen.
— Bräuer, Stadtrath in Thorn.
— Bräunlich, Premierlieutenant im 5ten Inf. Regiment in Danzig.
— Brand, Criminalrath und Justiz-Commissarius.
— Brinlinger, Kreisjustizrath in Ragnit.
— v. Brockhusen Excellenz, Staatsminister in Berlin.
— v. Brunnow, Capitain in Potsdam.
Frau Bankosekretair Buck.
Hr. Budach, Oberlandes-Gerichts-Assessor.
— v. Buddenbrock, Major außer Diensten.
— Büttner, (Fr. Reinhold.) Kaufmann.
— Buhrand, Mühlenbesitzer bei Pr. Stargard.
— Butte, Rendant des Intelligenz-Comtoirs.
— v. Colomb, Regierungs-Chef-Präsident in Posen.
— Cruse, Professor in Mitau.
Das Königl. 3te Cüraſſier-Regiment, 3 Exempl.
Hr. Dannert, Gouv.-Auditeur in Danzig.
Fr. Gräfin C. v. Dohna, zu Carwinden.
Hr. Douglas, Kaufmann.
— Drews, Handlungsdiener in Braunsberg.
— Dr. Drumann, Professor.
— v. Duwe, Major in Angerburg.
— Ehm, Tribunalsrath.
— Eisenhauer, Superintendent in Thorn.

Hr. Elsner, Doktor in Thorn.
— Engelschmidt, Direktor des Collegii der Justiz-Commissarien.
Frau Hauptmann v. Falkenhayn.
Hr. Ferber, Geheime-Ober-Finanzrath in Berlin.
— Flach, Polizey-Direktor in Pillau.
— Flach, Medizinal-Assessor.
— Frommholz, Landgerichtsrath in Posen.
— Foest, Ober-Auditeur in Danzig.
— Fotbergill, Mäkler.
— Frank, Ober-Landes-Gerichts-Deposital-Rendant.
— Frei, Geheimerath und Regierungs-Direktor.
— Fritzen, Land- u. Stadtgerichts-Registrator in Danzig.
— Geisenheimer, Justizrath und Justiz-Commissarius.
— v. Gerhard, Oberberghauptmann in Berlin.
— Gerhard, (Fr. Samuel) Buchhändler in Danzig.
— Gerlach, Bürgermeister in Pr. Stargard.
— Graf. v. Gneisenau Excellenz, General d. Infanterie, in Berlin, 2 Exemplare.
— Goldbeck, Geheimerath in Memel.
— Gerdack, Kaufmann.
— v. Goßkow, Major, auf Gr. Sobrost bei Nordenburg.
— Groddeck, Justiz-Commissarius in Danzig.

Hr. Grube, Justiz-Commissarius und Universitäts-Richter.
— Grützmacher, Doktor in Danzig.
— Gudrian, Justiz-Commissarius in Posen.
— Dr. Hahn, Professor und Superintendent.
— v. Hacke Excellenz, General Lieutenant u. Kriegsminister, in Berlin, 2 Exemplare.
— Hartung, Ober-Landes-Gerichtsrath.
— Dr. Hasse, Kreisphysikus in Pr. Stargard.
— v. Hatten, Capitain und Brigade-Adjudant in Danzig.
— Haug, Meubel-Fabrikant.
— Dr. Henne, Professor.
— Herbig, Ober-Landes-Gerichts-Rath.
— v. Herrmann, Lieutenant im 5ten Inf. Regiment in Danzig.
— Herzog, Lieutenant in Pr. Stargard.
— v. Heydebreck Excellenz, wirklicher Geheimerath und Ober-Präsident zu Berlin.
— Heygster, Kaufmann.
— Freiherr v. Hiller, in Berlin.
— v. Hippel, Capitain im 3ten Inf. Reg.
— v. Hirsch, Auktions-Commissarius.
— Hirschberg, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Holdereggger, Oberregistrator beim Ober-Landes-Gericht in Marienwerder.
— Hoyer, Ober-Landes-Gerichts-Rath.
— Hoyer, Justiz-Commissarius in Posen.
Frau Oberl.-Gerichts Präsidentin Hoyoll, in Insterburg.
Hr. Graf v. Hülsen, Major und Divisions-Adjudant in Danzig.

Hr. Ihlo, Kaufmann in Memel.

Das Königl. Erſte Infanterie-Regiment, 3 Exemplare.

Hr. Kahl, Ober-Landes-Gerichts-Rath.

— Kalau, Regierungsrath in Poſen.

— Graf v. Kanitz, Ober-Landes-Gerichts-Rath.

— v. Karger, Forſtmeiſter in Pr. Stargard.

— Kayſer, Juſtiz-Commiſſarius.

— Kelch, Geheime-Regierungsrath.

— Klein, Oberlandes-Gerichts-Rath in Inſterburg.

Frau v. Kleiſt, geb. v. Kleiſt, in Mitau.

Hr. Knabe, Amtsrath in Pr. Mark.

— Knuth, (F. W.) Kaufmann in Pr. Stargard.

— Knuth, Lieutenant in Pr. Stargard.

— Köhler, wirklicher Geheime-Ober-Regierungs-Rath und Direktor im Miniſterium des Innern, in Berlin.

— Krah, Juſtiz-Rath und Juſtiz-Commiſſarius.

— Krampitz, (F. W.) in Danzig.

— Krauſe, Lieutenant in Pr. Stargard.

— v. Krenzky, Juſtiz-Amtmann.

— Krieſe, Pfarrer in Pr. Stargard.

— Krüger, Landes-Oekonomierath in Poſen.

— Dr. Krüger, Oberlehrer in Braunsberg.

— Kurella, Polizeirath.

— v. Lagerſtröhm, Obriſtlieutenant in Thorn.

Hr. Lehmann, Zoll- und Steuer-Aufseher in Danzig.
— Lehnert, in Kaukehnen bei Tilsit.
— Dr. Lobeck, Professor.
— Lorenz, Disponent der Mittlerschen Buchhandlung in Posen.
— Graf v. Lottum Excellenz, Staatsminister und General-Lieutenant in Berlin.
— Graf v. Lottum, Generalmajor und Divisions-Commandeur.
— v. Mach, Rittmeister in Pr. Stargard.
— Malkwitz, Pfarrer in Ragnit.
— Martins, Justiz-Commissarius in Danzig.
— Mellien, Bürgermeister in Thorn.
— v Meusel, Capitain im 3. Inf. Regiment.
— v. Michalsky, Geheime-Regierungs- u. vortragender-Rath im Büreau des Herrn Fürsten Statthalters von Posen.
— Michalsky, Kaufmann.
— Dr. Möller, Direktor der Löbenichtschen Bürgerschule.
— Möller, (Abraham) Kaufmann.
— Morgenbesser, Ober-Landes-Gerichts-Chef-Präsident, 2 Exemplare.
— v. Montowt, Major und Platz-Kommandant.
— v. Montowt, Lieutenant in Posen.
— Baron v. Müffling Excellenz, General-Lieutenant und Chef des Generalstabes der Armee, in Berlin.
— Müller, Hofscharfrichter

Hr. Müncheberg, Kaufmann.
— Muhl, Gutsbesitzer bei Pr. Stargard.
— Muttrey, Kaufmann in Memel.
— v. Nagler Excellenz, General Postmeister in Berlin.
Frau Gräfin v. Neale Excellenz, Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand von Preußen.
Hr. Neurähs, Lieutenant im 4ten Inf.-Reg. zu Danzig.
— Nicolovius, wirklicher Geheime-Ober-Regierungsrath u. Director im Ministerio des Cultus in Berlin.
— Nöldechen, Ober-Salzinspektor.
— v. Obernitz, Capitain im 3ten Inf.-Regimente.
— Baron v. Paleske, Gutsbesitzer bei Pr. Stargard.
— Paulsen, Kaufmann.
— Paulus, Polizei-Sekretair in Danzig.
— Pohl, Land- und Stadtgerichts-Assessor in Memel, 2 Exemplare.
— Prengel, (A. L.) Lehrer in Braunsberg.
— Preußmann, Oberlandes-Gerichtsrath.
— Prin, Commerzienrath.
— Prin, (C. F. M.) Kaufmann.
— Rappolt, Ober-Landes-Gerichts-Sekretair.
— Rechenberg, Justiz-Amtmann in Ragnit.
— v. Rehdiger, Staatsrath in Berlin.
— Rehfeldt, Provisor in Pr. Stargard.
— Reich, Proviant-Amts-Controlleur.
— Reissert, Hofrath.

v. Rib-

Hr. v. Ribbentropp, General-Intendant der Armee, in Berlin.
— Riedel, Juſtizrath.
— Riedel, Poſtſekretair in Tilſit.
— Riemain, Archidiakonus und Profeſſor.
— Ritter, Depoſital-Rendant beim Commerz-Collegio.
— v. Roczinsky, Capitain im 3ten Inf.-Regimente.
— Röll, Land- und Stadtgerichts-Sekretair in Danzig.
— v. Roggenbucke, Salzinſpektor in Pillau.
— Romeyke, (M. F.) in Pr. Stargard.
— Saro, Stadtrichter in Friedland in Oſtpreußen.
— v. Savigny, Geheime-Ober-Reviſionsrath in Berlin.
— v. Schachtmeier, Major im 5ten Inf.-Regimen: zu Danzig.
— Schaller, Regierungs-Rath und Juſtiz-Commiſſarius, in Berlin.
— v. Scheibler, Lieutenant.
— Schiemann, Bürgermeiſter zu Winden in Liefland.
— Schlenther, Land- und Stadtgerichts-Aſſeſſor in Danzig.
— v. Schlieben, Landrath in Pr. Stargard.
— Schmolk, Reg. Regiſtrator in Gumbinnen.
— v. Schöler, Generalmajor in Berlin.

Hr. v. Schön Excellenz, wirklicher Geheime-Rath und Ober-Präsident von Preußen.
— v. Schönberg, Reg. Chef-Präsident in Berlin.
— Schomer, Capitain in Pillau.
— Schubert, Pfarrer zu Blumenau.
— Schüler, Ober-Landes-Gerichts-Canzeley-Inspektor.
— Schütz, Regierungs-Rath.
— v. Schuckmann Excellenz, Minister des Innern in Berlin.
— Schulz, Schloßbauinspector
— Schulze, Prediger in Liebwalde.
— Schumann, Justizrath und erster Justitiarius d. General-Commission in Posen.
— Dr. Schweykard, Professor und Hofrath.
— Seliger, Ober-Landes-Gerichts-Rath.
— Senger, Kaufmann in Pr. Stargard.
— v. Sethe, Präsident des Ober-Revisionshofes in Berlin
— Seyffert, Ober-Landes-Gerichts-Rath.
— v. Siedmogrotzky, Stadtrichter in Ragnit.
— Siebrand, Justiz-Commissarius.
— Siehr, Ober-Landes-Gerichts-Rath.
— Simson, Kaufmann in Memel.
— Skerle, Criminalrath und Justiz-Commissarius in Danzig.
— v. Slugocki, Major in Pr. Stargard.
— v. Stägemann, Geheime-Staatsrath in Berlin.
— Stahl, Justiz-Commissarius in Danzig.
— Steffens, Kaufmann.

Hr. v. Stempel, Ingenieurlieutenant in Danzig.
— Stuckert, Prediger in Pillau.
— v. Sydow, Präsident der General-Commission.
— Tetzlaff, (Karl) Kaufmann in Pr. Stargard.
— Tetzlaff, (Johann) Kaufmann in Pr. Stargard.
Die Loge Teutonia in Potsdamm.
Hr. Timm, Rendant der Ostpreußischen Haupt-Untergerichts-Salarien-Casse.
— Toop, Commerzienrath.
— Ulrich, Rektor,
— Ungerbühler I., Landschaftssyndicus in Mohrungen.
— Venediger, Mälzenbräuer.
— Wannovius, Bürgermeister in Ragnit.
— Weger, Justiz-Commissarius.
— v. Wegnern, Oberlandes-Gerichts-Präsident.
— Weiß, Justiz-Commissions-Rath in Danzig.
— Weiß, Land, und Stadtgerichts-Registrator in Danzig.
— Werner, Capitain im 5ten Inf.-Reg. zu Danzig.
— Werner, Lieutenant im 5ten Inf.-Reg. zu Danzig.
— Wernsdorff, Land- und Stadtgerichts-Sekretair in Danzig.
— Wettstein, Intendantur-Rath in Posen.

Hr. v. Wichert, Juſtizrath
— Wiek, Juſtiz-Commiſſarius und Diviſions-Auditeur.
— Wientz, Kaufmann.
— Winkler der Aeltere, Kaufmann.
— Wittich, Gutsbeſitzer bei Pr. Stargard.
— Wolff, Ober-Appellations-Gerichts-Rath in Poſen.
— Wolff, Geheime-Commerzienrath.
— Wolffgramm, Juſtiz-Commiſſarius in Memel.
— Dr. Wolterstorff, Pfarrer.
— Woykowsky, Municipalitätsrath in Poſen.
— York, Regierungs-Aſſeſſor in Gumbinnen.
— v. Zaluskowsky, Major im 5ten Inf.-Regiment zu Danzig.
— Zebrowsky, Aktuarius.
— Zeihe, Hofrath.
— Zeihe, Juſtiz-Commiſſionsrath.
— Zernike, Juſtizrath in Danzig.
— Zernike, Oekonomie-Commiſſarius in Danzig.
— Zieſſow, Oekonomie-Commiſſarius in Danzig.

Anmerkung. Diejenigen Herrn Pränumeranten, bei denen kein Aufenthaltsort bemerkt iſt, wohnen in Königsberg.

Erſter Abſchnitt.

Gedichte religiöſen Inhalts.

Mein Troſt 1776.

Ich will in dir, Gott, meinen Vater ehren
Und nimmer ſoll mein Leid mich ſo bethören:
Vor dir, o Gott, dem Seher meiner Plagen,
Dich anzuklagen.

Iſt gleich die Sehkraft meinem Aug' entzogen,
So bleiben mir Gefühle zugewogen,
Und Kraft genug: um viele meiner Pflichten,
Treu zu verrichten.

Ich höre noch, wenn frühe Lerchen ſingen,
Den jungen Tag zu mir ſich aufwärts ſchwingen,
Hör' ihn im Lied der ſpäten Nachtigallen
Hernieder wallen.

Mich laben noch der Blumen ſüße Düfte,
Des Morgens Kühle, und die Abendlüfte,
Froh kann ich noch an meines Nächſten Freuden
Die Seele weiden.

Ich höre noch, daß Gott die Tugend lohnet,
Zufriedenheit in niedrer Hütte wohnet,
Daß Engel zu der Zukunft Seligkeiten
Den Dulder leiten.

Drum will ich auch mein Leid geduldig tragen,
Verzweifelnd nicht ein feiges Murren wagen,
Nein! auch von mir tönt in der Engel Chöre:
Lob, Preis und Ehre!

An Gott, auf dem Krankenbette, in einer ſchlafloſen Nacht. 1807.

Vater! meine Kräfte ſchwinden,
Und mir öffnet ſich das Grab;
Laß mich dort die Ruhe finden,
Die mir nicht die Erde gab!

Hör' die kindlich fromme Bitte:
Wenn Dir's Weisheit nicht verbeut,
Leite ſanft die letzten Schritte
Zu dem Glück der Ewigkeit!

Sollten aber Schmerz und Plagen
Hier des Todes Vorſchmack ſein;
Gott! ſo laß mich nicht verzagen,
Pflanze Muth der Seele ein!

Doch ſoll in der letzten Stunde
Mir noch kühle Labung wehn;
Gott! ſo laß mit Dir im Bunde,
Mich die Meinen glücklich ſeh'n!

Gieb mir Kraft für ſie zu leben,
Sie zu bilden ſpät und früh,
Segne gnädig dies Beſtreben,
Gott mein Vater, bilde ſie!

Lied eines Schwermüthigen. 1804.

Was giebt den Stoff zu Thränen
In stiller Einsamkeit?
Was ist das leise Sehnen
Nach Tod und Ewigkeit?

Was ist's, daß keine Habe
Uns innern Frieden schenkt?
Was ist's, das nach dem Grabe
Den Blick des Guten lenkt?

Gefühl: daß, in der Hülle
Des Körpers eingeengt,
Der Mensch der Freuden Fülle
Dort oben, ahnend denkt;

Bewußtsein, innern Frieden,
Und wahre Seelenruh,
Führt, Traurigen und Müden
Gott nach dem Grabe zu.

Drum trocknet schnell ihr Zähren!
Das Glück der Ewigkeit —
Unendlich wird es währen
Kurz diese Prüfungszeit;

Dort werden wir entdecken,
Wo nichts den Blick beschränkt:
Daß Gott zu hohen Zwecken
Durch Schmerz die Menschheit lenkt.

Morgen-Phantasie eines Blinden.
1784.

Dir klappern junge Störche
Laut ihren Dank;
Es trillert dir die Lerche
Den Lobgesang.

Und ich, ich sollte schweigen?
Gott! ich allein
Nicht dir Gefühle zeigen?
Nicht dankbar sein?

Der mir das Licht entzogen,
Hat zum Genuß
Mir Freuden zugewogen
Im Ueberfluß:

Der Pappel leises Schwirren
Am Wiesenbach,
Der Turteltaube Girren
Am Hüttendach;

Der Weste sanftes Wallen,
Die Morgenluft,
Das Lied der Nachtigallen
Im Blüthenduft;

Ein Herz, das für die Freude
Des Nächsten schlägt,
Und nie den Keim zum Neide
Voll Unmuth hegt;

Er gab mir die Beſchwerde
Den Druck der Welt,
Damit mich dieſe Erde
Nicht ſklaviſch hält.

Wenn ſich, den Schmerz zu mildern,
Ein Wunſch erhebt,
Werd ich von frohen Bildern
Gleich ſanft umſchwebt.

Leicht wallt in Blumendüften
Der Weſt herbei,
So ſchweb ich einſt in Lüften,
So feſſelfrei.

Und ſeh ich andre quälen,
So ſchmieg ich dann
Mich den betrübten Seelen,
Der Guten an.

Da lisp'le ich Gedanken
Von beßrer Zeit,
Von Freuden ohne Schranken
Der Ewigkeit.

Troſtlied. 1821.

Wenn in der Leiden Fülle
Angſt jeden Puls durchbebt,
Denk', daß ein heilger Wille
Hoch über Sternen lebt!

Der hier das Schickſal lenket,
Blickt väterlich herab,
Und ſeine Liebe ſchenket
Das Leben und das Grab.

Er kennt den Stoff der Thränen,
Wenn's Liebe ihm gebeut,
Stillt er gerechtes Sehnen
Und lohnt in Ewigkeit.

Dort oben glänzt die Krone,
Dort tönt das Jubellied,
Wo zu des Dulders Lohne
Die Friedenspalme blüht.

Blick' tröſtend, Gott der Gnade,
Auf all mein Leid herab,
Führ auf dem dunklen Pfade
Zum Himmel durch das Grab;

Dann tönt, Lob, Preis und Ehre
Für alles, was geſchah,
Dort, in der Engel Chöre,
Für Schmerz, Halleluja.

Troſtgeſang. 1820.

Ach alles, alles welkt hienieden,
Was uns den Stoff zu Freude beut;
Es trotzt, dem Unfall, trotzt der Zeit
Nur einzig wahrer Seelenfrieden.

Und dieſen kann ein Gott nur geben,
Wenn Reue nie den Stab uns bricht,
Wenn gute That, erfüllte Pflicht,
Gleich holden Engeln uns umſchweben.

Schnell welkt, was hier der Zweck erfüllet;
Was nahe der Vollendung ſtand,
Wird von des Todes kalter Hand,
Ach, bald als Puppe eingehüllet.

Doch ſchöner, herrlicher entfaltet
Sich, wer nach Licht und Wahrheit rang;
Sein Geiſt, der ſich zum Vater ſchwang,
Wird dort zum Seraph umgeſtaltet.

Drum werd' der Schwermuth nicht zum Raube,
Denk' was dir Gott zum Troſte gab!
Der ächten Freude Thor heißt — Grab,
Des Himmels Schlüſſel heißt — der Glaube.

Pax vobiscum.

Fragment aus einer Deutſchen Meſſe. 1804.

Chor.

Hehre Ruhe, inn're Kraft,
Um beim Sturm der Leidenſchaft
Nimmer kraftlos zu ermüden,
Vater, ſchenk durch deinen Frieden!

Erſte Stimme.
Wenn ſich Leidenſchaft empört,

Zweite Stimme.
Sinnlichkeit Vernunft bethört,

Dritte Stimme.
Schmerz in unſerm Innern wütet,

Vierte Stimme.
Zorn die Rache uns gebietet:

Alle Vier Stimmen.
Laß im Kampf uns nicht ermüden,
Schenk uns Bauer Kraft zum Frieden!
Dann umſchwebt, mit dir im Bunde,
Friede unſre Sterbeſtunde.

Troſt. 1812.

Menſch, welch Loos iſt dir beſchieden!
Alles, alles welkt hienieden,
Was uns Glück und Freude gab.
Was wir treiben, was wir üben,
Selbſt den Kuß von unſern Lieben
Raubt das Grab.

Alles welket, alles ſchwindet,
Was der Edelſte empfindet,
Sein Gefühl für fremde Noth,
Selbſt ſein redliches Beſtreben,
Für des Nächſten Glück zu leben,
Stört der Tod.

Wär uns wol dies Jammerleben
Als der höchste Zweck gegeben?
Wär dies eines Gottes werth? —
Nein! ein Vater, gut und weise,
Hat es nur als Pilgerreise
Uns beschert.

Er will durch den Drang der Zeiten
Uns zum Bessern vorbereiten,
Dort für's ew'ge Vaterland;
Und durch allen Druck hienieden
Winkt uns dort, zum ew'gen Frieden,
Gottes Hand.

Drum wenn dir die Rose lächelt,
Wenn der Wein die Wange fächelt,
Denk: daß Alles schnell vergeht!
Beim Erwachen unsrer Freuden
Ist der Keim zu ihrem Scheiden,
Ausgesät.

Nur beim Toben wilder Wellen
Laß nicht Angst den Busen schwellen,
Bei der Zukunft Dämmerlicht
Wand'le ruhig deine Pfade;
Sterblicher, an Gottes Gnade
Zweifle nicht!

Beruhigung im Leiden. 1819.

Blick auf, hoch über Sternen,
Dort sieht aus weiten Fernen
Ein Gott auf uns herab.

Ein Gott voll Huld und Gnade,
Der die verſchlung'nen Pfade
Des Lebens uns zur Prüfung gab.

Auf ihn, den Vater, baue,
Mit Kindlichkeit vertraue
Der Leitung ſeiner Hand!
Er hat ja in Gefahren
Oft ſeiner Engel Schaaren
Zum Schutz des Frommen abgeſandt.

Er wird' von allem Böſen
Dich auch gewiß erlöſen;
Wenn's Liebe ihm gebeut,
So ſchenkt er dir hienieden
Der Seele innern Frieden
Und dort, das Glück der Ewigkeit.

Nach dieſem ſollſt du trachten,
Das Irdiſche verachten,
Nur auf den Himmel ſeh'n;
Und wenn dich Gram umſchwebet,
Angſt jeden Puls durchbebet,
Ruf: Herr, dein Wille mag geſcheh'n.

Der Herr hilft ſeinen Knechten.
Drum hoff' auf den Gerechten
Der dir ſein Heil erwarb!
Der giebt, — vertrau' und glaube! —
Dich nicht dem Schmerz zum Raube,
Der einſt für dich am Kreuze ſtarb.

Mein Gebet. 1776.

Dir Vater! weise, groß und gut,
Verdank ich Sein und Leben;
Du hast mir diesen festen Muth
In meiner Noth gegeben.
Dir dank ich Herr für manchen Freund
Voll Redlichkeit und Treue,
Mit dem, zu Glück und Noth vereint,
Ich mich des Lebens freue.

Doch weil ich Mensch geworden bin,
Soll Vater dir, vor Allen,
Aus meinem Herzen, meinem Sinn,
Ein lautes Lob erschallen.
Zwar ließest du, Herr, mein Gesicht
Durch Krankheit mir verdunkeln;
Ich seh nicht mehr der Sonne Licht
Nicht mehr der Sterne Funkeln.

Ich seh nicht mehr den jungen Tag
Dem Nachtgewölk enthüpfen,
Nicht mehr den klaren Schmerlenbach
Durch Blumenfelder schlüpfen;
Und, Schmerzen, schrecklicher als Tod,
Begleiten mich zu Bette,
Vertreiben mich beim Morgenroth
Von meiner Lagerstätte.

Doch alles hast auf kurze Zeit
Du, Vater, mir beschieden;
Dein Wirken heißt Barmherzigkeit;
Ich duld und bin zufrieden.
Ja, ruhig duld ich meine Pein,
Will gern die Nächte wachen;
Laß mich den Nächsten nur erfreu'n
Den Traurigen fröhlich machen!

Gern will ich, wenn es dir gefällt,
Hier meine Augen missen,
Laß nur dafür in jener Welt,
Mich deines Lichtes geniessen!
Lehr' selber mich geduldig sein,
Gern meine Pflicht erfüllen,
Und laß, o Vater, meine Pein
Vom nahen Tode stillen!

O, sende meinen Tod heran!
Er kommt auf jene Weise,
Wie einem müden Pilgersmann
Die Ruh, nach langer Reise.
Doch sollen Leiden ohne Zahl
Mich fernerhin beschweren:
So sieh ich, Herr, mit jeder Quaal
Muth und Geduld zu mehren!

Du trocknest jede Thräne ab,
Dies will ich kindlich hoffen;
Drum seh ich nicht für mich das Grab,
Nein, nur den Himmel offen.

Und so, der letzten Stunde nah,
Kann meine Zunge lallen,
Soll für mein Leid Halleluja!
Von bleicher Lippe schallen.

Mein Erlöser lebt. 1822.

Wenn an den Gütern dieser Erde
Mein Geist, indeß ich älter werde,
Selbst gegen meinen Willen klebt;
So denk' ich: mein Erlöser lebt!

Wenn mich, den Kranken, meine Schwächen
Selbst im Gebete unterbrechen,
Mein Geist nicht nach dem Höhern strebt;
So hoff' ich: mein Erlöser lebt!

Empört sich furchtbar das Gewissen,
Wenn bei der Reue Schlangenbissen
Mein Herz voll Angst und Sorge bebt;
So ruf' ich: mein Erlöser lebt!

Wenn all mein Leiden, meine Seele,
Ich, Jesu! dir zum Trost empfehle,
Mein Geist sich froh zu Gott erhebt;
So weiß ich: mein Erlöser lebt!

Werd' ich, am Ende meiner Leiden,
Getrost von dieser Erde scheiden,
Vom Todesengel sanft umschwebt;
So weiß ich: mein Erlöser lebt!

Tröſtliche Hoffnung. 1820.

Des Friedens Palme winket
Dem, aus der beſſern Welt,
Der hier den Kelch nur trinket
Den Erden-Reih vergällt.

Wenn ihn die Angſt umſchleichet,
Den Buſen krampfhaft preßt,
Der Frohſinn ihm entweichet,
Und ihn der Schlaf verläßt;

Wenn er die welken Hände
Zum Himmel kraftlos hebt,
Zu ſeiner Quaalen Ende
Nicht einſt die Hoffnung lebt;

Fehlt ihm zu thun, zu wagen
Was ihm hier Labung ſchafft,
Fehlt ihm ſelbſt, ſtill zu klagen,
Die längſt gewelkte Kraft: —

Dann ſtröme tröſtend, Zähre,
Die Wange ſchnell herab!
Sprich Lob, Preis, Dank und Ehre,
Dir, Vater, für das Grab!

Bei einem großen Leiden. 1822.

Herr, dein Wille mag geſchehen! —
Doch, der Beter wird erhört,

Der

Der mit kindlich frommem Flehen
Dich in Angst und Noth verehrt.

Tröstend hast du oft die Thräne
Mir bei schwerem Leid gesandt,
Hast bei manchen grausen Scene
Die Verzweiflung fortgebannt.

Stärk' auch beim Gefühl der Schmerzen
Meine hingewelkte Kraft,
Und besänftige die im Herzen
Wild empörte Leidenschaft!

Laß im Dulden nicht ermüden,
Aus dem Grame keim' die Ruh,
Und führ mich bei innerm Frieden,
Bald dem stillen Grabe zu!

Zwar verletzt' ich manche Pflichten,
Hab so manche Kraft entweiht:
Doch, du wirst mich gnädig richten,
Vater voll Barmherzigkeit!

Du erschufst nicht zum Verderben. —
Wenn des Lebens Band zerreißt; —
Vater, lehr mich selig sterben!
Dir empfehl' ich meinen Geist.

Das Gewitter. Ein Oratorium.

1796.

Choral.

Wie mit trüben Finsternissen
Diese Welt verschleiert liegt!

Wie der Blitz bei Regengüssen
Durch die trüben Wolken fegt!

Donner heulen in den Lüften,
Stürme brechen aus den Grüften,
Tag verwandelt sich in Nacht: —
Mensch, bedenke Gottes Macht!

Recitativ.

Schnell durchbeben Angst und Schrecken
Alle Pulse der Natur,
Jede Creatur
Strebt, sich ängstlich zu verstecken.
Alles fühlt die Schreckensstunde: —
Der Wallfisch birgt im Meeresgrunde,
Das Raubthier in der Höhle sich;
O weh — und ich? —
Ihr, der Erde tiefste Grüfte,
Ihr, verborgne Felsenklüfte,
Redet! wo verberg ich mich? —

Arie.

Es schwanken gleich schwachen Gesträuchen,
Vom Hauche des Nordes erschüttert,
Die Gipfel der moosigten Eichen
Und sinken vom Donner zersplittert.
Horch, der Donner! horch, er spricht:

Tutti.

Sünder, denk' an's Weltgericht!

Recitativ.

Zerstörung! — schrecklicher Gedanke!
Vergehn soll eine ganze Welt?

Wird diese Dunkelheit vom Blitze nur erhellt? —
Sind's nicht Gestirne die von ihren Bahnen
wanken?
Wie schrecklich zuckt dies rothe Licht! —
Zerrissen ist der schwarze Schleier
Der Wolken, da ein Strom von Feuer
Sich einen Pfad zur Erde bricht.
Zerbersten nicht die Grabeshügel?
Sprengt dieser Donner nicht die Riegel
Der Höhlen, wo Verwesung ragt? —

Arioso.

O Gott, mein Trost, mein Vater, sende,
Nahe heute sich der Welten Ende,
In meine Seele neuen Muth!

Chor.

Wie kann der Sünder noch bestehen,
Wenn Erd und Himmel einst vergehen,
O Herr, vor deinem Weltgericht!

Recitativ.

Sie kommt die schrecklichste der Stunden!
Wer heilt nun meiner Seele Wunden?
Gedanke, voll von Quaal und Pein!
Erbarmer, Gott! wie wird mir sein?
Wenn nun auf seiner ernsten Wage
Heut, an dem schrecklichsten der Tage,
Der Richter meine Thaten wiegt!
Wenn Fehler, Sünden und Verbrechen,
Mir bald ein schreckliches Urtheil sprechen,
Wenn bei dem nagenden Gewissen,

Wenn bei der Reue Schlangenbiſſen
Die Seele kraftlos unterliegt:
Wie wird mir ſein? —

Arie.

Laßt uns zu dem Vater flehen!
Betende erhört er gern;
Alle Hülfe kommt vom Herrn,
O ſein Wille mag geſchehen!
Nimm da, wo Niemand helfen kann,
Nimm, Vater, dich der Menſchheit an!

Recitativ.

Es liegt in Gottes großem Plane,
Was oft die Bruſt mit Schrecken füllt;
Gott, der des Meeres Wogen ſtillt,
Gebeut die Ruhe dem Orkane.
Was Elemente wild verheeren,
Oft, wütend, Menſchen ſelbſt zerſtören,
Entwindet ſich dem Untergang!
Er läßt, wenn Welten untergehen,
Aus dem, was uns Zerſtörung ſcheint,
Was unſer ſchwaches Herz beweint,
Durch Schöpferkraft, das Beßre auferſtehen.
O zaget nicht! was unſerm Blick entſank,
Wird oft nur herrlich umgeſtaltet,
Und wenn der Schleier ſich vor unſerm Aug entfaltet
Der hier im Staube uns umhüllte;
Dann fallen wir einſt dankbar nieder,

Und jauchzen in des Seraphs Jubellieder.
Für alles, was uns hier mit Angst und Schrek-
ken füllte.

Duett.

Erste Stimme.

Schrecklich, schrecklich ist der Herr!

Zweite Stimme.

Gütig und gerecht ist er.

Erste Stimme.

Hören ihr die Meere brausen,
Rollt der Donner nah und fern,
Hören ihr die Stürme sausen,
Ueberall erkennt den Herrn!

Zweite Stimme.

In des Meeres Silberfläche,
In dem Lied der Nachtigall,
In dem Rauschen sanfter Bäche,
Seht den Vater überall!

Erste Stimme.

Wetter, Fluthen, —

Zweite Stimme.

Blüthen, Fluren, —

Beide.

Hat sein Wink hervorgebracht.
Alles, alles trägt die Spuren

Zweite Stimme.

Seiner Liebe.

Erste Stimme.

Seiner Macht!

Choral.

Sollten wir den Vater scheuen,
Ihn, aus dem die Freude quillt?
Der mit Segen, mit Gedeihen
Eine ganze Schöpfung füllt?
Laßt uns kindlich ihm vertrauen,
Nur auf seine Güte bauen,
Seiner uns im Wetter freu'n,
Fürchten ihn im Sonnenschein!

Recitativ.

Beglücken ist sein großer Plan:
Er leitet in dem weiten Gleise
Komeren die gemess'ne Bahn,
Und hält in dem bestimmten Kreise
Mit starker Hand den Wandelstern.
Er spricht im Donner und im Sturm,
Im Abendwind, im Frühlingsregen,
Und spendet Freude, Glück und Segen,
Vom Seraph bis zum kleinsten Wurm.
Er ist dem Betenden mit seinem Trost nicht fern;
Heil dir, o Sterblicher! Vertrauest du dem
Herrn.

Arie.

Es mag sich die Woge gleich Bergen erheben,
Bei rollendem Donner die Erde erbeben,
Es mögen die Blitze die Wolken zertheilen,
Die wütenden Stürme die Lüfte durchheulen
Schnell Ströhme von Feuer dem Boden ent-
quillen.

Entsetzen und Brausen die Welten erfüllen; —
Mensch, sei getrost und zittre nicht!
Denn Gott bleibt deine Zuversicht.

Recitativ.

Ein neues Leben liegt im Sterben,
Blick auf, o Mensch! nicht tödten, nicht verderben;
Dies ist der Schöpfung weiser Gang.
Der Thau, durch den manch Würmchen auch ertrank,
Erfrischt die Erde und erquickt die Blüthe;
Die Blume welkt, doch durch des Schöpfers Güte
Reift noch in ihr zuvor die Saat:
Ein neuer Frühling wird ihr uns auch wieder geben.
So, Mensch! wird auch, wenn einst die Todesstunde naht,
Dein Geist vom Staube sich mit neuer Kraft erheben.
Du Guter, schwingst dich aus des Lebens Raupenstand.

Fugirter Satz für alle Vier Stimmen.
Empor, empor zu Gott, ins ewige Vaterland.

Quartett.

Erste Stimme.
Wie gut ist Gott! er hat das Leben,

Zweite Stimme.
Wie groß ist Gott! er hat den Tod gegeben.

Dritte Stimme.

Wie gut iſt Gott! der uns erhalt,

Vierte Stimme.

Wie groß iſt Gott! er gab die b.ß're Welt.

Erſte und Dritte Stimme.

Er hat uns jedes Gluck beſchieden,
Er iſt's, der uns die Freude gab.

Zweite und Vierte Stimme.

Er ſchenkt voll Huld dem Lebensmuden
Als Ruhepunkt ein friedlich Grab.

Erſte Stimme.

Laßt uns, ihn lieben, ihn verehren!
Er wird, o glaubt's, er wird gewiß gewähren,
Was uns den wahren Frieden bringt.

Zweite Stimme.

Ihr Sel'gen, die ihr ihn umgebet,
Ihr Engelchöre, o erhebet
Sein Lob, das viel zu ſchwach des Menſchen
Stimme ſingt.

Dritte Stimme.

Herr, wenn wir dich in deinem Lichte ſehen,

Vierte Stimme.

Wenn, Vater! wir vor deinem Throne ſtehen;

Dritte und Vierte Stimme.

O dann, in dem Gefuhl der höchſten Seligkeit,
O dann, wird, Vater! dir, ein würdig Lied
geweiht.

Erſte und Zweite Stimme.

Jetzt fließt, o Herr! zu deiner Ehre

Nur unſers Dankes ſtille Zähre,
Wir ſtammeln Vater! dir nur unſern Lob-
geſang.

Chor.

Herr! nimm ihn gnädig an den kindlich from-
men Dank!

Recitativ.

Schon hat der Donner ſich verzogen,
Der nur in trüber Ferne hallt,
Und den neu erquickten Wald
Umzieht ein bunter Regenbogen.
Der Regen träufelt ſanft hernieder,
Die Lerche, die den naſſen Flügel ſchwingt
Und freudig zu den Wolken dringt,
Grüßt wirbelnd ſchon durch Jubellieder
Des Tages frohe Königin,
Indeß Gefühl von Kraft und Leben
Ein jedes Weſen ſchnell durchdringt.

Arie.

Durch die blüthenvollen Aeſte
Summen Bienchen, ſäuſeln Weſte,
Ein Opferdampf entſteigt der Erde,
Der Löwe brüllt, es blökt die Heerde,
Ich fühle wieder daß ich bin! —
Der Thiere Fürſt, du König deiner Brüder,
O Menſch! wirf dich im Staube nieder,
Stimm ein, mit Wieſe, Wald und Flur:

Chor.

Dank, heißer Dank, dir, Vater der Natur!

Recitativ.

Ein Dank, der nur durch Thaten spricht
Den heischt von uns ein Gott, der Tugen
lohnet,
Der einst des Grabes Riegel bricht,
Und dort in jener Welt, wo er als Vate
thronet
Uns eine Seligkeit verspricht,
So groß, daß unser Geist, im Körper ei
geengt,
Sie ahnend fühlt, nicht deutlich denkt. —
O Mensch, fühl bei des Lebens Bürde,
Fühl das Bewußtsein eigner Würde,
Denk, was ein Gott voll Huld dir gab!

Arioso.

Ich soll die Welten überleben,
Mich über Moder, Staub und Grab
Empor zu meinem Gott erheben!
O Wort, das meine Zunge spricht,
Mein Sinn faßt deine Größe nicht!

Recitativ.

Getrost! dem Geist, der hier in Fess
schmachtet,
Gedanken durchzudenken trachtet,
Die er nur dunkel ahnend denkt,
Dem Geiste ist die Kraft geschenkt,
Sich einst zu Gott empor zu schwingen.
Ihn fesseln hier noch Raum und Zeit,
Doch dort harrt eine Ewigkeit,

Wo, jedes Dunkel zu durchdringen,
Sich ihm die frohe Aussicht beut.
Drum sei mein thätiges Geschäfte
Die Bildung meiner Seelenkräfte.
Dir danken, Gott! das kann ich nicht!
Laß, Vater! o laß dir gefallen
Mein Jubellied, dies schwache Lallen,
Das stürmend aus der Seele bricht.

Arie.

Erhebe dich mein Herz zu Gott!
Ertöne Lobgesang!
Er ist der Macht, der Liebe Gott,
Ihm töne unser Dank!
Nur gutes thun ist seine Lust,
Er hilft, er schonet gern,
Drum tön' aus ihm geweihter Brust
Ein Jubellied dem Herrn!

Schlußchor.

Berge, Meere und Gestade,
Stimmt in unsern Lobgesang!
Ihm, dem Gott der Macht und Gnade,
Ihm erschalle froher Dank!
Misch' dich in der Engel Chöre,
Kühner, froher Lobgesang!
Halleluja! Preis und Ehre!
Halleluja! Preis und Dank! —

Grabesgedanken.

Kalt und öde, dumpf und schaurig,
Ist das Grab;
Und was lebet, blicket traurig
Dort hinab.

Denn im kühlen Grabe schwindet
Lebenskraft,
Uns ist, was den Platz dort findet,
Weggerafft.

Aber auch den Stoff zu Thränen,
Jede Pein,
Leises Harren, stilles Sehnen
Schließt es ein.

Wo die Palme dort dem Müden
Labend webt,
Ist der Stoff zum ew'gen Frieden
Ausgesaet.

Ruhe wirst du, Müder, finden
Und ein Grab,
Säuselt mir aus diesen Linden
Sanft herab.

Drum, o stille Kirchhofmauer,
Sei gegrüßt!
Wo kein ahnend banger Schauer
Mich umfließt.

Nein! mir, der ich troſtlos weine,
Winkt die Ruh
Hinter jedem Leichenſteine
Tröſtung zu.

Ruhe, wie erreicht' ich ſelten
Dich, mein Ziel!
Hier umſchwebt mich beſſ'rer Welten
Vorgefühl.

Ausgang aus dem Thal der Mängel
Bleibt das Grab;
Drum, o Freund, o Todesengel,
Ruf' mich ab!

O, ich will dich dankbar preiſen,
Ruf mich früh!
Gott, ſei Vater meiner Waiſen,
Tröſte ſie.

Letzte Hoffnung.

Bei Donner und Stürmen,
Wenn Wogen ſich thürmen,
Verderben euch droht;
Faßt Seufzen und Klagen!
Es endet die Plagen
Der Tod.

Bei Jammern und Weinen,
Beim Winſeln der Kleinen,

Beim Rufen nach Brot;
Seid ruhig, ihr Armen!
Bald wird sich erbarmen
Der Tod!

Gefühlvolle Seelen,
Wenn Menschen euch quälen,
Erduldet die Noth!
Bald wird sie sich enden,
Und Hülfe euch senden
Der Tod!

Die Pilgerin zu Loretto.

Was weben die Lüfte so lieblich, so mild,
Was duftet gleich blühenden Linden! —
Ist's Hoffnung, die heute den Busen mir füllt?
Vermag ich noch Ruhe zu finden?
Soll ich sie nicht finden, soll's ewig nicht sein? —
O Mutter der Gnaden, erbarme dich mein!

Welch Harfengelispel erreichet mein Ohr,
Was hör ich, ist's Einklang der Sterne?
O Wonne! mir tönet ein seliger Chor
Aus Stimmen der Engel von ferne.
Dem himmlischen Zuruf der Boten des Herrn
O Mutter der Gnaden! ich folge ihm gern.

Es sendet euch Menschen den Jammer das
Leid, —

Ihr werdet den Grund einſt entdecken, —
Ein Vater, der euch hier zu dulden gebeut
Aus weiſen und heiligen Zwecken.
Denn was hier euch martert, und was hier euch druckt,
Das hat euch der Vater aus Liebe geſchickt.

Ihr ſeid nicht auf Erden zur Freude beſtimmt,
Nein, blos zur Erfüllung von Pflichten;
Dem, welcher die ſeinen getreu übernimmt,
Kann nichts ſeine Freude vernichten.
Er duldet gerubig, was Gott ihm geſchickt,
Er lebet in Frieden und endet beglückt!

Die erblindeten Krieger.

Wir kämpften für das Vaterland,
Gott half uns in dem Streit;
Durch unſerm Muth, durch unſr'e Hand
Ward Preußen auch befreit.

Durch kein Geſchoß, und durch kein Schwert
Der Feinde litten wir,
Durch Gott ward unſer Leid beſchert
Und ihm ſei Dank dafür.

Der Gott, der uns aus Liebe ſchuf, —
Vergiß dies nicht o Chriſt! —
Der macht auch Dulden zum Beruf,
Weiß, was uns nützlich iſt.

Er nahm uns hier der Augen Licht,
Hieß manche Freude fliehn,
Doch zur Erfüllung hoher Pflicht,
Hat er uns Kraft verliehn.

Er gab uns Muth. Auf sein Geheiß
Muß sich der Gram zerstreun
Er gab uns Kraft, durch eignen Fleiß
Ernährer uns zu sein.

Er hat der Blüthen sanften Duft,
Und was uns hier erquickt,
Die Morgen- und die Abend-Luft
Uns labend zugeschickt.

Er gab uns Freuden sonder Ziel,
Die sanfte Seelenruh;
Sandt uns des Edlen Mitgefühl
Und innren Frieden zu.

Gott wird auf unserm dunkeln Pfad
Ein treuer Führer sein;
Einst, wenn die letzte Stunde naht,
Uns hohen Trost verleihn.

Leit', Vater, uns durch diese Welt,
Sei Stütze uns und Stab.
Führ' uns, Herr, wie es dir gefällt,
Zum Himmel durch das Grab!

Dann sehn wir deutlich einst und klar,
Warum hier das geschah,
Und jubelnd mit der Engel Schaar,
Tönt dir: Halleluja!

Abendlied in einer Krankheit.

Umgeben hat mich Dunkelheit,
Es floh der erste Schimmer:
Doch, Vater! deine Gütigkeit
Entflieht und weichet nimmer.
Drum hatte deine Vaterhuld
Mir Schmerz statt Schlaf beschieden:
Verleih Erbarmer! mir Geduld
Und Trost durch Seelenfrieden.

Gieb, Vater! daß von meiner Pflicht
Ich nimmer zweifelnd wanke!
Verbleibe meine Zuversicht,
Mein Hoffen, mein Gedanke!
Laß mich getrost in meine Gruft,
Wie neu zur Ruhe gehen;
Dereinst, wenn deine Stimme ruft,
Mit Freuden auferstehen!

Nimm da, wo Niemand helfen kann
Im Leben und im Sterben,
Dich meiner und der Meinen an,
Lehr uns die Ruh erwerben!
Von allen, die du mir verliehn,
Sei keiner mir entrissen!
Laß alle hier im Segen blühn,
Mich keinen dort vermissen!

Schon finden sich die Schmerzen ein;
Dein Wille mag geschehen!

Wenn's dir gefällt, laß jede Pein
Hier ſchnell vorübergehen!
Mir werde jedes Erdenleid
Durch dich ein guter Saamen!
Und bringe Frucht in Ewigkeit!
Ich hoffs, durch Jeſu, Amen.

Zweiter Abſchnitt.

Romanzen, Fabeln und Erzählungen.

Das Kleinod der Ruhe. 1790.

Romanze.

Auf Felsen und Höhen,
Durch Flüsse und Seeen,
Auf schäumenden Wogen, dem tobenden Meer,
Zog Heinrich der Tapf're, der Ritter, umher,
Und suchte das Kleinod der Ruhe.

Bei frohen Gefühlen,
Bei tändelnden Spielen,
Am Hofe der Fürsten, beim vollen Pokal;
Da sucht er's vergeblich im funkelnden Saal
Und fand nicht das Kleinod der Ruhe.

Bei blühenden Linden,
Da hofft er's zu finden;
Beim Säuseln der Weste im blumigten Hain,
Da wähnt er schon häufig ganz nahe zu sein:
Dem lieblichen Kleinod der Ruhe.

Beim siegenden Heere,
Beim Brechen der Speere,
Im männlichen Kampfe, im köstlichen Dank;
Da war's wo er suchte, wo häufig er rang,
Und fand nicht das Kleinod der Ruhe.

Doch konnt er nicht raſten.
Bei nächtlichen Faſten,
An heiligen Orten, da ſucht er noch lang;
Oft ward ihm ſo ſchaurig, oft ward ihm ſo bang:
Er fand nicht das Kleinod der Ruhe.

Bei Zittern und Zagen,
Bei Seufzen und Klagen,
Im brennenden Sande in Wüſten von Eis;
Da ſucht er als Jüngling, da ſucht er als Greis,
Verzweifelnd das Kleinod der Ruhe.

Noch eilte er ſuchend —
Das Schickſal verfluchend —
Mit ſchwankendem Fuße, mit zitternder Hand:
„Ach!“ rief er, „ich ſuche, was Keiner noch fand,
Nie giebt es ein Kleinod der Ruhe!“ —

Schon ſinket er nieder. —
Schon ſtarren die Glieder; —
Und als nun das Auge des Sterbenden bricht,
Da flüſtert ein Engel: „verzage doch nicht! —
Hier nimm es das Kleinod der Ruhe!“

Zephir und die Roſe. 1773.

Eine Fabel.

Der Frühling kam, der Winter wich;
Der Roſen ſchönſte öffnet ſich,
Und Zephir eilt ſie zu umfliegen.

Die kleine Schmeichelei gereichet ihr zur Luſt,
Die Eitle öffnet drum, ihn höher zu vergnügen,
Die ſchön gewölbte, volle Bruſt.
Jetzt ſteht der ſchöne Buſen blos,
Er ſtürmet d'rauf mit Küſſen los,
Streift küſſend ihr die Blätter ab
Und ihre Schönheit fand ihr Grab. —

Das Röschen, ach zu ſpät, bereut
Die aufgeregte Lüſternheit.

Der wahre Adel. 1798.

Eine Erzählung.

Schach Thamas war, als Herr der Krone,
Vom ganzen Volke anerkannt;
Es drangten ſich in ſeinem Vorgemache
Die Deputirten, die das Land
Jhm mit Geſchenken zugeſandt,
Und ſtritten um den Vortritt zu dem Schache.
Schon ſtand ganz nah bei ſeinem Throne
Ein Greis, mit Narben im Geſicht,
Als Spuren von bewies'nem Muthe.
„Zurück! Dir ziemt der Vorzug nicht,
„Ich bin erzeugt aus Timur's Blute!"
Rief ihm ein junger Perſer zu,
„Der Rang gebührt dem edelſten Geſchlechte."
„Zurück! rief Thamas, dieſer Greis, nicht Du,
Erwarb den Adel im Gefechte,

Ihn — Jüngling, merke Dirs, — des Lebens ſchönſte Gabe,
Schenkt uns die Wiege nicht, man findet ihn am Grabe.“

Der Fuchs und die Schlange. 1802.

Eine Fabel.

Ein Fuchs, mit hüpfend frohem Gange,
Der in die Luft nach Beute roch,
Der traf von ungefähr die Schlange,
Die neben ihm im Staube kroch.
Ei! rief er aus, Frau Nachbarin!
Sie läuft ſo ſchnell, wo geht es hin?
„Mich kränket nicht, erwidert ſie, dein Hohn,
Weil ich bei Langſamkeit doch meinen Zweck erreiche;
Denn wiß: ich leb im neuſten Modeton,
Ich kriech' und ſchleiche.“

Hannchen und der Ritter. 1774.

Erſte Ballade.

Frau Marthes Tochter Hannchen war
An jeder Tugend reich;
Auch an der Schönheit kam ihr nicht
Ein einzig Mädchen gleich.
Oft war das junge Volk im Dorf
Um Marthe hingereiht,

Dann ſtand ſie wie der liebe Mond
Voll ſanfter Freundlichkeit.

„Genießet ſüßer Zärtlichkeit,
Sprach Marthe, immerhin.
Die Liebe giebt uns frohen Muth
Erfreuet jeden Sinn.
Doch Unſchuld iſt ein Heiligthum,
Bewahret dieſe nur.
Im Uebrigen genießt die Welt,
Genießet die Natur.

Mich hüllt vielleicht die Todtengruft
In wenig Tagen ein;
Doch unvergeßlich mögen Dir
Der Mutter Lehren ſein."
„Denkt, liebe Mutter! denkt doch nicht,
Sprach Hannchen, an das Grab,"
Und wiſchte mit dem feidnen Haar
Sich ihre Thränen ab.

Als bald darauf bei Marthens Tod
Die Sterbeglock erſcholl,
Aus jedem Augenpaar ein Strom
Wehmuth'ger Thränen quell,
Und Hannchen folgt der Mutter Rath.
Von ihrer Thränen Naß
Erwuchs, bei Sonn- und Mondenſchein,
Des Grabeshügels Gras.

Einſt kam des Dorfes Edelmann
Zurück von ſeiner Jagd,

Ihm folgten seine Jäger nach,
Die Wildpret mitgebracht.
Er saß auf seinem Schimmel hoch,
Ein stattlich junger Mann,
Und hatt' ein grünes Jägerkleid
Mit goldner Tresse an.

Da er in Thränen Hannchen sieht,
So sprengt er hin zu ihr:
„Was kümmert, schönes Hannchen! dich,
Was fehlet Mädchen dir?
Ist dir zu helfen? rede doch
Vertraue deinem Herrn!
Er thut, du Engel, dein Gebot
Von ganzer Seele gern."

Schnell sprang er von dem Pferd herab
Ergreift die kleine Hand,
Das arme Mädchen wußte nicht,
Was ihre Brust empfand:
Zwar zog sie schnell die warme Hand
Vom gnäd'gen Herr zurück,
Doch that sie auf den schönen Mann
So manchen Seitenblick.

Nun trippelten die Jäger schnell
Auf ihren Kleppern fort,
Es blieb der Herr mit ihr allein
An dem Begräbnißort.
„O, rief er, allerschönstes Kind!
Von Herzen lieb ich dich!

Ach fühlte gleich Liebe Trieb
Dein Busen gegen mich!

„O, sprach sie, Sie gefallen mir,
Und würd ich Ihre Frau:
So ging ich gleich von Herzen gern
Mit Ihnen hin zur Trau.
Doch meine Mutter, gnäd'ger Herr!
Auf deren Grab Sie stehn,
Oft sprach sie: Mädchen! laß dich nicht
Von Männern hintergehn.

Und könnten Sie — o könnten Sie —
Ach gnäd'ger Herr! — ach nein!" —
„O halt' mit diesen Thränen doch
Geliebter Engel! ein.
Dir Mädchen, dir ist meine Brust
So inniglich geweiht;
Ja, brech' ich je der Treue Schwur,
Rach! Hölle, diesen Eid!"

Nun sprach er viele Dinge mehr,
Das Mädchen sagte nein!
Sie aber war ein ganzes Blut
Und hatte Fleisch und Bein.
Mit dünnerm Murmeln warnte sie
Der nahe Wiesenbach,
Die Espe, die am Grabe stand,
Die lispelte ein Ach!

Zweite Ballade.

Man ſah vom blätterloſen Hain
Die kleinen Sänger fliehn,
Der dunkelbraune Weizenkeim
Verwandelt, ſich in Grün.
Da ward das Dorf ihm ekelhaft;
Des lieben Mädchens ſatt,
Warf er in ſeinen Wagen ſich
Und rollte nach der Stadt.

Und Hannchen rang die Hände wund,
Weint ihre Augen roth;
Sie wünſchte ſich verzweiflungsvoll
Viel tauſendmal den Tod;
Sie ſetzte ſich voll Lieb und Wuth,
Schrieb einen langen Brief,
In welchem ſie der Unſchuld Gott
Zu ihrem Rächer rief.

Sie ſchrieb ſo manche Flüche hin,
Zu leſen voller Graus;
Und löſcht durch eine Thränenfluth
Die Flüche wieder aus.
Sie ruft ihn auf das Land zurück,
Den lieben Ungetreu'n,
Verſpricht ihm dort, was er beging,
Ach alles zu verzeihn.

Und Hans, der nächſtens in die Stadt
Mit ſeinem Korne fuhr,
Gab dieſen Brief dem gnäd'gen Herrn,

Doch dieſer lachte nur.
Als Hannchen vor dem Dorfe ihm
Am Heck entgegenlief,
Rief Sie ihm ſchon von ferne zu:
„Hans, bringſt du keinen Brief?“

„Nein,“ — „o ſo ſprich, was ſagte er?“
„Ei nicht ein einzig Wort.“ —
„O Gott, du hörteſt ſeinen Schwur
An jenem Grabe dort
So räch' ihn Gott, du biſt gerecht;
O nein, Verzweiflung ſpricht;
Verſchon ihn Gott, verſchone ihn,
Hör meine Flüche nicht!

Nur öffne ſich für mich das Grab,
Weil ich die Bahn verließ,
Wohin mich meiner Mutter Flehn
Vor ihrem Tode wies.“
So jammerte, ſo klagte ſie,
Sie weinte jeden Tag;
Es traf ſie oft das Morgenroth
In ihrem Bette wach.

Dritte Ballade.

Es blies der Sturm aus Mitternacht
Die trüben Lüfte kalt,
Es flitterte bei Sternenblick
Der überreifte Wald,
Indeß der blendend weiße Schnee

Zur Erde niederfloß,
Ein blankes Eis den größten Fluß
Mit Brücken überzog.

Da hörte sie: kling, klang, kling, klang,
Den Schellenton von fern,
Lief eilig hin zur niedern Thür,
Und guckte nach dem Herrn.
Es saß ihm Fräulein Adelheid
Zu seiner rechten Hand:
Er sah das arme Mädchen nicht
Das in der Thüre stand.

Es folgten nach der Schlitten mehr:
Mit wüthend wildem Blick,
Starrt sie nach dieser Schlittenfahrt
Und bebte bleich zurück.
Sie schloß die ganze Winternacht
Auch nicht ein Auge zu,
Vom Augenliede floh der Schlaf,
Vom Herzen floh die Ruh.

Es graute noch der Morgen nicht,
Da stand sie auf und ging,
Und riß von ihrem Finger sich
Den treugelognen Ring,
Stürzt auf der Mutter Grab sich hin,
Ließ ihrem Schmerz den Lauf,
Und dieser löst, was Gram geschwächt,
Das Band des Lebens auf.

Ein böser Traum den gnäd'gen Herrn
Aus seinem Bette scheucht,
Und Ahnung und Gewissensangst
In seine Seele schleicht.
Er geht zum Fenster hin und sieht,
Was er im Traume sah;
Er steht und staunt, und staunt und steht,
Wie eingewurzelt, da.

Wild, voll Verzweiflung rannte er
Aus seines Hofes Thor,
Mit Rasseln und Geheule sprang
Der Kettenhund hervor.
Doch sprengt er sich zum Kirchhof hin,
An das geträumte Grab,
Wo kra, kra, kra, ein Rabenheer
Weissagend ihn umgab.

Nun stürzt er neben Hannchen hin,
Wie kalt war ihre Hand
Die vormals, ach! der Liebe Druck
Mit Gegendruck empfand.
Sein Herz durchbebte Höllenpein;
Er schleppte sich ins Schloß
Und drückte sinnlos sein Gewehr
Auf seine Stirne los. —

Auch Adelheidens Stirne war
Von kaltem Schweiße naß,
Vor ihrem Pumpisch fragte sie
Nach ihm ohn' Unterlaß.

Doch als ſie Schuß und That gehört,
Wild aufgefahren war,
Riß ſie das Brautgeſchmeide ſich
Aus dem gelockten Haar.

Zur Erde ſank ſie kraftlos hin,
Erwachend rief ſie laut:
„Ach, daß ſich meiner Gott erbarm';
Ich arme, arme Braut!" —
Für ſie war ferner nun kein Glück,
Kein Troſt auf Erden mehr:
Und ach die ganze Zukunft floß
Der Armen freudenleer.

Das Opfer. 1810.

Eine Erzählung.

An Ihro Königl. Hoheit, die Prinzeſſin Louiſe von Preußen Radziwil, bei Ueberreichung des erſten Bandes der Nachtviolen.

Prinzeſſin! du, mit edler, ſanfter Seele,
Voll Herzensgüte, Tugend und Verſtand,
Vergönn': daß ich aus Griechenland
Heut ein Geſchichtchen Dir erzähle.

Im Tempel der blauäugigen Athene
Trat der Sophiſt Chryſophron zum Altar:
O Göttin, die den Sinn fürs Edle und fürs Schöne
Mir in die Seele goß, mir immer günſtig war,
Bleib,

Bleib, rief er, fernerhin mir, deinem Günſtling hold,
Und nimm, als Opferdank, den Lorbeerkranz von Gold.
Indeß ihn der Sophiſt ſtolz auf den Altar legte,
Trat demuthsvoll ein and'rer Prieche hin.
Nimm, Göttin! ſprach er, was mein kleines Gärtchen hegte,
Die Blümchen, die ich treu, nach meinen Kräften pflegte,
Und jetzt nur einzig Dir zu opfern fähig bin.
Enthält, rief der Sophiſt, nichts Beſſres deine Habe,
So blick, Verwegner! nicht zur Göttin himmelwärts.
Minervas Prieſter ſprach: Schweig, hier gilt nicht die Gabe;
Minerva ſieht nur auf des Gebers Herz.

Das Schiff. 1807.

Eine Erzählung.

Sr. Excellenz dem Miniſter Freiherrn v. Stein geweiht.

Ein Schiff vom erſten Rang ſchwamm auf dem Oceane,
Das mit der Flotte oft nach großem Plane,
In Krieg und Frieden thätig war.

Doch ach! ſein guter Stern erbleichte,
Als einſt in einer Schlacht bei Unfall und Gefahr
Der Sieg der Tapferkeit nicht mehr die Palme
reichte,
Obgleich der Admiral für ſein Geſchwader wachte,
Voll Edelmuth Tod und Gefahr verlachte:
Bis, da manch' Fahrzeug ſank, manch' and'res,
ſchnell entwich,
Und manches kraftlos gleich die Segel ſtrich,
Nothwendigkeit auch nur an Rettung dachte. —
Daher mit ſeinem Schiff dem Hafen zuzueilen,
Dies ſuchte jetzt der wack're Admiral.
Doch ach! nach Wirken und nach Sorgen ohne
Zahl,
Sah er nicht blos an manchen Theilen
Den Schaden, den des Feindes Hand,
O nein den größern, den die Schwäche der Ver-
zagten,
Die kraftlos weinten, murrten, klagten,
Dem Glück des Ganzen zugewandt.
„Verzweiflung führet zum Verderben,
„Nur Kraft und Muth erzeugt die Ruh,"
Rief ein Pi ot, „ich eil dem Steuer zu
„Uns Allen Rettung zu erwerben." —
Er thats, bethört mit dem Vertrauen
Des Admirals, führt er das Schiff
Trotz der Gefahr, bei manchem Riff
Getroſt vorbei. Auf ihre Rettung bauen
Jetzt alle, die das Glück vorher [illegible],
Da ihnen ſich nun ſchon von weiten

Die Rettung und der Hafen zeigt.
Gerührt ruft jetzt von allen Seiten
Das Schiffsvolk aus: „O, gebt es Ehrensäulen,
O giebt's noch einen Dank dem Edlen auszu-
bieten,
Den nicht Gefahr noch Unglück beugte,
Den jene Kraft, die von den Göttern stammt,
In der Gefahr mit hehrem Muth entflammt,
Der nur dem großen Mann den Weg zur Ret-
tung zeigte;
So werd er Dir zum wohlverdienten Lohne,
Wir winden Dir entzückt die Bürgerkrone,
O führ uns ganz dem Hafen zu!“ —
Die Deutung? wer kann die nicht rathen?
Dem Schiffe gleichen Preußens Staaten
Und der Pilot, o Stein, bist Du! —

Der Gärtner und die Blume.

1773.

Eine Fabel.

Der Frühling hatte die Erde neu gestaltet.
Da spendet, in die Morgenluft,
Erquickend ihren Balsamduft
Der Blumen Schönste, die nun völlig sich ent-
faltet.
Erstaunt erblicken sie die Blumenkenner
Und rufen: „was Natur, sehr was sie leisten
kann!“

„Nein, ruft der ſtolze Gärtner, nein,
Die Blume könnte ſchöner ſein!
Denn die Natur, ſie iſt zwar ſchön,
Doch Kunſt muß die Natur erhöh'n.“
Allein, der Blume Stengel bricht,
Da er, mit kecker Zuverſicht,
Ihn gar zu feſt am Stocke flicht.

Ihr edeln Mädchen! bleibt doch nur,
Bleibt kunſtlos Töchter der Natur!

Die weißen Roſen.

Eine Romanze.

Seht ihr die weißen Roſen dort blüh'n,
Die ich gepflanzet einſt habe?
Schön Hannchen, die mancher Jammer betraf,
Die ſchlummert darunter den ewigen Schlaf
Im kühlen, im tröſtlichen Grabe.

Es zog ihr edler Vater ins Feld,
Er ſank im rühmlichen Streite.
Die Mutter, von Gram und Krankheit verzehrt,
Ward einzig durch Fleiß ihrer Tochter ernährt,
Die ganz ihren Pflichten ſich weihte.

Den Tag hindurch war raſtlos ihr Fleiß,
Sie wacht des Nachts bei der Kranken.
Und als zur Meſſe das Glöcklein einſt rief,
Und, frei von Schmerzen, die Mutter entſchlief,
Ging ſie um dem Himmel zu danken.

Am Hochaltar die Betende kniet,
Erfleht bei Leiden ſich Stärke;
Sie wird durch Andacht noch einmal ſo ſchön,
Sie glaubt ſich nur einmal von Engeln geſehn,
Denkt nicht: daß ein Menſch ſie bemerke.

Sie kehrt voll ſanfter Tröſtung zurück,
Da ſteht ihr plötzlich zur Seite
Ein Jüngling, der bald, mit Zärtlichkeit ſpricht:
Schön Hannchen, du Gute! verarg es mir nicht:
Daß ich dich zur Mutter begleite.

Oft ſchon durch deine Andacht gerührt,
Forſcht' ich nach ſtärkerer Kunde,
Und daß deine kindlich fromme Geduld
Gepaart ſei mit Tugend, mit Schönheit und
Huld, —
Dies iſt ja in jedermanns Munde.

Und Liebe, die durch Tugend entſprang,
Sie bleib' nicht länger verborgen;
Mir iſt die Lage der Mutter bekannt,
Und reichſt du mir Hannchen am Altar die Hand;
So werd ich als Sohn ſie verſorgen.

Die Scham, der Unſchuld Begleiterin,
Färbt hoch die Rosen der Wangen.
Er ruft: Gott ehret den redlichen Sinn.
Drum führe du Gute zur Mutter mich hin,
Laß mich ihren Segen empfangen!"

In Hannchens frommem Busen erwacht
Ein Strahl von Hoffnung und Freude.
Ich hab', so denkt sie voll Inbrunst gefleht,
Die Gottheit erhörte mein frommes Gebet;
Drum spricht sie: „Die Mutter entscheide."

O nicht die Mutter entscheid' allein,
Heut, in der wichtigsten Stunde;
Ist nichts, das für mich im Busen dir spricht,
Wirst du mir ein Opfer der kindlichen Pflicht:
Dann Hannchen! entsag ich dem Bunde.

Er gehet zur Mutter an Hannchens Arm
Schnell mit gestaltetem Schritte.
Als Wilhelm dort seine Neigung gesteht,
Sich feurig den Segen der Mutter erfleht,
Hört diese voll Rührung die Bitte.

Sie ruft: „O Himmel, sende herab
Den höchsten, reichlichsten Segen! —
Doch scheinen mir deine Züge bekannt,
Verzeihe, stolz wird dein Vater genannt,
Ist der nicht der Heirath entgegen?"

Es wird mein Vater mein höchstes Glück,
Ich hoff ich, spricht er, gewähren;
Doch sollt er auch seine Huld mir entziehn,
So bin ich im Amte, kann durch mein Bemüh'n
Mit Weib und mit Kind mich ernähren."

„Wie, sollte mein Wilhelm kindliche Pflicht,
Um mich aus Liebe verletzen!

Nur wenn den Beifall des Vaters ich fand,
Nur dann reich ich froh dir als Gattin die Hand,
Dies muß zur Bedingung ich setzen."

„Schon nach drei Tagen erwart' ich ihn,
Dann hoff ich: soll mirs gelingen."
Im Rausche der ersten Liebe vergehn
Drei Tage dem liebenden Paare so schön,
So schnell, als sie nimmer vergingen.

Und als der vierte Tag nun erscheint,
Hebt an die Angst sich zu regen.
Da rollet ein Wagen vor Hannchens Haus,
Es bebet den Alten sein Diener heraus,
Der schwanket ihm zitternd entgegen.

„Bist du's, so brüllt er, Verführerin!
Ich such den Schutz der Gesetze,
Und thut mir dieser nicht völlig genug,
So trifft dich und Wilhelm mein härtester Fluch.
Dies wisse, du schändliche Metze!"

Voll Stolz, in der Unschuld Hochgefühl,
Spricht sie zum zürnenden Alten:
„Kein Toben und Wüthen findet hier Statt,
Wenn Wilhelm den Segen des Vaters nicht hat,
Wird er meine Hand nicht erhalten."

Da tönet plötzlich ein lauter Schrei;
Kaum hat ihn Hannchen vernommen,
Als schnell zu dem Bett der Kranken sie eilt.

Ihr hat schon der Tod alle Wunden geheilt.
Schnell ist sie dem Jammer entkommen.

Dort ist nunmehr ihr friedliches Grab,
Dort schlummern ihre Gebeine.
Vergeblich, daß Wilhelm flehte und schrieb;
Denn Hannchen erwidert ihm: „Hast du mich
lieb,
Gestatte, daß einsam ich weine.“

Es wich aus ihrem Herzen die Ruh,
Aus ihrem Auge der Schlummer.
Es fällt noch einst in den Spiegel ihr Blick,
Sie bebt, sich erblickend mit Schaudern zurück,
Entstellt hat sie ewiger Kummer.

Zu dulden ist mir heilige Pflicht,
O Gott, dein Wille geschehe!
Doch, ruft sie, wenn's deiner Weisheit gefällt,
O Vater entnimm mich doch bald dieser Welt,
Damit ich die Mutter dort sehe. —

Im Traum ihr nun ein Engel erscheint,
Der spricht: „Da Freuden dich fliehen,
Da Gram die Rosen der Wangen dir bleicht,
So nimm, was nun tröstend der Himmel dir
reicht,
Die Rosen, die nimmer verblühen.“

Er reicht die weißen Rosen ihr dar;
Doch hat die himmlische Gabe
Kaum Hannchen berührt mit zitternder Hand,

Als Engel und Rose und Traumbild verschwand;
Sie war nach drei Tagen im Grabe. —

Verzweiflung durchtobte Wilhelms Brust,
Nichts konnt' auf Erden ihn retten;
Erst saß er verschlossen und härmte sich ab,
Umschwankt' oft mit wilder Geberde ihr Grab,
Jetzt — liegt er im Irrhaus an Ketten.

Das Gesicht des Greises.

Eine Erzählung.

Der Königin Louise von Preußen im Jahr 1798 bei der Huldigung von der Judenschaft zu Königsberg überreicht.

Der Himmel hatte sich umzogen,
Kein Stern, dem Seemann hold, erleuchtete die Bahn,
Da kamen, ach! Vertriebne auf den Wogen
Auf einer fernen Insel an.
Sie fanden schwierig Schutz in ihrer stillen Hütte;
Doch nach des Landes alter Sitte
Nie ganz der Eingebornen Glück.
Dies wurde Quelle mancher trüben Stunden,
So manches Sehnen ward empfunden,
So mancher Wunsch blieb unerfüllt zurück.
Da rief einst betend am Altare
Ein Greis, von dem die Brust nur für die Tugend schlug:

„O Gott! schon winket mir der nahe Aschenkrug,
„Schenk mir den Trost im Silberhaare;
„Laß, blüht dem Enkel Glück, laß michs durch
Ahnung sehn!“
Die Gottheit hört des Greises Flehn,
Der Menschheit Schutzgeist steigt hernieder;
Er ruft: „sieh hier das Glück der Brüder!“
Und hebt zugleich den düstern Flor.
Der Greis sieht in der Zukunft Spiegel
Und hebt entzück die Hand zum Dankgebet empor;
Er sieht das Glück der künftigen Zeit;
O Gott! nichts bindet mehr die Flügel
Des Geistes und der Thätigkeit.
Er sieht das Glück der Enkel blühn,
Die sich getreu dem Staate weihn,
Voll Liebe für den Fürsten glühn,
Um seiner Gnade werth zu sein.

O holde Fürstin, gut und weise
Deut gnädig der Erzählung Sinn!
Das arme Völkchen seufzet leise:
Sei Du der Schutzgeist, Königin!

Die Besserung.

Vor den hochweisen Magistrat
Ward Meist-Klaus citirt
Und ihm daselbst ein Judicat
Gebührend publicirt;
Dieweil und sintemal, so hub der Richter an,
Ihr Meister Klaus, ein arger Mann,

Ein Mitglied unser's Raths, den würdigen Herrn
Notar
Jüngst einen Dummkopf öffentlich genannt,
Ist auf dem Wege Rechtens zuerkannt,
Daß ihr, den Frevel abzubüßen,
Fünf Gulden und sechs Pfennig baar,
Als Strafe sollt erlegen müssen.
Hier ist das Geld, sprach Klaus, doch hört die
Frage an:
Sollt' ich einst einen Dummkopf weise nennen,
Wie viel, ihr Herrn, bezahl ich dann?
Nichts, war die Antwort, lieber Mann.
Er wird's vielmehr mit Dank erkennen.
So habt, sprach Klaus, auch Dank für eure
Lehren;
Denn wißt, die Strafe that mir weh.
Drum sollt ihr auch sofort von meiner Beßrung
hören:
Adieu, hochweise Herrn! Adieu! —.

Venus und Vulkan.

Romanze.

Die lächelnde Cithere
Vermählt sich mit Vulkan,
Und blieb dem Gott der Heere
Dabei doch zugethan.
Vor allen Göttern schaute
Nach ihm, ihr Aeugelein,

So sehr dem Mann drob graute
Mußt er geduldig sein.

Doch macht er schnell, aus Rache,
Ein Netz und haſcht das Paar
Gerad' bei einer Sache,
Die ganz privatim war;
Ruft, um sie zu beschämen,
Die Götter in sein Haus;
Doch Mars, statt sich zu grämen,
Lacht blos den Ehmann aus.

Bei unsern Kriegesleuten
Steckt dies Exempel an:
Wie man in diesen Zeiten,
Oft kläglich schauen kann.
Oft greift der junge Krieger
Die Schöne muthig an.
Ertappt man ihn als Sieger,
Hebt er zu lachen an.

Wilibald.

O nirgends Ruhe, nirgends Rast,
Ha! wie's mich an die Seele faßt!
Georg sattle mir das Roß!
Ein Traum voll drängender Gewalt
Treibt mich, ruft Ritter Wilibald,
Hinaus aus meinem Schloß.

Görg, ſchnell, wie ſeines Herrn Wort,
Bringt ihm ſein Roß, er ſprengte fort;
Görg ſprengt dem Ritter nach.
So ging's denn in Galopp und Trab,
Durch Feld und Buſch, bergauf, bergab,
Den ganzen Sommertag.

Wohin, ſprecht gnäd'ger Herr, wohin?
Ha, Görge, muß noch weiter ziehn,
Mich treibt's noch weiter fort. —
O weiter nicht! die Nacht bricht ein,
Hört fürchterlich die Eulen ſchrei'n
In jenem Walde dort!

Fort, fort, nach jenem Walde hin!
Fort fort! was kümmert's mich, ob drinn,
Die Eulen gräßlich ſchrei'n?
O nicht nach jenem Walde da!
Es ſoll, — ach, Herr, nichts treibt Euch ja —
Dort gar nicht richtig ſein.

Doch wild ſpornt Wilibald ſein Roß,
Daß ihm der Schaum vom Zügel floß
Und ſprengt, den Wald hinein.
Hört Ritter! wie der Sturmwind brauſt,
Der Regen durch die Blätter ſauſt,
Kehrt doch zur Herberg ein!

Was ſchierts mich, daß der Regen ſauſt? —
Was ſchierts mich, daß der Sturmwind brauſt,
Und rings die Eulen ſchrei'n? —

Was schiert's mich, ob der Mond erlischt,
Ob Schlangenbrut im Walde zischt? —
Bist sanftsam? Görg! kehr ein!

Aus Görgens Stirne bricht der Schweiß,
Jetzt schaudernd kalt, jetzt siedend heiß. —
Doch liebt er seinen Herrn;
Durch Busch und Wald, bergab, bergan
Folgt er dem wilden Rittersmann
Von jeder Straße fern.

Hu! welch ein Sausen in der Luft!
Hu! ist's nicht so, als ob es ruft:
Komm Wildbald! komm mit!
Ach gnäd'ger Herr, daß's Gott erbarm!
Seht ihr nicht den Gespensterschwarm,
Der uns den Weg vertritt?

Gespenster hin, Gespenster her,
Und wenn's ein Schwarm von Teufeln wär,
Mit ihnen auf zum Streit!
Er ruft's — und Görg, vor Schauder kalt,
Sieht ringsum sich und Wildbald
Den Schwarm, der ihnen dräut.

Laut lachen sie den Rittersmann
Mit hohlen Augen gräßlich an
Und tanzen ihren Reih'n.
Willkommen hier in unserm Wald,
Willkommen, Ritter Wildbald!
Wir alle harren dein.

Hier bin ich, ruft der Ritter, hier.
Was willst du Höllenbrut von mir? —
Was willst du? ſag es an!
Willkomm'n im trüben Mondenſchein,
Zur Geiſterſtund, zum Hochzeitsreih'n,
Du wack'rer Rittersmann!

Halle, Halle, Hurri, Hurra!
Der wack're Bräutigam iſt da,
Komm, Ritter, komm zum Tanz.
Der wilde Jäger bläſt ſein Lied,
Das Irrlicht uns ſtatt Fackel glüht
Und bleicher Mondenglanz.

So mit Gekreiſch umzingeln ihn
Die Geiſter, er und Görge ziehn
Nun fort im Geiſterſchwarm.
Wer ſeid ihr? redet er ſie an.
Wir wurden, ſchrei'n ſie, abgethan
Von eines Henkers Arm.

Was ſchierts dich? Komm ins Schloß und ſieh!
Dein Liebchen, ſchmerzlich harret ſie
Mit vielen Gaſten dein.
Da liegt es auf dem Berge dort;
Du Ritter und dein Knappe, fort,
Mit uns in's Schloß hinein!

Sie reißen Wilibald vom Roß,
Den Berg hinan ins hohe Schloß,

Görg folgt ihm zitternd nach.
Ihm giebt der Haufen das Geleit,
Der gräßlich lacht und grinsend ſchrei't:
Wir ziehn ins Brautgemach!

Man treibt ſie fort zum hohen Saal,
Drinn ſteh'n Gerippe ſonder Zahl,
Nun öffnet ſich die Thür.
Der Ritter bebt: — wer hätt's geglaubt!
Es tritt ein Fräulein ohne Haupt
Aus dem Gemach herfür.

Sieh, Ritter, dies iſt Roſamund,
Ihr, deine Schande werde kund! —
Ihr ſchwurſt du Treue zu.
Den Kopf am Leibe ſuche nicht! —
Der Kopf, er ſteckt am Hochgericht
Ihr Mörder, der biſt du.

Zur Mutter haſt du ſie gemacht,
Sie hat ihr Kindlein umgebracht,
Ward geſtern abgethan.
Du thatſt der Ehe falſchen Schwur,
Zwar deine Luſt zu büßen nur,
Jetzt halt ihn, Rittersmann!

Fort Ritter, fort! umfang die Braut!
Ihr Hochzeitbett iſt hoch gebaut,
Fort, fort! ins Schlafgemach.
Da glüht für dich ein eiſern Rad.

Da! Bräutigam! da buhl dich satt,
Fort, fort! wir folgen nach!

Huhu! die Geister werfen ihn
Aufs glühend rothe Eisen hin,
Wo er erbärmlich brüllt.
Huhu! drauf neben ihn die Braut;
Ein teuflisch Lachen überlaut
Den ganzen Saal erfüllt.

Und alle blicken Görgen an,
Der aber kreuzt sich was er kann,
Seufzt manches Stoßgebet.
Mit Augen, welche feurig glühn,
Umtanzen alle Geister ihn,
Bis daß der Hahn gekräht.

Nun, schrei'n sie, magst du weiter geh'n,
Und sagen an, was du geseh'n,
Und lehren: „Gottes Rach'
Werd gegen jeden Böſewicht,
Der Unschuld fällt und Eide bricht,
Schnell und mit Schrecken wach."

Verschwunden wär das Geisterheer,
Den Ritter sah man nimmermehr.
Erst bei des Morgens Licht
Schließt Görg die matten Augen auf,
Und sieht g'rad über sich hinauf
Das Schloß, ein Hochgericht.

Hoch auf des Rades Spindel war
Auf einem Pfahl, mit flieg'ndem Haar
Das Haupt der Roſamund.
Görg ſtarb in dreien Tagen d'rauf,
Und that zuvor noch den Verlauf
Der ganzen Sache kund.

Die Uhrtaſche.

Ein Schwank nach einer Erzählung im Rheiniſchen Hausfreunde von 1806.

Ein Männelein, als lächerlich bekannt,
Kommt einſt hurtig zu ſeinem Schneider gerannt.
Ei! ruft er, Meiſter, das war nicht fein
Ihr näht mir keine Uhrtaſche in die Hoſen hinein.
Der Schneider betrachtet ihn, lächelt und ſpricht:
Eine Uhrtaſche, die bedürft ihr ja nicht;
Denn wie kämet ihr wol jemals zur Uhr!
Ei! ruft das Männlein, macht ſie mir nur.
Wird erſt die Uhrtaſche in den Hoſen ſein,
So kömmt ja die Uhr von ſelbſt hinein.

* * *

Manch Weibchen in Deutſcher Frauentracht
Hat es ſo wie dies thörigte Männlein gemacht!
Sie denkt: hüll dich nur in Deutſche Frauentracht ein. —
Deutſcher Sinn kömmt von ſelbſt ins Herz hinein.

Der junge Philoſoph.

Es herrſcht mit ihrem Zauberſtab
Die Mode hier auf dieſem Erdenrunde,
Und ſelbſt die Lehren aus des Weiſen Munde,
Sie hängen leider von der Mode ab.
„Du, Jüngling, mußt nur nach Erfahrung trachten!“
So rief man ſonſt. Jetzt ruft manch weiſer Mann:
„Du mußt die Empirie, o Jüngling, ganz verachten!“
Und dieſen letzten Herrn geht die Erzählung an.

* * *

Des alten Pfarrers Sohn betrat
Als hochgelehrter Candidat
Aufs neu' den Ort, wo er geboren.
Die Bauern ſpitzten beide Ohren,
Wenn er voll hoher Weisheit ſprach,
Und a priori demonſtrirte:
Daß, weil dem Bauernſtand' die Logik ganz gebrach,
Ein jeder ſeinen Pflug nur bloß empiriſch führte,
Nicht, wie im Land Aſſyria,
Einſt vor Jahrtauſenden, laut Kteſias, geſchah,
Das Ackerfeld auch hier noch an dem heut'gen Tage,
Wie vormals dort zweihundertfältig trage.
Des Dorfes Schul-Monarch, der, Beifall lächelnd, hörte,

Rief dann: „ihr Leutlein merkts, der Herr ſpricht ſchrecklich ſchön,
„Doch wie bedaur' ich euch! denn einzig wir Gelehrten,
„Wir können deutlich dies verſtehn."

Jetzt ladet ihn zu einem Mahle
Der Lehns-Patron, voll Neubegier.
Man ſieht als wär's ein Wunderthier,
Ihn ſtaunend an. Selbſt beim Pokale
Sitzt er voll Ernſt, in ſich verſenkt,
Nur ſchweigend da, ißt, trinkt, und — denkt.
Jetzt rühmt man einen Greis, daß er ſo viel erfahren,
Und ſpricht: in ſeinen Silberhaaren
Werd' Achtung ihm ein ſchuldiger Tribut.
Schnell wallt vor Aergerniß des Philoſophen Blut:
„Erfahrung taugt," ſo ruft er, „nichts auf Erden;
„Denn ein Empirikus, der bleibt ein armer Wicht,
„Der Skepticismus nur verſpricht
„Uns, daß wir groß und weiſe werden.
„Was wir transcendental und a priori kennen,
„Nur dieſes können wir das echte Wiſſen nennen."

So demonſtrirt er, und vergißt
Im Aerger, was er trinkt und ißt;
Er ſtopft daher ſich beide Backen

Mit Speiſen voll, die glühend heiß;
Aus ſeiner Stirne bricht der Schweiß,
Er wirft den Kopf ſchnell in den Nacken,
Und burtig wieder auf die Bruſt,
Und macht, ſich ſelber unbewußt,
Nun die poſſirlichſten Geberden,
So daß ein Lächeln, das im Anfang gleich entſteht,
Da die Verzerrungen noch immer größer werden,
In lautes Lachen übergeht.
Doch jetzt ermannt er ſich, und ſchreiet voll Verdruß:
„Kennt' a priori ich ein Feuer hier erkennen?
„Ich bin kein armer Wicht, bin kein Empirikus,
„Und ketzerlich mußte ſich
„Drum lachet nicht! mein reines Ich
„Aus dieſem Grund', das Maul verbrennen."

Der Hirſch.

Eine Fabel.

Matt ſinkt ein Hirſch, von Staub bedeckt,
Verfolgt von einem gier'gen Hunde,
Der beißt ihm manche tiefe Wunde,
Woraus er nun das Blut mit weicher Zunge leckt.
O eile, ruft der Hirſch, die Mordthat zu vollſtrecken!
Ein Opfer bin ich ja, von deiner Gier und Wuth;

Denn doppelt ſchmerzhaft iſt für mich dein tückiſch Lecken,
Du ſuchſt die Heilung nicht, drum nimm es ganz mein Blut!

* * *

Finanziers, die ihr Mitleid heuchelt
Mit einem Volk, gequält durch euch,
Und ihm mit glatten Worten ſchmeichelt,
Seid ihr nicht dieſem Hunde gleich? —

Gertrude und Bertold.

Gertrude legt nieder Gewänder und Flor,
Und was ſie als Wittib zur Trauer erkor,
Nimmt wieder Geſchmeide und zierliche Tracht,
Zu reizen das Auge durch ſtattliche Pracht.
Gertrude! Gertrude! vergaßeſt du ſchon,
Daß kaum noch der zehnte der Monden entflohn,
Seitdem von Bertolden — der treu dich geliebt —
Ein dumpfes Gewölbe den Leichnam umgiebt?

Fern hat die Erinn'rung Gertrude verbannt
Sie reicht ja in Freuden an Albert die Hand.
Wie fliegen die Füße in wirbelndem Tanz!
Wie funkelt ihr Auge im lüſternen Glanz!
Wie hebet empörte, ſich regende Luſt,
Gleich ſchäumenden Wogen die ſchwellende Bruſt!
Kein Wunder! da Albert im dreißigſten Jahr,
Und Bertold — hingegen im ſechszigſten war.

Es flohen in Tänzen, Banketten, Turney,
Der elfte und zwölfte der Monden vorbei:
Da konnt von den Gästen verlassen, allein,
Sich einzig an Albert Gertrude erfreun. —
Als früh an dem Morgen dies zärtliche Paar
Sich küssend im Garten so wonniglich war,
Da klang — sie erschreckend — ein kläglich Ge-
wein
Urplötzlich zur resigten Laube hinein.

Der Gärtner von ferne so einsam da stand,
Es fließen die Thränen, er ringet die Hand.
„Komm" — rufet der Ritter — „komm her und
sag an,
„Was also — mein Gärtner, betrüben dich kann.
„Von hinnen verbannt sei Kummer und Leid,
„Sich höchlich die Herrschaft des Schlosses er-
freut;
„Drum soll auch nicht trauern der niedrigste
Mann,
„Sobald seine Leiden verringern ich kann." —

„Ach!" — sprach nun der Gärtner — „zu
reden gebeut
„Mein Junker, Gestrengste der Frauen, ver-
zeiht:
„Ich diente so willig, ich diente so gern
„Dem theuern Verstorb'nen, dem besten der
Herrn.
„Doch kaum flieht ein einziges Jährlein daher,

„Und keiner im Schloſſe betrauert ihn mehr;
„Heut fällt des Erblichenen Sterbetag ein,
„D'rum trau'r ich und klage und jamm're allein."

Es lobet der Ritter die ſeltene Treu,
Verehrt ihm auch ſtattliche Gaben dabei;
Die nimmt zwar der Gärtner; doch ſeufzt er und ſpricht:
„Ach! dieſes erſetzet den Herrn mir nicht!"
Indeß nun Gertruden — des Vorwurfs bewußt —
Zermalmt das Gewiſſen die pochende Bruſt.
Sie ängſtlich mit Thränen die Winkel durchſtreicht,
Indeß ihrem Herzen die Ruhe entfleucht.

Die Sonne geht unter, ſo blutig, ſo roth,
Verkündiget Unglück, verkündiget Tod;
Kein Glanz — wie gewöhnlich — im Abende glüht,
Nur ſchwarzes Gewölke den Himmel umzieht;
Der Nord mit Geheule die Wolken zerzauſt;
Und raſſelnder Donner die Lüfte durchbrauſt;
Aus röthlichem Blitze, da nahet alsbald
Ein Geiſt ſich dem Bette, gleich Bertolds Geſtalt.

„Was liegſt du, o Albert! Gertruden im Arm? —
„Was nährſt du die Schlange im Buſen dir warm,

„Davon doch nur endlich der Stachel dich trifft!
„Ich liebte sie zärtlich; doch gab sie mir Gift. —
„Mein Alter sie haßte, dich wollte sie freyn,
„D am sollst du mein Rächer, ihr Züchtiger sein. —
„Man heget auf morgen ein peinlich Gericht,
„Da setze den Frevel in ziemendes Licht. —

Dem Ritter vom Schweiße die Stirne ward naß,
Er ward — gleich den Leichen im Grabe so blaß,
Er zittert, er bebet an jedem Gebein,
Und wollt' von Bertolden der Rächer nicht sein.
Die Nacht — so nun folget — zu hören mit Graus,
Es tobet und wüthet noch stärker im Haus,
Tritt näher im Grimm an's Lager, und spricht:
„Was zögerst du? — Albert! — was folgest du nicht?"

Noch dachte der Ritter, zu jeglicher Frist,
Der Teufel ein Unhold, ein Lügenmaul ist,
Der gar wol — damit er dich tückisch betrügt —
Dich in der Geberde Bertoldens belügt. —
Nun hauser's noch stärker in kommender Nacht,
Daß jedes Gemäuer im Schlosse erkracht,
Daß selbst die Erde im Innern erbebt;
Das Haar auf dem Haupte des Ritters sich hebt.

„Die' seligen Geister, die preisen den Herrn!"
— So rufet nun Albert — „dies thue ich gern"

— Verſetzt die Erſcheinung — „drum kannſt du mir trau'n,
„Auf all' meine Sage ganz ſicherlich bau'n;
„Doch wirſt du noch zaudern, wirſt dieſes nicht thun,
„So ſollſt du bei Nacht und bei Tage nicht ruhn,
„Sollſt leiden viel Unglück, ſollſt leiden viel Pein,
„Mit nichten der falſchen Gertrüde dich freun."

Sobald nun der Morgen zu tagen begann,
Sò legte der Ritter die Rüſtung ſich an,
Ohn' Wappen und Zierde, tritt vor das Gericht,
Verneiget ſich höflich am Schranken und ſpricht:
„Wie ihn die Erſcheinung drei Nächte erſchreckt,
„Und ihm von Gertruden den Greuel entdeckt,
„Und was er gehöret und was er geſeh'n,"
Und bittet die Herrn, nach Rechte zu gehn. —

„Gut," — ſagen die Richter — iſt wahr dein Bericht;
„Doch biete, — im Fall du die Sage erdicht't, —
„Den eigenen Nacken zum nämlichen Tod,
„Womit deine Lüge Gertruden bedroht." —
„Wohl," — ſaget der Ritter — „ſo wie ihr begehrt,
„Dies biet und gelob ich bei Strang und bei Schwerdt,
„Und werfe — zu zeigen, wes Sinnes ich bin, —
„Den Handſchuh der Fehde vor männiglich hin." —

Sofort nun der Ritter verläſſet den Saal;
Laut ſchmetternd ein Herold trompetet dreimal
Und rufet: — „der Ritter Gertruden klagt an,
„Die ſchreckliche Unbill und Greuel gethan. —
„Wen ritterlich Kämpfen und Muthes gelüſt't,
„Wer Unſchuld zu prüfen berechtiget iſt,
„Von Fürſten und Grafen und Rittern und Herrn,
„Der könne ſich melden von nah und von fern.“ —

Sobald die Verkünd'gung vom Herold geſchah,
So kamen viel Ritter und Herrn alda;
Nachdem ſie vernommen, daß ſelber ihr Mann
— Auf Zuthun des Geiſtes — Gertruden klagt an,
War jedem urplötzlich verſchwunden ſein Muth,
Und keiner für ſelbe wollt wagen ſein Blut:
Deshalb von den Rittern ward alſo geſchlicht't,
Zu enden die Sache durch Gottes-Gericht.

Damit man Gertruden zum Richterſtuhl führ,
So ſenden die Richter den Boten nach ihr;
Indeſſen ſo geh'n in die Kirche zum Grab,
Zwölf Ritter, mit jeglichem Ritter ein Knapp.
Die heben — umhüllt mit düſterem Flor —
Den Leichnam Bertoldens — als Zeugen — hervor.
Der ward dann im Saale geſetzet bei Seit'
Im ſtattlichen Sarge, mit Tüchern beſpreit't.

Indeß vor Gerichte dies alles begann
Im Schloſſe Gertrudens, der Bote kommt an,
Er führte zum Zeichen der Würde den Stab,
Schwarz hing ihm Geflor vom Helme hi ab,
Und hinter ihm ritten — in Panzer und Wehr
Zwölf rüſtige Knechte mit Fähnlein daher,
Schwarz waren die Fähnlein, in ſolchen zum Grau'n,
Zwei nackende Schwerdter im Kreutze zu ſchaun.

Darüber ein jeder entſetzet ſich ſehr,
Ihn fraget Gertrude — „nach was er begehr?
„O!“ — ſpricht er — „ihr Schönſte der Frauen verzeiht
„Daß euch meine Botſchaft mit nichten erfreu't.
„Die Richter, — zu rechten — vom Kaiſer ernannt,
„Zu ſtrafen das Laſter in Städten und Land,
„Die laſſen euch fahen — nach trauriger Pflicht —
„Komm ich, euch zu führen vor ſtrenges Gericht.“ —

„Was?“ — hebet Gertrude — „Was:“ — hebet ſie an —
„Bin ich eine Metze? was hab ich gethan?
„Mein Blut iſt von Adel und edel mein Stand,
„Dies ferne den gräßlichen Argwohn verbannt.“ —
„Gott gebe! Gott gebe! o Schönſte der Frau'n,
„Daß all eurer Rede ohn' Argliſt zu trau'n;

„Nehmt jetzt nur die Kleider, beſteiget das Roß,
„Und laßt euch verhaftlich geleiten ins Schloß.“ —

Gertrude — der ſolches mit nichten gefällt —
Gezwungen ſich endlich zum Boten geſellt;
Wild pochet ihr Buſen, ihr ſchönes Geſicht,
— Verhüllet im Schleier — erblicket man nicht.
Die Reiſe gar ernſtlich und ſtille geſchah,
Drauf meldet der Bote: Gertrude ſei da.
Sie bebet vor Grauſen bei mißlicher Sach,
Indeſſen ſie wallet in's hohe Gemach. —

Drauf hebet der älteſte Richter ſo an:
„Bekenne Gertrude! ob Berrold — dein Mann —
„Selbſt von dir getödtet durch mörd'riſches Gift?
„Und wenn man die Wahrheit der Sache doch triſft,
„— Trotz all deinem Läugnen, — ſo denke daran,
„Wie ich deine Strafe vergrößern noch kann.“ —
Und dennoch Gertrude gar trotziglich ſpricht:
„Solch Laſter und Gräuel, die kenne ich nicht.“ —

„Ihr Fürſten! ihr Grafen! ihr Ritter und Herrn!
„Ihr dientet der leidenden Unſchuld ſo gern;
„Iſt keiner, zu kämpfen auf Leben und Leib,
„Zu retten vom Tode ein jammerndes Weib? —
„Hier ſteh' ich in Unſchuld, ich ſtehe vor Gott,
„O! rettet von Marter, von Schanden und Spott.“ —

So rufet sie schluchzend — mit flehendem Blick
Und schläget sich, weinend, den Schleier zurück.

„Nein!“ — rufet der Richter, — „kein Fechter befreit
„Vom schmählichen Tode; drum leiste den Eid.
„Wer falschlich ihn schwöret, die Hölle dem droht!
„Und Gott ihn nicht höret, im Stündlein der Noth. —
Man hebet vom Sarge den Deckel herab,
Man sieht Bertolden, der lange im Grab
Gelegen, und dennoch — o Wunder! — es schien
Die Wange — als wenn er noch lebte — zu glühn.

Gertrude dies zitternd gewahrend erbleicht,
Und dennoch verstocket zum Sarge sich schleicht.
Man zündet zwölf heilige Kerzen, geweiht;
Es flehet zum Himmel — zu rächen den Eid —
Ein Priester, der knieend, das Kreuz in der Hand,
Zu Häupten des Sarges, im Kirchengewand,
Worauf er den Satan zu weichen beschwört,
Der oftmals durch Ränke die Wunder gestört.

Und schließlich er annoch im lauten Gebet
Mit rührenden Worten gar kräftiglich fleht:
„Daß Gott das Vertrauen der Unschuld erweck,
„Durch gräßliche Zeichen das Laster erschreck,
„Leg'“ spricht er, — „drei Finger auf Bertoldens Brust,
„Zu schwören, — dafern du dich schuldlos bewust: —

„Und hast du gelogen, an jeglichem Ort,
„Mög Gott dir nicht helfen, noch göttliches Wort! —

Der Satan verhärtet den leidigen Sinn,
Sie leget die Hände mit Beben dahin;
Alsbald sich ein schreckliches Zeichen begab
Es stößet der Leichnam die Finger herab;
Dem Munde, der Nase entströmet das Blut,
Drob schaudernd Gertrude verlieret den Muth.
„Ha" — rief sie — „Ihr Richter, ich klage mich an,
„Ich habe gemordet den redlichsten Mann." —

„O bringt von Bertolden, o schleppet mich fort!
„Viel lieber im Kerker, am scheußlichsten Ort!
„Ich kann ihn, — ihr Richter! — ich kann ihn nicht seh'n,
„O laßt mich von hinnen, o lasset mich geh'n!" —
Nachdem sie nun dieses Geständniß gethan,
So legen die Schergen die Fesseln ihr an.
D'rauf ward sie im Thurme bis künftige Nacht,
Zur Stund der Vollziehung des Urtheils gebracht.

Ein Priester will annoch die Seele befrei'n,
Und geht zu Gertruden im Kerker hinein,
Sie hauset und tobet und höret kein Wort,
Und jagt ihn durch Flüche vom schrecklichen Ort.
„Wie?" — ruft sie verzweifelnd — „mich ehrte das Land;
„Und nun soll ich sterben von knechtischer Hand?" —
Wild rasselnd beim Toben die Kette erklirrt,
Darüber sie heulend noch wüthender wird. —

Sie flucht ihrem Daſein, ſie läſtert auf Gott,
Und knirſchet und lächelt im gräßlichen Spott,
Und rennt an's Gitter — vom Wüthen erhitzt —
Daß ſchnell das Gehirn ihrem Schädel entſpritzt.
Sie dann noch erſtarrend die Augen verkehrt,
Zerrt jegliche Muskel, die Seele entfährt,
So ſchrecklich, daß Satan — der ſie nun beſaß —
Vor Schaudern darüber zu jauchzen vergaß.

So fuhr von Gertruden — dem lüſternen Weib —
Die Seele zur Hölle; ihr üppiger Leib
Ward nicht auf dem Kirchhof — nach chriſtlicher Art —
Nur blos auf dem Felde, von Knechten verſcharrt.
Auch ſoll ſie alldorten — erſchrecklich zu ſeh'n —
Mit glühenden Augen um Mitternacht geh'n;
Desgleichen im Schloſſe ſolch Weſen ſie trieb,
Daß niemand — ob ſolchem — dort ferner verblieb. —

Deshalb ſein Gemäuer in kurzem zerfiel.
Wo ſonſt oft erklungen manch' liebliches Spiel
Von ſtattlichen Saiten, bei feſtlichem Tiſch,
Da tönet der ſcheußlichſten Schlangen Gezisch. —
Da wo man trompetet bei manchem Turney,
Da höret man Uhus- und Eulengeſchrei. —
Der Wand'rer das Zeichen des Kreuzes ſich macht,
Sobald ihn die Straße daneben gebracht.

Dritter Abſchnitt.

Oden, Elegieen, Lieder und Geſänge.

Rundgesang im Mai 1790.

Seht, es kommt der holde Mai,
Seht die Rosenknospe glänzen,
Mädchen! Freunde! eilt herbei,
Brust und Becher zu umkränzen.

Chor.

Mädchen! Freunde! küßt und trinkt,
Weil Natur und Jugend winkt.

Horch, beim Lied der Nachtigall
Steiget Amor froh hernieder,
Der enteiste Wasserfall
Ueberrauscht die Jubellieder.

Chor.

Mädchen! Freunde! küßt und trinkt,
Weil Natur und Jugend winkt.

Blumen ähnlich schnell vergehn,
Unsre wonnevollsten Stunden,
Schnell, wie Frühlings-Lüfte wehn,
Ist die Freude hingeschwunden.

Chor.

Mädchen! Freunde! küßt und trinkt,
Weil Natur und Jugend winkt.

Doch ſeid mäßig im Genuß,
Nicht bachantiſch, liebe Zecher,
Unſchuld würze Euren Kuß,
Mäßigkeit den vollen Becher.

Chor.

Nur ſo lang' die Unſchuld winkt,
Mädchen! Freunde! küßt und trinkt.

Lied nach dem Regen. Nach Adersbach, einem preußiſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts. 1774.

Holder Regen! habe Dank,
Daß du neu gefloſſen,
Und mit kühlem Labetrank
Berg und Thal begoſſen.
Jeder Baum, ſonſt blätterlos,
Spendet kühlen Schatten,
Und der Erde dürren Schoos
Decken grüne Matten.

Horch der Käfer ſummend Lied
Um das Laub der Bäume:
Seht die Bienchen ſo bemüht
Um die Blütenkeime!
Seht, wie ſich die Lerchen nun
In die Lüfte ſchwingen,
Auf den naſſen Flügeln ruh'n
Frohe Jubel ſingen.

Seht, die Roſen hier ſo roth,
Dort ſo friſch die Nelken,
Die vor kurzem noch gedroht
Saftlos zu verwelken.
Für mein Liebchen pflück ich ſie,
Pflück ſie ihr zur Krone,
Und erhalt' für dieſe Müh',
Ihren Kuß zum Lohne.

O, welch ſeliger Genuß,
All' mein Glück, mein Leben,
Möcht ich gern für dieſen Kuß
Holder Unſchuld geben.
Drum, o Regen! habe Dank,
Daß du neu gefloſſen,
Und mit deinem Labetrank
Berg und Thal begoſſen.

Trinklied für Waſſertrinker.

1773.

Auf zu des lieben Waſſers Ehre,
Ihr Waſſertrinker ſtimmet ein;
Verlacht ihr unberauſchten Chöre,
Verlacht den Wein.

Preiſ't nicht Champagner, nicht Burgunder,
Preiſ't nicht den traubenvollen Rhein,
Und ſucht nicht neuen Lebens-Zunder
Im alten Wein.

Erbebet die Geſundheitsquelle,
Die Böhmens Carl zum erſten ſah,
Des Seebad's labend kühle Welle,
Pyrmont und Spaa.

Aus denen echte Kraft gefloſſen,
Von keinem Podagra beſchwert,
Das Zechern, die zu viel genoſſen,
Am Marke zehrt.

Hier ward kein Trinker der dem Glaſe
Voll Herzensfreude zugelacht,
Durch eine zierlich rothe Naſe
Bekannt gemacht.

Nein, fröhlich ſitzen wir beiſammen,
Sind gleicher Laune, gleichen Muths,
Und fühlen nicht die ſchwülen Flammen
Erhitzten Bluts.

Drum greifet zu, ihr edlen Zecher,
Zum blutverdünnend kühlen Trank,
Und leert den vollen Waſſerbecher
Mit Lobgeſang.

Geſang am 3ten Auguſt 1808.

[illegible]

Gott hat ihn uns erhalten,
Den König, fromm und gut.
Drum tön' bei froher Harfe Klang,
Steig himmelan, o Lustgesang!

Gott hat mit Vatermilde
Die Plage abgewandt,
Auf blühende Gefilde
Den Segen ausgesandt.
Gemildert ist des Landes Noth,
Schön glänzt der Hoffnung Morgenroth.

Drum laßt uns nicht verzagen,
Gott, der dies Gute gab,
Verscheucht auch alle Klagen
Und trocknet Zähren ab.
Er macht auf's neu' die Freude wach
Und schenkt uns diesen frohen Tag.

Er kehr' im schönsten Glanze
Dem König oft zurück,
Ihm folg im Strahlenkranze
Die Freude und das Glück.
Ihn mag es einst als Greis erfreu'n:
Der Schöpfer unsers Wohls zu sein.

Schlägt ihm das Herz entgegen,
Wird jeder für ihn glühn.
[illegible]

Drum laßt nach dem uns trachten,
Was Muth und Würde zeigt,
Voll Hochgefühl verachten,
Was nur den Schwachen beugt.
Dann wecken, ſtark und groß geſinnt,
Wir Kraft in Kind und Kindeskind.

Nichts, nichts kann den verderben,
Mit Himmelsglanz umhüllt,
Im Leben und im Sterben
Steht, wer die Pflicht erfüllt.
Drum laßt uns jeder Pflicht uns weih'n,
Und ewig, ewig Preußen ſein.

O jede Lebenswürde,
Die wird uns dann ſo leicht,
Weil Hochgefühl der Würde
Ein jedes Leid verſcheucht.
Dann wird dem Himmel ſchon verwandt,
Der Tod ein Druck von Freundes Hand.

Dem Manne.

Dem Manne ſei mein Lied geweiht,
Der raſtlos nach Unſterblichkeit
Mit Riesenſchritten trachtet,
Dem nichts den feſten Nacken beugt,
Der nie mit Sklaven-Stumpfſinn ſchweigt
Das ſchnöde Weh verachtet.

Nur Pflicht und Recht, so heißt sein Ziel
Sein hoher Lohn, sein Selbstgefühl
Wird ihm durch nichts entrissen.
Was kümmert ihn der Menge Dank,
Was Stern, Triumph und Lobgesang,
Sein Führer heißt: Gewissen.

Zeigt dieses ihm die hohe Bahn;
So stürmt er muthig himmelan,
Gefahr, die heißt ihn lachen.
Und wenn im Kerker er verdirbt,
Ja, wenn er unter Martern stirbt,
Kann's ihn nicht elend machen.

Entging der Sinn für Pflicht und Recht
Dem schwachen menschlichen Geschlecht,
Ja, nennt es ihn: den Thoren.
Was kümmert ihn des Schwächlings Spott,
Ihn, der an Tugend, der an Gott,
Den Glauben nicht verloren.

Er sät nur für die Ewigkeit;
Drum sei auch ihm mein Lied geweiht
Der nicht auf's Niedre achtet.
Gleich ist's ihm, wie sein Vorhang fällt,
Ihm, dem sein Herz schon eine Welt,
Nach dessen Lob er schmachtet.

Drum, wo kein Glanz, kein Purpur bleibt,
Ist dieser Erdball längst zerstäubt,
Sieht der mit Glanz umgeben.

Der nur ſein Herz dem Edlen giebt,
Der nicht ſein Ich, das Große liebt
Um ewig dort zu leben.

Freie Nachahmung der dritten Balleta des Petrarch.

Von der Erde niedern Hügeln ferne,
Da mein Herz ſchon an dem Deinen hing,
Ehe noch verbannt vom Silberſterne,
Deinen Geiſt der ſchöne Lieb umfing,
Ungefeſſelt von des Körpers Schranken
Fühlten wir die reinſte Himmelsluſt.
Liebe war die Quelle der Gedanken,
Liebe nur durchglühte dieſe Bruſt.

Und warum willſt Du die Liebe meiden,
Die der Himmel ſelbſt gebenedeit;
Dieſen Urquell unſchuldsvoller Freuden,
Dieſen Vorſchmack künft'ger Seligkeit.
Dort im Sterne fühlten wir beiſammen
Dieſen Trieb, den nun die Erde nährt;
Fühlten dort in Unſchuld jene Flammen,
Deren Glut ſelbſt nach dem Tode währt.

Tod von dem ich Troſt zu hoffen habe,
Komm, o Freund! was dieſe Bruſt durchwühlt,
Lind're ſanft, du der im ſtillen Grabe,
Jede Glut der Leidenſchaften kühlt.
Doch mein Geiſt verbleibt ſodann hienieden,
Wo der Dir empfindet er ſein Glück.

Einzig ist er nur bei Dir zufrieden
Und umgiebt Dich jeden Augenblick.

Sanft umschweb ich noch in Rosendüften,
Küsse noch im Abendwinde Dich;
Fächle Kühlung Dir in Morgenlüften,
Mit dem Zug des Athems trinkst du mich;
Wenn im Westen noch die Sterne säumen,
Mischt mein Geist sich Deiner Seele bei,
Zeigt Dir dann in leichten Morgenträumen;
Daß ich, Dich erwartend, selig sei.

Nach einem Neapolitanischen Volksliede.

War't ihr schon zu Portici?
Sahr ihr dort im Gnadenbilde,
Hoheit, Würde, sanfte Milde?
Dann, so müßt ihr selbst gesteh'n:
Dieses Bild ist wunderschön.

Sah't ihr meine Lucia,
Deren volle Wange glühte,
Sanft wie junge Pfirsichblüte?
Sprecht: mit jedem Reiz erfüllt,
Uebertrifft sie nicht dies Bild?

O! dies Mädchen, sie ist mein!
In des Lebens schönster Stunde
Hört ich's selbst aus ihrem Munde;
O dies Mädchen hold und schön,
Heut, noch heut', werd' ich sie seh'n.

Gesänge
bei der Huldigung Friedrich Wilhelms des dritten.

Nach der Melodie:
„Ueber die Beschwerden dieses Lebens.“
Aus dem kleinen Matrosen.

Wer voll Mißmuth, Gram und Sorgen
Düsterm Trübsinn sich ergab,
Schenk' an diesem frohen Morgen,
Jeder Noth den Wanderstab.
Bei dem Glück des Vaterlandes
Schlägt das Herz mit frohem Schlag,
Und bei Männern jedes Standes
Werden Glück und Freude wach.

Rufet laut: der König lebe
Fern vom Kummer und Verdruß!
Friedrichs Heldengeist umschwebe
Ihn als Preußens Genius!
Immer sei von seinem Throne,
Jede Erdennoth' verscheucht;
Ihm sei hier die Last der Krone,
Dort des Grabes Erde leicht.

Guter Völker frommer Segen,
Die er nie zu Boden beugt,
Tön ihm überall entgegen,
Macht seinen Schlummer leicht!
Selbst wenn sich der Himmel trübet

Freu sich noch der Unterthan:
Der dem Fürsten, den er liebet,
Noch den Eifer zeigen kann.

Preußen! denke der frohen Tage,
Denke an Friedrichs Heldenschaar,
Und wie in des Schicksals Wage
Preußens Schale wichtig war,
Und von Jungen und von Alten
Stolz sei das Gelübd' gethan:
Diese Größe zu erhalten
Da, wo Jeder wirken kann!

Nach der Melodie:
„Alles fühlt der Liebe Freuden ꝛc."
Aus der Zauberflöte.

Da bei frohen Jubeltönen
Jeder heut sein Leid vergißt,
Muß auch der nicht ängstlich stöhnen,
Der nicht reich und mächtig ist.
Nicht am glänzenden Metalle
Klebt des Lebens höchste Lust;
Und wir Brüder tragen alle:
Macht zum Guten in der Brust.

Reich ist der, dem in der Mitte
Seiner Kinder Freude lacht,
Reich, der in der frohen Hütte
Gern sein Brot dem Armen bricht.

Dem bei ruhigem Gewiſſen
Rund umher die Schöpfung lacht,
Den bei ſeines Weibes Küſſen
Reine Freude glücklich macht.

Mächtig iſt, der dem Befehle
Seiner Leidenſchaft gebeut,
Und der ſeine große Seele
Nie dem Ruf des Laſters weiht!
Wer ſich kraftvoll ſelbſt beſiegen,
Kühn dem Unglück trotzen kann,
Und dem Glück nicht unterliegen
Der nur iſt — ein mächt'ger Mann.

Brüder! Preußen jedes Standes!
Laßt uns reich und mächtig ſein,
Und zum Glück des Vaterlandes
Jede Kraft dem König weih'n!
Dient ihm, wie bei Friedrichs Fahnen
Dient ihm, wie in Friedrichs Rath,
Und durch Glück der Unterthanen
Wachs' und blühe Preußens Staat.

Nach der nämlichen Melodie.

Stoßet an den vollen Becher,
Bei der vollen Gläſer Klang,
Stimmet ein ihr frohen Zecher,
In den lauten Rundgeſang:
Unſer edle König lebe

Unſ're gute Königin!
Holde Freude! O umſchwebe
Ewig ſie als Dienerin.

Blumen ſtreu' auf ihre Pfade;
Jedes Böſe müſſe fliehn;
Und, beſchützt durch ihre Gnade,
Jedes Gute ſchöner blühn.
Jeder brave Preuße lebe,
Der von edlem Stolz entbrannt,
Für den König alles gäbe,
Und für Gott und Vaterland.

Jeder Große, gut und edel,
Dem ſein Herz für's Große ſchlägt
Lebe hoch — weil er den Schädel
Nicht als Kopf pro forma trägt! —
Fröhlich leben ſoll auf Erden
Jeder brave Unterthan;
Schurken ſollen beſſer werden,
Wenn Verzeih'n ſie beſſern kann.

Jeder mag das Glück empfinden,
Das ſich über uns ergoß,
Jede Thräne mag verſchwinden,
Die bisher im Stillen floß.
Und wer Gram und Noth vertrieben,
Wer ein Thränchen heut geſtillt —
Hoch! auf deſſen Wohl, ihr Lieben!
Eh der Becher hier gefüllt.

Nach der Melodie des Liedes von Hölty:
„Sohn übe Treu und Redlichkeit ꝛc.“

Denkt Brüder denkt an Tod und Grab,
Bei Freude Luſt und Wein!
Denkt: daß ein Gott uns Leben gab,
Um gut und fromm zu ſein.

Denkt froh an Gott und Vaterland,
Thut, was die Pflicht gebot,
Reicht euerm Feind verſöhnt die Hand,
Den Armen euer Brot.

Dann ſteigt mit unſerm Jubelton,
Bei Freude, Luſt und Scherz,
Von da, wo Noth und Gram entflohn,
Der Segen himmelwärts.

Und Gott, der auf der Preußen Thron
Den König uns verliehn,
Läßt zu des guten Volkes Lohn,
Ihn lang' im Segen blühn.

Wir ſeh'n ihn noch, wenn Silberhaar
Die Schläfe ihm umgiebt;
Er ſieht von unſrer Enkel Schaar
Sich wie von uns geliebt.

Als König, Vater und als Mann
Lacht ihm die Freude zu.
Und jeder brave Unterthan
Lebt unter ihm in Ruh.

Fühlt Brüder, fühlt was Gott euch gab:
Den König ſanft und gut;
Geht gern für ihn in Tod und Grab
Mit altem Heldenmuth.

Da wo ſich Kraft zum Guten regt,
Da wirke Hand und Rath;
Dann folgt, wenn unſ're Stunde ſchlägt,
Bewußtſein guter That.

Lied nach der Schlacht bei Laon.

Auf der vorigen Melodie.

Laut ſchall im frohen Jubelton:
Gerecht iſt unſer Krieg,
Gott iſt mit uns die Feinde floh'n
Und unſer ward der Sieg!

Beſchützt durch Gottes Vaterhand,
Steht unſer König da,
Und Tröſtung ſieht das Vaterland,
Das ſonſt nur Jammer ſah.

Groß, wie zu Friedrichs Heldenzeit,
Einſt Preußens Name war,
So hat mit hohem Glanz erneut
Ihn Preußens Heldenſchaar.

Drum, wem ein Herz, für Größe warm,
Noch in dem Buſen ſchlägt,

Der, deſſen Geiſt, der, deſſen Arm
Noch Kraft zu Thaten hegt,

Der freue ſich: daß neu erwacht
Der Preußen Größe blüht,
Und nun des Grames trübe Nacht
Aus unſern Gränzen flieht,

Daß mancher Edle, mancher Held
Für Preußens Größe ficht,
Dem einſt noch ſpät die künft'ge Welt
Des Lorbeers Krone flicht.

Heil, Blücher Dir! Triumphgeſang
Dir York, Du edler Mann!
Die Eures Vaterlandes Dank
Nie ganz belohnen kann.

Empfangt heut unſre Huldigung,
Des Danks, der Liebe Zoll;
Euch weih' ſie bei Erinnerung
Der Enkel ehrfurchtsvoll.

Ihr ſtützet unſres Königs Thron.
Einſt nach errung'nem Ziel,
Sei Euch der größte Heldenlohn,
Ein hohes Selbſtgefühl:

Daß jeder dankbar auf Euch ſieht,
Daß, mehr als Monument,
Für Euch ein ew'ger Lorbeer blüht,
Wo man Verdienſt erkennt.

Bringt zu des Vaterlandes Glück,
Des Siegs uns ganz zu freun,
Den edlen Frieden uns zurück.
(Gott ſchenk dem Wunſch Gedeih'n!)

O! wer im Kampf und in Gefahr
Jetzt ſeine Pflicht erfüllt,
Dem König treu und tapfer war,
Sei, Vater! deſſen Schild.

Doch wer im heil'gen Kampfe fällt,
Gott ſteh ihm gnädig bei:
Tröſt ſeine Aeltern: daß als Held
Ihr Sohn gefallen ſei.

Und wer von uns noch wirken kann,
Von heil'ger Gluth entbrannt,
Der wirk' als edler braver Mann,
Für Gott und Vaterland.

Nachahmung der 11ten Ode des Horaz im Erſten Buch. Tu ne quaesieris.

Geliebtes Mädchen, o erwarte
Von deinem Herzen nur, dein Glück,
Kein Kaffeeſatz und keine Karte
Enthüllt dein künftiges Geſchick.

Von dem, was uns nicht frommt zu wiſſen,
Hebt nichts den dichten Schleier ab,

Der Weg, den alle wandeln müſſen,
Führt einzig ſicher an das Grab.

Doch ob uns auf beeiſ'tem Rücken
Noch oft der Strom im Schlitten trägt,
Ob uns die letzten Roſen ſchmücken,
Die Nachtigal uns nicht mehr ſchlägt, —

Was kümmert's dich? Die Freude blühet,
Brich ſie für heut, gleich Blümchen, ab,
Eh' morgen noch ein Glück entfliehet,
Das heute dir der Himmel gab.

Nur Weisheit kann das Leben würzen,
Erduld ein unverhofftes Leid,
Laß nicht von banger Ahnung kürzen
Die ſchon ſo kurze Lebenszeit.

Auf zu dem kleinen frohen Mahle!
Es dampfe ſchnell der Götterrauk *
Des Fritten in der holden Schaale,
Und ſtimm' die Harfe zum Geſang.

Schon währe'd des Geſprächs entſchwebet
Was nimmer wiederkehrt: die Zeit.
Fleuch Ahnung, die vor'm Morgen bebet;
Wir Glückliche genießen heut.

An mein, neben mir ſchlafendes Kind. 1793.

Du ſchläfſt an deines Vaters Seite,
Noch ſorgenlos, geliebtes Kind!
Denkſt nicht, daß Jahre, ſo wie heute
Die Stunden, ſchnell entflohen ſind.
Du kenneſt nicht des Lebens Sorgen,
Der Freude Mord durch Ungemach,
Dir werden noch mit jedem Morgen
Nur unſchuldsvolle Freuden wach.

O! möchten ſie dich ewig wecken,
Von jedem Kummer ungebeugt!
Zertritt des Lebens Dornenhecken,
Durch die ſo mancher blutig ſchleicht;
Dein Herz mag dir zum Guten rathen,
Vernunft des Herzens Führer ſein.
Dann wiegt Bewußtſein guter Thaten
Dich ſanft zum Grabes-Schlummer ein.

Mit dem Gewiſſen feſt im Bunde,
Wenn deines Lebens Vorhang fällt,
Erblickſt du in der Sterbe-Stunde
Den Uebergang zur beſſern Welt.
Und wie bei deines Vaters Kuſſe
Dich nicht ſein Ruf: Erwache! ſchreckt,
So wirſt du freudig zum Genuſſe
Am Tage des Gerichts erweckt.

An die Dürftigkeit. 1790.

Göttin! du, durch die der Reiche
Selbſt im Traume ſchon erbebt,
Die er, ſo wie Tod und Seuche,
Aengſtlich zu vermeiden ſtrebt.
Du, durch die der Weichling zittert,
Die den Weiſen ſelbſt erſchüttert,
Hoher Muth erdulden kann,
Nimm dies frohe Loblied an.

Sporn zu edlen großen Thaten
Wird, o Göttin! deine Macht,
Du haſt Ackerfeld und Saaten,
Kunſt und Fleiß hervorgebracht.
Grab und Tod lehrſt du verachten,
Durch der Berge dunkle Schachten,
Durch die Fluten, durch das Meer,
Treibt uns deine Hand umher.

Mag ſich doch auf Schwanenbetten,
Selbſt verzehrend, Wolluſt blähn,
Uebermuth, ſtatt zu erretten,
Lächelnd auf die Thräne ſehn,
Mögen and're ihn beneiden,
Den, der ſeine Lebensfreuden
Nur durch Gold erkaufen kann,
Weh dem armen reichen Mann!

Nie vermag er zu genießen,
Was er ſich durch Schweiß errang,

Hunger und der Durſt verſüßen,
Nimmer ſeinen Labetrank.
Das Bewußtſein, ſich vor Sorgen
Ganz durch eigne Kraft geborgen,
Dieſer eignen Kraft zu freu'n,
Nie ward dieſe Freude ſein.

Weh ihm! der Erholung Wonne,
Dieſe hat er nie geſchmeckt;
Denn ihn hat die Morgenſonne
Nie zur Arbeit aufgeweckt.
Gott! wie iſt ſein Leben trübe!
Freundſchaft, ſeines Weibes Liebe,
Achtung, die man ihm gezollt,
Schafft ihm nur vielleicht ſein Gold.

Drum, beneidenswerth auf Erden,
Unabhängig iſt der Mann,
Der dem Schickſal, den Beſchwerden,
Dürftigkeit, dir trotzen kann;
Muthlos darf er nie verzagen,
Jedes Gute darf er wagen,
Weil nicht Rückſicht, keine Welt,
Seinen Geiſt gefeſſelt hält.

Einladung im Herbſt 1788.

Seht unſre Geisblatt-Laube;
Sie ſteht entlaubt.
Dem Weinſtock iſt die Traube
Schon längſt geraubt.

Indes die Frucht der Roſe
Mit Purpur glüht,
Iſt ſelbſt die Herbſtzeitloſe*)
Nackt hingeblüht.
Wie nach und nach ſo leiſe
Die Schöpfung ſtirbt,
Und nur die kleine Meiſe
Ihr Liedchen zirpt.
Die Dohle krächzt ſo heiſer;
Auf, laßt uns flieh'n,
Zum Heerde, wo die Reiſer
Hochlodernd glüh'n
Da, wo zum kleinen Mahle
Die Freundſchaft winkt,
Da, wo die volle Schaale,
So lockend blinkt.
Dann mag der Nordwind ſtürmen
Und Flocken ſtreu'n,
Und Schneegebürge thürmen,
Wir lachen ſein.
Er ſpalte auf der Heide,
Der Eichen Haupt;
Uns werden Luſt und Freude
Doch nicht geraubt.

Elegie
beim Frühlingsanfange 1796.

Nur zur ſanften leiſen Klage
Stimme dich mein Trauerton,

*) Colch. autumn. L., treibt Blumen ohne Blätter.

Ach! die frohſten Lebenstage
Sind ſo hurtig hingeflohn,
Ruhe iſt dem Lebensmüden
Nur ſo kärglich ausgeſät,
Freude ſinkt ſo ſchnell hienieden,
Wie der Schnitter Halme mäht.

Wem war Erdennoth und Jammer,
Wem war beides unbekannt?
Und wem hat aus ſeiner Kammer
Sorge nie den Schlaf gebannt?
Wem ward nie das Auge trübe?
Wen hat nie ein Gram erfüllt,
Den nicht ſeines Weibes Liebe,
Nicht des Säuglings Lallen ſtillt?

Ihr, die alles dies empfunden,
Die ihr oft ſo traurig war't,
Glaubt: ein Balſam eurer Wunden
Iſt euch dennoch aufgeſpart!
Seht um euch die Schöpfung lächeln;
Seht im blütenvollen Hain,
Und bei lauer Weſte Fächeln,
Ladet euch die Freude ein!

Hört die Finken fröhlich ſchlagen,
Hört wie froh der Spatze lärmt,
Seht ihn dort das Hälmchen tragen,
Das die künft'ge Brut erwärmt;
Seht wie dem erſtorbnen Keime
Neue friſche Saat entging.

Und im Blütenſchnee der Bäume
Badet ſich der Schmetterling.

So hat jedes ſeine Wonne!
Menſchen ward noch mehr verlieh'n
Denn für uns iſt Luft und Sonne,
Blüte, Hain und Wieſengrün.
Uns ſchreckt nicht Gefahr noch Schwere,
Nicht der Sturm im Ocean,
Unſer Muth durchforſcht die Meere,
Unſer Geiſt die Sternenbahn.

Auf der Denkkraft kühnen Schwingen
Wagt, was uns im Buſen glüht,
Selbſt die Zukunft zu durchdringen,
Wo kein Auge deutlich ſieht;
Und wenn dieſer Erdball ſinket,
In Atome ſich zerſtreut,
Dennoch Freunde! dennoch winket
Leben uns und Thätigkeit.

Drum o Freunde! ſeht im Staube
Ihr ein neues Pflänzchen blüh'n,
Seht ihr eure junge Laube
Sich mit Blättern neu umziehn;
O dann wiſchet ſchnell die Thräne
Von der naſſen Wimper ab,
Des Erwachens frohe Scene
Sichert euch gewiß das Grab.

Funke! den uns Gott geſchenket,
Du, der zweifelt, ahnet, ſpäht,

Du wirſt nicht ins Grab verſenket,
Wenn die Hülle hier vergeht;
Rein wir werden nicht vergehen,
Ueber Moder, Tod und Grab,
Sieht von jenen ſel'gen Höhen
Segnend unſer Geiſt herab.

Drum ſo tilget eure Zähren;
Dort wird jeder Kummer fliehn,
Kurz die Nacht des Todes währen,
Uns ein neuer Frühling blühn;
Und wenn dann mit ſeinen Freuden
Unſer Frühling dort entſteht,
Iſt Errung'rung aller Leiden,
Wie ein Flötenlaut, verweht.

An die Erbärmlichkeit. 1808.

Du, erzeugt aus ſchändlichen Gelüſten,
Schnöder Schlafſucht und der Trunkenheit,
Groß geſäuget an des Faulthiers Brüſten
Modegöttin, o Erbärmlichkeit! —
Von Geburt unheilbar ſchon erblindet,
Nervenſchwach, dabei noch taub und ſtumm,
Stürzt dein Starrkrampf, den die Welt empfindet:
Thronen, Tempel und die Tugend um.

Kriegern haſt du jenen Geiſt gegeben,
Der die Feſſen ihren Feinden gab;
Ihnen ward durch dich ein ſchandlich Leben,

Lieber als ein ehrenvolles Grab.
Schelmen gabst du unbeschränkte Gnade,
Dem Verdienste ward der Weg beschränkt,
Du erfandst das Kunstwort: Retrograde
Und statt Flucht: vom Feind zurückgedrängt.

Pfaffen gabst du Glauben alter Basen,
Stumpfsinn hieß ihr Evangelium,
Gecken nannten blumenreiche Phrasen:
Rednerkunst und wahres Christenthum.
Jenen Grundsatz: nur sich selbst zu lieben,
Pflanztest du den niedern Sklaven ein,
Lehrtest nur Ertappung frechen Dieben,
Aber nie den eignen Vorwurf scheu'n.

Hochgelahrten weisen Professoren
Gabst du Wangen ohne alles Blut,
Zur Bedeckung langer Midas Ohren
G'nügte ihnen schon der Doctorhut.
Aerzten lehrtest du ihr Handwerk treiben
Und, gefühllos bei des Nächsten Quaal,
Für Bezahlung die Recepte schreiben,
Die ein Wicht dem ärgern Wichte stahl.

Formen gabst du huldreich den Juristen,
Um hiedurch Gesetze zu verdreh'n,
Ihren Nächsten kalt zu überlisten
Und doch unbescholten da zu steh'n;
Revisoren theilten fein gelassen
Mit Beklagtem klüglich den Gewinn;

Schacher-Künſte mit des Staates Kaſſen
Nährten: Hund-, Pferd' und Buhlerin.

Feuerbränd- und vertraute Briefe,
Schafftest ſegnend du für baares Geld;
Unbekümmert um des Urtheils Schiefe
Lacht' und gähnte unſ're Leſewelt.
Unſern Männern nahmſt du alte Sitte,
Unſern Weibern ihre Häuslichkeit,
Lenktest zum Bordell des Jünglings Schritte,
Und die Dirne zu der Lüſternheit.

Bartlos ſteh'n durch dich die jungen Greiſe;
Langeweile und der Unverſtand,
Hat aus ſonſt geſellig frohem Kreiſe
Unſchuld und die Freude fortgebannt.
Keinem ſoll der Stoff zum Luxus fehlen;
Ach! ſie ſuchen einzig nur Genuß,
Daher kommt das Gaunern, Wuchern, Stehlen,
Und die Ernte: Lebens-Ueberdruß.

Denn wie ſchrecklich drückt des Lebens Bürde
Den ſo ſchändlich tief geſunknen Mann,
Daß er beim Verluſt der eignen Würde
Se'bſt ſogar ſich nicht mehr achten kann;
Daß nach tauſend ſchändlichen Genüſſen
Ihm nich.s mehr auf Erden übrig bleibt,
Als: daß ſein erwachendes Gewiſſen
Ihm zuletzt ein ſchrecklich Urtheil ſchreibt.

Wenn er zitternd an die Gottheit denket,
Seinem Daſein aus Verzweiflung flucht,

Sich nur bloß aus Feigheit nicht erhenket
Und den Troſt im wilden Taumel ſucht.
Wenn ihn oft in nächtlich dunkler Kammer
Schon im Traum ein Bild der Hölle ſchreckt,
Und ihn dann zu namenloſem Jammer
Der Gedanke an den Tod erweckt.

Ihn, den Menſchen, nur zum Glück geboren
Und der ſich o Göttin! dir geweiht:
Dann erſetz' ihm ganz, was er verloren:
Eig'ne Würde, künft'ge Seeligkeit.
Doch wozu des Satyrs ſchwache Ruthe,
Da Verbrechern nur vor Strafe graut,
Und es dringt oft kaum die derbſte Knute
Durch die dick vernarbte Büffelhaut.

Menſchheit! ſo biſt du herabgeſunken,
Jeder Tugend droht das off'ne Grab.
O Prometheus! hol' den Götter-Funken
Zur Belebung auf die Welt hinab.
Kalter Froſt, kein göttlich hohes Feuer,
Füllt die Kinder der verworfnen Zeit;
Denn vor Schmach hüllſt du in deinem Schleie
Deine Jünger, o Erbärmlichkeit!

Mache ferner ſie vom Ehrgefühle,
Mache ſie vom eignen Vorwurf frei;
Führe ſie bei des Verbrechers Ziele,
Gähnend bei dem Galgen ſelbſt vorbei;
Bis ſie, frei von Schande und von Grämen,
Jede Gier und jede Luſt geſtillt,

Bis ſich ſelbſt die ſchlechtern Teufel ſchämen:
Daß ein ſolch Gezücht die Hölle füllt.

Wiegenlied für meinen Sohn.

Schlaf, liebes Kind! ſchlaf ſorgenlos
Auf deiner lieben Mutter Schooß;
Doch weckt dich einſt Beruf und Pflicht,
Dann liebes Kind! dann ſchlumm're nicht.
Dich ſchläf're kein verächtlich Gold,
Kein Gnadenblick, kein Minneſold,
Nicht Furcht und nicht die Hoffnung ein,
Sobald es Pflicht iſt, wach zu ſein.

Wenn Uebermuth den Schwachen höhnt,
Nur fern der Unſchuld Klage tönt,
Sei wach und ſtell dich burtig ein,
Des Unterdrückten Schutz zu ſein.
Verlach die drohende Gefahr,
Die Hinterliſt mit Schlangenhaar,
Die Tücke, die im Finſtern ſchleicht,
Doch ach! den Edlen auch erreicht.

Und würde Schmach der Tugend Lohn,
Verlach ſie laut, geliebter Sohn!
Wenn deine That nur Gott gefällt,
Was kümmert dich der Lohn der Welt.
Blick, o mein Kind! nur himmelwärts,
Frag' nicht die Menſchen, frag' dein Herz.
Sanft ſchläfſt du, wo die Feſſel klirrt,
Wenn nimmer ſich dein Herz verirrt.

Du ſchläfſt, wie nun, ſo ſanft und leic
Wenn des Gewiſſens Vorwurf ſchweigt.
Wenn ſterbend einſt dein Auge bricht,
Schreckt dich kein Tod, kein Weltgericht.
Du brauchſt, wenn dich der Edle kennt,
Kein Pantheon, kein Monument;
Dein Name lebt als Keim und Saat
Zu Männerſinn und Männerthat.

An die Preußen nach der Schlac bei Auerſtädt.

Feſt wie der Stamm der tauſendjährigen Eich
Die nicht dem Wüthen der Orkane weichen,
Steht der, dem Muth den feſten Buſen hebet
Und Kraft belebet.

Er blickt getroſt, wenn Nationen bluten,
Vertrauungsvoll zum Vater alles Guten;
Dies ſtärket ihn, um alle ſeine Pflichten
Treu auszurichten.

Feſt überzeugt, daß ihm dies Erdenleben
Als Werkzeug nur zu höherm Zweck gegeben
Treibt ihn ſein Herz: das Kühnſte ſtets zu wo
Und ſtill zu tragen.

O Männer jedes Alters, jedes Standes,
Ihr echten Söhne eures Vaterlandes,
Laßt uns in jeder Prüfungsſtunde zeigen:
Nichts kann uns beugen.

D

Dann wird dem Jüngling nicht die Kraft entfliehen,
Dem Manne noch das Glück des Lebens blühen,
Und ſelbſt alsdann, ſchwankt kraftlos nicht am Stabe
Der Greis zum Grabe.

O nein! o nein! Gefühl erfüllter Pflichten
Kann Erdennoth mit Götterkraft vernichten,
Lehrt hier und dort, im Leben und im Sterben,
Uns Troſt erwerben.

Drum laßt uns hier ganz unſern Pflichten leben,
Und ſterbend noch die Hände betend heben:
Den König, Gott! führ ihn durch jeden Segen
Dem Glück entgegen. —

Am Grabe meines Unglücksgefährten, des guten blinden Pfeffel.

Ach! wie ſanft ſchläfſt du in ſtiller Kammer
Guter Pfeffel! fühleſt nichts vom Jammer,
Nichts von Allem, was der Erde dräut.
Dachteſt tröſtend in der Sterbeſtunde:
Daß den Deinen, feſt mit Gott im Bunde,
Dieſer auch gewiß den Schutz verleiht.

Edler Greis! du biſt dahin geſchieden,
Wandelſt da nun, wo der ew'ge Frieden
Lohnend die die hehre Palme weiht.

Fühlst: daß Sunim *) nur zum Glück geboren,
Daß er nichts durch frühen Tod verloren,
Nein! gereift ist durch Unsterblichkeit.

Dieser Erde bist du nun entschwunden,
Eisern hält dich fest der Tod umwunden,
Doch verhallt nicht deiner Harfe Klang;
Wird noch deutsche Art und Kunst bestehen,
Wird nicht Deutschlands Sprache untergehen:
O! dann lebt auch ewig dein Gesang.

Und noch lange wird dem tiefgebeugten
Blinden Greis, dein schönes Beispiel leuchten,
Wo nicht Muth und innre Kraft gebricht,
O! dann glänzt, wo tausend Schwache zagen:
Alles still zu dulden, kühn zu wagen,
Uns'rer Seele hohes inn'res Licht.

Edler! bleib ein Vorbild mir hienieden
Und o Gott! führ du mich Lebensmüden
Doch auch bald zum Wohnsitz ew'ger Ruh!
Und die Meinen? — Gott voll Huld und Gnade!
Führ sie, durch die rauhen, wilden Pfade
Dieses Lebens, bald dem Himmel zu.

Nachschrift von H. in Berlin.

Guter Baczko, weile noch hienieden!
War Homeros Blindheit Dir beschieden,
Strahlt Dir doch, wie ihm, der Wahrheit Licht.
Und die Deinen? — Friedrich Wilhelms Gnade
Führt nach Dir sie durch des Lebens Pfade.
Preußen kennt des Dankes schöne Pflicht.

*) Pfeffels Gedichte Theil 3. S. [illegible]

Der Verzweifelte. 1807.

Findeſt du o Menſchheit keinen Rächer,
Knüpft das Glück ſich blos dem Frevel an,
Macht Mißlingen einzig den Verbrecher
Und Gelingen nur den großen Mann?
O! dann laßt an Allem uns verzweifeln,
Menſchen werdet Teufel unter Teufeln,
Jede Tugend ſei dann euer Spott,
Jeder Glaube ſchwinde, ſelbſt an Gott.

Ach wie ſoll, wie kann ſich Alles enden,
Ach kein Gott erbarmt ſich unſrer Noth,
Mütter ſehen ihre Töchter ſchänden,
Unſre Söhne, ſchrecklicher als todt,
Schmieden ſelbſt des Vaterlandes Ketten
Ach uns will, uns kann kein Menſch erretten,
Deshalb ſterbe jeder freie Mann,
Wenn er ungefeſſelt ſterben kann.

Aber nicht mit eig'nen feigen Händen
Mach' er ſchnell ein Ende ſeiner Noth,
Eh er ſinket muß er kraftvoll ſpenden
Seinen Feinden tauſendfachen Tod.
Wenn er ſo den Kelch der Rache trinket
Und zuletzt vom Kampf ermattet ſinket,
Rund um ihn der Sklaven Geiſt entflieht,
Werd ihr Röcheln ihm ein Siegeslied.

Beſſern ſich die Zeiten, o dann wallen,
Wo der Staub das Blut des Edeln trank,
Einſt gerührt die Enkel hin, dort ſchallen

Siegeslieder bei der Nachwelt Dank.
Dem, der nicht an eigner Kraft verzagte,
Für das Wohl der Menſchheit Alles wagte,
Auf dem Schlachtfeld, durch ein Henkerſchwerdt,
Bleibt ſein Tod der Nachwelt ehrenwerth.

Dieſe Zeiten, o ſie werden kommen!
Dann verſchwindet unſ'rer Seele Nacht,
Wenn aufs Neue, zu der Menſchheit Frommen,
Glaube an der Gottheit Schutz erwacht.
Sehn dann, aus dem Gräuel unſ'rer Zeiten,
Neuen Segen Enkel ſich verbreiten,
O dann mag Erinn'rung unſ'rer Pein
Ihnen nur ein warnend Vorbild ſein.

Empfindungen bei der Verbindung Oeſtreichs mit Preußen und Rußland. 1813.

Germania, o! trockne deine Thränen,
O jauchze laut gebeugtes Vaterland,
Der Deutſche reicht, nach langem trüben Sehnen,
Zum Bruderbund dem Deutſchen ſeine Hand.
Uns trennet nicht der Norden noch der Süden,
Nicht Glaube, der die Väter oft getrennt,
Der Deutſche kämpft nun für des Deutſchen Frieden,
Weil er gerührt des Bruders Werth erkennt.

Uns ſcheiden nun nicht Flüſſe nicht Gebirge,
Der Neid, der oft am Glück der Menſchheit zehrt,

Er ſpricht nicht mehr zum Todesengel: würge
Den Deutſchen durch des Bruders Mörder-
ſchwerdt.
O nein, vereinet werden Deutſchlands Waffen
Nicht mehr im Dienſt des Fremden thätig ſein;
Sie werden uns das Hochgefühl verſchaffen:
Uns feſſelfrei der eignen Kraft zu freun.

Wer aber ſchmachvoll ſeine Feſſel träget,
Wem nicht, mit hoher Himmelsſeligkeit,
Ein Deutſches Herz in ſeinem Buſen ſchläget,
Selbſt dieſem, Edle! dieſem ſelbſt verzeiht;
Denn dieſer Geiſt, er wird gewiß verſchwinden,
Es ladet uns die Zukunft freudig ein:
Das höchſte Glück des Lebens zu empfinden,
Der tapfern Ahnherrn völlig werth zu ſein.

O ſegne Gott! die Waffen unſ'rer Brüder,
Schenk' Oeſtreich, Preußen, Rußland jedes Glück,
Führ' Deutſchen Sinn und Deutſche Kraft her-
nieder
Und bring hiedurch den Frieden uns zurück.
O! danket Gott! Es mögen miteinander
Die Enkel noch ſich dieſes Bundes freu'n,
Und Friedrich Wilhelm, Franz und Alexander
Der ſpätſten Nachwelt hohes Vorbild ſein.

Dem Helden Kutuſow vermehr' noch unſ're
Freude:
Sein hohes Glück in jener beſſern Welt,
Und Jeder ſei für uns ein Gegenſtand zum Neide,

Wenn er voll Muth im heil'gen Kampfe fällt.
Uns aber laßt nach jeder Tugend streben,
Und schwört auf's Neu', von heil'gem Muth entbrannt:
Mit Riesenkraft zu sterben und zu leben
Für Gott, für König, Pflicht und Vaterland.

Wem aber nichts zum Trost zurückgeblieben,
Wem seine Habe jetzt der Krieg verzehrt,
Die Gattin und der Vater, der den Lieben,
Den jetzt das Grab verschlingt, gebeugt entbehrt;
Der wähn' sein Dasein nicht zum Schmerz gegeben,
Blick auf zum Himmel Mensch und Christ!
Der Schmerz verbürgt uns selbst ein höheres Leben,
Worin kein Schmerz mehr ist.

Elegie im Frühling 1816.

Er kommt, er kommt, der Lenz, der Freudengeber,
Von allen Wesen angelacht,
Er hat den Frost verscheucht, und so dem Todtengräber
Zu meinem Grab die Arbeit leicht gemacht.

Er kommt, der Lenz! — Was nützt der Veilchen Bläue,
Die Blütenknospe, die nun [illegible]?

Was nützt die Rose mir? daß ich mich ihrer
freue,
Vergönnt ja mein erloschnes Auge nicht.

Doch sind nicht Menschen g'nug mit mir ver-
schwistert,
Die deiner, o Natur! sich freu'n?
Und bin denn ich, deß' Herz nach Glück, nach
Freude lüstert,
Nur einzig da, auf Erden froh zu sein?

Drum zieh ihn auf, den Vorhang meiner
Seele,
Du Schmeichlerin, o Phantasie!
Daß ich des Nächsten Glück zum Stoff der
Freude wähle;
Ein Glück, das Schöpfung und Natur verlieh.

Zurückgekehrt sind endlich unſ're Krieger,
Gerettet ist das Vaterland,
Es wird nicht mehr der letzte Stier dem Pflüger
Verhöhnend von dem Pfluge abgespannt.

Es flamm: nicht mehr des armen Landmanns
Hütte,
Entweiht bei frechem Schlachtgewühl,
Und ruhig stirbt der Greis in seiner Kinder Mitte,
Auf dem ihm nicht geraubten Sterbepfühl.

Vergessen sind zum Theil die, welche starben,
Die Thräne steckt, es schweigt der Fluch,

Und jeder hofft: es soll die Wunde nun vernarben,
Die uns der Krieg so tief, so gräßlich schlug.

O Hoffnung! eile, jeden zu umschweben,
O komm! uns Trösterin zu sein,
Verleih uns Riesenkraft: zu dulden und zu leben,
Verleih uns Kraft: des Grabes uns zu freu'n.

Ein frisches Laub umkränzt die dürren Bäume,
Vom Winterschlaf erwacht die Saat;
Es summt die Biene froh um junger Blüten Keime,
Und alles fühlt, daß sich der Frühling naht;

Vom Würmchen, dem ein Sandkorn Wohnung schenket,
Das einen Tag durchlebt, und — stirbt,
Bis zu dem Menschen, der sich eine Gottheit denket,
Und ihre Huld durch Tugend sich erwirbt,

Drum sei getrost, dies ew'ge Dunkel schwindet,
Wenn mir ein neuer Frühlig lacht,
Dort oben, wo mein Herz nur jene Ruhe findet,
Die mir die Erde leider nicht gebracht.

Und bis dahin sei muthig und ertrage,
Poch' nicht so heftig armes Herz!
Denk an den Frühling in dem herbsten Wintertage,
Und blick auf deinen Frühling himmelwärts.

Und ſuche Gram und Schwermuth zu vermeiden,
Dich tröſtet ja gewiß das Grab,
Und tröſtend bis dahin ſei dir die Menge Freuden,
Die Gottes Huld für deinen Nächſten gab.

Friedensſchluß 1774.

Wie? Mädchen! wie? haſt du es nicht vernommen,
Daß überall der Friede nun begann?
Ja daß der Türkenkrieg ſogar ein End' genommen?
Und dennoch fängſt du neue Händel an?

Um einen Kuß die Hand mir zu zerkratzen,
Um einen Kuß, im Scherze nur geraubt?
Nun mag die Welt von deiner Sanftmuth ſchwatzen,
Fehd' biet' ich dem, der dieſes Mährlein glaubt;

Und warte nur, will's allen Menſchen klagen,
O dann gewiß bekömmſt du keinen Mann!
Wer wird ſich wol mit einem Weibchen plagen,
Die ſchon im Scherz entſetzlich kratzen kann?

Du lachſt und willſt mich bei der Wunde höhnen?
Mach deine Schuld vielmehr durch Reue gut,
Und eile ſchnell mich wieder zu verſöhnen,
Quillt noch in dir ein Tröpfchen Chriſtenblut.

So gieb mir dann, o gieb mir ungezwungen,
Was ich bisher durch Zwang an mich gebracht;
Erwartend hält dich schon mein Arm umschlungen,
Kund sei hiemit: der Friede ist gemacht!

Das wahre Glück.

Gleich Blümchen auf der Heide,
So welken Glück und Freude,
Die uns der Zufall gab.
Des Kaufmanns Schätze finden
Oft in des Meeres Gründen:
Ein unverhofftes Grab.

Der Stolz von Künstlerhänden,
Ihr Wirken, und Vollenden, —
Denkt, wie dies oft verschwand.
Zerstörten nicht die Schaaren
Unwissender Barbaren
Manch' Werk von Meisterhand?

O seht, wie oft vergehen
Die glänzenden Trophäen
Schnell, wie man sie erjagt.
Dies zeigt die Jammerscene
Des Mann's auf St. Helene,
Der stolz die Welt geplagt.

O alles, alles schwindet,
Was Stolz und Geiz erfindet,
O alles welket hin.

Was Guten nur beſchieden,
Des Herzens innrer Frieden,
Bleibt ewiger Gewinn.

Ein rein Gewiſſen ſpendet
Ein Glück, das nichts entwendet,
Die Reue nie vergällt.
Es blüht als höchſte Gabe
Des Lebens, folgt am Grabe
Als Lohn zur beſſern Welt.

Beim Friedensſchluß.

Erinnerung von allen meinen Plagen,
Fort! fort aus dieſem frohen Lied,
Damit der Ton des Unmuths und der Klagen
Für heute flieht.

Doch ach umſonſt! den Jammer zu verſcheuchen
Der meine ganze Seele füllt,
Ihn weckt von Krüppeln, Wittwen und von Leichen,
Ein ſchrecklich Bild! —

Wer mag die Tropfen alles Blutes zählen,
Die Thränen die der Krieg erpreßt;
Wer nennt die Edlen, die uns heute fehlen
Am Friedensfeſt.

Dort jener Greis — ſein Sohn verhieß als Knabe
Des Vaters Stolz und Troſt zu ſein,

Er fiel — da ſchwankt der Arme hin am Stabe
Kann er ſich freun?

Hör't dort die Kinder nach dem Vater fragen
Und nach dem Gatten ſpäht umher
Ein treues Weib. Ach! beiden wird man ſagen
Sie ſind nicht mehr.

O Freunde! die ihre reine Vaterfreuden
Genießet und des Gatten Glück,
Denkt heute an des Nächſten herbe Leiden,
Gerührt zurück.

Nur dann erſt, wenn ihr aus der niedern
Hütte
Des Jammers tröſtend heimgekehrt,
Nur dann erſt ſei, nach unſrer Väter Sitte,
Der Kelch geleert.

Vierter Abſchnitt.

Gelegenheits-Gedichte.

Bei der Urne Sr. Excellenz, des Grafen Henkel v. Donnersmark.

Dem Sterblichen, der, ohne Furcht und Zittern,
Des Todes Anblick kalt ertragen kann,
Dem muß Vergangenheit die Reue nicht vorbittern,
Er stirbt als Mann,

Und Festigkeit ist ja des Menschen Würde;
Drum, wer Gefühl dafür im Busen trägt,
Fühlt für den Edlen, der des Lebens Bürde
Kalt von sich legt.

Fühlt daß, bestimmt für jene höh're Sphären,
Nicht Sklavenfurcht ihn an die Erde band,
Nein, daß er die Bestimmung: fortzuwähren,
So ganz empfand.

Und doch hör' ich der Klagen hier so viele,
Wie? Thränen nur? warum nicht Lobgesang?
Wie? Freunde! bracht ihn nicht sein edler Tod zum Ziele?
Wornach er rang.

Denn edel iſt es: in dem Schlachtgewühle,
Wenns Pflicht gebeut, kalt in den Tod zu gehn;
Gleich edler Tod iſt's: auf dem Sterbepfühle
Die Furcht verſchmähn!

Bewund'rung ihm! — doch ſchämt euch nicht der Zähren,
Sie kleiden ſelbſt den harten Krieger ſchön.
Und herrlich iſt es, dem Verdienſt zu Ehren,
Sie fließen ſehn.

Denn Wahrheit läßt ſich laut am Grabe hören,
Und mancher ſtimmt gewiß voll Rührung ein:
Ja er verdient's, daß wir ihm unſre Zähren
Am Grabe weihn!

Ja er verdient's! — In Preuſſens künft'gen Kriegen
Iſt nun von uns ein Feldherr mehr entfernt;
Er hatte ja noch Friedrichs Kunſt zu ſiegen
Von ihm erlernt.

Gerecht! gerecht! ſind deshalb eure Zähren
Verwaiſte! — denkt an Eures Vaters Muth;
Euch tröſte, daß auf ſeinen weiſen Lehren
Der Segen ruht.

Ihr alle, die Ihr bei der Urne weinet,
Stimmt an der Gruft in das Gelübde ein:
Wenn Euch dereinſt der letzte Tag erſcheinet,
Ihm gleich zu ſein!

Ein

Ein gut Gewiſſen kann nur Ruhe geben! —
Drum, daß ſie Euch am Grabe nicht gebricht,
Strebt, Freunde! ſtrebt gerecht und gut zu leben
Nach Eurer Pflicht.

Zwar bleibet Ihr noch Weſen voller Mängel! —
Doch thatet Ihr, wozu Euch Pflicht verband;
Dann Freunde! drückt Euch ſelbſt der Todesengel
Als Freund die Hand!

Beim Grabe der Frau v. Werder.

Der blühende Jüngling, der lächelnde Knabe,
Verſinken ſo ſchnell', wie der Greis an dem Stabe,
Ins Grab.

Es ſchützet nicht Ruhe noch innerer Frieden,
Es rufet der Tod den Frohen, den Müden
Hinab.

Blätter die fallen, Blumen verblühen,
Die herrlichſten Freuden des Lebens entfliehen,
So ſchnell.

Doch trocknet die Thränen, ſeid ruhig Ihr Lieben,
Es lächelt Euch allen die Freude dort drüben,
So hell.

Die Freude der Eltern, die Hoffnung des
Gatten,
Entflohen wie Weste durch kühlende Schatten,
Dahin.

Zwar lang' wird die Wunde, Ihr Theuren,
Euch bluten,
Doch ist nicht das Sterben dem Edlen, dem
Guten,
Gewinn?

Ist Uns wol ein bleibendes Glück hier
gegeben,
Zur Prüfung nicht blos nur das klägliche
Leben,
Voll Noth?

Befreit nicht von Unmuth, von Plage und
Jammer
Und führt uns nichtalle, zur friedlichen Kammer,
Der Tod?

Die Vorsicht führt Alles im ew'gen Gleise,
Entrufte die Theure, dem glücklichen Kreise,
Zur Ruh.

Du hast Dich entwunden dem Balle voll
Mängel,
So flüstern Accorde von Stimmen der Engel
Ihr zu.

Dich decket nicht ewig der moosigte Hügel,
Ein Gott, ein Vater, zersprenget die Riegel
Der Gruft.

Dann ſtocket die Thräne, dann ſchweiget die Klage,
Wenn er Dich dem Grabe, am letzten der Tage,
Entruft.

Dann kehreſt, Du Gute! zum Kreiſe der Deinen,
Die ſelige Freuden auf ewig vereinen,
Zurück.

Seid ruhig, der Tod iſt auch himmliſche Gabe,
Drum wendet, o Freunde, zum Himmel vom Grabe:
Den Blick.

An des Prinzen Friedrich von Preußen Königl. Hoh. bei Ueberſendung eines Roſenſtocks.

Heut' wird, o mein Prinz! Dir die Roſe geweiht;
Doch iſt ſie vergangen, die liebliche Zeit
Der Blüte, der Hoffnung, der Jugend,
Umſtrahlt Dich von Thaten ein herrlicher Glanz,
Dann winden auch Männer Dir freudig den Kranz
Von Lorbeer, zum Lohne der Tugend.

Biſt Du, o mein Prinz! einſt durch Leiden geſtählt,
So wird auch, wenn keine der Tugenden fehlt,

Die Nachwelt Dein nimmer vergessen.
Wenn spät dich zum Lohne der Himmel einst ruft,
Dann trauert die Erde, dann widmen der Gruft
Die Enkel bethränte Cypressen.

Sr. Königlichen Hoheit, dem Prinzen Friedrich von Preussen. An seinem Geburtsfeste, bei Uebersendung einer Insekten-Sammlung.

Voll Freude, mein Prinz! Dir heut' Wünsche zu weihen,
Macht Liebe und Achtung uns allen zur Pflicht,
Und auf Deine Pfade Dir Blumen zu streuen,
Verstatten die herbstlichen Tage uns nicht.
Doch möchte die Vorsicht Dich ewig erfreuen
Mit allem, was unseren Wünschen entspricht,
Erringst Du durch Thaten das glücklichste Leben,
Dann ist unserm Flehen Erhörung gegeben.

Verzeihe die Kühnheit, womit ich es wage,
Zu deuten, was ich, o mein Prinz, Dir geweiht.
Du siehst hier die Biene, sie nützet die Tage
Zum Wirken, wie Pflicht und Natur es gebeut;

Die Heuſchrecken ſiehſt Du, beſtimmet zur Plage
Der Länder, worüber der Südwind ſie ſtreut;
Doch was ſie zerſtören und was ſie vernichten,
Kann Kraft und die Arbeit ſchnell wieder errichten.

Erblick'ſt Du den Käfer in buntem Gewimmel,
Der häufig die herrlichſte Blüte zerſtört,
Erwäge: wie häufig im wilden Getümmel
So Mancher die Keime des Guten verheert.
Entgegen zu wirken gebietet der Himmel,
Der Edlen die Kräfte zum Guten beſchert.
Drum wirſt Du, mein Prinz! auch die Schmeichler verachten,
Die oft nach Zerſtörung des Guten nur trachten.

Die Lage des Menſchen, ſie gleichet hienieden
Dem Schickſal der Raupe; beſchränkt iſt ihr Stand,
Doch iſt ihr die ſchönre Verwandlung beſchieden,
Nachdem ſie ſich ringend der Hülle entwandt;
Des Menſchen auch harret ein ewiger Frieden,
Uns winket dort oben ein himmliſches Land.
Und wenn wir durch Tugend den Lohn uns erwerben,
Die ſchönſte Verwandlung iſt dann unſer Sterben.

O glaub' es, ein göttlicher Funke, er lodert,
Wir ahnen's, er hebet Dir freudig die Bruſt.

Du bist, was die Menschheit, was Preussen erfodert,
Du bist es Dir wahrlich schon selber bewußt.
Wenn Glanz und die Größe hienieden vermodert,
Dan bietet dem Edlen noch himmlische Lust
Erinn'rung der Thaten, Bewußtsein der Pflichten,
Ein Lohn, den nicht Feinde, nicht Gräber vernichten.

Und dieser! Du wirst ihn Dir sicher erwerben,
Gewiß wird Dein Durst einst nach Thaten gestillt,
Da Liebe für'n König, den Staat und den Erben
Des Thrones mit hoher Begeist'rung Dich füllt.
Dann läßt Dich ein ewiger Nachruhm nicht sterben,
Dann zeigt noch mein Enkel einst segnend Dein Bild
Dem Enkel, und rufet: die blutenden Wunden
Hat dieser der Menschheit, dem Staate verbunden.

Dem
Herrn Probst Hanstein in Berlin.
An seinem Geburtstage den 7ten September 1808.

Was ist der Mensch, der hier bestimmt zur Plage,
Die Welt als Kind im Jammerton begrüßt,

Bei dem als Knaben oft am froh'ſten Tage
Die Thräne fließt?

Dem Jüngling, ach! ſo häufig hingeriſſen
Von Vorurtheil und wilder Leidenſchaft,
Zum Widerſtand bei warnendem Gewiſſen,
Fehlt oft die Kraft.

Dem Mann? — von ihm verſcheuchen bange Sorgen
So oft der Schlaf bei ſchwarzer Mitternacht,
Wenn händeringend er dem fernen Morgen
Entgegen wacht,

Und endlich, ha! Da ſchwankt er hin am Stabe,
Des Mitleids, doch auch der Verachtung Preis,
Und ſchaudert dennoch vor dem nahen Grabe,
Der matte Greis.

Dies alſo ſind der Schöpfung Meiſterwerke?
Dies iſt der Menſch? Dies iſt es, was Du biſt?
Getroſt! ein Weg führt noch zu Glück und Stärke:
Menſch, ſei ein Chriſt!

Dann ſtützet Dich auf dieſem Ball voll Mängel
Die Hoffnung einer beſſern Welt;
Vertraun auf Gott, ſo heißt der gute Engel,
Der aufrecht hält.

Mit festem Muth wirst Du das Glück ertragen,
Den edeln Geist belastet keine Schuld,
Und da, wo And're kraftlos oft verzagen,
Stählt Dich Geduld.

Fest stehst Du da, so wie der Fels im Meere,
Dich schreckt kein Sturm, Dich schreckt der Donner nicht.
Du steh'st getrost in jener höhern Sphäre,
Im Dunkel: Licht.

Dann mögen Seuchen, Krieg und Uebel wüten,
Du stehest fest, weil Dir kein Trost gebricht.
Du kannst die Hand dem schwachen Bruder bieten,
Dich lohnt die Pflicht.

Dann fühlest Du das höchste Glück hienieden,
Den Busen füllt des Himmels Vorgefühl.
Dort mit der Palme winkt der ew'ge Frieden,
Am letzten Ziel.

So stehst auch Du, den innig wir verehren,
O Hanstein, den ein jeder Gute liebt,
Ein Edler, der durch Thaten und durch Lehren
Ein Beispiel giebt.

Lang magst Du froh, beglückt, zufrieden leben,
Als Gatte, Vater, und als Freund verehrt,
Uns aber sei die Kraft: Dir nachzustreben,
Von Gott beschert.

O! wenn nach Deinem Beispiel, Deinem Worte,
Wir uns der Pflicht und jeder Tugend weihn;
Dann Freunde! wird uns eine Himmelspforte
Die Grube sein.

Kein Unglück, nein! nichts wird den Trost uns rauben:
Es kann die Welt, doch Tugend nie vergehn,
Wir werden uns, fest stehet dieser Glauben,
Einst glücklich sehn.

Antwort des Herrn Probst Hanstein an den Professor Ludwig von Baczko*).

Bruder und Freund! so nenn ich Dich Mann, mit freundlichem Sinne,
Mann voll Glauben und Kraft, der Du im Lichte der Geister

---

*) In der Voraussetzung, daß dieses Gedicht den Freunden und Verehrern des Verfassers willkommen sein dürfte, ist es hier mit aufgenommen. D. H.

Wandelst ein Gottesfreund, ein Freund der edleren Menschheit,
Und ein Freund des kämpfenden Rechts, der siegenden Tugend!
Bruder und Freund! o könnt ich die Hand Dir, Edelem, reichen!
Sehen würdest Du nicht im Auge die Thräne des Dankes,
Aber fühlen den Puls des warmen vollen Gefühles,
Welches die Seele mir hebt bei Deinem herrlichen Liede.
Zwar Du beugtest mich tief. Ich bin der Männer geringster
Welche das Vaterland zählt zu seinen Männern und Deutschland.
Was ich redet' und that, es waren nur Worte der Pflicht, und
Thaten, welche gesetzlich sind dem Mann unter Männern.
Aber Dein herrliches Lied hat mich mit Liebe gekräftigt. —
Dank, Du Edler! Dir! Wenn über den Sternen, wo and're
Sonnen uns leuchten und Monden, und himmlisch das Auge sich öffnet,
Wenn verklaret und frei auch wir einander dann schauen,
Den Tumulten des Lebens und ihren Mühen entrücket,

Ach! in Schauen iſt dann der fromme Glaube verwandelt:
Mag verſinken die Welt — die Tugend wird nimmer vergehen!

Herrn Obriſt-Wachtmeiſter von Keudell und Fräulein Wilhelmine von Hartmann am Tage Ihrer Vermählung.

Wie traurig flöſſe das Leben,
Nur mit dem Grame bekannt,
Hätt' uns nicht die gütige Hand
Der Vorſicht, um Tröſtung zu geben
Und Lind'rung ins Leid zu verweben,
Din Freundſchaft, dies Kleinod, geſandt.

Sie gleicht dem Lilienſtengel
Dem, wo ihn Oberon neigt,
Gleich Kummer und Sorge entweicht;
So ſchwinden auch Klage und Mängel,
Sobald ſie, der liebliche Engel,
Dem Einklang der Herzen entſteigt.

Sei uns geſegnet, o Stunde!
Worin die roſigte Hand
Der Göttin oft Tröſtung geſandt;
Als mit uns im lieblichen Bunde

Sie, lindernd, manch' blutende Wunde
Vom Drucke der Zeiten verband.

O Freund! wir denken der Tage,
Wo dort im wilden Gewühl
Oft Muth und die Hoffnung entfiel;
Da setzte manch' drohender Plage,
Und manchem sich nähernden Schlage
Die schützende Freundschaft das Ziel.

Sie steht, Ihr Theuren! Euch heute
Am Tage, der ewig Euch band,
Da Liebe die Kränze Euch wand,
Der Freundin, der besten der Bräute,
Sie stehet Euch segnend zur Seite,
Die Blicke zum Himmel gewandt.

Erhört der Vater dort oben,
Läßt seine Güte geschehn,
Was Liebe und Freundschaft erflehn,
So stillt er auf Erden das Toben,
Läßt was uns den Busen gehoben,
Den Schmerz und die Leiden vergehn.

Euch kränzet ewig der Segen,
Dem nimmer Stöhrung sich naht,
Euch lohnet manch herrliche That;
Ihr wandelt auf blumigten Wegen
Und reift der Vollendung entgegen,
Wie liebliche Früchte der Saat.

Wir sind zwar hier bald geschieden,
Doch, Freunde! nimmer getrennt.
Was ist's denn, das Trennung ihr nennt? —
Kurz sind die Momente hienieden
Und ewig dort, ewig der Frieden,
Wo man nicht die Thräne mehr kennt. —

Dort! dort! wir seh'n uns einst wieder
Seh'n, wenn die Hülle entsank,
Der Geist sich der Fessel entrang,
Nur glückliche Wesen, als Brüder
Und stammeln durch himmlische Lieder,
Dem Vater, für Alles den Dank. —

Am Wiegenfeste der Fräulein Jeannette von Rohr.

Ein Kleinod, den Guten und Edeln bekannt,
Schenkt Freuden und heilet die Wunden,
Und wer dies im Frühling des Lebens schon fand,
Hat Glück und die Freude gefunden.

Es wohnt nicht bei Fürsten im prächtigen Saal,
Beim Jubel, beim Glanze der Kerzen,
Doch wohnt's oft beim Schäfer im blumichten Thal,
Thront einzig beim Einklang der Herzen.

Als Segen dem Paradiese entschwand,
Das Glück von der Erde geschieden,

Da fandt' es die Gottheit mit segnender Hand,
Zum Troste der Guten und Müden.

Die Freundschaft, dies Kleinod, es lächelt so hold
Und hebet zum freudigen Schlage,
Die Pulse bei Wünschen, der Freundschaft gezollt,
An diesem uns festlichen Tage.

Begeist'rung, die Blicke zum Himmel gewandt,
Dort über dem Wohnsitz der Sterne,
Sie zieht heut, mit allgewaltiger Hand,
Den Vorhang von lieblicher Ferne.

O! siehe die einstens das Leben Dir gab,
Die Hände zum Himmel gehoben,
Die Schwestern, sie flehen den Segen herab
Auf Dich, von dem Vater dort oben.

Es theilet die Wolken, es dringet zum Herrn
Die Bitte der Guten und Treuen.
Der Unschuld und Tugend, der läßt er so gern
Des Himmels auf Erden sich freuen.

Dies sei auch, o Freundin! Dein glückliches Loos,
Und werden einst Welten zerfallen,
Dann magst Du zur Freude dem kühlenden Schooß
Des Grabes zum Himmel entwallen.

Doch fern sei der Eingang zum glücklichsten Ziel,
Genieße noch lange in Frieden,
Was Dir Dein Verstand, was Dir Dein Gefühl,
Die Gottheit und Tugend beschieden. —

An Demoiſelle Milß, bei Ueberſendung einiger Blumen. An Ihrem Geburtstage, den 2ten December 1799.

Von einem Manne, dem des Blumen-Beetes Pracht
Und dem der Glanz der Morgenröthe,
Das ſchönſte der Natur nicht froh entgegen lacht,
Von dem, wenn jeder Reiz gleich Deinen Werth erhöhte,
Erwarte nicht: daß er Dir einen Lobſpruch macht.
Auch kann er nicht ſein Herz zum frohen Jubel ſtimmen,
Denn bei ſo manchem, das er litt,
So manchem Ungemach, das ihm die Bahn durchſchnitt,
Worauf er, zum Genuß des Glücks emporzuklimmen,
So häufig als vergeblich rang,
Scheint ihm die Freude nur ein leerer Klang
Und Glück ein Ding, das, gleich dem Stein der Weiſen,
Wol keiner findet, aber viele preiſen.
Du frägſt vielleicht mit ernſtem Blicke,
Weshalb am Tag, der Dich gebar,
Ich Dir dies Blatt voll Trübſinn überſchicke?
O Freundin! bei dem Blumenpaar,
Womit ich Buſen oder Haar

Dir an dem heut'gen Tage schicke,
Wünscht' ich zugleich viel Gutes Dir zu sagen,
Von Lebensfreude, Glück und Lust,
Und kann, genau geprüft, nur diesen Ausspruch wagen:
Es giebt ein einzig Glück, dies wohnt in unsrer Brust:
O! sind es ganz im häuslich stillen Kreise,
Dem schönsten Ruhepunkt, den, auf der Pilgerreise
Durch's Leben, uns der Vorsicht Hand beschied.
Wenn Dir hiedurch und jenem guten Greise,
Der blos in Dir den Stoff zur Freude sieht,
Der herrlichste Genuß auf dieser Erde blüht,
Siehst Du im Arme Deines Gatten,
Der Deine ganze Seele füllt,
Dies Leben, als ein schönes Bild
Mit sanftem Colorit und wenig tiefem Schatten,
Fühlst Du mit ihm Zufriedenheit und Ruh,
Lacht Dir der Winter wie der Lenz im Blumenkleide,
Dann lächelt Dir mein Herz voll reiner Freude
Den ungeschminkten Beifall zu.
Steht einstens in den letzten Deiner Stunden
Dir tröstlich der Gedanke bei:
Ich lebte jeder Pflicht getreu,
Wozu die Gottheit mich verbunden,
Und bin ich längst vor Dir dahin geschwunden
Zum Ziele, das die Vorsicht jedem wies,
Und bin ich werth, die Freude zu erlangen,

Die

Die ahnend mir mein Herz so oft verhieß,
Dann wirst Du dort von mir noch brüderlich
empfangen.
Doch fern sei Dir das letzte Ziel,
Die Hoffnung aller Lebensmüden.
Nein! für Verstand und für Gefühl
Bring jeder Tag die Freude Dir hienieden,
Und nicht allein am Tag der Dich gebar,
Nein, Theure! auch am nahen Braut-Altar,
Sei von der Vorsicht Dir das reinste Glück ve-
schieden.
Genieß es lang! Gefühl der eignen Würde,
Ein Glück, das nicht der Sturm noch Donner
stürzt.
Sei Dir zur Seite, wenn des Lebens Bürde
Zuweilen Dir der Freude Bahn verkürzt.
Macht auch ein Wölkchen Deinen Himmel trübe,
O! denn erheit're ihn schnell Deines Gatten Lieb-,
Und denk nur im Genuß vom reinsten Erdenglück,
An 'n Tag, der Dich gebar, mit Dankgefühl
zurück.

Am Geburtsfeste eines Freundes im Namen seiner Gattin und Kinder.

Fühle bei des Herzens raschem Schlage,
Theurer! lies in Deiner Kinder Blick:
Unsre Freude an dem heut'gen Tage;
O! von Dir kommt unser aller Glück.

Laß es Dir in Freuden ohne Schranken
Durch die Thräne, die zur Gottheit fleht,
O sie hört dies feurige Gebet
Deines Weibes, Deiner Kinder! danken.

Ueber Dich schwebt noch der Mutter Segen,
Deren Alter ruhig hier verblüht,
Und Du reifst der Ewigkeit entgegen;
Aber Gott, der unsre Thräne sieht,
Laß Dich lange, lange bei uns weilen,
Laß Dein Leben Dir in Glück vergehn,
Freudig noch um Dich die Enkel stehn,
Und einst sanft ins bess're Leben eilen.

Aber uns sei lang das Glück beschieden:
Dich als Greis noch häufig zu erfreu'n;
Und des Lebens Kleinod, innern Frieden,
Theurer! Dir in vollem Maaß zu weih'n.
Und winkt einst, mit unserm Gott im Bunde,
Aller Ziel: die jetzt noch ferne Gruft,
O dann, wenn der Todesengel ruft,
Schlag' uns beiden eine gleiche Stunde.

Und der Tugend hoher Trieb veralte
Nimmermehr in unsrer Kinder Brust,
Nein! des Guten reger Keim entfalte
Sich für sie zur höchsten Lebenslust.
Werden sie einst unser Grab umgeben,
O dann mögen sie den Schwur erneu'n:
Edel, gut, fromm und gerecht zu sein,
Um mit uns einst ewig dort zu leben.

Herrn General v. Hartmann an ſeinem 50jährigen militairiſchen Jubelfeſte, im Namen des Artillerie-Corps.

Der hundertarmig uns in mancherlei Geſtalten
Auf jedem unſ'rer Schritte droht,
Der Feind des Jünglings, wie des Alten,
Der Menſchenwürger: Tod.
O! zehnfach noch umſtellet er den Krieger,
Durchſchneidet oft den ſchönſten Lebensplan,
Rafft ſchnell bei Siegsgeſchrei den Sieger,
Von ſeiner Heldenbahn.

Drum Heil Dir, Theurer! der in funfzig Jahren
Ihm überall die kühne Stirne bot,
Und den er bei den ſchrecklichſten Gefahren
Vergeblich oft bedroht,
Um den er oft mit raſchen Feuerfluthen
Bei lautem Kriegesdonner drang,
Und über deſſen Zelt er einſt in wilden Gluten,
Vergeblich nur, die bleiche Fackel ſchwang.

Den Friedrich ſelbſt, der Weiſe und der Große,
Der einzig Lohn nur dem Verdienſte wog,
Aus ſeiner edlen Krieger Schooße
An ihre Spitze zog;
Dem bei Verdün's von ihm geſtürzten Zinnen,
Des vielgeliebten Königs Hand

Den ſchönſten Lohn, den Krieger ſich gewinnen,
Um ſeinen Buſen wand.

Es blickt voll Huld auf Dich vom Königsſitze
Der dritte Fürſt, ſeitdem Du Edler! rangſt
Voll hohen Muths, bis an die Felſenſpitze,
Zum Ehrentempel drangſt.
Vernimm ihn laut, den Zuruf Deiner Schaaren,
Dich ſegnend rufen alle heut:
Sei Vater uns, einſt Führer in Gefahren,
Noch lange Zeit.

Lang magſt Du noch, Du Vorbild unſrer Pflichten,
Die große Bahn des edlen Kriegers geh'n,
Das Götterkind, der Lohn mit ſeinen Früchten,
Mag lächelnd Dir als Freund zur Seite ſteh'n.
Geſundheit reich Dir froh die volle Schaale,
Den Nektarkelch der Lebenskraft,
Die uns zum Göttermahle,
Schon dieſe Erde ſchafft.

Dem Vater gleich, dem in der Kinder Kreiſe
Ein frohes Feſt begann,
Nimm heut' von uns, voll Huld, auch die Beweiſe
Des Dank's der Liebe an.
Wir ſtehen hoch erfreut an Deiner Seite,
Zwar kränzt Dich ſchon des Lorbeer's ernſter Glanz.

Doch nimm ihn auch, den herzlichſten Dir weihte,
Der Freude Blumenkranz.

Wir lieben Dich. Du feierliche Stunde
Führ' den Beweis! wenn's hohe Pflicht gebeut,
Dann folgen wir dem Ruf aus Deinem Munde
Zum Heldentode, zur Unſterblichkeit.
Verehrungswürdigſter! hör' das Gelübd' erſchallen,
Heut, Vater! alle ſchwören wir:
„Du winkſt, wir folgen gern, und ſiegen oder fallen,
„Vereint mit Dir."

Beim Grabe der Frau Geheime-Räthin Gervais.

Den 17ten Juni 1803.

Du biſt hin! in unſern Kinderjahren
Knüpfte Freundſchaft unſer Band;
Ach! die Welt und ihre Leiden waren,
Damals uns noch völlig unbekannt.
In dem väterlichen Gärtchen ſpielten
Wir ſo froh, ſah'n alles um uns blüh'n,
Dachten nicht, wenn wir uns heiter fühlten,
Wie das Glück, wie Jahre ſchnell entfliehn.
Zeitig haſt du jetzt dein Ziel errungen,
All' dein Streben iſt vollbracht.
In des Grabes öder Nacht,

Ewig hält dich dort der Tod umſchlungen
Ewig? Nein: wir werden nicht vergeh'n,
Weil uns dort ein neuer Morgen ſcheint.
Dorten, wo kein trauernd Auge weint,
Werden wir dich, Theure! wiederſehn.
Denn der Gattin und der Mutter Pflichten,
Denen ſich dein Herz ſo gern geweiht,
Dieſe kann kein Tod, kein Grab vernichten,
Und ſie folgen dir zur Ewigkeit.
Drum hinweg mit jedem Ton der Klage!
Sterben iſt der ſicherſte Beruf,
Wozu, bei des Pulſes erſtem Schlage,
Liebreich uns ein weiſer Gott erſchuf.
Weil nur dort, im ew'gen Vaterlande,
Unvergänglich uns die Freude reift,
Wenn wir nach des Lebens Raupenſtande,
Der Verweſung Hülle abgeſtreift.
Wir allein, wir haben nur verloren,
Wenn ein Guter in die Grube ſinkt;
Ihm, dem ewig reine Freude winkt,
Hat der Tod das größte Glück geboren.
Drum getroſt! getroſt! die Theure lebt,
Dorten wo kein Stoff zur Krankheit ſchleichet,
Unſ're Klage nicht ihr Ohr erreichet,
Und kein Seufzer mehr den Buſen hebt.
Aber wir, die unterm Mond noch wandeln —
Ach! vielleicht winkt uns das Grab noch heut —
Laßt uns gut, gerecht und edel handeln,
Und alsdann getroſt zur Ewigkeit.

Prolog
bei Eröffnung der Schaubühne, auf dem Altstädtschen Junkerhofe, nach dem Brande des alten Schauspielhauses.

Gesprochen von Herrn Schwarz.

Betäubt vom Taumel der Gefühle,
So steh' ich da, und mir gebricht das Wort.
Verheeret ward von Flammen jener Ort,
In welchem nach dem schönen Ziele:
Euch zu gefallen, jeder von uns rang;
Und wir, die Jahre lang
Vielleicht von hier entfernt zu schmachten
Die Kunst vielleicht nicht mehr zu üben dachten,
Wir — o wer schildert unsern Dank! —
Verkünde ihn, du sanfte Freudenzähre,
Die zu der Menschlichkeit, die zu der Großmuth Ehre,
Hier unser Herz, nicht blos das Auge weiht.
Zu kurz ist unsre Lebenszeit,
Euch alles, alles zu verdanken,
Und meinem Ausdruck setzt der Sprache Mangel Schranken;
Doch unser Dank wird nimmer ruh'n,
Er wird uns edle Kräfte geben,
Wird uns mit hohem Muth beleben:
Ihr Kenner euch genug zu thun.
Seht ihr das Laster hier im Bilde,

Und hebt voll Abſcheu ihr zurück,
Seht ihr der Tugend und der Unſchuld hohes Glück,
Wenn ſie, beſchirmt vom mächtigen Schilde
Der Vorſicht, doch am Ende ſiegt,
Und hier das Laſter nebſt dem Wahne,
Betrug, Liſt, Vorurtheil, Chicane,
Der Tugend und der Weisheit unterliegt;
Erblickt ihr, nach der Vorſicht Plan,
Den Helden, auf der Dornenbahn
Des Lebens, groß und muthig wandeln,
Und unabhängig von dem Glück,
Als Stolz der Menſchheit, herrlich handeln,
Sagt euer thränenvoller Blick,
Was ihr beim Kampf der Leidenſchaft,
Beim hohen Ausdruck ſeiner Kraft,
Und bei dem Rieſenkampf der Tugend hier empfunden,
Entfliehn euch heiter manche Stunden,
Wenn ſeiner Witz die Thorheit rügt,
Und ohne Unterſchied des Standes
Die Narren eines jeden Landes
Auf's Unerbittlichſte bekrigt;
Nimmt der ſokratiſche Scherz die Sorgen des Geſchäfte,
Schenkt die Erholung euch zur Arbeit neue Kräfte
Wird Kenner-Beifall unſer Lohn: —
Dann kehrt ſie ſchnell zurück, die immer junge Freude,

Wir fühlen uns beglückt, ein Gegenstand zum Neide,
Und selbst der Nachhall schweigt von unserm Klageton.

Prolog
zur Gedächtnißfeier des Sieges bei Leipzig.

Den 18ten October 1814
gesprochen von Madame Krickeberg.

Die wilden Getümmel des Krieges verhallen,
Doch nie sinkt Erinn'rung der herrlichen Schlacht,
Die einst an dem Orte wo Gustav gefallen,
Für Deutschland auf's neue die Freiheit gebracht.
Der Mann, der, nicht achtend den Wohlstand, das Leben
Des Nächsten, verbreitete Elend und Tod;
Dem Erz, mehr als dreifach, den Busen umgeben,
Der Alles mit Sklavenfesseln bedroht;
Der nicht das Heilige, den Frieden nicht ehrte,
Voll Kälte des Herzens, ganz ohne Gefühl
Mordete, brannte, raubte, verheerte, —
Dem setzte das Schicksal doch endlich sein Ziel.
Die Kraft, die so mächtig bei Gleichen sich zeigte,
Doch gleich nicht die völligen Früchte uns trug,
Sie war es, die endlich bei Leipzig ihn beugte,
Aus Deutschlands errungenen Gauen ihn schlug.
Drum segne, o Menschheit! die herrliche Stunde,

Worin es den kräftigen Völkern gelang:
Daß durch die Eintracht der Fürsten im Bunde
Ihr Muth die gräßliche Hyder bezwang. —
Du aber, geliebtes Preußen! vor allen,
Ein Phönix so schön aus der Asche erwacht,
Laß fröhlich die Jubelgesänge erschallen,
Der ewig dir unvergeßlichen Schlacht.
Dich schirme ein Schutzgott mit hoher Aegide,
Der Geist deines Volkes, so herrlich und schön,
Und bald wird ein sichrer, ein dauernder Friede
Die Freude des heutigen Tages erhöh'n.
O huldigt ihm, Künstler! erbauet Altäre
Für Blücher und Bülow, für York und für Kleist,
Vorzüglich dem König, der jegliche Zähre
Als Fürst und als Vater zu trocknen verheißt.
Gesicherter Wohlstand des Volkes erneue
Den Lohn seiner Sorgen, so lieblich als groß,
Und herrlich, wie Preußens ihm dankbare Treue,
Sei auch seiner Bürger glückseliges Loos.
Schnell werde die Hoffnung zu wachsenden Freuden
Durch Muth, Kraft, Erziehung und Tugend gesä't,
Und schnell sei Erinn'rung entflohener Leiden
Gleich Tönen der Flöte im Nachhall verweht.
Der Lorbeer des Sieges, die friedliche Palme,
Sei nimmer von diesen Gestaden entwandt,
Noch preise der Enkel im dankenden Psalme:
Dich edles, befreites und glückliches Land.

Am Grabe meines Freundes und Arztes des Doctor Grohnert.

Wer findet hienieden
Den inneren Frieden,
Wer findet das Glück?
Bei'm frohsten Gefühle,
Treibt uns oft vom Ziele,
Ein Unfall zurück.

Die Rose verblühet,
Vom Südwind vergiftet
Entsinket ihr Laub.
Schnell stürzen Trophäen,
Und Stürme, die wehen
Darüber den Staub.

Was wär' unser Ringen,
Wenn wir auch verginnen
Wie alles zerfällt?
Wär uns wol gegeben
Als Wohlthat ein Leben,
Das Zufall vergällt?

Erfüllung der Pflichten,
Kein Grab kann vernichten,
Was diese verlieh'n:
O! glaubt mir's ihr Lieben!
Sie folget uns drüben,
Um ewig zu blüh'n.

Drum ſollten wir weinen,
Weil unter Gebeinen
Der Edle nun ruht?
Nein laßt uns nicht wanken,
Dem Vater hier danken,
Der Gutes nur thut.

Wer kann es entdecken:
Ob Jammer und Schrecken
Nicht unſrer noch harrt?
Dem Ahnen, dem Bangen,
Dem iſt er entgangen,
Hier friedlich verſcharrt.

Dort wird ihm die Krone
Des Himmels zum Lohne,
Der Gutes hier that;
Nur wir nur, wir leiden,
Ihm wird dort voll Freuden:
Die Ernte der Saat.

Drum laßt uns nicht weinen;
Er blickt auf die Seinen
Noch ſegnend herab.
Ihr findet ihn wieder
Ihr Kinder! Ihr Brüder!
Vereinigt durch's Grab.

Dies öffnet uns Müden
Zum ewigen Frieden
Das ſicherſte Thor.

Drum ruhig, weil heute
Der Himmel ſich freute,
Die Welt nur verlor.

Am Sarge meines Freundes des Hauptmann von Falkenhayn.

Heil dem, welcher über Sternen
Hingeſchwebt,
Und in jenen lichten Fernen
Ewig lebt;
Dem die Ernte ſeiner Saaten
Lohnend winkt,
Dem Bewußtſein guter Thaten
Segen bringt;

Den des ſiechen Körpers Hülle
Nicht mehr drückt,
Den der ew'gen Freuden Fülle
Dort beglückt:
Den des Himmels Palmenkrone
Froh umkränzt,
Die dem Sieger dort zum Lohne
Herrlich glänzt.

Blüten welken, Blätter fallen
Schleunig ab,
Und es winket ach! uns Allen
Bald das Grab.
Wer dies Ziel mit Gott im Bunde
Fromm erreicht,

Dem nur wird die Sterbeſtunde
Sanft und leicht.

Den ſchreckt nicht die ernſte Stille
Seiner Gruft,
Wenn der Gottheit heil'ger Wille
Ihn entruft;
Er kann d'rauf als Himmelspforte
Tröſtlich ſeh'n,
Ihm winkt vom Verweſungsorte:
Auferſteh'n.

An Ihro Majeſtät die Königin Louiſe von Preußen, von den Kindern des General-Major v. Baczko.

Sechs Kinder, deren Vater ſtrebt,
Daß er für ſeine Pflichten lebt,
Die weihen dir dies Band;
O nimm es gute Königin,
Voll Huld, du haſt auch Mutterſinn,
Aus frommer Unſchuld Hand.

Wer kindlich fromm den König liebt,
Wer edel denkt, wer Gutes übt,
So viel er weiß und kann,
Wer Gott und ſeinen König ehrt —
So hat der Vater uns gelehrt —
Der iſt ein braver Mann.

Der Königin an Tugend reich.
O Töchter! werdet ihr einſt gleich,
Die uns der Himmel gab,
Dann ſind euch Gott und Menſchen hold;
Der Mutter Freudenthräne rollt,
Wenn ſie dies ſpricht, herab.

O Königin, der Vorſicht Hand
Hat dir auch Kinder zugewandt;
Sie ſind jetzt fern von hier.
Du gute Mutter! ſpät und früh
Komm Gottes Segen über ſie,
Und Gott erhalt' ſie dir.

Am Grabe meines Freundes Schuhmacher.

O! wer das Glück des Vaters und des Gatten, —
Wer dieſe Seligkeit auf Erden ganz empfand,
Der klag' mit uns, daß zu dem Reich der Schatten,
Hier unſer Freund ſo ſchnell den Eingang fand.
Voll ſtillen Glücks, im frohen Kreis der Seinen,
Mit einem Herzen, das für jedes Gute ſchlug,
Umfaßt den Redlichen, den wir gerührt beweinen,
Ach viel zu früh der kalte Aſchenkrug.

Doch rief ihn nicht ein Gott aus unſer'm Kreiſe?
Wies der ihm nicht nach ſeinem großen Plan

Allgütig, allgerecht und weise
Auf Erden hier nur diese kurze Bahn?
Der, bricht auch hier dies ärmliche Gebäude,
Worin der Geist nur eingekerkert wohnt,
Hoch über Tod und Grab, durch ungetrübte Freude,
Den Redlichen für jede Tugend lohnt.

Er, dessen Huld der Wurm und Seraph preisen,
Er blieb auch hier gewiß dem großen Zweck getreu
Und dieser mächt'ge Schutz der Wittwen und der Waisen,
Glaubt's, Tiefgebeugte! glaubt's! er steht euch sicher bei.
Drum trocknet schnell der Leiden herbe Zähren,
Ihr lieben Kleinen! könnt euch seines Schutzes freun,
Gelobt: den Vater einst, noch in der Gruft zu ehren,
Gelobt: durch Herz und That ihm völlig gleich zu sein.

Wir aber, Freunde! laßt uns gut und redlich handeln,
Uns jeder Pflicht mit regem Eifer weihn!
Dann! wird sich unser Leib auch einst in Staub verwandeln,
So werden wir mit ihm, dort ewig glücklich sein;
Dann ist auch uns, wie ihm, das Glück beschieden,

Ein jeder Edle ſpricht, wie hier, an unſ'rer Gruft:
„Du lieber guter Mann, o! ruhe ſanft in Frieden
„Bis dich einſt Gott zum beſſern Leben ruft."

Am Grabe des Hospital-Director Hauptmann v. Tippelskirch. Den 9ten April 1806.

Iſt ein ander' Glück hienieden
Ungetrübt?
Als nur dies, das inn'rer Frieden
Sterbend giebt?

Engelharfen, Siegespſalmen
Drum ertönt!
Ihn, den Dulder, haben Palmen
Neu gekrönt.

Zwar ihm ſchenkte manche Freuden
Sein Beruf,
Wodurch er bei fremden Leiden
Lind'rung ſchuf.

Ihm war ſeiner Gattin Leben
Ganz geweiht,
Sie ſchuf ihm, zum Glück gegeben:
Seligkeit.

Aber ſeiner morſchen Hülle
Floh die Ruh,
Und es nahm der Leiden Fülle
Täglich zu.

Wohl ihm, der des Körpers Mängel
Nicht mehr spürt:
Sanft hat ihn der Todesengel
Heimgeführt.

Dort, wo Gott die Tugend lohnet,
Ward sein Leid,
Dort, wo ewig Freude thronet,
Schnell zerstreut.

Vater du, der gut und weise
Alles lenkt,
Uns am Ziel der Pilgerreise
Ruhe schenkt:

Lehr uns, dich am Grabe preisen
In Geduld,
Zeig' der Wittwe, schenk' den Waisen
Deine Huld.

Lehr' uns Vater muthig tragen
Qual und Pein,
Laß uns in den trübsten Tagen
Deiner freu'n.

Steh' uns in der Sterbestunde
Kräftig bei,
Gieb, daß sie, mit dir im Bunde,
Ruhig sei.

Bei'm Grabe des Russisch-Kaiserl. Etatsrath von Baumann. Seiner Gemahlin geweiht. Den 2ten Decbr. 1794.

Der Greis, der, lebenssatt, ein hohes Stufenjahr
In dieser Welt voll Noth und Gram erreichte,
Der, wenn der Jahre Last ihn beugte,
Für manches Glück nicht mehr empfänglich war;
Und dessen Wunsch sich nun zur Ruhe neigte,
Der — wenn ihm Gottes Huld den sanften Tod verlieh —
Stirbt nicht zu früh.

Nicht so der edle Greis, den selbst im Silberhaar
Nicht Unglück, nicht die Last der Jahre beugte,
Der uns das Glück des Alters zeigte,
Gesund, zufrieden, froh und heiter war,
Von seinen Freunden oft den Unmuth scheuchte.
Der — wenn ihm Gottes Huld auch sanften Tod verlieh —
Starb doch zu früh.

Zwar den zu lohnen, so der Pflicht getreu gelebt,
Dies ist der Gottheit väterlicher Wille;
Drum lohnt der Seligkeiten Fülle
Den Theuren, der dem Erdkreis nun entschwebt. —
Doch jeder Freund fühlt bei der bleichen Hülle:

Was er an ihm verlor, und jedes Edlen Herz,
Theilt unſern Schmerz.

O Freundin! die ich an der theuren Mutter Grab,
Am Sterbebett der Edlen ſchon verehrte,
Der traurige Erfahrung lehrte:
Daß dauernd Glück die Erde dir nicht gab;
Wie tröſtlich iſt's, daß Gott es dir gewährte:
Ihn in der letzten Zeit des Lebens zu erfreu'n,
Ihm Glück zu ſein!

Ach ſchnell raubt jedem hier die kummervolle Welt,
Was Glücklichen oft froh entgegen lachte,
Wo ſchnell, eh' noch der Menſch es dachte,
Das Leiden uns das reinſte Glück vergällt.
Hier hat der Edle nun, den man zur Grube brachte,
Bei der die Tugend weint und ſelbſt Verläumdung ſchweigt:
Das Ziel erreicht.

An Bendas Grab.

O! wem Natur, bei ſanftem Herzensſchlage,
Gefühl für Harmonie in ſeine Seele gab,
Der ſtimme in den Ton der Klage,
An Bendas Grab.

Er iſt dahin, der ſelige Gefühle
So oft in unſer Herz geſandt,

Uns bei Thaliens frohem Spiele
Die Sorge fortgebannt.

Es trug ihn über Thal und Höhen
Mit kühnem Flug, sein Genius,
Durch seine Kunst dem Nächsten beizustehen,
War noch zuletzt des Sterbenden Entschluß *).

Ich denk der Worte: „Geh in Frieden **)
„Was dich drückte, bleibt zurück,
„War dir hier kein Glück beschieden,
„Oben, oben harr't dein Glück!"

Ach! du hattest freilich deine Mängel,
Welche dort in jenem Schuldbuch steh'n,
Doch es eilte Yoriks sanfter Engel ***)
Dies Register nachzusch'n.

Heil dir Benda! kein Verbrechen,
Das zu Gott um Rache schrei't; —

---

*) Er wollte eben ein Concert zum Besten eines verarmten Tonkünstlers geben.

**) Eine mit vortrefflicher Musik begleitete Stelle aus dem Oratorio Benda's: der Tod.

***) In Tristram Shandi sagt Yorik: der Engel, welcher Trims Fluch (bei einer edlen Absicht ausgestoßen) aufzeichnen wollte, ließ eine Thräne darauf fallen, die ihn wieder aus dem Sünden-Register vertilgte.

O er fand nur Erdenſchwächen,
Quelle dir zu eignem Leid.

Da entſank des Engels Zähre,
Rein gewaſchen ward das Blatt.
Wohl uns! wenn zu heil'ger Menſchheit Ehre,
Jeder ähnliche Gefühle hat.

Wir konnten ihm nur unſern Beifall ſchenken,
Zum Lohn war unſ're Kraft zu klein,
Drum laßt uns wenigſtens als Freunde ſein gedenken,
Und ſeiner Gruft gerührt die Thräne weihn.

Schenkt Freunde! mir auch dieſe, wenn hienieden
Einſt meine letzte Stunde ſchlägt,
Wenn man auch mich den Lebensmüden,
Zur ſtillen Grube trägt.

An die Königin Louiſe von Preußen, bei ihrer Zuſammenkunft in Memel mit dem Kaiſer Alexander. 1802.

Im Namen der Einwohner von Memel.

Willkommen bei lautem Jubelgeſange,
O Königin! der keine Tugend fehlt,
Der Stadt, bei der ſich die ſchäumende Wange
Dem Oceane vermählt.

O höre voll Huld am heutigen Tage,
Was uns die Sage
Entfernter Vorzeit erzählt.

Der große Peter, um das Uebel zu bestreiten,
Entfernter Länder Glück durch Rußland zu verbreiten,
Und überall scharf prüfend selbst zu sehn,
Beschloß auf Reisen einst zu geh'n.
Da führt' ihn auch der Weg durch unser Vaterland,
Wo er so manchen Gegenstand
Zur Forschgier, zur Bewund'rung fand.

Es saß sein Freund auf Preußens Throne,
Und glänzender als jene Krone,
Die ihm zuerst die Gunst des Schicksals zugewandt,
Saß neben ihm an seiner Seite,
Mit jedem hohen Reiz erfüllt,
Saß eine Fürstin, die sich jeder Tugend weihte
O Königin! dein Ebenbild.

Nach einem glänzend hohen Feste,
Steht einstens preußens Fürstenpaar,
Vertraulich bei dem großen Zaar.
Und da fällt Friedrich auf die Frage:
Du nanntest mir so manches schön,
Was aber ist denn wol das Herrlichste, das Beste,
Das Schönste, das du hier gesehn?

„Wer zaudert bei der Antwort dieſer Frage"
Fällt Peter feurig ein, noch einen Augenblick,
„Wer nennt die Sonne nicht das Herrlichſte am Tage
Wer Preußens Fürſtin nicht der Schöpfung Meiſterſtück?"
O kämen aus Norden und Süden, aus Oſten und Weſten
Nicht nur die Fürſten allein,
O fänden ſich auch heut' die Edelſten und Beſten
Des Menſchengeſchlechtes hier ein.
Säh'n Königin dich und hörten die Frage,
Sie ſtimmten noch wahrlich am heutigen Tage
Mit Peters Ausſpruch überein.
Doch würden ſie hinzu noch fügen:
Das herzliche, das innige Vergnügen
Des Volkes, das an ſeinen König hängt,
In ihm ſich nur den Vater denkt,
Das Wünſchen, Sehnen und Beſtreben:
Ihm dies zu zeigen, ganz für ihn zu leben,
Auch dies ſei herrlich, groß und ſchön.
O Königin, dein Blick voll Hoheit und voll Milde
Hat ſegnend oft auf die Gefilde
Des treuen Volks herabgeſehn.
O blick auch heut voll Huld auf unſ're Freude.
Das ſchönſte Kleinod in dem fürſtlichen Geſchmeide
Iſt Völkerwohl, iſt Völkerdank.
Dies folgt den Königen in jene beßre Welten,
Wo gute Thaten ewig gelten,
Tönt herrlicher, als feiler Lobgeſang.

Als die Kirchen zu Lazarethen genommen wurden.

Hier tönte mancher Lobgesang,
Hier, wo des Herzens reger Drang
Der Freude Thränen oft entlockte,
Und wo bei'm Trost der Ewigkeit,
Dem Trauernden, bei allem Leid,
Des Jammers Thräne häufig stockte, —
O hier wird künftighin nur Aechzen, Winseln, Stöhnen
Der Kranken, Sterbenden, ach! der Verzweiflung tönen!

Gott, dessen väterlicher Ruf
Die Menschen nur zum Glücke schuf,
Sieh' auf das Elend unsrer Brüder;
O sende Labung jeder Noth,
Für Sterbende den sanften Tod,
Sobald sie dir vertrau'n, hernieder,
Uns allen aber gieb des Daseins höchste Gabe:
Den Frieden; kann's nicht sein, gieb, Vater, ihn im Grabe.

Am Grabe des Grafen Bülow von Dennewitz.

Fallet nieder, betet an im Staube
Unsern Vater, weil ein hoher Glaube:
Daß ein Gott der Menschheit Schicksal lenkt,
Trost und Rettung in Verzweiflung schenkt.

O, wer sollte dieses nicht empfinden,
Da wir heut Zipressen-Kränze winden,
Ihm, der sich das höchste Ziel errang,
Und zu früh zum kühlen Grabe sank.

Bülow, Edler! heut zu deiner Ehre
Strömet jedes ächten Preußen Zähre,
Jeder, ehrend selbst der Vorsicht Plan,
Seufzet: warum hat Gott dies gethan?

Tausend Schwerdter blitzten dir entgegen,
Dich umgab so oft ein Kugelregen,
Aber dich beschützte Gottes Macht,
Bis durch dich sein großes Werk vollbracht.

Jetzt; geehrt von Männern jedes Standes,
Jetzt, da dich der Dank des Vaterlandes,
Dich die Huld des besten Königs lohnt,
Häuslich Glück und Friede bei dir wohnt,

In des Lebens seligstem Genusse,
Bei der Gattin liebevollem Kusse,
Da dich Vaterfreude glücklich macht, —
Da umhüllet dich des Todes Nacht.

Deine Wege, Vater! sind verschieden,
Dasein schenkst du hier dem Lebensmüden,
Indeß der zum stillen Grabe sinkt,
Dem des Lebens höchste Freude winkt.

Dies muß uns die Ueberzeugung geben:
Unser Gott schenkt uns im künftigen Leben.

Dort, wo ſeine Weisheit einſt enthüllt,
Was uns hier mit bitterm Jammer füllt.

Held und Menſch! dort winket dir zum Lohne,
Statt des Lorbeers, eine Strahlenkrone,
Dort, was tröſtend uns ein Gott verſprach,
Folgen dir auch deine Thaten nach.

O, wir zählen deine Schlachten, Sieger;
Aber nicht, was edler Menſch und Krieger,
Gatte, Vater, Bruder, Bürgerfreund!
Eures ſich in deiner Bruſt vereint.

Oben dort ſchreib dies ein Seraph nieder,
Drum begrüßen Engel dich als Brüder,
Und des Himmels höchſte Freude heut,
Lohnend dir das Glück der Ewigkeit.

Held! du wurdeſt für das Grab geboren —
Du haſt nichts — die Welt hat nur verloren,
Doch, erhaben, über Tod und Grab,
Blickſt du ſegnend jetzt auf uns herab.

Flehe: durch Gedanken, Wort und Werke
Dir zu gleichen, flehe: Kraft und Stärke,
Und im Leiden Troſtung und Geduld
Für die Deinen von der Gottheit Huld!

Es vergehen ganze Nationen,
Heere ſinken und es ſtürzen Thronen,
Indeß ewig deſſen Lorbeer grünt,
Der den Dank der Menſchheit ſich verdient.

Drum wird ewig Bülow's Name glänzen,
Enkel werden seine Urne kränzen;
Ihm ertönt befreiter Völker Dank,
Drum statt Klage, tön': Triumph-Gesang!

Heil dem Helden, dem die That gelungen,
Der den höchsten Kampfpreis sich errungen:
Daß ihm Ehrfurcht und die Dankbarkeit
Später Nachwelt noch Bewund'rung weiht.

An Herrn Pfarrer Copinus, am Tage seiner Abschieds-Predigt in Mohrungen.

Im Namen eines Theils der Gemeine.

Frommer Rührung heilige Gefühle
Hast du oft in unsrer Brust erneut,
Durch die Hoffnung nach dem sichern Ziele
Der Vollendung, unsr. n Gram zerstreut.
Als des Krieges schreckliche Gefahren
Uns umgaben, Alle hülflos waren —
Ach! noch blutet unser Vaterland! —
Botest du uns tröstend deine Hand.

Freilich, so wie unser Herr und Meister,
Wurdest du durch Undank oft belohnt;
Aber wo im Kreise sel'ger Geister
Bei der Tugend die Belohnung wohnt,
Dort wird dir's auch einst ein Gott vergelten,

Und du flehst gewiß aus bessern Welten:
Vater! die nicht wissen, was sie thun,
Laß auf diesen die Vergebung ruhn.

Denn du hast durch Beispiel und durch Lehren
Guten Samen reichlich ausgestreut,
Deshalb sind so manche Abschiedszähren
Heute dir auch liebevoll geweiht,
Weil du uns so oft zum Guten rührtest,
Unsre Jugend jene Pfade führtest,
Wo nur Glaube, Liebe, Hoffnung blüht,
Und der Christ am Grabe Tröstung sieht.

Und dafür mit ruhigem Gewissen
Blickst du freudig auf das letzte Ziel,
Und dich lohnt, wo Tausend zagen müssen,
Schon des Himmels schönes Vorgefühl.
Aber weile lange noch hienieden,
Jede Freude, inn're Seelenfrieden
Streuen, bis dein höchstes Alter naht:
Blumen dir auf deinen Lebenspfad.

Lebe wohl! kein Augenblick entschlüpfe
Freudenlos dir lieber theurer Mann!
Und der Freundschaft Blumenfessel knüpfe
Dich entfernt auch deinen Freunden an.
Uns, die Theurer! deinen Werth erkennen,
Wird Entfernung nimmer von dir trennen;
Uns entfernt auch deines Glücks zu freun,
Wird uns Allen Glück und Freude sein.

Wenn einſt Welten in ein Nichts zerfließen
Jede Größe in den Staub zerfällt,
Dann, o Freund und Lehrer! dann begrüßen
Segnend wir dich dort in jener Welt:
Preisen laut: daß Chriſti hohe Lehren
Hier und dort das höchſte Glück gewähren,
Daß der Tod uns deshalb nicht erſchreckt,
Uns der Richter nur zum Glück erweckt.

Oben wo uns neue Sonnen glänzen
Unzerſtörbar eine Schöpfung blüht,
Wo in nimmer welken Blumenkränzen,
Unſer Auge reine Freuden ſieht,
Wo es nimmer herbe Thränen weint,
Tugend nur im Engelglanz erſcheint,
Dem Verdienſte nie ſein Lohn gebricht,
Lohnet dir ein Gott erfüllte Pflicht.

Fünfter Abschnitt.

Episteln, Epigramme, und versifizirte mündliche Vorträge.

Dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten am Huldigungstage. 1798.

Nur für den Lichtstrahl, doch nicht für die Freudenzähre,
Verlor mein Auge die Empfänglichkeit,
Und zu des besten Königs Ehre
Fließt diese Thräne heut'.

Epistel an den blinden Flötenspieler Dulon. 1799.

Ich hörte gestern dich, und habe nun die Nacht.
O Gott! wie hab' ich sie durchwacht.
Was ich gefühlt bei deinem Spiele,
Zu schwach, o Dulon, sag ich's heut,
Weil Dichterkunst nur selten dem Gefühle
Die Hand mit Schwesterliebe beut.
Verloren haben wir, wir beide,
Die reinste, größte Lebensfreude;
Wohl dir! du hast sie nie gekannt,
Drum zaubert deine Meisterhand
Dir auch die Ruhe in die Seele.
Doch ich! — so oft berauscht an deinem Freudenquell,

O heilige Natur!
Voll Sinn für jene Kunſt, die Mengs und Raphael,
Die Angelo und Phidias getrieben! — —
Wer die Erinn'rung, die in mir zurückgeblieben,
Wer fordern kann,
Daß ich ihm vorerzähle,
Den innern Harm, den Unmuth meiner Seele,
O ſicher hat der arme Mann
Nicht Sinn für die mit Thau beperlte Flur,
Nicht für das Colorit der lächelnden Natur,
Für Veilchenbläue und für Morgenröthe,
Nicht Sinn, o Dulon! auch für deine Flöte.
Die holde Phantaſie, die Tröſterin im Leiden,
Oft zaubert ſie mir Ruhe in die Bruſt,
Sie iſt Erſatz für manche Luſt.
Auch du kennſt ſicher ihre Freuden;
Sie lenkte dir die Lippen und die Hand,
Sie lehrte dich harmoniſch denken,
Und Schmerz und Heiterkeit, kurz was dein Herz empfand,
Durch ſanften Hauch in unſern Buſen ſenken.
O dieſe Phantaſie, die weder Tag noch Licht,
Die bei dem Blinden nichts auf Erden unterbricht,
O, wäre ſie doch nur dem holden Engel gleich,
Der mit dem Schlüſſel von dem Paradieſe,
Uns dort auf jene beßre Welten wieſe;
Freund! unſer Leben wär' an tauſend Freuden reich.

Doch nichts, nichts iſt hienieden ohne Mängel,
Zur Furie wird häufig dieſer Engel,
Er hält uns Freuden vor, die uns verloren ſind,
Unmöglich uns auf Erden zu erklimmen;
Und da wir nicht ſo leicht zu unterbrechen ſind,
Wie wird es uns ſo ſchwer, Empfindung unzuſtimmen.
Drum laß uns, Freund! nichts wünſchen und nichts hoffen,
So lang der Staubball uns noch hier gefeſſelt hält.
Gottlob, es bleibt uns beiden offen,
Ein Wirkungskreis in jener Welt;
Und nichts ſoll dieſen Troſt mir rauben:
Dort fehlt mir Glück und Ruhe nicht,
Dort, wo kein Vorurtheil, nicht meiner Väter Glauben*)
Wo nur, wenn ich's verdient, mein Herz den Stab mir bricht.
Und was iſt eine Spanne Zeit?
Was iſt ſie gegen Ewigkeit?

Epiſtel
an Frau Geheime-Räthin Schmalz, als ſie über das Kleinliche der weiblichen Geſchäfte klagte.

1790.

O Freundin! oft entſteht die Frage,
Warum wies mir die Vorſicht dieſe Bahn?

---

* Dem Verfaſſer wurden wichtige Entwürfe achtbarer, weil er ſich zur römiſchen Kirche bekennt.

Und warum liegt auf meines Schickſals Waage,
Nicht dieſer oder jener Plan?
Ich fühle Kraft für ihn zu leben,
Mit eignem Nachtheil ſelbſt, dem Guten nachzuſtreben,
Und jene niedre Schlangenbrut,
Die gegen alles Große ſich empöret,
Der Vorſicht hohen Zweck, das Glück der Menſchheit ſtöret,
In Staub zu treten fühl' ich Muth.
Wohl uns! daß dies Gefühl in unſerm Buſen ruht,
Daß nicht allein das kleine Spinngeweb'
Des Tagwerks, das die Vorſicht uns beſchied,
Uns einzig nur voll Stumpfſinn an ſich zieht,
Daß der Gedanke: o ich lebe,
Wenn einſt der Erde Schranken mir zu klein
Um Bürger einer Welt zu ſein,
Wo nach dem Winter in dem Grabe,
Ich einſt die Frucht vom Keim zu hoffen habe,
Der hier in meinem Innern liegt;
Daß der Gedank' uns mehr vergnügt
Als Ball und eitler Modetand
Und alles, was den großen Haufen,
Der immer nur ſein Glück im Schimmer fand,
Und Thoren, die mit ihm die Zeit zu tödten laufen,
So glücklich ſo zufrieden macht.
O Freundin! blickt die hell beſtirnte Nacht,
Einſt durch das Dunkel jener hohen Bäume,
Die durch des Enkels Hand um unſre Gräber ſtehn.

Dann werden wir auch wahrlich sehn:
Daß nicht die Phantasie uns blos durch schöne Träume,
Ein bessres Dasein dort verhieß.
Wenn gleich wie Cäsarn und wie Buonaparten,
Mich nicht die Welt voll Staunen pries;
Kann ich gleich nicht den Lohn erwarten,
Den dort ein Sokrates, der nur nach Tugend rang,
Der für die Wahrheit selbst den Kelch des Todes trank,
In jenen bessren Welten findet;
So weiß ich doch, daß dem Beruf getreu,
Wozu die Vaterhand der Vorsicht mich verbindet,
Auch dort für mich ein Glück zu hoffen sei.
Dies Vorgefühl dies lehrt uns weise,
Ganz unsrer Pflicht getreu zu sein,
Dient uns, den Pilgern auf der Lebensreise,
Zum Labetrunk, und lohnt dich sicher in dem Kreise
Der Deinen, die sich Deiner herzlich freu'n.
O Freundin! o verzeih dem Stolze, wenn ich fehle;
So wie der West dem Schnitter Kühlung weht,
So mildert oft die Leiden meiner Seele
Die Ueberzeugung, wenn mein Kreis für mich zu klein,
Es wenigstens doch nicht für ihn zu sein.
Und auch der Deinige besteht
Doch wahrlich nicht in gar zu enzer Schranke:

Erholung sei für dich der lohnende Gedanke;
Als Gattin und als Mutter nur im Stillen,
Den heiligsten Beruf getreulich zu erfüllen,
Den je die Gottheit einem Weibe gab.
Dies sei dein Stolz, und wenn das Grab
Dich einst umschließt, ist jede Zähre,
Die dann ein guter Mensch dir weiht,
Ein jedes Blümchen, das ein wackrer Enkel
streut:
Ein Monument zu deiner Ehre.

Epistel
an Fräulein Therese Paradies zu Wien, bei Uebersendung einer komischen Oper. 1791.

O Freundin! Sympathie verband
Uns beide, die des Schicksals Hand
Mit gleichem Druck zur Erde niederbeugte,
Verloren sind für uns der Freuden ach! so viel,
Die Freuden der Natur; wer wagt sie aufzu-
zählen?
Doch möchten sie auch immerhin mir fehlen,
Nichts sind sie im Vergleich mit jener Höllenpein,
Die nimmer mich verläßt, nicht aufhört mich zu
quälen
Mit dem Gedanken: ach! ich kann nicht nützlich
sein.
Die holde Phantasie, die Schwärmerin, die zeigte;
Nur in der Ferne oft der Menschheit höchstes Ziel;

Und dann, o Gott! wie schrecklich beugte
Mich dann zugleich das schmerzliche Gefühl:
Wodurch, durch welche That soll ich das Ziel erringen?
Die Kraft, — vergieb den Stolz — fehlt meinem Geiste nicht,
Doch kann der Adler, dem der Pfeil im Fittig sticht,
Wie kann er sich zur Sonne schwingen?
Geschichte die von Jugend an
Mich oft beschäftigte, all' meinen Harm zerstreute,
Genügt mir nicht mehr weil ich dem großen Mann,
Der oft ein ganzes Volk durch eine That befreite,
Oft wie ein Gott den Segen um sich streute,
Weh mir! nicht ähnlich werden kann.
Hätt' wie Timoleon, ich mich emporgeschwungen,
Mir Achtung, Liebe und der Menschheit Dank errungen,
Entging mir dann des Tages Licht,
Gott kennt dies Herz: ich klagte nicht.
Als Opiat, in Schlummer mich zu wiegen,
Ein Schlummer, dem Betäubung gleicht,
Such' ich, o würde oft von mir dies Ziel erreicht,
Die Menschen zu belehren, zu vergnügen.
Ein Pröbchen, ob dies letzte mir gelang,
Dies Freundin! wag ich dir zu übersenden;
Der Dichtkunst Schwestern, Tonkunst und Gesang,
Die mögen, was ich strebte, ganz vollenden.
Du, von der Harmonie zur Priesterin geweiht,

O Freundin! Du, die Ariadne's Leid
Und wie der frohe Gott der Reben,
Für schändlichen Verrath ihr den Ersatz gegeben,
Wie Leonore litt und rang,
Durch allbelebenden Gesang
Der Seele vorzuzaubern wußte*),
Sprich, ob auch mir, der ich mit Unmuth kämpfen mußte,
Des schönen Ziel's Erreichung ganz gelang?
Du frägst warum ich dir dies Blättchen überschicke?
Die Freundschaft machte mir's zur Pflicht;
Auch Wiesenblümchen, die der Freund am Bache pflückte,
Verachtet ja die Freundin nicht.

Turpil.

Turpil! der arme Wicht! der hat dies Amt bekommen?
Was hat er denn gelernt? was hat er denn gethan?
Nichts Freund! als dies — er hat ein schönes Weib genommen,
Und nie durchkreuzte er noch eines Großen Plan.

---

*) Fräulein Paradies hatte die Oper: Ariadne und Bachus und Bürgers Leonore in Musik gesetzt.

Als *** ſtarb.

Der mit der Wuth von Tigern und Hyänen
Zerſtörte, mordete, verdarb,
Der bei der Wittwen Fluch und bei der Waiſen Thränen
Auf jedem Wege Schätze ſich erwarb,
Der Gutes überall in Böſes umgewandelt,
O! der! — hat heute zu der Menſchheit Glück gehandelt;
Er ſtarb! —

Urſache zur Dankbarkeit.

Was bückſt du dich ſo tief vor dieſem Böſewicht?
O! ich verdank ihm viel, er ſchadete mir nicht.

Gargil.

Wie kommt's noch höher ſteigt Gargil der ſchnöde Wicht?
O man bedarf den Mann, der Ja und Amen ſpricht. —

Hans Kunz.

Haſt's in der Zeitung du geleſen?
Hans Kunz der iſt des Staates Rath,
Dann iſt er, was er längſt geweſen:
Ein Rath zum Staat. —

Ernſt und Fabull.

Geſtürzt wird Ernſt der edle wackre Mann,
Indeß Fabull, der Schwächling höher ſteigt.
Dies kömmt, weil Ernſt kein Unrecht dulden kann,
Fabull hingegen ſchweigt.

Der alte Witzling.

Weil hatte Witz mit Bosheit ſonſt verbunden,
Durch's Alter iſt ſein Witz dahin geſchwunden.
Er zeigt daher, will er ihn jetzt noch üben:
Als Hefen iſt die Bosheit ihm geblieben.

Ehren-Tauſch.

Wie iſt es möglich, Kunz, der Dummkopf, wäre
Jetzt Rath? — Nun habt ihr nicht den Grund davon erlauſcht?
Sein ſchönes Weib hat ihm für ihre Ehre,
Des Luels Ehre eingetauſcht. —

Zur Feier des 3ten Auguſt 1808.

Vorgetragen in der Königlich Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

O froher Tag, den wir erfreut begehen,
Kehr zu des Volkes Wohl, kehr zu des Volkes Glück

Daß Ihn den König noch beglückt die Enkel ſehen
Nach unſerm Wunſch oft ſegensvoll zurück.
Nie wird für ihn ſich unſre Treue wandeln,
Den guten König, den ein jeder Preuße liebt,
Den König, der getroſt im Dulden und im Handeln
Dem treuen Volk ein herrlich Beiſpiel giebt,
O König, der die Pflicht des Vaters und des Gatten,
Des Menſchen und des Fürſten treulich übt,
O! bleib uns lange, bis dich lohnend einſt der Schatten
Des Götterhaines im Elyſium umgiebt.
Und jene Edle, die an deiner Seite
Durch ihren ſchönen, hohen, zarten Sinn,
Durch ihre Tugend Gott und Volk erfreute,
O! lange lebe unſre Königin!
Sie blicke nur auf glückliche Provinzen,
Denn Glück des Volks iſt ihre höchſte Luſt.
Wie für das Königspaar, ſo ſchlag für unſre Prinzen
Einſt dankerfüllt noch unſrer Enkel Bruſt!
Befeſtigt ſei der Sieg an Preußens Krone,
Das Glück ſtreu über ſie ſein ganzes Füllhorn aus,
Und ewig blüh' auf Preußens Königsthrone:
Der Hohenzollern edles Fürſtenhaus!

Empfindungen am 3ten Auguſt 1809.

Vorgetragen in der Königlich Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

Wohin ich mit trübem Blicke ſchaue,
Nagt am eignen Daſein inn'rer Schmerz;
Herber Gram mit der Harpyenklaue,
Der zerfleiſcht ſogar des Edlen Herz.
Denn entflieh'n iſt mit der Väter Sitte;
Friede Gottes, der uns ſonſt beglückt,
Und es iſt bis zu des Niedern Hütte
Leider jetzt die Selbſtſucht vorgerückt.
Daher muß der Gute ſelbſt verzweifeln,
Denn die Tugend wird des Laſters Spott,
Menſchen werden Teufel unter Teufeln,
Jeder Glaube ſchwindet — ſelbſt an Gott! —
Denn vom Nordcap bis nach Finisterre
Mäht die Menſchen grauſenvoll der Tod,
Indeß — gräßlich — ſelbſt Gedankenſperre
Unſer'm Enkel Geiſtesknechtſchaft droht.
Die Verzweiflung ſchleichet, bleich und hager,
Im Gefolg der Seuchen um uns her,
Mancher kämpft auf ſeinem Krankenlager,
Und ſo Mancher, ach! er iſt nicht mehr.
Waiſen ringen matt die welken Hände,
Weil der Krieg den Vater ihnen nahm,
Und, daß Gott ihr ſüßes Leben ende,
Fleht der thränenloſen Witwe Gram.
Selbſt die Mutter grüßt den Neugebornen

Jetzt nicht mehr mit frohem Mutterblick,
Nein! sie rechnet ihn zu den Verlornen.
Wünscht ihn oft in's vor'ge Nichts zurück.
Unbeackert steh'n so manche Auen,
Weil der Stier erkrankt am Pfluge sank;
Und der Landmann sieht ein Feld mit Grauen,
Welches oft das Blut des Bruders trank.
Unf're Schiffe modern nun im Hafen,
Bei des Handels nahrungsloser Rast,
Es verstockt das hingeworf'ne Segel,
Und die Schwalbe nistet an dem Mast.
Habsucht lauscht auf niedrige Gewinnste,
Beim Erwerb hat Trug den Fleiß ersetzt;
Selbstsucht denkt auf nied're Wucherkünste
Und verschwelgt oft, was die Thräne netzt.
Menschen! ihr, erschaffen nach dem Bilde
Eures Gottes, ist dies euer Loos?
Fasset Muth! noch herrscht mit Vatermilde,
Dieser Gott, gleich gut, gerecht und groß.
Er schuf nicht die Menschheit zum Verderben.
Armer! lacht dir nicht die Freude zu,
Sei getrost! Gott führet durch dein Sterben
Dich gewiß zum Wohnsitz ew'ger Ruh.
Preußen! drum laßt uns die Hände geben,
Freudig heute das Gelübd' erneu'n:
Edel, gut, fromm und gerecht zu leben:
Dann wird nichts auf Erden schrecklich sein.
Wird uns dann hier nicht die Freude winken,
So ist uns doch nicht der Trost entwandt:
Daß, wenn wir, wenn unsre Kinder sinken,

So geschieht's für Gott und Vaterland.
Preußen! trocknet heute alle Zähren.
Holde Freude, flieg' zu uns hinab,
Weil dem König, den wir innigst ehren,
Unser Gott heut' einst das Dasein gab.
O! es sei ihm nur zum Glück gegeben.
Vater! Gott! hör eines Volkes Flehn!
Laß den König jedes Glück erleben,
Jede Thräne noch getrocknet sehn.
Festgebannt sind nun des Krieges Schrecken,
Wohl uns, wenn der schöne Zweck gelingt!
Durch Erziehung jenen Geist zu wecken,
Welcher hier und dort den Frieden bringt.
Gott! gieb uns, wenn gleich nach manchem Jahre,
Jedes Gute, das uns frommt, zurück!
Und dem König lohn' im Silberhaare
Jede Sorge seines Volkes Glück.
Friedrich Wilhelm lebe und Louise!
Beiden sei der seligste Genuß,
Ihnen mach' die Welt zum Paradiese
Eigne Würde, Preußens Genius!
Ihnen sei das höchste Glück der Krone!
Wenn ein jedes Uebel von uns weicht,
Bis ein Seraph segnend dort zum Lohne
Ihnen spät des Himmels Palme reicht.
Und der Enkel ihres Enkels freue
Sich der Preußen, die ihm Gott geschenkt,
Dieses Volks, das felsenfest mit Treue
An dem Königsstamm der Zollern hängt.

Epistel an Herrn Reimann.

Erzieher des Prinzen Friedrich von Preußen, an seinem Geburtstage, den 29sten August 1808.

Die Freundschaft führt so manchen Abend
Uns traulich hier in diesen Kreis.
Hier sitzen wir, und keiner weiß:
Ob ihm noch einst die Zukunft labend
Dort aus der trüben Ferne winkt,
Ob sie uns Heil, ob sie nur Jammer bringt.
Denn ach! ein unerbittlich Schicksal waltet
Von unsrer Wiege bis an's Grab;
Indem es diesem Freude spendet
Dem andern nichts als Leiden sendet,
So trocknet es dort schnell die Thränen ab,
Giebt manchem, der sich nie zum Pfad der Ruhe wendet,
Auf ewig nur den Pilgerstab.
Für ihn wird nie die Lust dem Kummer eingeschaltet,
Für ihn, o Gott! vernarbt kein Schmerz:
Erst wenn sein starrend Herz auf ewig einst erkaltet,
Nur dann zerreißt nichts mehr sein Herz.
So wandeln wir und können nicht entscheiden;
Ob Kummer, ob noch Erdenfreuden
Für uns die Zukunft aufgespart,
Ob nicht für uns der Erde Glück verloren,
Ob noch die tanzend frohen Horen,

Für uns ein Blümchen aufbewahrt.
O Freund! vergieb am Tag, der dich geboren,
Dem Trübsinn, der aus diesen Zeilen spricht.
Du, Freund! verdienst ein jedes Glück hienieden,
Doch lächelt dir gleich uns die Ferne nicht.
Noch tobt der wilde Krieg, entfernt ist Glück und Frieden.
Was uns, o Gott! was noch dem Vaterland beschieden,
Wer, ach! wer wagt es jetzt die Zukunft zu entschleiern?
Wer schafft in diesem Dunkel Licht?
Wer macht: daß Freude aus dem Herzen spricht,
Die selbst heut, da wir diese Stunde feiern,
Der oft beklemmten Brust gebricht?
Doch nein! laß uns den Schmerz verbannen,
Es giebt ein Kleinod, das nicht Kerker, nicht Tirannen,
Kein Henker, selbst der Tod nicht raubt,
Das Leidende mit Balsam tränket,
Selbst unter Martern Frohsinn schenket,
Und dem, der noch an Gott und Tugend glaubt,
Den hohen Muth beschert: — die Sorgen zu verjagen,
Und ihn mit dem Vertrau'n erfüllt:
Es müsse, wenn gleich hier noch Sturm und Donner brüllt,
Doch einst gewiß ein schöner Morgen tagen.
Dies Kleinod, das nur Tugend uns beschert,
Ein rein Gewissen, eigner Werth.

O Freund! du haſt es hier gefunden,
Oft hat es an der Freunde Hand
Von dir die Sorge weggebannt,
Den Kranz der Heiterkeit um deine Stirn gewunden.
Drum, Freunde! füllt auch heut erfreut den Becher,
Sprecht jeder Erdennoth, ſprecht den Gefahren Hohn,
Stoßt an, ruft laut: das Laſter finde ſeinen Rächer
Und jede Tugend ihren Lohn;
Wir wollen unſerer Pflicht getroſt uns ferner weihn,
Es iſt ein Gott, es muß ein Himmel ſein.

An ein junges Mädchen bei Ueberſendung einer Roſe.

Gleich der Roſe, ſtill beſcheiden,
So mag deine Jugend blüh'n,
Unter unſchuldvollen Freuden
Jeder deiner Tage flieh'n.
Schnell ſinkt ihr das Blatt vom Stengel;
Denk! ſo ſinken wir ins Grab;
Schwing' dich einſt empor als Engel,
Streifſt du hier die Hülle ab.

Gut zu ſein und beſſer werden,
Iſt Beſtimmung, iſt Beruf.

Wozu hier ein Gott auf Erden
Dich und alle Wesen schuf.
Lenk der Leidenschaften Zügel,
Streb', dich deiner Pflicht zu weihn,
Dann wird deinem Grabeshügel
Noch die Freundschaft Rosen streu'n.

Grabschrift auf einen Säugling.

Die Inschrift, Wand'rer, sage dir:
Ein zart' Säugling ruhet hier,
Ein Saatkorn für der Engel Ernte:
Zwar Gutes hat er nichts in dieser Welt gethan,
Doch Gott nimmt auch die Unschuld gnädig an,
Die noch nichts Böses hier auf Erden kennen lernte.

Lupill.

Dem Aetna gleichest du, Lupill, verliebter Greis!
In deinem Innern Gluth, auf deinem Gipfel Eis.

Das seltene Geständniß.

Nur vor acht Tagen kam Rosette
In Nachbar Flinkens Ehebette,
Und heut' erzählt zum Zeitvertreibe
Der gute Nachbar seinem Weibe:
Daß er manch' Jüngferchen um ihren Kranz gebracht,

Auch manchem braven Mann Gelegenheit angemacht;
Ja rief er, hunderte die werden mich beweinen.
Nein! sprach Rosettchen, lieber Mann,
So Vieles hab ich nicht gethan.
Zum Hahnrey machte ich nur einen.

Inschrift einer Mutter auf das Grab ihres Säuglings.

Du denen, die Gefühle ehren,
Die Gott zum Glück des Menschen gab,
Sprich, Inschrift, von der Mutter Zähren
Hier auf des lieben Kleinen Grab.
O sprich: ein Säugling, hold und schön,
Da ruht er kalt in diesem stillen Grabe.
Sprich, daß die Mutter nichts zum Trost auf Erden habe,
Als: o er wird einst wieder auferstehn.

Die reiche Erbin.

Viel Freier werden sich um Lieschen einst bewerben,
Wenn's nur fein nach dem Rechte geht.
Weil deutlich im Gesetzbuch steht:
Es erbt das Kind, wenn seine Eltern sterben.
Im Stillen aber seufzt die Erbin,
Daß dieses gute Kind sehr viele Väter hat.

Grabschrift auf ein Ehepaar.

Nach dem Arabischen.

Hier liegt ein Paar, von dem der Ehe Band
Die Ruhe bis an's Grab entfernen mußte,
Weil er das Geben nicht verstand,
Und sie nichts abzuschlagen wußte.

Gehemmte Beschwerde.

Laut war die Klage, da von seinen Gästen
Ein alter Weinschenk Abschied nahm;
O schad um dich, bei dem man sonst den besten,
Den unverfälschten Wein bekam,
Wo nehmen wir den künftig nun zum Schmause.
Stellt, sprach der neue Wirth, stellt eure Klagen ein,
Denn er verkaufte mir zugleich mit seinem Hause:
Auch die Recepte zu dem Wein.

* * *

Der schaffte folglich sich, wie mancher Ehrenmann,
Das schon bewährte Heft des Antecessors an.

Die Mondflecken.

Einer Freundin gewidmet.

Du Freundin! willst ich soll entscheiden:
Ob Philosophen-Weisheit zu beneiden,
Und welche kämpfende Parthei
Am schärfsten sieht, am nächsten sei
Dem hohen Ziel, der Wahrheit Throne.

Ich Freundin, denk', an Lucian,
Wenn ich den Streit der Kämpfer höre,
Und bet deshalb die Siegeskrone,
Wär' ich hier Richter, keinem an.
Daß ächte Weisheit sich belohne,
Daß sie Genuß des Lebens lehre,
Daß sie beim Leiden Trost gewähre,
Ist sicher; aber dieses lehrt
Kein Philosoph durch Schulgezänke,
Wobei man leicht von Weisheit sich entfernt.
Ich lächle bei dem Streit, und denke
Sehr häufig an Helvetius,
Von dem ich, Freundin! zum Beschluß
Dir übersetzt dies Mährchen schenke.
Das Ungefähr führt einst zu einem Haine
Des Dorfes Edelfrau, ein schönes Weib,
Die schwärmerisch im Mondenscheine
Umhergewallt, zum Zeitvertreib
Schleicht neben ihr die Fabel der Gemeine
Des Dorfes Pfarrer wohlbedächtiglich.
Sie schweigen. Endlich ruft die Dame: O die Flecken
Des Mondes, können Sie entdecken
Die Wesen, welche dort im Monde stehn?
Ja! spricht der fromme Mann, schon lange hatte ich
Die Flecken dort voll Staunen angeseh'n.
O! theurer Mann! es sind zwei herrliche Gestalten,
Die Zärtlichen! sie küssen sich.

Sie drückt dabei vertraut die Hand des Alten,
Doch der ruft schnell: Ew. Gnaden irren Sich!
Die Flecken, welche Sie für Menschen halten,
Besteh'n — ein Blick kann Sie belehren —
Aus Kirchen, Kanzeln und Altären.
Die Dame lacht, der Pfarrer auch,
Und man beginnt von beiden Seiten,
Nach philosophischem Gebrauch
Der gegenwärt'gen Zeit: auf's Heftigste zu
streiten.
Der Streit, das Lachen, das Geschrei
Führt einen Dritten bald herbei,
Und dieser soll nunmehr entscheiden,
Wer in dem Monde recht gesch'n,
Ob Liebende, ob Thürme in ihm steh'n,
Der aber lächelt: bloße Flecken,
Die, spricht er, kann ich nur entdecken.
Und wie? wir hätten falsch gesch'n?
Nein! nein mein Herr! Sie können nicht ent-
scheiden,
(So tönt es laut von den erzürnten Beiden)
Weil Sie die Sache nicht verstehn,
Sie liegt ganz außer Ihrem Kreise.
Stumpf ist Ihr Aug', Sie sehen nicht,
Drum gehen Sie. Er geht und spricht;
Ein jeder sieht auf seine Weise.

Der junge Kauz.

Ein Adler flog der Sonne zu.
Ich bin ein Vogel, so wie du,
Mein Flügel iſt dir gleich, mein Schnabel iſt gekrümmt,
Ich bin von deiner Art, zu gleichem Flug' beſtimmt! —
So rief ein junger Kauz dem hohen Adler zu.
Ich kann voll Zuverſicht dich zu erreichen wagen,
Nur Stumpfſinn bleibt in träger Ruh,
Ich aber kann der Sonne Licht ertragen.
Er ruft's; ſtößt auf; das Licht verblendet ſeinen Blick
Und ſchwindelnd taumelt er zur Erde ſchnell zurück.
Wie diente dies ſofort das Käuzlein abzukühlen
Das hiedurch den Beweis der eig'nen Schwäche fand,
O möchte doch ſo ſchnell der Kantianer fühlen,
Er ſei nicht Kant.

Ueber die unbegrabenen Gebeine auf dem Schlachtfelde.

Nach dem Polniſchen des Gawinski.

Wähnſt du, die Helden ſind vergeſſen,
Weil ihr Gebein hier liegt und ſie kein Denkmal nennt?

Blick auf, ſie deckt der Himmel unermeſſen,
Und in des Enkels Bruſt ſteht noch ihr Monument.

Sänger Franz.

Womit vergleich' ich dich? o ſtolzer Sänger Franz?
Dir gleicht in der Muſik, nichts als die Diſſonanz.

Zorn und Argwohn.

Er will, ruft Lais aus, ich ſoll mein Herz ihm ſchenken.
Bin ich ein Kind, was denkt der Mann?
Will er vielleicht nicht bloß mich durch den Vorwurf kränken:
Daß ich mein Herz nicht mehr verkaufen kann?

Bei der Aufführung von Hayd'ns Schöpfung.

Daß meine Augen längſt erſtarben,
Und meine Blindheit fühl' ich nicht;
Es werden Töne mir zu Farben,
Es wurde Licht.

An Madam Schütz bei der Aufführung von Maria Stuart.

Durch Stellung, Mienenspiel und Ausdruck uns zu rühren,
Gewährt dem Künstler oft Minervens hehe Gunst;
Allein blos durch der Stimme Ton,
Durch Ausdruck des Gefühls, durch Declamation,
Des Blinden Auge selbst die Thräne zu entführen,
Maria Stuart! bleibt Triumph der höchsten Kunst.

An den großbärtigen N. N.

Du dünkst dich fürchterlich durch deinen Knebelbart,
Und doch sind Hasen mehr, im Munde selbst, behaart.

Die Klätscher.

Fragment eines Gesprächs.

A. Die Klätscher, o! daß sie der Henker hole,
Ich neck' sie wieder bis es ihnen schmerzt.
B. O nein! ich scheue sie gleich einer todten Kohle,
Die zwar nicht brennet aber schwärzt.

Tischrede
zur Einweihung des neuen Locals der Deutschen Ressource.
Gesprochen am 19ten Septbr. 1815.

Aufgeschaut! ihr Herrn allzumal,
Da wären wir beisammen, und zwar im neuen Local;
Drum will ich, zur Erbauung für Jung' und Alten,
Ein Redlein in Knittelversen halten.
Und zwar in Abrahams von St. Clara Manier,
So daß ich im ersten Theil, als Thais, das Lustige präsentir,
Im zweiten Theil aber, merkt auf, ihr Herrn!
Da kommen die Moralia, und das ist so eigentlich der Kern.
Zuvörderst sollen wir groß Jubel dran haben:
Daß wir noch leben; denn wären wir begraben,
So hätten wir weder solch' Haus, noch solch' einen Saal,
Sondern unter der Erde ein enges und dumpfes Local.
Pro secundo soll es uns wohl behagen:
Daß uns heut nicht drückt ein verdorbener Magen,
Und wir nicht sitzen griesgrämlich da,
Gemartert von Zahnschmerz, Gicht und Podagra.
Pro tertio: daß, wenn Essen und Trunken uns schmeckt,

Auch für uns sofort der Tisch ist gedeckt,
Welches wahrlich nicht jedermann,
In diesen Zeiten gleich haben kann.
Pro quarto (auf Deutsch zum vierten das
heißt)
Soll sich erfreuen so Herz als Geist:
Daß uns kein Rang, kein Titel, kein Gold, kein
Stand,
Nein! Achtung, Freundschaft und Bildung ver-
band.
Pro quinto, das Beste kommt hinterdrein:
Daß wir Preußen uns des Sieges freu'n,
Froh hoffend: Gott trocknet des Landes Zähren,
Die Unsern werden herrlich bald wiederkehren. —
So könnt' ich Stoff zur Freude viel
Euch heut' erzählen ohn' Maaß und Ziel:
Doch weil wir, außer andern schönen Gaben,
Auch Zähne, Mund und Zunge haben,
So wollen wir auch Speise und Trank genießen,
Drum will ich den ersten Theil der Rede hier
schließen.
Wir aber wollen und flugs von den Stühlen er-
heben,
Und rufen: Vivat hoch! der König soll leben,
Ihm sei vom Himmel jedes Glück beschert,
Drauf schnell und frisch die Gläser geleert.
Nachdem wir hiedurch unsere Lungen erfrischt,
Werd' auf die Rede ferner aufgepaßt;
Und so will ich dann zu unserm Ruhm und Heil
Spazieren flugs in den zweiten Theil.

Da sollt ihr liebe Herrn gleich hören
Viel gute Wünsch' und schöne Lehren.
Zuerst wünsch' ich: Unsre Ressource möge bestehen,
So lange junge Herrn nach schönen Mädchen sehen,
So lange viel Bräute den Kranz nicht haben, aber doch tragen,
So lange böse Weiber noch mit Pantoffeln schlagen,
So lange viel' junge Weiber noch coquettiren,
Sich verführen lassen, und auch wol selbst verführen,
So lange häßliche Weiber auf junge und schöne schmälen,
So lange alte Herrn noch Ducaten zählen,
So lang' als vor Hunden die Hasen noch laufen,
So lang' als noch Thoren sich Titel erkaufen,
So lang' entnervte Wichte mit Mannheit prahlen,
So lang' als viel große Herrn ihre Schulden nicht bezahlen; —
Wird unsre Ressource, so lange dies währet, bestehn,
So wird sie hoffentlich auch der Welt Ende sehn.
Nun wünsch ich aber auch in specie,
Jedem unter uns auf das zierlichste:
Wer Beruf dazu und Gelegenheit hat,
Dien' getreu dem Staat, dien getreu der Stadt;
Wem da ist Kraft zum Reden und Handeln verliehn

Sei wacker und ſtark, ſei muthig und kühn,
Acht' nicht der Narren und Schwächlinge Zeter-
ſchrei'n,
Wie ſtark es auch hinter ſeinem Rücken mög'
ſein.
Wem das Glück Gold und Silber viel gab,
Denk', daß er keinen Heller nimmt mit in das
Grab,
Drum theil' er gern mit dem Armen ſein übriges
Brot,
Und mild're der Wittwen und Waiſen Noth.
Wer da hat einen Freund, oder wol gar zwei,
Der denk', daß er reicher als der Kaiſer ſei,
Und ehre der Freundſchaft heiligen Bund
Mit Freundestreu von Herzensgrund.
Wär unter uns ein Junggeſelle zart und fein,
Der da hätt ein junges Bräutelein,
Dem wünſch' ich, daß er bald mit ihr zum Altare,
Doch bei Leibe nicht eher in's Brautbett fahre.
Wer unter uns von dem günſtigen Geſchick
Ein braves Weib erhielt — der Erde höchſtes
Glück, —
Die ſich häuslich für ihren Mann bemüht,
Die mit Muttertreue die Kinder zieht,
Enthalt' ſich im Winkel aller Liebelei,
Halt ſein Weib ehrenwerth und bleib' ihr treu.
Sollt' ſich aber auch jemand unter uns finden,
Der da hätt, zur Strafe ſeiner Sünden,
Als Fegefeuer für Seele und Leib,
Ein häßliches, böſes und geiziges Weib. —

O weh, o weh! dem armen Mann
Nur einzig Geduld ich ihm wünschen kann.
Sollt' irgend ein Kranker schmerzlich leiden,
Den möge doch bald sein Uebel meiden.
Wem aber im Stillen blutet sein Herz,
Dem mild're bald innerer Friede den Schmerz.
Kurz, wer so ein Bündlein auf dem Rücken trägt,
Wobei ihm das Herz oft ängstlich schlägt,
Der trage geduldig, er kommt ja an's Grab,
Da wirft schnell ein jeder solch' Bündlein ab:
Froh schwingt sich dann der Geist empor,
Das Grab wird dem Guten ein Himmelsthor.
Wohl uns, ihr Freunde, wenn allzumal
Wir uns einst dort finden in des Himmels Local.
Drum laßt uns vermeiden, was niedrig und schlecht,
Und leben gut, edel, fromm, züchtig, gerecht;
So daß, wenn einst unser Stündlein schlägt,
Ein jeder ein rein Gewissen im Busen trägt,
Daß, wenn man uns bringt zur stillen Gruft,
Keiner Weh und Ach! fluchend hinter uns ruft —
Nein! dann soll ein jeder noch sagen kann:
Schlaf sanft, du lieber guter Mann!
Leicht sei die Erde, die dich deckt,
Bis dich ein Gott zum Leben weckt.
O Freunde! nach diesem Glück zu streben
Drauf wollen wir freudig die Hände uns geben.
Zu genießen das Leben in Heiterkeit,
Doch von dem Laster unentweiht:
Des Lebens uns in Unschuld zu freun,

Doch auch gut, kräftig und weise zu ſein.
Drauf laßt uns leben, drauf laßt uns ſterben.
Wer alſo denkt, ſtoß freudig mit an,
Und ruf: Vivat hoch jeder brave Mann!

Vortrag
gehalten in der Deutſchen Reſſource, nach dem Siege der Verbündeten bei Leipzig. 1813.

Wir leeren nun erfreut ſo manchen Becher
Und trauerten bisher, oft ſchnöder Feinde Spott.
Jetzt fühlen wir: es lebt des Frevels Rächer;
Es iſt ein Gott.

Der Mann, dem dreifach Erz die kalte Bruſt umgeben,
Und der gefühllos bei der Menſchheit Noth,
Vergeudete der Nationen Leben,
Wenn's Herrſchſucht ihm gebot;

Der Alles an der Sklavenkette führte,
Und der voll Uebermuth in ſeinem ſtolzen Sinn
Durch einen Blick den Erdkreis ſchon regierte,
Sank plötzlich hin!

Wer aber hieß den Froſt, den Sturm aus Norden,
Als Frankreichs Heer kühn an die Moskwa drang,
Mit einem Schlag; dies ſtolze Heer zu morden,
So daß es ſtarr und kraftlos niederſank? —

Wer gab den Fürsten diese Geistesstärke,
Wer unserm Heere Löwenmuth,
So daß es nach dem größten, kühnsten Werke
Noch neue Thaten thut?

Es ist ein Gott, er schützte in Gefahren,
Laßt seiner Huld uns ferner zu erfreu'n,
Und seinen Schutz auch künftig zu erfahren
Uns dessen würdig sein.

Dann wird der Segen ferner um uns schweben,
Gott wird mit uns und unserm König sein,
Wir werden noch das hohe Glück erleben:
Des Friedens uns zu freu'n.

O Wonne wenn die Unser'n wiederkehren,
Empfindung denn den vollen Busen schwellt;
Dann segnen hoch beglückt des Vaters Freudenzähren:
Den Sohn, den Held;

Dann fühle Weib und Kind mit seligem Entzücken:
Des Gatten und des Vaters Heldenwerth;
Stolz sei die Braut: den Jüngling zu beglücken,
Der siegreich wiederkehrt.

Doch ach! es kehrt nicht Jeder zu uns wieder,
So mancher ward des bittern Todes Raub.
Und Mancher, kämpfend für die Wohlfahrt seiner Brüder,
Sank in den Staub.

Allein

Allein der Menſch iſt für das Grab geboren.
Ein ſchöner Tod bleibt ja das höchſte Ziel;
Es hat die Welt, der aber nichts verloren,
Der für das Glück des Vaterlandes fiel.

Nur ihr, die troſtlos hier zurückgeblieben,
Ihr, deren Habe Krieg und Trug verzehrt,
Ihr Gatten, Eltern, die ihr eure Lieben,
Die euch das Grab verſchlang, gebeugt entbehrt,

Wähnt nicht das Daſein nur zum Schmerz gegeben;
Blick' auf zum Himmel Menſch und Chriſt,
Der Schmerz iſt Bürge für ein höh'res Leben,
Worin kein Schmerz mehr iſt.

Drum laßt uns jede Erdennoth verachten,
Laßt uns, des höhern Daſeins zu erfreun:
Auch nach der höchſten Menſchenwürde trachten,
Stark, gut und edel ſein.

Begeiſt rung ſprengt die Feſſel, die, im Leben,
Die Seele hier im Staube tragen muß;
Ich ſehe Friedrichs Geiſt um unſern König ſchweben,
Als Preußens Genius.

Und vor dem Sternbild dort, wir nannten's Friedrichs Ehre,
Steht Winterfeld, Schwerin, und Seidlitz, Kleiſt und Keith,

Sie blicken segnend nun herab auf Preußens Heere,
Und winken ihnen zur Unsterblichkeit.

O Ludwig Ferdinand, jetzt fühlst du ganz die Freude,
Das hohe Glück der bessern Welt;
Und Moreau blickt von dort herab im Sternenkleide,
Der Edle, Mensch und Held.

Und alle Väter, Söhne, Gatten, Brüder,
Die für der Menschheit Glück der heil'ge Kampf geraubt,
Die Märtirer, sie blicken auf uns nieder,
Mit Strahlen um das Haupt.

Und wir? — O Freunde laßt den Wittwen und den Waisen,
Die jetzt der Krieg erzeugt, treu unsern Beistand weihn,
Durch gute Thaten laßt uns unsern Dank beweisen;
Dann wirst du Gott auch ferner mit uns sein.

Du hörtest ja, o Gott! der Menschheit Flehen,
Uns rettete ja deine Vaterhand;
O laß uns bald das Glück des Friedens sehen
Und schütz den König, schütz das Vaterland.

Grabschrift.

Die Kammerjungfer Schnips, zu ihres Herrn Jammer,
Schläft nun in dieser Gruft, wie sonst in seiner Kammer.

Bittschrift an einen Finanzminister.

O eil! um deiner selbst dich unsrer zu erbarmen,
Du, im Besteurungsfach so hoch erfahrner Mann
Hör mit den Steuern auf, daß Alle nicht verarmen,
Damit dir künftighin noch Mancher steuern kann.

Die Schnecke.

Ein kluger Mann, der liebt sein Haus
Und hütet seines Weibchens Treue,
„Drum" sprach der alte Kunz, „drum geh' ich niemals aus
„Und bleibe sicher für Geweihe."
„Ei," rief Frau Lieschen, „lieber Mann,
„Sieh doch, das kleine Schneckchen an,
„Das nie sich aus dem Hause regt,
„Und doch recht große Hörner trägt."

Als *** nach dem Kriege seinen feierlichen Einzug hielt.

Streut, Mädchen, Lorbeern ihm, streut sie auf seine Pfade
Bei seinem Einzug in die Stadt,
Ihm, der sie überall bei Mädchen und aus Gnade,
Nie vor dem Feind erhalten hat.

Als man sich wunderte, daß hier der große Mann kein Denkmal hätte.

Wähn' der Vergessenheit den Edlen nicht zum Raube,
Weil sich auf seiner Gruft kein Denkmal hier erhebt,
Und such' den großen Mann nicht unter diesem Staube,
Der ewig über Sternen lebt.

Unter den Schattenriß Sr Excellenz, des Kanzlers Freiherrn von Schrötter.

Sieh' hier den Mann voll Redlichkeit und Milde,
Ehr' Menschheit ihn, und lieb' ihn Vaterland,

Den Mann des Lichts, der nie, als hier im Bilde,
Im Schatten ſtand.

In ein Stammbuch.

Fürcht' nichts als Gott und dein Gewiſſen,
Lieb nur, was edel, groß und gut,
Dann wird im Kampfe mit der ganzen Höllenbrut
Dir doch durch ſie dein Himmel nicht entriſſen,
Denn ſie kann nur dein zeitlich Glück verderben,
Doch nie dich hindern, vorwurfsfrei zu ſterben.

Als das Bild der Gerechtigkeit vor dem Rathhauſe in *** errichtet wurde.

Seht Bürger die Gerechtigkeit
Vor unſerm Rathhaus ſtehen,
Doch unſer Magiſtrat gebeut
Ihr: nicht hineinzugehen.

Als *** Rath wurde.

Wie könnt ihr unſern jungen Rath verlachen?
Da ihr es Alle wißt:
Daß Gott auch bei den Schwachen,
Noch immer mächtig iſt.

Grabſchrift auf meinen Jugendfreund Conrad Jacobi.

Geh' nicht gefühllos hier vorüber, ſtreue
O Wand'rer! Blumen auf dies Grab
Des Manneſ, der von Redlichkeit und Treue
Ein ſchönes Beiſpiel gab.
Und wer Verſtand und ächte Tugend ehret,
Betrau're ihn, den wackern Mann,
Den, weil die Erde keinen Lohn gewähret,
Ein Himmel nur belohnen kann.